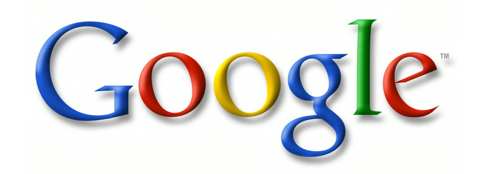
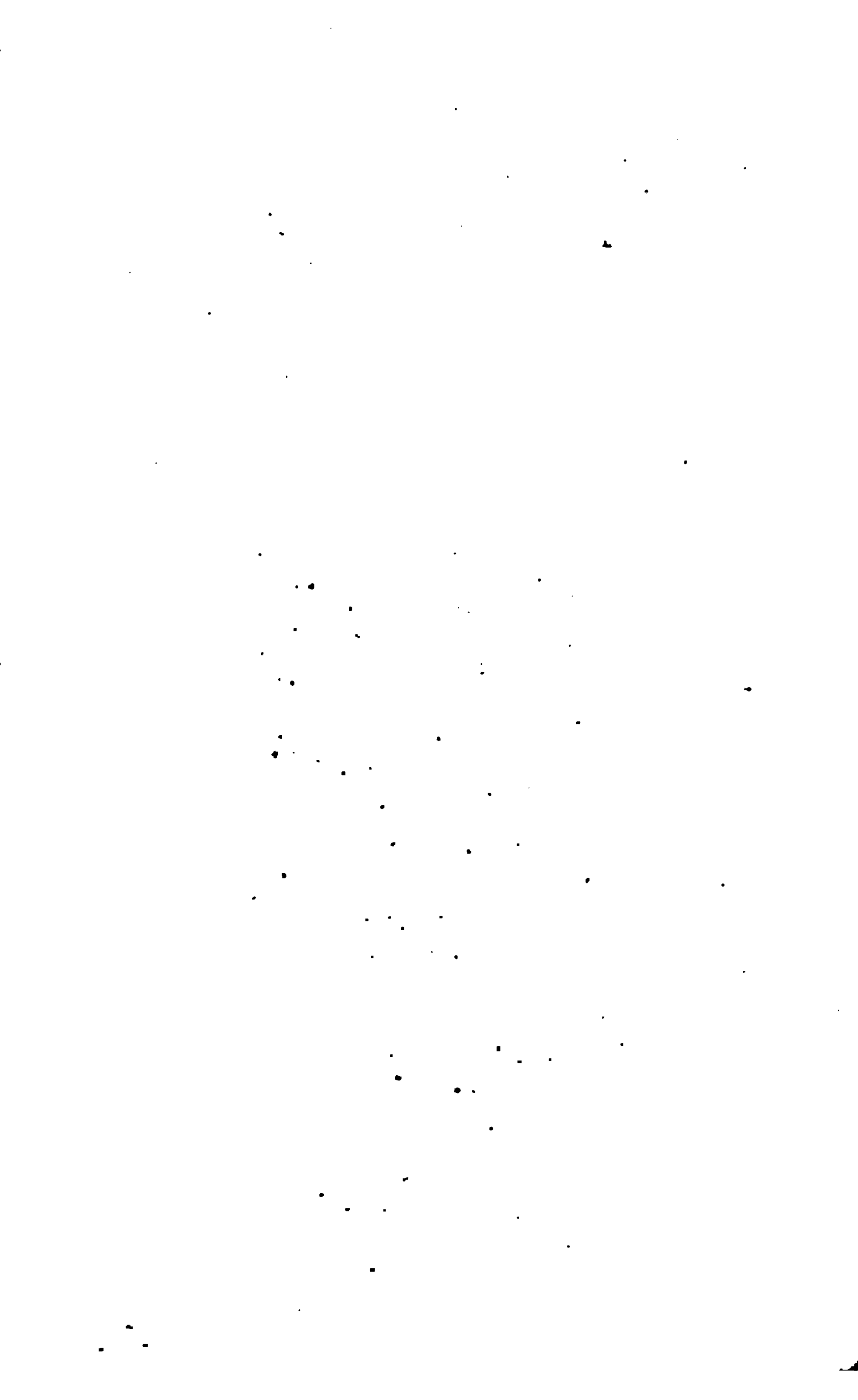





DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA
Taylor Institution.





ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITERATUREN.

HERAUSGEGEBEN

VON

LUDWIG HERRIG.

XXXV. JAHRGANG, 65. BAND.

BRAUNSCHWEIG,

DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.

1881.

Inhalts-Verzeichniss des LXV. Bandes.

Abhandlungen.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Programmenschau.

Seite

Miscellen.

Widerruf.

Bibliographischer Anzeiger.

Ein portugiesisches Weihnachtsauto.

Pratica de tres pastores na noite do Natal.

Nachstehendes alte portugiesische Weihnachtsauto schien uns sprachlich wie sachlich interessant, und, da es äusserst selten ist, eines Wiederabdrucks wert und bedürftig. Diesen zu unternehmen bestimmte uns der glückliche Umstand, dass uns zwei verschiedene, ziemlich gleich unbekannte, gleich seltene, und in sehr wenigen, vielleicht nur in je einem Exemplar erhaltene (übrigens aber gleich fehlerhafte und flüchtige) Drucke zur Verfügung standen; und dass wir überdies ein Manuscript ausnutzen durften, das möglicherweise älter als beide Drucke ist, vielleicht jedoch nur dem früheren unter beiden an Alter gleichkommt, jedenfalls aber, wenn nicht der Zeit, so doch der Filiation nach, dem Originale näher steht als jene.

Auch das Manuscript war bis jetzt unbeachtet geblieben, obwohl seine Existenz in der Bibliotheca publica Eborense seit 1869, d. h. seit dem Erscheinen des trefflichen Manuscripten-Katalogs dieser Bibliothek kein Geheimniss mehr ist.* Es stammt, wie Handschrift und Papier zeigen, aus dem letzten Viertel des 16., oder dem ersten Viertel des 17. Jahrhunderts und bildet einen kleinen Bruchteil des mit $\frac{\text{CXIV}}{1-33}$ chiff-

* Catalogo dos Manuscriptos da Bibliotheca Publica Eborense, ordenado com as descripçoes e notas do bibliothecario Joaquim Heliodoro da Cunha Rivara e com outras proprias por Joaquim Antonio de Sousa Telles de Matos. 3 voll. in fol. — Lisboa. Imprensa Nacional 1869.

rirten Codex in klein Oktav, der eine ältere Seitenzählung von 96 bis 274, doch mit Uebergehung vieler nicht gezählter Seiten aufweist.* Jetzt ist er neu nach Blättern numerirt, von welchen unser Auto zwölf (6 bis 18) einnimmt. Der Specialtitel dieses Manuscriptes heisst:

Fr. Antonio da Estrella: | Pratica | de tres pastores | Rodrigo Lourenço e Sylvestre. | Aparecendolhe hũ Anjo a noite | Chama hũ | pello outro.

Der ältere der zwei Drucke, den wir mit A bezeichnen, stammt ungefähr aus derselben Zeit, d. h. er kann dem Anfang des 17. Jahrhunderts angehören, fällt eher jedoch in die letzte Hälfte des 16. Das Exemplar, welches wir benutzt haben (und zwar in der königlichen Bibliothek von Ajuda), ist ohne alle Daten.** Ob es sie je gehabt hat, können wir nicht sagen, da der untere Rand des letzten Blattes, auf welchem die Angaben über Zeit und Ort des Druckes stehen konnten, abgerissen ist. Im übrigen ist das Exemplar vollständig. Es bildet ein Heft in 4° von zwölf Blättern oder 24 Seiten zu je 2 Colonnen, auf sehr schlechtem Papier und höchst unsorgfältig gedruckt; in Format, Typen, Druckeinrichtung, kurz im ganzen Aeusseren genau so gehalten wie die gewöhnliche Volkslitteratur des 16. und 17. Jahrhunderts. Der Titel lautet:

Pratica | de tres pastores | Asaber: Rodrigo Loirenço e Sylvestre | Os quaes apparecendolhe o Anjo a noite de Natal | espantados chamão hum ao outro dizendo: Es folgt ein kleiner roher Holzschnitt, das Christkind in der Krippe darstellend. Unmittelbar darauf beginnt, noch auf der ersten Seite, der Text.

Der zweite Druck vom Jahre 1761, den wir mit B bezeichnen, besteht gleichfalls aus 24 Seiten in 4°:

Pratica | de tres | Pastores, | saber Rodrigo, Loirenço, e Sylvestre | Aos quaes apparecendo lhe o

* V. Tomo II Que comprehende a litteratura p. 69, Zeile 1, wo es heisst: Pratica de tres pastores ao presepio por Fr. Antonio da Estrella. Cod. $\frac{\text{CXIV}}{1-33}$: a. fl. 6. — 12 folhas 8°.

** Es befindet sich daselbst mit vielen anderen Volksschriften im XVII. der mit „Papeis varios“ bezeichneten Bände.

Anjo a noyte de Natal, espantados chamaõ hum ao outro. Darunter ein Bildchen, die Anbetung der Hirten darstellend. Lisboa. | Na Officina de Francisco Borges de Sousa. | Com todas | as licenças necessarias e Privilegio real. — Diese Licenzen stehen am Schlusse, d. h. auf p. 24 und heissen kurz und bündig: Pode se reimprimir etc. Das von uns benutzte Exemplar befindet sich in der Bibliothek von Porto.

Unserer Meinung nach muss vor A, das für eine erste Ausgabe zu unordentlich gedruckt ist und schon Interpolationen aufweist, noch eine andere, die Editio princeps, liegen; eine oder mehrere andere auch vermuthlich zwischen A (um 1600) und B (1761). Die bibliographischen Nachweise, die wir zu geben vermögen, bleiben also wahrscheinlich unvollständig, obwohl wir noch über eine dritte Ausgabe (C), und vielleicht gar über eine vierte, zu berichten wissen. Dass solche existirt haben, lehren uns Bluteau und Salvá. 1) Bluteau im 8. Bande seines grossen Vocabulario Portuguez & Latino (welcher Band 1721 erschien) citirt unter tartaranhaõ nach einem gedruckten Text, wie er selbst sagt, zwei Stellen aus der Pratica, die sowohl von der Lesart des Manuscriptes als auch der Ausgabe A abweichen, hingegen mit B, das doch erst 40 Jahre später erschien, übereinstimmen. 2) Salvá in seinem wertvollen Kataloge* citirt unter No. 1363 unser Stück in folgender Form:

Pratica de tres pastores. A saber Rodrigo Loirenço e Sylvestre. Os quaes *apparecendolhe* o Anjo a noite *do* Natal, espantados chamaõ hum *a* outro dizendo. (Sigue una laminita de madera que representa el Nacimiento y bajo principia la pieza. Al reverso de la duodecima hoja que es la ultima se lee:)

Com todas as licenças necessarias. Em Lisboa. Por Antonio Aluares. 1626. 4°. 12 hojas sign.†

Wie man sieht, weist dieser Titel, trotz aller Aehnlichkeit, doch nicht absolute Gleichheit mit A auf; und, bei der grossen Sorgfalt und Genauigkeit in allen Angaben Salvá's, dürften

---

* Catalogo de la Libreria de Salvá escrito por D. Pedro Salvá y Mallen. Valencia 1872. Tomo I, p. 486.

wir, schon auf Grund der drei durch den Druck hervorgehobenen kleinen Differenzen hin, ohne weiteres annehmen, dass wir es mit einer neuen Ausgabe zu tun haben, und die Vermutung zurückweisen, dass A identisch mit C, also 1626 aus der Druckerei des Antonio Alvares hervorgegangen sei. Diese Annahme der Verschiedenheit von A und C wird aber dadurch zur Gewissheit, dass eine von Salvá nach seinem Exemplar mitgeteilte Textprobe eine Reihe weiterer Abweichungen von A enthält. Der Leser wird selbige an der betreffenden Stelle (Zeile 1381—1428) unter den Varianten finden. — Ob nun aber die von Bluteau vor 1721 benutzte Ausgabe der Pratica die gleiche ist, von der ein Exemplar in Salvá's Hand gekommen, ob also zu A und B eine oder zwei Ausgaben hinzuzuzählen sind, muss dahingestellt bleiben.

Wie die drei verschiedenen Ausgaben, um die wir wissen und die vielleicht nicht die einzigen sind, es beweisen dürften, ist unser kleines Weihnachtsauto einst beliebt gewesen. Heute aber ist es so gut wie unbekannt. Es hat nicht das glückliche Geschick so vieler anderer Volksdramen ähnlichen Inhalts gehabt, die ihm an Wert durchaus nicht überlegen sind und sich doch durch die Jahrhunderte hindurch bis auf den heutigen Tag in der Gunst des port. Volkes erhalten haben und wieder und wieder gedruckt und ausverkauft werden.* Weder das Volk kennt unsere Pratica, noch die Gelehrten. — Keiner der spanischen und portugiesischen Bibliographen führt sie an: weder Barbosa Machado, noch Innocencio da Silva, weder Nicolas Antonio, noch Barrera y Leirado. Die einzigen Stellen, in denen ihrer gedacht wird, sind (mit einer gleich zu erwähnenden Ausnahme) bereits von uns im obigen angeführt, die einzigen erhaltenen Exemplare sind die schon erwähnten; d. h. 1) das Ms. in Evora, im Kataloge seiner Codices verzeichnet; 2) die datenlose Ausgabe A, vollkommen unbekannt, in Ajuda; 3) die von 1626, im Besitze Salvá's, der sie rarísima nennt, und vielleicht einst auch in Bluteau's Hand; 4) die von 1761 in der Bibliothek dieser Stadt Porto. — Es wäre nur natürlich,

* Eine Liste derjenigen portugiesischen Volksbücher, welche heute die gelesensten sind, findet sich in Gröber's Zeitschrift für Romanische Philologie III, 5. Bibliographie 1878.

wenn sich von dieser letzten, verhältnissmässig jungen Ausgabe weitere Exemplare erhalten hätten, da sie ja nach dem Erdbeben gedruckt ward, also nicht wie so unendlich viele andere unersetzliche Denkmäler portugiesischer Kunst und Litteratur durch dasselbe zerstört worden sein kann; doch, wie gesagt, es finden sich keine Angaben darüber, und im Handel kommen Exemplare nicht vor. Theophilo Braga's unermüdlichem Forscherfleiss auf dem Gebiete vaterländischer Litteraturgeschichte konnte jedoch auch dieses kleine Denkmal nicht entgehen. In seiner „Historia do Theatro portuguez"* bespricht er die Pratica in einer Weise, die klarstellt, dass er sie gesehen und benutzt hat, und zwar in der Ausgabe von 1761, und nur in dieser. Er bespricht sie nämlich im dritten Bande jenes Werkes, welcher dem 18. Jahrhundert gewidmet ist; und stellt auch, in dem zum Schlusse beigegebenen „Repertorio geral do theatro portuguez", irre geleitet durch das Datum dieser jüngsten Ausgabe, unser Stück fälschlich unter das Jahr 1761. Wir vermuten, er habe dasselbe Exemplar wie wir benutzt. Doch ob er auch ein zweites kenne oder besitze, die Seltenheit der Pratica wird dadurch nicht vermindert, und der heute von uns gebotene kritische Wiederabdruck ist von diesem Standpunkte aus vollkommen gerechtfertigt.

Ob auch der Wert der Pratica ihn gutheisst? Unserer Ansicht nach: ja. Als altes Denkmal des portugiesischen Volksidioms und als Specimen des im Auslande wenig gekannten Genres jener durch und durch volkstümlich-traditionellen Schauspiele, welche — als Loa, Pratica, Auto, Egloga, Colloquio, Dialogo pastoril, Representacion — in der Weihnachtsnacht am häuslichen Heerd um die, statt unseres heidnischen Tannenbaumes als christliches Symbol aufgeschlagene Krippe (Presepe oder Presepio) aufgeführt zu werden pflegen, verdient sie an und für sich Beachtung. Dadurch aber, dass sie sich durch echte naive Volkstümlichkeit, unverfälschte Derbheit in Geist, Sprache und Charakteristik der Figuren auszeichnet, d. h. das Genre in seiner genuinen Form vertritt, wie es durch kein

* Historia do Theatro Portuguez. Vol. III. A baixa comedia no seculo XVIII. Porto. Imprensa Portugueza 1871. p. 106—108.

anderes portugiesisches Stück bis jetzt zu weiterer Kenntniss gelangt ist, wird ihr Wert natürlich erhöht.

Es ist eine bekannte Tatsache, dass sich in Spanien wie Portugal aus dem Mittelalter herüber, aus Zeiten, die Jahrhunderte weit hinter die ersten eigentlich litterarischen Dramenschöpfungen fallen, die Sitte erhalten hat, kirchliche Festtage durch dramatische Darstellungen (Autos) zu feiern, deren Stoff jedes Mal das Ereigniss bilden muss, an welches der Festtag erinnern soll; dass besonders das Weihnachtsfest noch bis auf den heutigen Tag,* unter anderem durch Aufbau einer rohen oder kunstvollen, scenisch einfachen oder complicirten „Krippe“ und durch Aufführung entweder traditionell erhaltener oder eigens durch einen Dichter aus der Familie componirter Krippenspiele gefeiert wird; dass im Anfang des 16. Jahrhunderts die Schöpfer des spanischen und portugiesischen Dramas, Juan del Encina und Gil Vicente, an diese damals allgemeine Sitte anknüpfend, die Geburt Christi zum Gegenstand ihrer ersten dramatischen Versuche machten, und beide, jener 1492 in seiner „Egloga representada en la noche de natividad de nuestro señor entre cuatro pastores: Juan. Mateo. Lucas y Marco“, dieser 1502 in seinem „Auto pastoril castelhano“** den Typus des Weihnachtskrippenspiels schufen, wie er im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts von allen weiteren Dichtern ähnlicher

---

* Man sehe darüber: Revista d'Ethnologia & de Glottologia. Estudos e Notas por F. Adolpho Coelho, Fasciculo I, Lisboa 1880. p. 5. Materiaes para o estudo das festas, crenças e costumes populares portuguezes. I O Natal., wo es unter § 3 heisst:

„Em muitas casas fazem se presepes figurando a gruta de Belem etc., e representam-se entremezes, peças dramaticas etc.“

** Beide Stücke finden sich abgedruckt in Böhl de Faber's: Teatro antiguo anterior a Lope de Vega. Hamburgo 1832 als No. 1 und No. 7. Mit No. 1, welches das im Texte citirte Stück von Encina ist, möge man auch No. 6 als Encina's zweites Krippenstück vergleichen. (Egloga representada en la noche de natividad entre cuatro pastores: Juan, Miguelejo, Rodrigacho y Anton, y un Angel.) Unter No. 7 stehen (statt einer) die zwei ersten Compositionen von Gil Vicente, als bildeten sie ein Ganzes. In der Tat aber ward das früheste, gewöhnlich Visitação oder Monologo do Vaqueiro genannt, welches zwar auch ein Auto pastoril del Nacimiento nach dem volkstümlichen Typus der Weihnachtsstücke ist (eigentlich nur eine Loa), jedoch nicht Christi Geburt, sondern die Geburt des Prinzen Dom João, nachmaligen Königs D. João III, feiert, am 8. Juni 1502 gedichtet und dargestellt, während das wahre Weihnachtsauto, auf das es uns ankommt (p. 43), zur Christnacht desselben Jahres verfasst ward.

Schaustücke, in Spanien von Lucas Fernandez, Bartolomé Aparicio, Juan Pastor, Pedro Lopez Ranjel, Hernando de Yanguas, Felipe Godinez, Velez de Guevara, Mira de Mescua, Antonio del Castillo, Valdivielso, Lope de Vega etc. etc.; in Portugal von Baltasar Diaz, Clemente Lopez, Antonie Piros Gonge, Pedro Vaz Quintanilha, Francisco Lopez, Sor Francisca de la Columna,* Francisco Rodriguez Lobo und hier

* Die uns bekannten Titel von portugiesischen und spanischen Weihnachtsautos, gesammelt zum Teil aus den Werken selbst, zum Teil aus den Bibliographen: Barbosa Machado, Innocencio da Silva, Salvá, Barrera y Leirado und aus Theophilo Braga's: Repertorio geral do Theatro-portuguez, sind folgende:

I. Portugiesische:

1502 Gil Vicente: Auto pastoril castelhano endereçado ás matinas de Natal.
Gegen 1600 Baltasar Diaz: Auto do Nacimento de Christo.
1600 Antonio Pires Gonge: Auto do Nascimento de Christo (Barbosa).
1600—1700 Clemente Lopez: Auto do Nascimento (Barbosa).
1646 Francisco Lopez: Auto e colloquio do Nascimento de Christo.
1650 Manoel Nogueira de Sousa: Auto do Nascimento de Christo.
1650 Sor Francisca de la Columna: Comedia ao Nacimento de Christo (Barbosa).
1676 Francisco Rodriguez Lobo: Auto del Nacimiento de Christo y edicto del emperador Augusto Cesar.
1678 Pedro Vaz Quintanilla: Auto do Nascimento de Christo Nosso Senhor.

II. Spanische:

1496 Juan del Encina: 1) Egloga para la noche de la Natividad de nuestro salvador (Cancionero de J. d. E. f. 77 e 79 & Böhl. 3—11).
2) Egloga trovada para la noche de la Natividad (Canc. f. 94 v.).
3) Egloga representada en la noche de Natividad entre cuatro pastores Juan, Miguelejo, Rodrigacho y Andres, y un Angel (Canc. & Böhl 32).
1514 Lucas Fernandez: Egloga o farsa del Nacimiento de Jesu Cristo (Farsas y Eglogas).
1517 Torres Naharro: Dialogo del Nascimiento (Propaladia).
1528 Juan Pastor: Auto del Santo Nacimiento de Christo nuestro señor.
Vor 1550 Pedro Ramos: Representacion del Nascimiento del hijo de dios humanado (Inedito).
Vor 1550 Antonio de Morales: Breve dialogo del nacimiento de nuestro salvador Jesu Cristo (Inedito).
1554 Fernando Diaz: Farsa nuevamente trobada en la qual se introduzen tres pastores. En loor del nascimiento de Jesu Christo.
1550 Pero Lopez Ranjel: Farsa al nacimiento de nuestro redentor Jesu Cristo e de la Virgen gloriosa madre suya.
1550 Hernando de Yanguas: Egloga nuevamente trobada en loor de la Natividad de nuestro señor en la qual se introduzen cuatro pastores.
1554 Jorge de Montemayor: Tres autos en los maitines de la noche de navidad.
1554 Diego Sanchez de Badajoz: Farsa de la Natividad.

wie dort von vielen Anonymos mehr oder weniger genau eingehalten worden ist. Wie aber schon Juan del Encina und Gil Vicente sichtlich die volkstümliche Form der Autos de Presepio umgestalteten, sie litterarisch verfeinerten und mit einigem poetischen Kunstgehalt füllten; für die Grossen ihrer Zeit, in deren Pallästen und Kapellen sie dargestellt werden sollten, zurechtstutzten, was ursprünglich Volkssache gewesen war, so gehen auch die meisten ihrer Nachahmer auf dieser Bahn vorwärts und entfernen sich immer mehr von der Einfachheit des eigentlichen Volksschauspieles. Ihren Ursprung verleugnen freilich auch die kunstvollst arrangirten unter den Christnachtseglogas nicht: den Mangel an einem eigentlich dramatischen Fabelmotiv, an jeder Verwickelung und Entwickelung, an

---

1580 Padre Juan de Cigorondo: Egloga pastoril al nacimiento del niño Jesus (Inedita).
1586 Juan Lopez de Ubeda: 1) Coloquio del santo nacimiento de nuestro señor Jesu Cristo, entre tres pastores (V. Cancionero de L. de U.).
2) Diez dialogos pastoriles al nacimiento del hijo de dios (Im Vergel de flores divinas).
1606 Pedro Suarez de Robles: Danza del santisimo Nacimiento de nuestro señor Jesu Cristo, al modo pastoril. Danza (Vielleicht in älterer Ausgabe von 1561).
1607 Gaspar de Mesa: El Nacimiento. Auto (Inedito).
1611 Bartolomé Aparicio: Obra del santisimo Nacimiento de nuestro señor Jesu Cristo, llamada del Pecador.
1641 Lope de Vega: 1) El Nacimiento de Cristo (Comedias Parte XXIV).
2) El Nacimiento de nuestro Salvador Jesu (Navidad y Corpus Cristi).
1664 Cristo: Auto famoso del Nacimiento del hijo de dios: Tirano castigado (Com. P IV).
1664 Anonimo: 1) El Nacimiento de Cristo N. S. Loa.
2) Del nacimiento de Christo nuestro bien.
3) El Nacimiento de Cristo nuestro bien y sol á media noche.
1664 Montalvan: La natividad del señor (Einzelausgabe).
1664 José de Valdivielso: El Nacimiento de nuestro señor.
1664 Anon.: 1) El Nacimiento.
2) El Nacimiento de Cristo nuestro bien y sol a media noche.
3) El Nacimiento del hijo de dios.
1674 Diamante: El Nacimiento de Cristo. Zarzuela (P. II).
1675 Antonio de Castilla (auch del Castillo): 1) El Nacimiento del hijo de dios.
2) Loa al nacimiento para el auto de los angeles encontrados.
1675 Anon.: El Nacimiento de Cristo.
1675 Luiz Velez de Guevara: El Nacimiento de Cristo.
1675 Mira de Amescua: 1) El Nacimiento de Nuestro Señor. Coloquio en dos jornadas.
2) El Nacimiento de nuestro señor.

Mannichfaltigkeit der Charaktere, so wie die roh bäurische Sprechweise, teilen sie mit ihren Schwestern aus dem Volke. Durch Einschieben einzelner Dialoge in höherem, edlerem Gesprächstone, und ganzer Volksschwankscenen lustigster Art suchen sie jenen Mängeln abzuhelfen, natürlich aber ohne durch solche Mischung heterogener Elemente eine ebenso gute Wirkung zu erzielen wie das reine Genre in seiner groben Einfalt.

Ein Volksdrama reinen Genres aber, wie es vom Volke und für das Volk geschrieben ward, in dem alles, das Motiv, die Gedanken, die Charaktere, die Sprache, der Strophenbau, der Reim, von Ungeschultheit spricht, glauben wir in der „Pratica de tres pastores“ erkennen zu dürfen. Die Handlung bietet sich schlicht und einfach wie sie ist, ohne Schmuck; da wird nicht aus der Hauptsache Nebensache gemacht; bäurische Spiel- und Zankscenen ohne inneren Zusammenhang mit dem eigentlichen Motiv nehmen nicht den Hauptraum ein; die Anbetung des Christkindes wird nicht zum blossen Schlusseffect benutzt oder gar hinter die Bühne verwiesen; der Dichter drängt sich nicht in eigener Person vor; da ist keine Spur von irgend welcher Bezugnahme auf den Zuschauer zu finden, kein ein-

1675 Godinez: 1) El Nacimiento de Cristo.
2) El Nacimiento de Cristo y pastores de Belen.
1729 Alonso Sanchez de Tortoles: El Nacimiento de Nuestro señor Jesucristo.
1747 Anonimo: El rescate del hombre. Auto al Nacimiento del hijo de dios.
Um 1750 Gaspar Fernandez y Avila: El Nacimiento de nuestro señor Jesucristo. Coloquio 8º del Poema dramatico: Infancia de Jesu-Christo.
Anonimo: Auto del Nacimiento de Jesuscristo. Las bodas de Bato y Menga.
Anonimo: Loa al santisimo misterio del nacimiento de N. S. Jesucristo (Entremeses varios y Loas).

Alle unter 1664 verzeichneten Autos finden sich in dem Sammelwerk: Navidad y Corpus Cristi, Madrid 1664; alle unter 1675 stehenden in den Autos Sacramentales y al nacimiento de Christo, Madrid 1675 — selbstverständlich mit Ausschluss derer, bei welchen Einzelausgaben erwähnt sind.

Ein reicher Schatz! Leider aber sind von den Stücken aus dem 16. Jahrhundert, welche die eigentlich wertvollen und interessanten sind, einige ganz verschollen, vielleicht für immer verloren, andere, weil in überaus seltenen Exemplaren vorhanden, so gut wie unzugänglich. In neuen Abdrücken sind eigentlich nur die Stücke von Encina, Vicente und Lucas Fernandez da. Ein kleines Bruchstück einer anderen, die unserer Pratica an Popularität gleich zu kommen scheint, hat Salvá seinem Katalog eingefügt. (No. 1298.)

geschaltetes Bittschreiben an grossmütige oder ungrossmütige Gönner, kein Seitenhieb auf neidische Gegner, keine Anspielung auf Zeitereignisse, keine Allegorie, kein Doppelsinn; in einer Figur stecken nicht zwei oder drei (wie z. B. in der ersten Egloga des Juan del Encina Juan zu gleicher Zeit der Hirt, der Evangelist und der Dichter ist); die Geschenke, die dargebracht werden, sind keine Attrappen, in denen ein oder das andere Werk des Dichters sich versteckt. Verkündigung und Anbetung in ihrer Wirkung auf die beteiligten Hirten sind wirklich der ganze Stoff.

In unserer Pratica z. B. wird er in folgender Weise behandelt: Der geistig lebendige unter drei Hirten, Rodrigo mit Namen, der von den Prophezeiungen des alten Testamentes weiss, des Messias wartet, und darum in der Christnacht nicht schläft, empfängt froh und gläubig, wenn auch erschreckt, die Botschaft des Engels, verkündet sie dem bereitwilligeren unter seinen zwei Gefährten, Loirenço, der noch im letzten Augenblick, ehe der Engel davonflog, erwacht ist; und beide wecken nun, um die Wette rufend und Fusstösse austeilend und, als selbst das nicht fruchtet, das althergebrachte Nasenkitzeln mit dem Strohhalm mit Erfolg versuchend, den dritten unter den Hirten, Sylvestre, den Tölpel im Stücke, der „wie ein Stein im Kothe“ schläft. Dieser ist ungläubig, ein Sancho Panza, den nur die Sorge um den lieben Leib und sein liebes Vieh quält. In derbster drastischer Weise setzt er sein materialistisches credo auseinander: er giebt zu, dass auch er der Evasünde vielleicht unterlegen wäre, da ein guter Bissen doch gar zu verlockend sei, schilt nichtsdestoweniger auf den dummen Adam, der sich durch Frauenrat habe besiegen lassen; er will nicht begreifen, warum des Urvaters Sünde auch ihn des Paradieses beraubt hat: er zweifelt jedoch nicht am Kommen des Messias, da doch Gott halten müsse was er versprochen, schüttelt aber freilich den Kopf über die sonderbare Laune des neugeborenen Königs, der „ohne gezwungen“ zu sein, weinend und unbekleidet in der Krippe liege, während er doch „Sammet essen und sich in Flittergold kleiden könne.“ Schliesslich aber geht er doch, halb überzeugt, halb skeptisch mit nach Bethlehem. Singend und mit Geschenken beladen, wie Käse,

Schinken, Honig, ein Lämmchen, ein warmer Schafpelz, kommen sie dort an, vom Stern geleitet, beten nach einander in höchst volkstümlicher, naiver und den drei Charakteren gemässer Weise das Christkind an, dem sie die Geschenke überreichen, wobei der Tölpel sich als der Geistesarme, Herzenseinfältige zeigt, der kein anderes Geschenk als seine Seele bringen will. Zum Schluss singen sie gemeinsam ein villancico an die Jungfrau.

Dieser äusserst einfache Gang der Handlung (wenn man das überhaupt Handlung nennen will) hat nichts Bemerkenswertes; die Gegenüberstellung der Charaktere ist durch die dramatische Form bedingt, die Ausführung ist grob und streift oft ans Farcenhafte, jedoch echt volkstümlich, humoristisch derbe, nicht ganz ohne zartere schlicht empfundene Gefühle. Dass wir weit davon entfernt sind, der Pratica hohen litterarischen Wert beizulegen, versteht sich von selbst. Nicht als Kunstwerk, sondern als treues Spiegelbild des hispanischen Volksgeistes, als ein Specimen des echt volkstümlichen Weihnachtsauto ist es uns interessant.

Und (wir sagten es schon) als Denkmal des altportugiesischen Volksidioms. Alle Autos do Natal bieten Beiträge zur Kenntniss des port. und span. Volksidioms, weil sie stets unter Hirten spielen, denen, wenigstens so lange sie unter sich sind, ihre natürliche Redeweise von keinem Dichter ganz entzogen wird. Doch ist auch in dieser Beziehung unsere Pratica aussergewöhnlich reichhaltig. Die Dialekte der iberischen Halbinsel sind aber bisher so wenig bekannt, so ungenügend durchforscht, der Hülfsmittel sie kennen zu lernen sind so wenige, dass ein jeglicher Beitrag dazu, so bescheiden er auch sei, Aussicht hat, von allen Romanisten gern angenommen zu werden.

Theophilo Braga, der einzige, der sich, wie gesagt, bisher mit unserem Stücke beschäftigt hat, scheint etwas abweichender, doch nicht ganz anderer Ansicht zu sein als wir. Er gesteht dem Dichter eine grosse Kenntniss der Volkssprache und einen richtigen Einblick in die Volksseele zu, doch findet er die Derbheit der Rede affectirt, ihre Plebeismen übertrieben, die Gedanken zu materialistisch, und nennt den Verfasser sarkastisch und ungläubig — eine Auslegung, die vielleicht eine Folge der irrigen Datirung des Stückes ist. Im 18. Jahrhun-

dert erwartet man in der Tat, selbst im Volksmunde, andere Gedanken und eine andere Ausdrucksweise als im 16., und was hier natürlich, wird dort affectirt erscheinen. Unter den streng klassischen, französirenden und italianisirenden Tragödien des 18. Jahrhunderts, die in Geist und Sprache ganz unportugiesisch sind, nimmt sich die Pratica etwas sonderbar aus; neben all den rhetorischen Stilübungen der vielen Medeas, Edipos, Athalias, Ifigenias, Andromacas jener Zeit müssen Rodrigo's, Loirenço's und Sylvestre's vulgäre Redewendungen übermässig grob und plump erscheinen. Stellt man sie aber an ihre rechte Stelle, neben die volkstümlichen, gesund realistischen, von derbem Humor beseelten Figuren eines Gil Vicente und seiner Schule, so wird man an ihrer körnigen Grobheit keinen Anstoss nehmen, an der Naivetät ihrer Gedanken vielleicht Gefallen finden und sogar durch die rauhe Schale einen Hauch von Poesie hindurchwehen fühlen.

Der Name des Autors wird in keinem der Drucke erwähnt, während das von uns benutzte Manuscript ihn Frei Antonio da Estrella heisst. Wer ist das? wann und wo lebte er? Keine portugiesische Litteraturgeschichte giebt darüber Aufschluss. Frei Antonio da Estrella ist eine vollkommen neue, unbekannte Erscheinung. Doch dürfen wir ihr, mit einiger Wahrscheinlichkeit das Rechte zu treffen, ihren Platz unter den Schülern und Nachahmern Gil Vicente's anweisen. Dahin, an die Seite eines Alfonso Alvares, Antonio Ribeiro, Antonio Prestes, Baltasar Diaz weisen es Geist und Sprache; dahin glaubt auch Salvá es setzen zu müssen (su lenguaje prueba que debió escribirse en la segunda mitad del siglo XVI o quizas antes); und Theophilo Braga hat sich nur durch das Jahr des einzigen ihm bekannten jüngsten Wiederabdruckes irre leiten und zu der Ansicht bestimmen lassen, als gehöre die Pratica in das 18. Jahrhundert.

Ob Frei Antonio da Estrella vielleicht identisch ist mit jenem anderen Frei Antonio aus Lisboa, den Barbosa Machado und nach ihm Innocencio da Silva, Barrera y Leirado und Theophilo Braga als Autodichter bezeichnen, der um 1600 blühte? Das einzig erhaltene, d. h. mit dem Namen Frei Antonio de Lisboa versehene Auto „Auto dos dous ladroes que

forão crucificados juntamente com Christo Senhor nosso“ wurde in Lisboa im Jahre 1603 von Antonio Alvares gedruckt. Wir kennen es nicht und enthalten uns daher aller weiteren Hypothesen.

Es erübrigt uns noch einige Worte über die Methode unseres Wiederabdrucks zu sagen.

Wie wir bereits Anfangs erwähnten, stammt das Ms. ungefähr aus derselben Zeit wie der datenlose Druck A; weder dieser noch jenes, noch B geben aber den Text in einer ohne weiteres annehmbaren Gestalt, d. h. weisen unmittelbar auf das Original zurück. In allen drei Texten ist die strophische Gliederung völlig unberücksichtigt geblieben, oft durch Auslassung von Zeilen, wie durch Interpolation von anderen* gänzlich aufgelöst; alle drei sind voller Druck- respective Schreibfehler. Dass sie in höchst ungleicher, verwirrender Orthographie und ohne jede Interpunktion dastehen, bedarf keiner Erwähnung, so allgemein ist dieser Fehler. Ein grosser Unterschied im Werte der Texte ist also nicht da, der uns hätte bestimmen müssen, einen vor den anderen zur Grundlage unserer Ausgabe zu wählen. Da aber das Ms. immerhin durch weniger Interpolationen entstellt ist als A u. B und überdies durch Erhaltung des Namens des Autors auf einen direkteren Bezug zum Originale schliessen lässt, legten wir es unserer Textgestaltung zu Grunde. Die abweichenden Lesarten aus A, B (und C) begleiten den Text. Was wir an diesem geändert haben, ist folgendes:

1) Die strophische Gliederung** ist wiederhergestellt; die

---

* Interpolirte Zeilen finden sich in Strophe 35. 98. 125, wo sie allen drei Texten gemeinsam sind; ausserdem in Strophe 62, wo nur A und B sie aufweisen. Es fehlen Zeilen in Strophe 4. 195. 207. 225 aller drei Texte; ausserdem in 78. 209 von A und B; und im Manuscripte in 32. 135. 182. 190; sowie die ganze 124. und 236. fehlen.

** Wir glauben keinen Fehlgriff getan zu haben, indem wir den Text in Strophen von sechs Zeilen je zu acht Sylben zerlegten. Diejenigen Zeilen, welche die Regelmässigkeit dieses Baues stören würden, dürfen wir, da ihrer sehr wenige sind, als interpolirte aus dem Text entfernen; und da, wo einzelne Strophen bei dem jetzigen Zustand des Textes unvollständig bleiben, nehmen wir an, dass etwas ausgefallen sei, obwohl weder wo wir ein Zuviel noch wo wir ein Zuwenig nachweisen, der Sinn ein verstümmelter oder entstellter ist. Die erste Zeile jeder Strophe ist gewöhnlich kürzer als die übrigen; ein Gesetz für ihre Zählung oder Messung hat der

Strophen sind numerirt, wie auch die Zeilen (von 6 zu 6, und nicht von 5 zu 5, weil die Strophen sechszeilig sind).

2) Die interpolirten Verse sind unter den Text verwiesen, wenn nicht alle drei Texte sie aufweisen; in Parenthesen geschlossen, und nicht gezählt, wenn alle drei sie bieten; die in allen drei Texten fehlenden sind punktirt und mitgezählt, die nur in unserm Ms. fehlenden aus AB ergänzt und durch kursiven Druck hervorgehoben.

Dichter der Pratica jedoch sich jedenfalls nicht gemacht, oder er hat es nicht eingehalten, denn sie schwanken zwischen der grösstmöglichsten Kürze von einer Hebung, oder Hebung und Senkung, und der grösstmöglichsten Länge von vier Hebungen auf und ab, d. h. sie können von einer bis zu acht Sylben zählen. Es überwiegen diejenigen, welche viersylbig sind und aus zwei Trochäen bestehen wie: Ay Lourenço. Que canalha. Adormenta. Sem prefiares. Quasi o bebe. Sem touteada. — Die Strophen sind so gegliedert, dass jede durch zwei Reime gebunden ist, von denen entweder jeder drei Mal oder der eine vier, der andere zwei Mal wiederkehrt in folgender Ordnung: I. 3 + 3 : 1) aabbab, 2) aababb. II. 4 + 2: 3) aabaab, 4) aababa, 5) abaaba, 6) ababaa, 7) aabbaa, 8) aabbbb. Der ganze Text umfasst 236 Strophen, von welchen jedoch nur 224 sechszeilig sind, während die übrigen zwölf, die sich auf zwei eingestreute Lieder verteilen, anders gebaut sind. [Cantiga I (Str. 120—124) besteht aus einem vierzeiligen Mote abab und vier achtzeiligen Voltas, deren jede aus einer Quintilha cdcdd und den wiederholten letzten drei Zeilen des Mote gebildet wird, von denen die erste jedoch statt wiederholt zu werden, variirt werden kann. Cantiga II (Str. 230 bis 236) ist ganz ebenso gebaut, nur sind in dem Mote Zeile 1 und 3 reimlos und 2 und 4 assoniren statt zu reimen und nach 5 Voltas wird das Mote noch einmal wörtlich wiederholt. Das erste Lied ist in Sechssylblern geschrieben, im zweiten wechseln vier- und fünfsylbige Zeilen mit sechssylbigen.] Von den 224 sechszeiligen Strophen gehören 122 unter Schema 1 und eine unter Schema 2; 58 unter 3; 38 unter 4; 1 unter 5; 1 unter 6; 2 unter 7; und 1 unter 8. Von den 448 verschiedenen Reimen dieser Strophen sind 171 stumpfe, gegen 277 klingende, und 29 Strophen haben ausschliesslich stumpfe Reime, ein für cultivirte portugiesische Ohren unerhörtes Verhältniss, welches für die Volkstümlichkeit des Stückes und das Farcenhafte des Genres charakteristisch ist. Unreine und unvollkommene Reime sind sehr häufig. Man sehe in Str. 1 und 111 enço eço; in 3. 30. 142 este und estre; 6 alha aya; 7 orde orme ome; 10 ebe eve; 16 und 230 empre entre; 32 ença eça und orme ome; 36 osto osco; 37 orva ova; 38 icio iço; 39 adre abre; 41 ĭco ĕgo; 49 eva ega; 60 orca arca oca; 69 ixe ice; 72 el er; 73 oras ollas; 87 iz id i; 86 oje ouje; 87 efre efe; 90 obes omem; 120 ias igas; 121 oje onje; 122 ido ivo; 124 igo ido; 129 ica iça; 134 alde ade; 135 ado abo; 136 orio onio; 166 oa ora; 171 é eph; 186 eyo ejo; 216 istes estes ites; 231 erto esto. Alle diese Beispiele haben an und für sich nichts Auffallendes; und es möchten sich für jedes einzelne Belegstellen aus allen Quinhentistas, Camões nicht ausgeschlossen, besonders aber aus Gil Vicente und aus den Romanceiros zusammentragen lassen. In solcher Häufung aber wie hier sind sie selten.

Kurz und gut, die freie Behandlung des Metrums, die vielen stumpfen und die vielen unreinen Reime sind ebenso viele Zeichen für das echt Volkstümliche der Pratica.

3) Fehlerhaftes ist entweder auf Grund von A oder B, oder wenn diese keine Handhabe zum Bessern boten, durch selbständige Arbeit berichtigt worden; von jeder Aenderung aber wird Rechenschaft abgelegt.

4) An der Orthographie haben wir nur solche Aenderungen vorgenommen, die wirklich zur Erleichterung des Verständnisses beitragen, d. h. wir haben die Abbreviaturen aufgelöst, die Worte sinngerecht von einander geteilt, die Verwendung von u und v, i und j geregelt; Accente nur da gesetzt, wo gleichgeschriebene und doch verschiedene Worte auch äusserlich geschieden sein müssen wie *o*: männlicher Artikel, *ó*: Dativ desselben, und *oh*: Exclamationspartikel; *a*, das immerhin noch drei verschiedene Worte repräsentirt: 1) den weiblichen Artikel, 2) die Präposition *a* und 3) *e* = *und*, haben wir von drei weiteren Bedeutungen, die es im Original hat, á, ha und ah, unterschieden; unetymologisches und phonetisch unnützes h in hum hũa he gestrichen, es dagegen nach Analogie von ha : hat in allen Zeiten von haver wieder angefügt; das Schwanken zwischen ay ey und ai ei nach ai ei hin ausgeglichen.* Hingegen haben wir alle Variationen, die auf eine Variation der Aussprache schliessen lassen, wie z. B. den Wechsel zwischen oi und ou, b und v, und auch den zwischen z, ç, s, ss, (weil nicht in allen Fällen Gewissheit darüber zu erlangen ist, ob die verschiedene Schreib-

* An ein eigentliches Modernisiren der altportugiesischen Orthographie kann hier ebenso wenig wie sonstwo gedacht werden, weil es eine geregelte moderne Orthographie überhaupt nicht giebt, sondern ungefähr eben so viele ungeregelte, widerspruchsvolle als es port. Schriftsteller giebt. Die alten Orthographien mögen in vielen Punkten schlechter und willkürlicher sein als die modernen (z. B. in der Anwendung von h und y und der Verdoppelung der Consonanzen), doch auch dies jedenfalls nur in dem Sinne, dass ein einzelner Text all die Schreibvarianten aufweist, die jetzt aus vielen Texten zusammengesucht werden müssten; in vielen anderen Punkten sind sie besser und consequenter als diese. Der Hauptunterschied besteht darin, dass in der alten das volkstümliche Princip phonetisch zu schreiben vorwiegt, dass möglichst sparsam mit den Buchstaben umgegangen und kein Laut geschrieben wird, der nicht auch gesprochen würde, während heutzutage das etymologische Princip herrscht und ein möglichst grosses Buchstabengefüge geschrieben, überhaupt jedem Worte ein möglichst lateinisches und griechisches Aussehen aufgezwängt wird. Die Alten sprachen und schrieben dino dano escrito fato casi, heute schreibt man digno damno escripto facto quasi und auch die Aussprache hat sich — im Munde der Gebildeten — dem Lateinischen wieder mehr genähert: ein Wort, in dem die lateinischen Verbindungen pt ct mn gn qu cç und grie-

art auf verschiedener Aussprache beruht)* skrupulös beachtet und Verschiedenheiten der Texte in dieser Beziehung als Varianten aufgefasst, während wir natürlich rein orthographische Unterschiede unbeachtet lassen.

Unregelmässigkeiten und Unreinheiten im Reim (wie auch im Metrum)* haben wir unberührt gelassen, da sie vom Dichter selbst herrühren und nicht von den Abschreibern und Druckern.

Das kleine Glossar, welches wir dem Texte beigeben, möchte für den Ausländer von Nutzen sein. Nur wer die port. Volkssprache gründlich kennt, wird es ganz entbehren können. Wir haben alles dasjenige darin aufgenommen, was in dem tüchtigsten und reichhaltigsten aller bis jetzt vollendeten port. Wörterbücher, der neuesten Ausgabe von Moraes,** entweder gar nicht steht, oder mit nicht ausreichender, die betreffenden Stellen der Pratica nicht genugsam beleuchtender Erklärung, oder ob auch richtig erklärt, doch ohne Belegstelle. Das blosse Hervorheben der beachtenswerten Worte wäre nützlich; meistens aber haben wir, über dies und die Angabe der Bedeutung hinaus, Bemerkungen über ihre Verwertung, ihr Entstehen, ihre Zusammengehörigkeit mit Worten der übrigen romanischen Sprachen beigegeben und sind dabei besonders darauf bedacht gewesen, diejenigen spanischen Dialekte, welche zum portugiesischen Sprachgebiete gehören, d. h. das Gallizische, das Leonesische wie es in der Landschaft Bierzo gesprochen wird, und das Asturische zum Vergleich herbeizuziehen. Es war nicht immer leicht der Versuchung zu entgehen, seltenere Formen zum Gegenstand kleiner Abhandlungen zu machen, wie sie in den Rahmen eines Glossars doch nicht passen; wir haben uns jedoch, wo wir nicht umhin konnten etwas weiter auszuholen,

---

chisches ph th und y vorkommen, gilt für „gebildet", und so kommt man dazu, diese Latinismen und Graecismen auch an unrechter Stelle anzubringen. Wortungeheuern wie „phylosophia Theophylo metheora replecto", begegnet man auf Schritt und Tritt in Werken von Leuten, die es sehr übel vermerken möchten, wenn man an ihrer allgemeinen und klassischen Bildung zweifeln wollte.

* Z. B. scheinen groza und glossa neben einander hergegangen zu sein.

** Diccionario da Lingua Portugueza por Antonio de Moraes Silva. 7a edição melhorada e muito accrescentada. 2 voll. Lisboa. Joaquim Germano de Souza Neves 1877.

bemüht, unsere Auslassungen möglichst sparsam und knapp zu halten. Wir unterlassen es fast nie, auszusagen, ob ein Wort im Volksmunde gebräuchlich, oder dem Anscheine nach nur eine vom Witz des Autors inspirirte, für das augenblickliche Reimbedürfniss zurechtgemachte Form ist. Da wir mehr als hundert Volksbüchlein durcharbeitet haben und andererseits vielerlei aus dem Volksmund selbst sammeln, dürfen wir uns ein Urteil über das Gewöhnliche oder Ungewöhnliche einer Wortbildung oder -bedeutung erlauben. Der Leser kann sicher sein, dass wir jedes Mal, wo ein Wort oder eine lautliche Eigentümlichkeit häufig genannt wird, im Stande sind eine Reihe von Belegstellen beizubringen, die wir hier aus drei Gründen fortlassen: 1) um unser Glossar nicht unverhältnissmässig zu erweitern; 2) weil die benutzten Schriften im Auslande doch unfindbar und selbst hier zu Lande verschollen und sehr selten sind* und 3) weil wir solche Belege für eine weitläufige Darstellung des portugiesischen Volksidioms aufsparen, zu der wir manches, doch noch nicht ausreichendes Material gesammelt haben. Wo hingegen in klassischen, zugänglichen Werken (Gil Vicente, Sá de Miranda, Francisco Manoel de Mello, Antonio Prestes, Almeida Garrett, Diniz) Belegstellen zu finden sind, weisen wir auf dieselben hin, da in diesen Fällen dem Leser Controlle unserer Angaben möglich ist.

* Wir haben die reiche Sammlung von Volksschriften (Litteratura de cordel), welche die königliche Bibliothek von Ajuda besitzt, bei Gelegenheit eines längeren Aufenthaltes in Lissabon gründlichst durchforscht. Die Gegenstände dieser oft satyrischen, meist humoristisch gehaltenen und derb ausgeführten, sich selten zu etwas höherer, ernster Lebensansicht und edlerer Darstellungsweise erhebenden Prosastücke und Romanzencyklen sind mannichfaltiger Art: Wunder, welche Heilige und Heiligenbilder verrichtet; Untaten phantastischer Tiere; Schrecken und Gräueltaten berüchtigter Banditen und Raufbolde; Romantische Liebesabenteuer; Moralische Abhandlungen; Ratschläge für junge Ehefrauen und Ehemänner; Satyren auf Sitten und Trachten; Sentenzen; Fabeln; Häusliche Zwistscenen vor und nach dem Messgange, Plauderstündchen in der Kirche; Theegesellschaften; Gespräche zweier Hunde über das, was sie erlebt und erfahren haben; Briefe eines jungen Bauernlümmels, der zum ersten Male in die Hauptstadt kommt; Verhaltungsmassregeln, die ihm Eltern und Gevattern auf diese Reise, oder die Fahrt nach Brasilien, mitgeben; Briefe eines Matrosen aus Indien an seine Geliebte etc. etc.

Die beliebtesten Formen für diese Themata sind die des Zwischenspiels, des Dialoges, des Briefes, des Bekenntnisses, des Testamentes; die Form der schlichten Erzählung, des einfachen Berichtes wird selten (und dann nur in Versen) eingehalten.

Wenn diese bescheidene Arbeit den Lesern des Archivs einiges Neue bringt und ihnen beweist, dass wir die schöne Pflicht, welche unsere Uebersiedelung auf romanische Erde uns auferlegt, als solche anerkennen und auffassen und anfangen, ihr Genüge zu tun; wenn sie den Mitgliedern der Gesellschaft für neuere Sprachen zeigt, dass der Gedanke, welcher sie leitete, als sie uns die Ehre erwiesen, uns in ihre Gemeinschaft aufzunehmen, — der Gedanke mehr an das, was wir leisten könnten und müssten, als an das, was wir bislang erreicht —, von uns freundlich aufgenommen worden ist, so hat sie ihren Zweck erfüllt.

Porto, October 1880.

Carolina Michaëlis de Vasconcellos.

Pratica de tres pastores: Rodrigo, Loirenço e Silvestre;

Aparecendo-lhe um anjo á noite, chama um pello outro:

R. Ai Loirenço! (fol. 6.)
Loirenço! dormes ou nañ?
L. Nañ durmo nem adormeço,
Mas, pardes, que estremeço.
Vai ca um tartaranhaõ
Que canta couzas de preço 6
Com grande ouzio.
R. Tu ouviste?
L. Ouvi e vi-o
Ser penderado no ar
Sem descer nem abaixar.
Mas, pardes, que eu estou frio
Do seu dizer e cantar 12
E novas que deu.
R. Juro a corpo de meu,
Que isso é couza celestre.
L. A cantiga era do ceo?
R. Pois, quanto á terra, nañ deu
Tam doce cantar com' este! 18
L. Nem daria!
Mas aquelle, quem seria?
R. Quem será? algum charubim
Ou anjo ou selafim
La da santa monarquia.
. . . . 24
Viste-o tu aboar?
L. Escapou-me por tardar,
Porque eu descandecia;
Estrovinhei ó cantar
A quando o quiz lobregar,
Elle ja escafedia. 30
R. Que canalha!
E essoutro folga na palha,
Dorme por este mez todo.
L. É mui bom para atalaia!
Jaz coma pedra em lodo
Sem dar fe de nemigalha! 36
R. Que tal sono o morde!
Peteia nelle, que acorde!
L. Silvestre!
R. Que fe dará
Do crestañ que o lobo come?
L. Cudo eu, segundo elle dorme,

---

1 AB schreiben hier wie oft: Lourenço. 5 A tataranhañ. 9 A ponderado. B pendurado. 11 AB estou eu. 14 A Juro o corpo de meu. 15 B isto. AB celeste. 17 B quanta terra. 18 AB como este. 19 A diria. 22 AB charafim.

23 A La na s. m. 24 Fehlt in allen Texten. 25 AB avoar. 27 A pescandelecia. B descandelecia. Ms. des q decia. 28 AB ao cantar. 29 AB E quando. 30 B ja se escafedia. 33 AB esse. 35 AB como. 36 B nimigalha. 38 AB pateia. 39 AB Que dirá. 41 AB Cudo segundo elle dorme.

Que aqui lhe amanhecerá. 42
R. Ora, pescudaio!
L. Silvestre! mamarjangaio!
Que folle para ferreiro!
R. Puxa-lhe bem pelo saio! fol. 6v.
L. Que fará no mez de maio
Quem assi dorme em Janeiro? 48
R. Ah! boa fumaça!
L. Silvestre! — Fallar de graça!
Agora entra no melhor!
R. Não vi cousa tam devaça.
Pardes, não comerá a traça
Quem dorme com tal sabor. 54
L. Quasi o bebe!
R. Arrojo por esse alqueve,
A sicais resurgirá.
L. Pardes, que tam quente está
Que nem geada, nem neve
Que caja, lhe chegará. 60
(Pega nelle dizendo:)
Adormenta?
R. Bico de junco na venta —
E acordará espirrando.
L. Ves, que estou arreceando
Que espirre por outra venta,
Como faz de quando em quando. 66
(Mete um junco pello nariz.
Acorda espirrando.)
S. Abrinusio, Satané!
Que bespa ou que demo é
Que me morde nas ventãs?
R. Espirrilha, poem-te em pe.
Ah! que mancebo aqui see
Pera vigiar as manhãs! 72

(Agravado Silvestre e diz:)
S. Isto é folia?
Quem é o que batutía?
L. Sempre te hão de erguer com vozes?
Acorda! que é alto dia.
S. Abofa, que me sabia
Como pão trigo com nozes. 78
R. Quem o dovidou?
Nunca ja te elle amargou;
Sempre o achas de vez.
S. E o sono que mal me fez?
Ou a quem injudiou?
Deixa-me um tamalavez! 84
R. Queres espertar?
S. Sempre tu m'has d'acordar
Perque es tam mal escançado?
Não é bom jazer callado?
Nunca ja m'has de deixar
Dormir um sono folgado, 90
Sem toutiada?
R. Boa é ũa fornada,
Mas tu queres dormir sempre!
S. Sonhava d'esta pancada
Que minha cabra malhada
Me paria dous d'um ventre. 96
L. D'ahi comerás?
R. Dize, rogo-te, mangáz,
Não ouviste a embaixada?
S. Que hei de ouvir? não oiço nada
R. Pois ché-te ca, ouvirás fol. 7
Cousa nunca apregoada. 102
S. Quem te ora oivisse!
Será algũa parvoisse
Das que tu soes dizer.
L. E essa é boa bestisse!
É nova de mais prazer
Que atégora se não disse 108
Nem escreveu:
Veo um anjo do ceo
Agora, antes não ha nada,
Aqui sobola malhada.
A, pollas novas que deu,
A redenção é chegada. 114

42—43 AB fügen ein: Aqui ronca Silvestre e chama-o Loirenço e diz Rodrigo. 43 AB Ora piscudaio não. 44 AB schreiben „mamarjangaio", während das Ms., nach unserer Meinung fälschlich, mamarlangaio schreibt. 45—46 AB Porque assopra dormindo. 47 AB será. 48 AB assim. 55 A Que assim. B Qua assim. 57 AB Arrojo por este alqueve. 58 A O sicais refugirá (Err.?). 60 AB caia. 62 AB Adromenta. 65 A espirrei. 66—67 AB Mete Loirenço hum junco pelo nariz a Silvestre o qual acorda espirrando e diz. 67 AB Abrenuncio, Satana! 69 AB na ventana. Das Ms. schreibt irrt. nas ventas. 70 AB Espirralha, pon-te em pé. 71 A Ah que mancebo aqui é. 72 A Para vigiar a menhãã. B Para vigiar menhans.

77 AB Abofé. 79 AB Quem duvidou. 81 A achar (Err.). 83 AB injuriou. 84 AB huma. 85 B Qués. 86 AB me has. 87 AB Por que. 89 A ja mais. 93 AB touteada. 97 AB Di (De hi) comerás. 100 A ouço, wie immer. 102 A pergoada. B pregoada. 107 A É a nova. A praz. 108 AB té agora. 110 Das Ms. schreibt irrtümlich: V. u. a. d. c. agora, Antes etc. 113 AB Apollas (i. e. apos für pos).

S. Vai-te á requia, que sonhaste.
Para isso me acordaste?
Nunca ma mim tal engana.
Vou me geitar na cabana.
L. Ainda te naõ fartaste?
S. Boa está a tranquitana! 120
R. Enloqueceu!
Torna ca, homem sandeu,
Que isto naõ saõ zombarias!
Soma, que é vindo o Mexias,
Como deus nos prometeu
Pollo prefeta Zaias. 126
S. É por ser?
R. Naõ tens mais que debater:
Hoje é o seu nascimento.
Folga, ri, toma prazer,
Por que o mesmo anjo vento
No-lo veo aqui dizer. 132
S. E ou a pee? ou em besta?
R. Mas em berço ou em cesta?
S. Pois naõ hei de perguntar?
R. Naõ; que tal cousa com' esta,
Quem tem miollo na testa
Por si o ha de distinsar, 138
Sem prefiares.
A no me espanto pasmares,
Que é coisa de confusaõ!
Vinha sem pôr pé em chaõ
Sostentando-se nos ares,
Sem caiado nem bordaõ. 144
S. Como arremessas!
Tais paruvellas como essas
Naõ-nas crerei sem conselho.
R. Fez elle mui boas peças
Bailando como francelho
Sobollas nossas cabeças. 150
S. A que dezia?
L. Oh! mas como retenia!
Que fallas para terreiro
E melhor para follia!
R. Diga-o o nosso companheiro
Que tam bem entaõ dormia! 156
(Mostra se Loirenço aggravado de dizer que dormia.)
L. Ah corpo de meu! fol. 7 v.
Por que naõ acordei eu
Ó seu cantar e oivi?
Ainda lhe eu deprendi
„Gorlia nel celsas Deu
A na terra paz aqui. 162
Com alegria."
R. Bem assim que te dezia!
Silvestre, que te contava?
Tam gram luzeiro trazia
Que o monte todo mostrava
Como horas do meio dia. 168
S. É para crer?
Porem queria eu saber
De quem vinha esse recado.
R. De quem? de Deus enbiado;
Mas eu quando o vi descer,
Estive em dar o ferrado. 174
S. A naõ fugiste?
L. Rodrigo, conta o que viste,
Se algorrem lhe deprendeste.
R. Naõ vi nelle nada triste.
L. Mofino de ti, Silvestre,
Porque em tal tempo dormiste! 180
S. Mofino?
Isso é fallâr sem tino.
Ha i coisa mais suavel,
Mais doce e angelicavel,
De que dormir de contino?
É melhor que comer savel. 186
Tal m'aconteça,
Que o sono é mea mantença,
Para naõ sentir a fome,
A por que naõ envelheça.
A mais homem, em quanto dorme,

---

115 A a râquel. B a reque. 116 A isto me acordaste. 117 AB ma mi. 120 In AB fehlt S. Die Zeile gehört nach ihnen noch L. an. A traquitana. 124 AB Sabe. 126 AB Pelo Profeta Isaias. 129 AB É hoje. 131 AB bento. 132 AB veio. 133 AB Vinha a pé. 134 AB breço. 136 A começa (i. e. com' essa). 138 B distrinçar. 139 AB profiares. Das Ms. schreibt irrtümlich prefiores. 140 A Mas naõ. B Mas no. 143 AB Sustentando-se. 145 AB atravessas. 146 A parouvelas. B parouvellas. A começas (i. e. com' essas). B com essas 147 AB Naõ crerei eu sem conselho. 148 A Faz. In A wie B spricht L. 151 AB dizia. 152 A retinia.

155 AB Diga-o nosso companheiro. 156—57 AB de dizerem. 159 B A seu cantar. A e ouvir (Err.). 160 AB lh'eu. 161 AB Gloria in excelsis Deo. 162 AB E. 164 AB dizia. 165 A e que cantava? B e que contava? 168 B de meio día. 173 AB o via. AB enviado. 175 A fustite (Err.). 177 AB algo bem. Das Ms. schreibt irrtümlich deprendiste. 180 B dormistes (Err.). 185 AB Do que. 188 AB Que o sono é mantença. 189—90 fehlen im Ms. 190 AB tão envelhaça, was keinen Sinn giebt. 191 A em quanto um homem dorme. B em quanto homem dorme.

Não lhe doi pee nem cabeça. 192
L. Ora é feito;
Tu parollas a teu geito,
Escusas teu desarranjo:
Nasceste do sono treito,
Dormes mais do teu direito:
Por isso não viste o anjo. 198
S. Deus! que certaste!
Dize, rogo-te, medraste
Com a sua boa vinda?
Inda nada me contaste.
L. *Rodrigo*, tu lhe deslinda
Tudo, ja que começaste. 204
R. Ora sabrás
Que elle soffonicou paz
Logo no primeiro artigo.
S. Isso é o que me praz,
Por que se assim é, *Rodrigo*,
Ja mais não peleijarás 210
[Com Lourenço nem comigo.]
R. A proposto!
Tu fallas como homem tosco!
Sabes que quer dizer *paz?*
Que, pois deus homem se faz,
Que não quer guerra com nosco,
Se não só com Satanás fol. 8. 216
Que nos estorva.
Abonda que deu por nova,
Dizendo: „gaudium manho“,
Que era ja nascido o anho
Que nos dará lei de prova,
Morrendo pelo rebanho. 222
S. Eu não dovido;
Mas inda hoje é nascido,
Sendo deus ja defenicio?
R. Olha, não caias em bicio;
Por qu'isto rapa o sentido.

Has de crêr sem mais buliço, 228
Que sa mercé
Sempre foi e sem fim é
Deus tam bem como seu Padre;
Mas hoje nasce de madre,
Vestido nesta libré,
Com a qual o ceo nos abre 234
A bel prazer,
Por que pode quanto quer
E ninguem pode mais que elle.
Veste-se de nossa pelle
Para por nos padecer,
A nos vivamos por elle! 240
S. Ai! barão,
Tu fallas como saibão
A parollas como egresiastico.
R. Isso é uma lição
Que m'a mim veio á mão
Do livro do genesastego. 246
Por que diz
Mei dono, Martim Luiz,
Que oiviu dizer ó pai,
Que lhe deixara sua mãi,
Que ouvira a Branca Diniz,
A mulher do Tiritai, 252
Que era neta
De Jacó Lopes Moreta,
Qu' é filho de Rabim Moisem,
Que deus *la* na gorlia tem,
Que foi um grande perfeta
Das coisas que agora vem. 258
E este velhinho
Tinha um cartapolinho,
Feito de letra de mão
Em papel de pergaminho.
E chamava-se o feitinho
„O livro da criação.“ 264

---

195 AB Escusa. 196 AB Nascestes. A no sonotreio (Err.). B no sonotreito. 197 AB de. 199 AB Pardes, que acertaste! 200 Das Ms. schreibt fälschlich: dizen. AB Dize, logo que amedraste. 202 B contastes. 203 A Rodrigo, tu lhes delinda. Rodrigo fehlt im Ms. 206 AB sufinicou. 208 A Isso é que me praz (Err.). 209 B peleijará (Err.). 210 Diese 35. Strophe ist in allen drei Texten siebenzeilig. Wahrscheinlich erübrigt die letzte Zeile, obwohl der Sinn ein befriedigender ist, wenn sie stehen bleibt. 212 B tonto. A tonot (Err. für tonto). 216 AB Senão com Satanas (Err.). 217 AB estrova. 225 AB debinicio. 226 A Ora. B Olá. AB vicio. 227 A Per que isto. B Por que isso.

228 AB bolicio. 229 A a mercés, Druckfehler für: sa mercé. B a mercé. 231 AB tam bom. A com seu padre. Das Ms. schreibt irrtümlich: pai. 237 AB qu'elle. 240 Das Ms. schreibt: A que nos, was als Construction des Satzes vielleicht zugelassen werden könnte, metrisch aber unmöglich ist. 241 AB Ai batão! (Err.?) 243 Das Ms. schreibt irrtümlich: parolla. A A perolas a griastico. B A parolas a griastico. 246 A genesastico. B genesastigo. Das Ms. schreibt genesestego. 249 AB a seu pai. 250 AB dissera. 255 A Que um rabi Moisem. B Que é um. 256 Im Ms. fehlt: la. AB gloria. 257 A profeta. 259 A Esse velinho (Err.). B Esse velhinho. Ms. cartapolino (Err.). 264 AB Do livro da creação.

A então
Que sempre cada serão,
A noite depois de cea,
Com ocolos, á candea
O lia por devação
A toda a gente d'aldea. 270
S. Esse homem, 'si
Nunca elle errara por i
A carreira da folgança.
R. Com taes feitos se alcança; f. 8 v.
Por que elle dezia alli
As verdades pela mança. 276
A diz que lia
Que figera deus num dia
Os ceos e a terra de nada.
S. S'é deus, por que não faria?
Que quem tem tal nomeada,
A tudo se estreveria. 282
R. A então
Que nosso bisdono Adão,
Que foi o homem primeiro
(Que o fez Deus de um torrão
Elle mesmo por sua mão
Melhor que nenhum oleiro) 288
E a Eva,
Por ser cousa que releva
Ter o homem companheira,
De uma costa a fez inteira;
A que logo lh'a entrega
Por mulher e por parceira. 294
S. Oh que vida!
R. Foi bem mal agardecida
D'ambo-los dous esposados,
Que, por serem desmandados,
Ficou a gente perdida
A os anjos aggravados. 300
S. A isso por qué?
R. Perque lhe fez deus mercé
De lhe entregar um vergel,
Fresco a rico como qué,
Cujo nome indagora é
O paraiso terreel. 306
A nelle havia
Muita fruita em demasia:
Convem a saber: maçãs,
Figos, peras, a romãs,
Marmelos de fantezia,
E as aguas muito sãs, 312
A outras fruitas
De caroço e enxutas,
Que era alegria de ver.
S. Mais as quizera eu comer.
R. Pois estas a outras muitas
Lhe deu deus a seu prazer. 318
Mas, para os provar,
D'ũá os mandou gardar,
A elles poérão-lh'os dentes
Coma bons avidientes;
Comérão até fartar:
Não foram mais anocentes! 324
Que te parece?
Que penetença merece
A gente qu'assi comia?
S. Pardés, onde tanta havia,
Quem nũá desovedece,
Grande pena merecia. 330
R. Tal lh'a derão, fol. 9.
Que logo fora as pugerão
Ambos fora do ixido,
A esposa e o marido,
Por qu'ambos de dous comérão
Do que lh'era defendido. 336
Mas a senhora
Foi a primeira caujadora
E a primeira que provou,
Soube-lhe bem, convidou;
Ora elle não se negou,
Fez o que lhe ella mandou. 342
S. A senhora? bem! bem! bem!
D'ahi, má ora, ellas tem

---

269 AB devoção. 272 A Nunca errou por i (Err.). B Nunca elle errou por i. 273 A fogança (Err.). 275 AB dizia. 276 AB mansa. 278 B fizera. 279 AB Os ceos e terra. 280 AB fazia. 286 AB Que fez deus de um terrão. 291 Das Ms. schreibt irrt. companheiro. 292 AB enteira. 296 AB agradecida. 297 AB desposados. 300 B E os anjos. 301 A isto. 302 AB Por que. 303 A De entregar. 304 A Fresco e rico. B como quer. 305 AB schreiben fälschlich: e indagora. 306 AB terreal.

309 AB Como vem saber. B mançans. 310 AB e romãs. 313 AB de presentía. 314 A assaz enxustas (Err. für enxuitas). B assaz enxuitas. 316 A Mas as quizera comer. B Mas as quigera c. 317 AB e outras muitas. 319 AB polos provar. 320 AB De uma os mandou cavidar. 321 AB Elles pondo-lhe os dentes. 322 AB Cómo maos avidientes. 324 AB annocentes. 326 B mereceo (Err.). 331 AB lhe derão. 332 A Que logo a esta hora os pugérão. B Que logo a essa hora etc. 333 AB enxido. 338 AB Foi a mesma causadora. 341 AB Elle não se lhe negou. 342 AB Fez o que ella mandou. 344 AB D'ahi melhora etc. (Err.?)

Tão mâs manhas e manqueiras,
Que todas, por onde vem,
São golosas lambareiras
Mais do que cuida ninguem. 348
Mallo comer,
Tambem t'eu quero dizer
Que é mui escorregadío.
L. Pardés, é, que até o bacío
Deseja homem de lamber
Ás vezes, se tivesse ousío. 354
S. Sim, mas fruita como porca!
Par deus, homem que se embarca
Por conselho da molher,
Ha mister pôr-lhe uma roca.
Pois é „Maria Baboca“
Que va fiar e cozer. 360
R. Assim que dezia
Que d'aquella fantezia
De comerem o deffeso,
Ficou a todos por vezo,
Que d'antão 'té hoje em dia
Anda o peccado acceso. 366
Que da semente
D'aquella primeira gente
Que todo o mundo inçou,
Esta tinha s'apegou,
Que não ha um anocente
Em que Adão não peccou. 372
S. A é bom juizo
Que perca eu o paraizo
Pello peccado de Adão?
R. Fallas como homem sem siso.
Se o formento é sediço,
Que tal ha de ser o pão? 378
É o formento
De Adão tão peccadento
Que podrentou toda a massa,
E por mais bem que homem faça,
Não perde seu nascimento.
Com nosco nasceu a traça, 384
Por que o peccado
Em que Adão foi acoimado
Polla desobediença,
Fez que na sua sentença
Foi o mundo condenado
Sem haver ja i redença, f. 9 v. 390
Se não em deus,
Que dos meus males e teus
Está ja tão offendido
Que, pardés, é mui soffrido
Se ha de remir os judeus
Como lh'o tem promettido. 396
L. Mas ha que não?
É elle sicais villão
Que ha de faltar na promessa?
S. Faltar? boa seria essa!
Mas se prometteu ou não,
Me metei vos na cabeça. 402
R. Ora, tem sentido:
Digo que está promettido
A muitos santos passados,
Que forão de deus amados,
Que o povo será remido
De todo-los seus peccados. 408
S. Quem-no dixe?
R. Ollá! grande parvoice!
Por que me fallas á mão.
O livro da geração
Que falla da gargantice
Que enganou Eva a Adão. 414
A esse diz
Que, depois que o demo quiz
Que Adão houvesse peccado,
Fosse o mundo tão danado
Que pollo justo juiz
Foi com agoas afogado. 420
A não escapou
Do diluvo que mandou
Mais que sós oito cabeças,
S. Amargulha, que t'eu dou!
Algum santo tinhão essas

---

345 Im Ms. steht irrt. manqueira. 349 AB Malo. 350 AB te quero. 351 B escorregado (Err.). 352 AB Pardés que até etc. 354 AB Se a tanto tivesse ousío. 355 AB Deu-lhe a fruta como porca. 356 AB Pardes und emborca. 357 AB Par conselho de molher. 358 A pôr uma roca. 360 B fiar cozer (Err.). 361 B Assi. AB dizia. 364 Das Ms. schreibt irrtümlich: por uso. 365 AB Que d'antão até etc. 366 AB Andou. 370 fehlt in AB. 372—373 AB fügen hier die reimlose Zeile: Se não a Virgem ein, in der wir ohne Zweifel einen späteren Zusatz zu erkennen haben. 375 B Pollo. 377 Ms. ceidiso. 379 Das Manuscript schreibt nur: Formento. 381 AB apodrentou.

382 AB E por mais que etc. 387 A Pela. A desobediencia. 392 AB meis males. 395 A Te ha etc. (Err.). 396 AB Como lhe tem promettido. 397 AB Mas é que não? 400 AB R. statt S. und Boa seria essa. 409 AB diz. 410 AB Ora. 414 AB Eva e Adão. 415 A A este diz. B E este diz. 419 A pelo. Das Ms. schreibt irrt. juizo. 420 AB aguas. 422 AB diluvio. 423 AB Mas. 424 AB quem tei dou (?). 425 AB esses.

Que por ellas supricou. 426
E quaes erão?
R. Segundo m'a mim disserão,
Era o bom velho Noel,
Que este só viu deus fiel
De quantos s'ali perderão,
E os filhos, e a molher, 432
E as noras.
Antão logo nessas horas
Se encortolharão nũa arca,
A esta lhe foi boa barca,
Por que as ondas e marollas
Diz que eram de mais de marca. 438
A pollo perigo
Logo meterão consigo
Cada casta d'alimais,
Sete a sete, pouco mais,
Por que tivessem abrigo,
Alagados os currais. 444
S. E caixa não se virava?
R. Não, mas diz que assi nadava
Como cortiça em maré
Porque deus lha sustentava. f. 10.
Que o arcaz, quem no apodava,
Diz que era mor que gallé. 450
S. Alumia!
Quant' a assim, bem caberia
Nella todo o nosso gado?
R. Caberia, si, folgado.
L. Como não se afundia,
Estou eu maravilhado. 456
R. Abonda e basta
Que tam sois aquella casta
Que deus ali escapentou,
Como a broega acabou,
Feita do mundo madrasta
Outra vez o apoveou: 462

426 AB Que por elles suspirou. 431 A Se quanto alli (Err.). B De quantos alli. 433 AB É a notar. 434 AB Então. 435 AB Se encorrelharão ũa arca. Das Ms. schreibt irrt. aiarca. 436 Fehlt in AB. 438 A Dizem que erão mais da marca. B Dizem que eram mais de marca. 441 AB de alimais. 443 A abrigado (Err.). 445 AB schreiben: L. für S. A E caxa. B A caixa. 446 AB assim andava. 448 AB lhe. 449 Das Ms. schreibt irrt. apodara. A que o apodava (Err. für quem). B quem o. 452 AB Cant' a. 454 Das Ms. schreibt irrt. folgando. 456 AB esmaravilhado. 457 AB Abunda. 460 AB com a broega. 462 A apoveo. B apouveou.

E novamente
E per linha descendente
Abrotou d'ali Abraam,
Que, por ser obediente,
Lhe ensinou Deus boa mão
Fazer a circumcisão 468
Que nós fazemos.
A, por que não desguerremos
De proposto teu e meu,
A este se prometteu
O Mexias que dizemos
Que hoje este dia nasceu. 474
Que dixe Deus
A Abraam que nos filhos seus
Seria o mundo bendito,
Porque era homem de esprito
E o primeiro dos judeus,
Pai do povo Israilito. 480
Antão diz
Que nasceu el rei David
Que é o que fez o salteiro,
A quem deus dixe primeiro
„Do fruito que houver de ti,
Porei sobre o teu poleiro,“ 486
Que é este,
Que em ora venha que preste
Para nossa redenção!
Que é da mesma geração
De David e de Jaceste,
Tartaranetos de Abraam. 492
S. Tu bem espedregas,
Mas não sei isso que alegas,
Se é assi ó pee da verdade.
L. Mas seria falsidade?
S. Para crer o que me pregas,
Ha i mister mais craridade. 498
R. Pois has de oivir,
Sem tresler nem argüir,
Que tu não es muito agudo.

463 AB Nascendo de novamente. 464 A A espinha recedente. B A sepinha recedente. 465 AB Abram. 467 AB Ensinou Deus a boa mente. 470 A L.: Porque nos desgarremos. B A porque nos desgarremos. 471 B preposto. 475 AB deixe. 476 AB Abram. 477 A benditor (Err.). 478 AB d'esprito. 480 AB Israelitico. 481 AB Antão (ohne diz). 482 AB Gereceo El Rei David. 484 AB disse. 487 A Que (i. e. qu'é) este. 491 A Jacesta (Err.). 492 A Tratarenetos d'Abram. B Trataranetos d'Abram. 495 Se é o pé da verdade. 498 AB Hei mister. A claridade. B cralidade. 501 AB mui agudo.

S. Pardés, não, mas sou sesudo,
Sinto quanto hei de sentir,
A entendo quaje tudo; 504
A sempre ouvi,
Des quanto ha que me entendi, f. 10 v.
Que havia de vir Mexias,
E que havia prefecías
Que o soletrão assi,
Mas não sei se nestes dias. 510
R. A pois quando?
Não vinha o anjo cantando
Que „natos es vobes" hoje?
Eu que estou apregando?
Pardés, que m'estás tentando
Que te ribi e te ajouje. 516
S. Tu es valente
Se te colhes com pão quente
E tigella de tabefe.
Ai da puxa! que bom xefre!
Não-no ha mais diligente!
L. Que direi a este bonefre? 522
R. Ora se tu has de crer,
Acabarei de dizer;
Se não, torna-te á cabana.
S. Eu folgarei de saber
Se é coisa que possa ser,
Se é diabo que te m'engana. 528
R. É o que digo:
Que nos fallou como amigo
O anjo nesta malhada,
Alli, escontra a madrugada.
E Lourenço ahi comigo
Lhe ouviu esta palavrada: 534
„Gaudium vobes
A nescelsis gorlia vobes,
Que é nascido o redentor,
Filho de deus salvador;
Ad em terra paz ó homem
Que de voluntatis for." 540
L. Verdade é,
A d'isso eu bem dou fé
Que no-lo disse cantando;
A vinha sonificando
Que estava sua mercé
Panes envolto chorando. 546
E chamão-lhe Manoel!
S. A por que chora o donzel?
Não é elle rei de tudo,
Que pode comer veludo
E vestir-se d'oiropel?
R. Cuidei qu'eras mais sesudo. 552
S. Ainda mais
Vos oitros me enjuliais.
R. O que a natureza nega,
Contrapôl-lo é por demais.
Qual viste dos alimaes
Que em nascendo não barrega? 558
S. E onde está?
R. Logo havemos d'ir lá,
Porque sei qu'é em Belem.
S. Não pode ser maior bem
Que vir deus buscar nos ca.
R. Pois a virtude isso tem. f. 11. 564
A, pela conta,
Isso é o que se monta
Na vinda d'este senhor:
Vestir-se de peccador,
E sem-no têr por affronta,
Pagar como devedor! 570
S. Será 'si,
Mas eu ca nunca tal vi,
Nem-no oivi soletrar
Que venha deus ca pagar
Meus feitos e os de ti
Sem-no ninguem obrigar. 576
L. Coisa é nunca sonhada,
Por Eva ser desmandada
E nós, como filhos seus,
Deixar deus sua poisada
E vir tão longa jornada
Como é da terra aos ceos! 582
S. Quem tal diria?
Hora, quem o pareria?

---

505 A Ai. 506 Das Ms. schreibt irrt. entendia. 507 B o Mexias. 508 AB profecias. 509 A que o sosetreão (Err.) assim. 512 AB Não vinha anjo. 514 AB O que te estou apregando. 516 A que te ajougue. B que te ajouge. 520 AB xefe. 521 A Não ha. 522 AB direis. bonefe. 523 AB se has. 525 A tornar-te. 528 AB te engana. 529 AB O que te digo. 534 AB Lhe ouvi. 536 A Aneicelsis gloria vobes. B nobes. 539 AB A deu na terra paz aos homens. 540 A voltutatis (Err.). 542 AB A isso só eu dou fé.

543 A dixe. B dexe (Err.). 544 AB E vinha. A sofonicando. B sonoficando. 549 AB Não sê elle etc. 552 AB que era mais sesudo. 554 AB injuriais. 555 AB O que natureza. 556 AB Contrapolo. 557 AB vistes. 558 A non. B berrega. 561 AB Por ver festa em Belem. 566 A Isso é que se monta (Err.). 570 AB Paga. B devedora (Err.). 571 AB assim. 572 AB Mas sicais nunca eu tal vi. 573 B soletrear. 581 AB longe. 584 AB quem no pariria?

R. Quem? algũa mulher benta
[Que elle mesmo escolheria.]
S. Fica ella logo parenta
De toda esta monarquía?
L. Isso já per si s'ementa. 588
Mas digo eu
Que frio tempo escolheu
Para nascer nesta terra.
R. Deix 'o fazer; que não erra.
Sabe o nosso, a mais o seu;
Tudo na mão se lhe encerra. 594
L. Isso folgado.
R. Satanás, pai do peccado,
Andar se hia gorliando
Por que nos tinha peado.
S. Mas como estará entrufado
De lhe deus tirar o mando 600
E o presumir!
R. Quanta se elle isto sentir,
Não ha de ter boa festa.
L. Não terá, digu'eu, quant' esta,
Nem nas outras que hão de vir.
R. Pois elle não seja besta, 606
Nem tão valente
Que se enfronhe na serpente
Para enganar a coitada
De Eva, que estava anocente,
Só pella ver condenada
Com toda sua semente! 612
S. E o Satanado
Lhe ensinou a ella o bocado!
R. Esse! que inda 'gora o temo,
Que é tam trefo e refalsado
Que dará um membro o demo
Por ver fazer um peccado. 618
L. Leix'o, ja
Que o senhor nos vingará
De quem nos emgaticou. f. 11 v.
Pois que do ceo nos baixou,
Permetto que elle fará
Como quem-no ca mandou. 624
S. Ora bem!
Se o senhor a isso vem,
Vamos la com muita festa
Todos juntos a Belem,
Porque uma coisa como esta
A prol de todos convem. 630
L. Ora aparelhar!
Mas, que lhe hemos de levar?
R. Eu levar lhe hei um rezente
Que tinha para matar.
L. A eu hei lhe de offertar
Esta samarra que é quente, 636
A um tassalho
Que tenho de vinhadalho
Do barrasco que matei;
A dous queijos que queijei
Quando me deste o coalho
O dia que trasquiei. 642
R. Eu dar lhe hei mais
Tres lingoiças frescais,
E um prospee de lacão,
E do meu mel um porrão,
E seis queijadas frescais
Que muito boas lhe serão 648
Em Belem.
L. Tu has de levar tambem.
S. E eu que posso levar
Ó senhor que tudo tem?
L. Todos folgam que lhe dem,
Por mais que tenham que dar. 654
S. É verdade,
Mas dar lh'hei a boa vontade
Que tenho para servir
Sua venta majestade.
R. Se elle é boa caridade,
Offertas ha de parir. 660
S. Não te obedeço.
L. Se não tens coisa de preço,
Leva sequer um queijinho.
S. Não me apregues mais, Loirenço,
Que o senhor inda é menino

---

586 In dieser 98. Strophe erübrigt eine Zeile. Vermutlich die vierte. 588 AB por. AB se ementa. 593 AB e mais. 594 A ancerra. 596 B de peccado. 597 A Ainda se hia gloriando. B Andar se hia gloriando. 598 B penando. 599 AB L. statt S. 600 Das Ms. schreibt irrt. mundo. 603 A ha ter. 610 AB está. 612 A toda a sua semente. 615 AB E ficou, que etc. 616 AB Que hé tão credo. A e refaçado (Err.). 617 A gum (Err. für hum). 619 AB Deixo já. 620 AB engatimou. Das Ms. schreibt irrt. emgatica. 621 AB dos ceos abaixou. 623 A Prometto.

624 AB quem cá o mandou. 626 AB isto. 629 B com' esta. 631 AB Aparelhai. 633 AB levar lh'ei. 635 A Eu lhe hei. B A eu lhe hei. 639 AB barasco. 641 AB destes. 642 AB trisquiei. 643 AB Eu dar lhei. 645 A A hum golpe. B A hum pospé. 646 Das Ms. schreibt irrt. porral. 647 AB queijadas trigais. 648 AB que muito boas serão. 649 B Bellem. 656 AB Mas dar lhei boa v. 660 AB partir. 662 AB si quer. 663 Ms. apreges. B apregues. A apregue. 665 B minino.

E far lhe ha o queijinho renço 666
Ou azedia.
L. O melhor me esquecia!
Não havemos de levar
Gaitas para uma folía?
R. Si, que tão fermoso dia,
Hemo-lo de festejar 672
Polo bémole.
Silvestre! a gaita de folle!
Olha se está concertada.
S. Está desenchavelhada.
R. Cada sempre te acho molle;
Nunca prestas para nada. 678
Boa ou má, f. 12.
Vai por ella como está.
E traze-me a minha fraita
Que cá se corregerá.
Tu, Loirenço, hi tens gaita?
Rebeca te abastará. 684
S. Aqui see.
R. Olha, que venhas num pee.
L. Assim virá ella bem?
Não anda com dous que tem;
Que tão pousa-folles é.
Verás a que horas vem! 690
R. Ora, elle não tardará.
L. Não? Maravilha será
Não beber elle um par d'ellas
Antes que venha de la.
R. Agora, nas más orellas,
Ora vé-lo, hi vem já, 696
Se não é morcego.
[Vem Silvestre tangendo a gaita e diz Rod. rindo-se:]
R. A não praja a São Comego
Como tu vens tangedeiro!
Tanges ja como gaiteiro!
S. A tu bailhas como prego
Quando andas no terreiro 702
Com Margarida.
R. Ora, quereis que vos diga?
Silvestre, tu e Loirenço,
Pondes vos em enderenço
De cantar uma cantiga.
S. Soletra tu o començo. 708
R. Qual será?
L. Isso vé tu, ora, lá.
R. Ha de ser coisa de deus.
Ja que imos em passos seus,
Não digamos coisa má
Que pareçamos encreos: 714

Cantiga.

„É vindo o Mexías
Dos ceos enviado!
Digão as cantigas:
Deus seja louvado!
Appareceu hoje
Em Belem nascido, 720
Mas vem de mui longe
E desconhecido.
Vem d'amor ferido,
Dos ceos enviado,
Digão as cantigas:
Deus seja louvado! 726
Nasceu o cordeiro,
Filho de deus vivo
E deus verdadeiro,
De carne vestido,
Sem dôres parido,
Em palhas deitado. 732
Digão as cantigas:
Deus seja louvado!
A suprema alteza f. 12 v.
Da divinidade
Vestiu a baixeza
Da mortalidade. 738
Esta unidade
Faz deus humanado.
Digão as cantigas:
Deus seja louvado!
Depois de enojado
Não dá o castigo, 744
Mas paga o peccado
Com que é offendido.
Isto bem sentido
E considerado,
Digão as cantigas:
Deus seja louvado!“ 750

---

666 AB o queijo renço. 667 AB azidia. 671 AB Sim. 672 AB Hemo-lo de officiar. 676 A desencavalhada. B desencavelhada. 682 Fehlt in AB. 683 AB Tus (Err.) Loirenço ahi tens a gaita. 685 B Aqui fê (Err.). 689 A pousa-soles (Err.). B pousafoles. 691 AB Ora elle já não tardará. 695 AB ourelas. 697—98 AB tangendo gaita. 698 A A não prazais sois comego (?) B A não prazais são comego. 699 Das „tu“ fehlt im Ms. 700 B Tanjes como gaiteiro. 701 AB balhas.

706 A Ponde-vos emderenço. 707 AB delcantar (?). 708 Ms. u. A: menço. 714—15 AB Cantigo. 736 AB De divinidade. 737 A Vestida a baixeza. 738 Das Ms. und A haben De m.; nur B schreibt: Da. 743—750 Diese Strophe fehlt im Ms. (wie auch die nachfolgende Rubrik); da sie aber keineswegs den Charakter einer späteren Interpolation an

(Aqui fingem ver a Belem.)

S. Ai Rodrigo!
Olha ca o que te digo:
Não seja tudo cantar!
Isto é manhã ou luar?

R. Não é lua o que eu lobrigo.
[Que, ca pello meu artigo,]
Hoje está no polegar, 756
É mais não.
Porque eu tiro-a pela mão
Sem errar dias, nem hora,
Nem bolta, nem conjunção:
Ao mais que estará agora
Será no Sententrião. 762
Nem se verá
Cant'é lua nova ja;
Ainda vai na manquante.

S. Tu es mais que nigromante.
Pois, aquillo que será
Que alumia la diante 768
Sobre Belem?

R. Isto misterio tem,
Que ca, atras nos, faz escuro,
E la as casas se vem.

L. Se tu a isto dás furo,
Saberás mais que Moisem. 774
Ves como escralica?

S. Se elle é fogo? é chamiça?
Se é estrella? boa é ella.

R. Não é aquella luz estrella;
Mas é o sol de justiça
Que nasceu de ũa donzella. 780

S. Mais dirás?

---

sich trägt (deren Grund nicht einzusehen wäre), so haben wir angenommen, sie sei nur aus Versehen im Ms. fortgeblieben, und sie daher wieder in den Text gestellt.

753 AB Naja tudo cantar! 755 B Não he o lua que eu lubrigo: Sicherlich wie im Text zu lesen. A lubrigo. 756 In dieser 125. Strophe erübrigt eine Zeile; wahrscheinlich die vorletzte. 760 AB volta. 762 AB setentrião. 764 In A fehlt ja natürlich nur in Folge eines Druckfehlers. 765 A Que ainda vai no mingoante. B Que inda vai no mingoante. 768 AB Que alomea la diante. 770 B Isso. 772 A bem se vem. B té se vem. 773 B isso. 775 AB Ves como esclarifica. 778 AB Não é aquillo luz d'estrella. 779 AB Mas he do Sol de justiça. 781 AB E mais dirás? doch legen beide Ausgaben diese Worte nicht in S.'s Mund.

R. Hora vem tu, e verás
Se é verdade o que t'eu digo.

S. Se elle este luzeiro traz,
Mexias é, rogar lhe has
Se nos quer levar comsigo. 786

L. E o gado?

R. O gado?
Dar lh'o todo empolagado,
E ficar seu escudeiro.
Que mais val ser seu criado
Que ter quanto Gil do Prado
Nem Braz Pires do oiteiro. 792
É verdade,
Hora é grande a cralidade
Que vai ca por esta banda.

R. Vamo-nos ver quem a manda; f. 13.
Pois que elle é luz da verdade,
Dá-la ha a quem com bem anda. 798

S. A ella alumia
Ca fora da freguesia
Segundo eu estimatuso?

L. D'isso venho eu confuso,
Como sua senhoria
Se poz ca para cajuso 804
No arrabalde.

R. Não fez elle isso de balde;
Algum cajo o constrangeu.
E seria, digo eu,
Porque a gente da cidade
Sicais o não recebeu. 810

S. Malpeccado!
Estará tudo tomado
D'essoutra gente que véio
Que por um pão de centeio
Porá o mundo de cabo
Quem merece estar no meio. 816

L. Tal seria.
Que o anjo assi dezia
Que está num diversorio.

---

782 Da in AB R.'s Rede von 778 bis 784 reicht, fehlt natürlich das R. vor dieser 782. Zeile. 783 AB o que te digo. 784 AB Só elle etc. 788 AB empelegado. 790 AB val mais. 791 Im Ms. fehlt das do irrtümlicher Weise. 794 A grande hé a claridade. B grande hé a cralidade. 796 A Vamos ver quem-na manda. B Vamo-nos ver quem-na manda. 797 AB Por que elle é luz de verdade. 799 A alumio (Err.). 805 B atrabalde (Err.). 810 A sicas. 812 AB Estará ainda tomado. 813 Fehlte im Ms. 815 AB Porá o mundo no cabo. 818 AB Porque o Anjo assim dizia. 819 AB Que estava num diversorio.

S. Para que é logo porfia?
Ha de ser estrebaria
Inda que pese ó demonio. 822
E bem-na vedes,
Que aquellas são as paredes
E portal da casa velha
De Isaque Vas Baturelha
Que agora é de Rabi Guedes:
Mas já lhe caiu a telha. 828
L. Boa pousada!
Ella é meia destelhada,
E de ũa banda caida,
Sem portas, escancarada.
Quem tem o ceo por morada,
Terá ahi boa guarida? 834
S. Não é o lugar
Muito pera desejar,
A mais em noite tam fria!
R. Em fim elle o saberia,
Façamos nós por chegar,
Porque isto ja é dia. 840
L. Ja é matutino.
S. Sam Samuel, veradino,
Que assim relumbra esta casa,
Parece que é sol em pino.
Grande Rei é esse menino
Porque todo o campo abraza. 846
L. Abonda que é deus,
Que dos currais fará ceos
Quando lhe viẽr vontade.
R. Pois que vos parece, increos?
Credes que fallei verdade?
L. Verdade gema, pardés. 852
Coma mestre!
R. Que te parece, Silvestre?
S. Parece que adivinhaste f. 13 v.
Em quanto prenosticaste
Que esta luz é de celestre.
Embora nos ca trouxeste! 858
R. Assim o fiz.
Oilá! vos outros oivis?
Vai ca grande musicada!
Escuitai!
S. Não oiço nada.
R. Eu não sei quem-na ella diz,
Mas nunca eu vi tal toada, 864
Nem-na abranjo.
L. Que me acontem por marmanjo
Uma legoa de estrada,
Se aqui não é o nosso anjo!
S. Agora, bom está l'arranjo,
Ja o conheces na pégada. 870
L. Neste bando
O oiço eu ser cantando
Com outros assim com'elle.
R Vamo-nos ora chegando,
L. Deixa-me aqui estar gostando,
Que me folga o corpo e a pelle. 876
R. Que desconto!
S. Isto é cantar de pesponto.
L. São vozes angelicais.
S. Vos outros, para que é mais?
Deixai-me, que ja transmonto
Com os cantares divinais. 882
R. Ca oivirás.
Não fique nenhum atras
Por que entremos de magote.
Tu, Loirenço, calar-te has.
Se t'eu puxo do pelote,
Antão te offererecerás. 888
[Ve Rodrigo no prezepe o Menino e diz:]
Oh redentor!

---

824 AB som. 826 A Batorelha. B Bartorelba (Err.). 827 A Rabiquedes. B Rabigedes. 830 AB Ella se ve destelhada. 831 AB duma. 832 A escancerada. 833 AB os Ceos. 834 AB alli 835 A Não é lugar. 836 AB para. 840 A Porque isto hé ja dia. B Porque isto he ja de dia. 841 A matorino (Err. für matotino). 842 A *S.* (i. e Silvestre): Samuel veradido. B *S.* (i. e Silv.): Samuel veradino, während das Ms. *S.* S. S. i. e. Silv.: Samuel schreibt. 843 A Que sim. 845 AB este. 847 AB Abonda tu que he Deos. 849 AB Quando lhe des a vontade. 852 Das Ms. schreibt irrt.: verdadi. 853 AB Como mestre. 855 A advinhaste. B adevinhaste. 856 AB pronosticaste.

857 AB do Celeste. 861 AB musicado (Err.). 862 B Escutai. 864 A Mas eu não vi tal toado (Err.). B Mas eu não vi tal toada. 865 AB Não-na abranjo. 866 AB Que me contem. 867 AB da estrada. 868 AB sê. 870 AB E o conheces n. p. 875 AB Deixaime aqui estar gosando. 876 A Que me foge. 878 A d'a posponto. B de posponto. 879 Das Ms. legt (wohl irrt.) Zeile 878 in Loirenço's, die Zeilen 879—882 in Rodrigo's Mund, und setzt ein zweites R. vor Zeile 882. 880 AB Vos outros porque gemais. 881 B trasmonto. 886 A carla-te-has (Err.). 888 AB então. 888—89 AB Aqui vê Rodrigo o Menino no Presepio, e diz: 889 A legt, trotz der Angabe der Zwischenzeile, diese Worte dem Loirenço in den Mund. 892 AB adiante.

Aloivado sejais, senhor!
Vedes alli o infante?
S. Qu'é d'elle?
R. Sê alli diante
De quem o pariu sem dôr.
L. Ora sus, vamos avante. 894
S. Falla-lhe, Rodrigo!
R. Oh verdadeiro abrigo
Dos pobres filhos de Adão,
Que de vossa condição
Vos pondes a este perigo
Por nos dar consolação, 900
E sois este um e trino,
Sois o Mexias divino
Que é promettido na lei?
Sois esse! ou estou sem tino.
Abofé, nunca cuidei
De vos ver tão pequenino, 906
A mais no chão!
Esse sois, e outrem não;
Que, sem no mundo caber,
Polla nossa redenção
Quigestes hoje nascer
Mais pequeno que um anão. f. 14. 912
Deus de amor,
Adóro-vos por senhor
De tudo quanto figestes,
Que dos ceos aqui viestes
Por dar vida ó peccador
Hoje em dia que nascestes 918
Neste chiqueiro,
Onde estais como cordeiro
Ante seu trasquiador,
Feito homem verdadeiro,
Filho de deus por inteiro
Sem nada tirar nem pôr. 924
Por peccadores
Dou-vos eu, senhor, loivores
E graças milhenta mil,
Que fazeis tantos favores
Aos proves dos pastores
Neste dia tão gentil: 930
A nos chamastes
Pollo anjo que mandastes
Cantando pollos oiteiros,
E aqui nos ajuntastes
E a nos, senhor, vos mostrastes
Envolto nesses coeiros. 936
E que veja eu
Com os meus olhos de sandeu
Essa benta humanidade,
Que cobre tal majestade,
Reinando sempre no ceo,
Posta nessa esterilidade! 942
E tenha salas
Quem não é dino de usá-las;
E vos aqui com os bezerros!
Ah! lingua, como fallas!
Coração, que não estalas,
Mais duro que duros ferros. 948
Senhor!
Não posso sosté-la dor
Mesmamente e devação.
Acho me mais que pastor,
Com um desusado amor
Nalma e no coração; 954
Porque vejo
Que sem afronta e sem pejo
Vos figestes homemzinho
E nasceis neste cantinho
Que não val para despejo
De homem que vai de caminho; 960
A porque sento
Que, sendo vos fundamento
Do mundo que sostentais,
Não tendes mais aposento
Que estar tomando alento
Ó bafo dos alimais! 966
E a poisada,
Que toda a coisa criada
Recebe da vossa mão,
Agora nesta jornada f. 14 v.
A tomastes emprestada
D'essas bestas que ahi estão! 972
E os passarinhos
Achão pera seus filhinhos
Mantimentos e gazalhados
De brandos e molles ninhos;
As aranhas e bichinhos
São por vos alimentados, 978
E vos ficais,
Que ahi, senhor, onde estais,
Nessa tenrinha idade

---

895 AB Fallai-lhe. 918 AB Naceste. 921 AB transquiador. 927 AB milhentas mil. 929 AB pobres. 932 AB Pelo. 933 AB pelos. 936 Das Ms. schreibt fälschlich: nesse coeiro. 938 AB Cos.

939 AB Esta. 942 A Possa. 944 AB digno de olha-las. 945 AB E vos que com os bezerros. 948 AB que os duros ferros. 950 AB sofrer a dor. 951 AB a devoção. 953 AB desuso do amor. AB Na alma. 957 AB fizestes. 960 AB que vai seu caminho. 961 A tento (Err.). 962 B fundamenco (Err.). 963 B mando (Err.). 969 AB de. 975 AB agazalhados. B Mantimento (Err.). 976 A brandos, moles. 979 Man könnte auch sicais lesen.

Tereis bem necessidade
Do que os outros têm de mais
Per vossa liberalidade. 984
 Mas, emfim
Isto não é pera mim,
Que sou um tosco pastor.
Mas falla homem com amor
Por vos ver estar assim
Em traje de peccador. 990
 E a verdade é
Que tam sois vossa mercé
Distrinçais e entendeis
Isso que ahi padeceis,
Como, por quem, e porqué,
E algũa ora o direis. 996
 A pois eu
Sou tão pobre, senhor meu,
Que não tenho coisa boa
Mais que esta ruim pessoa,
Esta ó serviço seu
Offereço e á senhora. 1002
 E o coração
Me tende de vossa mão,
Porque em tudo vos contente.
E tomai este presente
Que vos dou com devação,
Pouco, e de boa mente; 1008
 Porque em Belem
Quem não labora, não tem.
Posto que é impossivel
Dar-vos o que vos convem,
Traz homem isto porém
Por não ser desconhecivel. 1014
 E o primeiro
É, senhor, este cordeiro
Que vos decrarais ao vivo,
Porque, assado no madeiro,
Cumprireis bem por inteiro
Este, que é figurativo. 1020
 E seis queijadas
Trago aqui repolegadas,
A mais uma panelinha
Do meu mel pera a papinha,
Com tres lingoiças curadas:
Tudo hi vem na cestinha. 1026
 A mais um prospé,
E, ainda que a carne não é f. 15.
Para sua mercê agora,
Pois nessa idade sê,
Prestará para a senhora
E para o senhor Josêph. 1032
 E offertados
Meis presentes e meis dados
A vos, que tudo me destes,
Ache-vos eu sempre prestes
Para o perdão dos peccados,
Pois por peccados viestes. 1038
 Assim que digo,
Não peço gado nem trigo,
Fazenda, nem enxoval,
Mas que me livreis de mal,
Porque eu sou vosso amigo
E devoto figadal 1044
 Até morrer.
L. E aora que hei dizer?
Que tu ja disseste tudo.
R. Falla-lhe tu como mudo,
Que o que aqui emmudecer,
Esse fica mais sesudo. 1050
L. Que prazer!
Não ha ella assim de ser.
Tambem lhe eu hei de rezar:
Senhor, venho vos loivar,
Porque quigestes nascer
De graça por me salvar. 1056
 E bem quigera
Que essa lengoa souvera
Fallar como a de Rodrigo
Porque tambem vus figera
Uma prátega, e dixera
O que sento e que não digo. 1062
 Mas, á verdade,
Vossa venta majestade
Sabe o feito e por fazer
Sem ponta de falsidade.
E o que eu posso dizer

---

983 AB Dos. 984 AB Por. 986 AB para. 990 AB Em trajo. 991 A E na verdade é. 996 AB algum' ora 997 AB Ja. 1001 AB Ella ao serviço seu. 1004 AB Mantende da vossa mão. 1005 AB todo. 1007 AB devoção. 1013 AB isso. 1015 A E primeiro. 1016 AB Há senhor. 1019 AB Cumpriste. 1020 AB Esse. 1024 AB para. 1026 A nesta. B nessa.

1027 AB pospé. 1028 AB Que ainda que carne. 1034 A und das Ms. schreiben, sicherlich wohl fälschlich: Mais presentes, A auch: mais dados. 1036 AB Para achar-vos sempre prestes. 1041 A savenda (Err.?). 1042 A Mas que livreis. 1043 In AB fehlen die Worte: sou vosso amigo. 1044 In AB fehlt: figadal. 1046 B E agora que hei de dizer. 1047 AB dissestes (Err.). 1052 A Não ha este. B Não ha esta. 1053 AB Tambem eu hei de rezar. 1058 AB lingua. B soubera. 1059 AB coma. 1060 AB tambem.

E o que tenho na vontade; 1068
E é, senhor,
Que me chega o vosso amor
Ás cordas do espinhaço
Por vos ver, meu redentor,
Como qualquer peccador
Jazer hi nesse retraço. 1074
Item mais
Que tam cedo começais
Padecer nesta carninha,
E tal que não perdoais
Á primeira hora que entrais
Em esta vida mesquinha. 1080
E quem padece
Ca no mundo, ou merece,
Ou o faz por seu proveito:
Que o rapaz do interesse,
Donde elle espera bemesse,
Trabalha até abrir o peito. f. 15 v.
Mas vos,
Que prol recebeis de nos?
Ou aqui que interessais?
Tudo tendes, tudo dais,
Não os bens da terra sós,
Mas ainda os celestiais. 1092
Pois, que necessidade
Tinha vossa santidade
De fazer este caminho?
Nenhũa a fallar verdade!
Mas foi tal vossa vontade.
Que vos deitou nesse ninho? 1098
Meis peccados
E de meis antepassados
E de quantos de porvir!
Que todos heis de remir
Os que Adão tem condenados,
Como eu creio sem mentir. 1104
E vos me ensinais
Isso com tudo o demais
Que vos eu não sei dizer,
Porem sei o conhecer;
Que até estes alimais
São alegres com vos ver. 1110
E minha alma
Ponho eu na vossa palma
Porque ma encaminheis
E na morte m'a guardeis,
Que não va cahir na calma
Onde ardem os Luçafeis. 1116
A neste ensejo,
Como, quaesque sou provejo,
Não vos pude trazer mais
Que um tassalho e um queijo,
Não porque vos o comais,
Mas por mostrar meu desejo; 1122
E, por ter
Algo mais que offerecer,
Trago a pelle de um rezente
Que, inda que é fraco presente,
Nella podereis jazer
Coma num cabaçal quente, 1128
Que é de cordeiro;
E, se eu soubera primeiro
Que estaveis tam misteiroso,
Eu vos trouvera um colmeiro
De palha muito mimoso
Para esse vosso ninheiro, 1134
Que é o que importa.
E, á bofé, que me corta
Ver vos em lugar tam nu,
Porque o tempo vai tam cru
Que abonda o ar d'esta porta.
S. Loirenço, acabas tu, 1140
Pois que ja te has compeçado?
L. Ah como es mal ensinado!
Se m'estou offerecendo,
Como não estás callado?
Assi que estava dizendo
Sois, senhor, santificado, f. 16. 1146
E vos o sabeis,
Porque vos ahi sofreis
De frio e de nudeza,

1070 AB vosso amor. 1073 B coma. 1074 AB teiraça (Err. für terraço?). 1077 B nessa. 1078 A Por ella nos perdoais. B perdois (Err.). 1079 B A. 1082 A do mundo. 1083 AB Ou que. 1087 A Mas a vos. 1097 Fehlt im Ms. 1099 A E mais (Err.). B E meis. 1100 A mais (Err.). 1101 AB ha por ver (Err.). 1103 Ms.: condenado. 1104 AB Como creio. 1106 AB todo. 1110 AB Tão.

1113 A me encaminhais. B mą (wie wir schreiben, abweichend vom Ms., das irrtümlich mas schreibt). 1114 AB me guardeis. 1118 A quaes são. B quaesque são. 1125 AB d'um. 1126 AB aindaque. 1127 A poderia. B podeis. 1128 AB Como num cabeçal quente. 1131 AB Qu'estaveis tão misteroso. 1134 A Parece (i. e. par' esse) vosso mimoso (Err.). B Parece (i. e. par' esse) vosso ninheiro. 1136 AB a boafé. B fé, me corta. 1141 Fehlt im Ms. — B Pois que já tens compeçado. 1142 A Ah com pés (Err.). 1143 A Sem m'estou (Err.). 1144 A Porque não está callado. B Por que não estás callado. 1145 AB Assim. 1147 AB E vos sabeis. 1148 AB Por que o que hi sofreis.

De migeria e proveza.
Vos qual sois a entendeis
Polla vossa adivineza 1152
De vosso grado.
Por isso sede loivado
Para sempre sempiterno,
Defendei-me do inferno,
E guardai-me o meu gado
Que d'elle só me governo. 1158
E, se não enfadar,
Tambem vos hei de rogar
Ja que sois filho de deus,
Que a mim e a todos os meus
Nos queirais encarreirar
Pella carreira dos ceos, 1164
Se poder ser.
S. Senhor, eu venho-vos ver
Para me certeficar;
Por que não podia crer
Que vos viesseis nascer
Por tal frio em tal lugar 1170
. . . .
Venho-vos tambem loivar
Polo que vindes fazer.
Folgo de vos conhecer,
Mas não tenho que offertar
Mais que o *que* quero dizer 1176
Nuã rezão.
Doi-vos o meu coração,
Melhor alfaia que tenho.
E estas poucas vos empenho
Que os que vo-lo não dão,
Nunca o terão mui gamenho. 1182
E a vontade,
E o querer e amisade,
E a alma que em mi pugestes,
E tudo quanto me destes,
Vos offerto de verdade,
Porque, em fim, vós me figestes 1188
E remireis;
Que ja que por mim nasceis,
Por mim haveis de morrer,
Como eu sempre oivi dizer,
A por todo-los fieis
Quantos em vos ham de crer. 1194
A bem confesso
Que até 'gora fui travesso
E na crença referteiro,
Quando la meu companheiro
Rodrigo, a mais Loirenço
M'o dixerão do oiteiro. 1200
Mas agora
A minha alma se namora
De vos ver como vos vejo:
Quem todo o mundo adora
Nascido d'essa senhora, f. 16 v.
Vestido d'esse pellejo. 1206
E outro sprito
Sinto em mim, mais contrito,
Neste pobre curralzinho
Por vos ver, senhor bemdito,
Emmenso a infinito,
Tam pequeno criancinho, 1212
A que o preço,
Que por meus males mereço,
Ja começais a pagar,
Tomando neste lugar
A mangedoura por berço,
O vento para embalar. 1218
E isso fazeis
Sómente por que quereis,
Sem algum o merecer;
Mas, amor e bem querer
Vos faz em que só pagueis
Tudo o nosso malviver. 1224
A por isso eu
Vos entrego, senhor meu,
Cento e vinte mil loivores;
E rogo que estes pastores

1150 A De miseria e pobreza. B De miseria e de pobreza. 1151 AB Vos tão só a entendeis. 1152 AB divineza. 1158 AB Que elle. 1162 AB e todos os meus. 1163 AB encaminhar. 1164 Das Ms. schreibt irrtümlich: ceo. 1165 AB pode. 1167 AB certificar. 1170 AB a tal lugar. 1171 Fehlt in allen drei Texten. 1176 AB Mais que o que aqui disser. 1177 AB razão. 1179 AB tenha (Err.). 1179—1180 AB weisen die Bemerkung auf: Poem as mãos nas barbas. 1182 AB verão. A schreibt gaman, was natürlich nur ein Druckfehler ist. 1184 AB O querer. 1185 AB E esta alma que em mim puzestes. 1187 A offerta (Err.).

1188 AB fizestes. 1189 A remistes. B remisteis. 1193 AB E por todos os fieis. 1195 A E bem confessa (Err.). 1199 AB e mais. 1202 AB se enamora. 1205 Das Ms. schreibt Quem nascido. A d'esta. 1206 A neste. B nesse. 1207 AB espirito. 1209 A Nesse prove portalsinho. B Nesse prove pertalsinho (Err.). 1211 AB Immenso e infinito. 1212 A piqueno. 1213 A A que preço. 1215 AB comeceis. 1217 A breço. 1221 A Se. 1223 AB Vos fazem que o pagueis. 1224 B Todo. 1227 AB Cento e vinte louvores.

A que o anjo apareceu
Os tenhais por servidores. 1230
 E mais vos digo
Que me acabeis com siso
Para que ledo me veja
La no dia do juizo,
E levai-me ó paraizo
Por qualquer via que seja. 1236
 Mas o que me pesa,
Porque vossa gentileza
Não dá sequer uma falla,
Ou por elle essa princeza.
Mas, em fim, quem ouve e calla,
Consente sem dar defesa. 1242
L. . . . .
Rodrigo, pois á senhora
Não lhe havemos de fazer
Alguã festa embora?
Antes que eu d'aqui va fora,
Lhe hei de cantar e tanger. 1248
R. Não!
Não tenho eu condição
Para tanger nem cantar,
Nem m'o leva o coração.
Mais é isto caisião
De gemer e suspirar. 1254
L. Essa che nego,
E o contrario te prego.
Porque ja nasceu á luz
Ó mundo que estava cego,
O demo, que arrenego,
De dó vestiu um capuz. 1260
 Elle seja triste,
E não ja eu e tu, que viste
A teu deus homem nascido,
Tanto tempo ha promettido, f. 17.
Como tu dizes que ouviste,
Desejado e tam sabido. 1266
R. Bem dixeste,
E d'elle o aprendeste,
Porque emfim elle é a verdade.
Mas, eu tenho piadade
Ver um infante com' este
Em tanta esterilidade. 1272
 A, mei deus,
Que forão tam maos increos
Estes rascoens de Belem
Que aqui ó frio vos tem!
Vindes vós por males seus
Padecer mal e dar bem, 1278
 Meu fermoso!
Que fostes tão querençoso
Da saude dos mortais
Que nasceis entre alimais
Só de puro piadoso,
Como vós vos hi mostrais 1284
 Larguemejando!
E quereis estar chorando,
Posto aqui entre o gado,
De frio badelejando,
Só por pagar o peccado
Que o homem commette folgando!
 E padecer
Com ledice e com prazer
Por quem vos offende a molhos
E tarde se arrepender.
Bem escançados os olhos
Que vos merecérão ver 1296
 E que vos vistes!
Que ja os meus não serão tristes,
Vendo a sua salvação,
Como hoje lhe promettestes.
Mas, com o velho Semeão
Direi: „j a o n u n c a d i m i t t e s 1302
 D o m i n e !"
[A q u i f a l l a c o m a s e n h o r a]
E vos, vara de Jasé,
Que abrotastes esta rosa,
E frol do campo fermosa,
Chamemos, os que tem fe,
Mais bendita e benditosa 1308
 Das molheres,
Das quaes honras e prazeres

1231 AB A mais vos aviso. 1232 A Que me acabades fizo (Err. für s i s o). B Que me acabedes com sizo. 1238 B genticeza (Err.). A esta. 1243 F e h l t in allen drei Texten. 1244 AB L. Pois á senhora. 1245 AB Não havemos. 1246 AB em boa ora. 1248 A Lh'ei. 1249 Fehlt in AB. 1250 AB devoção. 1252 AB a condição. 1253 A Mais he occasião. B Mais he a occasião. 1257 A a lua (Err.). 1259 A que eu arrenego. B qu'eu. 1260 A vestio capuz. 1262 A que tu. 1269 AB hé verdade. 1270 AB piedade.

1272 AB estirilidade. 1275 AB rafioens. 1276 AB Que aqui o senhor (i. e. oh, senhor!) vos tem. 1277 AB vinde. 1280 Ms. querencouzo (Err.). 1281 A Descende (Err.). B de saude. 1283 AB piedoso. 1285 AB Lagremejando. 1290 AB Que homem. 1294 Das Ms. schreibt irrt. a r r e p e n d e. 1295 A escarneados. Das Ms.: escancados. 1296 A mereção (Err.). 1298 AB Que os meus etc. 1300 AB como. 1301 B Sameão. 1302 A demita. B demites. 1304 AB Jessé. 1305 AB brotastes. 1307 A Chamemos o que tem fe. B Chamem-vos os que tem fe.

Se elegrou vosso esprito,
Quando no ventre bendito
Pollos vossos mereceres
Se encerrou o infinito. 1314
A porque o crestes
E ó anjo respondestes
Com palavras de humildade,
Logo a hora concebestes
O verbo que hoje nos destes
Vestido de humanidade. 1320
E o oitro loivor f. 17 v.
Vos deu este senhor
Na hora em que elle nasceu,
Que o paristes sem dor,
E criais o criador
Com leite que elle vos deu. 1326
E abasta!
Que só vós honrais a casta,
Que paristes sem estrovo,
E cobrais um nome novo
Por que Eva fica madrasta,
Vos „Mãi de deus e do povo."
E pois paristes
E ó mundo descubristes
Sua luz celestial,
Fazendo ledos os tristes,
Estes proves que aqui vistes,
Livrai-os de todo mal. 1338
L. Rodrigo, tem tú cuidado,
Que o rebanho desguerrado
Azinha pode trespôr.
R. Deixe o! Va por onde for;
Não se ha de perder o gado
Estando-nós com o pastor. 1344
S. Tu estás a parollar
E elle desengulha e calla.
L. Meninos sabem fallar?
S. Pois logo, porque não falla
A senhora em seu lugar?
R. Bem pudera elle fallar 1350
. . . .
. . . .
Se elle tivera vontade;
Porém quer dessingular
Para nisso conformar.
A lingoa com a idade. 1356
E ja que assim é
D'isto, senhor, darei fe.
Não vos quero enfadar,
Mas dai-me ca esse pe
Que vo-lo hei de beijar,
Por me fazerdes mercé. 1362
L. E eu tambem.
R. Ja que pera todos vem,
A nenhum se negará.
S. Quanto ó pé, bem no-lo dá!
Se assi der o mais que tem,
A todos contentará 1368
Sua senhorança.
R. Agora sem mais tardança
Digamos uma cantiga
De chacota, com mudança,
Porque a senhora não diga
Que somos de má criança. 1374
L. Eu estou a vé-la;
Mas abrota tu com ella
Que es o chefre da folía.
R. Ha de ser á prol do dia
Porque se alegre a donzella
Se tiver malancolía. 1380

Cantiga: f. 18.

„Virgem antes do parto,
No parto, e sempre,

1311 AB Se ellegou (Err.?). A espirito. B esprito. 1313 Pelos. 1314 A Se encertou infinito. B Se encertou o infinito. 1315 AB A porque crestes. 1321 AB E oitro loivor. 1322 B Vos deu inda este senhor. 1323 AB em que nasceo. 1325 A criastes o Creador. 1326 AB Co' leite. A nos deu. 1327 AB E basta. 1328 AB honreis (Err.?). 1330 AB cobreis. 1336 AB alegres. 1337 AB pobres. 1338 AB de todo o mal. 1339 A tudo tem, was wohl nur Druckfehler für tu tem ist, wie B schreibt. 1340 AB desgarrado. 1344 A em pastor. Druckfehler, wohl für co, wie natürlich das com o des Textes gelesen werden muss. 1345 A perolar. B parolar. 1346 AB desingula. 1347 AB Menino, sabeis fallar?

1348 A porque falla (Err. für p. não f.). 1350 Allen drei Texten fehlen zwischen Zeile 1345 und 1356 zwei Verse, dem Anschein nach mit den Reimsylben ade und ar. Im Sinn ist keine Lücke fühlbar; doch ist eine Ergänzung desselben am besten nach 1350 zu bewerkstelligen, wo sie dann in einer adverbiellen Bestimmung des Sprechens bestanden haben möchte. 1354 AB de singular (Err.). 1355 A d'isso (Err.). 1362—63 AB fügen ein: Beija o pe ao Menino. 1364 AB para. 1366 Das Ms. schreibt: nolho. 1367 AB assim. 1375 B á vella. 1377 A chefe. 1378 A a drol (Err. für a prol). 1379 AB por que alegre. 1380 AB malencolia.

Bendito seja o fruito
Do vosso ventre!
Nove meses trouxestes
Encuberto 1386
O fruito que hoje destes
Manifesto.
Razão tendes por certo
Estar contente.
Bendito seja o fruito
Do vosso ventre! 1392
O que Eva nos tirou,
Vós no-lo destes;
Aos que ella matou,
Vivos fizestes.
A vida nos trouxestes
Em vosso ventre, 1398
Virgem antes do parto,
No parto, e sempre.
París o criador,
Vós, criatura,
Sem corrupção nem dor,
Ficando pura. 1404
A gloria futura
E paz presente
Nos destes com o fruito
Do vosso ventre.
Criais quem vos criou,
Virgem sagrada. 1410
Vestís quem vos formou
E fez de nada.
Entre todas criada
Mais excellente,
Bendito seja o fruito
Do vosso ventre! 1416
Dais de mamar a quem
Sustenta o mundo;
Mantendes a quem mantem
E cria tudo.
Misterio profundo!
Tendes presente 1422
Deus e homem, fruito
Do vosso ventre.
Virgem antes do parto,
No parto, e sempre,
Bendito seja o fruito
Do vosso ventre!" 1428

Laus Deo!

1389 C rezão. 1394 C nos lo. 1395 A nos matou. 1397 C Á vida. 1401 AB Paristes o Creador. 1402 A Vós creastes (Err.). 1405 C Á gloria. 1408 AC De. 1409 A Creais. 1411 AC Vistes. 1414 C excelente. 1423 bis 1424 Fehlen im Ms. 1424 C De vosso ventre. 1428 AC De.

Glossar.

A.

A; für e: und. 29, 57, 113, 140, 151, 162, 175 und öfter; doch kommt auch *e* nicht selten vor, wie es scheint ohne dass irgend welche euphonische Regel über die Bedingungen bestimmte, unter denen die eine oder die andere Form anzuwenden wäre. *A* in der angegebenen Bedeutung ist durchaus keine im Volksmunde allgemein übliche Form, sondern sehr selten. Weder G. V., noch irgend einer der uns bekannten Volksdichter gebraucht es, noch hat es sich in einem derjenigen spanischen Dialekte erhalten, welche zum port. Sprachgebiet gehören; das Diccionario da Academia, das einzige Wörterbuch, welches seiner überhaupt gedenkt, hat aus der gesammten Litteratur nur zwei Beispiele dafür aufgebracht. — Wir vermeinen a für e in den sogenannten fünf ältesten Resten port. Poesie (Canção do Figueiral, Cartas de Egas Moniz, Tragamouros, Cava) in mehreren Stellen zu erkennen, wo man es bisher (s. Moraes s. v. A 4) für eine bedeutungslose Expletivpartikel erklärt hat, aus deren unzulässiger Verwendung ein Argument gegen die Echtheit jener Dokumente gemacht worden ist.

aboar, avoar: davonfliegen 25. Von ab-vo-lare, wie auvoar be-

weist. G. V. III, 50.* — Ueber b für v s. b-v.

abofá, abofé: meiner Treu. 77, 905, 1136; für á boa fe, welches litterarisch ist. Das Volk kennt für diese einfachste und unschuldigste seiner zahllosen Schwurformeln die variirten Formen: bofé, bofá, bofás, abofé, abofá, abofás und sogar abofelhas; wozu Gallizien und Bierzo noch abofellas und afellas hinzufügen.

abrinusio, abrenuncio Satanas 67. cfr. G. V. I, 68 und 265 ablenuncio, wofür die Ausgabe von 1723 abburuncio schreibt. — Almeida Garrett sagt: Abrenuncio de Satanaz.

abrotar neben brotar (uma rosa) 1305: hervorbrechen lassen, treiben (Blüten). Das Volk liebt es ungemein, den Verben erster Conj. die Partikel a vorzusetzen, ohne dass sie an der Bedeutung etwas änderte, ein Zug, der auch in der Litterärsprache herrscht, doch weniger scharf ausgesprochen. 1376 im Sinne von: anfangen, loslegen.

adivineza neben divineza 1152: volkstümliche Ableitung von divino, um Christi Göttlichkeit, Gottheit im Gegensatz zu seinem Menschentum zu bezeichnen. Die Litterär-Sprache sagt divindade. — Ueber prosth. a s. abrotar.

adromentar neben adormentar: schlafen (nicht einschläfern, wie in der Litt.-Sprache) 61. Metathesis von r, so dass es sich der anlautenden muta (besonders den Labialen) zugesellt, ist einer der allgemeinst verbreiteten Characterzüge des alten und volkst. Port. und der verwandten Dialecte, dem die moderne Schriftsprache als vulgair entgegenarbeitet. Cfr. prove, freve, brabeiro, Brites, Breatiz, preguiça, prefeito, premitir, pruvico, fravica, Graviel für pobre, febre, barbeiro, Beatriz, perguiça (pigritia), perfeito, permita, publico, fabrica, Gabriel. Gall. frebe, probe, crobe, cruba, trubar für febre, pobre, cobre, cubra, turbar.

advinhar und adevinhar neben adivinhar 855: erraten. Sehr häufig.

agardecido neben agradecido 296. Beispiele für Metathesis von r, dergestalt dass es von der anlautenden Muta entfernt wird, sind nicht selten und bilden das Gegenstück zu der unter adromentar erwähnten Erscheinung. Cfr. borcado, dormidairo, disgarça, espedregar, pedricar, fernetico, larguemejar, percipicio. Doch ist der entgegengesetzte Fall häufiger.

algorrem (aliquot und rem) = etwas, algũa cousa, 177. Cfr. G. V. I, 260, 261 und öfter. — Wird schon von Fernão d'Oliveira (Grammatica p. 81) als veraltet angeführt, hat sich jedoch im Volke erhalten.

alimal für animal 441, 557, 966, 1109. Die Wörterbücher verzeichnen nur die ebenso volkstümliche Form alimaria (aus animalia), weil

---

* G. V. = Obras de Gil Vicente. ed. Barreto Feio e Gomes Monteiro. 3 vol. Hamburgo 1834.

Die übrigen Werke, die wir im Glossar abbreviirt citiren, sind:

Almeida Garrett: Obras do Visconde de Almeida-Garrett. Vol. XII e XIII. Arco de Sanct' Anna. Lisboa 1871. Vol. X A sobrinha do Marquez 1859.

Astur: Coleccion de Poesias en dialecto asturiano. Oviedo 1839.

Berciano: Ensayos Poeticos en dialecto berciano pòr D. Antonio Fernandez y Morales. Leon 1861.

Böhl: Theatro Español Anterior a Lope de Vega. Por el editor de la Floresta de rimas antiguas castellanas. Hamburgo 1832.

Diniz: Julio Diniz. Serões da Provincia. Porto 1873.

Mello: Obras Metricas de Don Francisco Manuel y segundo tomo de suas obras. Las segundas tres Musas del Melodino. Leon de Françia 1665.

Miranda: Poesias de Sà de Miranda. ed. C. Michaëlis de Vasconcellos. Halle, Niemeyer 1881. Noch nicht erschienen.

Piñol: Diccionario Gallego por D. Juan Cuveiro Piñol. Barcelona 1876.

Prestes: Autos de Antonio Prestes. Ed. Tito de Noronha. Porto 1871.

Res.: Cancioneiro de Resende ed. Stuttgart.

sie sich Zutritt zur Schriftsprache verschafft hat.

aloivado für louvado 890. S. abrotar und oi.

alomear neben alumiar 768. Die Formen in ear sind seltener. Cfr. Miranda 104, 62; 107, 61.

alqueve für alqueive: Brachland, Feld 56. Rein orthographische Variante. E mit offenem Laut wird bald *e*, bald *è*, bald *ei* geschrieben.

alumia 451. Komische Exclamation = Hilf Himmel! Als solche nicht in den Wörterbüchern.

amargulha 424. Die Stelle ist unklar, vielleicht verderbt. Ob wir in amargulha den Imperativ von amargulhar (für margulhar, mergulhar = untertauchen) erkennen dürfen? und der ganzen Phrase (a., que t'eu dou) etwa den Sinn beilegen: Duck' unter, denn ich haue zu! was als kerniger Ausdruck der Ueberraschung vielleicht zulässig ist? — Amargulha könnte auch mit amargo, amargura zusammenhängen, doch vermögen wir dann noch weniger, einen Sinn aus den Worten herauszudeuten.

ambos de dous 334. Pleonastische doch echt volkstümliche Ausdrucksweise (= Wir zweibeide).

amedrar für medrar 200. S. abrotar.

ancerrar für encerrar 594.

angelical 879. Das Volk liebt diejenigen Adjectiva am meisten, die mit den vollsten Derivationssilben versehen sind. S. angelicavel avidiente.

angelicavel 184 (angel-ic-abilis) = engelgleich, engelhaft. Dasselbe Bestreben, welches angelico durch angelical ersetzte (eine Form, die sich durch ihre Analogie zu divinal, humanal, celestial sogar in die Schriftsprache eingeschlichen hat), führte zu der Neubildung angelicavel, gall. anjoricabel, die litterarisch kaum anerkannt werden möchte. S. suavel. — Ausser diesen beiden kennen wir noch innaturavel durch die kleine Volksposse: A madrasta innaturavel.

anocente für innocente 324, 371, 610. Nicht selten.

antão für então 434, 481, 888. Sehr häufig.

apregar für pregar = predigen 514, 664 (prædicare). S. abrotar.

avidiente für avido: gierig 322. S. angelical.

azedía azidía: Magensäure 667. Volkstümliche Ableitungen von azedo, sauer (acetum). Die Litt.-Form ist azedume.

B.

B für v. Der Wechsel von b und v, so dass v für ursprüngliches b eintritt, und umgekehrt, ist in den alten Schriftsprachen Portugals (wie auch Kastiliens) ein fortwährender. Jetzt ist für jedes Wort der Schriftsprache eine Form festgesetzt; und im Volke sind es nur die Einwohner der Provinz Minho (und die Gallizier), die diesen Zug willkürlicher Ersetzung eines der beiden Labialen durch den anderen beibehalten haben.

badelejar für badalejar (von badalo, Klöpfel der Glocke) 1288. b. de frio: vor Kälte zittern.

bailhar, balhar, ältere, vom Volke aufbewahrte Formen von bailar: tanzen 701. Die Schriftsprache kennt balha in der Redensart: vir á balha: zu Tanz und Scherz, zu lustiger Unterhaltung kommen.

barão für varão = Mann 241. S. b-v.

barasco, barrasco 639: sbst. Eber. Gewöhnlich wird es als Adj. aufgefasst und porco barrasco gesagt; häufiger ist barrão. Beide Formen sind Ableitungen von verres. S. b-v. Die Orthographie schwankt zwischen b und v; auch heute noch.

barregar und berregar (Deriv. von berrar): laut und anhaltend schreien. Besonders von kleinen Kindern und von Katzen 558.

batão 241, wo einer der drei Texte barão liest. Möglicherweise ist es also nur Druckfehler für dieses. Sonst könnte es vielleicht eine vulgäre Form für beatão, Augm. von beato: Scheinheiliger, Heuchler, sein.

Batorelha 826. Obwohl alle drei

Texte es mit grosser Initiale schreiben, ist es sicherlich nicht der Geschlechtsname, sondern der Spitzname (alcunha) des Herrn Isaque Vaz, und bedeutet einen unerträglichen Schwätzer (que bate as orelhas).

batutiar 74. Scherzhafte Ableilung von bater: schlagen.

bel, Abkürzung aus: bello, schön, erhalten nur in der auch heute noch üblichen Redensart: a bel prazer: nach Belieben 235, welche auch die Spanier anwenden, denen bel ausserdem durch das Sprichwort: Lo novel todo es bel! erhalten wird.

bem-esse für benesse 1085. Eigentlich Emolument, Accidenzien, hier aber allgemein für Gewinn, Profit.

bé-mole 673. Die Wörterbücher geben nur die eine Bedeutung an: „mus. Zeichen, das um einen halben Ton vertieft"; doch ist offenbar, dass hier bemoll so viel als „weiche Tonart" bedeutet. (Cfr. frz. bémol.) Polo bemole wird oft gebraucht, um „in sanfter Weise" zu bedeuten. Flaita afinada per bemolle = auf b-moll gestimmt.

bespa 62 für vespa. S. b-v.

bicio 226 für vicio. S. b-v.

bisdono 284, wo es, von Adam gesagt, Ureltervater bedeutet; also ganz allgemein Ahne, Vorahne. Ein ganz bestimmter Verwandtschaftsgrad wird nie damit bezeichnet Cfr. Prestes 363, Miranda 116, 508; 164, 462.

bolta 760 für volta. S. b-v.

bonefe, bonefre 522. Ein unbekanntes Wort, das hier ungefähr so viel wie „Hanswurst" bedeuten muss. Es erinnert an bonecro, bonecra (gall. monecra), d. h. an die Popularformen von boneco, boneca = Puppe; und an bonifrate(s), wie die Figuren des Puppentheaters heissen; denn in allen dreien steckt wohl bonus. Eine Ableitungssilbe -efe ist freilich nicht bekannt (Cfr. tabefe, tabefre). Wäre sie nachzuweisen, so dürfte bonifrate auf bonefre zurückweisen, aus dem es durch Volksetymologie (zur Bezeichnung einer im Puppentheater in Mönchstracht auftretenden Figur?) gebildet sein könnte. Das umgekehrte Verhältniss, dass aus bonifrate erst bonefre hervorgegangen wäre, scheint mir unwahrscheinlich, im Hinblick auf bonecro. Ueber das eingeschobene r s. tabefre, chefre, und celestre.

breço für und neben berço 134: Wiege.

broega für bruega 460. Die port. Wörterbücher erklären: chuva de curta duração, wozu obige Stelle, in welcher der Regen der Sündflut broega genannt wird, der doch der längstdauernde aller bekannten Regengüsse gewesen sein möchte, nicht recht passen will. Das Wort steht sicherlich in Beziehung zu den in Diez' E. W. IIc unter brouée behandelten.

buliço neben bulicio 228.

C.

cabaçal neben cabeçal (von cabeça): Pfühl 1128.

caisião für occasião 1253. Cfr. casião G. V. I, 169; cagião G. V. I, 250; cajão Mello 59 e 91. — Aphäresis anlautender Vocale ist sehr häufig. S. Zaias für Isaias. Cfr. maginar für imaginar; portuno für opportuno G. V. I, 140. Ueber das erste i in caisião s. bailhar.

caja für caya (cädeat) 60.

cajo für caso 807. Das Eintreten von j für weiches s (i. e. z), und x für scharfes s (ss) gehört zu den lautlichen Erscheinungen, die sich vom ältesten bis zum allermodernsten Portug. durch zahllose Beispiele belegen lassen; durch ebenso viele andere aus den Dialekten des Minho und Galliziens. S. caujadora, fige, quije, puje.

cánta neben quanta 452, 602. Volkstümliche Form für quanto a = was betrifft, die im G. V. z. B. auf fast jeder Seite vorkommt. Cfr. cant'eu = quanto a mim. Das Volk sprach und spricht lat. qua stets wie ca, d. h. absorbirt das u: cal, cantidade, cando, caje, case, catro = qual, quantidade, quando, quasi, quatro. Einige Formen wie

camanho sind aus der Schriftsprache, die natürlich früher diese Lautveränderung unbeanstandet liess, wieder verbannt worden.

cánté 764 = quanto é für em quanto é. Veraltete Construction. S. cánta.

cantigo neben cantiga 714—715. Ob cántigo oder cantígo zu sprechen ist, bleibt unentschieden; dass es aber cantíga heisst, ist ein nicht mehr zu bestreitender Punkt. S. 717, wo Mexías und cantígas assoniren.

cartapol (—inho) 260 = cartapacio, Heft, kleines Buch. Die Form weist auf das griech. χαρτοπώλης, lat. chartŏpola, die Bedeutung aber auf das mittellat. chartapacium hin. In der Studentensprache soll cartimpólo üblich sein, das sicherlich mit cartapol ein und dasselbe ist. Die Wörterbücher erklären: T. chulo, da giria escolar: livro de razão. — Im Galliz. existirt (laut Piñol) cartafol und zwar mit der Bedeutung: Schulmappe, welche auch dem port. cartapacio zukommt, obwohl in Portugal und Gallizien badameco (port.), vadamecum (gall.) aus vademecum der üblichere Terminus ist. Ich habe cartapacios nur mit dem Zusatz velhos benutzen hören, wo es denn so viel wie „alte Schmöker" besagt. — Man vgl. sp. cartapacio, cartapel, cartapelon und it. cartabello.

caujadora für causadora 338. S. cajo.

cavidar (ohne -se) = acautelar: vorsichtig sein 320. — Cavidar, cavidado, cavidoso, Ableitungen vom lat. cavēre, das sich in dieser einfachen Form nicht erhalten hat; heute vollkommen veraltet.

celestial für celeste 1092. S. angelical.

celestre für celeste (cœlestis) 15, 857. S. chefre, tabefre, bonefre. Einschaltung von *r* nach t und d (wie auch nach f) ist im vulgair Port. und Galliz. sehr beliebt. — Formen wie castra, hastra, delantre, faldra, Calistro, lagostra, canastra etc. etc. begegnen uns im Port., Gall., Berc., Astur. auf Schritt und Tritt.

certar für acertar: das Ziel treffen, erraten 199. — Ohne weitere Belegstelle.

certeficar für certificar 1167. Sehr häufig. G. V. III, 41.

charubim für das übliche cherubim (spr. querubim) 21. Ob ch = k oder sch ist?

che für te = dir 1255. Diese assibilirte Form des cas. obliq. des Pronomens zweiter Person (te), welche die Quinhentistas unendlich oft anwenden, und welche das port. und gall. Volk heute noch gebrauchen, entstand vielleicht durch Abstraction aus den Formeln cho, cha, chos, chas = te o (tju), te a, te os, te as. In den ältesten Dokumenten scheinen sich wenigstens Belege nur für diese Zusammensetzungen, nicht aber für das einfache che zu finden. — Die assibilirte, vollkommen gleich klingende Form von se wird gewöhnlich xe und xi geschrieben. Cfr. Jahrbuch VI, 218.

ché-te 103; entstand durch Apocope aus chega-te = komm näher. — Man vgl. guarte für guarda-te; far-te für fartate, in denen die Apocope freilich durch den Gleichklang der letzten Silben motivirt ist; und tir-te, cal-te, in denen die Verkürzung sich auf den Auslautsvokal beschränkt.

chefre für chefe = frz. chef 1377. S. celestre.

coeiro für cueiro = Windel 936.

coma für como 35, 322. Veraltete Form, die in den Quinhentistas noch vorkommt, nachher aber als vulgair aus der Litteratur verwiesen wurde. Im Norden des port. Sprachgebietes (d. h. in der Provinz Minho, in Gall., Bierzo und Asturien) ist sie noch heute allgemein üblich.

Comego 698, wo von „sam Comego" die Rede ist. Wir kennen nur ein comego, nämlich die alte und vulgaire Form für comigo, wie sie z. B. in G. V. I, 140, 132, 262 vorliegt. Heilig wird vom port. und span. Volke im und für den Augenblick alles das gesprochen,

was er gerade zu seiner Hülfe herbeiruft: san junco, der heilige Rohrstock, ist sehr beliebt. Man vgl. auch Böhl 17 san gorgomillar, 37 san conejo, 26 san pego etc. San comego aber ist uns unbekannt. (An Comícus ist wohl nicht zu denken?)

contino (de) für contínuamente 185.

cralidade craridade neben claridade 498, 794. Das Volk nimmt an solchen Kakophonien keinen Anstoss, liebt es vielmehr r als Stellvertreter von l hinter die muta treten zu lassen, oder es einzufügen in Worten, welche noch ein weiteres r haben (frabrica, prubrico).

credes, alte Form für creis, creeis 851. Die zweiten Personen Pl. aller Verben endigen im Altportg. in -des (-tis); in Gallizien ist es heute noch der Fall.

crestão für castrão 40 = beschnittener Ziegenbock. S. adromentar.

criancinho, Dimin. von crianço, einer Masculinform, die das Volk aus criança = Kind abstrahirt, um ein männliches Kind zu bezeichnen. 1212. S. parenta, und israilito.

cudar für cuidar 41. Früher allgemein üblich. Wird von allen Quinhentistas, auch von Camões, gebraucht, aus dessen Werken man es in allen Neuausgaben freilich ausgemärzt hat; gilt heute aber für vulgair.

D.

decrarar für declarar 1017. S. craridade.

defenicio, debinicio 225: von Alters her, seit undenklichen Zeiten. Cfr. G. V. I, 111, 371. d'abinicio i. e. de ab initio. Wir hören diese Redensart noch heute im Munde des Volkes, verderbt zu ha que venicios! = vor wie langer Zeit.

delindar neben deslindar: auseinandersetzen, die Grenzen einer Sache bestimmen 203 (de- des-limitare).

des für deus in der Schwurformel pardes 3, 11 und öfter. Der Name Gottes und der Name des Teufels werden natürlich in den Volksmundarten noch freier als in der Schriftsprache umgemodelt. Man vgl. pardicas (G. V. I, 262); pardelhas (G. V. III, 154), gall. pardelhas und pardiolinha; span. pardiez, parbrios, parblios, parbrioste, par diobre; und port. diacho, decho, Teufel (G. V. I, 144, 174, 272); dexemo (G. V. III, 251, I, 135); gall. dencho, demoro, demoncre in endemoncrado; diancre, dianho; span. demonche, demontres; diantre, dianche.

descandelecer 26. Das Ms. schreibt des, abbreviirtes quan u. decia. Ausgabe A: pescandelecia, Ausgabe B: descandelecia. Sehen wir in dem anlautenden p des aus A stammenden Wortes einen Druckfehler, ein auf den Kopf gestelltes d, so stimmen beide Drucke mit einander überein; und wenn wir die drei Worte des Ms. in eins zusammenziehen, desquandecia, descandecia lesend, so möchte sich auch diese Lesart in gewissem Sinne mit der ersten in Uebereinstimmung bringen lassen. Descandecer, descandelecer stehen freilich in keinem Wörterbuche; Bluteau und Moraes kennen aber ein ähnliches Wort, vielleicht blosse Formvariante: escadelecer = ir dormindo, começar a dormir abrindo e cerrando os olhos; dormitar, estar caindo com somno. Dieser Sinn würde prächtig für unsere Stelle passen, und escadelecer, descandelecer lassen sich trotz ihrer lautlichen Verschiedenheit sehr wohl auf einen Grundtypus zurückführen, dem descandecer noch um eine Stufe näher steht. Wir erwähnen nur, dass wir ex-cad-escere von cadere im Auge haben, und das span. descaecer (nach und nach die Kräfte verlieren, die Besinnung verlieren) zum Vergleich herbeiziehen würden; die Erweiterung durch -el- ist nur durch die schöpferische Tätigkeit des Volksgeistes zu erklären, der gerade im Port. eine Fülle seltsamster Bildungen geschaffen hat, wie: escarnefunchar,

estimatusar; escafeder-se etc.; quillotrotar; bellenissimo; señefiscar.

desconhecivel 1014: unerkenntlich, undankbar. Die Wörterbücher kennen conhecivel, desconhecivel nur in den Bedeutungen: erkennbar und nicht erkennbar.

desenchavelhado neben desencavalhado, desencavelhado 676: ohne Wirbel (von der Geige gesagt); chavelha, cavalha, cavelha sind ganz unübliche Bezeichnungen dieser Wirbel, die in der Schrift- und gebildeten Umgangssprache caravelhas (auch cravelhas und escaravelhas) heissen. Alle genannten Formen sind, wie auch cravija clavija, clavilha, Vertreter des lat. clavicula und bilden eine lange Reihe von Scheideformen.

desengulhar, dessingular, desingular 1346, 1354. Nebenformen zu dem von Moraes citirten dissingular, das, nach ihm, — der Duarte Nunes de Leão's Origenes da lingua portugueza cap. 18 als seine Quelle angiebt — eine alte verderbte Form von dissimular ist. Cfr. G. V. I, 141: Não o deffengules mais, (sic) verheimliche es nicht länger und III, 217 Peza-te, mas desingulas: Es ärgert dich, aber du lässt es nicht merken. — Hier so viel wie sich verstellen. Das Christkind tut als könne es nicht sprechen. — Eine seltsame Bildung. Ob dissimuliar existirt hat, woraus dissimulgar dissimgular??

desguerrar für desgarrar: vom Wege abweichen, sich verirren 470, 1340; esgarrar kommt häufig vor. — Stände desguerrar für esguerrar und dies für ex-errare, so wäre die Form der Pratica, für die wir keine weiteren Beispiele kennen, die ursprünglichere.

desobediença für das üblichere desobediencia 387.

desovedecer für desobedecer 329. S. b-v.

devação für devoção 269, 951, 1007. Noch bei den Quinhentistas die fast allein übliche Form, heute als vulgair verworfen.

dezia für dizia von dezer für dizer 151, 164. S. retenia.

diluvo für diluvio 422.

dino für digno 944. Rein orthographische Varianten. Die Alten sprachen ausschliesslich: dino malino, benino etc., wie hunderte von Reimstellen beweisen. Heute sagt man vorwiegend dig-no — latinisirend.

distinsar, distrinçar 138, 993: einsehen, verstehen; identisch mit dem destrinçar der Wörterbücher. Es giebt ein Substantiv (fem.) destrinça, dessen Bedeutung die Wörterbücher nur als: operação de dividir o foro pelos achegas angeben. — Kommt dies vom Verbum, oder das Verbum vom Substantiv? Man vgl. redença für redenção, confessa für confessão; auch a attenço für attenção; auch das span. generácio für generacion (Böhl 4, 8, 27). — Jedenfalls hängt distinç - distrinç - destrinç - wohl mit distincti - zusammen.

divinal 882. S. angelical.

dixe, dixeste, dixera, dixérão 475 und 484; 1267; 1061; 1200. — x für ss, früher ganz alltäglich; heute auf den Norden des port. Sprachgebietes beschränkt. S. cajo.

dovidar für duvidar 79.

E.

egresiastico, griastico, Verdrehungen aus ecclesiastico 243.

ei für eu (ego): ich 424. S. mei, tei. — Der Wechsel von ei und eu (wie von ai und au) ist im Altport. häufig. Auch die fünf ältesten apokryphen Lieder (S. unter *a*) weisen ihn auf. Schon im fünfzehnten Jahrhundert wird er nur Bauern in den Mund gelegt; heute ist er eine Eigentümlichkeit der Süd-Dialekte von Algarve und Alemtejo.

elegrar 1311. Sollte es für allegrar stehen? AB schreiben ellegou.

ementar-se 588. Isso ja per si s'ementa: Das erklärt sich durch sich selbst.

emmenso für immenso 1211.

empolagado, empelegado 789: in Bausch und Bogen. Wahrscheinlich haben wir es mit Vulgairformen

des litterarischen empolgar für empollegar zu tun, das von pollex, pollicis, (woher auch das Subst. pollegar) herzuleiten ist. — Also eigentlich was der Daumen, ausgestreckt, umfassen kann.
enbiado für enviado. S. b-v.
encorrelhar für encorrilhar 435: einschliessen.
encortolhar für encortilhar 435: einpferchen. Wohl nur Druckfehler.
encreo, increo 714, 850, 1272: veraltet für incredulo.
enderenço für endereço, von endereçar (indirectiare) 706. Bereitschaft (Por-se em enderenço).
enfronhar-se 608. Eigentlich bedeutet enfronhar: das Kopfkissen in den dazu gehörigen Ueberzug stecken; dann figürlich sich irgend wo einschleichen, eindrängen; hier: Gestalt nehmen in.
engaticar, engatimar 621: in die Falle locken. Wohl wie span. engatusar von gato, Katze, im Gedanken an falsche Katzenfreundlichkeit hergeleitet.
entrufado für entufado: geschwollen, aufgedunsen 599, wo es vor Aerger geschwollen, giftgeschwollen bedeutet.
escafeder, escafeder-se 30. Vulgair für „Reissaus nehmen". Ich erinnere mich im Gall. escabedar mit gleicher Bedeutung gefunden zu haben.
escançado für das gewöhnliche descansado. Ser mal escançado: wenig geschlafen haben 87.
escancerada für escancarada, sperrangelweit offenstehend (von einer Tür) 832.
escapentar 459: Reissaus nehmen. Sichtlich eine Ableitung von escapar. Auch in dem beliebten escapulir (wofür auch escapolir, escabullir, descabullir span.) und in escafeder möchte der gleiche Stamm stecken.
escontra für contra 532. Früher sehr häufig. Der Gallizier sagt noch jetzt: escontra und descontra.
escralicar 775 (wo die gedruckten Texte esclarificar lesen). Volkstümliche Form für das litter. esclarecer: leuchten. S. unter craridade die Form cralidade.
escutar neben escuitar 862.
esmaravilhado für maravilhado 456. Prothesis von *es* ist in der Volkssprache sehr häufig: S. hier escontra, espedregar; und vgl. esfingir, esmaginar etc.
espedregar 493; verstärkt aus pedregar für predicar = praedicare. S. esmaravilhado.
espirrar (wofür das gewöhnliche Volk heut zu Tage auch espilrar sagt). S. niesen 63, 65. Es könnte eine Scheideform zu espirar sein, also lat. expirare gleichstehen.
espirrilha, espirralha 64. Scherzhafte Ableitungen von espirrar, um Jemand zu bezeichnen, der oft oder stark niest.
esposado für desposado 297.
estimatusar 801. Freie, volkstümliche Ableitung von estimar: meinen, erachten.
estirilidade für esterilidade 1272.
estrever-se für atrever-se, wie estordido für aturdido 282.
estrovinhar 28: aus dem Schlafe erwachen, aufschrecken. Cfr. Canc. de Res fol. 61[a]: acordey estrovynhado. Die moderne Sprache hat für den gleichen Begriff auch noch das Wort „estremunhar", das wohl eine Verdrehung aus estrovinhar ist. Es liegt nicht fern in diesem den lat. Stamm turb- zu suchen.
estrovo für estorvo 1329, sem estrovo = sündlos (parir — —).

F.

fantezia für fantasia 311, 362. Sehr häufig.
fermoso für formoso 671. Nur die erstere Form wird von den Quinhentistas gebraucht (auch von Camões, obwohl die neueren Ausgaben fast ausnahmslos formoso drucken); die heutige Litterärsprache erkennt nur die lat. Form als salonfähig an.
ferrado 174: dar o ferrado. Ich weiss nicht was es bedeutet. Vielleicht ist ferrado im Sinne von „Huf" zu fassen, womit grob volks-

tümlich der Fuss bezeichnet würde. Es wäre dann dar ó (= so) ferrado zu lesen und zu verstehen: sich auf und davon machen.

figera für fizera 278, 1060. S. cajo.

figestes für fizestes 915, 1188.

formento für fermento 349.

fraita für frauta, flauta: Flöte 681. Wohl durch Analogie zu gaita entstanden, mit dem es gewöhnlich reimt. S. jedoch unter ei.

frol für flor 1306. Sehr häufig. Es scheint eine der euphonischen Regeln der Volkssprache zu sein, in Wörtern, welche mit muta und der liquida l anlauten und im übrigen Wortkörper ein r haben, r mit l zu vertauschen. Cfr. grolia, groliar und creligo.

furo 773, dar furo a alguma cousa: mit einer schwierigen Sache fertig werden.

G.

gardar für guardar 320. S. canta.

gargantice 413: Lust an leckeren Speisen, Leckerhaftigkeit, Gourmandise. Volkstümliche Ableitung von garganta. Cfr. Miranda 108, 240, gargantoice.

geitar, ältere Form für deitar: sich schlafen legen 118. Heute nicht gebräuchlich.

genesastego, genesastigo, genesastico 246: der Verfasser der Genesis, oder auch diese selbst. Freie volkstümliche Bildung, vielleicht vom Autor der Pratica zurechtgemacht, um auf egresiastico zu reimen.

gerecer von lat. gerere 482; die Litterärsprache kennt nur gerar = generare. Cfr. G. V. III, 187.

gorlia, grolia für gloria 161, 256. Cfr. G. V. I, 70; II, 313, 324. 424; Böhl 8 sp. grolla. — S. frol.

gorliar-se für gloriar-se 597.

H.

hia, kontrahirt aus habia 597; nur üblich wo es in Verbindung mit einem Infinitiv als Conditionalis gilt.

I.

injudiar, enjuliar 83, 551. Volkstümliche Verdrehungen aus injuriar.

israilito 480. Die Masculinform ward abstrahirt aus dem doppelgeschlechtigen israelita. — Wir kennen kein weiteres Beispiel: es ist das eine der Freiheiten, die sich der Volksdichter, besonders in Reimesnöten, ohne Scrupel erlaubt.

ixido für das gewöhnliche enxido, bezeichnet 333 den Garten des Paradieses.

J.

Jasse für Jesse 1304.

juro a corpo de meu 14, 157. Unendlich häufige vulgaire Schwurformel: „bei meinem Leibe," „so wahr ich lebe."

L.

lacão 645 = Schinken, der jetzt durchgehends presunto genannt wird. Doch lassen sich zahlreiche Belege für das heute veraltete Wort zusammenstellen, das übrigens in Gall. noch, als lacon, gebräuchlich ist. Cfr. Canc. de Res. fol. 157 f. — Unwillkürlich erinnert lacão an das afrz. bacon, Schinken (Diez E. W. II c.), das auf frz. Boden heute noch in der Diebssprache „Schwein" bedeutet, und als technischer Terminus in baconner = einpökeln weiterlebt. Ohne Zweifel gehört dazu das sp. baconar, einpökeln; kat. esbaconar und bacó = Schinken. — Wie aber ist ein Zusammenhang zwischen bacon und lacão zu denken? bacão ist mir nie im Port. begegnet; wohl aber bácoro für „Schwein" das als bacoriño, bacorote und in Gallizien als bacoro, bacuxo, bacuriño, bacoriño unendlich oft vorkommt. Man pflegt es vom arabischen baqr (junges Tier) herzuleiten.

larguemejar, lagremejar für lagrimejar 1285. S. agardecido.

ledice 1292 (lætities für lætitia). Lediça in G. V.'s Auto da Lusitania.

lo für o, wie la für a, los für os, las für as: die ursprünglichen Formen des port. Artikels und des Acc. des Pronomen Conjunct. 3. Person, bei den Alten sehr häufig; doch schon im 16. Jahrhundert, wie heute noch, nur in gewissen Verbindungen üblich, nämlich nach s und r, wobei dann s und r ausgestossen (oder assimilirt) werden (S. 349 mallo = mas-o, 950 sosté-la dôr = soster-a dôr); das Pronomen auch in Verknüpfung mit vorangehendem se (selo etc.). — Vereinzelte Fälle kommen vor, in denen lo für o ohne jeden ersichtlichen Grund steht: so in Zeile 864 der Pratica (l'arranjo); in Almeida Garrett Arco de Santa Anna I, 53: por minha dama lo juro, welcher Autor z. B. (wie auch andere) beständig todo lo schreibt: ibid. XXIII u. 45. — S. ferner Formeln wie alafe, alamoda, tamalavez.

lobregar für lobrigar 29.

loivor für louvor 926. S. oi.

Luçafeis pl. von Luçafel für Lucifer 1116. Cfr. span. Luzbel.

M.

magote (de): in Haufen, alle zusammen, mit einem Mal 885.

mallo s. lo.

malancolia, malencolia 1380.

malpeccado 811: leider; unglücklicher Weise, um unserer Sünden willen. Sehr beliebte adverbielle Redensart, die auch heute noch vorkommt. Vgl. gall. malpocadiño.

mamarjangayo 44, wo das Ms. mamarlangayo schreibt, wie wir annehmen, fälschlich. Vielleicht ist obiges Wort mit dem bekannten marmanjo = ungewöhnlich kleiner, grosser oder hässlicher Mensch, in Zusammenhang zu bringen, das auch die Pratica in Zeile 866 aufweist. Sonst kommt es vor z. B. im Dialogo pastoril ed. 1753: arrelá com o marmanjão; und in der Posse: Conversação que fazem as mulheres, in welcher der plumpe Diener (Rustico) Marmanjo heisst. Auch heute noch ganz üblich. S. Padre Amaro p. 736 marmanjos rijos como pinheiros und 337 passear de noite os marmanjos (= die Knirpse) quando elles berram com os dentes. — Man vgl. span. marmarrache, mamarracho neben momarrache, moharrache, moharracho, das aus dem Arab. stammen soll.

mança für mansa; fem. des adj. manso (mansuetus) 276: dizer as verdades pela mansa: auf sachte Weise.

mangás wohl für mangáz 98. Von mangar: scherzen; also Schelm, Schäker?

manho 219, port. Aussprache von magno (Cfr. tamanho, camanho).

manquante 765, vom veralteten mancar = frz. manquer. Hier vom „Abnehmen des Mondes" gesagt, wofür menguante, mingoante üblich ist.

mão; (boa mão) 467. Adverbielle Redensart, scheinbar gleichbedeutend mit de boa mente, a boa mente (wie AB in obiger Stelle schreiben).

marolla 437: Woge, Wasserstrudel. Man könnte an eine Zusammensetzung aus mar und olla denken. Cfr. port. folla, astur. fola, span. ola, olla, frz. houle (s. Diez E. W. IIb ola). Andererseits aber muss man das port. marulho, marulhar, marulhada etc., das den gleichen Sinn hat, in dem -ulho aber nur Ableitungssylbe ist, ins Auge fassen.

matotino für matutino 841.

mei für meu 246, 392, 1034, 1099, 1100, 1273. Im Gall. noch heute ganz gewöhnlich. S. ei.

menço 708; muss Text, Wortlaut bedeuten. Den Wörterbüchern unbekannt. Verhält sich vielleicht zu mencion, wie attenço zu attencion. S. distinçar. Oder ist es blosser Druckfehler für començo?

menhã für manhã 72.

mente 461: de novamente 1008, de boa mente, 467 a boa mente. Ein von Diez nicht erwähnter Beweis für die Selbständigkeit des Adverbialsuffixes -mente im Port. und Span. ist die Möglichkeit, die Präposition de (seltener a) damit zu

verbinden. Altport. und span. sehr häufig: s. G. V. III, 145: de boa mente. Böhl 3 de buena miente. Modern z. B. Almeida G. Arco 233. Diniz: Serões da Provincia p. 99 de mais boa mente.

mesmamente 951: auch, gleichfalls, in gleicher Weise. Ein Beispiel dafür, dass auch im Port. solche Adjectiva mit dem äusseren Zeichen des Adverbs versehen werden, die auch ohne dies schon als Adverbia angewandt werden. — In obiger Stelle erwartet man Wiederholung der Negation (nem).

mexías für messías 124, 473, 507 und öfter. S. dixe und cajo.

migeria für miseria 1150. S. cajo.

milhenta und sogar milhentas 927. dou-vos graças milhenta mil, Tausend Mal tausend.

N.

naja 753. Das Ms. schreibt não seja; und nur so erlaubt das Metrum zu lesen. Naja, das dem Sinne nach sehr wohl stehen bleiben dürfte, kann dennoch hier nur als spätere Entstellung aufgefasst werden. — Naja, nanja, neja, nenja sind beliebte Negationsformeln der port. Volkssprache (besonders des Minho); fast immer in Begleitung von eu. Einige Beispiele mögen die Art der Verwendung klar stellen. Diniz, Serões 189: va la quem quizer! nanja eu! nur ich nicht, ich aber nicht. — ib. 137: Se fosse bruxo, não faria as esmolas que faz. — „Nanja eu que lhas quizesse. — Almeida Garrett, Arco 140: Paz n'esta casa? Seja, e em quem a póde ter aqui. Amen. Nanja eu. — ib. Sobrinha do Marquez p. 162: num lhe tenho medo, num, senhor; nenja eu. (Ein minhoto spricht.) — Mello, Euterpe 53: Seja sempre o pardo cor, Não trabalho ou não sei que; Roxo o roxo e namja Amor. Wir glauben darin nichts anderes als não ja, nem ja zu erkennen. Man vgl. G. V. III, 13 Nem jeu und III, 271 Não ja eu. — S. auch Z. 1262 dieses Textes.

nemigalha, nimigalha 36, wofür auch namigalha und häufiger nem migalha vorkommt: kein Krümchen; für: nichts. Sehr beliebte Formel. Alt kommt auch namichalda, nemichalda vor (F. d'Oliveira Gram. cap. 36, 1), das sich im gall. manichalda erhalten hat. — Migalha wie michalda sind Ableitungen vom lat. mica.

ninheiro für ninho 1134. Das Volk zieht die Derivata in -eiro den einfachen Stammwörtern vor. Z. B. sagt Niemand heute adelo, adela, sondern adeleiro, adeleira. S. angelical.

nó 140 für não. Die Formel no mais (Lusiadas III, 67. X, 145) ist allbekannt, doch scheint man bisher angenommen zu haben, sie stehe vereinzelt da, und es sei das no ein Hispanismus. Nó neben dem alten nom (woraus não und sogar nam; s. naja); bo neben bom; so neben som (sum) kommen im Altport. unendlich oft vor, und nicht nur vor Wörtern, die mit m anlauten (wie in no mais). No: G. V. I, 172. II, 146, 494. III, 117, 184, 221, 223, 226, 240, 279; bô z. B. G. V. II, 422 und 488, wo es mit pô, Staub reimt, I, 247, 251; sô I, 181 etc. — Wahrscheinlich ist die Sachlage so aufzufassen, dass no und nom zwei gleichzeitig aus lat. non entstandene Formen sind, und nicht so, dass no aus nom d. h. aus bereits nasalirter Form entstanden ist. Trotzdem scheint uns die Coelho'sche Theorie, dass der port. Auslautsnasal niemals verloren ginge, unhaltbar. Abgesehen von den Formen co, ca, cos, cas aus co'o = com o etc., kommt es in den Volksromanzen und Volksliedern oft vor, dass das Volk, wenn i der Assonanz- oder Reimvokal ist, den Nasal der Wörter in *im* abwirft, gleichviel ob er dem Worte ursprünglich ist (wie in jardim) oder nicht (mim).

Noel 429 für Noé. Die Anfügung des l ist nur durch die Reimforderungen veranlasst. Cfr. G. V. I, 111. Andrel für Andre, auch im Reime.

O.

ó für ao 28 und öfter: diese contrahirte Form (au zu o) war bis gegen Ende des Cinquecento auch in der Schriftsprache die vorherrschende; später überliess man sie dem Volksmunde. Heute ist sie kaum noch beim Landvolke üblich; dagegen in Gallizien, Bierzo und Asturien lebendig.

ócolos für oculos, Brille 268. In G. V. findet sich ólicos.

oi für ou (Loirenço, Lourenço; loivor, louvor; aloivado etc.). Manuscripte und Druckschriften der ältesten wie der neuesten Zeiten lassen die Diphthonge oi und ou ganz beliebig mit einander wechseln, gleichviel welches die Laute sind, aus denen sie hervorgingen. Was die lebende Sprache d. h. das lebende Individuum betrifft, so spricht der eine in einem Worte (coisa, noite) ein scharfes klares oi, in anderen Worten ein reines ou (outro, ouço); ein anderer macht es gerade umgekehrt; wieder andere sprechen immer oi, andere immer ou. — Die Einwohner der Provinzen Beira (Alta e Baixa) sprechen stets oi. — Die einzigen Worte, in denen man niemals den ou-Laut verändert, sind ou (aut) = oder; und vielleicht ouso, ich wage; die einzigen, in denen oi nie zu ou wird: foi (fui), boi (bo[v]em), doi (dolet), soi (solet), oito (octo). — Es gilt für schlecht hoive für houve; poico für pouco; und z. B. coutado für coitado zu sagen, doch finden sich in G. V. Beispiele davon.

oilá neben olá, ollà, hollah 860.

ourela, orella 695. Ein wenig gebräuchliches Diminutiv von hora: Stunde. Nas más orellas = em má hora. Nas boas orellas = em boa hora.

ousío 354, ouzío 7: Mut. In der Volkssprache sehr gebräuchlich. Seltener ist ouzía, aouzía (bei Mello 65, 70, 75). — Direkt vom Verbalstamm ous- hergeleitet? Cfr. plantío, pousío.

P.

palavrada: ein grosses, gewichtiges Wort 534.

panes envolto: envolto em pannos (als Wickelkind) 546.

parenta 586: Fem.-Form; aus dem doppelgeschlechtigen parente abstrahirt. S. criancinho und israilito.

paruvella, parouvela, parouvella 146. Die Wörterbücher erklären es mit: parvoice, parvoeira: Dummheit, gleichsam als hinge es mit parvo: Dummkopf zusammen; parovelar hingegen mit: fallar indiscretamente e com excesso.

peccadento: sündhaft 380. Das vulgaire Port. bevorzugt die Adj. in -ento, die schon in der Schriftsprache in sehr grosser Zahl vorhanden sind (bolorento, ferrugento, fedorento, lazeirento, asmento, passento, sudorento etc.).

penderado, ponderado, pendurado 9: schwebend. Die beiden ersten Formen sind wohl volkstümliche Umgestaltungen der letzteren.

penetença für penitencia 326.

per, ältere Form für por 984.

pera für para 72, 986.

perfeta für profeta 257.

pergoar, pregoar, apregoar (præconari) 104.

permeter für prometer 623.

perolar für parolar: schwatzen 194, 243, 1345. Von parola = frz. parole.

perque für por-que 87, 302.

pescudar, piscudar 43, wo es heisst: Hora piscudayo. Unverständlich. Das alte pescudar: erfragen, erforschen, verstehen, scheint hier nicht gemeint zu sein.

pesponto, posponto (cantar de —) 878 = vortrefflich, mit allen ffs singen. Vulgaire Phrase.

petejar, patejar 38: mit Füssen treten, Fussstösse geben. (? Von pata?)

piadade für piedade 1270.

piadoso für piedoso 1283.

podrentar, apodrentar: faulig machen 381.

pousafolles 689: der Langsame, Faule (besonders geh-faule). Port. und gall.

praja für praza, von prager für prazer 698. — S. cajo.

prátega für pratica 1061. Prátega entspricht als forme populaire dem span. platica gegenüber der forme savante: pratica, practica, die beiden Sprachen natürlich gemein ist. Im Port. bilden die beiden Formen jedoch nicht wie im Span. ein Scheidepaar. Pratica und pratega (das eine im Munde des Gebildeten, das andere im Munde des Volkes) bezeichnen sowohl Wort, Unterhaltung, Dialog, als auch Tat, Handlung, Praxis. — Im Titel unseres Weihnachtsstückes bedeutet es natürlich Dialog, Gespräch. Ein Unterschied zwischen colloquio, dialogo, scena, pratica, ist nicht nachzuweisen. Als Bezeichnung eines dramatischen Genres kommt es nicht oft vor. Wir kennen eine Pratica d'oyto figuras von A Ribeiro Chiado; ein Auto das Regateiras, Pratica de treze figuras; und eine Pratica de Compadres (cfr. Braga, Repertorio).

prefecía für profecía 507.

prefiar, profiar für porfiar, aporfiar 139.

prenosticar, pronosticar 856.

presentia 318 (de presentia). Bedeutet es zum Geschenke? de presente? oder ansehnlich, präsentirlich?

prezepe neben presepio 888—889.

proposto (a —) und apreposto 211, 471 für a proposito.

prospé, pospé: der obere Teil des Schinkens (post pedem) 645, 1027. Ueblicher ist posperna.

prove für pobre 929, 1209, 1337. S. adromentar und b-v.

proveza für pobreza 1150. S. adromentar und b-v.

pugorão, pugestes für puzérão, puzestes 332, 1185. S. cajo.

puxa 520 (?).

Q.

quaesque = qualisquam 1118, quaesque sou, dem gemäss was ich bin. — Cfr. sp. Böhl, p. 142: veo cuanto mas virtud se espera de una muger cualesquiera que del mas alto varon.

quaje 504 für quasi. Wahrscheinlich ist caje zu lesen, wie man oft gedruckt findet, z. B. Miranda 109, 13. — S. cajo und cánta. — Die Modernen schreiben meist quasi, und sprechen das u aus; vereinzelt findet man quase.

qués für queres: du willst 85 (wie sp. quies für quieres). Wurde von allen Quinhentistas unbeanstandet benutzt; ist heute aber als vulgair aus der Schriftsprache verwiesen. Im Minho, Gallizien, Bierzo erhalten.

quigera, quigestes 316, 1057; 1055 für quizera, quizestes. S. cajo.

R.

rabim für rabbi 255. Das Port. hat eine stark ausgesprochene Abneigung gegen tontragende Auslautsvokale, ganz besonders gegen í, und wird ihr gerecht, indem sie selbige nasalirt. In der Schriftsprache finden sich ausser den bekannten Fällen mim, nim, sim, assim einzelne weitere Fälle wie alfenim; parolim; genesim; in Miranda 104, 245—246 (var. vim für vi = ich sah); in Mello fum für fui 70. Aus dem Volksmunde haben wir gesammelt fernesim, javalim, demitim; perum, tissum; resedam. Im Gallizischen und im Bercianischen zeigt sich dieser Zug noch schärfer ausgesprochen. Der Gallizier bildet z. B. die 1. Person des perf. der Verba 2. und 3. Conj. in *in* statt in i, sagt also vin (s. ob.), din, salin, nacin, oin etc., und auch die 2. Conj. nimmt Teil an dieser Eigentümlichkeit, doch weniger ausschliesslich (man findet tirein atopein neben tirei atopei), ja sogar die stammbetonten Perfecta folgen dieser Analogie: quixen (v. querer), dixen (dizer), puden, puxen, tiven, andiven, estiven. Im Berc. ist es besonders das Futurum, das in n auslautet: irein, enseñarein etc.

rafião für rufião 1275. Cfr. G. V. III, 31, und 107 refião.

ranquel, S. réquia.

rapar o sentido 227. Volkstüm-

liche Bezeichnung für: die Sinne rauben.

redença für redençaõ 890. Cfr. G. V. I, 255 redencia (span.).

referteiro = refractarius 1197.

renço für ranço 666.

repolegado 1021. Es scheint zu bedeuten: zusammengebunden, zusammengepackt. S. empolagado.

reque, requia 115 = requiem. Vay-te á réquia oder a mil requias sagen skrupulöse Gemüter, die den Namen des Teufels nicht im Munde führen wollen. Cfr. Prestes, p. 61. — A ranquel ist wohl nur Druckfehler; a reque kann sehr wohl Nebenform sein.

retenia für retinia von retinir 152. S. dezia.

rezaõ für razaõ 1177.

rezente: junges Lamm von 3 bis 4 Monaten, wofür gewöhnlich rezental gesagt wird 633, 1125.

ribi für ribe von ribar für arribar: zu Boden werfen 516.

S.

saibaõ. Augment. von saibo für sabio: Erzgelehrter 242.

Sameaõ, Semeaõ: Simeon 1301.

Satanado für Satanas 613, wo es im Reime steht. Freie volkstümliche Bildung.

Satané für Satanás 67, wo es im Reime steht. Cfr. G. V. II, 542. S. Noel.

savenda 1041 für fazenda. Ob es mehr als ein Druckfehler ist?

sê, see = sedet, für das gewöhnliche *é*: ist; 71, 685, 868, 892, 1030. Wie stark sedere sich mit esse zur Bildung des span.-port. Zeitworts sein gemischt hat, ist längst bekannt (S. Diez Gr. II). In der Volkssprache und selbst in der alten Schriftsprache überwiegen sejo, ses, see (sê); sede; seve; sūa (sia) bei weitem die gleichbedeutenden Formen von esse: sou, es, é; sois; foi; era. Die Herausgeber des Gil Vicente schreiben oft s'hé = se é für sê; der Herausgeber der Monumenta historica (Herculano) schreibt nie anders als se vê für seve; sie verkennen also die Formen durchaus.

selafim, charafim für serafim 21.

senhorança 1369; volkstümliche Ableitung von senhor, um „Euer Gnaden, Euer Herrlichkeit" zu besagen, wofür senhoría das übliche ist. Cfr. span. señoranza in Encina, Böhl 3 und port. bispança (von bispo) in Almeida Garrett, Arco I, 196.

sententriaõ für setentriaõ 762.

sicas 810, sicais 57, 398, 572: vielleicht, etwa. Unserer Ansicht nach sind diese port.-gall. Formen (zu denen noch sicaes, sequaes, cecaes als variirende Schreibarten anzuführen sind) nichts anderes als quizás, quizais; also durch Metathesis entstanden. Aus der ältesten nachweisbaren Form: qui sabe entstanden span. quizá; durch Anfügung eines paragogischen s, gall. quizaves, quezayes, quisais, quizaes, port. quisaes, quisais; und durch eingefügtes i astur. quicias, quiciaves. — Zur Metathesis s. unter ocolos, olicos; sofonicar, savenda; und manichalda unter nemigalha. Cfr. G. V. I, 113, 349 etc.

sobola(o) für sobre a, o 112, 150. So eingebürgert, dass die modernen Herausgeber von Camões, die sonst jeden volkstümlichen Zug aus seiner Sprache herauszustreichen bemüht sind, es in seinem berühmten Liede an die Wasser von Babel „Sobolas aguas que vaõ" haben stehen lassen.

soffonicar, sufinicar, sonoficar, sonificar, significar 206, 544. Cfr. G. V. I, 66 señefisca (Err.?) und 260 seneficar, wofür ed. 1723 sonoficar schreibt.

sois, gewöhnlich soes für só, somente 458, 992; fast immer in Verbindung mit tam (tam sois), wie auch in obigen beiden Fällen: einzig und allein. — Cfr. G. V. I, 143, 221. Unveränderliche Adjectiva und Adverbien in *es*: port. prestes, astur. abondes, gall. de firmes. Man vgl. auch port. entramentes, solamentes.

soletrear neben soletrar = buch-

stabiren 509, 573, wofür sich auch pelletrar findet. G. V. I, 65.
soma 124 für em summa: kurz und gut. Cfr. G. V. I, 127, 128, 129, 265, 341. II, 388. III, 154, 162, 176.
sonificar, sonoficar, s. soffonicar.
souvera für soubera (von saber) 1058. S. b-v.
suavel für suave 183, wo es im Reim steht. S. angelicavel.
supricar für supplicar 426.

T.

tamalavez 84: so von ungefähr, ein wenig. Cfr. G. V. II, 157, 250, 272, und Almeida Garrett, Arco II, 39, der diese, wie manche andere alte Formel, wieder zu Ehren gebracht hat.
tartaranetos, trataranetos, trataranetos 492. — David und Jaceste werden tartaranetos de Abraam genannt, womit also ganz allgemein das Nachkommenschafts-Verhältniss bezeichnet wird, ohne dass der bestimmte Grad desselben näher angegeben würde. Die Wörterbücher erklären also ungefähr richtig — ob auch ohne Stellenangabe —: tart.: os derradeiros nétos que ha de produzir e haver ou houve na geraçāo. — Ursprünglich aber wird tartara- einen bestimmten Verwandtschaftsgrad bezeichnet haben; die Wörterbücher meinen die 3. Generation, uns scheint, dass es die 4., auf- oder abwärts, je nachdem tartara- mit néto oder avô verbunden ist, bezeichnen muss. Nur die etymologische Deutung kann (in Ermangelung klarer Beispiele, die zunächst fehlen) diese Frage entscheiden. Die verschiedenen Formen, in denen tartara- auftritt, das sich auf das kastil. und port. Sprachgebiet zu beschränken scheint, sind: port. tratara, tratare, tartara, tatara und tetra; span. tartara, tatara, tarta und terta. Für die seltensten und uns wichtigsten davon, welche die gewöhnlichen Lexika nicht verzeichnen, geben wir den Fundort an, der für tertabuelo Figuera's Diccionario mallorquen castellano s. v. rebâsavi; für tartanieto der gleiche s. v. rebaynet; und für port. tetraneto C. C. Branco: Curso de litteratura portugueza, Lisb. 1876, p. 76 ist. In allen drei Fällen handelt es sich um das Verwandtschaftsverhältniss von Grossvater und Enkel 4. Generation, und es liegt nicht fern, in tetra (neto) die Grundform aller übrigen Formen, also das griechische Zahlwort 4 zu erkennen, so wie es sich in den Compositis zu geben pflegt. — Zu bisneto und trisneto oder treneto passt ein solches tetraneto, als ein und derselben Anschauungsweise entstammend, ganz vortrefflich. Während aber bisneto, bisavô noch heute gebräuchlich und volkstümlich sind, sind trisneto und tetraneto ganz unüblich, oder letzteres doch nur in den entstellten Formen, welche an der Spitze des Artikels stehen und in dem oben angedeuteten erweiterten Sinn erhalten. Ihre alte Bedeutung haben die verständlicheren und doch analogen Ausdrucksweisen terceiro und quarto neto, avô übernommen.

Ueber die Deutung von bis, biz, bes (prov. altfrz.), vis (astur.), bas (mall.), bay (mall.) als Numeraladverb bis waltet keinerlei Zweifel. Auch scheinen die rom. Sprachen und Dialekte keine anderen Wörter für Urgrossvater, Urenkel zu kennen als bisavolus, bisnepote; nur ital. arcavolo macht eine Ausnahme.

Tres, tris, tras (port. tresavô, tresneto; ital. tresavolo; gall. trisneto, gall. trasabó) können gleichfalls nicht anders aufgefasst werden denn als lat. tres, tris; die Formen tri, tre (in it. trinepote, port. treneto) als verkürztes tris, wie es schon im lat. trinepos vorliegt; die port. Form ter in terneto allenfalls als Numeraladverb ter. Ueber tartara (in span. tartarabuelo, tartarañeto; tatarabuelo, tataradeudo, tataranieto) hat, unseres Wissens, bis jetzt nur Diez Gr. II, 436 seine Meinung in folgenden Worten geäussert: „Hängt port. tartaraneto, sp. tataranieto (so auch tatar-abuelo)

mit tri in trinepos zusammen?" — Die von uns hinzugezogenen Formen mit tarta, terta, tetra legen jedenfalls unsere Deutung näher.

Analoge Formen aus anderen rom. Sprachen vermögen wir nicht nachzuweisen. Das kat. Sprachgebiet sagt rebis (2 $\times$ 2) für tetra. Vgl. mall. rebisâvi, rebasâvi und rebaynet; kat. rebesavi, rebesnet; val. rebisahuelo, Formen, die als rebisabuelo, rebisnieto auch ins Kastil. Eingang gefunden haben. Der Italiener sagt bisarcavolo und trisarcavolo; beide Wörter übersetzen die Lexika mit Ururgrossvater, während doch das letztere den sechsten Grad bezeichnen müsste; wie auch das seltene kastil. trasbisnieto, in dessen tras vermutlich tres und nicht trans steckt. — S. bisdono. — Zu tartara, tatara vgl. auch nachstehendes Wort.

tartaranhão, tataranhão 5. — Der Hirt vergleicht den schwebenden Engel mit dem Raubvogel jenes Namens; und in Zeile 149 mit dem anderen nahe verwandten francelho. Was zunächst diesen Vergleich betrifft, an dessen Respektwidrigkeit Bluteau (s. v.) grossen Anstoss nimmt, so kehrt er in ähnlicher Weise in vielen Weihnachtsautos wieder, ist also ein traditioneller Zug. Im Auto del nascimiento de Christo y Edicto del emperador Augusto César von Rodrigues Lobo bespricht der Hirt Mendo das Erscheinen des Engels mit den Worten:

> Aquillo era algum bizam,
> minhoto, ou algum ripanso
> ou era andorinha, ou ganço,
> ou perdiz, ou gabiam.
> Eu cuidey que era estorninho
> d'estes que caem na malha
> ou seria alguma gralha
> que aqui deve ter o ninho.

Und im Auto de deus padre (in welchem die Geburt Christi nicht den Hauptgegenstand ausmacht) ruft Llorente:

> Hermano, sola una mente
> no tengo de mi sentido;
> que tanto fue el espanto
> daquella boz que oy,
> que di nel suelo hũ quebranto;
> y con su muy dulce canto
> todo me esmorici.
> al diablo el paxarom!
> non viste como volava?
> semejava ansaron.

Was das Wort selbst betrifft, so ist tartaranhão ein Augm. von tartaranha (welches zur Bezeichnung des Männchens dienen soll). G. V. I, 95 bietet die Form tantaraña (in span. Text); tartarenha fanden wir im Diccionario das plantas etc. von Monteiro de Carvalho, Lisb. 1817, p. 392; ausserdem sind in das Bereich der Untersuchung zu ziehen span. cataraña und gr.-lat. cataractes, aus welchem Diez II b das span. Wort herleitet: („Cataraña sp. ein Wasservogel, Sturzmöve; entstellt aus cataractes, ein Vogel der sich schnell herabstürzt") und das prov. tartarassa (Diez II c), welches Hühnergans, milan, bedeutet. — Man vgl. auch gallizisches martaraña für marta, Marder; und das bekannte musaraña.

Welchen Vogel haben wir uns unter tartaranha, tartaranhão zu denken? Das ist bei der Wandelbarkeit in der Verwendung aller Thier- und Pflanzennamen schwer zu sagen. Nach Cuvier's port. Uebersetzer (Almeida I, 217) ist die Ordnung der tartaranhões eine Unterabteilung der Adler-Klasse — identisch mit den Bussharten (buses); nach Pacheco (Divertimento Erudito I, 558) und Bluteau ist die tartaranha ein dem açor ähnlicher Raubvogel, von dem man vier Species: cabeçalvas, rabalvas, açorenhas und altaformas kennt (nach Diogo Fernandes: Arte da Caça). Nach anderen soll tartaranha der tinnunculus Columella's sein, derselbe Vogel, welchen die Spanier cernícalo nennen („porque parece se está cerniendo en el aire á vezes, que es cuando acecha alguna presa"); die Gallizier sarnícalo, aber auch lagarteiro, weil er sich besonders von Eidechsen nährt (laut Piñol); die port.-deutschen Wörterbücher nennen die Namen: Wannenweiher,

Thurmfalk, Mäusefalk, Bussaar. Das alles liegt nicht weit ab von der Bedeutung des prov. tartarassa; und der Accent, der bei der Charakteristik der tartaranha auf ihren eigentümlichen Raubvogelflug gelegt wird (librão nos ares o corpo sobre as azas e voão dependuradas e suspensas para com impeto mais certo cahirem sobre a presa), nähert sie dem von Plinius beschriebenen cataracta, catarrhactes und der span. cataraña.

In diesem Fluge ist auch der Grund zu suchen, weshalb der naive Lourenço unserer Pratica den schwebenden Engel mit dem Raubvogel vergleicht. — Wie und warum die figürliche Bedeutung der tartaranha sich aber dahin zugespitzt hat, dass sie „Schreckgespenst" ist, weiss ich nicht. Man sehe G. V. III, 109 Tartaranha excommungada; ibid. 288 a mulher Que não cre, senão patranhas, E reza sempre ás aranhas E não cre o que ha de crer E adora as tartaranhas etc., und in der Madrasta inaturavel: Se está excommungada, he huma tartaranha. In den Ensayos poeticos en dialecto berciano p. 56 bedeutet cernícalo eben dasselbe:

Mas ántes fué tan ridiculo
que . . . .
nunca atravesó el cernícalo
las puertas de la posada.

tassalho: ein langes Fleischstück, besonders das Rückenstück vom Schwein 637.

terrão, torrão: Erdklumpen 286.

terreel für terreal 306, wo es im Reim steht.

touteada, toutiada 83. Da touteador, toutear im Sinne von: quem faz doudices und doudejar vorkommen, kann auch touteada eine Ableitung von touto für doudo, närrisch, sein, und also Narrheit, Dummheit bedeuten. Doch ist auch Zusammenhang mit touta, toutiço, toutiçada = Hinterkopf möglich. Dann würde es vielleicht „Schlag auf den Hinterkopf" bedeuten.

transquiador neben trasquiador 921.

traquitana, tranquitana 120: ein altes Fuhrwerk. Die vulgaire Phrase „boa está a traquitana!" welche die Wörterbücher nicht verzeichnen, bedeutet: das ist eine schöne Geschichte!

treito 196: „Naceste do sono treito" muss, wenn diese Lesart richtig ist, so viel heissen als: du bist schlafsüchtig geboren. Cfr. ser treito de modorra, an Schlafsucht leiden. Treito aus tractus, wie feito aus factus, peito aus pactus. Cfr. Miranda 164, 606 maltreito = maltratado. — Participien in -eito aus ectus liegen vor in colheito, escolheito, recolheito; correito, escorreito (abgesehen von Formen wie direito, teito aus directus, tectus); aus ictus in empleito aus implic'tus (Miranda 115, 244), bieito, beneito aus benedictus; maleito aus maledictus. — Nach Analogie von colheito wurden tolheito (von tollere), coseito (von coser = consuere) und envolveito (von involvere) gebildet.

trisquiar neben trasquiar 642.

trouvera von trazer 1132.

U.

ũa (algũa, nenhũa) 94, 106, und öfter: uma. Bei den Quinhentistas noch die herrschende Form; heute nur in der Provinz Minho üblich.

V.

ventã im Sinne von venta: Nasenloch 69.

vento für bento 131, 658, 1064. S. b-v.

veradino 842: San Samuel veradino. Was bedeutet es?

vez 81; achar de vez: schmackhaft finden.

vezo 364: Angewohnheit; ursprünglich und auch hier noch: schlechte Angewohnheit (vicio).

vinhadalho 638: eine Brühe aus jungem Wein (vinho verde), Knoblauch (alho) und Pfeffer, in welchem frisches Schweinefleisch aufbewahrt wird.

X.

xefre 520. S. chefre.

Z.

Zaías = Isaias 126.

Vom „Naz".

Zu den Dialektdichtungen, die durch ihren Zauber das menschliche Herz mächtig zu rühren vermögen, gehört der Naz, ein leider unvollendet gebliebenes Epos in acht Gesängen, welches Jos. Misson, Mitglied des Piaristenordens, in unterennsischer Mundart verfasst hat. Wenn auch diese Dichtung ein Fragment blieb und die fortschreitende Handlung über die Einleitung und Entwicklung des Epos nicht hinauskam, so hatte noch Jeder, der den Naz gelesen hatte und den österreichischen Dialekt nur einigermassen verstand, lebhaft gewünscht, auch die Fortsetzung und den Schluss von Nazens Abenteuern und Schicksalen zu vernehmen. Doch seit 1850, in welchem Jahre das Nazfragment das erstemal zur Ausgabe gelangte, verging ein Jahr um das andere, aber eine Fortsetzung desselben erschien nicht und erschien nicht, und auch dann noch blieb „Da Naz" unvollendet, als im Jahre 1875 der unheimliche Fürst der Schatten den hochbegabten Dialekt-Epiker Oesterreichs in sein düsteres Reich entführte. Man gab nämlich der Hoffnung Raum, nach dem Ableben Misson's werde sich in seiner Hinterlassenschaft das Manuscript finden, welches die Fortsetzung der acht Gesänge enthält; allein auch diese Hoffnung hat sich als trügerisch erwiesen. Lange Zeit drang über die ferneren Schicksale des Nazfragmentes nichts in die Oeffentlichkeit. Nur die Freunde der österreichischen Dialektdichtung hatten grosse Freude empfunden, als sie durch Zeitungsnotizen vernahmen, dass den verwaisten Naz ein gar liebevoller Landsmann unter seinen Schutz und

Schirm genommen hat, und dass dieser vortreffliche Schutzherr, der niemand anderer ist als Karl Landsteiner, Professor der deutschen Sprache und Literatur am k. k. Staatsgymnasium im VIII. Bezirk in Wien, eine zweite Ausgabe des Nazfragmentes veranstalten konnte, der in Bälde dann eine dritte nachfolgte (Wien bei Gerold).

Der XXX. Jahresbericht des genannten Staatsgymnasiums bringt uns von Prof. Landsteiner eine ebenso interessante als lehrreiche Abhandlung über die niederösterreichische Dialektliteratur, aus der wir auch die erfreuliche Kunde erhalten, dass sich endlich ein Oesterreicher gefunden hat, der den armen Naz, welcher nach dem letzten Gesange des Misson'schen Epos in Bremsendorf über Nacht blieb, von hier seinen weiteren Schicksalen entgegenführte.

„Der allgemeine Wunsch, den Naz fortgesetzt und vollendet zu sehen, regte einen jungen begabten Ordensbruder des Dichters, Prof. K. Strobl, an, die Weiterführung des Gedichts zu versuchen. Er war ja in derselben Gegend zu Hause, aus der Misson stammte und kannte die Sprache des Naz von Kindheit an. Wenn auch Misson nicht mehr lebte, so hatte Strobl doch einen erfahrenen Rathgeber an seinem Oheim, dem Prof. A. Holzer in Krems, der selbst Dichter, Sprache und Sitte der Heimath wie Keiner kennt.“ (XXX. Jahresber. p. 23.)

Doch über die Bearbeiter des Naz scheint ein unfreundliches Gestirn zu walten, denn auch Strobl war es nur vergönnt, den Naz weiter zu führen, aber nicht zu vollenden; am 30. August 1879 starb Strobl kaum 36 Jahre alt.

Wie der Jahresbericht mittheilt, so liegen von Strobl's Naz nebst einem gewissermassen ausser Tour verfassten Bruchstücke noch 20 zusammenhängende Gesänge vor. Die unbegrenzte Liebe und hohe Pietät, die Landsteiner gern heimgegangenen Oesterreichern zollt, sind es wieder gewesen, die dem zum zweitenmale verwaisten Naz neuerdings in Schutz nahmen, die auch den neuen Naz in die literarische Welt einführten und ihm im XXX. Jahresbericht einen Geleitbrief gaben, so dass dem Naz, wenn er in Buchform seinen Weg in die weite Welt antreten wird — was sicher in Bälde geschehen dürfte — allerorten ein freundlicher und liebevoller Empfang gesichert ist.

Landsteiner theilt im Jahresberichte nicht nur die nähere Veranlassung mit, wie es kam, dass der Naz fortgesetzt wurde, sondern erzählt auch den ganzen Inhalt der 20 Gesänge und führt den 1., 5., 7. und 15. und dann einen Theil des 9. und 16. wörtlich an.

Damit die Leser einigermassen einen Einblick in die treffliche Gestaltungsgabe Strobl's bekommen, so entlehne ich aus dem XXX. Jahresbericht das Bruckstück des 9. Gesanges, worin die Rosl, die schöne Helena des Dorfes, wie sie Landsteiner bezeichnend nennt, geschildert ist, wie sie an den Tanzfreuden auf einem österreichischen Dorfkirchtage innigen Antheil nimmt:

„'s Tanzen geht an; voran da Schurs* mit der Rosl. — Ui, d' Rosl —
Kiarzengrad g'wachsen und g'schlankt, nit gar z'kloanboanlat** und do a
Zärter und feiner als aneri Menscher. Was s'anhat, vosteht do
Unserans nit, awer so viel is klar, das s' såkarisch*** g'stimmt is.
Schneeweis sann s' grad nit, ihre Arm oder gar alawåstern,
Wia ma's gmougla† in Büachern volangt — awer rundlat und voll sanns',
Und a weng anrätlat††; ja awer wia? Wia da Pferscha††† halt ansötzt,
Wan er si farwlt und Wångerln kriagt. Schau, Schultern und Hals passt
Netta dazui und's G'sicht; koan Wuner*†, Schurs, das di verschaut hast.
Äugerln (ma kimt nit am Grund, ob schwarz oder braun) wiar a Reh hat!
Wangerln so rosi und rot und a Nåserl, so schnippi und schelmisch
's Göscherl so lachad und frisch, ja da Natn**† selbst moant ma, gab Obacht,
Das er nit z'scharf und z'hoas drauf waht und d' Rosenblüah wegblast.
's gibt ar a Hilf gegn das, und das sann ihri schneeweissen Zahnderln.
Han? Und's Grüawerl in Goderl?***† Schau s' selbst an, wansd di vostehst drauf,
Lacha thuit s' nit, awer alles an ihr und in ihr lacht —
Schurs und wiar is aglei dir da dabei? Thuist ja gravitätisch,
Fein und manierla; ma siacht's und bigreift's, du hast a gross's Los drauf.
Siagst as ja å, wia's aller Welt g'fallt, und zidast†* wol randweis.
Wann da dös Herzerl und Köpferl so hari wurd oder rewellisch.
Drum, mein Schurs, sei gscheid! — Dös zoagt ma dös Köpferl, das's ihr g'hert.

* Georg. ** harmonisches Ebenmass in den Gliedern und Knochen. *** å = hohes a. † gemeiniglich. †† ins Rothe übergehend. ††† Pfirsich. *† kein Wunder. **† Athem. ***† Kinn (Diminutiv). †* zitterst.

Siagst as, grad himlatzt* ihr Augn untern schwarzbraun buschigna Augnbram.**
's is schon vobei. — Si schwingt si und draht si, geht alls wia vo selwer,
Wia wann da Wind üwers Moazfeld waht, wia's Wasser in Teich wallnt.
Vÿlli so g'lassn und g'schmáchi und gleich tanzt s' auf und tanzt s' nieder;
Tánzlt und walzt a so furt, so leicht, wia's Füllerl aum Woadplatz,
Munter wia's Lámperl in Lenz is erstmal in Frein aufn Kleefeld,
Und á so glückli, so ganz ohni Soring.*** — Du glücklichi Rosl!

Soweit das Bruchstück. Aufmerksam habe ich die Leser dieser Zeitschrift auf den XXX. Jahresbericht des k. k. Staatsgymnasiums im VIII. Bezirke (Wien) gemacht, ich wünsche nur, dass ihn Viele zur Hand nehmen und sich mit dem Naz des Näheren vertraut machen.

---

* aufleuchten, aufblitzen. ** unter der schwarzbraunen buschigen Augenbraue. *** Sorgen.

Wien. Franz Branky.

Der Dialect von Ile-de-France
im XIII. und XIV. Jahrhundert.
(Schluss.)

---

2. Diphthonge.

Ai, Ei.

Ai = lat. *á* vor Nasal, *a* + vocalisirter Gutturalis (auch in vortonischer Silbe), *á* + attrahirtem *i* oder *e* der folgenden Silbe, *a* + assibilirtem *c* und endlich *á* + assibilirtem *ti*. Es folgen die Belege: *saint* Ord. 315, *grain* Ord. 426, *plain* (*planus*) Ord. 427, *laine* Let. 238, Ol. 152; *faire* Ord. 311, *fait* Ord. 324, *payer* Ord. 347, *laissier* Ord. 526; *mais* (*magis*) Ord. 315, *maistre* Ord. 412, *aient* Ord. 316; *faisant* Ord. 315, *raison* Ord. 314, *pais* (*pacem*) Ord. 426, Ol. 675 etc.

Dass dieses *ai* ebenso wenig mehr Diphthong als im Rolandslied ist, beweist die Orthographie der Documente, wo es durch *ei* und meist durch einfaches *e* bezeichnet wird. Die Schreibung mit *e* ist geradezu die herrschende, allgemein anerkannte, mindestens ist sie im 13. Jahrhundert in den Documenten aus Ile-de-France ebenso häufig wie *ai* selbst. Zunächst findet sich *ai* durch *ei* wiedergegeben in den Urkunden in *greigneur* Ord. 450, 467, 475, 477, 509, M. 189, *einsi* Ord. 469, 477, Ol. 218, *pleira* Ord. 517, Ol. 588, *leissier* Ord. 526, *seint* Let. 218, 433, M. 25, 75, *pleist* Ol. 578, M. 16, *feit*, *meffeit*, *forfeit* M. 15, 22, 35, 40, 45, 79, 109 etc., *treit*, *treire* M. 25, *feire* M. 74, *feisoient* M. 122, 131, 187, 220, *meison*, *reison* M. 36, 85, 204, 213, *treime* M. 120. Wir werden noch später sehen, dass auch umgekehrt für *ei* *ai* geschrieben wurde. Es folgen die Belege für die Schreibung *e* statt *ai*:

mes Ord. 352, 425, 562, 564, 566 u. ö., Ol. 164, M. 5 u. ö., *ensi* Ord. 315, 413 u. ö., M. 35 u. ö., *vessellement* Ord. 324 u. ö., *fere* (*facere*) Ord. 325 u. ö., Let. 151 u. ö., Ol. 404, M. 24, 25 u. ö.

fet Ord. 386, 446 u. ö., Let. 269, M. 7, 12 u. ö., *meffet* Ord. 583, Ol. 404, *lessier* Ord. 353, 526, 564, *lessera* Ord. 353, 664, *lesseroit* Ord. 450, 455, *mestres* Ord. 372, 450, 454, 479, 481, 521 u. ö., Ol. 410, 596, M. 6, 7, 8 etc., *plera* Ord. 386, 466, M. 40, 44 u. ö., *plest* Let. 238, Ol. 336, M. 5, 63, 214 etc., *plesir* Let. 238, M. 80, *pes* (*pacem*) Let. 433, *pesiblement* Ord. 426, *tretier* Ord. 446, *necessere* Ord. 540, *reson* Ord. 586, 599 u. ö., Let. 238, Ol. 152, 368, 404, M. 1, 13, 35 u. ö., *resonnable* Ord. 596, *meson* Ord. 663, 709, 713, M. 7, 8, 37 u. ö., *freschement* Ord. 597, *mesnie* Ord. 636 u. s. w.

Es zeigt sich dies *e* mithin in tonischer wie vortonischer Silbe. Gleichzeitig erweisen sich diese urkundlichen Schreibungen durch Reime bei Rutebeuf als berechtigt und lassen sich seinen eigenen Aufzeichnungen an die Seite stellen. Besonders bemerkenswerth ist dieses *e* für *ai* in den Verbalformen *contrefesoit* Ord. 454, 558, M. 22, 94, 97, 131, 139, 163, 185, 209, 220, 232 u. ö., *fesoient* Ord. 465, 523, M. 79, 131, 236, Ol. 570, *fesant* Ord. 475, M. 66, *fesons* Ord. 477 (3 Mal), 481, Let. 244, 269, *meffesoit* Ord. 563, *meffesoient* Ord. 563, *forfesant* M. 136, und in den Substantiven *fesieres* M. 43, 64, 184, 215, 220, *feseeur* M. 49, 106, 169, 180, *feseresse* M. 255, wegen des Lautwerthes, den *ai* hier im Neufranzösischen hat.

Noch im 15. Jahrhundert ist eine entsprechende Form mit *e* belegt, *fesons*, bei Christine v. Pisa p. 15. Dass die Aussprache des Part. Präs. von *faire* als *fesant* eine Spracheigenthümlichkeit des Pariser Volks am Ende des Mittelalters war, wird ausdrücklich bezeugt wiederum von Beza, a. a. O. p. 47, wo er diese Aussprache tadelt, ein Beweis, dass sie noch immer nicht zur Herrschaft und allgemeinen Anerkennung gelangt war. Bekannt ist übrigens, dass noch im heutigen Französisch die der Aussprache Rechnung tragende Form *feseur* neben *faiseur* vorhanden ist, eine Reminiscenz an diese ursprünglich allgemeine Schreibung von *e* für *ai* im Dialect von Ile-de-France. Die heutigen Futur- und Conditionel-Formen von *faire* mit ihrem *e* im Stamm beruhen gleichfalls auf dieser mittelalterlichen Schreibgewöhnung von *e* für *ai*. Ein Mal belegt ist noch die Form *fairont* Ord. 646.

Ausser der Orthographie der Documente liefert auch der Reimgebrauch bei G. v. Provins und Rutebeuf den Beweis, dass der Diphthong *ai* schon seine diphthongische Kraft verloren hat. Ersterer bindet *estre* : *mestre* v. 794, 1384, 2102, 2297 und *Magdalene* : *certene* (*certana*) v. 2230, letzterer: *pestre* : *estre* : *nestre* I, 15; *maitre* : *destre* :

estre : *celestre* : *nestre* I, 56, 205; *regne* : *mene* : *souveraine* I, 85; *estre* : *mestre* II, 81, 82, 109; *plest* : *est* II, 206 u. s. w. Eine Sonderstellung in Bezug auf sein *ai* nimmt ein lateinisches supponirtes **propianus*, das entwickelt hat *prochain* Ord. 386, 430, Ol. 189, *prochainement* Ord. 442 (wofern man nicht vorzieht *prochain* von *proche* + dem productiven Suffix *-ain* abzuleiten, nach Analogie von *cert-ain* und *loin-tain*), wo aber später, nachdem *ai* durch *e* ersetzt worden, wie in *prochenement* M. 5, der palatale Laut *ch* den Diphthongen *ie* hervorbrachte: *prochiens* Ord. 384, 385, 772, *prochienne* Ord. 525, Let. II, 31. Uebrigens ist *prochiens*, nach *chiens* (*canis*) beurtheilt, correct.

Was die Endung *-age* (lat. *-aticum*) angeht, so begegnet in ihr mehrmals, der Schreibung der Urkunden nach, *ai*: *usaige* Ord. 316, 324, 560 (Vincennes), 578 (Sens), 562, 710; *domaige* Ord. 766, 768; *charnaige* M. 152, allerdings neben einer überwiegenden Mehrheit von Formen mit einfachem *a*: *pelerinage* Ord. 315, *heritage* Ord. 316, 353, 584 u. ö., *usage* Ord. 324, 521, 562, 566, 574, 575 u. ö., *ouvrage* Ord. 347 u. ö., *passage* Ord. 373, *rendage* Ord. 386, *outrage* Ord. 460, *lignage* Ord. 558 u. ö., *fromage* Ord. 600, *mariage* Ord. 315, 583, 653, 711; Let. 218 (Sens), 433; M. 72, 156; *vinage* Ord. 605, *Bailliage* Ord. 692, *domage* Ord. 770, *homage* Let. 244, Ord. 577 (Sens), *ymage* M. 156, *charnage* M. 167, 170, 172. Die Endung *-aige* breitet sich demnach sporadisch vom Osten ausgehend nicht nur über die ganze Picardie, sondern auch bis Ile-de-France aus. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, dass das *ai* in der Endung *-aige* in unserem Dialect nicht die Bedeutung eines *e* gehabt hat. Dagegen spricht die Orthographie unserer Documente, es wird dort auch nicht ein Mal dieses *ai* wiedergegeben durch *e* oder *ei*, was einem Schreiber aus Ile-de-France doch wohl hätte begegnen müssen, wenn zu seiner Zeit der Laut *e* für dieses *ai* vorhanden gewesen wäre. Dass ein *e* an dieser Stelle nicht begegnet, spricht, angesichts der seltenen Schreibung *-aige* neben zahlreichem *-age*, durchaus für die von Neumann a. a. O. p. 14 vertretene Ansicht, dass das *i* das palatale *ğ* anzuzeigen hatte. Es schwankte die Aussprache zwischen *-age* und *-a'ge*. Gleichen Ursprungs ist das *ai* auch in *gaige* Ord. 436, 439, 597, 663, 711, *saige* M. 57, *engaiger* Ord. 647, *saiche* Ord. 636, M. 254, 255 neben gewöhnlichem *gage* Ord. 476, 558, 566, 579 (Sens), 597, 646, 647 u. ö., *sage* Ord. 474, 618, 680, *sache* Ord. 637 u. ö. (vgl. dazu *boiche* und *toiche*, die oben erwähnt wurden). Auch hier ist an eine Aussprache

des *ai* als *e* nicht zu denken. Aufmerksam machen will ich an dieser Stelle auch auf einige Reime bei Eustache Deschamps, die mit dem übrigen Sprachcharacter des Dichters in Widerspruch zu stehen scheinen, nämlich *courage* : *frommaige* : *servaige* : *feray-je* 96, *mariai-ge* : *raige* : *mesnaige* 101, *saige* : *aventaige* : *prandray-je* 122, *villaige* : *arai-ge* 207. In der That ist in diesen Reimen der *e*-Laut für die Endung *-aige* (*-aticum*) gesichert, indess wir dürfen hieraus noch nicht schliessen, dass dieses „*-ege*" eine Eigenthümlichkeit der Sprache von Ile-de-France zur Zeit des Deschamps und vielleicht auch schon vor ihm gewesen sei. Eust. Deschamps ist geboren zu Vertus in der Champagne; es tritt in diesen Reimen unzweifelhaft die Sprache seiner Heimat hervor, der burgundische Dialect, und es haben diese Reime ihr frühestes Analogon in dem von Förster für das 13. Jahrhundert constatirten Reim *vasselage* : *ferai-ge* v. 4271, in dem burgundisch-picardischen Richars li biaus. Auf gleichen Einfluss werden zurückzuführen sein zwei Reime bei Alain Chartier: *scay-ie* : *emplaige* : *plaige* : *naige* 662 und *sage* : *passage* : *passay-ie* : *messaige* 734.

In den bei Rutebeuf begegnenden Reimen *plaigne* (*plangit*) : *Champaingne* I, 42, *Alemaingne* : *caingne* (*cingit*) : *Espaingne* I, 237, *Bretaingne* : *retiengne* : *Charlemaine* : *remaingne* : *ensaingne* : *compaigne* I, 106 liegt der Diphthong *ai* im Neufranzösischen nur vor in *plaigne* und *remaingne*, nicht in den Eigennamen, wo, wie wir später sehen werden, *i* nur Zeichen der Mouillirung ist. Auch diese Eigennamen finden sich niemals in den Urkunden mit *e* oder *ei* geschrieben, schon hieraus wird wahrscheinlich, dass die Aussprache „*-egne*" in ihnen nicht vorhanden war, sondern die gewöhnliche reguläre in „*-agne*". Für letztere Aussprache zeugen ganz sicher Schreibungen wie *Champagne* Ord. 574, 575, 576, 577 u. ö., *montagne* Ord. 692 etc. Dieser Umstand bereitet einige Schwierigkeit in Hinsicht auf die oben erwähnten Reime bei Rutebeuf, und da derselbe ein Dichter ist, der sich grosse Mühe mit dem Reim giebt, der die unreinen Reime meidet, so ist die Annahme nicht ausgeschlossen, dass er auch hier vor *n* die Verdumpfung des *e* zu *a* eintreten liess, wie er sie vor *r* und *m* kannte und anwendete, dass er also sprach *plagne*, *çagne*, *retiagne*, *ensagne*. Für diesen Lautwandel und gegen die Annahme, die wohl für das Burgundisch-Lothringische nothwendig und gestattet ist, dass *aigne* = *ègne* sei, spricht der Umstand, dass die Verdumpfung des *e* zu *a* vor *n* auch im heutigen Pariser Patois besteht, wenn auch nur sporadisch

im Vergleich zu *a* für *e* vor folgendem *r*. Allein auch jene Reime sind sporadisch. Uebrigens finden sich analoge Reime hierzu, zunächst in der dem Geffroi de Paris zugeschriebenen Reimchronik: *Anagne* : *ensaingne* v. 1871 neben *Tosquaine* : *Alemaingne* v. 4303; ferner bei Eust. Deschamps: *Champaigne* : *enseigne* 117, *Bretaigne* : *enseigne* : *grevaigne* : *Espaigne* : *compaingne* 154 und schon vor ihm bei Gautier de Coincy: *Charlemaine* : *paine* (*peine*) 94, *remaigne* : *Alemaigne* 657, sowie im Roman de la Rose: *Bretaigne* : *enseigne* I, 78. Weitere Reime dieser Art bieten Villon: *Behaigne* (*Behaime*, *Bohême*) : *Charlemaigne* und *Auvergne* : *Charlemaigne* 67, *Bretaigne* : *enseigne* : *tienne* : *enseigne* 163 und J. Marot: *champaigne* : *enseigne* 57, *montaigne* : *enseigne* 68, 129, *Charlemaigne* : *maine* (*mener*) 129, *Bretaigne* : *champaigne* : *baigne* 79, *champaigne* : *gaigne* : *enseigne* (*insignum*) 112, *champaigne* : *enseigne* 116, 118, Beweis genug, dass sie dem Dialect von Ile-de-France eigenthümlich und dass sie gleichzeitig correct waren, d. h. dass in ihnen ein völliger Gleichklang vorhanden war. — *Ai* aus betontem lat. *a* vor Nasal ist zur Zeit unserer Documente in endungsbetonten Verbalformen noch nicht eingedrungen in die unbetonte Silbe, wofür Bürgschaft leistet die Form *ame* (p. p.) Ord. 410, 412, 413 u. ö., Let. 151, 217, 238 u. ö., Ol. 675. Merkwürdiger Weise finden sich einige Reime bei den späteren Dichtern, wo dieses *ai* vor Nasal auch in betonter Silbe nicht vorhanden ist, bei Charles d'Orléans: *ame* (*anima*) : *ame* (*amem*) 170, *clame* : *Dame* 188, *Dame* : *ame* 406, *ame* (*amo*) : *ame* (*anima*) 410, *basme* : *clame* : *ame* (*anima*) 411 und bei Jean Marot: *femme* : *Dame* : *ame* : *ame* (*amat*) 194 und *ame* (*amo*) : *femme* 271 gegenüber *aime* : *claime* : *traime* Rutebeuf I, 5. Entweder war dies eine Wirkung des Schwankens zwischen *ai*- und *a*-Formen, oder es sind latinisirte Formen, wie in dem Reim *femme* : *reclame* : *blasme* J. Marot 218, 315, wo die Form *reclame* gelehrten Ursprungs ist. Sie hat sich noch im heutigen Französisch forterhalten.

Ei = lat. *ē* vor Nasal und lat *ĭ* und *ĕ* vor mouillirtem *l* ist in unseren Documenten als solches erhalten, vor Nasal wird es aber auch wiedergegeben durch *ai*, bisweilen durch *e*. Es sichert diese Orthographie dem *ei* vor Nasal den Gleichklang mit *ai*, die Aussprache eines *è*. So bieten die Urkunden neben einander die Formen *peine* (*pena*) Ord. 421, 430 u. ö., *paine* Ord. 311, 324, 325 u. ö., Ol. 675, M. 13, 49 u. ö., *pene* M. 154; *pleine* (*plena*) Ord. 536, 601, *plaine* Ord. 476, 514, 515 u. ö., Ol. 165 u. ö., *plene* Ord. 386; *meine* (*minat*) M. 275,

276, *amaine* M. 308, *amene* M. 305, *atteint* Ord. 523, *ataint* Ord. 372 u. s. w. Aber nur mit *ei* begegnen die Formen *veille* Ord. 315, *conseil* Ord. 347, *vermeille* Ord. 600, *queillies* Ord. 601 etc., ausser in unbetonter Silbe, wo neben *meilleur* auch *melleur* Ord. 426 begegnet. Auch dieses *ei* vor mouillirtem *l* konnte, wenn überhaupt nicht blos Anzeichen der Mouillirung, nur *è* lauten. Für das Vorhandensein des Diphthongen *ei* vor mouillirtem *l* sprechen auch mehrere Reime, bei Eust. Deschamps: *conseille* : *traveille* 112, ebenso bei Charles d'Orléans: *conseil* : *traveil* 11, 281, *traveil* : *sommeil* 80, 118, *traveilles* : *vermeilles* 270, *esveilles* : *traveilles* 317; ferner bei Al. Chartier: *traveille* : *treille* : *merveille* 506, *travaille* : *merueille* 564. Ein analoger Reim hierzu findet sich schon in der dem Geffroi de Paris zugeschriebenen Reimchronik, *oreille* : *traille* v. 1587. Diese Reime sind vom Standpunkt neufranzösischer Aussprache unzulässig, sie werden correct nur unter der Annahme, dass in *travaille* wie in *conseil*, *sommeil* etc. ein gleicher *e*-Laut gesprochen wurde, eine Thatsache, deren Erklärung und Möglichkeit überhaupt zu suchen ist in einem früheren Sprachzustand. Jedenfalls ist dem vor mouillirtem *l* gesprochenen *e*-Laut aus *ai* und *ei* stets ein gewisser *i*-Beiklang eigen gewesen, kraft der *i*-haltigen Natur des folgenden mouillirten *l*.*

Dass der Dialect von Ile-de-France den Diphthongen *ei* für *e* aus lat. *ā* nicht entwickelt hat, wurde bereits früher dargelegt.

Oi.

1) *oi* = lat. *ē* und *ĭ*, z. B. in *scavoir* Ord. 311, *recroire* Ord. 372, *ardoir* Ord. 708, *mois* (*mensis*) Ord. 311, *hoir* (*heres*) Ord. 311, Ol. 451 etc. (noch bei Eust. Deschamps gesichert durch den Reim *hoir* : *miroir* 56), *partoit* Ord. 315, *doient* Ol. 152, *porteroit* Ord. 372, *boire* Ord. 324, *roi* Ord. 311, *droit* Ord. 311, *otroie* M. 6, *ploier* (*plicare*) M. 125, *sopployé* Ord. 446, *guerroier* Ord. 564 etc.

2) *oi* = lat. *o*, *au* und *u* + attrahirtem *i* oder vor assibilirtem *c*, z. B. in *territoire* Ord. 425, *chanoine* Ord. 653, *croix* Ord. 447, *noix* (*nucem*) Ord. 600 etc.

Das Vorhandensein des Diphthongen *oi* in der Sprache von Rutebeuf und Guiot von Provins beweisen Reime von der Art wie: *diroie* : *Troie* : *moie* I, 8; ebenso I, 101, 228, 248, 291;

* Die Thatsache, dass hier *ail* = *èl* ist, könnte auch für *aigne* = *ègne* sprechen, entgegen der oben vertretenen Ansicht.

II, 5, 12, 17, 192; bei G. v. Provins: *Apostoile* (*apostolius*) : *estoile* (*stella*) v. 622. Eine besondere Stellung in Bezug auf sein *oi* nimmt das aus lateinischem *precari* entwickelte *proier* ein, dessen *oi* in der Stammsilbe beruht auf lateinischem *ĕ*. Neben *ploier* M. 125 findet sich *prient* M. 61. Während bei G. v. Provins das stammhafte *oi* in *proier* noch sicher vorhanden ist, angesichts der Reime *voient* (*vident*) : *proient* (*precant*) v. 1166 und *recroie* : *proie* (*precat*) p. 118, beweisen die Reime bei Rutebeuf das Vorhandensein der Doppelformen *prier* und *proier*. Wir finden bei Rutebeuf gereimt auf der einen Seite *proie* (*precat*) : *voie* (*via*) II, 89, *proie* (*precat*) : *proie* (*praeda*) II, 20, 100, *proie* : *voie* (*via*) : *voie* (*videat*) II, 100, daneben aber auch schon in neufranzösischer Weise *vie* (*vita*) : *Marie* : *prie* I, 187 und *crie* : *prie* I, 268; II, 8. Ganz analoge Reime in Bezug auf Formen von *precari* bietet der Chevalier as deus espees (vgl. Förster, Einleitung p. XXXIX), u. a. m. Dieselben Doppelformen von lat. *precari* liegen vor in den Dichtungen des Gautier de Coincy: *proie* : *joie* 253, *proie* : *oie* 318, *voies* (*via*) : *proies* 457, 599, *proi* : *moi* 497, *proi* : *croi* 546 (ebenso *joie* : *ploie* 58) neben *prie* : *mie* 9, *prie* : *crie* 31, 56, *prie* : *folie* 17, *prie* : *umelie* 54, *prie* : *die* 123 und ebenso 146, 182, 300, 321, 339, 447, 530, 704. Im Roman de la Rose findet sich nur ein Mal noch *proie* : *lamproie* (d. Neunauge) III, 128 neben *soussie* : *prie* II, 44, *fie* : *prie* II, 232, *estudient* : *prient* II, 292, *prie* : *mie* III, 380. Es liegen hier Doppelformen vor, von denen die eine, *prier*, nicht aus der anderen, *proier*, entwickelt sein kann, wenn auch z. B. bei G. v. Provins nur die eine Form *proier* begegnet, da die Contraction des *oi* zu *i* unfranzösisch ist. *Prier* kann daher nur von *preier* kommen, wie z. B. *lit* aus *leit* (*lectum*), durch Assimilation des *e* an *i*. Demnach ist die Form *prier* ebenso alt wie *proier*. Die Form *preier* ist bekanntlich dem normannischen Dialect eigen, später erst kennt er *prier*, und es ist nicht unwahrscheinlich, dass das Normannische dieser Form in den übrigen Dialecten Geltung verschafft hat. — Drei Mal bieten unsere Urkunden den Diphthongen *oi* in der 2. Pers. Plur. des Futur: *voirois* Ord. 514, *pourroiz* Ord. 712 (a. 1320) und Let. II, 31, die allerdings gegenüber der grossen Anzahl von Futurformen in *-ez*, wie *trouverez* Ord. 712 (in derselben Urkunde wie *pourroiz*), keinen Ausschlag geben können. Indessen ganz ohne Werth sind sie nicht. Wir finden nämlich auch bei Rutebeuf noch zwei Reime (merkwürdiger Weise aber nicht bei G. v. Provins), in denen dies

oi der 2. Pers. Plur. des Futur gesichert ist, *revandroiz* : *droiz* I, 142 und *sauroiz* : *destroiz* (*destrictus*) : *froiz* (*frigidus*) II, 103. Die Form in „*-oiz*" hat demnach sicher in Rutebeuf's Sprache bestanden und da sie im Anfang des 14. Jahrhunderts noch drei Mal in unseren Documenten belegt ist, so ist wohl anzunehmen, dass sie nur langsam und allmälig dem Einfluss der Endung *-ez* (*-atis*) gewichen ist. Der Diphthong *oi* für älteres *ei* besteht, wie bei Rutebeuf, so auch bei Crestiens de Troies in der 2. Pers. Plur. des Futur (ebenfalls nicht mehr im Präsens): *droiz* : *voldroiz*, chev. au lion v. 4275 etc. Dem Verfasser des Partonopeus ist dieses *oi* im Futur gleichfalls bekannt, denn er reimt *vos aurois* : *fois* v. 7047. Es zeigt sich in diesem Punkte bei Rutebeuf ein veralteter Sprachzustand. Auffallend ist der Diphthong *oi* in der Endung mehrerer Verbalformen in unseren Documenten und zwar in der 2. Pers. Plur. des Präsens und Imperfect Conjunctiv. Ich citire zur besseren Veranschaulichung die betreffenden Verbalformen im Zusammenhang des Satzes: *se il avenoit que vous* „*seussoiz*" Ord. 712; *nous vous commandons que vous les* „*punissoiz*" Ord. 712; *si vous prions que vous* „*créois*" *et que vous le* „*metois*" Let. II, 31; *li mestres vous prient que vous les* „*tenois*" M. 230. Die einzige Erklärung für diese Formen ist die Annahme umgekehrter Schreibung.

Eine Eigenthümlichkeit zeigt sich noch bei Rutebeuf, die der Sprache unserer Urkunden völlig unbekannt ist, nämlich die Form *veïr* für *veoir* (*videre*), *veïr* : *beneir* (*benedicere*) II, 135 und zwar in einer Dichtung, wo der Name des Rutebeuf selbst genannt ist. *Veoir* Ord. 352 u. ö. ist die den Urkunden allein bekannte Form. Die Seltenheit solcher Reime bei Rutebeuf und das gänzliche Fehlen entsprechender Schreibungen in unseren Documenten gestatten wohl die Annahme, dass hier eine Form der Nachbardialecte recipirt ist, bei denen sie häufig auftritt. Ein weiterer picardischer Zug der Sprache des Rutebeuf, um das gleich hier hinzuzufügen, begegnet in dem Reime *en non de mi* : *anemi* I, 75, wo das picardische *mi* für *moi* steht, doch kann auch diesem einen Reime keine Bedeutung beigemessen werden. Unbekannt ist dieses *mi* für *moi* G. v. Provins, er reimt nur *otroi* : *moi* v. 1790. — Was nun die Aussprache des Diphthongen *oi* angeht, so reimt derselbe bei G. v. Provins noch durchaus als fallender: *Borgoingne* : *tesmoigne* v. 360 und Antoine: *none* (*nōna*) v. 574, wo weder dem *Borgoingne* noch dem *none* ein *oi* zukommt. Anders verhält sich hierzu Rutebeuf. Er reimt zwar auch noch einmal *esloingne* :

besoingne : *Borgoingne* I, 83, aber daneben sind eine grosse Anzahl sicherer Beweise dafür vorhanden, dass der Diphthong *oi* auch in seinem Dialect schon ein steigender war. Das beweisen folgende Reime, und zwar zunächst für *oi* vor Nasal: *compeingne* : *esloigne* I, 21, *avaine* (*avena*) : *vaine* : *couvaine* I, 32, *soustiengne* : *besoingne* I, 69, *viengne* : *besoingne* I, 77, 296; II, 37, 136, 194; *poigne* (*pugna*) : *sovraine* : *moine* : *essoine* I, 129, *plaindre* : *joindre* : *poindre* I, 181, *avaloingnes* : *lointaingnes* : *essoingnes* I, 202, *nonains* : *sains* : *certains* : *mains* (*moins*) I, 242; II, 121, *lainne* : *avainne* : *semainne* I, 254, *enseigne* : *besoingne* I, 279, *raine* (*regnum*) : *chanoine* I, 308, *demaine* : *moine* I, 311, 325, *moine* : *enmaine* I, 317, *ouvraingne* : *vergoingne* II, 30, *coviegne* : *besoigne* II, 37; *saintes* : *jointes* II, 82, 214: *empraintes* : *maintes* II, 96; *Jordain* : *enjoin* II, 118, *praingne* : *besoingne* II, 151, *doingne* : *viengne* II, 214. In allen diesen Reimen findet ein Gleichklang nur statt, wenn der reimende Theil des Diphthongen *oi* ein *è*-Laut ist, und es wird daher die Aussprache des Diphthongen *oi* vor Nasal als *oè* für die Sprache Rutebeuf's anzusetzen sein. Ebenso wird dann zu deuten sein der Fall, wo *oi*, ohne vor Nasal zu stehen, bei Rutebeuf mit einem etymologischen *ai* reimt: *moi* : *esmoi* : *May* I, 8, 27 und *moi* : *esmoi* I, 268; II, 48, 139 neben *braient* : *esmaient* II, 66. Dieselbe Aussprache des Diphthongen *oi* als *oè* ist man auch für die Sprache des Gautier de Coincy anzusetzen genöthigt, auf Grund der Reime *celes* : *apostoiles* 40, 576, *mains* (*manus*) : *mains* (*minus*) 46, 56, *cloistre* : *estre* 101, *desespere* ; *boire* 168, *erre* : *voirre* 284, *poire* : *faire* 430, *poine* : *humaine* 458, *vergoingne* : *esloingne* 512, *lai* (Laie) : *doi* 635. Hierher gehören auch die Reime *chandele* : *apostoile* 101 und *chandele* : *estoile* 169 neben *estoiles* : *chandoiles* 268. Besonders zahlreich sind solche für die Aussprache des Diphthongen *oi* characteristische Reime im Roman de la Rose: *noeve* (*nŏvus*) : *recoeve* I, 4, *saine* : *essoine* I, 146, *soies* : *aies* I, 150, *j'aie* : *joie* I, 162, *aies* : *refusoies* (*tu*) I, 174, *ait* : *estoit* I, 186, *voire* (*verus*) : *faire* I, 200, *moeve* (*moveat*) : *apercoeve* I, 262 neben *boivent* : *apercoivent* II, 128, *soient* : *aient* II, 80; III, 74, *necessoire* (*necessarius*) : *voire* (*verus*) II, 92, *aie* (*habeat*) : *amaie* (*amoie*, imperf.) II, 138, *rois* (*rex*) : *rais* (*radius*) II, 162, *remaigne* : *daigne* (*doigne*) II, 236, *air* (*aer*) : *valair* (*valoir*) II, 310, *engoissent* : *lessent* III, 8, *vaine* : *avaine* (*avēna*) III, 10, *amoie* (*amabam*) : *esmoie* (*esmaie*) III, 30, *ait* : *venoit* III, 56, *voire* (*verus*) : *exemploire* (*exemplarium*) III, 132 neben *voire* : *memoire* III, 208. Die Reime *noeve* : *recoeve*

und *moeve* : *apercoeve* sichern auch hier die Aussprache *oè* für den Diphthongen *oi*. Analoge Reime bietet auch wiederum die Reimchronik des Geffroi de Paris, wo gebunden ist *estre* : *connoistre* v. 903, 3911, 4497, *estoile* : *novèle* v. 1659, *roy* : *Courtray* v. 1721, *apostoile*: *querele* v. 1805, 2215, 2543 : *nouvele* v. 2417 : *belle* v. 2459, 2645 neben *apostelle* : *querelle* v. 2609, 2721 : *selle* v. 5817, *connoistre* : *mestre* v. 2075, *venoit* : *net* v. 2113, *voire* (*verus*) : *fère* v. 3479, *je parlerai* : *loy* (*lex*) v. 3571 und *estoit* : *fait* v. 5975.

Diese Aussprache allgemein für die Sprache von Ile-de-France im 13. Jahrhundert anzusetzen erlaubt aber auch der gegenwärtige Zustand der Sprache von Paris, sowie die Beschaffenheit derselben im 16. Jahrhundert. Nisard a. a. O. p. 174 weist zunächst nach, dass im heutigen Pariser Patois *oi* zum Theil noch gesprochen wird als *ouay*, zum Theil sogar als einfaches *e*, dass also heut noch vom Pariser Volk gesprochen werde *douay* und *dait* = *doigt*, *mouay* und *mai* = *moi*, *touai* und *tai* = *toi* u. s. w.

Nisard a. a. O. p. 194 stellt gleichzeitig fest, dass die Aussprache des Diphthongen *oi* als *oè* noch am Ausgang des 17. Jahrhunderts vorhanden war. Für ihr Bestehen im 16. Jahrhundert legt Zeugniss ab Beza, wenn er a. a. O. p. 53 erklärt, der Diphthong *oi* werde in Worten wie *loi* (*lex*), *moi* (*ego*), *mois* (*mensis*) etc. gleich einem Triphthong *oai* gesprochen, wobei aber das *ai* den Klang eines offenen *è* habe. Er fügt noch hinzu, dass das „vulgus Parisiensium" das *o* dieses Diphthongen unterdrücke und dass es demgemäss spreche *parlet* für *parloèt*, *allet* für *alloèt*, *venet* für *venoèt* etc. Es unterliegt keinem Zweifel, dass in dieser Aussprache des Pariser Volkes uns bereits eine jüngere Stufe des Diphthongen vorliegt, nämlich die Aussprache, die im späteren Französisch die herrschende geworden ist. Ebenso ging ja auch von der Pariser Volkssprache die Aussprache des *oi* in gewissen Fällen als *oa* aus, die in der Sprache der Gebildeten die herrschende wurde. Nisard, a. a. O. p. 191, hat somit Unrecht, die Heimat dieser Aussprache des Diphthongen *oi* als *oè* nach Blois zu verlegen. Dieselbe ist vielmehr der Pariser Volkssprache schon im 13. Jahrhundert eigenthümlich gewesen, wie der Reimgebrauch der Dichter jener Zeit beweist.

Sehen wir nun wie sich die Orthographie unserer Urkunden zu der Frage verhält. Im Allgemeinen wird *oi*, ohne Rücksicht darauf ob es vor Nasal steht oder nicht, in der Schrift unserer Documente neben der gewöhnlichen Schreibung mit *oi* wiedergegeben durch *ai*

(*ei*, *e*), und umgekehrt, ein Beweis dass *oi* und *ai* (*ei*, *e*) sich in der Aussprache schon ziemlich nahe stehen mussten. So findet sich *seent* (*soient*) Ord. 314, *mains* (*moins*) Ord. 347, 426 u. ö., Ol. 368 u. ö., M. 5, 6, 9, 12, 13 u. ö., *avaine* (*avoine*) Ord. 426, M. 289, *vendret* (*vendroit*, condit.) Ord. 426, *metet* (*metoit*) M. 153, *mendre*, *meindre* (*moindre*) Ord. 430, 477 u. ö., M. 269, *seez* (*soiez*) Let. 151, *meins* (*moins*) Ord. 526, *Aise* (*Oase*) Let. 244, *feble* (*foible*) Ord. 446, *moneye* Ord. 772 neben *monoie* Ord. 324, 325, 347 u. ö., *crestre* (*croistre*) M. 154, *veci* (*voici*) Ol. 346, *Pontaize* (*Pontoise*) M. 308, *chandeille* M. 254 neben *chandoille* M. 11, 79, 172, 203. Umgekehrt begegnet *oi* für *ai* (*ei*, *e*) in *poine* (*peine*) Ord. 373, 426, 450 u. ö., M. 55, 65, 70 u. ö., *deloy* (*delay*) Ord. 324, *oient* (*aient*) Ord. 468, *poient* (*payent*) Ord. 651, 652, M. 34, 229, *poie* (*paye*) M. 226. Auf dieselbe Weise möchte ich das *oi* erklären in *achoison* Ord. 311, 314, 316 u. ö., Ol. 404, *ochoison* M. 3 neben *ocheison* Ord. 431 und *achaisonnez* Ord. 596, sowie umgekehrt die Form *raine* Ord. 450, M. 164, *reine* M. 230, Let. 151, 217 neben dem gewöhnlichen *royne* Ord. 454, 459, 474 u. ö., Let. 269, M. 26, 38 u. ö., durch die Mittelform *roène*, angedeutet durch die belegte Form *roiene* M. 13. In unbetonter Silbe findet sich *oi* ersetzt durch *e* in *sexante* Ord. 518 u. ö., Ol. 368, 588, *seisante* Ol. 450 neben *soixante* Ord. 314, 558, M. 174, *Reaume* Ord. 372, 373, 426 u. ö., M. 302 neben *Royaume* Ord. 372, 373, 411 u. ö., *real* Ord. 558, 655 neben *royal* Ord. 559, *recreance* Ord. 564 neben *recroyance* Ord. 565, *leallement* Ord. 618 neben *loiallement* Ord. 619, *citaien* Ol. 450, *poier*, *poiier* Ord. 650, 651, 652 u. ö., M. 25, 32, 33, 34 u. ö., *poiez* (p. p.) Ord. 603, 650, 651 u. ö., *poiera*, *poieront* Ord. 651, 709, Ol. 189, M. 55, 56, 70 u. ö., *poieur* Ord. 715, *poiemens* Ord. 766, 768, Ol. 164, 165, *roié* (*rayé*) M. 338.

Neben den alten Futurformen von *veoir*, *cheoir* und *envoier* bieten die Documente auch die jüngeren Neubildungen dar, *verrai*, *écherrai* und *enverrai*. Neben *verrons* Ord. 663, *pourverrons* Ord. 663, *verront* Let. 433, *echerront* Ord. 663, *renverra* Ol. 589 auch noch die Formen *tu voiras* Ord. 474, 610, 664, *il voira* Ord. 508, 760, *vous voirois* Ord. 544, *voiront* Ord. 663, 683 (Provins), *vorroient* M. 106, *echoiront* Ord. 663, *envoyerions* Ord. 680, *envoyerons* Ord. 566, *envoyeront* Ord. 651, 664, 711, 713, 735.

Dass unseren Urkunden *oe* für *oi* nicht unbekannt ist, zeigen

Schreibungen wie *toutesvoés* Ord. 315 (2 Mal) neben *toutesvoies* Ord. 426, 630, *toutesvois* Ord. 468, *sauvoer* (*sauvoir*) Ol. 165. Hierher gehört vielleicht auch *essoiene* M. 67, *poiennes* (*poines*) Ol. 405 und *poo͏̣eir* Ord. 635 neben *pooir* Ord. 476, 580 u. ö., *poer* Ord. 647, *poair* Ord. 635, 710, Ol. 165, das neufranzösische Substantiv *pouvoir*, in dieser Form auch schon belegt Ord. 564, 596 neben *pover* Ol. 562. Umgekehrt ist *oi* verwendet zur Bezeichnung des Lautes *oe* in dem Wort *boin*, *boine* M. 20, 56, 192, 193.* Hierher gehören auch die Schreibungen im Roman de la Rose: *miroer* : *trecoer* (*tresorium*) I, 38 und einige andere, die bereits früher erwähnt wurden. Die Gewohnheit unserer Documente, *oi* schon mit dem einfachen *e*-Laut zu bezeichnen (*ai*, *ei*, *e*) neben vereinzeltem *oe*, spricht dafür, dass gegen Ende des 13. und Anfang des 14. Jahrhunderts der *e*-Laut in der Aussprache *oè* schon so sehr auf Kosten des *o* überwog, dass die Schreiber der Urkunden den Diphthongen *oi* schon durch den einfachen *e*-Laut wiedergeben können, wenn sie es nicht vorziehen die alte Schreibweise *oi* noch beizubehalten.

Dass die Aussprache *oè* noch durch das ganze Mittelalter hindurch vorhanden und gebraucht war, darüber geben ausser dem schon erwähnten Zeugniss des Beza auch einige Reime der Dichter im 14. und 15. Jahrhundert Aufschluss: *avoine* : *Touraine* Ch. d'Orléans 314; *croire* : *guerre* : *erre* : *terre* Al. Chartier 675, *croire* : *retraire* Al. Chartier 764; *maistres* : *fenestres* : *cloistres* Villon 55, *Saint-Anthoine* : *Seine* : *essoine* : *ydoine* Villon 29, *moyne* : *essoyne* : *royne* : *Seine* Villon 62, *esmoy* : *moy* Villon 109, *testes* : *boytes* : *coettes* : *tettes* Villon 124, *clercs* : *lers* (*loirs*) Villon 140, *poise* : *aise* Villon 154, *moi*(*me*) : *mai* (der Maibaum) Villon 196; *estoile* :

---

* Ein ganz untrügliches Zeugniss dafür, dass *oe* für *oi* in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts in Frankreich häufig geschrieben und demgemäss auch so gesprochen wurde, haben wir in zwei Briefen an König Heinrich III. von England (1216 bis 1272), der eine von Blanche, Herzogin von Bretagne, verfasst gegen 1260, der andere von Beatrix, Gemahlin Johanns von der Bretagne, verfasst um 1270 (abgedruckt in den Lettres de rois etc. Bd. I, p. 133 und 153). Dort ist geschrieben *roe* (*roi*) p. 133 und 153, *asavoer* (*asavoir*) p. 133, *poent* (*point*) p. 133, *arroet* (*auroit*) p. 133, *voer* (*voir*) p. 153, *savoer* (*savoir*) p. 153 und *apercoeve* (*aperçoive*) p. 153; daneben begegnet nur ein einziges Mal *oi* in *joie* p. 133. Wenn diese Formen sich auch nicht als dem Dialect von Ile-de-France angehörig direct nachweisen lassen, da in beiden Briefen der Ort ihrer Abfassung nicht genannt ist, so beweisen sie doch, dass in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts an irgend einem Orte Frankreichs, allem Anschein nach im Westen von Ile-de-France, dieses *oe* für *oi* gesprochen wurde.

immortelle J. Marot 67. Es finden sich hier die Worte *avoine*, *cloistres*, *Anthoine*, *ydoine*, *moyne*, *moy*, *boytes* und *estoilles*, die neufranzösisch mit *oa* gesprochen werden, im Reime mit *è*, ein Beweis, dass ihre Aussprache ebenfalls noch *oè* lautete, worauf auch das Reimwort *coettes*, neufranzös. *coète*, hindeutet.

Ui.

ui = 1) lat. *ui*, 2) lat. *o* oder *u* + attrahirtem *i*, 3) lat. *o* oder *u* + vocalisirtem *c* vor folgendem Consonanten, 4) lat. *o* + parasitischem *i*, z. B. *cui* Ord. 316, *luy* Ord. 316; (*es jours d'*) *huy* (*hodie*) Ord. 426; *uille*, *huile* (*olium*) Ord. 600, M. 68, *cuir* (*corium*) Ord. 600, M. 204, *huis* (*ostium*) M. 25, *cuidons* (*cugitare*) Ord. 655, *nuire* Ol. 451, *huit* (*octo*) Ord. 324, *nuit* Ord. 353, *fruit* Ord. 600, *tuit* (*toti*) Ord. 324, 347 u. ö., Ol. 164 u. ö., M. 108, 199 (*tuit* auch noch bei Eust. Deschamps *nuit* [*noctem*] : *tuit* 52, 196), *puist* (Nebenform zu *puet*) M. 199, *puissent* Ol. 577, *truissent* (subj. pr. v. *trouver*) M. 31, 197. Der Diphthong *ui* begegnet in unseren Documenten auch bereits in den neufranzösischen Infinitiv-Formen *poursuivre* Ord. 316, *ensuivre* Ord. 596 neben *suir*, *suire* Ord. 596, 575, 578 (Sens), 614, *sievre* Ord. 575, 576, 578 (Sens), 580, ferner in *ensuivent* Ord. 599, 577 (Sens), für welches *ui* noch jede befriedigende Erklärung fehlt. Bei Guiot von Provins ist das *ui* noch durchaus fallender Diphthong, was sich aus den einzigen beiden characteristischen Reimen *murmure* : *luire* (*lucere*) v. 1208, *murmure* : *bruire* v. 1380 ergiebt. Bei Rutebeuf desgleichen: *conduire* : *dure* : *obscure* I, 14, *conduire* : *ordure* I, 184, *luire* : *dure* : *nature* I, 79, *luire* : *pure* : *droiture* I, 166 : *obscure* II, 35 : *nature* II, 88; *cuir* : *obscur* I, 309; *mesure* : *bruire* II, 38; *deduire* : *froidure* II, 51; *aléure* : *cure* : *nuire* II, 88, 166, 168; *obscure* : *pure* : *luire* : *conduire* II, 100; *cuire* (*coquere*) : *froidure* II, 213 und *muire* (*moriatur*) : *droiture* II, 111. Nur ein Reim spricht für *uí*: *cuide* : *accide* (ἀκηδία) II, 57. Ob in der Bindung *engingne* : *barguingne* I, 302 der steigende Diphthong *ui* zu erkennen ist, wage ich nicht zu entscheiden, da das Etymon von *barguigner* (auch belegt im Livre des Métiers, p. 17) noch nicht erkannt ist. *Ui* findet sich im Reim mit einfachem *i* schon bei Wace und Crestien de Troies, worauf Tobler* aufmerksam gemacht hat. Auch bei G. de Coincy ist der

* Li dis dou vrai aniel, Leipzig 1871, p. XXIII–XXIV.

fallende Diphthong *úi* noch zu constatiren in dem Reim *murmu(i)re* : *muire* (*moriri*) 101 neben *celui* : *enseveli* 122. Im Roman de la Rose wird der steigende Diphthong nicht bestätigt durch die Reime *delivre* : *sivre* (*sequere*) I, 88; II, 90, 108; III, 14; *porsivre* : *vivre* I, 200 neben *poursuivre* : *escrivre* I, 234, *sives* : *eschives* II, 48, *vivent* : *sivent* II, 70; III, 72, 192, *ensivre* : *vivre* III, 14, 24, 46, 70, 106, 134, da man hier nicht *suivre* lesen darf (vgl. auch Rutebeuf: *ensivre* : *livre* II, 58). Zu *uí* aus *úi* scheint demnach der Dialect von Ile-de-France später als die anderen Dialecte gekommen zu sein.

Ie.

ie = 1) lat. *ĕ*, 2) lat. *a* oder *e* in der lat. Endung *-arius* oder *-erius* und 3) lat. *a* bei itacirtem Vocal der Stammsilbe und nach jotacirtem Consonanten. Unter diesen Bedingungen ist das *ie* auch in unseren Documenten vorhanden: *requiert* Ord. 314, *tierce* Ord. 324, *siecle* Ord. 347, *tu lieves* Ord. 428, *viez* (*vetus*) M. 201, *liez* (*laetus*) Let. 269; *escuiers* Ord. 386, *singulier* (*singularius*) Ord. 454 neben *singuler* (*singularis*) Ord. 449; *amenuisié* Ord. 411 u. ö., *esploitier* Ord. 353 u. ö., *tretier* Ord. 446, Let. 433, M. 2 u. ö. neben *traiter* Ord. 562 u. ö., Ol. 596, *aidier* Ord. 602 u. ö., Ol. 451, M. 214 neben *aider* Ord. 603 u. ö., *declairier* Ord. 564, 582 u. ö., Ol. 218 neben *déclairé* Ol. 165, *prisier* Ord. 459, Ol. 189, M. 267, *baillier* Ord. 314 u. ö., Ol. 577 u. ö., M. 7 etc. neben *bailler* Ord. 447 u. ö., *appareillier* Let. 238 neben *appareiller* Ord. 413, *espargnier* Ord. 455, *barguinier* M. 17, *chier* Ord. 311 u. ö. neben *cher* Ord. 311 u. ö., *marchiez* Ord. 422 u. ö., Ol. 577 u. ö., M. 11, 13 u. ö. neben *marches* Ord. 442 u. ö., *forgier* Ord. 477 u. ö. neben *forger* Ord. 477, *congié* Ord. 425 etc., Ol. 410, M. 11, 21 etc. neben *congé* Ord. 475, *percier* Ord. 430 neben *percer* Ord. 476 etc. Aus den angeführten Belegen wird ersichtlich, dass der Diphthong *ie*, wo er hervorgeht aus lat. *a* bei itacirtem Vocal der Stammsilbe und nach jotacirtem Consonanten, vereinfacht zu werden beginnt, dass er bereits *e* lauten kann wie im Neufranzösischen. Auch ein offenkundig gelehrter Infinitiv der 3. lat. Conjugation schliesst sich an, nämlich *corrigier* Ord. 563, 565, 575, 586, 713, 719, M. 93 neben *corriger* Ord. 508, 667, 712, Ol. 562 von lat. *corrigere*. Ob *i* hier lautliche Geltung besass, ist fraglich.

Ein Characteristicum für den Dialect von Ile-de-France gegenüber Nachbardialecten zeigt sich darin, dass dieses *ie* im Feminin des part.

pass. (der Verben 1. Conjug.) immer betont ist auf dem *e*, dass daher auch nicht eine Form begegnet wie *changie* für *changiée*. Hiermit steht im Einklang, dass *iee* auch als *-ee* erscheint, wofür die weiblichen Part. des Passiv ohne *i* sprechen, wie *baillées* Ord. 447, 483, 526, 679, Ol. 451, 577 neben *bailliées* Ord. 447, 476, 566, 634, 636, 713, *changées* Ord. 411 neben *changiée* Ord. 596, *obligées* Ord. 411, *enseignées* Ord. 468, 536 neben *seigniée* M. 22, *empeschée* Ord. 563 neben *empeschiée* Ord. 522, *percee* Ol. 563 neben *perciée* Ord. 430, 455, 474, 535 u. ö., M. 303, *amenuisée* Ord. 599, *jaugée* M. 28, *jugée* Ord. 760 neben *jugiée* Ord. 760, 761, Ol. 220, M. 212, *traitées* Ord. 665 neben *traitiée* Ord. 383, 655. Ausserdem begegnen noch folgende hierhergehörende Participia mit *-iee* in unseren Documenten: *chargiée* Ord. 460, Let. II, 31, *laissiée* Ord. 563, 566, 616, M. 328, *declairiée* Ord. 567, 667, *prisiée* Ord. 575, Ol. 189, *hebergiée* Ord. 600, *forgiée* Ord. 610, *charchiée* M. 34, 145, *detailliée* M. 150, *appareilliées* M. 177, 182, 216, *esbrechiée* M. 185, *moilliée* M. 196, *cuiriée* M. 210. Die Participialform in *-ie* für *-iée* begegnet in unseren sämmtlichen Documenten nur zwei Mal, in dem Satze *la paine qui li est enchagie* Ol. 346 (a. 1292, in einer Ordonnance, welche von der Bestrafung eines Grafen von Henaut handelt) und sodann in der Verbindung „*les Ordenances qui leur seront leües et bailliés* Ord. 772 (Paris, a. 1322), wo der Verdacht eines Druckfehlers nahe liegt, angesichts der alten mangelhaften Ausgabe (v. J. 1723), in der uns die Ordonnanzen vorliegen. Immerhin können diese beiden Fälle Nichts beweisen gegenüber der grossen Anzahl von Participien auf *-iée*. Hiermit stimmt überein die Sprache Guiot's von Provins und Rutebeuf's. Sie bieten in ihren Reimen kein einziges Beispiel der contrahirten Participialform. Dieselbe findet sich dagegen drei Mal im Roman de la Rose: *compaignie* : *enseignie* (*-iée*) I, 42, *cortoisie* : *enseignie* I, 52 und *cortoisie* : *prisie* (*-iée*) I, 80, selten genug, gegenüber der grossen Zahl *iée*-Reime und bei den bis jetzt vorliegenden unzureichenden Ausgaben der Dichtung nicht über allen Zweifel erhaben. Auch in diesem Punkte zeigen sich die Reime der dem Geffroi de Paris zugeschriebenen Chronik in Uebereinstimmung mit der Sprache der Documente aus Ile-de-France, denn es findet sich dort gebunden: *vangiée* : *année* v. 1475, *apaisiée* : *année* v. 1807, *changiée* : *tornée* v. 1915, *damagiées* : *gelée* v. 2309 und *levée* : *encommenciée* v. 3025.

Noch erwähnt zu werden verdienen einige Reime bei Rutebeuf:

pitié : *amitié* I, 52, 93; II, 20, *pitiez* : *amistiez* : *getiez* I, 81; *amistié* : *ditié* (*dictatum*) : *getié* I, 136; *pitié* : *amistié* : *getié* I, 201; *pitié* : *getié* I, 326; II, 42 neben *geté* : *vilté* II, 98; *pie* (*pedem*) : *amistié* : *pitié* I, 167; II, 28, 162; *amistié* : *moitié* II, 44 neben *dignité* : *virginité* : *pité* II, 4; bei G. v. Provins: *pitié* : *chargié* v. 1216 : *changié* v. 1282 : *congié* v. 1428 : *engaigié* v. 1609. Rutebeuf bindet also auch *pitié* mit *ié* und *é*. Von *amitié* lässt sich das nicht nachweisen, wenn es auch im Reime gebunden ist mit *getier*, das daneben mit *vilté* reimt. Die Form *getier* ist lautgesetzlich correct neben der schon neufranzösischen Form *jeter*. *Amitié* finde ich im Reim mit *ié* und *e* im Roman du Chastelain de Coucy: *targié* : *amitié* v. 609 neben *amisté* : *aé* (*aetatem*) v. 4159. Aeltere Belege für das Vorkommen von *amitié* und *pitié* im Reim mit *ié* und *é* hat Ulbrich* beigebracht. Mit festem *e* finden sich *amitié* und *pitié* durchgehends gereimt bei Eust. Deschamps: *fausseté* : *amisté* 141, *pité* : *auctorité* : *iniquité* 54, *poureté* : *pité* 58, *pité* : *gasté* : *achaté* 142, *ressucité* : *pitié* : *voulenté* 80, *proffité* : *amictié* 89, *amisté* : *appelé* 188 und *cité* : *pité* 253. Die alten Imperfect- und Futurformen von *esse* sind, wie anderwärts, *ert*, wofür die Belege schon beigebracht wurden, und *iert* (*erat*) Ord. 314, *iert* (*erit*) Ord. 311, M. 5, 8, 24, 40, 55 u. ö. Rutebeuf bietet dem *iert* entsprechend ein *iere*, *maniere* : *dareniere* : *iere* I, 13; ebenso 53, 57, 199, 275, 300; *iere* : *chiere* I, 298, 307; II, 180, 327: *baniere* I, 99 : *lumiere* II, 116; bei G. v. Provins *iert* (*erit*) : *quiert* v. 1214 etc. Ein Reim bei Rutebeuf scheint dafür zu sprechen, dass dieser Dichter bereits *ie* zu *e* vereinfacht: *freres* : *manieres* I, 219. Die Urkunden kennen ebenfalls neben der gewöhnlichen Form *maniere* Ord. 311, 315, 316, Ol. 466, M. 326, 328 die Form *manere* Ord. 315, statt späterem *cimetière cimetere* Ord. 596, für *matière matere* Ord. 770, M. 66. Da *maniere* ein populäres Wort ist, befremdet diese Form.

Die Aussprache des Diphthongen *ie* betreffend lehren uns die Reime bei G. v. Provins und bei Rutebeuf, dass vor Nasal eine Modification *iè* erklang. Für die Sprache Rutebeuf's geht es hervor aus den Reimen *Rains* (*Rheims*) : *rains* (*ramus*) : *meriens* (*materiamen*) I, 185 neben *bien* : *rien* : *merien* I, 84, 205, 219, 227, 310; II, 34, 47 etc., ferner *vain* (*venio*) : *vain* (*vanus*) I, 328, *mainteingne* : *enseingne* : *tiengne* : *preigne* : *remeigne* : *enseigne* I, 60, wo überall *ie* gebunden ist mit *è*.

---

* Gröber's Zeitschrift für roman. Philologie, Bd. II, p. 529.

Ja Rutebeuf geht sogar so weit, den Diphthongen *ie* vor Nasal mit einem anderen Diphthong zu binden, dessen zweiter Bestandtheil nur *è* ist: *sous-tiegne* : *besoigne* I, 69 und *viegne* : *besoigne* I, 77, 296. Analoge und für die Aussprache des *ie* characteristische Reime finden sich bei G. de Coincy noch nicht, häufiger als bei Rutebeuf jedoch im Roman de la Rose: *soviegne* : *lointiegne* (*longitanus*) I, 152, *lointiens* : *tiens* (impérat.) I, 154, *conviegne* : *remaigne* I, 168, *lointaignes* : *taignes* (*tiegnes*) I, 178, *tiengne* : *lointiengne* II, 372. Die moderne Aussprache *iè* hatte also bereits Platz gegriffen. Zwei analoge Reime bietet auch die Chronik des Geffroi de Paris, *sien* : *seing* v. 2021 und *bien* : *main* v. 2063.

Die Schreibungen *piert* (*perdit*) M. 40, *fier* (*ferrum*) M. 57 (drei Mal), 319 neben *fer* M. 57, 61, 62, 321, *apiele* M. 279, 284 neben *apele* M. 340 und *sieles* (*sella*) M. 286, wo überall das *ie* an Stelle von *e* in Position sich befindet, wären ein Picardismus im Dialect von Ile-de-France. Sie müssen dort erst in weiteren Documenten festgestellt werden, ehe sie dorthin verwiesen werden können. Die Reime unserer Dichter kennen solche Formen nicht. Dagegen bindet Rutebeuf wiederholt *riegle* : *siecle* I, 54, 65, 190, 219; II, 51, 58, 68, 145, 158, 177, 217, trotz lat. *rēgula* und neufranzös. *règle*.

Was das *ie* anlangt, beruhend auf lat. *ĕ*, das in der betonten Stammsilbe der Verben sich entwickelt hat, so ist zu bemerken, dass es in den meisten Fällen noch nicht in die unbetonte Silbe eingedrungen ist: *vendront* Ord. 311, 324, 429, 515, 522, 526, 567 u. ö., M. 1, 7 u. ö.; *venra*, *vendra* Ord. 411, 466, 563, 574, 616, 651 u. ö., Ol. 211, 368, 562 u. ö., M. 7, 11 u. ö. neben *viendra* Ord. 586, *aviendroit* Ord. 603; *tendra*, *tendroit* Ord. 386, 411, 447, 476, 534 u. ö., Ol. 160, 451 u. ö., M. 1, 47 u. ö. neben *apartiendra* Ord. 442, 508, 521, 526, 536 u. ö. etc. Es überwiegen noch bei weitem die Formen mit einfachem *e*, so dass der Eintritt des Diphthongen in unbetonter Silbe durch Analogiewirkung, im Hinblick auf die stammbetonten Formen, am Ende des 13. und Anfang des 14. Jahrhunderts erst begonnen hat.

Oe, Ue, Eu.

Lat. *ŏ* ist in unseren Urkunden noch in ursprünglicher Gestalt *ue* und *oe*, daneben aber auch schon als *eu* und *oeu* vorhanden.

1) Lat. *ŏ* = *ue* in *pueple* Ord. 426, 450, 507, 515, 519 u. ö., *fuer* Ord. 447, 587, *nuef* (*novem*) Ord. 467, 468 u. ö., Ol. 368, M. 40,

51 u. ö., *nueve* (*novus*) Ord. 761, *trueve* (*trŏvo*) Ord. 474, *vueillent* Ord. 413, 761, M. 25, 54 u. ö., *cueilly* Ord. 601, *recueillir* Ord. 651 neben *cuiellir* M. 34, das wohl nur auf Verschreibung beruht, *prueve* Ord. 772, *cuer* (*cor*, *core*, nicht *cor*, *cordis*) Ord. 775, Let. 218, M. 103, *cuens* Let. 238, 244, 268, 433, Ol. 165, *suer* (*soror*) Ol. 368, *puet* Ord. 477, 508, 514, 523 u. ö., Ol. 165 u. ö., M. 5, 6, 8, 10, 11 u. ö., *pueent* Ord. 353, M. 11, 13 u. ö., *puent* Ord. 515, 788, M. 11, 17 u. ö., *vueillans* Ord. 653, *ueil* (*oculus*) Ol. 405, *vuelent* M. 63, 207, *uevre* (*operam*) M. 67, 88, 164, 204, *muert* (*moritur*) M. 73, 81, 116, *fueille* (*folium*) M. 77, *buef* M. 164, 177.

2) Lat. *ŏ* = *oe* in *noeve* M. 208, *noef* (*novem*) Let. 433, *poet* Ol. 451 neben *pouet* Ol. 577, 579, *oevre* (*operam*) M. 2, 14, 29, 38, 51, 88 u. ö., *voelent* M. 29, 39, 81 mit der Nebenform *voielent* M. 60, *voelle* M. 82, 201.

3) Lat. *ŏ* = *eu* in *peut* Ord. 311 u. ö., *peuvent* Ord. 347 u. ö., *euvre* (*operam*) Ord. 386, 596, 616 u. ö., Ol. 596, M. 38, 40, 41 u. ö., *treuves* Ord. 426, 428 (Parcent bei Beaumont), *treuvent* Ord. 466, M. 12, 17, 39 u. ö. etc., *feur* Ord. 602, *peuple* Ord. 454, 520 u. ö., *meuve* (*mŏveat*) Ord. 603, *deulent* Ord. 681, *deüillent* Ord. 788, *meurent* M. 26, *preuve* (*probat*) M. 212, *neufve* (*novus*) Ord. 760, *feuille* M. 78.

4) Lat. *ŏ* = *oeu* (d. i. $ö^u$), mit den Nebenformen *oue*, *eue*, *ueu* in *oeuvre* Ord. 715, 761, M. 2, 14, 40, 79 neben *ouevre* M. 57, 98, 158, 222, 321, *euevre* M. 78, 158 und *ueuvre* M. 192, ebenso *vueut* M. 164, 323, 325, 327.

Aus dieser Schreibung der Documente geht hervor, dass die Aussprache des *ue*, *oe* und *eu* eine und dieselbe ist, da alle drei Zeichen „promiscue“ in einem Worte gebraucht werden können, und zwar liegt bereits der neufranzösische *eu*-Laut, oder $ö^u$, vor.

Einige hierhergehörige Fälle müssen noch besonders erwähnt werden. Neben *illuec* Ord. 447, Ol. 189, M. 34, 35, 121 und *illeuc* Ol. 564, M. 22, 133 steht *illec* Ord. 475, 558, 618, 652, 711, 775, M. 93, 322. Derselbe Lautwandel zeigt sich in *avuecques* Ord. 383 neben *avueuc* M. 319, *aveuc* Ord. 383, 791, M. 19, 149, 183, 310 und *avecques* Ord. 413, 582, 602 u. ö. Auf dem gleichen Vorgang der Vereinfachung des *ue* resp. *eu* zu *e* beruhen auch die Formen *veille* M. 17 neben früher belegtem *vueille*, *neve* M. 42 neben früher belegtem *nueve*. Von lat. *bonus* finden sich in unseren Documenten die Formen

bon, *bonne* Ord. 426 u. ö., Let. 440 neben *buen*, *bueng* M. 32, 206, *boen*, *boennes* Let. 269, M. 29, 34, 116, 145, 146, 163 u. ö., endlich *boin*, *boine* M. 20, 56, 192, 193, also eine parallele Entwickelung von geschlossenem *ó* und *ue* in einem Wort; s. Mussafia.* *Ue* und *eu* begegnet in *muebles* Ord. 596, Ol. 164, 165 u. ö. und *meubles* Ord. 666, 713, Ol. 220; s. Förster** und Mussafia a. a. O. p. 410. Unorganisch ist das *ue* in *consueill* Ord. 383, M. 207 (für *consoil*, *consoeil?*) und in *vueve* M. 264 neben *veve* M. 233.

Wichtig ist die Anbildung von lat. *ŭ* und *u* in Position an lat. *ŏ* im betonten Präsensstamm der Verben, worauf schon Mall*** hingewiesen hat. Auch unsere Urkunden bieten hierfür Belege: *sueffre* Ord. 478, 595, *sueffrent* Let. 257 neben *seuffrent* Ord. 710 und *souffrent* 579 (Sens), 602, *queurent* (3. Pl. pres. subj. v. *courir*) Ord. 430, 475 (Poissy), 565, 566 neben *courir* Ord. 430, *queurent* (3. Pl. pres. ind. v. *courir*) Ord. 450, 467, 537, 767 neben *courrent* Ord. 450, *requeure* (3. Sg. subj. v. *recurrere*) Ord. 475 (Poissy), *requeurera* Ord. 475 (Poissy), *queure* (3. Sg. pres. subj.) Ord. 477 (Poissy), 615 neben *court* (pres. ind.) Ord. 477 (Poissy), *resqueurent* (3. Pl. pres. ind.) Ord. 507 (Melun), *requeurre* Ord. 507 (Melun) neben *rescourre* auf derselben Seite. Hiermit stimmen überein die Reime zunächst bei G. v. Provins: *oeuvre* (*operam*) : *sequeure* (*succurrat*) v. 1732, und bei Rutebeuf: *sequeure* (*succurrere*) : *eure* (*hora*) I, 122, *offre* : *sueffre* I, 76. In gleicher Weise wird bei G. de Coincy gereimt: *aqueurent* : *pleurent* 172, 222 und im Roman de la Rose *sequeure* (*succurat*) : *desseure* I, 218, *aqueurent* (*accurrunt*) : *eneurent* (*honorant*) II, 292, *que je queure* : *asseure* (*securus*) II, 300, *sequeure* (*succurrat*) : *labeure* III, 60. Analoge Reime finden sich bei Crestien de Trois nicht. Dagegen bieten noch zwei Dichter des 14. und 15. Jahrhunderts Reime derselben Art: *labeure* : *sequeure* Ch. d'Orléans 262, ebenso 279, 338, 388, und *heure* : *pleure* : *recoeuvre* (*recouvre*) : *sequeure* (*secoure*) Villon 83.

Au, Eau, Iau; Eu, Ieu.

Au entsteht zunächst aus lat. *a* + vocalisirtem *l* (vor Consonant), z. B. in *seneschaux* Ord. 311, *faux* Ord. 311, *chevaux* Ord. 421, *loyau-*

* Gröber's Zeitschrift für roman. Philologie, Bd. I, p. 407.
** Böhmer's Rom. Stud., Bd. III, p. 174.
*** Li Cumpoz Philippe de Thaun, Strassburg 1873, p. 50.

ment Ord. 311 u. ö. Dagegen bleibt auslautendes *l* erhalten: *loyal* Ord. 353, *royal* Ord. 219 u. ö. *El* + Consonant, beruhend auf der romanischen Gruppe *el* + Cons. und *il* + Cons., giebt neben *au* resp. *eau* auch *iau*, letzteres ist sogar in überwiegender Anzahl vorhanden. Zunächst die Belege für die Formen in *au*, *eau*: *nouveau* Ord. 411 (Pontoise), 578 (Sens), 581, 681 u. ö., M. 134, 261, *chasteaux* Ord. 477 (Poissy), 563 (Pontoise), 566 (Pontoise), *seaux* (*sigillum*) Ord. 476 (Poissy), 477 (Poissy), 524 (Pontoise), 634, 664 (Pontoise), 684 (Provins), Ol. 336, 596, M. 94, *peaux* (*pellis*) Ord. 600, *tonneaux* Ord. 600, M. 301, 306, 316, *bateaux* (*batellum*) Ord. 601, M. 315, *fardaus* M. 307, *vaisseaux* Ord. 768, *Beaumont* Ord. 428 (Beaumont), *Chasteauneuf* Ord. 693 (Vincennes). Ungleich häufiger sind die Wörter derselben Herkunft, welche *iau* statt *eau* bieten: *apiaux* Ord. 311, 411 (Pontoise), Ol. 218 u. ö., *nouviaus* Ord. 425, 426 u. ö., M. 5, 6, 7, 8 u. ö., Ol. 562, *batiaus* Ord. 459, M. 302, *vaissiaus* Ord. 460, Ol. 164, *sciaux* Ord. 526 (Pontoise), *chastiaux* Ord. 558 (Vincennes), 635, 636, 666 (Pontoise), 713, M. 66, 260, *mantiaus* (*mantellum*) Ord. 734, 735, M. 282, *potiaus* Ol. 563, *doubliaus* M. 11, *tonniaux* M. 27, 279, 287, 288, 293, 295, 302, *coutiaus* (*cultellus*) M. 49, 155, 166, 168, *biaus* M. 71, 97, *aniaus* (*anellus*) M. 95, *ponmiaus* M. 166, *chapiaux* M. 168, 192, 193, 194, 246, 255 etc., *agniaux* M. 176, 281, 324, 326, *bordiaus* M. 189, 201, *piaux* (*pellis*) M. 281, 324, 325, 326, 327, 328, 329, 336, 337, *mesiaus* M. 189, *chantiaus* M. 208, *boissiaus* M. 285, 297, *fardiaus* M. 285, 302, 329, *hiaume* M. 293, *gastiaux* M. 311, *restiaux* M. 323, *chevriau* M. 326 und in den Zusammensetzungen *Biaumont* Let. 244, M. 308, *Biau-Quaire* Ol. 579, *Chastiau-Neuf* Ol. 189 und *Chastiau-Renaut* Ol. 596. Desgleichen findet sich *iau* für *eau* noch in den Eigennamen *Fontainebliaut* Ord. 510 (*Fontainebleau*), *Miaux* Ord. 619 (*Meaux*), 636, M. 307 neben *Meaux* M. 141, *Boiliaue* M. 1, *Champiax* M. 179, *Biauvez* M. 140, 141, 339. Eine besondere Stellung nimmt ein lat. *aqua*, das, die Mittelstufen *aive*, *eive*, *ieve*, *iave* durchlaufend, in unseren Documenten bereits *iaue* und *eaue* geworden ist. Die Form *iaue* findet sich Ord. 598, 599, 601, 605 (Sens), 715 (Pontoise), M. 16, 29, 42, 159, 260, 261, 262, 284, 285, 286 u. ö., mit den Nebenformen *ieaue* M. 18 und *yau* Ord. 459, 460, gegenüber *eaue* Ord. 681 (Notre-Dame des Champs bei Paris), 683 (Provins), 684 (Provins), M. 18, 31, 32, 35, 178, 260, 261,

262, 263, 265, 298 u. ö., *aue* M. 305, 331 und *eau* M. 261. Man sieht also, dass die Formen *yau* und *eau*, ohne auslautendes *e*, bereits am Ende des 13. Jahrhunderts vorhanden sind. Auch die ältere Form *eue* M. 289, 293, die schon früher für Rutebeuf nachgewiesen wurde, ist noch belegt, wo das *u* den Werth eines *v* hat. Das besonders häufige Vorkommen der Formen mit *iau* im Livre des Métiers spricht ganz dafür, dass dieselbe gerade in der Sprache von Paris selbst bevorzugt gewesen sein müssen, wenn sie auch dem übrigen Gebiet von Ile-de-France ebenfalls bekannt waren, und diese Annahme wird vollkommen bestätigt, sowohl durch das Zeugniss des Beza, als auch durch die Beschaffenheit der heutigen Volkssprache von Paris. Beza, a. a. O. p. 58, sagt ausdrücklich, dass man die höchst fehlerhafte Aussprache des Pariser Volkes vermeiden solle, das *iau* für *eau* zu sprechen pflege in den Wörtern *biau*, *ruissiau*, *l'iaue* (*aqua*) und ähnlichen, und dieselbe Vorliebe für *iau* constatirt Nisard a. a. O. p. 171 für das heutige Pariser Patois. Er belegt, als noch heute vom Volke in Paris gesprochen, Formen wie *biau*, *batiau*, *chapiau*, *nouviau*, *oisiau* (*aucellus*), *mantiau*, *piau* (*pellis*) u. a., also Formen, wie sie schon im 13. Jahrhundert in unseren Documenten belegt sind. Gegenüber diesen ausdrücklichen Zeugnissen, in Verbindung mit der Schreibung unserer Urkunden, dürfen wir nicht zögern den Triphthong *iau* als dem Dialect von Ile-de-France und speciell der Sprache von Paris nachweislich seit dem 13. Jahrhundert angehörig zu betrachten. Raynaud a. a. O. p. 21 bezeichnet *iau* daher irrthümlich als dem picardischen Dialect eigenthümlich.

Mit der Schreibung der Urkunden übereinstimmend zeigt sich der Reimgebrauch der Dichter aus Ile-de-France, wenn sie binden *autre* : *fautre* (*filtrum*) G. v. Provins v. 1218, Rutebeuf I, 220, 318; II, 63, 133, welchen Reim selbst noch Villon kennt *autre* : *feautre* (neufranz. *feutre*) 91, 122, ein Beweis, wie sehr das *au* in diesem Worte in der Sprache von Paris beliebt gewesen sein muss. Analog hierzu reimt Geffroi de Paris: *piautre* : *fautre* v. 5499. Weitere hierher gehörende Reime sind bei Rutebeuf *hiaume* : *roiaume* I, 48, 79, *Citiaux* : *ciaux* (*caelum*) : *biaux* : *joiaux* : *oiziaus* : *maux* (*malum*) I, 59, *autre* : *viautre* (*veltris*) I, 111, *aviaus* : *caviaus* : *naviaus* I, 196, *piaus* : *biaus* (eine Form *bieus* existirt nicht) I, 314, *ciax* (*caelum*) : *biax* II, 20, *batiaus* : *metaus* II, 37, *biaus* : *Elysabiaus* II, 158, 181, 202, 224 : *Ysabiaus* II, 200 : *piaus* (*pellis*) II, 160, bei G. v. Pro-

vins: *cruauz* (*crudelis*) : *loiaus* (*legalis*) v. 876, 1146 und *chastiax*: *porciax* v. 1966. Analoge Reime finden sich auch bei G. de Coincy, der im ersten Drittel des 13. Jahrhunderts schrieb, also einige Decennien vor Rutebeuf: *autre* : *viautre* 87, 166, 218, 560, 562, *tropiaux* : *drapiaux* 580, *mantiaus* : *biaus* 613, *oisiaus* : *damoisiaux* 535, *biaus* : *Isabiaus* 739 sowie im Roman de la Rose : *biaus* : *oisiaus* I, 44, *monciaus* : *ciaus* (*caelum*) I, 108, *aniaus* (*anellus*) : *iaus* (*aqua*) II, 246, *miaus* (*melius*) : *Miaux* (die Stadt *Meaux*) II, 342, *autre* : *fautre* (*filtrum*) II, 352; III, 162. Auch der burgundische Crestien de Troies kennt dieses *au* resp. *iau* in den Reimen *fautre* : *autre* chev. au lion v. 3225, 6075, *oisiaus* : *biaux* v. 461, *ciax* (*caelum*) : *moiax* v. 4065. In einem Worte hat die Gruppe *il* + Conson. *ou* ergeben, nicht *au*, in *chevols* (*capillus*), das bei Rutebeuf begegnet im Reime *chevols* : *fols* (*follis*) II, 201, 202 und wozu Crest. de Troies als Analogon bietet: *chevox* : *vox* chev. au lion v. 1463. Auch das auslautende *l* der französ. Silbe *el* wird nicht vocalisirt und so finden sich die urkundlichen Schreibungen *nouvel* Ord. 425, *tonnel* Ord. 600, M. 27, 315, *chastel* Ol. 218, 346, *doublel* M. 12, *fardel* M. 305, *quarrel* M. 343 neben den Reimen bei Rutebeuf *prael* : *loiel* II, 70, *chastel* : *mantel* II, 206, 209 und bei G. v. Provins *bel* : *chastel* v. 399, *Trieignel* : *bel* v. 452. In welchen Fällen auch dieses auslautende *l* vocalisirt werden konnte, ist bereits von Förster* und von Neumann a. a. O. p. 67 dargelegt worden.

Zur Bezeichnung des offenen *ò* steht *au* in *chause* Let. 218, und zwar drei Mal. — Raynaud a. a. O. p. 22 führt aus, dass ein specielles Characteristicum des picardischen Dialects die Verwandlung des lat. *ol* in *au* sei, in betonter wie unbetonter Silbe, indess finde ich einige derartig umgebildete Formen auch im Livre des Métiers: *maudre* (*molere*) M. 18, 19, *vaudra* (*voudra*) M. 102, 211 neben *voudra* M. 89, *vaudront* (*voudront*) M. 79, *vausist* (*vousist*) M. 15, 240, *vausissent* M. 58. Dass diese Formen dem Pariser Volksmunde bekannt waren, geht aus jenen Schreibungen allein noch nicht hervor, da man auf einen Text hin über Verbreitung von Lauten Nichts entscheiden kann. In den übrigen Documenten fehlen analoge Schreibungen ganz, ebenso finden sich nicht entsprechende beweisende Reime. — *Paucum* erscheint bei Rutebeuf als *pou*, in dem Reim *pou* : *Pou* (*Paulus*) I, 3, 123,

---

* Gröber's Zeitschr. für roman. Philologie, Bd. I, p. 566.

190, 230; II, 74, 172. Die Form *pou* kennt auch G. v. Provins, *lo* (*laudo*) : *po* v. 1376, zu lesen *lou* : *pou*. Eine andere aus *paucum* entwickelte Form, *poi*, findet sich im Roman de la Rose: *poi* (*paucum*) : *poi* (*possum*) I, 46 und selbst noch bei Charles d'Orléans: *poy* (*paucum*) : *moy* 406. Dagegen ist die Form *poi* unbekannt G. v. Provins und Rutebeuf; G. de Coincy bietet *pou* : *feu* 639, wo man *peu* und *pou*, das noch bei dem späteren Dichter Rutebeuf begegnet, lesen kann. Die Documente bieten ebenfalls *pou* Ord. 770, M. 126 neben *po* Ord. 385 (Chast. Thierry) und selbst *pau* M. 308, gegenüber *poi* M. 63, 211, 232, 343, 345.

Eine besondere Stellung in Bezug auf die Entwickelung des *au* nimmt der Plural desjenigen hinzeigenden Fürworts und des Personalpronomens ein, die zurückgehen auf lat. *ecce illos* resp. *illos*. Es findet sich nämlich in unseren Documenten vereinzelt *ciaux* Ol. 152, *ceaus* Ol. 561, 566, *yceaus* Ol. 562, 568, 569 neben gewöhnlichem *ceus*, *yceus* Ol. 466, 579, 587, 588, 596, 597, Ord. 311, 316, 372, 383 (Ch. Thierry) u. ö., M. 1, 2, 3, 5, 6, 12 u. ö. und ebenso *eaus* (*illos*) Ol. 561, 562, 563, 564, 568, 569, *aus* Ol. 346, M. 83, 200, 233 neben gewöhnlichem *eus*, *eux* Ol. 347, 588, 596, 597, Ord. 311, 386, 422, 425 u. ö., M. 19, 43, 45, 61, 200 u. ö. Nun könnte gegen die Formen in *au* Verdacht erwecken der Umstand, dass sie sich fast nur in einer Klasse von Documenten finden, den Olims, indess sprechen mehrere Thatsachen dafür, dass diese auf lat. *illos* zurückgehenden Formen in *au* der Sprache von Ile-de-France ursprünglich angehörten. Zunächst begegnet die Form *ciaux* Ol. 152 in einer Entscheidung über eine Klage (a. 1270) der Färber von Paris gegen die Weber, also einer Schrift, die ausserhalb der Mauern von Paris nicht das geringste Interesse erwecken konnte, auch die eigenste Sprache von Paris repräsentiren sollte. Für die Zugehörigkeit dieser Formen in *au* zum Dialect von Ile-de-France und speciell von Paris spricht aber auch das Vorhandensein derselben im Livre des Métiers, sowie der Reim *aus* (*els*) : *aniaus* Rutebeuf II, 162, wenn diese Formen auch höchst wahrscheinlich ihren Hauptsitz in der Picardie und in Burgund hatten. Auf burgundischem Einfluss werden sie beruhen bei G. de Coincy, in den Reimen *biaus* : *ceus* zu lesen *ciaus* 145, *ceaus* : *porceaus* 149, 631, *aus* (*illos*) : *faus* 625 neben modernem *ceus* : *pereceus* 377, 491, 729 und *aus* (*eux*) : *daus* (*Deus*) 214. Es hat lat. *illos* dieselbe doppelte Entwickelung genommen wie *caelum*, bis endlich die eine der

beiden Formen endgültig die Oberhand behielt. Schon der Roman de la Rose kennt nur noch die modernen Formen: *amoreus* : *eus* II, 48, 282; III, 44, 46 und *pareceus* : *ceus* III, 392. Auf den Einfluss des Burgundischen sind auch noch zurückzuführen einige Reime bei Eust. Deschamps, *monceaulx* : *ceaulx* (*ceux*) 176, *mantiaux* : *ciaulx* (*ceux*) 217, *pourceaus* : *ceaux* 222, *Meaulx* (die Stadt *M.*) : *ciaulx* (*ceux*) 242 und *vessiaux* : *ciaux* (*ceux*) 256 neben den modernen Reimen *visqueux* : *ceulx* 164, *iceulx* : *seulx* (*solus*) 169, *eulx* : *seulx* 176 u. ö. Es bricht sich hier der Heimatsdialect des Eust. Deschamps ebenso Bahn wie in Bezug auf *ai* für *a* in der Endung *-age* (*-aticum*). Der burgundische Einfluss auf die Sprache des Gautier de Coincy zeigt sich auch in den Reimen *hauz* : *portauz* : *consauz* (*conseil*) 24, *haus* : *consaus* 182, *haus* : *solaus* (*soleil*) 111, 268, 335, 727, *chauz* : *vermauz* (*vermeil*) 438, 663, *ribaus* : *vermaus* 664, denen gegenüber der Roman de la Rose nur *soleil* : *vermeil* I, 102 im Reime bindet.

Durch Vocalisirung des *l* vor folgendem Consonanten in der französischen Gruppe *el*, beruhend auf lat. *alis*, entsteht *eu* und *ieu*. Die Documente zeigen zum Theil in diesem Falle das *l* noch unaufgelöst, also *quels* Ord. 386, 413, 477, 520, 537, 576, 609, *tels* Ord. 651, 666 und *tiels* Ord. 562, 564, 566, 651, 667, daneben aber in weit überwiegender Mehrzahl *desqueux* Ol. 466, M. 13, 19, *lesquex* M. 29, 57, 230, *esquex* Ord. 558, *tex* M. 30, 35, *ostex* (*hospitalis*) M. 298; *quiex* Ord. 324, 347, 413, 467, 507 u. ö., *lesquieux* Ord. 353, 584, 771, 774, Ol. 450, M. 144, 152, 328, *desquiex* Ord. 413, 449, 478, 559, 577, 715, M. 78, 207, 227, 335, *tielx*, *tiex* Ord. 558, 559, 565, 714, *hostiex* Ord. 324, 709, 713, M. 30, 89, 216, 223, 329, 330, 337. Und ebenso wie neben *ciaus*, *ceaus* ein *ceus* belegt ist, so haben auch unsere Documente neben bereits belegtem *chateaux* und *tonneaux* selbst *chatiex* Ord. 352, 559, 565, 713 und *tonnieus* M. 315.

Reminiscenzen an diese älteren Formen finden sich noch genug bei den Dichtern des 14. und 15. Jahrhunderts, bei Charles d'Orléans in den Reimen *tieulx* (*tales*) : *cieulx* (*caelum*) 161, 289, *tieulx* : *mieulx* 108, 178, 291, *yeux* : *mieulx* : *tieulx* 197, 203, 225, 326, ebenso begegnet noch *tieux* p. 253, 300, 306, 321, 325, 331, 332 u. ö., ferner *lieux* : *quieulx* (*quels*) 393, *vieulx* : *queulx* 419. Analoge Reime bietet auch Alain Chartier *tieulx* (*tales*) : *cieulx* (*caelum*)

527, *lieulx* : *tieux* 594, 654, *vieulx* : *tieulx* 549, *tieulx* : *mieulx* 495, 681, *tieux* : *hostieux* : *chastieux* : *mortieux* 668 und endlich noch Villon *cheveulx* : *vieulx* : *tieulx* 30.

II. Consonantismus.

Derselbe unterscheidet sich nur wenig von der heutigen Schriftsprache Frankreichs, sowohl in den Documenten wie in den Literaturdenkmälern, wenn auch bisweilen den einzelnen Consonanten noch eine andere Aussprache zu Grunde liegt, in Uebereinstimmung mit den übrigen Dialecten.

Gutturale.

1) *G* dient in unseren Documenten zunächst zur Bezeichnung des tönenden interdentalen Spiranten, neben späterem *ge* und *j*, z. B. in *sergant* M. 12, 34 neben *sergiant* M. 49 und *serjant* Ord. 314, 465, Ol. 165, M. 19, *bourgois* Ord. 478, 582, 602, 785, Ol. 564 u. ö., M. 1, 17, 19, 21 etc. neben *bourgeois* Ord. 574, 584, 599 und *bourjois* Let. 238, Ol. 336, *obliga* Ol. 211 neben *obligeons* Ord. 582, *getassent* M. 268 neben *giettons* Ord. 791 etc. Den gutturalen Medial-Laut repräsentirt *g* in *guerre* Ord. 386, *alleguer* Ord. 501, *Enghiem* Ol. 675, ferner in *segont* (*secundus*) M. 7, 60, 63, 64, dessen *g* bis auf den heutigen Tag gesprochen wird trotz der etymologischen Schreibung *second*, *grace* Ord. 311, *eglise* Ord. 347 etc. Zur Bezeichnung der gutturalen Aussprache des silbenschliessenden Nasal (Nasalvocal) dient *ng* neben *nc* in *tesmoing* Ord. 311, 386 u. ö., Ol. 580 neben *tesmoin* Ord. 446, 524 u. ö., *Juing* Ord. 413, 524 neben *Juin* Ord. 442, ebenso in *besoing* Ord. 450, *loing* Ord. 602, M. 38, *coing* Ord. 610, *bueng* (*bonus*) M. 206. *C* erfüllt den gleichen Zweck in *blanc* Ord. 454, *selonc* Ord. 347, 386, 413, 425, 431 u. ö., M. 9, 11, 14, 23 u. ö. neben *selon* Ord. 411, 447, 455 u. ö. und *selont* Ord. 653, ferner *lonc* Ord. 598, Ol. 165, 219, M. 113, 123, *estanc* Ord. 711 neben *estang* Ol. 189 u. s. w.

2) *C* vor ursprünglich hellem Vocal bleibt als solches erhalten, im Unterschied zum Picardischen, das aus diesem *c* *ch* entwickelt. Wir finden dies *c* in *ceste* Ord. 324, *cil* Ord. 315, *cessant* Ord. 315, *ordenance* Ord. 316 etc., daneben auch ein Mal *nechessité* Ord. 353 (Paris), wo *ch* für *c* nach picardischer Gewohnheit steht. Umgekehrt

ist *c* vor ursprünglichem dunklem Vocal zu *ch* geworden, in unseren Documenten auch durch *sch* ausgedrückt, entgegen dem Picardischen, das an dieser Stelle *c* erhalten hat, mit dem Klange von *k*. Demgemäss schreiben unsere Documente *empeschement* Ord. 315, 430 und *empeschier* neben *empechement* Ord. 426, *esçhevin* Ord. 421, 598 u. ö., Ol. 345, *blanche* Ord. 430 etc., ein Mal begegnet aber auch *arcevesques* Ord. 412 (Paris) mit picardischem *c*. Es zeigen diese beiden picardischen Schreibungen *ch* für *c* und umgekehrt, dass das picardische *ch* resp. *c* auch in der Pariser Sprache sporadisch vorkam, und wir können uns daher nicht wundern, auch in guten centralfranzösischen Dichtungen ganz vereinzelt Reime zu finden, wo französisches *c* mit picardischem *c* resp. *ch* gereimt ist, sogenannte Zwitterreime, wie deren Förster im Romans de Durmart li Galois (s. Zeitschrift für österreichische Gymnasien, 1874, p. 134) und im Chevalier as 2 espees (s. Einleitung p. LIII) mehrere nachgewiesen hat. Derartige Reime finden sich vereinzelt auch bei Rutebeuf: *desperance* : *remembrance* : *franche* II, 3, im Roman de la Rose: *rechasce* : *resache* (*sapiat*) II, 30 und selbst bei J. Marot noch *congnoissance* : *ordonnance* : *blanche* 35.

Wir finden in den Documenten ferner einige Formen belegt, die eine weitere lautliche Veränderung in der Schrift zum Ausdruck bringen: *frommaches* M. 34 neben *fromage* M. 35, *charchiée* (*charger*) M. 34, 145 und *diemenges* M. 26 neben *diemenche* M. 16, 33. Es zeigt diese Orthographie an, dass der tönende palatale Spirant in der Aussprache gleichgestellt wird dem tonlosen. Diesen Vorgang bestätigen wiederum einige Reime: *sache* (*sapiat*) : *outrage* (*ultragium*) Rutebeuf I, 112, *cloche* : *reloge* (*horlogium*) Rutebeuf I, 315; *charche* (*charge*) : *patriarche* G. de Coincy 305, 419, 447, 452, *taiche* : *domaiche* (*domage*) G. de Coincy 327, *detrenche* : *venche* (*venge*) Rom. Rose I, 20, *demarche* : *charche* (*charge*) Rose III, 274. Es scheint dieser Vorgang vereinzelt geblieben zu sein. Ein Mal begegnet *qu* zur Bezeichnung der gutturalen Tenuis in *quar* Ord. 447, sonst nur *c*, wie in *continuelement* Ord. 315, *colpe* Ord. 426, *comme* Ord. 314, *court* Ol. 220 etc.

Dentale.

Die dentale Media findet sich in unseren Documenten euphonisch eingeschoben in den Verbalformen, neben den alten Schreibungen ohne *d*, wie in *tindrent* Ord. 446, *prendroient* Ord. 454, *voudront* Ord. 566 neben *vouront* Ord. 469, *voudra* Ord. 563 neben *voura* Ord. 563,

vourroient Ord. 564, *retendrons* Ord. 577 neben *retenrons* Ord. 575, *tenrons* Ord. 653, *voudrons* Ord. 709 neben *vourrons* Ord. 709, wo wohl nicht Assimilation des *d* an *r* vorliegt, *vendra*, *viendra* Ord. 411, 563, 586 u. ö. neben *venra* Ord. 476, 574, Ol. 211, M. 11, 57, *convenroit* M. 11, 179. Die Formen mit euphonischem *d* überwiegen bereits. Etymologisch begründetes *d* ist nach Analogie dieser Formen ausgelassen in *prenre* M. 63. Hingegen finden wir das bekannte *d* auch in unseren Documenten in dem Eigennamen *Ladre* M. 34, 123. Im Auslaut begegnet *d* in *bled* (*ablatum*) Ord. 600, beruhend auf lat. *t*, sowie in *pied* (*pedem*) Ord. 655, a. 1318, in den vorhergehenden Urkunden immer nur *pie* Ord. 324 u. ö. Analog zu *tistre* M. 118, welche Form ja noch heut besteht neben gewöhnlichem *tisser*, ist *t* eingeschoben in *il distrent* (*dixerunt*) Ol. 410 und *promistrent* Ol. 675. Auslautendes ursprüngliches *d* ist erhärtet zu *t* in *Eduart* Ord. 311, *vent* (*vendit*) Ord. 431, M. 33, 34, 58 u. ö., *rent* (*rendit*) Ord. 709, *prent* (*prendit*) Ord. 710, *pert* (*perdit*) M. 50, *vert* (*viridis*) Ord. 711, *ent* (*inde*) M. 59, *acort* (*accord*) Ol. 588 und *grant* Ord. 447, 537 etc. neben *grand* Ord. 537. Etymologisch begründetes, ursprüngliches und in den Auslaut gerücktes *t* ist im Schwanken begriffen in *court* (*cohors*) Ord. 311, Ol. 220 u. ö. neben *cour* Ord. 314, Ol. 220 u. ö., *fu* Ord. 446, Ol. 152, M. 6 u. ö. neben *fut* Ord. 446, Ol. 165 u. ö., *establi* (*establit*) M. 13, 15 u. ö. *t* der Endung des Part. Pass. ist, entgegen dem Picardischen und Ostfranzösischen, in den Documenten aus Ile-de-France niemals erhalten. Die hierhergehörenden Participien wurden schon gelegentlich belegt.

S und *z* werden in unseren Documenten, was bei deren schwankender Orthographie auch nicht verwundern kann, ganz beliebig für einander gesetzt, wie in *sanz* neben *sans* Ord. 316 u. ö., *dedens* neben *dedenz* Ord. 316 u. ö., *nous* neben *nouz* Ord. 324 u. ö., *nos* neben *noz* Ord. 411 u. ö., *sous*, *sus* Ord. 373, 421 u. ö. neben *souz*, *suz* Ord. 325, 454 u. ö., *tournoiemens* und *tournoiements* Ord. 421 neben *fermemenz* Ord. 430, *gens* Ord. 347 neben *genz* Ord. 324 etc. Mit *x* wechselt *s* im Auslaut in *pris* (*pretium*) neben *prix* Ord. 347, *chevaus* neben *chevaux* Ord. 421, *lieus* Ord. 422 neben *lieux* Ord. 314 u. ö. *S* schwankt im Auslaut in Wörtern wie *Flandres* neben *Flandre* Ord. 386, *avecques* neben *avecque* Ord. 413, *encores* Ord. 431 neben *encore* Ord. 442 u. ö. Im Anlaut wird *s* bisweilen wiedergegeben durch *sc*, zur Bezeichnung der geschärften (tonlosen) Aussprache, wie in *scavoir*

6*

Ord. 316, 410, 435 u. ö. neben *savoir* Ord. 314 u. ö., *scel* Ord. 410, 411, 446 u. ö. neben *seel* Ord. 353, 386 u. ö., *scellee* Ord. 353, 410 u. ö. neben *seelee* Ol. 598.

Dass *s* vor Liquiden und Muten, wo es allgemeinfranzösisch (ausser im Picardischen) schon in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts zu verstummen begann, auch in unseren Documenten keine lautliche Geltung mehr hat, geht zunächst hervor aus der Unterdrückung dieses *s* auch in der Schrift, z. B. in *meime* Ord. 413 neben *meisme* Ord. 316, *meeme* Ord. 595 neben *meesme* M. 12, *osat* neben *osast* Ord. 426 etc. Dafür spricht aber auch, dass das *s* fälschlich eingeschoben ist in Wörtern, wo es etymologisch gar nicht berechtigt ist und wo es also auch nicht gesprochen wurde, wie in *veust* (* *volet*) Ord. 460, *moust* (*multum*) Ord. 508 und *chapistre* (*capitulum*) Ol. 595. Dasselbe Verstummen des *s* vor Muta beweisen die Reime der Dichter seit dem 13. Jahrhundert, bei G. v. Provins: *chapitres* : *Legitres* (*legiste*) v. 2404, bei Rutebeuf: *Sezile* : *isle* (*insula*) : *pile* : *concile* I, 102, *ame* : *dame* : *blasme* II, 2, *rime* : *saintisme* II, 150, *encontre* : *monstre* II, 141, 167, 216; *Crist* : *escrit* (*scriptus*) I, 85, 111, 120; II, 49, *titre* : *menistre* I, 246 etc., ferner bei G. de Coincy *escrit* : *Ihesucrist* 549 und im Roman de la Rose: *encontre* : *monstre* I, 178; II, 48, *traï(s)tre* : *menistre* II, 102, *encontres* : *monstres* (*monstra*) II, 330, *evangelistre* : *chapistres* III, 120, *Antecrist* : *escript* III, 126, 136, *menistre* : *tistre* (*titulum*) III, 132, *evangelistre* : *tistres* III, 132. Ueber *x* ist noch zu bemerken, dass es ausser als Pluralzeichen neben *s* auch als graphisches Zeichen für *us* erscheint z. B. in *noviax* M. 6, 7, 8 u. ö. neben *noviaus* M. 5, 27 u. ö., *annex* neben *anneus* Ord. 315, *hostiex* Ord. 324 u. ö., M. 30, 89 u. ö. neben *hostieus* M. 337, *tiex* Ord. 609, 635 u. ö. neben *tieus*, *tieux* Ord. 666, M. 116, 227 etc.

Labiale.

Dieselben befinden sich im Allgemeinen schon in demselben Zustand wie im Neufranzösischen, und nur einige Eigenthümlichkeiten sind besonders hervorzuheben. Neben den echt volksthümlichen und herrschenden Formen *cors* Ord. 316, 325, 372, 373 u. ö., Let. 218, 440, Ol. 219, 564, M. 22, 67 u. ö. und *tans*, *tens*, *tems* Ord. 315, 525, 526, Let. 440, Ol. 596, M. 15, 25, 27, 50, 51 u. ö. bieten die Documente auch schon die Formen *corps* Ord. 315, 324, 454 u. ö. und *temps* Ord. 311, 316, 426, 441 u. ö., mit etymologischem *p*.

Auf gleicher gelehrter Schreibung, ohne Zusammenhang mit der Aussprache, beruht das *p* in *sepmaine* Ord. 427, 597 sowie in *escript* Ord. 352, 616 neben *escrit* Ord. 617. Die Verstummung des *p* vor Muten beweist auch der Gebrauch des Wortes *Egypte* in altfranzösischen Reimen bis ins 16. Jahrhundert: *cuite* : *Egypte* : *petite* Rutebeuf I, 5; II, 20, *Egypte* : *dite* Rutebeuf II, 109 und Vrai aniel 39, *Egypte* : *suite* G. de Coincy 117, *Egipte* : *eslite* Chr. v. Pisa 24, *Egypte* : *desconfite* J. Marot 31. Für Bénoît de Sainte-More ist belegt der Reim *quite* : *Egipte* von Settegast a. a. O. p. 9. Ebenso reimen Villon und J. Marot noch *ancestres* : *sceptres* Villon 58, J. Marot 18 und *terrestres* : *sceptres* J. Marot 57. — So wie *p* ist auch *b* vor Muten bereits stumm, daher Schreibungen wie *dessoubs* neben *dessous* Ord. 314 möglich sind.

Erweichung des *p* zu *b* zeigen unsere Documente in *pueble* Ord. 449, 477, 653, 770 und *peuble* Ord. 450 neben früher belegtem *pueple*. Den umgekehrten Vorgang, also Erhärtung des *b* zu *p*, unter Tonentziehung des *b*, wird man anzunehmen haben behufs Erklärung der Reime *trop* : *Job* : *cop* Rutebeuf I, 14, *trop* : *Jacob* G. de Coincy 625 und Villon 43. Beide Reime sind dann nur graphisch ungenau. Keine derartige Lautveränderung liegt aber vor in den Reimen *noble* : *vignoble* : *Constantinoble* Rutebeuf I, 196, *noble* : *Constentinoble* G. de Coincy 417, 418, 422, 423 u. ö., *Constantinoble* : *tresnoble* Villon 69. Es ist nämlich *Constantinoble* angebildet an *noble* (*nobilis*). Endlich ist noch zu erwähnen die sporadische Einschiebung eines euphonischen *p* in *solempnellement* Ord. 421, 422, 426, 467, 510 neben *solennellement* Ord. 515. Ebenso findet sich *solempnement* Ord. 460, 474 neben *solemnement* Ord. 535, endlich auch *solempnés* Ord. 469, *condampner* Ord. 558, *condempnons* Ol. 405 und *condempneront* M. 10.

Liquide.

Ueber die Auflösung des *l* zu *u* ist schon früher gesprochen worden, doch wird dies *l* noch oft etymologisch geschrieben gleichzeitig mit dem *u*, das an seine Stelle getreten ist. So begegnet *souls* (*solidus*) Ord. 353 neben *sols* Ord. 314, ebenso *Seneschauls* Ord. 324, *loyauls* Ord. 352, *coumunaulté* Ord. 427, *vouldra* Ord. 427, *moult* neben *mout* Ord. 446 etc. In *pallement* Ol. 152 neben *parlement* Ord. 316 u. ö., Ol. 152 und *Illande* Ord. 600, Let. 244 (Beaumont) liegt Assimilation eines *r* an *l* vor. Auf *l* beruht das *r* in *chartre* (*cartulum*) Ord. 316, 353 u. ö.,

chapitre Ord. 412, Ol. 410 u. ö., *apostre* M. 10, 102. Metathese des *r* ist vorhanden in *pourfit* Ord. 791, M. 128 neben *proufit* Ord. 431, *fremaillier* neben *fermaillier* M. 95, *ferpier* M. 325 und *ferperie* M. 327 neben *frepier* M. 194, 196. Auf Metathesis beruht auch die Form *brebiz* M. 317. Ausfall eines *r* ist zu constatiren in den Formen von *penrre* Ord. 668, Ol. 211, M. 55, 56, 105 neben *prendre* M. 57, 105, in *penrront* Ord. 386, 663, 713 neben *prendront* Ord. 711, *penra* Ord. 663, Ol. 368 und *penrroient* Ord. 711. Der Einschub eines *r* liegt vor in *Baptistre* M. 32, 33, 226, 242 und in *arbalestres* (*balista*) Ord. 384, in beiden Fällen hinter der Gruppe *st*. Die Reime zeigen nun, dass auch hauptsächlich an dieser Stelle *r* nicht gesprochen wurde in Ile-de-France. So bindet zunächst G. v. Provins: *chapitre* : *legitre* (*legiste*) v. 2404. Weit zahlreicher sind die characteristischen Reime dieser Art bei Rutebeuf: *festes* : *prestres* : *testes* I, 10, 277, 279, *prestres* : *festes* : *bestes* : *terrestres* I, 185, *prestre* : *geste* I, 249, *prestre* : *preste* (*praestat*) I, 296 und selbst in der Orthographie *preste* (*presbyter*) : *preste* (*praestat*) I, 281, ferner *estes* (*estis*) : *prestres* II, 91, *teste* : *estre* und *titre* : *evangelitre* (*evangeliste*) : *menistre* I, 246. Ebenso bindet auch G. de Coincy neben dem oft begegnenden Reim *estre* : *celestre* (von *caelum* und dem Suffix *-ester*, *-estra*, *-estrum*) 124, 135, 138 u. ö., *celeste* : *feste* 135, *celestre* : *tempeste* 408 und *boulastre* : *late* 626, und im Roman de la Rose finden wir gereimt *evangelistre* : *chapistre* III, 120, *evangelistre* : *tistre* (*titulum*) III, 132, *chartre* (*cartulum* : *tartre* (*tarte*) III, 228 und *ordre* : *corde* III, 286. Christine v. Pisa reimt ebenfalls schon *celeste* : *tempeste* 23, und die Formen *celeste* und *charte*, die allein im heutigen Französisch bestehen, verdanken ihre Entstehung und ihre Aufnahme in die Schriftsprache Frankreichs sicher jener Eigenthümlichkeit der Sprache von Ile-de-Françe und speciell von Paris. Noch Charles d'Orléans zeigt dieselbe Unterdrückung eines *r* in den Reimen *fenestre* : *arbalestre* (*balista*) : *senestre* 261 und *temptent* : *entrent* 332. Bekanntlich findet sich diese Unterdrückung eines *r* in der Aussprache sporadisch auch in anderen Dialecten; z. B. in dem dem Osten zuzuweisenden Blancandin et l'Orgueilleuse d'amour ist gereimt *traître* : *tristre* (*tristis*) v. 4613. Ebenso ist gebunden in der Legende von St. Marguerite (publ. v. Scheler): *moleste* : *senestre* II, v. 243. Offenbar ist in dieser Unterdrückung des *r* hinter Consonanten, die besonders häufig bei den centralfranzösischen Dichtern auftritt, ein Vorgang entwickelt, der in der heutigen Pariser Volkssprache noch fortbesteht,

wenn dort, wie Nisard a. a. O. p. 253 berichtet, das *r* in den Endsilben *-bre*, *-vre*, *-pre*, *-dre*, *-tre* unterdrückt wird, so dass vom Pariser Volk gesprochen wird *arbe, maîte*, *traîte* etc. Wahrscheinlich beruht auf demselben Vorgang auch die verkürzte Form *vost* für *vostre*, die bei Rutebeuf begegnet: „*Vost' droit frere*, *mestre et menistre*“ I, 246, gesichert durch das Metrum. Die verkürzte Form *vo* für *vostre* finde ich dann auch, vom Metrum gesichert, bei G. de Coincy 37, 103, neben *no* für *nostre* 96 und noch bei Eust. Deschamps 53, 76, 83, 84, 88. Die Documente bieten gleichfalls einen Beleg hierfür: *se voz plesir est* M. 230. Auch vor folgendem Consonanten wird *r* in der Aussprache unterdrückt in bekannter Weise in den Reimen *esbatre* : *Monmartre* : *quatre* Rutebeuf I, 242, und dem entspricht bei Christine v. Pisa: *palmes* : *termes* (Bartsch, Chrestom. p. 438) und bei Al. Chartier: *ame* : *terme* : *Dame* 806.

M und *n* am Silben- oder Wortende wechseln mit einander, haben also auch gleiche Aussprache in dieser Stellung. Die Documente zeigen diesen lautlichen Vorgang in den Schreibungen *non* für *nom* Ol. 218 u. ö., M. 6 u. ö., *Rains* für *Raims* Ol. 336, *conpaignon* neben *compaignon* Ol. 597, M. 19, 202 etc. Reime, die dies zur Veranschaulichung bringen, wie *reson* : *non* (*nomen*) G. v. Provins v. *1808* etc. sind genügend bekannt. — Die Mouillirung des *n* wird auch in unseren Documenten in mannigfacher Weise ausgedrückt, durch *gn*, *gni*, *ign*, *ngn* und *ingn*. Es folgen hierfür die Belege: *segneur* Ord. 316, Ol. 346, Let. 244 neben *sengneur* Ord. 770 und *seingneur* Let. 269, M. 158; *pregnent* Ord. 316 neben *preignent* Ord. 325 und *prengnent* Ord. 386; *besongnes* Ord. 325 neben *besognes* Ord. 646, *besoigne* Ord. 475, M. 23 und *besoingne* Ord. 767; *maniere* Ord. 311, 315 neben *magnere* Ord. 770; *Champaigne* Ord. 508, 509 u. ö. neben *Champaingne* Ord. 715 und *Champagne* Ord. 574, 575, 576, 577 u. ö.; *Laigny* (die Stadt Lagny sur Marne) Ord. 515; *Bourgoigne* Ord. 558 neben *Bourgogne* Let. 218; *aloigner* neben *alongnier* Ord. 564; *montaigne* neben *montagne* Ord. 692 etc. Eine Eigenthümlichkeit des Dialects von Ile-de-France ist hier noch zu erwähnen, nämlich es pflegt derselbe in den Silben *egn*, *oign* und *aign* den einfachen dentalen *n*-Laut zu substituiren für das mouillirte *n*. Es geht das hervor aus den Reimen zunächst bei Rutebeuf: *enseigne* : *Seine* I, 40; II, 167; *regne* : *maine* (*minat*) : *souveraine* I, 85; *regne* : *resne* : *plaine* : *estraine* (*extraneus*) I, 109; *surgines* : *signes* : *poitrines* I, 109;

surgines : *dignes* I, 115; *doctrines* : *deceplines* : *signes* I, 160; *Couloigne* : *donne* : *raloigne* : *resoigne* I, 237, *taverne* : *espergne* II, 53, *vilaine* : *raine* (*regnat*) II, 57, *raine* (*regnum*) : *chanoine* I, 308. Wir finden dementsprechend auch bei G. de Coincy: *digne* : *ym*(*p*)*ne* 77, 421; im Roman de la Rose: *digne* : *roïne* I, 82, *soviegne* : *lointiegne* (*lointaine*) I, 152, 178. Ebenso bindet auch Geffroi de Paris: *machine* : *signe* v. 3563. Besonders zahlreich sind diese Reime noch bei den Dichtern des 15. und 16. Jahrhunderts, so bei Eust. Deschamps: *ensaigne* : *sepmaine* : *villaine* 128, *plaine* : *souviegne* : *praingne* 128, *compaigne* : *Magdelaine* 74 und ebenso p. 76, 77, 78, 107, 108, 109, 154, 223, 241; ferner bei Christine de Pisan: *ruyne* : *digne* 22; bei Al. Chartier: *benigne* : *medecine* 528, 530, *digne* : *enterine* 593 und ebenso p. 614, 691, 626, 643, 702. Ferner reimt Villon ganz analog *signe* : *voisine* 31, und endlich J. Marot: *origine* : *signe* 14, *maligne* : *ruyne* 19, *mine* : *signe* 23; ausserdem noch p. 26, 32, 41, 101, 153, 171, 179, 208, 278 und 284.

Im heutigen Pariser Patois ist diese Aussprache ebenfalls nicht zu constatiren.

Flexionslehre.

I. Conjugation.

Ich beschränke mich hier auf die Darlegung derjenigen Eigenthümlichkeiten, in denen sich die Sprache unserer Documente vom heutigen Französisch noch unterscheidet.

Neben dem modernen Infinitiv von *quaerere* in *enquerir* Ord. 564 u. ö. begegnen noch die älteren Formen *querre* Ord. 426, 460 u. ö., Ol. 577, *enquerre* Ord. 618, Ol. 152, *acquerre* Ord. 574, *requerre* Ord. 647, 692, Ol. 563, M. 14 u. ö. Ebenso findet sich *courre* Ord. 523, 537, 566 u. ö., *recourre* Ord. 616, *escourre* Ord. 459, *rescourre* Ord. 507, 522, 615 u. ö. neben *courir* Ord. 430 u. ö., *encourre* Ord. 481, 510 neben *encourir* Ord. 510, 537, 680 u. ö.

Im Präs. Ind. begegnet neben der ursprünglicheren Form *dient* (*dicunt*) Ord. 562, 609 u. ö., Ol. 579, M. 30, 57 u. ö., auch schon die analogische neufranzösische Form *disent* Ord. 562 (a. 1315). Von *pouvoir* findet sich neben der früher belegten 3. Pers. Sing. *puet* auch *puist* Ord. 539, 608, 616 und *poit* M. 5; die 1. Pers. Plur. lautet

poons Ord. 421, 510 neben *povons* Ord. 515, 599, 602, die 3. Pers. Plur. *poent* Ord. 315, 596, *pouent* Ord. 609 und *peuvent* Ord. 646 neben schon früher belegtem *pueent* und *puent*. In vielfacher Gestalt erscheint auch die 3. Pers. Sing. Präs. des Verb *aller* (vom Stamme *vado* gebildet): *voist* M. 122, *vait* M. 58, 196, 280, 284, 296 u. ö., *veit* M. 203, *vet* M. 180, 206 und *va* Ord. 327, 364, 421 u. ö., M. 305. Von *devoir* begegnet die 2. Pers. Plur. *doiez* Ord. 422, 426, im Unterschied vom Neufranzösischen, die 3. Pers. Plur. *doivent* Ord. 316 neben *doient* Ord. 788, Ol. 152.

Das Imperfect Ind. endigt in *-oie*, wofür Belege schon früher gegeben wurden. Zu erwähnen sind hier nur die Formen *pooient* Ord. 509, 583, M. 51 neben *poient* M. 236 und *povoient* Ord. 596.

Von starken Perfecten erwähne ich *vousist* Ord. 564, 596, 609, Let. 244, M. 15, 165, 240, 264, *feist* Ord. 575, 596 u. ö., *feimes* Ord. 679, Let. 244, *prissent*, *missent* Ord. 565, *vousissent* Ord. 596, 785, M. 306, *requisist* Ol. 675, *vesquist* M. 179, *mespreist* M. 77. Neben *eut* begegnet auch noch *ot* (*habuit*) Ord. 580, Ol. 410, M. 179 und *pot* (*potuit*) Ord. 615, M. 16 u. ö.

Im Futur und Conditionel der Verben 1. secundärer Conjugation wird das Infinitiv-*e* nach Vocal + Liquida unterdrückt, neben den volleren Formen mit *e*, also *donra* Ord. 352, 616, 618, *donrons* Ord. 564, 583, 712, *donrez* Ord. 583, 654, *jurront* Ord. 585, 619, *jurra* M. 69, 217, *demourront* Ord. 786 neben *durera* Ord. 601, *jureront* Ord. 709, M. 147, 230 etc. Die übrigen secundären Conjugationen verlieren, den Lautgesetzen gemäss, im Futur und Conditionel das *e* oder *i* der Infinitiv-Endsilbe, wie in *orront* Ord. 539, *devront* Ord. 353, *perdra* Ord. 522, *courra* Ord. 616, *requerront* Ord. 526, daneben finden sich aber in unseren Documenten gleichzeitig Formen, in denen ein *e* wieder eingeschoben ist, wie in *vendera* Ord. 585, *deveront* Ord. 316, *perdera* Ord. 521, 522, *requerreront* Ord. 786 etc. Zu erwähnen sind hier auch die Futurformen *soufferons* Ord. 560, *souferra* Ord. 475, *soufferont* Ord. 710 neben *souffriront* Ord. 560. Die Futur- und Conditionelformen von *avoir* sind *aura* Ord. 324, 352, 425 u. ö., M. 7, *auront* Ord. 324, 373, Let. 151, *auroient* Ord. 411 und *ara* Ord. 324, 353, 426, 540, 563, M. 7, 8, 47, 64, 153, 159, 167 u. ö., *aront*, *arront* Ord. 324, 596, 711, Ol. 451, 564, M. 135, 167, 212, *arions* Ord. 596, 709, 711, *aroit* M. 186, 222, 281, *arroient* Ord. 447, M. 168. Es sind diese verkürzten Formen bei ihrem zahlreichen Vor-

kommen sicher eine Eigenthümlichkeit der Sprache unserer Urkunden, und Nisard bestätigt diese Vermuthung, indem er a. a. O. p. 169 berichtet, dass noch heute vom Volke in Paris *arais* und *arai* gesprochen wird. Die Form *ara* setzt eine diphthongische Aussprache des dialectisch bestehenden *aura* voraus. Neben den vereinfachten Formen *aront* etc. begegnet auch die Schreibung *oront* (= *auront*) Ol. 578 und *averont* Ord. 579 (Sens), beide auf eine verschiedene Aussprache hindeutend. — Bekannte Metathese eines *r* liegt vor in den Futur- resp. Conditionelformen *monterront* M. 89 und *ouverroient* M. 105, 106. Zu erwähnen ist auch die Endsilbe *-iens* der 1. Pers. Plur. des Conditionel in *feriens* Ord. 575, 578 (Sens), *pouriens* Ord. 507, 578 (Sens), welche Endung, wie wir sehen werden, dem Präsens und Imperfect Conjunct. eigenthümlich ist.

Im Conjunctiv sind zu verzeichnen die Präsensformen von *donner*, nämlich *donge* (*donet*) Ord. 421 neben *doint*, *doinst* M. 15, 24, 86, 107, 202, 212, im Plur. *doignent* Ord. 524, 526, 609, *doinent* M. 182, 183, Formen, die ja auch anderwärts begegnen. Parallel zu *donge* ist gebildet *courge* (*currat*) Ord. 478, sowie *prenge*, *mesprenge* M. 60, 166, 169, 186, 212 neben *prengne* Ord. 474, 655 und *prenne* Ord. 474, im Plur. *pregnent* Ord. 428, *prennent* Ord. 680. Von *aller* ist die 3. Pers. Präs. Conjunct. belegt als *voise* M. 102, 181, 198 und *voist* Ord. 466, 510, Ol. 346, M. 309, im Plural *voisent* M. 166, 205. Ebenso begegnet im Conjunctiv Präs. neben *puist* Ord. 442, 615, 616 auch *pouist* Ord. 442 und *puisse* Ord. 442, 616, im Plur. *puissent* Ord. 564. Der Ausfall eines *e* ist eingetreten in der Form *soint* Ord. 538, 602, 603 neben *sient* M. 328 und regelmässigem *soient* Ord. 536 u. ö. Dagegen dürfte lautliche Geltung nicht beanspruchen die Form *soint* Ord. 536 für *sont*. Ein gleiches unberechtigtes *i* liegt vor in dem Futur *pourroint* Ord. 521, 618, 708.

Zahlreich belegt ist in unseren Documenten die Endung *-iens* für *-ions* in der 1. Pers. Plur. des Präsens und Imperfect Conjunctiv. Im Präsens liegt diese Endung vor in *aiens* Ord. 476 (Poissy), 507 (Melun), 515, 634, 635, 637, 650, 655 (St. Germain en Laye), 791 neben regelmässigem *aions* Ord. 476 u. ö., *mandiains* Ord. 655 (St. Germain), *metien* Ord. 347, *veilliens* Ord. 635, *faciens* Ord. 684 (Provins), *accordiens et octroiens* Ord. 577 (Sens), daneben auf derselben Seite *voulions et accordions et octroions*, ferner *vouliens et ordonniens* Ord. 578 (Sens) neben *voulions et octroions* auf der-

selben Seite, ferner *vouliens et accordiens* Ord. 578 (Sens), *voliens* Ord. 579 (Sens), *puissiens* Ord. 713, *soiens* Ord. 790. Im Imperfect finden wir die Endung *-iens* in *eussiens* Ord. 426, 454, 455, 467, 582, 598, 635, 665 (Pontoise) neben regelrechtem *eussions* Ord. 455 u. ö., *peussiens* Ord. 455, 791, *vousissiens* Ord. 558 (Vincennes), 635, *aviens* Ord. 574 (Vincennes), 577 (Sens), *deissien* und *signifiesien* Ol. 598, *contrainsissiens* Ol. 675, *fissiens* Ord. 577 (Sens). Ein Mal findet sich auch die Endung *-iemes* im Präs. Conj. *doutiemes* M. 2. In der 1. Pers. Plur. Imperf. Ind. kommt *-iens* hier nicht vor. — Eine sonderbare Form des Präs. Conj. liegt vor in *que tu fai* Ord. 428, 430 neben gewöhnlichem *que tu faces* Ord. 428 u. ö. — Das Imperfect Conj. von *vouloir* ist belegt als *voussist* Ord. 526 und *vousissent* Ord. 426, 646, 664, 692, M. 58. Bemerkenswerthe hierher gehörende Imperfectformen des Conj. sind sodann *venist* Ord. 426, *avenist* Ord. 597, *convenist* Ord. 602, *tenist* Ol. 675 und *prenisiez* (2. Pl.) Ord. 582.

Der Imperativ Sing. begegnet noch ohne *s* in *fai* Ord. 430, 481, 637. Im Plural findet sich neben *faites*, *facez* Ord. 481.*

Endlich begegnen neben dem Particip *pris*, *prise* Ord. 610 u. ö. Formen mit erneuertem *n*, *prinse* Ord. 610, *prins* M. 72, 81, 83, 107, 155, *reprins* M. 30, 36, 48, 75, 85 u. ö., *aprins* M. 72, 84.

II. Declination.

Allen altfranzösischen Dialecten ist im 13. Jahrhundert eigenthümlich eine völlige Verwirrung in Bezug auf Setzung oder Nichtsetzung des flexivischen *s*, und auch unsere Documente machen hierin keine Ausnahme. So zeigen die Masculina auf vocalischen Auslaut im Nom. Sing. ein *s*, infolge Analogiewirkung, und es findet sich neben den lautgesetzlichen Nom. Sing. *frere*, *pere* Ord. 566, 580, 595, 609 u. ö. auch ein *freres* M. 115, *peres* Ord. 560, 580, ebenso *mestres* neben *mestre* M. 7, 199. Das *s* an dieser Stelle war sporadisch schon seit dem Anfang des 12. Jahrhunderts vorhanden, belegt schon im Oxforder Psalter. Es wird auch durch den Reim gefordert bei Rutebeuf: *festes* : *prestres* I, 11, 185; *estes* : *prestres* II, 91; *peres* : *ameres* II, 211, wogegen nur der Nom. Sing. ohne *s* vorliegt bei G. v. Provins: *frere* : *mere* v. 388, *clere* : *pere* v. 656,

* „*Et encores facez jurer a toutes les personnes devant dites, que il ne marcheanderont etc.*“

pere : *mere* v. 784, und im Roman de la Rose: *pere* : *compere* II, 116; *pere* : *apere* II, 164. Ebenso ist belegt der Nom. Sing. *mariages* Let. 218 neben regelrechtem *mariage* Ord. 315, 583 u. ö., oder *pariages* neben *pariage* Ol. 576, endlich auch *offices* M. 2. Analoge Reime hierzu, die das Vorhandensein des unorganischen *s* im Nom. Sing. beweisen, sind wiederum bei Rutebeuf vorhanden: *pelerinages* : *leuz sauvages* (Pl.) I, 3; *domages* : *outrages* (Pl.) I, 14; *domages* : *ymages* (Pl.) II, 216 und im Roman de la Rose: *domages* : *visages* (Pl.) II, 360.

Dagegen büssen schon nicht selten die Masculina lat. II., III. und IV. Declination mit *s* im lat. Nominativ ihr flexivisches *s* im Nom. Sing. ein, d. h. es tritt der casus obliquus an die Stelle des casus rectus. Demgemäss bieten die Documente neben dem zahlreich belegten Nom. Sing. *rois* Ord. 316, 324, 352 u. ö. . . . 766, 769, 788 (a. 1325) auch schon *roi* Ord. 311, 427, 435, 441, 442, 446, 466 u. s. w., neben *Philippes* Ord. 347, 372, 385 u. ö. . . . 679 (a. 1318) auch *Philippe* Ord. 352, 410, 412, 421, 425, 426, 427, 428 u. s. w., ferner *Serjans* neben *Serjant* Ord. 466, *talemeliers* M. 4 neben *talemelier* M. 5, *haubaniers* neben *haubanier* M. 6. Desgleichen verdrängt im Plural der cas. obl. den cas. rectus, und neben den regelmässigen Nom. Plur. *notaire* Ord. 353, *chevalier* Ord. 386, *escuier* Ord. 386, *autre* Ord. 428, Ol. 577, *talemelier* M. 5 etc. findet sich auch schon ein flexivisches *s* im Nom. Plur. in *escuiers* Ord. 386, *chancelliers* Ord. 410, 411, *censiers* Ord. 411, *fermiers* Ord. 411 u. ö. Die Reime bieten neben dem regelmässigen *s* im Nom. Sing. auch schon den Nom. Sing. ohne *s*; also neben *maires* : *li debonaires* Rutebeuf I, 7; *amis* : *mis* Rutebeuf I, 180; II, 67, 81; Roman Rose I, 46, 176 u. ö., *lois* : *rois* Rutebeuf II, 142 etc. findet sich auch *fere* : *debonere* Rutebeuf I, 18, 82; *roi* : *desroi* Rutebeuf I, 71. Endlich die Imparisyllaba anlangend ist zu bemerken, dass auch sie von der Neuerung, das *s* an unrichtiger Stelle zu setzen, betroffen werden, sowie von der Neigung, den cas. obl. als cas. rectus zu setzen. So findet sich neben dem regelrechten Nom. Sing. *sire* Ord. 316, M. 61, 162 weit überwiegend *sires* Ord. 314, 316, 558, 560, 563, 564, 565, 580, Let. 218, 269, 440, Ol. 335, M. 60, 61. Ferner ist belegt *hom*, *hon* M. 103, 317 neben *hons* M. 316, *maire* neben *maires* Ord. 314 (der Accusativ lautet regelrecht *mayeur* Ol. 345). Auch hiermit stimmen die Reime überein. Neben den

regelmässigen Nom. Sing. *sire, hom* oder *hon* etc. (*sire* : *lire* Rutebeuf I, 78 etc.; *reson* : *hom* Rutebeuf I, 30, 71; *hon* : *seson* Roman Rose II, 152, 166, 234 etc.) begegnen auch die entsprechenden Formen mit dem unorganischen Nom.-*s*, in den Reimen: *sires* : *ritupires* Rutebeuf I, 21; *sires* : *empires* Rutebeuf I, 251; Roman Rose II, 16, 154 etc.; *maisons* : *hons* Rutebeuf I, 40; *hons*: *dissolucions* Roman Rose II, 28; *hons*: *achoisons* Roman Rose II, 366 etc. Hierher gehören auch die Nom. Sing. *vendierres* Ord. 521, 526, M. 20, 21, 32 u. ö., *achetierres* Ord. 521, 526, M. 20, 21, Ol. 577, *mesureres* M. 21, 23, *crierres* M. 24, 25, 27, *faiserres* M. 41, 43, 221, *baterres* M. 77 u. ö. Der cas. obl. hat den Nom. Sing. verdrängt in *seigneur* Ord. 565, 566, 595, 596, 609 neben früher belegtem *sire*, ferner in *conte* Ol. 165, 675 neben regelrechtem *cuens* Let. 238, 244, 268, Ol. 165 (der Accusativ lautet regelmässig *comte* Ord. 413). Die Form *conte* (*comes*) begegnet als Nom. Sing. im Reim bei Rutebeuf: *conte* : *je conte* I, 65, 91.

Die Einführung eines Nom.-*s* erstreckt sich selbst auf die Feminina, und es finden sich die Nom. Sing. *manieres* Ord. 324 und *personnes* Ord. 455.

Die Adjective richten sich in Bezug auf Flexion nach den Substantiven. Neben dem regelmässigen Nom. Sing. *nuls* Ord. 315, 316, 324 u. ö., Ol. 579 u. ö. und *nus* Ord. 372, 373, 421, u. ö., Ol. 160, M. 4, 12 u. ö. findet sich der Nom. Sing. *nul* Ord. 325, 353, 373, 421, 428, 431, 442 u. ö., Ol. 460, M. 6, 10, 12 u. ö., ferner *aucuns* Ord. 324, 411, 434, 455, Ol. 579 neben *aucun* Ord. 411, *chascuns* Ord. 315, 431, Ol. 160, 578 neben *chascun* Ord. 315, 442, 460, M. 6. Zu bemerken ist noch über die ungeschlechtigen Adjective, dass in unseren Documenten eine besondere Femininform auf *e* sich erst bei *talis* zeigt, in der Verbindung *tele maniere* Ord. 314, 316, 426, 428, 431, 442, 447 u. ö., M. 7. Daneben bestehen nur die ungeschlechtigen Formen, wie in *diligent deliberation* Ord. 449, *grant destruction* Ord. 539, *grant deliberation* Ord. 634, Ol. 578, *tel vile* Ord. 314, M. 203, *tel cure, tel paine, tel diligence* Ord. 637, *tel maniere* M. 8 etc. Die geschlechtslose Form solcher Adjective erhält sich bekanntlich bis ins 15. Jahrhundert, die Femininform *grant* wird beispielsweise bei Christine v. Pisa noch durch das Metrum verlangt p. 18, 19, 20, 22, 24, 25, 26, 31, 37 und 40; in bestimmten Fällen begegnet sie noch bis auf den heutigen Tag (vgl. *grand'mère* etc.).

Der Artikel. Vom Mascul. lautet der Nom. Sing. *li* und *le*, *li* Ord. 314, 315, 316, 352 u. ö. . . . 767, 791 (a. 1325), Let. 218, Ol. 152, 164 u. ö., M. 2, 5 u. ö., *le* Ord. 314 (a. 1287), 353, 373, 386 u. ö., Ol. 220. Der cas. obl. lautet *le* Ord. 352, 353, 411, 413 u. ö., daneben *lou* M. 6, 24, 51.

Der Genitiv hat eine höchst mannigfache Gestalt, er begegnet in der alten Form *del* Ord. 314, 315, M. 5, 8, 28, 32, 35, 37, 41, 44 u. ö., daneben und am häufigsten *dou* Ord. 325, 352, 353, 454, 455, 459, 466, 517 u. ö. . . . 759, 761, 762 (a. 1321), Ol. 152, 164, 165 u. ö., Let. 433, M. 22, 248. Ein Mal findet sich *do* Ol. 165, daneben selten das moderne *du* Ord. 372, 386, Ol. 152, M. 5. Der blosse Nominativ *le* steht für den Genitiv Ord. 465, Ol. 165, 211, 219, 220, 336, M. 14, 15, 22, 50 u. ö. Ebenso zahlreich findet sich *lou* für den Genitiv M. 9, 14, 29, 38, 52, 60, 97, 123, 124 u. ö. Der Dativ lautet gewöhnlich *au* Ord. 347, 352, 372, 429, 446 u. ö., daneben *al* Ord. 314, 325, *ou* Ord. 315, 352, 386, 429, 446, 449, 454, 466, 468 u. ö. . . . Ord. 792 (a. 1325), Let. 433, Ol. 218, 219, 220, 451 u. ö., M. 13, 17, 54, 55, 60 u. ö., dafür auch *o* Ord. 314, 475, 598, 770 und *u* M. 54.

Das Feminin lautet *la* Ord. 314, 315, 316, 352 u. ö. *Le eaue* M. 302, 331 neben *l'iaue* M. 302 und *de le eau* M. 298, ferner *le hore* Ord. 311 erklären sich durch den vocalischen Anlaut des hinter dem Artikel stehenden Substantivs. Der Genitiv ist *de la* Ord. 352, 386 u. ö., daneben begegnet der Genitiv *dudit dette* Ord. 411. Der Dativ ist *a la* Ord. 315, 316, 352 u. s. w.

Im Plural findet sich neben dem modernen Nominativ *les* Ord. 386, 411 u. ö., Ol. 152, 466 u. ö. auch noch die alte Form *li* recht zahlreich vertreten, Ord. 352, 353, 386, 411, 425 u. ö. . . . 761, 792 (a. 1325), Ol. 152, 164 u. ö., M. 3, 4, 7, 10, 15, 16, 20 u. ö. Der Genitiv ist *des* Ord. 314, 315, 316, 352 u. ö. Der Dativ lautet *aus*, *aux* Ord. 353, 372, 386, 413, 421 u. ö., daneben die verkürzte Form *as* Ord. 386, 410, 421, 422, 446, 459, 475 u. ö., Let. II, 31, Ol. 152, 219, 405 u. ö., M. 1, 12, 24 u. ö. Der Accusativ ist *les* Ord. 352, 353, 386 u. ö. Ein Rest der Inclination des Artikels liegt in unseren Documenten vor in der Verschmelzung desselben mit der Präposition, und zwar begegnet *el* (*en le*) M. 34, 75, 77, 78, 80, 81 u. ö., *es*, *ez* (*en les*) Ord. 324, 347, 411, 413, 425, 439 u. ö. . . . 785, 788, M. 5, 23, 36 u. ö. neben *ens* M. 19, 309, 310, 321, 330, 345.

Ueber die Pronomina ist nur wenig zu bemerken. Vom Possessivpronomen des Mascul. sind belegt im Nom. Sing. die vom Neufranzösischen abweichenden Formen *mes* Ol. 368 und *ses* Ol. 211, M. 16, 56, 72, 115, 216, im cas. obl. *sen* Ol. 220, *sien* Ol. 346 neben gewöhnlichem *son* Ord. 311 u. ö., Ol. 220, M. 16 u. ö. Im Nom. Plur. findet sich neben *ses* noch *si* Ol. 219, Ord. 316 (zwei Mal), M. 171, 234, 289. Neben der gewöhnlichen Form des Possessivpronomens 3. Person *les siens* Ord. 596, Ol. 404 u. ö. begegnet ein Mal *des suens* Ol. 346. In Betreff des auf *ecce ille* beruhenden Demonstrativpronomens *cil* ist zu erwähnen, dass es in dieser Form sowohl alleinstehend gebraucht wird, als auch verbunden mit einem Substantiv, im Singular wie im Plural. Alleinstehend gebraucht im Singular, mit folgendem Relativ, begegnet es Ord. 315, 459, 537, 666, 692, 760, Ol. 466, M. 6, 20 u. ö.; im Plural: Ord. 324, 353, 460, 507, 534, 537, 559, 565, 576, 580, 637, Ol. 577, 578, M. 2, 5 u. ö. neben ebenso zahlreichem *ceux* Ord. 316, 372, 383, 474 u. ö. Verbunden mit einem Substantiv begegnet *cil* im Singular Ord. 735, Ol. 451, M. 7, 9, 14, 23, im Plural Ord. 646, 647, M. 8, 10 u. ö. Für *cil* begegnet auch *cel* Ord. 475, 563, M. 1, 8, 53, 231. Für *cil* ist endlich auch *celui* und *icellui* verbunden mit Substantiven gebraucht Ord. 442, 460, 469, Let. 244, Ol. 596.

Resultat.

I. Positive Indicien für ihren Heimatsort bieten die Documente und Reime aus Ile-de-France auf Grund der obigen Untersuchungen nur wenige:

1) Verdumpfung des *e* zu *a* vor *r*, seltener vor *m*.
2) Ursprüngliches *a* vor *r*, *m* und *n* wird ersetzt durch *e*.

II. Wichtiger sind die negativen Characteristica, mittels deren man, in Verbindung mit den positiven, Texte dem Gebiet der centralfranzösischen Mundart zuweisen kann:

a) Gegen das Picardische:

1) *an* und *en* nicht lautlich geschieden, sondern im Reime gemischt.
2) *c* vor ursprünglich hellem Vocal nicht *ch*, sondern *c*.

3) *c* vor ursprünglich dunklem Vocal nicht *c* (*k*), sondern *ch.**

b) Gegen das Picardisch-Burgundisch-Lothringische:
1) Lat. *e* in Position ist nicht *ie*, sondern erhalten.
2) Die Endung des Part. Pass. Fem. der I. Conjugat. ist nicht *-ie*, sondern *-iée*.

c) Gegen das Burgundisch-Lothringische:
1) *e* aus lat. *a* ist nicht *ei*, sondern erhalten.
2) *-age* (*-aticum*) ist nicht *-aige* = *ège*, sondern erhalten.

d) Gegen das Normannisch-Anglonormannische:
1) Lat. *ē* und *ĭ* sind nicht *ei* geworden, sondern *oi*.
2) Die Endung des Imperfect Indicativ aller Conjugationen ist *-oie*.

---

* Trotzdem kommen Zwitterreime vor (*desperance* : *franche* etc.).

Dr. E. Metzke.

Sitzungen der Berliner Gesellschaft
für das Studium der neueren Sprachen.

I.

Herr Buchholtz sprach über die Formen des Artikels im Italienischen. In der Form il fürs männliche bemerkte er, dass dem lateinischen ille gegenüber das *e* als abgefallen zu erklären nicht nur die italienische Lautregel werthvoll wäre, nach welcher Liquidae gern den Schluss bildeten und *i*, *e*, *o* nach sich fallen liessen, sondern auch, dass schon im Latein blosses *l* statt *li* und *le* als Schluss stünde, vgl. tribunal und tribunale, von welchen beiden Formen Quintilian schon die letztere grammatisch richtiger, die letztere literarisch besser nennt. Auch simile männlich statt similis bei Nonius verdient hier bedacht zu werden, sowie facul, famul und ähnliches. Vermissen wir in männlichem lo, weiblichem la das vorschlagende *i*, so war die Sprache wohl vollends im Rechte, dasselbe als ein nicht wesentlich zu den Formen gehöriges, vorsetzbares, aber nicht nothwendig vorzusetzendes wegzulassen: vgl. lat. iste ste, auch ita tam, ferner noch quidem equidem u. a., sowie die im Italienischen vor anlautende *s* impura vortretenden *i*. Auf iste ste ist schon von anderer Seite hingewiesen, ohne aber das Allgemeine und das Recht in der Sache zu erkennen. Für den eigenthümlichen Fall, dass wir in del, nel u. s. w. nicht *i*, sondern *e* haben, welchen Gröber in seiner Zeitschrift I, 108 und Caix im Giornale di f. r. Jan. 1879 besprachen, will der Vortragende auf ein bisher, wie es scheint, übersehenes Seitenstück aufmerksam machen; es sei auffällig, dass niemand hierzu vergleiche melo statt mi lo, cela statt ci la u. s. w., die ganz ähnliche Erscheinung im Gebiete des Personalpronomens. Nach dieser dürfte es gerathen sein, nicht d'el, sondern de'l, de la u. s. w. in jenen Formen zu erkennen, welche Erklärung auch die Schreibungen de'l, de lo, ne lo u. s. w. begünstigen.

Herr Goldbeck bespricht Lücking, Französ. Schulgrammatik. Für ein gründliches Studium der französ. Grammatik brauchen wir eine

möglichst vollständige Sammlung, etwa drei Mal so viel als sich bei Mätzner findet, von den Erscheinungen bei den Schriftstellern des 19. Jahrhunderts, und zweitens Erklärung derselben. Tobler hat damit den Anfang gemacht, Lücking diesen Forderungen so ziemlich genügt. Ein wahres Prachtstück bildet bei ihm die Behandlung des Conjunctivs; trefflich schliesst sich der Infinitiv mit de und à an diese beiden Präpositionen an. Schwach ist vielleicht der Abschnitt von dem Gebrauch der Tempora und der Participien. Endlich hätte hinzugefügt werden können eine Geschichte der französ. Sprache; sie ist auch für die Schule wünschenswerth. Freilich ist es sehr zweifelhaft, ob sich Lückings Grammatik für sie wird verwerthen lassen, und wenn, dann höchstens für Prima und Obersecunda der Realschule. Aber in der Hand des Lehrers wird sie sicher treffliche Dienste leisten.

Herr Immanuel Schmidt bespricht die Ausgabe, welche Böddeker in der Weidmann'schen Sammlung von Macaulay, Warren Hastings besorgt hat. Anmerkungen wie Erläuterungen sind oft mangelhaft und falsch; dem Vortragenden scheint die Behauptung nicht zu gewagt, dass die Hauptquelle für beide — Meyers Conversations-Lexikon gewesen zu sein scheint. Er selbst wird davon eine für Lehrer, eine andere für die Schüler besorgen und theilt zum Schluss Proben davon mit.

II.

Herr Biltz gab einige Beiträge zum deutschen Wörterbuche. Zunächst besprach er den Ausdruck Enne, welcher in Luthers Schrift „Antwortt deutsch auff König Henrichs von Engelland buch. Wittenberg 1522“ vorkommt. Das Wort, welches nach dem Zusammenhange in der betreffenden Stelle so viel als Narr bedeuten muss, ist im „Deutschen Wörterbuche“ nicht genügend erklärt. Herr Biltz findet darin die apokopirte Form von Henn oder Henne, welches eine vielgebrauchte Abkürzung von Heinrich ist und im Sinne von Narr oder auch Teufel mehrfach vorkommt, wofür der Vortragende Belege anführt. Die Apokope des anlautenden *h* ist bei Luther häufig, beispielsweise in Er statt Herr, eischen statt heischen, eraus, erab statt heraus, herab u. s. w. — Demnächst besprach der Vortragende das in Paul Gerhardts Liede „O Haupt voll Blut und Wunden“ vorkommende Wort „Weltgewichte“. Der zweite Theil dieses Compositums habe mit Gewicht, pondus, nichts zu thun, sondern sei von dem altd. wiht, Sache, Wesen, welches noch bei Barthol. Ringwalt als Femininum: die Wicht vorkommt, eine ähnliche Erweiterung wie Gewürz aus Würze, Gelüst aus Lust, Gewehr aus Wehre. Weltgewicht bedeute also Weltwesen, Weltsubstanz. Kosmos. Als Analogon citirt der Vortragende aus dem zweiten Theil von Goethes Faust das Compositum: das Volksgewicht. — Drittens erörterte der Vortragende den Ausdruck Ekraut, welcher in der gedruckten vorlutherischen deutschen Bibel im Propheten Jonas an Stelle

des später von Luther mit Kürbis übersetzten Wortes gebraucht wird. Nach des Vortragenden Ansicht ist der erste Theil dieses Compositums ebenso wie in den analogen Ebaum, Ebeere das altdeutsche ê, êwa, das Immerwährende, Ewige bedeutend. Ekraut ist also das immergrüne Kraut. — Viertens ward das Wort Spargalzen besprochen, welches einige Male im Mhd., demnächst ebenfalls in der vorlutherischen Bibel im Sinne von Sandalen, Schnürschuhe vorkommt. Der Vortragende fand darin eine Zusammensetzung aus sperren, französ. barrer, und calt, die Ferse, ähnlich wie die beiden von Du Cange in seinem Glossar angeführten Worte spardille, „soulier de corde“, aus sperren und talus, Knöchel, und sparapetto, Brustwehr, Schnürbrust, aus sperren und pectus entstanden sind.

Herr Vatke sprach über Hamlet IV, 7: (King)

„The queen, his mother,
Lives almost by his looks; and for myself,
(My virtue, or my plague, be it either which)
She's so conjunctive to my life and soul,
That, as the star moves not but in his sphere,
I could not but by her.“

Von den Herausgebern und Commentatoren Shakespeares und speciell Hamlets (Delius, Elze, Tschischwitz) ist letzterer der Einzige, welcher die Worte be it either which einer Anmerkung bedürftig erachtet hat. Tschischwitz (Shaksperes Hamlet, Halle 1869, p. 155) sagt: „... Eine Verstärkung des either durch which, wie sie nicht häufig vorzukommen scheint, da which hier als Indefinitum, ags. hvylc, im Sinne von: irgend eines aufzufassen ist. Koch II, 281. VIII.“ Dieser Auffassung schliesst sich auch Alex. Schmidt im Shakespeare-Wörterbuche an, wo er unser either which durch whichsoever erklärt. Der Vortragende machte, entgegen dieser Erklärung, darauf aufmerksam, wie auffallend ein bei Shakespeare plötzlich und ganz unvermittelt auftauchender Gebrauch des ags. hvylc sein würde. Denn wenn Tschischwitz sagt, dass jene Verstärkung des either durch which „nicht häufig“ vorzukommen scheine, so scheint T. doch selbst kein zweites Beispiel hierfür haben beibringen zu können. Und Niemand, soweit wir haben ermitteln können (auch Mätzner nicht, weder in der Engl. Grammatik, noch in den Alt-Engl. Sprachproben), hat aus der mehr als 500jährigen Literatur, die zwischen der angelsächsischen und der Shakespeare'schen Sprachperiode sich gelagert hat, irgend ein Beispiel für das obige either which als Pronomen indef. finden können. Der Vortragende hat either which nur als Pronomen relativum auffinden können und zwar bei Butler, Hudibras (p. 24, Chandos Classics):

„He could distinguish and divide,
A hair 'twixt south and south-west side;
On either which he would dispute etc.“

Der Vortragende führt ausser der Tschischwitz'schen auch Abbotts Besprechung unserer Stelle an. Abbott (A Shakespearian Grammar,

New Edition, London 1875, p. 187): „In ‚My virtue or my plague, be it either which‘ (Hamlet IV, 7. 13.) there is perhaps a confusion between ‚be it either‘ and ‚be it whichever of the two.‘ Perhaps, however, ‚either‘ may be taken in its original sense of ‚one of the two‘, so that ‚either which‘ is ‚which-one-so-ever of the two‘.“ Die Annahme einer solchen Verwirrung scheint dem Vortragenden unzulässig, zumal dieselbe auf der willkürlichen Hypothese fusst, which im Sinne von whichsoever zu nehmen.

Den gegen die Erklärung aus dem Angelsächsischen gerichteten Ausführungen des Vortragenden schlossen sich an die Herren Herrig und Immanuel Schmidt. Beide stimmten ferner darin überein, dass either von which zu trennen und eine abgebrochene Redeweise hier anzunehmen sei, die am besten durch die Interpunction anzudeuten wäre, indem man which durch Gedankenstriche (be it either — which —) von either trenne.

III.

Herr Goldbeck macht Mittheilung über die Camoens-Feier. Er bedauert, dass die Gesellschaft sich nicht daran betheiligt hat, und schlägt vor, dass sie der Camoens-Gesellschaft beitrete. Die Feier, wesentlich zu Stande gekommen durch die wiederholten Aufrufe des Herrn Baron v. Vasconcellos, ist eine grossartige gewesen sowohl in der Hauptstadt als in Portugal und Brasilien. Eine Ausgabe des Dichters ist gedruckt und davon sind 30000 Exemplare in den *Volksschulen* vertheilt. Freilich hat in das Ganze derselben der Demokrat Theophil Braga mit seiner Broschüre einen Missklang hineingetragen. Für die Folge ist von Bedeutung das Erscheinen des Jahrbuches, welches von Vasconcellos und Samodaïs im Auftrage der genannten Gesellschaft herausgegeben worden.

Herr Vatke zeigt an: Elze, Notes on Elizabethan Dramatists, kritische und hermeneutische Bemerkungen, welche zwar schon früher im Athenäum und anderwärts veröffentlicht, aber doch noch heute unter anderen wegen ihres in hohem Grade vollendeten Stils zu empfehlen sind. Von den Conjecturen, deren grösster Theil dem Hamlet entnommen ist, sind viele glücklich, andere dagegen zu gesucht und nicht überzeugend.

Herr Püttmann trug vor über die chambre ardente, welche Ludwig XIV. 1678 gegen die Ueberhandnahme der Verbrechen einsetzen liess und welche bis 1682 bestand, das Ganze im Anschluss an Ravaisson, Les Archives de la Bastille. 10 Bände.

Herr Lassberg zeigte an: a) E. v. Hagen, Deutsche Spruchweisheit, Hannover 1880, in welchem durchaus wunderlich die Etyme deutscher Worte gefunden werden, z. B. wenn dem Verf. das ahd. teuw von Teufel, Wasser von was herzukommen scheint und Abenteuer so genannt worden ist, weil es oft ein theurer Abend ist. b) Heusser,

Unsere Muttersprache, Kassel 1879, ein mit Liebe und Verständniss gearbeitetes Buch, welches das etwa für die Schule Wissenswerthe und Lehrbare in angemessener klarer Form darbietet.

IV.

Herr Kastan zeigt an: Förster, Spanische Grammatik, Berlin 1880. Ohne auf die wissenschaftliche Seite derselben einzugehen, bemerkt er von der praktischen, dass die Aussprache der Vocale *e* und *o* und der Consonanten *b*, *v* und *s* besonders gut behandelt zu sein scheint und dass das Buch im allgemeinen hohe Anerkennung verdient.

Herr Lamprecht besprach Schirmer, Französische Elementargrammatik, Berlin 1880. Sie behandelt in methodischer Weise die Aussprache, die gesammte Formenlehre und aus der Syntax das partitive de, die Satzconstruction, den Gebrauch der Apposition, die Veränderung des Particips u. s. w. In den ersten 45 Paragraphen wechseln die beiden ersten miteinander ab, die letzten 20 enthalten die unregelmässigen Verba, gegen deren Anordnung nach dem Ausgang des Stammes im Präsens sich Bedenken erheben lassen. Das Buch soll die Pensen bis Untertertia incl. des Gymnasiums und der Realschule, bis Quarta der Gewerbeschule enthalten und lässt sich für die beiden ersten wohl verwerthen, wogegen es für die letzte vielleicht etwas zu viel Schwierigkeiten enthält. Die Anordnung der einzelnen Paragraphen zeigt Ueberlegung bis in die kleinsten Theile, das Uebungsmaterial ist seinem Inhalte nach geradezu ausgezeichnet.

Herr Bourgeois sprach über etliche kürzlich in Paris erschienene komische Dichtungen; die mitgetheilten Proben in zwölfsilbigen Versen zeigen Aehnlichkeit mit den Couplets in unseren Possen.

Herr Michaelis besprach im Anschluss an einen früheren Vortrag (vgl. Archiv LXIII, p. 426) nochmals das *ß* in den romanischen Sprachen. Die Ansicht, dass dasselbe als im Laute verschieden von *ſſ* durch den Klang des nachfolgenden *i*, *é*, *ò* herbeigeführt sei, unterliege mannigfachen Bedenken, und es sei wahrscheinlicher, dass es wesentlich äusseren technischen Rücksichten seine Entstehung verdanke. Da der überhangende Bogen des *ſ* mit dem Punkte des *i*, resp. dem Accente von *é* und *ò* in Collision kam, so setzten die Buchdrucker für *ſſi*, *ſſé*, *ſſò* lieber *ſsi*, *ſsé*, *ſsò*, oder in zusammengezogener Form *ßi*, *ßé*, *ßò*, was dann vom Drucke aus auch in die Handschriften eingedrungen ist. Ob Jakob Grimm das entsprechende Antiquazeichen ß selbständig aufgestellt, oder ob er es aus der 1667 bei Abraham Lichtenthaler in Sulzbach gedruckten Uebersetzung von Boetius Consolatio Philosophiae, oder aus einer anderen noch nicht nachgewiesenen Quelle entnommen habe, sei noch zweifelhaft.

Herr Zupitza bemerkte hierzu, dass in der zweiten Ausgabe des ersten Bandes von Grimms Grammatik (1822) noch das cursive *ß*

stehe, in den Anmerkungen *ſs*, und dass erst in dem zweiten Bande der Grammatik (1826) das entsprechende Antiquazeichen auftrete.

V.

Herr Güth spricht von einer Quelle Molières zum Avare, welche Fournel, Contemporains de Molière, Vol. I, zwar schon erkannt hat, welche aber weder Laun, noch Lion, noch Moland berücksichtigt haben, nämlich Chappuzeau, Le riche vilain ou la dame d'intrigue (1663). Samuel Chappuzeau, 1625 bis 1701, von dessen Theaterstücken Monval, Le théâtre françois par S. Chappuzeau, Paris 1875, etliches veröffentlicht hat, führte ein herumschweifendes und unruhiges Leben, er besuchte fast alle Provinzen seines Vaterlandes, ausserdem Holland, Deutschland und England, und hielt sich u. a. 1650 bis 1656 in Lyon auf, so dass also für ihn und Molière, der mit seiner Truppe 1652 bis 1654 daselbst Vorstellungen gab, Gelegenheit war, sich selbst und ihre Werke kennen zu lernen. So können in Chappuzeaus Stück „Lyon dans son lustre“, welches 1656 erschien, gewisse Stellen sich nur auf Molière beziehen und weiter liess jener Le riche impertinent durch die Molière'sche Truppe im Mai 1661 aufführen. Der Vortragende erwies durch Vergleichung der genannten beiden Stücke die Richtigkeit der obigen Behauptung.

Herr Marelle trägt vor über Daniel Rochat von V. Sardou. Das Stück, in Paris für langweilig erklärt, hat keine klerikale Tendenz und behandelt den Moment zwischen der civilen und kirchlichen Trauung. Der Ort der Handlung ist die Schweiz, weil die Sache in Frankreich nach der Anschauung des Volkes unmöglich sein würde. Der Held des Stückes ist Daniel Rochat, ein vielbeschäftigter, angesehener Mann, hoher Beamter und Abgeordneter, die Heldin Miss Lea Enderson, eine Anglo-Amerikanerin, welche die Schweiz bereist, dort mit Daniel zusammentrifft, ihn liebt und sich mit ihm verheirathen will. Der Vortragende zeigt die treffliche Anlage des ersten Actes, die Civiltrauung sei nicht profanirt, wenn freilich zuzugeben sei, dass nur Daniel dabei ernst erscheine, für Miss Lea dagegen und noch mehr für ihre Tante nur die kirchliche Trauung Geltung habe. Das Stück endigt à la suisse, Daniel hatte gehofft, durch seine Ueberredung Miss Lea von ihren Ideen abzubringen, während er ihr dadurch immer unheimlicher wird und sie schliesslich einwilligen, die eingegangene Ehe wieder aufzulösen. Beide werden Opfer moderner und natürlich entgegengesetzter Ideen, beide sind gebrochen. Der Schluss sei durchaus nicht zu tadeln, der alte Glaube triumphirt in Lea bis zu einem gewissen Grade und man sieht gerade ein junges Mädchen gern in den Traditionen desselben verharren.

Herr Strack, der einer Aufführung des Stückes in Neapel beigewohnt hat, theilt mit, dass nach derselben Daniel als ein Besiegter,

Lea als eine Triumphirende hervorgeht und dass der grosse Beifall der Italiener dem Siege der alten kirchlichen Trauung gegolten habe.

Herr Goldbeck zeigt zum Schluss an, dass die portugiesische Camoens-Gesellschaft — Sociedad Nacional Camoniana — den Präsidenten der Gesellschaft zum Ehrenmitglied ernannt habe.

VI.

Herr Feller sprach über das jüngste Werk von V. Hugo, L'âne, welches eine Préface und zwei Conclusions enthält und im übrigen in elf Capitel eingetheilt ist. Nachdem der Vortragende diese einzeln durchgegangen, kam er zu dem Urtheil, dass obgleich viele Kritiker in Frankreich das Werk sehr gelobt hätten, er doch bei dem bedingten Lobe des freilich in dieser Beziehung als neidisch und eifersüchtig angesehenen E. Zola bleiben müsse. Jedoch bleiben neben den wunderlichen Gedanken und der mangelhaften Entwickelung derselben viele schöne Stellen; und auch in diesem Gedichte zeigt sich V. Hugo wieder als ein Meister in der Beherrschung der dichterischen Sprache.

Herr Goldbeck besprach noch einmal Förster, Spanische Grammatik. Der Verfasser hat vielerlei gesammelt und herangezogen, so dass sein Buch uns trefflich den heutigen Stand der Forschung im Spanischen kennzeichnet. Er sucht im Anschluss an Brücke und Sievers in der Aussprache den kritischen Zusammenhang der Laute darzustellen. Wie dieses Capitel, ist auch das folgende von der Wortbildung ausgezeichnet durch Gründlichkeit, wobei nur die Bedeutung der Wörter öfter hätte angegeben werden können; ein Gleiches gilt von der Formenlehre. Nicht einverstanden ist der Vortragende mit dem Verfasser in der Behandlung der Dialekte; jener will nur drei, nämlich kastilianisch, portugiesisch und katalanisch gelten lassen, während dieser sieben annimmt; auch die Entwickelung der Sprache hätte etwas übersichtlicher dargestellt sein können. Aber abgesehen von diesen unerheblichen Ausstellungen und nach Berücksichtigung seiner grossen Vorzüge ist das Buch für das Studium der genannten Sprache epochemachend und verdient die wärmste Empfehlung.

Herr Bourgeois sprach über A. Dumas, L'homme femme, eine psychologische Studie über die Geschichte der Menschheit.

VII.

Herr Buchholtz machte an einen früheren Vortrag anschliessend noch einige Bemerkungen zum italienischen Artikel. In der Form nel legt er die Präposition in der Form *ine*, welche römisch vorhanden ist, zu Grunde. Die Form des Pluralis mascul. gli vom lateinischen illi setzt, nach der Gewohnheit des Italieners, mit dem durch *i* erweichten *l* sonst keine Wörter anzufangen, *igli* voraus, welches Caix in seinem

den Artikel betreffenden Aufsatze auch nachgewiesen hat. Die Form *i* beruht ebenfalls auf diesem *igli*, indem durch Erweichung zweiten Grades, wie sie den Franzosen und Rumäniern geläufig, den Italienern nicht fremd ist, zunächst *iji*, dann *ii* und *i* entstand. Vgl. egli ei, und quegli quei, meglio meio. Ueber del hat schon Castelvetro das Richtige, bei nel ist er noch unentschieden.

Herr Michaelis bespricht die neue sächsische Orthographie d. d. 9. October 1880. Sachsen ist, wo das vorangegangene Preussen und Baiern übereinstimmten, ihnen beigetreten und hat sich in schwankenden Fällen Preussen angeschlossen. Bedenklich ist noch die Abteilung der Silben, z. B. wenn Preussen und Sachsen Fin-ger, Baiern dagegen Fing-er abteilt. Abweichungen zeigen sich noch in der lexikalischen Anordnung unter den Buchstaben *i*, *j* und *ß*. In Sachsen z. B. ist *j* am besten geordnet, während die unter *ß* in derselben Orthographie einen Rückschritt zeigt. Es hat einige seltene Worte aufgenommen, z. B. Lowry, Luv. Die Regeln zeigen zwar bisweilen eine analoge Fassung, aber doch denselben Inhalt wie die in Preussen und Baiern. Nachtheilig wirken für die Schule die Beispiele mit Schwabacher Lettern. Preussen und Sachsen stimmen also meistens überein, hoffentlich wird Baiern bald nachkommen und die deutsche Orthographie eine geeinigte sein.

Herr Strack theilte seine Reiseerinnerungen aus dem Orient, Konstantinopel und Griechenland mit. In diesem letzteren Lande suchen die Journalisten die altgriechischen Formen herzustellen, so dass die Lektüre der Zeitungen sehr leicht ist, während andere, an ihrer Spitze der Universitätsbibliothekar Deffner in Athen, das heutige Griechisch zur Geltung zu bringen trachten. D. hat viele Volkslieder gesammelt und veröffentlicht und giebt jetzt zu dem genannten Zweck eine eigene Zeitschrift heraus. Vergebens hat der Vortr. nach der linqua franca in Konstantinopel und Smyrna gesucht, dagegen wider Erwarten in ihnen eine ausserordentliche Sprachgewandtheit bei einzelnen Personen gefunden. Er besprach alsdann genauer Athen, Argos und Mykenä und die Schliemann'schen Ausgrabungen, wobei Photographien das Gesagte trefflich veranschaulichten.

———

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Altenglisches Theater. Herausgegeben von Robert Prölss. Zwei Bände. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Es ist eine erfreulich zu nennende Tatsache, dass seit der Rehabilitirung des grossen Shakespeare sich die Aufmerksamkeit des gebildeten Publikums auch seinen Vorkämpfern, seinen Zeitgenossen und seinen Nachfolgern mit Interesse zugewandt hat. Nicht nur deshalb, weil diese Dramatiker, als teilweise hochbedeutend, eine solche Unsterblichkeit verdienen, sondern auch, weil es eine entschiedene Besserung in der geistigen Gesundheit des lesenden Publikums bedeutet. Es würde eine eigene Abhandlung erfordern, auszuführen, wie in der deutschen Literatur eine Fühlung mit der französischen Literatur stets ein Zeichen von Krankheit und Schwäche, eine solche mit der englischen allemal ein Zeichen von Gesundheit und Stärke gewesen ist. Man denke nur an das vorige Jahrhundert, man denke an unsere eigenen Tage, in welchen sich, wenn keine Aspekte trügen, soeben eine Wendung zum Besseren, wenn nicht vollzieht, so doch wenigstens vorbereitet. Wir sind eben mit den Stammesgenossen jenseit des Kanals einer Rasse; das französische Denken und Fühlen hat uns noch nie Segen gebracht. Es ist zwar schlimm genug, dass solche Ansicht nicht nur aufgestellt, sondern auch noch verteidigt werden muss; es ist aber auch ein erfreuliches Factum, dass dieselbe nicht nur ihre Vorkämpfer, sondern auch ihre zalreichen Anhänger und Sieger findet.

Das altenglische Theater — ich rede hier speciell von dem ausser-shakespearischen — birgt eine eigentümliche urwüchsige Kraft und Grossheit in sich. Leidenschaften werden daselbst ins Treffen geführt, welche das Gemüt bis zum tiefsten Grund hinab aufregen und durchwülen, Menschen, deren titanenhaftes Gebahren uns meist zur Bewunderung hinreisst, oft auch Mitleid für sie aufkommen lässt, Handlungen, deren Gebiet so gross wie weit ist, denn sie umfassen ebenso gut die Gemächer eines Königsschlosses, die engen Räume einer Bauernhütte, wie die Strasse mit ihrem bewegten Getriebe und das Schlachtfeld mit seinen blutigen Entscheidungen. Doch wären diese Kraft und Grossheit an sich noch nicht berechtigt uns zu fesseln, wenn sie sich nicht auf einem Terrain tummelten, welches von dem unserer Empfindungsweise durch keine Schranke getrennt ist: das durch keine ungesunde geistige und körperliche Despotie beherrschte und von derselben in seiner Entwicklung gehemmte Gebiet der sittlichen Freiheit, die fröhliche Ungehindertheit des menschlichen Lebens. Das ist es z. B., was dem, in seiner Art gewiss ebenso grossartigen, spanischen Theater abgeht, und wenn neuerdings Versuche gemacht worden sind, für den grossen

Britten Dichter wie Calderon oder Lope de Vega zu substituiren, so muss dies als ebenso bedauerlich bezeichnet werden, wie es andererseits zum Glück ebenso erfolglos genannt werden kann.

Mit dieser Befürwortung des altenglischen Theaters muss nun freilich auch einem Beginnen gesteuert werden, das sich hin und wieder, von einseitiger Begeisterung getragen, Platz zu schaffen versucht hat. Man hat es unternommen, die ausser-shakespearischen Stücke der altenglischen Bühne wieder auf unser Theater zu bringen. Es ist dies ganz falsch. Kein Drama kann so, wie es uns vorliegt, heute noch gespielt werden, ja nicht einmal eine radicale Bearbeitung kann da Abhilfe schaffen. Der Grund hierfür liegt in der gleich zu unternehmenden Charakteristik dieser Tragödien und Komödien. Was sie uns bieten sollen, das ist für den geniessenden Laien ein erfrischendes Bad, welches ihn von allem Ungesunden und Kranken, allem Prüden und Sentimentalen reinigen soll, für den schaffenden Künstler eine Quelle ursprünglicher, genialer Darstellungsweise, teilweise auch ursprünglicher und genialer Stoffe, denn mehrere Webster'sche Tragödienvorwürfe harren noch der erlösenden Hand des Künstlers.

Dass sich an ihnen nicht die Hand d e s Künstlers versucht hat, wie er uns beispielsweise in einem Shakespeare entgegentritt, mag folgende Charakteristik der Kunst, folgende Beurteilung des Kunstwerts des altenglischen Theaters zeigen. Beides weist zugleich energisch auf die Grenze hin, die einen Shakespeare von seinen Vorgängern, Zeitgenossen und Nachkämpfern trennte. Shakespeare steht immer souverän über seinen Stoffen, er beherrscht sie ganz, sie folgen seinem Wink. Nicht dass er ihre Phasen nicht selbst durchlebt, die Leiden seiner Helden nicht miterlitten hätte. Im Gegenteil, es mag mehr subjectiver Anteil des Dichters in seinen Dramen stecken, als man auf den ersten Anblick zu vermuten willens ist. Aber, Herr seiner selbst, hat er sich diesem zwar den Menschen ehrenden, aber den Künstler schädigenden Zustand entrungen, und frei von allen das Subject beeinflussenden Elementen stellt er nun das Kunstwerk hin, dass er es mit demselben Auge betrachtet, mit dem es jeder andere subjectiv nicht beteiligte Mensch betrachtet. Er hat die Forderung erfüllt, die Schiller später dem echten Künstler auferlegte, der den Schmerz nicht malen könnte, wer noch selbst vom Schmerze befangen sei. Ganz anders nun bei Dramatikern, wie Marlowe, Webster und Massinger. Sie haben dasselbe starke Gefül für ihren Gegenstand wie Shakespeare, aber sie können sich aus diesem Stadium nicht erheben: es fehlt die Kraft dazu. Wie später unser deutscher Dramatiker Grabbe, den mit Shakespeare zu vergleichen man unterlassen haben würde, wenn man den eben auszuführenden Unterschied beachtet hätte, tummeln sie sich in dieser Sphäre umher, kurzsichtig, planlos, bar alles Zweckes ihre Kraft verschwendend. Daher auch die absolute Compositionslosigkeit ihrer Werke: wie soll das Ebenmass eines Bauwerks zu Stande kommen, wenn der Baumeister ohne Riss in der Hand, nicht kühl leitend vor dem Werdenden steht, sondern schweisstriefend selbst Stein auf Stein türmt, um das Ganze möglichst bald zu vollenden. Bei solchem Schaffen mag ab und zu ein Teil durch die Kühnheit der Arbeit Bewunderung erregen, in das Ganze wird er sich nur unorganisch und störend einfügen.

So kommt es, dass wir Trauerspiele und Lustspiele jener Zeit in England finden, welche mit einem vorzüglich angelegten ersten Akt, einer klaren, meisterhaften Exposition einsetzen, aber schon im zweiten Aufzug erlahmt die Kraft des Dichters, sein künstlericher Blick wird unsicher; wirr und kraus drängen sich die Ereignisse durch einander; die Hauptpersonen finden sich in diesem Tumult nicht mehr zurecht, Nebenpersonen, ohne Berechtigung auf Interesse, gewinnen die Oberhand: der Dichter ist froh, die Handlung, die ihm über den Kopf gewachsen ist, notdürftig zu Ende zu führen. Wieder treffen wir Stücke an (ich erinnere an John Websters „Vit-

toria Accorombona"), in die sich Scenen von einer Macht der Darstellung, von Hoheit und Adel, von einer tragischen Gewalt (Websters „Herzogin von Amalfi") einreihen, eines grössten Meisters der Kunst würdig; aber einsam stehen sie in einer Umgebung, deren Wirkung vollständig verrechnet ist, sie werden von vorbereitenden Scenen getragen, die eben durch ihre Wertlosigkeit auch die Wirkung der wertvollen illusorisch machen: kurz, es ist ein Gefül der Enttäuschung, des Bedauerns, eine Missstimmung unvollständigen Eindrucks, die uns überkommen, wenn wir das Buch aus der Hand legen.

Und selbst die Tragik, die in ihrer reinsten Gestalt bei Shakespeare verkörpert ist, gelangt bei seinen dichtenden Zeitgenossen nur unvollkommen zu ihrem Recht. Nur in einzelnen Scenen, wie eben angedeutet worden. Im Ganzen fehlt den Handlungen zumeist die ethische Berechtigung. Wenn Richard der Dritte, um zum Thron zu gelangen, Mord auf Mord häuft, so hatte auch er noch eine solche ethische Berechtigung: die einzige genial angelegte, energische Natur in einer ungenialen, marklosen Umgebung, welche den Thron besetzte und umgab und ihn davon ausschloss: man sieht, Richard musste nach der Herrschaft trachten. Aber wenn Marlowes Jude von Malta seine Scheusslichkeiten vollführt, so sehen wir eine genügende Berechtigung nicht ein, seine Rachsucht wirkt schliesslich nicht erschütternd, sondern anwidernd! Es entsteht ein Missverhältniss zwischen Geschehendem und dessen Motiven: eine Tatsache, welche ein Hauptcharakteristikum der ausser-shakespearischen altenglischen Dramen bildet.

Und auch die Motive selbst sind sehr verschieden von denen, mit welchen Shakespeare arbeitet. Es ist mehr der thierische Instinct, aus welchem heraus die Personen Marlowes und Websters handeln, als die bewusste Ueberlegung des menschlichen Willens. Daher die Neigung zu rein sinnlichen Beweggründen. Auch Shakespeare verschmähte solche nicht, aber die verbrecherische Liebe zwischen Antonius und Cleopatra erhält durch ihren Adel doch eine ganz andere Färbung als das vorwiegend durch seine rücksichtslose Frechheit imponirend wirkende Bündniss zwischen dem Herzog von Brachiano und der Vittoria Accorombona in Websters Trauerspiel.

Bei solchen Mängeln mussten die Dichter — unbewusst — zu einem Mittel greifen, um wirken zu können, einem Mittel, das auf den ersten Blick als eine Stärke erscheint, dem tiefer Schauenden sich aber doch als eine Schwäche entpuppt. Es ist die Notwendigkeit der Forcirung der Handlungen und Leidenschaften. Unternehmungen wie die des Faust bei Marlowe, der Vittoria bei Webster können nur dann imponiren, wenn der Dichter sie auf die Spitze treibt. Man nehme von dem Verhältniss zwischen der Accorombona und ihrem Geliebten ein Teil quantitativ hinweg, ohne qualitativ etwas zu verändern, und die Beiden würden uns als ein ganz gemeines Liebespaar aus irgend einem berüchtigten Viertel einer heutigen Grossstadt erscheinen. Man wirft oft Shakespeare vor, dass er übertreibe; man wird aber durch den Vergleich mit seinen Zeitgenossen erkennen können, wie massvoll und mit welch bewundernswürdiger Selbstbeherrschung er operirt.

Fünf Akte nun sind es, in denen das altenglische Theater sich abspielt, zwei vor-shakespearische und zwei nach-shakespearische. Ganz wüst, im Stil etwa mit den römischen Tragödien des Seneca zu vergleichen, giebt sich die erste Entwicklungsphase, repräsentirt durch Dramatiker wie Thomas Kyd und Thomas Lodge, mit Dramen („die spanische Tragödie" von Kyd), von deren Charakter der Laie eine Ahnung erhält, wenn er sich Shakespeares „Titus Andronikus" ins Gedächtniss zurückruft: ganz wie hier ein Streben, nur durch das Blutige, Gräuelhafte zu wirken und zwar nicht um zu rühren, sondern um Entsetzen zu erwecken. Keine Spur von Tragik. Eine Vorliebe für das Gräuelhafte bewahrt auch noch die zweite Periode (John Lylly, George Peele, Robert Greene und Christopher Marlowe), aber das Gräuelhafte erhält einen Zug von Grösse durch die Behandlung

imponirender historischer Vorgänge (Marlowes „Tamerlan“, „die Bluthochzeit von Paris“) oder durch das Ergreifen allgemein menschlicher Stoffe, die vermöge ihres titanenhaften Verlangens nach dem Höchsten und Tiefsten wol geeignet sind uns zu packen und durch ihr schreckliches Ende zu erschüttern (Marlowes „Faustus“). Wirkliche Tragik ist nur ansatzweise zu finden (Marlowes „Eduard der Zweite“): die Dichter suchten sie auch gar nicht. Diese, die Tragik, aus solchem Wust von Gräueln und Grossartigem herausgearbeitet zu haben, ist das Verdienst der dritten Epoche, der ausser Shakespeare namentlich John Webster, dessen schon mehrmals Erwähnung getan wurde, angehörte. Webster ist der Shakespeare am meisten congeniale Geist der altenglischen Dramatik; seine drei bedeutendsten Tragödien sind „die Herzogin von Amalfi“, „Vittoria Accorombona“ und „Appius und Virginia“. Nach solchem Höhepunkt war nur noch ein Abfall möglich, wenn auch direct noch kein Verfall: er geschah auf folgendem Wege. Bisher war das altenglische Theater wesentlich Volkstheater gewesen; schon neben Shakespeare, auch schon auf ältere Anregungen hin, hatte sich indess ein gelehrtes Drama Terrain erobert, dessen Hauptvertreter Ben Jonson ist; aus der Verbindung dieses Dramas mit dem des Volkstheaters ging die vierte Entwicklungsphase hervor; John Ford heisst hier der Hauptrepräsentant. Hier herrscht nicht mehr die Leidenschaft der früheren Epochen; in gemässigtem Tempo schreitet die Handlung einher; die Personen erhalten etwas Gelecktes in ihrem Aeusseren; auch der prächtige Humor der früheren Zeit muss einer glatten, gekünstelten Komik weichen. Wol behandelt man noch historische Stoffe (Fords „Perkin Warbeck“), aber man verlegt in ihnen den Schwerpunkt in die kleinen Herzensangelegenheiten der Helden und Heldinnen (Katharina Gordon in besagter Tragödie), welche weniger tragisch, aber um so rührender und woltuender auf den Zuschauer wirken. In letzterer Eigenheit liegt der Hauptvorzug dieser Epoche. Bemerkt muss noch werden, dass man auch äusserlich nach einer gewissen Regelmässigkeit strebte; man verminderte die Zal der Scenen eines Aufzugs, suchte die Action mehr zusammenzudrängen. Eine Periode des Epigonentums ist die fünfte Periode; aber es ist kein schwächliches Epigonentum, das z. B. Philipp Massinger vertritt; noch einmal leuchtet in ihm der mächtige Glanz der früheren Jahrzehnte empor, freilich gemässigter und kleiner (Massingers „Tyrann“), ehe die Flamme ganz erlischt: am 2. September 1642 erfolgte die Aufhebung aller öffentlichen dramatischen Vorstellungen durch das Parlament, womit der Vergleich des altenglischen Theaters mit einem Drama, den ich oben benutzte, sich zu dem einer Tragödie vervollständigt.

Diese Entwicklung der fünf Phasen wird in dem Robert Prölss'schen Buch durch je ein Stück in guter Uebersetzung nebst gediegener Einleitung veranschaulicht. Wir sehen auf diese Weise agiren: Kyds „Spanische Tragödie“ (übersetzt von Richard Koppel; die übrigen Uebertragungen sind sämmtlich vom Herausgeber selbst besorgt), Marlowes „Eduard den Zweiten“, Websters „Weissen Teufel“ oder „Vittoria Accorombona“ (erster Band); Fords „Perkin Warbeck“, Massingers „Grossherzog von Florenz“ (zweiter Band), alle, mit Ausnahme des letzten Stückes, das Komödie ist, Trauerspiele. Abgesehen davon, dass, wenn ich mich nicht irre, vier von diesen Stücken, wenigstens vollständig, zum ersten Male dem deutschen Publikum in seiner eigenen Sprache geboten werden, liegt der Wert der Prölss'schen Sammlung in seiner Eigenschaft als demonstrirende Entwicklungsgeschichte der altenglischen Bühne. Tieck, Müller u. a gaben in ihren Collectionen einzelne Stücke, beliebig aneinandergereiht; aber schon Bodenstedt sah weniger auf das Aesthetisch-Schöne als auf das Charakteristische bei seiner Sammlung; trotzdem blieb sein Buch: „Shakespeares Zeitgenossen“ nur eine Sammlung von Dichtern, abgesehen von dem vollständig verfehlt zu nennenden Unternehmen, meist

Bruchstücke mit verbindender Analyse zu geben; erst Robert Prölss gab eine wirkliche Geschichte des altenglischen Theaters. Dieser Absicht zu Liebe entkleiden sich die Uebersetzer auch ihres eigenen Stiles, der weniger schön als vielmehr charakteristisch werden musste, z. B. in Kyds „Spanischer Tragödie", in welcher die Unbeholfenheit und metrische Ungeschicktheit nachzuahmen eine ziemliche Selbstentäusserung beanspruchte.

Ich gehe auf eins der Stücke etwas näher ein, um den Leser auch einmal mit eigenen Augen sehen zu lassen und wäle zu diesem Behufe Massingers „Grossherzog von Florenz". Aus zwei Gründen. Erstens ist es das wol am wenigsten bekannte der fünf Schauspiele und dann seines ästhetischen Wertes halber. Ich stimme Robert Prölss vollkommen bei, wenn er von der Komödie sagt, dass sie „eine der eigentümlichsten Dichtungen Massingers wie der altenglischen Bühne überhaupt sei", und dass „kaum ein zweites Stück existire, welches unserem modernen feinen Conversationslustspiel so nahe käme." Die Handlung ist folgende.

Der Grossherzog Cosimo von Florenz hat seinen Neffen Giovanni, eine Waise, von einem Edelmann, Carlo Chiaromonte, auf dessen Landgute, unweit Florenz erziehen lassen, woselbst der junge Mann die Tochter seines Erziehers kennen und lieben gelernt hat, so dass ihn bereits ein inniges Verhältniss mit Lidia verbindet, als der Oheim, um den Neffen nun auch, nach vollendeter Bildung, in die feine Gesellschaft einzuführen, denselben nach Florenz zurückberufen lässt. Mit dieser Absicht ist zugleich der Plan verbunden, eine Verlobung des Jünglings mit seinem, des Grossherzogs, Mündel, der jungen Herzogin Fiorinda von Urbino, zu Stande zu bringen, um auf diese Weise das urbinatische Gebiet dem florentinischen zu vereinen. Giovanni langt in Florenz an, Cosimo erfährt von dem Liebesbündniss mit Lidia und sendet seinen Günstling Sannazaro behufs näherer Erkundigungen nach dem Landsitze des Erziehers.

So weit der erste Akt. Man sieht eine vortreffliche, einfache, klare Exposition, wie man sie sich besser nicht wünschen kann.

Die Handlung der Komödie, die aus diesem Keim emporschiesst, hätte nun in ihrem Hauptgange etwa folgende sein müssen. Der Grossherzog, um Lidia unschädlich zu machen, betreibt eine Hochzeit zwischen dieser und einem Günstling, meinetwegen Sannazarro; nun liebt dieser aber zu gleicher Zeit Fiorinda und erringt gleichfalls ihre Liebe; die Paare: Giovanni — Fiorinda, Sannazaro — Lidia, die Cosimo plante, wandeln sich in die Paare: Giovanni — Lidia, Sannazaro — Fiorinda; der Grossherzog sieht sich in seinem Beginnen besiegt; besiegt aber nur in den Mitteln, die er zum Glück seines Neffen angewandt, nicht in dem Zweck selbst, der eben in dem Heil des jungen Mannes bestand, und den dieser, freilich auf seine eigene Weise und in Opposition zu seinem Oheim, sich selbst errungen hat.

Von dieser echten Lustspielhandlung ist nun freilich im Laufe der Entwickelung, wie Massinger sie seinem Stück zu Teil werden lässt, wenig, fast nur Trümmerhaftes, zu spüren. Der Weg der Komödie ist krumm, unklar, oft verliert er sich ganz in Einöde und Wildniss, um schliesslich die Sanctionirung der beiden Liebespaare zu erreichen. Sannazaro sieht auf dem Landgute Lidia, fasst eine heftige, sinnliche Neigung zu ihr und sucht zu seinem Ziele, das in einer Verführung besteht, zu gelangen. Um zu dieser Verführung Zeit zu gewinnen, redet er Giovanni ein, der Grossherzog bestehe nur darum auf seiner Verbindung mit Fiorinda, um Lidia selbst als Gattin heimzuführen, und beide schmieden ein Complott, welches Cosimo glauben machen soll, Lidia sei eine ganz hässliche, unbedeutende Person. Zum Glück hat Giovanni, um Lidia auch am Hofe nahe sein zu können, schon vorher Fiorinda gebeten, dieselbe in ihre Dienste als Gesellschafterin aufzunehmen; hierdurch wird die — übrigens ziemlich plumpe — Intrigue der Beiden vereitelt. Der Grossherzog überzeugt sich persönlich von dem

Gegentheil des ihm Vorgespiegelten; er ist erzürnt auf die Betrüger, und will ihnen das Urteil sprechen lassen; Richterinnen sollen, als die Beleidigten, die beiden Damen sein: diese sprechen ihre Geliebten — denn auch Sannazaro hat sich von seiner unlautren Absicht inzwischen bekehrt — natürlich frei, der Grossherzog willigt in die Heirat der zwei Paare ein, und das Stück ist zu Ende.

Man sieht, die Handlung ist ziemlich wirr und kraus, auf jeden Fall unnatürlich. Weder mit Giovanni noch mit Sannazaro können wir das Interesse haben, das ihr Auftreten im ersten Akte versprach. Nichtsdestoweniger ist die Handlung selbst nicht uninteressant und in der Sprache tut sich ein feiner, urbaner Geist kund. Das Stück gehört ohne Zweifel zu den besten des altenglischen Theaters.

Die Analyse des „Grossherzogs von Florenz", sowie die vorausgeschickte kritische und historische Betrachtung, welche ein Ergebniss der Forschungen des Herausgebers sind, werden wol bei dem Leser das Verlangen erweckt haben, das Buch selbst in die Hand zu nehmen; auf jeden Fall wird das „Altenglische Theater" von Robert Prölss von allen zu Rate gezogen werden müssen, die es sich, geniessend und forschend, zur Aufgabe gemacht haben, den dramatischen Schätzen des merry old England, die ja äusserst bedeutend sind, nachzugraben und sich an denselben zu erfreuen.

Leipzig. Julius Riffert.

Englische Synonymik für die Oberklassen höherer Lehranstalten, sowie zum Selbststudium bearbeitet von Dr. W. Dreser. Erste Hälfte A—J. Wolfenbüttel, Druck und Verlag von Julius Zwissler, 1880.

Das Schwierigste bei Erlernung einer fremden Sprache ist bekanntlich die Bewältigung und Aneignung des lexikalischen Stoffes; die Erlernung und Anwendung der grammatischen Regeln ist dagegen verhältnismässig leicht. Die Hauptarbeit des Lernenden muss daher auf allen Stufen darauf gerichtet sein, den nötigen Wortvorrat beherrschen zu lernen und eine genaue Vorstellung von der Bedeutung und Verwendung der einzelnen Wörter zu bekommen. Mit Recht wird daher schon auf der untersten Unterrichtsstufe grosses Gewicht darauf gelegt, dass der Schüler nicht blos die trockenen grammatischen Formen hersagen lernt, sondern dass er zu gleicher Zeit in der Aneignung des lexikalischen Stoffes mannigfaltig geübt wird. Hat der Schüler eine gewisse Stufe in der Erlernung einer fremden Sprache erreicht, so ist es notwendig, dass er sich mit den wichtigsten synonymen Ausdrücken derselben bekannt macht. Das vorliegende Buch will hierzu die nötige Anleitung geben und den geeigneten Stoff liefern. Der Gedanke, von dem der Verfasser sich hat leiten lassen, ist ein sehr richtiger, und er verdient um so mehr Anerkennung, da bisher dies Feld nur wenig bearbeitet worden ist. Die Einrichtung des Buches ist der Art, dass für die deutschen Wörter, welche in alphabetischer Ordnung folgen, die verschiedenen Gruppen der englischen Ausdrücke mit guten und zahlreichen Beispielen gegeben sind. Durch diese Form wird es möglich, dass das Buch einem doppelten Zwecke gerecht wird: einmal kann es zum Nachschlagen gebraucht werden; ausserdem eignen sich die einzelnen Artikel zur Besprechung und Durchnahme. Am Schlusse jedes Artikels finden sich kurze etymologische Angaben über die englischen Wörter. Viele Artikel sind ausführlicher und gründlicher behandelt, als dies in ähnlichen Büchern der Fall ist; ich verweise auf die Artikel „Fehler, Irrtum, Glaube, Herrschaft" etc. Bei dem Artikel „Glück" vermisse ich success; für „Glück,

glücklich" sind success und successful oft die allein entsprechenden Ausdrücke. Bei „genau" könnte auch minute angegeben sein. Bei der Erklärung von resolute würde ich den Zusatz „ohne die Folgen zu berücksichtigen" durch „vielleicht, unter Umständen", abschwächen und einschränken, da man einen Mann, der die Folgen seines Handelns genau berechnet, möglicherweise sehr wohl resolute nennen kann.

Sonst sind alle Artikel sehr vollständig und genau, und das Buch verdient empfohlen zu werden. Dr. S.

Karl Keller, Professor am Gymnasium in Zürich, Elementarbuch für den Unterricht in der französischen Sprache. Drei Teile (Erster Kurs, zweiter Kurs I. Teil und zweiter Kurs II. und III. Teil). Zürich, Verlag von Orell, Füssli & Co., 1880.

Wenn man in Uebereinstimmung mit der sechsten Direktoren-Konferenz der Provinz Preussen im Jahre 1871 den Unterricht im Französischen sich in vier Stufen gliedern lässt, und der untersten Stufe (Quinta bis Unter-Tertia incl.) die praktisch-elementare Einführung in die Sprache als Aufgabe zumisst, so würde der erste Kurs des K.'schen Lehrbuchs den auf dieser Stufe zu absolvirenden Lernstoff enthalten, und zwar werden in Quinta und Quarta die regelmässige Formenlehre, speciell die Konjugation der Hilfsverba und die vier regelmässigen Konjugationen, und in Unter-Tertia die unregelmässigen Zeitwörter einzuüben sein.

Für Quinta und Quarta wären demnach die ersten 206 Paragraphen auf Seite 1—131 incl., für Unter-Tertia die Paragraphen 207—303 auf S. 132 bis 208 bestimmt. Der zu behandelnde Stoff dürfte daher (auf Quinta und Quarta entfallen bei 42 Wochen Unterrichtszeit zusammen 420 und auf Unter-Tertia 168 Unterrichtsstunden) im allgemeinen richtig bemessen sein, dagegen habe ich an der Anordnung die allzugrosse und verwirrende Zerstückelung desselben auszusetzen. Während z. B. der Schüler an der Hand des an der Elbinger Realschule eingeführten Lehrbuches von Toussaint-Langenscheidt in der dritten Lektion mit den sechs Formen des Présent de l'Indicatif von avoir bekannt gemacht wird und diese sechs Formen sodann in den folgenden sechs Lektionen bis zur Sicherheit eingeübt werden, lernt derselbe nach Keller die Form j'ai in § 36, tu as in § 37, nous avons und vous avez in § 40, il a und ils ont in § 43 kennen. T.-L. bietet in der zehnten Lektion das Prés. de l'Ind. von être und lässt es in den folgenden vier Lektionen einüben, K. bringt die Form est § 29, sont § 35, die übrigen vier § 59. Während ferner T.-L. in den Lektionen 15—36 nach einander die übrigen temps von avoir und être bietet und so die Konjugation der Hilfsverben zum Abschluss bringt, unterbricht K. dieselbe in § 75 durch das Présent, in § 84 durch das Imparfait, in § 93 durch das Passé défini der ersten Konjugation und bringt das Imparfait von avoir und être gleichfalls in § 84, das Passé défini in § 94, und so fort. Wenn nun auch allerdings in einem Anhange am Ende des Buches (Paradigmen der Hilfszeitwörter und der gleichförmigen Konjugation) die so zerstreuten Formen der einzelnen Zeiten zusammengefasst werden, so wird doch dadurch der Uebelstand, sie dem Schüler als disjecta membra ganz zusammenhanglos und unvermittelt vorgeführt zu haben, keineswegs beseitigt.

Im Weiteren möchte ich mir erlauben, an dem Buche die fehlende Aussprache-Bezeichnung zu bemängeln, an deren Stelle K. in den ersten 28 Paragraphen die Sprachlaute einzeln durchnimmt. Nach den Kontroversen und Versuchen der letzten zwanzig Jahre und nachdem sich Sprachgelehrte

wie Littré dafür ausgesprochen haben, ist die Aussprache-Bezeichnung keine offene Frage mehr, und selbst Plötz, der sich am längsten dagegen gesträubt, hat sich auf Andringen seines Verlegers, um seine Lehrbücher konkurrenzfähig zu erhalten, dazu entschliessen müssen. Es lässt sich eben nicht mehr wegleugnen, dass Sicherheit in der Aussprache nur dadurch gewonnen wird, dass ein Aussprache-Bild dieselbe dem Lernenden immer wieder und wieder ins Gedächtnis zurückruft. Ja, in Deutschland, wo der Unterricht auf der untersten Lehrstufe sich überwiegend in den Händen von Lehrern befindet, deren Aussprache im Argen liegt, ist eine Aussprache-Bezeichnung auch im Interesse der Lehrer eine unabweisliche Notwendigkeit. Für die Westschweiz, wo fast jeder Gebildete und also auch die Mehrzahl der Lehrer beide Landessprachen beherrscht, dürfte dies vielleicht nicht in demselben Masse der Fall sein.

An den für die Behandlung in Unter-Tertia bestimmten Paragraphen habe ich gleichfalls das bunte Durcheinander auszusetzen, in dem die unregelmässigen Konjugationsformen geboten werden. So bringt K. beispielsweise in § 209 envoyer, 210 aller, 212 pleuvoir, 213 venir, 214 apprendre u. s. f. An eine sichere Aneignung der Formen ist auf diesem Wege, meiner unmassgeblichen Meinung nach, nicht zu denken.

Schliesslich vermisse ich ein Wörterverzeichnis. Es ist nehmlich rein unmöglich, dass der Schüler sofort alle Wörter, die ihm einmal vorgeführt worden sind, seinem Gedächtnis so fest einprägt, dass er sie in der Folge jeden Augenblick gegenwärtig hat, ohne Wörterverzeichnis steht er daher jedem Worte, dessen Bedeutung ihm entfallen ist, sobald er demselben wieder begegnet, ratlos gegenüber.

Zweiter Kurs I. Teil ist eine Chrestomathie, die sich in Nichts von den vielen ähnlichen Büchern unterscheidet. Wer nicht, wie der Unterzeichnete, ein grundsätzlicher Gegner dieser Bücher wenigstens von Unter-Secunda ab aufwärts ist, wird in demselben auch noch für diese Klasse ganz passenden Lesestoff finden.

Zweiter Kurs II. und III. Teil endlich enthält eine systematische Grammatik. Professor K. hat für die Abfassung derselben die zuerst von dem Unterzeichneten auf der vierten Generalversammlung des allgemeinen schweizerischen Lehrervereins vertretene und in seinem „praktischen Lehrgang der deutschen Sprache“, Frauenfeld 1858, durchgeführte Ansicht adoptirt, dass die Formenlehre nicht von der Satzlehre getrennt werden dürfe, sondern dass man von dem reinen einfachen Satze als der einfachsten Form des Gedankens ausgehen und die verschiedenen Abschnitte der Formenlehre da behandeln müsse, wo die einzelne Form bei der Besprechung der Verhältnisse des einfachen und zusammengesetzten Satzes einen natürlichen Anschluss findet und als Satzglied Leben und Bedeutung für den Schüler gewinnt, anstatt dass bei der gewöhnlichen Behandlung die Wortformen lange vorher als ein todtes Material angesammelt werden, ehe der Lernende etwas mit denselben anzufangen weiss. Demnach behandelt K. im ersten Abschnitt die Lehre von dem einfachen Satz (Kap. I Subjekt, Kap. II Prädikat, Kap. III die Ergänzungen, Kap. IV die Bestimmungen und Kap. V die Zuschreibungen) und im zweiten Abschnitt die Lehre vom zusammengesetzten Satze (Kap. I die beigeordneten Sätze, Kap. II die Nebensätze und zwar 1. den subjektiven Nebensatz, 2. den objektiven Nebensatz, 3. den prädikativen Nebensatz, 4. den Relativsatz, 5. den Adverbialsatz); ein dritter Abschnitt endlich handelt von der Wortfolge und der Interpunktion.

Zunächst kann ich mich mit der Anordnung im Einzelnen nicht einverstanden erklären. Das Prädikat ist im Satze die Hauptsache, und es muss demgemäss mit demselben und nicht mit dem Subjekt angefangen werden. Daran hat sich, vom Leichteren zum Schwereren vorschreitend, die Behandlung des Subjekts, der Ergänzungen, der Zuschreibungen und der Bestim-

mungen anzureihen; und dem entsprechend müsste dann auch im zweiten Abschnitt nach den beigeordneten Sätzen der Subjektssatz, der Objektssatz, der Attributivsatz und der Umstandssatz zur Behandlung kommen. Das Irrige in der Annahme des Prädikativsatzes glaube ich in Anlehnung an Trendelenburg gelegentlich einer Besprechung von Müller-Edinger, deutsche Sprachlehre, im 5. Jahrgang der pädagogischen Monatsschrift für die Schweiz 1860 und neuerdings wiederum in der Vorrede zur ersten Auflage meiner Syntax der neu-französischen Sprache 1869 genügend nachgewiesen zu haben, um noch ein Wort darüber zu verlieren. Auch durften, wenn der Verfasser nicht inconsequent werden wollte, Wortfolge und Interpunktion nicht in einem besonderen Abschnitt behandelt werden, sondern waren überall da in dem ersten und zweiten Abschnitt zu behandeln, wo sich die Gelegenheit zur Anknüpfung naturgemäss bietet.

Im Weiteren habe ich an dem Buche auszusetzen, dass es nicht erschöpfend ist und dass K. sich begnügt aus einigen grossenteils selbst gebildeten Beispielen eine bestimmte Zahl von Regeln abzuleiten und in Folge dessen eine Fülle von Spracherscheinungen übergeht, die nunmehr bei der Lektion dem Schüler als mit den ihm bekannten Regeln im Widerspruch stehend auffallen müssen. Ich bin nehmlich ganz entschieden der Ansicht, es sei nicht ausreichend, den Schülern der oberen Klassen eine Grammatik in die Hände zu geben, die gerade nur so viel enthält, um den Schüler zu befähigen, einen deutschen Text ohne die gröbsten Verstösse ins Französische zu übertragen oder schliesslich seine eigenen Gedanken in einem einigermassen leidlichen Französisch auszudrücken, ich glaube vielmehr, man müsse bei der Abfassung einer französischen Grammatik für die Schüler der oberen Klassen auch namentlich dem Umstande Rechnung tragen, dass der Schüler in dem Buche einen Ratgeber finden soll, der ihm das Verständnis jeder grammatischen Schwierigkeit, die ihm bei seiner Lektion möglicherweise aufstossen könnte, vermittelt. Bei der Abfassung meiner Syntax der neu-französischen Sprache (Berlin, Langenscheidt, dritte Auflage 1877) habe ich dieses Ziel im Auge gehabt und ich schmeichle mir, es wird nicht leicht Jemand das Buch aus der Hand legen, ohne über irgend ein grammatisches Verhältnis die gesuchte Aufklärung gefunden zu haben. Dazu ist aber nicht nur ein genaues und ausführliches Inhaltsverzeichnis, sondern auch ein erschöpfendes alphabetisches Register unumgänglich notwendig, beides fehlt bei K.

Angehängt sind Uebungsstücke zum Uebersetzen ins Französische, teils einzelne Sätze S. 1—52 mit Angabe der Paragraphen, auf die sie sich beziehen, teils zusammenhängende Uebungsstücke S. 53—104, letztere ohne in irgend einem Zusammenhange mit der Grammatik zu stehen.

Elbing. Brunnemann.

Heinrich Breitinger, Elementarbuch der franz. Sprache für die Secundarschulstufe. Zürich, Schulthess, 1880.

Der auf dem Gebiete des fremdsprachlichen Unterrichts rühmlichst bekannte Verfasser bietet in dem vorliegenden Buche ein Lehrmittel, das zunächst für schweizerische Mittelschulen, speciell für die Secundarschulen des Kantons Zürich berechnet ist. Die dreiklassige Secundarschule schliesst sich an die zwölfklassige Primarschule, und da sie die meisten Schüler der letzteren aufnimmt, erhält sie sehr viele schwach oder doch mittelmässig beanlagte Schüler. Darum hat der Verfasser, der eine langjährige Praxis hinter sich hat und die Bedürfnisse der besprochenen Stufe wohl kennt, den Stoff vor allen Dingen quantitativ beschränkt und zugleich die Schwierig-

keiten bloss unmerklich gesteigert. Auf das erste Jahr kommen p. 1—77, welche die Elemente enthalten mit Ausschluss der unregelmässigen Verba, deren Einübung (p. 78—152) dem zweiten vorbehalten bleibt. Der letzte Theil bietet die einfachsten Regeln der Syntax in französischer Form und einen sehr ansprechenden Uebungsstoff (153—231). Das Material wird schon früh in Gruppen gesammelt und in einer Beschreibung oder einem Geschichtchen zusammengefasst (cf. p. 14 ma chambre, p. 16 notre maison, p. 17 notre village, p. 23 la ville).

Das neue Lehrmittel darf Mittelschulen aufs wärmste empfohlen werden.

Dr. J. Ulrich.

Letture Scelte, ad uso degli studiosi della lingua italiana. Compilate da Giov. Lardelli. Zürich, Orell e Füssli, 1880.

Die unter diesem Titel herausgegebene Sammlung darf wol eine der besten in neuerer Zeit erschienenen genannt werden. Sie enthält Alles, was man von einem derartigen Buche verlangen kann und soll, in bester Auswahl und bietet mehr als andere für die Schule bestimmte ital. Lesebücher; so z. B. in der III. Abteilung unter dem Titel: „Novelle e romanzi“ einige der schönsten Capitel aus: „Mie Prigioni“; „Ettore Fierambica“, und eine ganze Novelle von V. Bersezio: „Il lane del Cieco“, sowie unter den dramatischen Stücken das hübsche Lustspiel Goldoni's: „Il Burbero Benefico“, gleichfalls ganz. Aus der verhältnissmässig reichen Auswahl schöner poetischer Stücke brauche ich nur: No. 1 „Addio di Ettore e Andromaca“, No. 2 „Laoconte“ aus den Uebertragungen der Ilias von Monti und der Aeneis von H. Caro, No. 3 „Caronte“, No. 5 „Il Conte Ugolino“ aus der Comedia, No. 9 „La presa di Gerusalemme“ und No. 13 „Folchetto di Provenza“ von T. Grossi zu nennen, um zu zeigen, wie geschickt Lardelli für die Schule auszuwählen versteht. Gerne hätte ich in diesem Kapitel kurze Angaben über die Versmasse der einzelnen Gedichte gewünscht; auch dürfte es sich vielleicht empfehlen, in einer künftigen Auflage in wenig Worten das Nötigste über die bedeutenderen ital. Schriftsteller zu sagen. Anmerkungen werden mit Recht nicht zu häufig gegeben, ebenso die Uebersetzung ital. Wörter, doch hätten wol Wörter wie: montare, l'acclamazione, celare, star(e) bene, gomito, egoismo, sussistenza etc. keiner Uebertragung bedurft, wogegen solche zu anderen sehr zu wünschen wäre, so beispielsweise zu den seltenen: zanipillo p. 184; sbadigli p. 185; accecante (blendend) p. 197; pria für prima p. 289; brancolare (umhertappen) p. 295; appassito p. 315 und andere. Der Druck ist gut und sorgfältig durchgesehen, ich fand nur p. 184 plätschern st. Plätschern (subst.), p. 254 dtfficoltà st. diff., p. 290 letzte Z. v. u. di fiammerote st. fiamme ruote, p. 291 Z. 15 angel st. augel, p. 295 per vaglia st. per voglia.

Von demselben Verfasser ist soeben auch eine kleine aber recht gute und brauchbare Briefsammlung erschienen unter dem Titel: „Picolo Epistolario Italiano“, in dem hauptsächlich auch der kaufmännische Brief berücksichtigt wird.

Anleitung zur Abfassung von französischen Briefen mit zahlreichen französischen Mustern und deutschen Uebungen. Für den Schul- und Privatgebrauch von Dr. Otto Ritter, Oberlehrer an der Sophienschule zu Berlin. Berlin, J. M. Späth, 1880.

Wie die früher im Archiv (XXXIII. Jahrg., 61. Bd.) angezeigte und allgemein günstig aufgenommene Anleitung zur Abfassung von englischen

Briefen von demselben Verfasser, ist auch diese vorliegende ein recht gutes Buch. Es bringt zuerst alles Notwendige über Einrichtung und Abfassungsart französischer Briefe, wobei mit besonderer Rücksicht auf den praktischen Gebrauch Muster von Briefschlüssen in überaus grosser Anzahl und Vielfältigkeit gegeben werden, dann folgt die mit Umsicht zusammengestellte Sammlung von 220 französ. Musterbriefen über alle nur möglichen Vorkommnisse des Lebens, denen sich wieder 50 deutsche zur Uebertragung in das Französische bestimmte Briefe anschliessen. Zu letzteren sind Anmerkungen in weitaus genügender Anzahl gegeben; dagegen wäre, glaube ich, zu besserem Verständnisse bei den französ. Originalen einige Male eine Bemerkung beziehungsweise Uebertragung am Platze gewesen. Ich lasse die betreffenden Stellen hier folgen: p. 53 hätten die Worte: „in aeternum" für des Lateinischen Unkundige durch „à (pour) jamais" verständlich gemacht werden können; p. 54 (Brief 103) steht der familiäre Ausdruck „tout cela n'est pas bien chaud" wo „chaud = lustig, angenehm"; p. 73 (Brief 137) hätte der Ausdruck „ce mets digne de la table de Rabelais" erläutert werden sollen, damit gewöhnlichen Lesern die Pointe nicht entgeht; zugleich hätte man auch die Redensart: „quart d'heure de Rabelais" heranziehen können; p. 88 könnte die deutsche Uebersetzung für „bourrelets" (Brief 156) angegeben werden; der auf p. 98 (Brief 171) vorkommende Ausdruck „agrégation de grammaire" dürfte wol den wenigsten Lesern bekannt sein, desgleichen der p. 107 (Brief 179) „les rubriques des portiers parisiens"; zu „Montbard" p. 107 dürfte die Bemerkung: „Geburtsort des berühmten Naturforschers Buffon (1707—1788)" am Platze sein. Wer nicht in London war oder eine eingehende Schilderung des „British Museum" gelesen hat, wird schwerlich den p. 123 (Brief 193) sich findenden Ausdruck „déprédations de Lord Elgin" richtig verstehen; es wäre also wol kurz darauf hinzuweisen, dass hierunter die von dem englischen General und Gesandten Lord Elgin auf seinen Reisen in Griechenland zusammengeraubte berühmte Antikensammlung zu verstehen ist, die später von dem Parlament für das britische Museum angekauft wurde (nach dem „Hand-Book Guide for Visitors" um 35,000 Pfd. Sterl.) und jetzt in demselben zwei grosse Säle, genannt „Elgin rooms", füllt. Dies sind die wenigen Fälle, in denen ich eine Anmerkung für notwendig oder doch wünschenswert halte. Die französischen Muster sind, wie in der früheren Sammlung die englischen, fast ausnahmslos der Korrespondenz bedeutender Persönlichkeiten (u. a. Béranger, Brachet, Lamartine, Mazzini, Sainte-Beuve, V. Hugo) oder dem schriftlichen Privatverkehr gebildeter Franzosen entnommen und in Folge dessen frei von jener Künstelei und Geschraubtheit, die wir in den Briefen so vieler Mustersammlungen lächerlich finden. Dr. Ritter gebrauchte auch hier zur Erzielung grösserer Genauigkeit die Vorsicht, die franz. Briefe nochmals von einem Franzosen, Hrn. Direktor Perron zu Nancy, durchsehen zu lassen; in der That wurde dadurch die äusserste Correctheit erreicht; ich wenigstens habe nur zwei Unrichtigkeiten im Texte bemerkt: p. 89, Z. 13 v. o. wird statt „En attendant de vous lire bientôt" zu lesen sein „de vous voir", und p. 106, Z. 14 v. o. muss es heissen: „ainsi jugez du repos que je" statt „de repos". Ein weiterer Vorzug unseres Büchleins ist sein überaus deutlicher und fehlerfreier Druck. So möge auch es die günstige Aufnahme finden, welche es sicherlich verdient.

Vom französischen Versbau alter und neuer Zeit. Zusammenstellung der Anfangsgründe durch Adolf Tobler. Leipzig, Hirzel, 1880.

Dass man gerade in neuerer Zeit sich vielfach mit eingehenden Studien über den französischen Versbau beschäftigt, davon zeugen die zahlreichen

jüngst erschienenen grösseren und kleineren Abhandlungen über denselben, unter ihnen besonders die wesentliche Fortschritte in der Metrik zeigenden Werke von Lubarsch und Becq de Fouquières. Keines aber von allen wird von so grossem Einfluss auf die Weiterentwicklung der franz. Verslehre sein, wie das unter so schlichtem Titel erschienene, vortreffliche Büchlein Tobler's. Freilich soll es keine erschöpfende Belehrung über alle Gebiete der Metrik bieten, da z. B., wie der Verfasser selbst in der Vorrede hervorhebt, der Strophenbau gar nicht in demselben berücksichtigt wird, aber es ist in ihm die einzig richtige Grundlage gelegt, auf welcher allein eine streng wissenschaftliche franz. Verslehre aufgebaut werden kann. Es geht nämlich, wie auch der Titel besagt, überall mit der Besprechung des Neufranzösischen die des Altfranzösischen Hand in Hand, und dass allen Erscheinungen auf beiden Gebieten die gewissenhafteste Durchforschung und Würdigung zu Teil wird, dafür bürgt ja schon der Name des um die romanische Philologie so verdienten Verfassers allein. Das Büchlein zerfällt in fünf Abschnitte, deren erster als Einleitung eine genaue Definition des Verses innerhalb der franz. Dichtung giebt und uns mit der Abfassungsart der einzelnen Gattungen in den verschiedenen Perioden sowie mit dem Wesen und den Gesetzen über Zulässigkeit des Enjambement bekannt macht. Der II. Abschnitt: „Feststellung der Silbenzahl“ handelt selbstredend in erster Linie von dem Werte des sogenannten stummen „e“, dann von der Zusammengehörigkeit sonst im Inneren des Wortes neben einander tretender Vocale; mit ganz besonderer Genauigkeit wird in diesem Kapitel das schwierige Thema von der Unerlässlichkeit oder nur möglichen Anwendung der Elision im Altfranzösischen besprochen. Im nun folgenden III. Abschnitt über die „innere Gliederung des Verses“ verurteilt Tobler mit vollem Recht den Gebrauch, die französischen Verse nach Füssen zu bestimmen oder gar von Iamben und Trochäen zu reden, da nur eine Messung nach der Silbenzahl angezeigt sei, und geht dann auf das Sorgfältigste auf die Cäsur ein, durch welche allein die innere Gliederung des Verses zu Stande kommt. Im IV. und kürzesten Kapitel kommt der Hiatus zur Sprache und endlich im V. die Assonanz und der Reim.

So hat der Verfasser durch die Herausgabe dieses Werkchens, das in möglichst kurzer Form Alles enthält, was zu einem streng wissenschaftlichen Studium des französischen Versbaues notwendig ist, ganz bestimmt nicht nur, wie er in seiner Bescheidenheit in der Vorrede sich äussert, seinem eigenen Bedürfnisse, resp. dem seiner Zuhörer abgeholfen, sondern einem allgemein gefühlten. Hiefür ist der beste Beweis, dass bedeutende Professoren es alsbald nach seinem Erscheinen ihren Studenten als Compendium in die Hände gaben. Aber nicht nur den Jüngeren, sondern ebenso, ja ich möchte fast behaupten noch weit mehr jenen, welche die Universität schon verlassen und vielfach nicht die Gelegenheit haben, durch lebendigen Verkehr mit der „Alma Mater“ ihr Wissen zu fördern, jenen, die nur durch das gedruckte Wort mit den Fortschritten der Wissenschaft bekannt werden können, wird sich Tobler's Zusammenstellung als äusserst nützlich erweisen, und es ist somit nur zu wünschen, dass es auch in diesen Kreisen allseitig jene Beachtung und Würdigung finde, die es in so hohem Grade verdient.

Augsburg. G. Wolpert.

Li romans dou chevalier au lyon von Crestien von Troies, herausgegeben von Wilhelm Ludwig Holland. Zweite Auflage. Hannover, Rümpler. Paris, Vieweg, 1880. X u. 262 S. 8⁰.

Schon seit geraumer Zeit war die Ausgabe des Chevalier au lion von W. L. Holland vergriffen, da gab Tobler in dankenswerther Weise die An-

regung, dass der Herausgeber eine zweite Auflage veranstaltete, welche um so mehr einem fühlbaren Bedürfniss abhilft, als die von W. Förster versprochene Gesammtausgabe der Crestien'schen Werke noch einige Zeit dürfte auf sich warten lassen. Der Text in der neuen Ausgabe ist im Vergleich zu dem früheren wesentlich verbessert worden, besonders durch werthvolle Conjecturen und Bemerkungen Tobler's, welcher die Vatikanische Handschrift eingesehen und benutzt hat, und ist hergestellt auf Grund der Pariser Hs. Nr. 73 Cangé, von welcher eine Schreibeprobe dem Titelblatte vorangeht. Diese Hs. bietet einen leserlichen, aber orthographisch ungleichmässigen Text, der nur an einigen Stellen zu verbessern war; meist treffen die Emendationen das Richtige, wiewohl ein rein kritischer Text mit uniformirter Schreibung nicht überall erreicht ist, weil nicht alle Handschriften vom Herausgeber benutzt worden sind. Die etwas ungleichmässig unterhalb des Textes vertheilten Anmerkungen haben in der neuen Auflage wenig Aenderungen erfahren; dieselben zeigen, dass der Herausgeber bemüht gewesen ist, die Ergebnisse der neueren Forschungen über Crestien und den Chevalier au lion möglichst zu berücksichtigen. Doch kommen noch veraltete Ansichten vor, z. B. p. 18 Anm. zu 324 bis 364 u. ö., dass Crestien Verfasser des Conte del roi Guillaume d'Engleterre sei, welcher von Michel, Chroniques anglonormandes II, p. 39—172 nach der Pariser Hs. 6987, jetzt Ms. fr. 375 herausgegeben worden ist; schon der Anfang:

> Crestiiens se veut entremetre,
> Sans nient oster et sans nient metre etc.

wie der Schluss:

> La matere si me conta
> .I. miens compains, Rogiers li cointes,
> Qui de maint prodome est acointes

sprechen gegen die Identität dieses Crestien mit dem Verfasser des Chevalier au lion. Oefters ist der englische Gawayn zur Vergleichung herangezogen nach dem Texte von Ritson, Ancient engleish metrical romancees 1801; so z. B. S. 201, V. 5099—5103, oder S. 207, V. 5248—5265, oder S. 163, V. 4023; besser wäre es den Sir Gawayn and the Green Knight nach den Ausgaben von Madden vom Jahre 1839 oder von R. Morris vom Jahre 1864 (E. E. T. S.) zu citiren. Zu S. 10, V. 151, 152 u. ö. ist nun zu verweisen auf die inzwischen erschienene Abhandlung von Ed. Schwan, Philippe de Remi, Sire de Beaumanoir und seine Werke: in Böhmer's Romanischen Studien Heft XV (April 1880), p. 351—410. Die in dem Vorwort zur neuen Auflage genannten Arbeiten, namentlich die von Settegast, Gärtner und Blume mussten in den Anmerkungen öfter herangezogen werden, da einzelne Ansichten derselben auf Widerspruch stossen dürften. Wie auf die von Barbazan und Méon herausgegebenen Fabliaux, so konnte auch auf die neue Sammlung von Anatole de Montaiglon et Gaston Raynaud mit verwiesen sein. Zu V. 4087—4089 fehlt der Hinweis auf die Abhandlung von Perle über die Negation im Französischen in Gröber's Zeitschrift für romanische Philologie. Zu V. 2582 über die Turteltaube musste die Tradition der französischen Bestiarien herbeigezogen werden, deren keiner erwähnt ist. Manche zu häufig vorkommende Verbindungen wie trives ne pes V. 514, avenant et bele V. 702, baisier et acoler etc. wie die Anrede biax sire u. a. brauchten nicht durch so viele Belege gestützt zu werden; bei V. 678 (destroiz et angoisseus) ist wohl wegen der ähnlichen Verbindung auf V. 4644 (pansis et destroiz) verwiesen. Solche schlechten Lesarten wie mile statt nule bei Le Roux de Lincy V. 534 können in den Noten überhaupt ohne Schaden wegbleiben. In V. 575, 576 ist auf eine angeblich gleichlautende, wirklich jedoch nur ähnliche Stelle in Wace's Roman de Rou hingewiesen, den der Herausgeber nach seinem Crestien de

Troies S. 152 statt nach der Ausgabe von Dr. H. Andresen, Heilbronn, Henninger 1877—1879 citirt. Der Wortlaut bei Crestien ist V. 575—576:

> Ensi alai, ensi reving,
> Au revenir por fol me ting,

während es in Wace's Roman de Rou III, V. 6418—6420 heisst:

> Fol m'en revinc, fol i alai,
> Fol i alai, fol m'en revinc,
> Folie quis, por fol me tinc.

S. 35 zu V. 702 ist Flore et Blancheflor noch nach E. du Méril's statt nach H. Suchier's oder G. Paris' Ausgabe citirt. Zu V. 2352—2353, wo über die musikalischen Instrumente gehandelt ist, fehlt der Hinweis auf Tobler's Abhandlung über „Spielmannsleben im alten Frankreich" in der Zeitschrift „Im Neuen Reich" 1875, vgl. Romania 1877, No. 8. Auch Guischart de Beaulieu sagt ähnlich: Harpent, rotent, vielent et chantent li jugler; vgl. (A. Jubinal,) Le sermon de Guischart de Beaulieu, Paris 1834, p. 17; die Pariser hier reproducirte Hs. dieses Werkes enthält 666 Zeilen, während die Londoner Harl. 4388 im Ganzen 1923 Zeilen zählt. Die interessanten Belege S. 63—64 zu V. 1438 über die Charakteristik der Frau in der altfrz. Poesie liessen sich noch vermehren. Zu den Proben aus dem Roman de la Poire S. 4, S. 56 und S. 114 wird sich in einer dritten Auflage des Chevalier au lion ein Hinweis auf die neue in kurzem erscheinende Ausgabe dieses Werkes von Dr. Stehlich anbringen lassen. Correctheit des Druckes und Ausstattung des Buches sind vortrefflich; eine ungewöhnliche Schreibung begegnet S. 152 zu V. 3698—3707: eräugnis; in der Einleitung S. X: Gustaf. Wie die erste, so verdient auch die zweite von Holland nach einem Zeitraume von beinahe 20 Jahren veranstaltete Auflage volle Anerkennung.

Stephan Wätzoldt, Die Pariser Tagezeiten. Achter Jahresbericht der Unterrichtsanstalten des Klosters St. Johannis zu Hamburg. Ostern 1880. VII u. 52 Seiten.

Dieses 4062 Verszeilen enthaltende gebetartige Gedicht, welches im Ganzen in neun Abschnitte zerfällt, ist einer im Eingange unvollständigen Pariser Handschrift des 14. Jahrhunderts entnommen und stellt grösstentheils die Leidensgeschichte und Auferstehung Christi dar. Der Herausgeber beruft sich wiederholt auf seine wohlbekannte Hallische Dissertation vom Jahre 1875, welche die Metrik, die Sprache, den Lautbestand, die Formenlehre und den Wortschatz dieser Dichtung behandelt. Betreffs der Heimath des Dichters ist W. jetzt anderer Ansicht, indem er als solche Hessen annimmt. Der Titel „Tagezeiten" ist für das Gedicht gewählt auf Grund der Theilung der ersten sieben Abschnitte nach den sieben horae canonicae; besser wäre gewesen „Horen". Der Name des Dichters ist unbekannt; aber der in den Kirchenvätern belesene Verfasser scheint dem geistlichen Stande angehört zu haben, auf welchen namentlich die Abschnitte V. 2744 fg. und 3997 fg. hindeuten. Als Abfassungszeit dieser Horendichtung, welche von untergeordnetem poetischen Werthe ist, nimmt der Herausgeber mit Wahrscheinlichkeit die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts an. Der mit Anmerkungen versehene Text, welcher hier zum ersten Male nach der einzigen Hs. der Nationalbibliothek zu Paris veröffentlicht wird, bildet einen getreuen Abdruck der handschriftlichen Ueberlieferung, in welchem an der Mundart des Schreibers nichts geändert ist; selbstverständlich hat der Herausgeber die Interpunction eingefügt, fehlerhafte Schreibungen in die Anmerkungen verwiesen, Lücken durch Punkte angedeutet, schwierige Stellen erklärt und die Abkürzungen aufgelöst.

Die einzelnen Abschnitte des Textes führen folgende Titel: 1. Mette. 2. Prime. 3. Tercie. 4. Sexte. 5. None. 6. Vesper. 7. Complede. 8. Daz uf hersthene. 9. Dreveldekeit. — Eine Vergleichung des Gedichtes in Bezug auf Anordnung und Inhalt mit Horendichtungen fremder Literaturen wäre erwünscht gewesen. R.

Zur Abwehr.

In der Recension meiner Schillerstudien (Archiv 1880, S. 219) ist wörtlich zu lesen: „Hauff wundert sich, dass im ‚Spaziergang' der Dichter uns am Schluss mitten in der Wüste stehen lässt. O Schiller, wie wenig verstandest du von der Dichtkunst! Natürlich war noch zu sagen, dass der Spaziergänger nun auch nach Hause zurückging, von der liebenden Gattin mit Vorwürfen wegen zu langen Ausbleibens nebst Hinweis auf das kalt gewordene Essen empfangen wurde u. s. w." — Die betreffende Stelle in meinem Werk S. 240 enthält eine Aeusserung Karl Grüns, die so lautet: „Diesen fehlenden Schluss (nämlich dass Schiller nicht schildere, wie aus der Asche der Stadt der Menschheit Kern, die Sittlichkeit, einen neuen Bau aufführe, der noch herrlicher und schöner sei, als der der unmittelbaren Kultur) abgerechnet, ist das Gedicht durchaus vollendet; nur Hoffmeister meint, der Dichter lasse uns zuletzt in der Einöde stecken, was er jetzt gemacht habe? Wahrscheinlich ist er nach Hause gegangen, fand aber nicht nöthig, uns dies zu sagen. Das Gedicht schliesst mit dem Ausgangspunkt, mit der Natur, die alles Menschliche trägt und ewig ergänzt." Folglich hat der Recensent mich etwas sagen lassen, was Hoffmeister gesagt hat und Grüns Witz weiter ausgesponnen. O Recensent, wie wenig verstehst du das Recensiren! — Er fährt fort: „Ebenso wenig kann Ref. es verstehen, wenn H. die Bedeutung und den dichterischen Gehalt der ‚Glocke' so gar sehr herabdrückt und sorgfältig die abschätzigen Urtheile Uhlands und anderer anführt. Uhlands herbes Wort erklärt sich wohl aus seinem von dem Schiller'schen durchaus verschiedenen Standpunkt" u. s. w. Der betreffende Abschnitt in meiner Schrift, den ich aus meinem Aufsatz „Die Weltanschauung der deutschen Klassiker und der Straussische Neue Glaube" in Herrigs Archiv etc. 1874, S. 258 aufgenommen habe, lautet so (Schillerstudien S. 207): „Strauss hält im Alten und Neuen Glauben das Lied von der Glocke für das vollendetste Erzeugniss der Schiller'schen Lyrik, gewiss, zum Theil wenigstens auch deswegen, weil das specifisch christliche und kirchliche Element in dem Gedicht entschieden vor dem sogenannten allgemein Menschlichen zurücktritt. Wenn aber, was auch Strauss erzählt, die romantische Bande in Jena beim Vortrag der Glocke am Theetisch der Frau Karoline Schlegel vor Lachen von den Stühlen fallen wollte, so erlaube ich mir zur Erklärung dieser allerdings meilenweit über das Ziel hinausschiessenden Missbilligung e i n e s d e r t r e f f l i c h s t e n G e d i c h t e S c h i l l e r s zu bemerken, dass der Romantiker Uhland im 8. Band seiner ‚Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage' die Behandlung des Stoffs d. h. die Anknüpfung verschiedener Betrachtungen an den Guss der Glocke fast allzu nüchtern und die Bezeichnung der Glocke als ‚herzlos, ohne Mitgefühl' unvolksthümlich d. h. unpoetisch findet; denn dem Volke war die Glocke nicht herzlos, sondern eine belebte Persönlichkeit. Kein Wunder, dass die mittelalterlich fühlenden oder fühlen wollenden Romantiker von dieser Auffassung angewidert wurden." Ich habe die Bedeutung der „Glocke", wie aus dem Obigen erhellt, nicht allzutief herabgedrückt, aber dem „Spaziergang" im Vergleich mit der Glocke den Preis zuerkannt und wie ich glaube meine Auffassung bewiesen. Ebenso wenig hat Uhland ein „abschätziges" Urtheil über das Glockengedicht überhaupt gefällt; sein

Urtheil geht auf die Form, die Behandlung des Stoffs. — Eine „Uniformität“ d. h. Einerleiheit auf dem Gebiete der Schillerkritik habe ich nicht angestrebt, sondern nur grössere Einheit. Ob mir dies gelungen ist, meint der Recensent, müsse fraglich bleiben — allerdings demjenigen, der ein Buch so oberflächlich durchblättert, wie der Recensent. — Statt der langen Einleitung, die nichts wesentlich Neues enthält und nicht zur Vorbereitung auf die eigentliche Recension, die den wahren Kern meines Buches nicht trifft, dienen kann, statt dieser Einleitung hätte der Recensent besser sich über den Inhalt des Buchs ausgelassen; denn die Worte „sein kritischer Spaziergang durch Schillers Gedichte“ genügen nicht. Der kritische Spaziergang durch Schillers Gedichte sollte ein Commentar höheren Stils zu solchen Gedichten Schillers sein, in denen es galt, dem Grundgedanken auf die Spur zu kommen, häufig übersehene Punkte hervorzuheben, falsche Erklärungen zu widerlegen, dunkle Partien aufzuhellen, weswegen zwei besonders tiefe und schwere Gedichte, die Künstler und das Ideal und das Leben, Strophe für Strophe behandelt wurden. Altes und Altbekanntes wollte ich nicht wiederholen; die gewöhnlichen Notizen geben die bekannten Commentare von Viehoff, Düntzer und Anderen. An die Besprechung der Gedichte schlossen sich nicht selten längere Auseinandersetzungen von selbst an; z. B. bei den Idealen wurde R. Gottschalls Auffassung von Schillers äusserem und innerem Leben bis zum Jahr 1795 auf 12 Seiten besprochen, einfach deswegen, weil er sich für seine neue Auffassung besonders auf dieses Gedicht beruft. — An diesen Haupttheil des Buchs (S. 1—378) schliesst sich von 379—409 ein Abschnitt über Schillers Briefwechsel, z. B. mit dem Buchhändler Cotta an. Es folgen Schillerlieder und Schillerische Anklänge 413—428, zwei Nachträge und zwei Register. — Im Uebrigen: Sapienti sat!

Gustav Hauff.

Miscellen.

Nach der Chanson de Roland.*

Roland stirbt.

CCIV.

Und Roland fühlt, dass ihn der Tod erfasst:
Vom Haupte steigt er ihm ins Herz hinab.
Er nimmt den Lauf zu einer Fichte jach,
Aufs Angesicht sinkt er ins grüne Gras;
Legt unter sich das Schwert zum Olifant.
Er hat das Haupt gekehrt zum Heidenland;
Um dessenthalb, weil herzlich ihn verlangt,
Dass Karl und all sein Heer ihm sage nach:
Gestorben sei im Sieg der edle Graf.
Und seine Schuld bekennt er oft und bang.
Den Handschuh beut er Gott der Sünden halb:
Ihm nehmen den die Engel Gottes ab.

CCV.

Und Roland fühlt, dass seine Zeit ist um;
Auf spitzer Höh' liegt er nach Spanien zu.
Mit einer Hand zerschlägt er sich die Brust:
„Gott! deine Kraft vertilge meine Schuld,
Nimm, gross wie klein, von mir die Sünden du,
Die ich begieng von Stunde der Geburt
Bis diesen Tag, wo ich bin todeswund!"
Den rechten Handschuh reicht er Gott zum Gruss,
Und Engel trägt vom Himmel her der Flug.

---

* La Chanson de Roland — par Léon Gautier. 7me édition. Tours 1880. — Die Uebersetzung ist wörtlich und schliesst sich genau an die Form des Originales an, nicht nur in der durchgeführten Assonanz jeder einzelnen Tirade, sondern auch im Einschnitt hinter der vierten Sylbe der Verse, welchen man nicht vernachlässigen kann, ohne ein charakteristisches Merkmal dieser echt epischen Versweise einzubüssen. Uebrigens war es mir nicht immer möglich ungenaue Assonanzen zu vermeiden.

CCVI.

Graf Roland lag zu Fuss der Fichte still,
Nach Spanien hingekehrt das Angesicht.
Ihm kommen viel Gedanken in den Sinn:
An jedes Land, so der Baron besiegt,
Das süsse Heim, die Mannen nah gesippt,
Karl seinen Herrn, bei dem er sass zu Tisch,
Die Franken auch, die treulich ihn geliebt.
Er weint und seufzt, wie sehr er mit sich ringt.
Doch will er auch sein selbst vergessen nicht.
Bekennt und fleht zu Gott um mild Gericht:
„O Vater! Du, der niemals Lüge spricht,
Sanct Lazarus hat auferweckt zum Licht
Und Daniel half, dass er den Leu'n entgieng,
Von jeder Noth die Seel' erlöse mir,
Worein ich bin durch Sündenschuld verstrickt."
Dann reicht er Gott den rechten Handschuh hin,
Den aus der Hand Sanct Gabriel ihm nimmt.
Auf seinen Arm hält er das Haupt geschmiegt,
Und Hand in Hand geknüpft ist er am Ziel.
Gott schickt herab ihm seine Cherubim,
Sanct Raphael, Sanct Michel von Peril.
Sanct Gabriel muss auch mit ihnen ziehn.
Des Grafen Seel' entschwebt ins Paradies.

Karl findet seinen todten Neffen und klagt um ihn.

CCXXXIV.

In Ronceval ist Karl nun angelangt,
Er sieht sie todt und fängt zu weinen an,
Den Franken sagt er: „Herren, zieht gemach;
Denn ganz allein zu gehen liegt mir an
Dem Neffen nach, ob ich ihn finden kann.
Zu Aachen war's am hehren Jahrestag:
Sich rühmten meine braven Jungen da
Um manchen Sturm, um manchen grossen Kampf.
Da hört' ich auch ein Wort, das Roland sprach:
Dafern er stürb' in fremdem Königsland,
Läg' er gewiss vor Pairs und Heeresbann:
Den Heiden zu hätt' er sein Haupt gewandt,
Und Sieger blieb' uns der Baron im Fall."
Soweit nicht wirft ein Mann mit einem Stab,
Als Karl voraus den Andren steigt bergan.

CCXXXV.

Dieweil der Herr nach seinem Neffen sucht,
Erscheint die Wies' ihm, ganz von Blumen bunt,
Die roth gefärbt sind vom Baronenblut.
Dess jammert ihn, er weint mit schwerem Muth,
Steht oben bald, an zweier Bäume Fuss;
Drei Felsen thun ihm Roland's Hiebe kund.
Der Neffe liegt vor ihm auf grünem Grund;
Kein Wunder ist's, wenn Karl ein Grimm durchzuckt.
Er steigt vom Ross, er läuft in Hast herzu,

Er presst den Leib des Grafen an die Brust
Und fällt auf ihn, vor Weh sein unbewusst.

CCXXXVI.

Dem Kaiser wird es wieder hell im Sinn.
Der Herzog Naimes, Graf Acelin mit ihm
Und Gottfried samt dem Bruder Thierri
Sie lehnen ihn an eine Fichte still.
Zur Erde blickt er, sieht ihn, der da liegt.
Wie lieblich drum zu klagen er beginnt!
„Freund Roland! Gott zur Gnad' empfehl' ich dich!
Dein's Gleichen sah man unter Rittern nie,
Wie grosse Schlacht du führtest und entschiedst.
Mir sinkt mit dir die Ehre nun dahin."
Da schwindelt ihm, dass er zusammenbricht.

CCXXXVII.

Der König Karl hat neu sich aufgerafft;
Vier Herren stehn und halten ihn umfasst.
Er blickt zur Erd' und sieht den Neffen da;
Kraftvoll der Leib, jedoch die Farbe schwand,
Die Augen starr, gehüllt in tiefe Nacht.
Karl klagt um ihn aus Treu und Liebesgram:
„Freund Roland! bett' auf Blumen Gottes Hand
Im Paradies dich bei der Ehrenschaar!
Was zogst du doch nach Spanien fort zur Qual!
Nie wird mir frei von Schmerz um dich ein Tag.
Wie kommt mein Stolz und meine Macht zu Fall!
Nicht Einer hat mein Reich zu stützen Kraft.
Mein einz'ger Freund — ich hab' ihn ach! gehabt.
Die Sippen? weh! nicht Einer ist so brav."
Die Hände füllt er mit zerrauftem Haar.
Er wird beklagt von hunderttausend Mann:
Kein Franke, der das Weinen lassen mag.

CCXXXVIII.

„Freund Roland! bald nach Frankland zieh' ich heim.
Bin ich zu Laon in meiner Kämmerei,
Dann kommen sie aus fremdem Land herein
Und fragen, wo der Graf und Hauptmann bleibt.
In Spanien — sag' ich dann — fiel er im Streit.
Fortan mit Schmerz halt' ich mein Königreich:
Mir kommt kein Tag von Thrän' und Klagen frei.

CCXXXIX.

Freund Roland, sieh, du schöner junger Held,
Bin ich daheim in meiner Hauskapell',
So fragen sie nach Neuem in der Welt.
Was ich dann sag', ist wundersam und grell:
Mein Neffe todt, der so viel Land erkämpft.
Drum kommt es, dass der Sachse sich erhebt,
Ungar, Bulgar', viel Volk dem Glauben fremd,
Römer, Polack' und Alles von Palerne,
Von Afrika, so auch von Californe;
Dann wird mein Leid und Ungemach gemehrt.
Wer führt hinfort mit solcher Macht mein Heer,
Da Er verschied, der vor uns trug die Wehr?

Wie stehst du heut', o süsses Frankland, leer!
Vor grossem Schmerz wär' mir zu sterben recht!"
Worauf der Herr am weissen Barte zerrt,
Gerauftes Haar in beiden Händen hält,
Und all sein Heer zur Erd' in Ohnmacht fällt.

CCXL.

„Freund Roland, ach! dein Leben ist entflohn:
Die Seele find' im Paradiese Lohn!
Dein Mörder sprach dem süssen Frankland Hohn.
Vor grossem Schmerz möcht' aus der Welt ich fort,
Und all mein Haus, das meinthalb fand den Tod.
Das walte Gott, Santa Maria's Sohn,
Eh' ich gelang' an Sizre's Felsenthor,
Dass meine Seel' erlöst sei heute noch
Und Einkehr halt' in ihrer Seelen Chor,
Indess mein Fleisch bei ihrem ruht am Ort."
Er weint und zerrt am weissen Barte so.
Spricht Herzog Naimes: „Nun lodert Karl in Zorn."

Alda's Tod.

CCXCVII.

Der Kaiser ist aus Spanien heimgelangt;
Nach Aachen kommt er, Franklands bester Stadt,
Ersteigt die Burg und schreitet in den Saal,
Und Alda tritt zu ihm, die schöne Magd,
Spricht so zum Herrn: „Wo ist der Feldhauptmann,
Der schwur, mich einst zu nehmen als Gemahl?"
Darob ist Karl von Kummer schwer und bang,
Er weint sich aus, er zerrt den weissen Bart:
„Lieb Herz, der Mann ist todt, dem nach du fragst;
Doch biet' ich dir gesteigerten Ersatz:
Den Louis, mir ward kein besserer bekannt.
Mein Sohn empfängt jedwede Markgrafschaft."
Und Alda spricht: „Mich fremdet, was du sagst.
Nicht wolle Gott und seine Engelschaar,
Dass ich verweil' allein, nun Roland starb."
Und sie verblasst, zu Füssen fällt sie Karl.
Todt ist sie. Gott, nimm dich der Seele an!
Da haben laut die fränk'schen Herr'n geklagt.

CCXCVIII.

Und Alda gieng, die schöne, hin im Tod.
Der König glaubt, sie lieg' in Ohnmacht blos;
Sie jammert ihn, des Kaisers Leid ist gross;
Die Hände fasst er, richtet sie empor;
Da sinkt das Haupt ihr auf die Schulter todt.
Als Karl ersah, die Seele sei entflohn,
Wie schnell der Herr vier Gräfinnen entbot!
Die trugen sie zum Nonnenkloster fort,
Bewachten sie, bis dass der Tag erglomm,
Dann beim Altar versenkte sie der Chor.
Der König hat viel Ehr' ihr dort gezollt.

Darmstadt. Friedrich Zimmermann.

Als und Wie in Vergleichungen.

Die folgenden Zeilen sollen keine erschöpfende Darstellung des betreffenden Gegenstandes enthalten, sondern nur kleine Ergänzungen zu dem, was andere über ihn gesagt haben. Das Lexikon von Grimm giebt in dem Artikel über „Als“ eine klare Uebersicht über die Bedeutung und den Gebrauch der Vergleichungspartikeln in den verschiedenen Zeiten und bei den verschiedenen Schriftstellern. Wir wollen nur einige Bemerkungen über „als“ und „wie“ hinzufügen.

Als Regel wird bekanntlich jetzt im Allgemeinen dies festgehalten, dass man nach Comparativen und comparativischen Ausdrücken „als“ anwendet, bei einer wirklichen Gleichstellung aber „wie“. Man sagt also „grösser als“ ..., dagegen „eben so gross wie“ ... Es gab eine Zeit, wo „als“ gerade zur Bezeichnung der Gleichstellung diente, während in der anderen Bedeutung (nach Comparativen etc.) „than“ oder „dann“ (j. „denn“) gebraucht wurde: vgl. „roth als Blut, röther dann Blut.“

Dass in neuerer Zeit der oben angegebene Unterschied ziemlich consequent beobachtet wird, ist nicht zweifelhaft. Indess finden sich bis in den Anfang dieses Jahrhunderts hinein (namentlich aber in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts) auch bei guten Autoren häufige Abweichungen von jener Regel: vgl. Less. Miss S. S. I, 7 („Dies elende Haus sieht mich noch immer auf eben dem Fusse als den ersten Tag“); id. Literaturbriefe 12 p. 34 („Wer sich aber so ausdrücklich als Herr Wieland dawider erklärt etc.); ibid. („Von einem so fertigen Briefschreiber als Sie sind“); Schill. XII, p. 230 („Sie galten mit demselben Rechte als die Gesetze der Natur in der Unschuldswelt regieren“); W. v. Humb. Briefe an eine Freundin II, 23 („Ich bewohne dieselben Zimmer als in den vorigen Jahren“); ibid. 27 („Dies Geschlecht erneuert sich nicht anders als die Geschlechter der Thiere“); ibid. 163 („Schwerlich hat jemand Schiller so genau gekannt als ich“).

In der neuesten Literatur gehören Abweichungen von der Regel allerdings zu den grössten Seltenheiten, aber keineswegs zu den unerhörten Erscheinungen. Dass sie u. A. auch bei sachverständigen Leuten vorkommen, werden folgende Beispiele beweisen: vgl. Neue Jahrbücher für Philol. und Pädag. v. Fleckeisen, Bd. 121, Heft 8, S. 416 („Die Betheiligung war diesmal keine so zahlreiche als vor vier Jahren“); ibid. S. 420 („Man habe nach der alten Grammatik die Formen ebenso gut gelernt als nach der neuen“). Dem jetzigen Sprachgebrauch entsprechend heisst es dagegen S. 417 (nach einem Comparativ): „Die Sprachwissenschaft habe jetzt mit mehr Recht als früher Einlass in den formalen Sprachunterricht begehrt.“

Ldsb. a. W. A. W.

Orthographisches aus Frankreich.

Mit der Orthographie pflegen selbst gebildetere Franzosen es nicht allzu genau zu nehmen. Es gilt dies namentlich von solchen Fällen, wo es sich um gleichlautende, grammatisch aber verschiedene Wortformen handelt, wie porter, porté, portez; reçu, reçue, reçus etc. etc. Man kann in dieser Beziehung besonders in den Zeitungs-Annoncen, wie in Familienbriefen des Mittelstandes merkwürdige Dinge finden. Die für die unteren Schichten des Volks arbeitende Presse aber leistet auf diesem Gebiete wahrhaft Unglaubliches. Auf einer (vor etwa zwei Jahren unternommenen) Reise in Frankreich haben wir aus einem franz. Provinzialblatt (La Lanterne de Bocquillon) einen Artikel entnommen, aus dem wir folgende Stelle mit diplomatischer Genauigkeit wiedergeben wollen: „On a trouvé que le père

Badinguet (bekanntlich Napoleon III.), quan il a parti pour Sedan, il a pris par avance 2 million sur sa solde de monarque, qu'il a oublié de rendre, turellement (nat.). Mais on a encor trouvé quéque chôse de plus épastrouillant. C'est que mon mâtin de Bonatrape il a vendu en secret 26,000 hectare de bois qui appartenait à la France et qu'il avait pas le droit de toucher. Mâtin! quand un simple particulier il fait des afaire de ce calibre la, tou le monde il dit que c'est une canaille. Et les badingouinouillard ô contraire ils voudrait faire passer leur patron pour un saint et fair croire que la France elle n'a jamais été si heureuse que de son temps. Et ca n'empêche pa moncieu Cassagnac et autre badingouinard de dire que les républicain c'est tout des voleurs. Quéée farce! — Die Schreibweise des Verfassers lässt, wie man sieht, auch in Hinsicht auf grammatische Eigenthümlichkeiten nichts zu wünschen übrig, und was die Orthographie betrifft, so scheint er ein Anhänger des rein-phonetischen Systems zu sein, wie z. B. auch (an einer anderen Stelle) die Schreibung onaîte st. honnête deutlich genug dokumentirt.

Ldsb. a. d. W. A. W.

Salamander reiben.

Herr Rudolf sucht im Archiv LXIV, 126 die sehr anziehende Hypothese, dass der Ausdruck Salamander aus sal amandi = Minnesalz corrumpiert sei, durch eine kurze Darstellung der Mythen, Sagen und abergläubischen Gebräuche, die sich auf die Entstehung, Bereitung und Verwendung des Salzes beziehen, zu unterstützen. Man vermisst nun aber dabei offenbar einen Hinweis, dass auch zwischen Salz und Minne irgend ein näheres Verhältnis bestand. Ein solches kann ich in den Volksbräuchen nachweisen, wie sie in Kempen (la Campine) bestehen. Es kann wohl als bekannt vorausgesetzt werden, dass sich in der Heidelandschaft dieses Namens, die sich im Süden der holländischen Provinz Brabant bis gegen die Maas hinzieht, ganz merkwürdige Sitten und Gewohnheiten erhalten haben, die ihrem ganzen Charakter nach auf hohes Alter weisen. Darunter findet sich nun folgender Brauch:

Hat ein Knecht die Liebe eines Mädchens erlangt, so steht ihm das Recht zu, dreimal sein „lief“ oder „amurtje“ (Liebchen) des Abends zu besuchen und längere Zeit bei ihr zu verweilen. Diese Zusammenkünfte, die stets in der Fastnacht, zu Mitfasten und um Ostern stattfinden, führen die seltsame Bezeichnung: „Sein Lieb ins Salz legen“, „Sein Lieb im Salz umdrehen“ und „Sein Lieb aus dem Salz holen“.

Es liegt nun zwar wohl zu Tage, dass diese Ausdrücke zunächst mit der Fastenzeit zusammenhängen, aber nichts desto weniger ist diese Verbindung von L i e b e u n d S a l z interessant und scheint anzudeuten, dass zwischen beiden in alten Gebräuchen ein innigeres Verhältnis vorhanden war.

Marburg (Steiermark). A n t o n N a g e l e.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

Herm. Paul, Principien der Sprachgeschichte. (Halle, Niemeyer.) 6 Mk.
A. Mahn, Ueber das Wesen und den Ursprung der Sprache, sowie über den Ursprung des Menschengeschlechtes. (Berlin, Dümmler.) 60 Pf.
E. Littré, Wie ich mein Wörterbuch der französ. Sprache zu Stande gebracht habe. Eine Plauderei. (Leipzig, Friedrich.) 2 Mk.

Grammatik.

K. v. Bahder, Ueber ein vokalisches Problem des Mitteldeutschen. (Halle, Niemeyer.) 1 Mk.
K. v. Bahder, Die Verbalabstracta in den germanischen Sprachen ihrer Bildung nach dargestellt. Preisschrift. (Halle, Niemeyer.) 5 Mk.
F. Lindner, Grundriss der Laut- und Flexions-Analyse der neufranzös. Schriftsprache. (Oppeln, Franck.) 2 Mk. 80 Pf.
P. Förster, Spanische Sprachlehre. I. u. II. Hälfte. (Berlin, Weidmann.) 10 Mk.

Lexicographie.

O. Schade, Altdeutsches Wörterbuch. Zweite umgearb. Aufl. 7. u. 8. Heft. (Halle, Waisenhaus.) à 3 Mk.
J. ten Doornkat-Koolman, Wörterbuch der ostfriesischen Sprache. 11. Heft. (Norden, Braams.) 2 Mk.
J. Dresch, Nouveau dictionnaire classique allemand-français et fr.-allem. (Paris, Delalain.) 8 fr.
D. Loubens, Recueil de mots français dérivés de la langue grecque. (Paris, Bonhoure.) 1 fr.

Literatur.

P. Norrenberg, Allgem. Literaturgeschichte. 2 Bde. (Münster, Russell.) à Lfrg. 60 Pf.
J. Lerique, Literaturbilder: Klopstock, Lessing, Wieland, Herder. Die Göttinger, Goethe. (Düsseldorf, Schwann.) 3 Mk. 75 Pf.

R. Steck, Goethe's religiöser Entwickelungsgang. (Dresden, Zahn.) 50 Pf.
O. Marbach, Goethe's Faust I. u. II. Thl. erklärt. (Stuttgart, Göschen.) 8 Mk.
H. Rückert in seinem Leben u. Wirken dargestellt von A. Sohr. (Weimar, Böhlau.) 5 Mk.
L. Ganghofer, Johann Fischart und seine Verdeutschung des Rabelais. (München, Ackermann.) 1 Mk. 60 Pf.
F. Lotheissen, Molière. Sein Leben und seine Werke. (Frankfurt a. M., Literar. Anstalt.) 10 Mk.
Lescure, La société française au XVIIIe siècle. (Paris, Dentu.) 3 fr. 50 c.
E. Thierry, Documents sur le Malade imaginaire. (Paris, Berger-Levrault.) 25 fr.
A. Gilman, Shakespeare's Morals: Suggestive selections, with brief collateral readings and scriptural references. (London, Shaw.) 5 s.
Locke (English Men of Letters) by Th. Fowler. (London, Macmillan.) 2 s. 6 d.
H. J. Nicoll, Great Orators: Burke, Fox, Sheridan, Pitt. (London, Hamilton.) 2 s. 6 d.
R. P. Wülcker, Altenglisches Lesebuch, II. Theil, die Zeit von 1350 bis 1500. II. Abthlg. Glossar. (Halle, Niemeyer.) 2 Mk.
Guide to English Literature; with an account of the principal writers and their works. (London, Simpkin.) 2 s. 6 d.

Hilfsbücher.

Weidemann, Uebersicht der deutschen Literaturgeschichte. (Hildburghausen, Gadow.) 20 Pf.
J. Gossel, Sprichwörtliche Redensarten mit ihren Erklärungen. (Berlin, Stubenrauch.) 1 Mk.
Le roman des familles. Revue bi-mensuelle publiée sous la direction de G. van Muyden. vol. I. (Berlin, Liepmanssohn.) 3 Mk.
C. Bohm, Französ. Sprachschule. 3. Heft. Ausgabe für Lehrer. (Braunschweig, Wreden.) 1 Mk. 20 Pf.
Elementarbuch der frz. Sprache. III. Thl. (Stuttgart, Metzler.) 2 Mk.
W. Bertram, Grammat. Uebungsbuch für die mittlere Stufe des französ. Unterrichts. 4. Heft. (Bremen, Heinsius.) 1 Mk. 20 Pf.
R. Cochrane, The treasury of English Literature. (London, Simpkin.) 5 s.
A. Wittstock, The ancient classics. English reading book, containing pieces selected and translated from the greek and classic authors. (Bremen, Heinsius.) 5 Mk. 20 Pf.
Fr. Verstraeten und E. Doms, Cours complet de langue flamande à l'usage des établissements d'instruction moyenne. II. Partie. (Köln, Du Mont-Schauberg.) 2 Mk. 40 Pf.
L. Rosenthal, Das Meisterschaftssystem zur praktischen u. naturgemässen Erlernung der spanischen u. italienischen Sprache. (Leipzig, Rosenthal.) à Lfrg. 1 Mk.

Von Byron's „Jung Harold's Pilgerfahrt"

der erste Gesang.

Zum ersten Mal im Ton der Dichtung selbst übersetzt

von

Otto Emans.

An Janthe.

Nicht in den Breiten, die ich jüngst durchflogen,
Ob Schönheit dort auch lang mir einzig schien;
Nicht in den Träumen, die mein Herz betrogen
Mit Bildern, die nicht unbeweint entfliehn,
War etwas je, dem deine Pracht verliehn:
Auch will ich nicht in eitlem Unterfah'n
Die Reize malen, wie sie wechselnd glühn —
Arm wär' mein Wort für die, so dich nicht sahn;
Und wer dich schaut, wie wollt' ich dem mich nahn?

O! mögst du immer sein wie nun — ein Bild
Des jungen Frühlings, der so viel verheisst:
Ein lieb Gesicht, ein Herz so rein und mild,
Der flücht'gen Liebe irdisch stäter Geist,
Und arglos, wie dich keine Hoffnung preist!
Und sie, die nicht von deiner Seite weicht
In zartem Sorgen, ahnet schon, du seist
Der Zukunft Friedensbogen, der ihr leicht
Mit seinen Himmelsgluthen jeden Kummer scheucht.

Peri des Westens! Wohl mir, dass die Zahl
Der Jahre deine doppelt überragt!
In deinem Morgen schwelg ich ohne Qual,
Wie sie am Herzen des Verliebten nagt.
Wohl! dass die Zeit den Mittag mir versagt!
Wohl mir! wenn sich die Jugend blutend quält,
Trifft mich der Pfeil nicht, den dein Auge jagt
Ins Herz des Glücklichen, den du erwählt,
Dem Lieb' in liebsten Stunden sich dem Weh vermählt.

O! neig' dein Aug', aus dem nach Gemsenart
Durch holde Scheu ein Gluthenfeuer bricht,
Das streifend siegt, berückt wo es verharrt,
Zu diesem Blatt — und lächle dem Gedicht,
Wie sich's der Sänger wohl als süsse Pflicht,
Könnt' er dir mehr als Freundschaft weihn, begehrt.
Gewähr es, liebes Kind, und forsche nicht,
Was deiner Jugend ich dies Lied bescheert,
Lass mir die reine Lilje, die mein Kranz entbehrt!

So lebt in meinem Lied dein Name fort,
Und lange sei des Lauschers frommem Ohr,
In Harold's Sang Janthe's süsses Wort,
Der erste Ton, der sich zuletzt verlor.
Einst steigt es sehnend aus dem Lied empor,
Und reisst dich mächtig zu dem Saitenspiel
Des Todten, der dich pries in deinem Flor —
Das ist der Hoffnung kühn geträumtes Ziel,
Ob sie auch zag', heischt Freundschaft hier zuviel?

I.

O Muse! Du, der Hellas Göttlichkeit,
Und Dichterwillkür Form und Wesen gab,
Den Schutz, den schnöde Lieder oft entweiht,
Fleht meine Leier nicht auf sich herab.
Zwar taucht' ich einst in deinen Quell den Stab
Und klagt' auf Trümmern delphischen Gesteins,
Wo nur der Bach noch lebt im heil'gen Grab —
Doch weckt' ich nie die Göttinnen des Hains
Für ein so kunstlos Ding, ein Lied so schlicht wie meins.

II.

Vor Zeiten lebt' in Albions Inselland
Ein Jüngling, der der Tugend Hohn gelacht;
Wenn seiner Ausgelassenheit der Tag entschwand,
Stört' er noch frech das müde Ohr der Nacht.
Weh mir! das Schändlichste hat er erdacht
In wüsten Lastern, ohne jede Scham;
Auf feile Weiber nur hatt' er Bedacht,
Und wenn er sonst noch irgend Antheil nahm,
Versoffne Brüderschaft, so wie sie grade kam.

III.

Jung Harold hiess er: doch das sei genug!
Von seinen Ahnen trennt ihn jähe Kluft,
Da er so schmachvoll einen Namen trug,
Der einst mit seinem Stolz erfüllt die Luft:
Mehr sag ich nicht; tilgt doch ein einz'ger Schuft
Des Namens Ehren, gross wie sie auch sei'n;
Und keine Sagen aus der Ahnengruft,
Kein süsser Reim, nicht Prosa noch so fein,
Lügt Laster schön, noch den Verbrecher rein.

IV.

Jung Harold sonnte sich in Mittagsgluth,
Wie jede andre Fliege sorgenfrei,
Und nie nahm der Gedanke ihm den Muth,
Dass ihm ein Windstoss schon gefährlich sei.
Doch eh ein Drittel seines Tags vorbei,
Hat sich ein schlimmer Ding ihm zugesellt:
Der Uebersättigung gähnend Einerlei.
Da war sein Heimathland ihm bass vergällt,
Das ihm nun enger schien als eines Klausners Zelt.

V.

Denn er, der in der Sünde Labyrinth
Nie freundlich sühnte, was er frech gewagt,
Hat, Vielen seufzend, Eine nur geminnt,
Und die war ihm für diese Welt versagt.
O glücklich sie, die engelreine Magd,
Dass sie entging der Gluth, die ihn erfasst;
Bald wär' er wieder andern nachgejagt,
Und hätt' ihr stattlich Land gemein verprasst,
Nie häuslich stillem Glück sich friedlich angepasst.

VI.

Und nun war Harold krank vor Liebesgram,
Und floh der losen Brüder wildes Heer;
Doch unterlag sein finstrer Schmerz der Scham,
Und stets sah man sein Auge thränenleer:
Dumpf brütend schlich er einsam noch umher,
Und träumt' sich in des Südens ferne Gluth,
Aus seiner Heimath weg, wohl übers Meer;
Und was der Freuden Uebermass nicht thut:
Als etwas Neues schien ihm selbst die Hölle gut.

VII.

Von seiner Väter Hallen schied er da,
Es war ein Bau, den man mit Scheu verlässt;
So alt, er schien dem jähen Einsturz nah,
Und doch stand er auf Säulen gut und fest.
Ein Kloster, jetzo aller Laster Nest!
Wo einst des Aberglaubens Hochaltar,
Sah man nur schöne Mädchen, Tanz und Fest;
So arg trieb's kaum der heil'gen Stifter Schaar,
Sind all die Mönchsgeschichten jener Zeiten wahr.

VIII.

Doch oft in seiner tollsten Laune, jäh
Flog's über Harold's Stirne seltsam trüb,
Als bärg' sein Herz ein endlos tiefes Weh,
Wie ein Gedenken an verlornes Lieb;
Und Keiner wusst's, und Keiner, den es trieb,
Zu forschen nach des Kummers gift'ger Saat,
Denn ihm gab's keinen Trost, der wirksam blieb,

9*

Noch sucht' er Freundes Mitleid oder Rath
Wie wild der Schmerz auch war, der ihm das Herz zertrat.

IX.

Und keiner liebt' ihn — ob von nah und fern
Er auch die Schwelger lud zu Hof und Haus,
Sie schmeichelten nur seines Glückes Stern,
Er kannte sie und lud sie nur zum Schmaus.
Ja! Niemand liebt' ihn — sie nicht nehm ich aus,
Die Mädchen, die er hielt: sie sind auf Glanz erpicht,
Aus ihm flicht Eros seinen schönsten Strauss:
Mädchen und Motten fängt man nur mit Licht,
Und Mammon siegt, wo Seraph's Schwert zerbricht.

X.

Und eine Mutter hatt' der Sonderling,
Doch sich und ihr der Trennung Schmerz erspart;
Auch eine Schwester noch, an der er hing,
Und sah sie nicht vor seiner Pilgerfahrt;
Auch nicht die Freunde etwa bessrer Art.
Doch war er drum kein herzlos eitler Mann —
O du! dess Herz nur wenig Lieb' bewahrt,
Du fühlst es, dass von dem der Abschied dann
Das Herz zerreissen muss, dass er nicht heilen kann.

XI.

Sein Haus, sein Heim, sein Erbe und sein Land,
Die schönen Mädchen all, die ihn entzückt,
Die blonden Engel, deren weisse Hand
Selbst eines Klausners Heiligkeit berückt,
Und die sein junges Herz so lang beglückt;
Die Becher, drin die feur'ge Rebe schäumt,
Und was von Blumen sich die Lust nur pflückt,
Verliess er kalt — fort, wo die Palme träumt,
Und an der Heiden Land die Fluth sich tosend bäumt!

XII.

Das Segel schwoll und leicht hob sich der Wind,
Als riss' er gern ihn von der Heimath Saum;
Und fern am Horizont versank geschwind
Der weisse Küstenfels in eitel Schaum.
Nun gibt vielleicht sein Herz der Reue Raum;
Vielleicht, dass was im Antlitz nicht erscheint,
Sich tief im innern Herzen regt; doch kaum —
Denn er bleibt stolz und kalt wo alles weint,
Und weibisch Seufzen sich des Windes Pfeifen eint.

XIII.

Doch als ins Meer die Sonnenwelt sich taucht',
Griff er zur Harfe, der er manches Mal
Sein Wesen der Empfindung eingehaucht,
Das höchste Glück und bodenlose Qual.

Nun klang sein Lebewohl im Abendstrahl,
Und in den Saiten rauscht's mit eigner Macht,
Und wie der letzte Blick sich heimwärts stahl,
Und wie's die Segel bläht und schwellt und facht,
Tönt Wind und Wellen so sein letztes „Gute Nacht“:

1.

Ade, ade! Mein Heimathland
Bleicht über'm blauen Meer,
Der Nachtwind seufzt, es rauscht am Strand,
Wild kreischt der Möven Heer.
Die Sonne geht im Meer zur Ruh,
Ihr folgt die flinke Jacht;
Leb, schöne Sonne, wohl und du
Mein Heimathland — Gut' Nacht!

2.

Bald kommt die Sonne wieder her
Und gibt dem Morgen Licht;
Dann grüss ich Himmel wohl und Meer,
Doch meine Heimath nicht.
Verlassen ist mein stattlich Haus,
Sein Herd ist öd' zur Stund';
Das Unkraut wächst zur Wand heraus;
Am Thore heult mein Hund.

3.

„Komm her, komm her, mein kleiner Knab!
Was weinst du denn und klagst?
Schreckt Windsbraut dich und Wellengrab,
Dass du so bebst und zagst?
Doch trockne deine Aeuglein hell,
Uns trägt ein guter Kiel:
Den besten Falk führt nicht so schnell
Die Schwinge nach dem Ziel.“

4.

„Lass Windsbraut, lass die Wogen ruhn,
Ich fürcht' nicht Well und Wind:
Doch tadelt, Junker, nicht, dass nun
Nass meine Augen sind.
Musst' ja von meinem Mütterlein
Und von dem Vater gehn,
Hab keinen Freund als sie allein,
Und dich und — oben den.

5.

Mein Vater klagte nicht so sehr,
Er segnete mich fromm;
Doch seufzt die Mutter bang und schwer,
Bis ich zurück ihr komm.“ —

„Genug, genug, mein feines Kind!
Die Thränen zieren dich;
Wär' arglos ich wie du gesinnt,
Dann weinte nun auch ich."

6.

„Komm her, komm her, mein trotz'ger Knapp,
Was bist du heut so bleich?
Schreckt Windsbraut dich und Wellengrab?
Stimmt dich der Franzmann weich?"
„Glaubst du, ich zittre für den Leib?
Fürwahr! ein schlechter Spass!
Doch denk ich an mein fernes Weib,
Wird meine Wange blass.

7.

Mein Weib und Kind wohnt nah bei dir,
An unsers Seees Rain,
Und fragt's die Mutter nun nach mir,
Was wird die Antwort sein?"
„Genug, genug, mein Knappe gut,
Dein Kummer ist nicht klein;
Doch ich, ich flieh mit frischem Muth
Fort in die Welt hinein.

8.

Wer glaubt den Gleissnerthränen noch
Von Gattin oder Schatz?
Bald trocknen sie die Aeuglein doch,
Wir machen andern Platz.
Um Freuden hin da klag ich nicht,
Noch schreckt mich die Gefahr;
Mein Kummer ist, dass Alles nicht
Werth Einer Thräne war.

9.

Nun bin ich auf der Welt allein,
Auf weiter, weiter See:
Sollt' ich um Andre traurig sein?
Um mich ist Keinem weh!
Vielleicht mein Hund heult nach dem Herrn,
Bis fremde Hand ihn nährt;
Doch bleib ich ihm noch lange fern,
Er mir den Eingang wehrt.

10.

Mit dir, mein Schiff, da reisst's mich fort
Durch Wogen und durch Glück;
Gleichviel nach welchem fremden Ort,
Nur ja nicht mehr zurück.
Willkommen, See, dein blauer Schein!
Und wenn du Land gebracht:
Willkommen, Wüsten, Sand und Stein!
Mein Heimathland — Gut' Nacht!"

XIV.

Fort eilt das Schiff in leichbeschwingtem Flug,
Nun durch Biscaya's sturmgepeitschte Bucht,
Am fünften Morgen grüsst ein Höhenzug
Das Auge, stets voraus in seiner Sucht;
Und Cintra's Berg grüsst sie auf ihrer Flucht,
Und mit der Fabel Goldtribut zum Meer
Wälzt sich der Tejo aus der tiefen Schlucht;
Bald kommt des Lootsen kleines Boot daher,
Und dann die Küste, bunt und reich, doch menschenleer.

XV.

O welche Lust, zu ahnen und zu sehn,
Was Gott für diesen schönen Himmel that!
Die Goldfrucht in dem duft'gen Laub zu spähn!
Sich wegzuträumen in der Berge Staat!
Doch naht sich's schon auf der Zerstörung Pfad
Und schleudert Gott einst seiner Rache Pfeil
Auf den, der ihm zu frech entgegentrat,
Dann fegt des Galliers Heer sein Donnerkeil
Wie Heuschrecksplage fort, der armen Welt zum Heil.

XVI.

Wie Lissabon den ersten Blick erfreut,
Wenn's aus den Fluthen taucht voll Majestät,
Auf deren Grund die Dichtung Gold gestreut,
Die nun, mit tausend Masten wie besät,
Ein Bild der Macht: Da England nicht verschmäht
Dem Lusier abzuwehren was ihm droht:
Dem Volk, von Stolz und Dummheit aufgebläht,
Das fluchend leckt die Hand, die, seiner Noth
Sich wappnend, Galliens rohem Dränger Halt gebot.

XVII.

Doch wer der süssen Lockung Folge gab
Und diese Stadt betrat in freud'ger Hast,
Der wandert traurig drinnen auf und ab,
Fühlt sich nicht heimisch dort als müder Gast.
Im Schmutze gleicht sich Hütte und Pallast,
Dem braunen Bürger scheint die Seife fremd;
Und Hoch und Nieder scheut als eine Last
Die Reinlichkeit an Kleidern oder Hemd,
Das ist fidel, so, ungewaschen, ungekämmt.

XVIII.

Armsel'ge Sklaven! ob auch die Natur
Im reichsten Schmuck an ihrer Wiege stand,
Und Cintra's paradiesisch holde Flur
Den schönsten Strauss aus Thal und Hügeln band.
Ach! keine Sprache, keines Malers Hand
Verräth, was nie ein Auge voll genoss!
Und schwacher Preis wär' diesem Wunderland,

Was aus des Barden Mund begeistert floss,
Der der erstaunten Welt Elysiums Thor erschloss.

XIX.

Der Felszack, den das Kloster schwindelnd krönt,
Der Abhang in des Waldes Blätterhut,
Der sonn'ge Berg, der in der Hitze stöhnt,
Das dunkle Thal, das tief im Schatten ruht,
Das zarte Blau der träumerischen Fluth,
Der Apfelsine Gold im grünen Hain,
Des Bergstroms Silbersprung voll Uebermuth,
Die Weide unten, oben hoch der Wein,
Greift in ein mächtig Bild hier zaubrisch wechselnd ein.

XX.

Nun klimm hinan den vielgewundnen Steg,
Und schau dich um von dem erhabnen Stein,
— Denn nur von Reiz zu Reiz führt dich der Weg —
Kehr dann bei „Unsrer Frau zum Elend“ ein.
Dort zeigt der Mönch dir den Reliquienschrein,
Und schwelgt in frommen Sagen stillvergnügt:
Gottlose wurden hier bestraft — und fein
Hat in dies Loch Honorius sich gefügt,
Aus Himmelsdrang, der oft die Welt zur Hölle lügt.

XXI.

Und wie du so emporsteigst, merkst du dann
Ein roh geschnitztes Kreuzlein hier und dort;
Doch sieh sie nicht für fromme Gaben an,
Denkzeichen sind's: Hier wüthete der Mord!
Denn wo sein Blut ein stöhnend Opfer fort
Gespritzt vor eines Mörders feigem Stahl,
Vermerkt ein morsches Kreuz den grausen Ort.
Von solchen wimmelt es auf Berg und Thal
In diesem Purpurland, Gesetz und Recht sind schal.

XXII.

Hier prangten einst im Thal und auf den Höhn
Viel Königsschlösser, wunderbar zu schaun;
Noch grüssen dich die Trümmer traurig schön
Im frischen Blumenschmuck der bunten Au'n.
Und hier, wo Fürsten ihre Burgen baun,
Da schuf auch Vathek sich ein Paradies
Mit seinem Gold, und dachte nicht mit Graun,
Dass als dem Reichthum er sein Herz verhiess,
Er stillzufriednes Glück für ewig draus verstiess.

XXIII.

Hier hast du gierig Lust auf Lust gesucht,
In dieser Berge heiligernster Ruh:
Und nun, als wär' die Stelle scheu verflucht,
Ward deine schöne Wohnung still wie du!
Den Eingang wuchert Unkraut üppig zu,

Die Hallen leer, die Fenster öd' und weit,
O welche Mahnung! Hier in einem Nu
Der Erde unerreichte Herrlichkeit
Zertrümmert fortgeschwemmt im Wogenschwall der Zeit.

XXIV.

Sieh dort die Hallen, wo man jüngst getagt!
Wie schmerzlich ist dem Briten ihre Pracht!
Im Narrenfez, zu dem man Krone sagt,
Sitzt dort ein Teufelchen in spass'ger Tracht
Von Pergament, und grinst, und höhnt, und lacht.
Und vor ihm stehn, in Feuerschrift gefügt,
Auf einer Rolle, finster wie die Nacht,
Hochedle Namen, deren Klang nicht trügt,
Drauf weist das Scheusal hin und schüttelt sich vergnügt.

XXV.

„Pakt" hat man jenen Satansknirps genannt,
Der dorten unsre Ritter all' bethört,
Der, hatten sie Gehirn, es schnöd verbrannt,
Und unsern kurzen Siegesrausch zerstört.
Hier lag der Sieg vor Narren unerhört,
Hier hielt die Politik den Lorber feil,
Der uns als Siegesfrucht mit Recht gehört.
Schreit „Weh den Siegern, den Besiegten Heil!"
Denn England focht um Ruhm, und Schmach ward ihm zu Theil.

XXVI.

Cintra! Dein Name macht Britannia flau,
Seit jener Kriegsrath hier zusammenkam;
Manch Würdenträger wird in Aerger grau
Und würde, wär' es möglich, roth vor Scham.
Wie wenn die Nachwelt einst davon vernahm?
Dann witzeln alle Völker und selbst wir,
Dass diesen Helden ihre Lorbern nahm
Ein Feind so schwach im Kampf, doch Sieger hier,
Wohin der Hohn vergnügt wird blinzeln für und für.

XXVII.

So denkt der Ritter, als auf Berg und Hang
Er seines Weges fremd und einsam zieht,
Süss war das Bild, doch hält's ihn kaum so lang,
Wie eine Schwalbe, die dem Wind entflieht:
Ob's hier ihn etwas auch zum Denken zieht:
Oft lieh er der Vernunft ein willig Ohr,
Und lauschte träumend einem alten Lied
Von Jugendglück, das er im Wahn verlor,
Und wachte elend auf, elender als zuvor.

XXVIII.

Zu Pferd! zu Pferd! nur fort, für immer fort
Aus dieses Landes heiterm Sonnenschein!

So schreckt's ihn auf aus seiner Träume Mord —
Doch diesmal nicht zu Weibern oder Wein.
Nur weiter! Wo der Kerker auch mag sein,
In dem zunächst er seine Glieder ruht,
Ihn hüllt noch mancher Wechsel flüchtig ein,
Eh er gekühlt das reisedurst'ge Blut,
Sich Ruh erjagt und der Erfahrung köstlich Gut.

XXIX.

Nur noch in Mafea hält er flüchtig an,
Wo Lusiens arme Königin geweilt,
Wo Hof und Kirche nur auf Schimmer sann,
Und Schmaus und Messe sich den Tag getheilt.
Höfling und Mönch, das nennt sich doch gefeilt!
Hier, wo der Dom die Marmorglieder reckt,
Da gleisst die Hure Babylons und geilt,
Dass man das Blut vergisst, das sie befleckt,
Und sich dem Pompe beugt, der Schuld so gern bedeckt.

XXX.

Manch üppig Thal in wilder Bergeshut,
(O! dass hierhin der Freiheit Strahl nicht fällt!)
Worauf das Auge mit Entzücken ruht,
Durchwandert nun bewundernd unser Held.
Ob auch der Weichling es für thöricht hält,
Dass einer flieh' des Zimmers kühlen Duft,
Umherzuschwitzen in der weiten Welt —
O! Süssigkeit weht in der Bergesluft
Und frisches Leben, fremd der trägen Kissengruft!

XXXI.

Allmählich weicht das Hügelland, und weit,
Doch nicht so bunt, erscheint, wie jenes flieht,
Der Haiden traurige Unendlichkeit.
's ist spanisch Land, so weit das Auge sieht,
Wo friedlich grasend Herd um Herde zieht,
Der' Schur dem Händler gar begehrlich scheint.
Nun singt der Hirt sogar ein Kriegeslied,
Denn rings dräut ein erbarmungsloser Feind,
Der alle jetzt zum Kampf, wo nicht, in Knechtschaft eint.

XXXII.

Was ist die Mark der heissen Eifersucht,
Wo Lusitania sich der Schwester naht?
Ist es der Tajo, der der Wasser Wucht
Einherrauscht auf dem weit gefurchten Pfad?
Ist's der Sierra zackig nackter Grat?
Ist's künstlich Werk, wie China's Riesenwall?
Kein Wall, kein Damm, kein trennend Wellenbad
Und keiner Berge hindernd steiler Fall
Schirmt hier, wie an der Galliergrenze, Spaniens All.

XXXIII.

Ein Bächlein nur, das diese Reiche trennt,
Klein, namenlos, kaum hier und da erwähnt,
Ob rechts und links auch Völkerfeindschaft brennt.
Hier steht der Hirt auf seinen Stab gelehnt,
Starrt traumverloren in den Bach und gähnt —
Du, stiller Quell, lullst seinen Hass nicht ein:
Denn diesem Bauer, der ein Fürst sich wähnt,
Scheint ja als Spanier, wär' er noch so klein,
Der Lusier ein Knecht, gemeiner als gemein.

XXXIV.

Kaum ist die Grenze hinter dir, so rollt
Entlang der Guadiana hochbetagt
In finstern Wogen, drin es gährt und grollt,
Wie manches Heldenlied schon singt und sagt.
Hier rangen einst in Völkern unverzagt
Ritter und Mohr in wildem Kampfesmühn:
Hier sank die Kraft, hier hielt der Schnellen Jagd;
Turban und Helmbusch aber trug im Fliehn,
Von Leichen eingeengt, der blut'ge Strom dahin.

XXXV.

O Spanien, der Romantik Wunderland!
Wo ist die Fahne, der Pelayo schwor,
Als Cava's Vater zu den Mauren stand,
Die dich mit Blut gesättigt wie ein Moor?
Wo sind die Banner, deren blut'ger Flor
Im Sturm dem Volk zum Sieg vorausgeschnellt?
Bis sich der Feinde Spur im Meer verlor?
Hoch strahlt das Kreuz, der Halbmond sinkt, er fällt,
Darob der Mauren Land vom Weh der Weiber gellt.

XXXVI.

Lebt nicht in tausend Liedern jene Welt?
Ach! sie sind ja des Helden Zufluchtsort!
Wenn Schriften modern, und der Stein zerfällt,
Dann lebt sein Ruhm im Lied des Volkes fort.
Stolz! senk den Blick vom Himmel, und sieh dort,
Der Mächt'gen Glanz in Liedes schlichtem Kleid.
Ja! Bild und Bau sind nicht des Ruhmes Hort,
In simpeln Sagen nur trotzt er der Zeit,
Dem Tod der Schmeichler, und selbst der Geschichte Neid.

XXXVII.

Auf! Söhne Spaniens! Ritterehre ruft,
Euer alter Abgott: auf! erwacht! zur Wehr!
Zwar weht sein Helmbusch nicht mehr in der Luft,
Auch schwingt er nicht wie einst den durst'gen Speer;
Auf der Geschosse Blei rast er daher,
Und brüllt Euch zu durch der Geschütze Rohr
In jedem Schuss — auf! auf! erwacht zur Wehr!

Sagt! ist sein Ruf nun schwächer als zuvor,
Da er zum Kampfe rief gen Andalusiens Mohr?

XXXVIII.

Horch! ist das nicht der Hufe wild Gestampf?
Schallt's von der Haide nicht wie Schlachtgetön?
Siehst du die Schwerter durch den Pulverdampf,
Und schirmst den Bruder nicht? der jung und schön,
Dem Zwingherrn fällt und seiner Brut. Die Höhn,
Sie blitzen Schuss auf Schuss; die Felsenwand
Schreit auf, und tausend fallen mit Gestöhn —
Auf Schwefelwolken fährt der Tod ins Land,
Die Feldschlacht stampft, und Völker sinken in den Sand.

XXXIX.

Sieh! wie der Riese auf den Bergen sitzt,
Wie seine Locken glühn im Morgenroth!
Das Mordgeschoss in seinen Händen blitzt,
Versengt ist alles, was sein Blick bedroht;
Wild rollt sein Aug' — nun starrt's — und wieder loht
Es weit ins Feld — und vor ihm hingestreckt,
Der Schlacht zu walten, hockt der gier'ge Tod:
Hat doch drei Völker dieser Tag geweckt,
Um ihm das Blut zu sprengen, das ihm köstlich schmeckt.

XL.

Ist nicht ein Freund, ein Bruder dir dabei,
So ist's ein Schauspiel herzerhebend fein:
Der Uniformen bunte Stickerei,
Der Waffen Glanz im hellen Sonnenschein!
Der Kriegshund jagt sie über Stock und Stein,
Mit wildem Bellen, beutegier'gem Zahn.
Jagd wird's für Alle, Sieg für Wen'ge sein;
Es trägt das Grab den besten Preis von dann,
Da selbst der Tod vor Gier den Fang nicht zählen kann.

XLI.

Drei Feinde, die der Mordlust hier gefröhnt,
Drei Zungen, deren Flehn zum Himmel stieg,
Drei Fahnen wehn, wo bang die Luft erstöhnt,
Die Losung: Frankreich, Spanien, England, Sieg!
Der Feind, das Opfer und der Freund, der Krieg
Für alle führt und nie etwas erreicht,
Sie nahn, als gäb's daheim kein Grab, so siech,
Dass sie zum Rabenfrass sich dargereicht,
Zum Dung der Flur, von der jetzt keiner weicht.

XLII.

Dort lasst sie ruhn, die edlen Narrn des Ruhms!
Ja, deckt nicht Ruhm das Grab, das sie umschliesst?
Wortspiegelei! Werkzeug des Zwingherrnthums,
Mehr sind sie nicht! Blut, das ihr Herr vergiesst,

Wenn er mit Menschenherzen sich erschliesst
Den Weg — wohin? — zu eitel Schaum und Schein.
Kein Herz, dess Liebe der Tyrann geniesst,
Kein Krümchen Erde nennt er wahrhaft sein,
Bis er im Staube liegt — ein moderndes Gebein!

XLIII.

O Albuera, glorreich Feld der Traur!
Als Harold über dich sein Ross gehetzt,
Wer dachte da, dass dich die Kriegesschaur
So bald mit Sieg erfüllt, mit Blut benetzt?
Friede den Todten! möge lang wie jetzt
Man weinend ihnen ein Gedenken weihn!
Bis andre sich für andre Herrn zerfetzt,
Schall' laut ihr Name durch der Gaffer Reihn,
Als Bänkelsängertext zu Jahrmarktsklimperein.

XLIV.

Genug! lasst diesen Helden ihren Raub,
Den blut'gen Einsatz in des Ruhmes Spiel:
Ihr Ruhm belebt ja doch nicht ihren Staub,
Wenn auch ein ganzes Heer für Einen fiel.
Bekehrung wäre hier ein schlechtes Ziel!
Nutzt doch der Söldner auch dem eignen Land,
Er stirbt — und das ist schon unendlich viel,
Er leiht zu keinem Bürgerkrieg die Hand,
Glänzt nicht im engern Kreis durch Raub, und Mord, und Brand.

XLV.

Gar eilig wendet Harold seinen Pfad,
Wo stolz und frei Sevilla ihn empfängt:
Noch ist es frei! wenn auch der Feind schon naht!
Ach bald, wie bald hat er auch dich gezwängt,
In seine Ketten schmachvoll eingeengt!
Und unvermeidlich! denn erbarmungslos
Regiert das Schicksal, das den Sturz verhängt,
Wär'n Troja sonst und Tyrus Trümmer blos,
Die Tugend so gedrückt, und die Gewalt so gross?

XLVI.

Doch ahnungslos der drohenden Gefahr,
Schallt Fest und Tanz, Gelage und Gesang,
In tollster Lustbarkeit vergeht der Tag,
Kein Herz, in das des Landes Wehruf drang!
Kein Kriegshorn, nur verliebter Lauten Klang!
Der Wollust Altar prangt mit Wein umrankt,
Und junge Geilheit huscht auf nächt'gem Gang,
Am Laster grosser Städte tief erkrankt,
Sie schaut dich an und lacht, wo schon die Mauer wankt.

XLVII.

Nicht so der Landmann, der mit Weib und Kind
Umherschleicht, scheu, und nicht vom Boden schaut,

Da Feinde schon in seinem Weinberg sind,
Und ihm vor seinem eignen Elend graut.
Nicht lächelt mehr zum Castagnettenlaut
Auf den Fandango bleich der Abendstern.
O! wär't ihr Herrscher stillem Glück vertraut,
Ihr liesst der Ruhmsucht schnöde Pfade gern,
Die Trommel bliebe still, und Kriegeselend fern.

XLVIII.

Was singt der lust'ge Maulthiertreiber heur?
Kürzt er sich noch der Meilen Einerlei
Durch Heilg'e, Ritter, Liebesabenteur?
Jauchzt er zu seinen Schellen noch: Juchhei?
Nein! ängstlich eilend ruft er: Viva el rey!
Und unterbricht sich: Du, Godoy, verdammt!
Du, Hahnrei Karl! und jener Tag dabei,
An dem die Königin in Lust entflammt',
Aus deren Ehbruch scheu der Hochverrath entstammt'!

XLIX.

Sieh dieses weite, leere Haideland,
Von Trümmern maur'scher Burgen eingefasst,
Von Hufen aufgewühlt — das Gras verbrannt —
Ja alles, was du hier gesehen hast,
Sagt dir, der Feind war Andalusiens Gast.
Hier stand am Wachtfeur mancher trotz'ge Mann,
Hier stürmte stolz der Baur die Drachenrast,
Noch schaut er im Triumph die Höhen an,
Die er im Kampf so oft verloren und gewann.

L.

Und wer dir auf dem Weg entgegenkommt,
Trägt seiner Treue Zeichen roth am Hut;
So sagt er dir, wo Gruss, wo Flucht dir frommt.
Weh dem, der die Kokarde von sich thut,
Und so den Hass des Volkes auf sich lud:
Scharf ist der Dolch, schnell der Entschluss geweckt —
Und elend wär's dem Gallier wohl zu Muth,
Thät' so ein Ding, das man im Rock versteckt,
Es der Kanone gleich, die Heere niederstreckt.

LI.

Stolz grüssen dich Morena's finstre Höhn,
Auf die der Batterien Last sich stemmt,
Und weit, so weit das Auge nur kann sehn,
Drohn Berghaubitzen, ist der Weg gehemmt.
Und Pallisaden, Gräben überschwemmt,
Die Feldpikets, der Posten auf der Wacht,
Das Magazin in Felsen eingeklemmt,
Das Ross gesattelt in den Stall gebracht,
Die Kugelhaufen und die Lunte stets entfacht,

LII.

Sind böser Deutung voll: er aber, er,
Der schwächre Herrn von ihren Thronen nickt,
Hier zügelt er ein Weilchen sein Begehr,
Ein kleines Weilchen, eh er tödtlich zückt:
Bald nahn die Legionen, die er schickt,
Der Westen fällt dem Geisseler der Welt.
Ach! Spanien! in welch Weh wirst du verstrickt,
Wenn Galliens Geier kreisend bei dir hält
Und deine Jugend schaarenweis dem Grab verfällt.

LIII.

Und muss es sein! so jung, so frisch, so roth,
Für eines Zwingherrn eitle Gier dahin!
Bleibt denn kein Ausweg zwischen Joch und Tod,
Dem Sieg des Raubs und Spaniens Ruin?
Verhängt denn Er, vor dem wir betend knien,
Dies Schicksal mit erbarmungsloser Hand?
Ist denn umsonst der Tapfern wild Bemühn?
Umsonst der heil'ge Kampf für's Vaterland,
Zu dem nun Jung und Alt mit gleichem Feu'r entbrannt?

LIV.

Hängt drum an einer Weiden Ast die Maid
Entsaitet der Guitarre todte Welt?
Hat drum sie wie ein Mann das Schwert gefreit;
Und mit Hurrah den Feind im Kampf gestellt?
Sie, der sich stets ein Schaudern zugesellt,
Wenn sie sich ritzte, eine Eule schrie,
Sie sieht das Bajonnet zum Sturm gefällt,
Der Schwerter Blitz und Haufen Todte; hie,
Wo Mars sich schaudernd wendet, ja, da schreitet sie.

LV.

O du! dem schon ihr Lied begeisternd tönt,
O hättest du sie auch als Weib gekannt!
Ihr schwarzes Auge, das den Sammt verhöhnt;
Gelauscht dem Ton, der ihrem Mund entschwand;
Gesehn die Haare, die kein Maler bannt,
Die schlanke Form mit mehr als Weibespracht —
Du neintest, dass auf Saragossa's Rand
Sie in des Tods Gorgonenblick gelacht,
Und mordend eingriff in die ruhmvoll wilde Schlacht.

LVI.

Ihr Liebster fällt — sie hemmt der Thränen Lauf,
Ihr Führer stürzt — sie lässt den Platz nicht leer,
Die Ihren fliehn — sie hält die Flucht noch auf,
Es wankt der Feind — sie führt der Sieger Heer:
Wer sühnte je des Liebsten Geist so schwer?
Wer rächte je den Fall des Führers so?
Welch Weib stellt' Mannesmuth so wieder her?

Wer jagte so dem Gallier nach, der o!
Selbst aus der Bresche noch vor einem Weibe floh!

LVII.

Nicht Amazone drum ist Spaniens Maid,
Erschaffen für der Liebe weichste Lust,
Ob sie sich auch dem Manne glich im Streit,
In seinen Reihn auch kämpfte Brust an Brust.
Es pickt ja auch die Taube, den Verlust
Des Taubers fürchtend, in des Feindes Hand.
In Kraft und Liebe steht sie selbstbewusst
Vor den langweil'gen Fraun aus anderm Land
Viel edler, und an Form gleich reizend und gewandt.

LVIII.

Das Grübchen, das ihr Amor schelmisch presst,
Verräth wie zart das Kinn, das er berührt,
Ihr Kuss schlüpft ungern von der Lippen Nest
Und reizt den Tapfern, bis er ihm gebührt.
Wie herrlich wild ihr Blick! wie schürt
Phöbus die Gluthen in verliebter Pein,
Die Wangen zu verderben, die er ziert.
Wer möcht' des Nordens blasse Dämchen frein?
Wie arm erscheint ihr Leib! wie kränklich, fad und fein.

LIX.

Verstumme, Land, zu dem's den Dichter zieht!
Verstummt, ihr Harems! In die Ferne geht
Zum Preis von Weiberschönheit dieses Lied
Dahin, wo selbst der Spötter staunend steht.
Verstummt, ihr Huris, ihr, so bang umspäht,
Es möcht' im Wind sich Amor kosend nahn,
Vor Spaniens dunkeln Schönen, staunt und seht,
Des Korans Paradies ist hier kein Wahn,
Wo diese Engel uns mit weichem Arm umfahn.

LX.

O du Parnass! dich darf ich jetzo schaun,
Kein eitel Bild, das mit dem Traum vergeht,
Kein Trug der Sehnsucht in der Dichtung Au'n,
Nein! schneegekrönt, von heim'scher Luft umweht,
Im wilden Riesenstolz der Bergesmajestät!
Was Wunder! wenn zu dir mein Lied erklingt;
Wo der Geringste, der vorübergeht,
Dein Echo werbend frohbegeistert singt,
Ob auch zu keiner Muse mehr sein Loblied dringt.

LXI.

Oft träumte mir von dir! dein Name kam,
Wo nur der Dichtkunst heil'ge Leier klang.
Nun schau ich dich, und schau dich ach! mit Scham,
Denn was ist dir, Erhabner, mein Gesang!

Fliegt deiner Sänger Reihn mein Geist entlang,
Werf ich mich tief erschüttert vor dir hin —
Verstummt ist meines Liedes Gluthendrang;
Und kaum zu deinem Wolkenbaldachin
Wagt sich mein Blick in stillem Glück vor dir zu knien.

LXII.

So mehr beglückt als mancher Bardenheld,
Dess Schicksal ihn an ferne Heimath band,
Sollt' ich verstummen in der Götterwelt,
Die andre hinriss, die sie nie gekannt?
Ob auch Apollo aus der Grotte schwand,
Der Musensitz sich wie ein Grab erhebt,
Blieb doch ein holder Genius hier gebannt,
Der stumm, nur noch im Winde seufzend, lebt,
Und auf den Wellen klagend auf und nieder schwebt.

LXIII.

Von dir hernach. — Ich unterbrach mein Lied
Und wandte mich zu dir, so stolz und gross;
Liess Spanien und die Helden, die es zieht,
Und sein der Freiheit schmerzlichtheures Loos;
Und grüsste dich, vielleicht nicht thränenlos.
Lebwohl, ade — doch lass mich so nicht ziehn,
Gib ein Gedenken mir aus deinem Schooss,
Ein Blatt von Daphne's heil'gem Immergrün,
Lass nicht vergebens deines Sängers Hoffnung glühn.

LXIV.

Doch nie, Parnass! als noch in jungen Reihn
Die Griechen sich um deinen Fuss geschaart,
Nie, wenn die Priesterin in Delfi's Hain
Den Gott des Innern mächtig offenbart,
Sahst du ein Bild so liebenswerth, so zart,
So reizend wie die Andalusierin,
Das Kind der Lust, die sich mit Gluth gepaart.
O wären stille Thäler ihr verliehn,
Wie Hellas sie noch hat, ist auch sein Ruhm dahin!

LXV.

Schön ist Sevilla, Spaniens hohe Zier,
Die reiche, feste, altberühmte Stadt,
Doch dein gedenkend, Cadiz, werd' ich schier
Viel süssern, wenn auch schnödern, Lobs nicht satt.
O Lust, wie ist dein üpp'ger Pfad so glatt!
Und wer entflöh, dem jung die Brust sich hebt,
Wenn ihn dein Zauberblick getroffen hat?
Du Hydra, die als Engel uns umschwebt,
Und die in jeden Reiz ihr liebes Trugbild webt.

LXVI.

Verfluchte Zeit! als Paphos dir verfiel,
Auch sie, die stets gesiegt, traf ja dein Speer,

Da floh die Lust — hier war ihr sonnig Ziel,
Denn Venus, treu dem heimathlichen Meer,
Wie treulos sonst sie sei — sie floh hierher.
In diesen weissen Mauern schwand ihr Leid
Und bald genügt ihr ein Altar nicht mehr,
Denn ihrem süssen Liebesdienst geweiht
Entstanden tausende in ew'ger Herrlichkeit.

LXVII.

Von früh bis spät, vom Dunkel bis der Tag
Erröthend scheu die feile Lust beschleicht,
Schmückt Kranz und Lied das lärmende Gelag,
Und sprudeln Witz und Schwänke flott und leicht,
Und jagen sich. Wer diese Stadt erreicht,
Nimmt Abschied von erlaubter Heiterkeit,
Nichts unterbricht das Prassen, ob vielleicht
Man Gott statt wahrer Andacht Kerzen weiht,
Gebet und Lust sind eins und theilen sich die Zeit.

LXVIII.

Der Sonntag kommt, der ernst zur Ruhe mahnt;
Womit wird frommes Sehnen hier gestillt?
Sieh! welch erhabnes Fest man heut geplant;
Horch! wie der mächtge Fürst der Wälder brüllt.
Er knickt den Speer, er wirft, in Blut gehüllt,
Reiter und Ross in namenloser Wuth.
Doch „Weiter, weiter!" schallt es toll und wild
Und der Janhagel johlt und jellt nach Blut,
Kein Weib hat Mitgefühl, nicht Eine, die so thut.

LXIX.

Das ist der siebente, der Tag der Ruh,
Für London auch: da zieht der Handwerksstand,
Im Sonntagsrock der Bürger, und dazu
Der stutz'ge Herr Commis hinaus aufs Land.
Landauer, Droschken, wo ein Rad sich fand,
Das morscheste Gefährt muss heute dran,
Und kracht nach Harrow, Hampstead wohlbemannt,
Bis der gehetzte Klepper nicht mehr kann,
Hurrah! der freud'ge Spott und Hohn des Pöbels dann.

LXX.

Man rudert seinen bänderbunten Schatz,
Man lenkt sein Kütschchen in verwegnem Lauf,
Man keucht nach Richmond, hat in Ware noch Platz,
Man klettert Highgate's steile Höh hinauf.
Warum? Böot'sche Schatten merket auf:
Das heilge Horn ist's, welches sie bethört,
Das zauberkräftig lockt das Volk zuhauf,
Auf dessen Namen Bursch und Dirne schwört
Und wacker zecht und tanzt, bis sie der Morgen stört.

LXXI.

Auch Cadiz weiss sich dieses Tags zu freun,
Doch nicht in diesen Lüsten Jedermanns,
Kaum bimmelt dort die Morgenglocke neun,
Streicht schon der Beter seinen Rosenkranz:
O heil'ge Jungfrau! tilg in deinem Glanz
(Ich glaub' es ist die einz'ge Jungfrau dort)
All unsre Sünden, und befrei uns ganz!
Dann geht es lustig zur Arena fort,
Jung, Alt, und Hoch und Niedrig lockt derselbe Sport.

LXXII.

Die Schranken fliegen auf, der Platz liegt bloss,
Tausend auf tausend thürmen sich zu schaun,
Und lange schon vor dem Trompetenstoss
Braucht kein Verspäteter auf Platz zu baun.
Da sitzen Herrn, doch mehr noch schöne Fraun,
Im feur'gen Spiel der Augen wohlgeübt,
Doch stets geneigt gewährend sich zu traun;
Und keiner stirbt durch sie, verschmäht, betrübt,
Wie Mondscheindichtung wimmert, wenn er sich verliebt.

LXXIII.

Der Lärm verstummt — auf edlen Rossen nahn
Im Helmbusch, goldnem Sporn und schlankem Speer,
Zum kühnen Spiel, vier Kämpen durch die Bahn,
Sich tief verneigend, zu der Schranken Wehr.
Die Schärpen wehn, scheu tanzt das Ross umher.
Und wer den Sieg davonträgt, den erfreun
Verliebte Blicke, laut Hurrah und mehr.
Der beste Preis für bessre That ist sein,
Und Alles, drum selbst Herrscher keine Mühen scheun.

LXXIV.

In Flittergold und reichverzierter Tracht
Steht kampfbereit der schlanke Matador,
Er steht im Mittelpunkt allein, und harrt
Des Herrn der Heerde; forschend hat zuvor
Sein Fuss die Bahn geprüft; sein Blick verlor
Kein Hinderniss, das ihm die Flucht verlegt,
Von fern wirft er der Pfeile flüchtig Rohr,
Mehr kann der Mensch nicht, wenn kein Ross ihn trägt,
Dem er zum Dank ach! oft so bittre Wunden schlägt.

LXXV.

Dreimal Trompetenstoss; das Zeichen! Schau!
Der Zwinger gähnt, und athemlose Gier
Gafft durch den weiten, völkerreichen Bau.
Aufschnellt in einem Satz das mächt'ge Thier,
Und wühlt im Sand, sein Auge glüht, und stier
Sucht es den Feind, und senkt den Nacken steif
Zum Angriff, droht bald dort, bald hier.

Die Flanken peitscht vor Wuth sein grimmer Schweif,
Unheimlich leuchtet's aus des Auges rothem Reif.

LXXVI.

Er stutzt, es starrt sein Blick: Zurück!
Zurück, verwegner Knabe! triff ihn gut!
Nun musst du sterben, oder trau dem Glück
Den Stoss, auf dem die letzte Hoffnung ruht.
Der Renner weicht geschickt der blinden Wuth —
Fort rast der Stier — das traf! — er ist verletzt,
Und giesst auf seine Spur ein Meer von Blut,
Und flieht, und wankt, und rast von Schmerz entsetzt.
Nun regnet's Stich und Stoss, er brüllt von Qual gehetzt.

LXXVII.

Er kommt zurück; nun frommt nicht Lanz' und Speer,
Noch des gelenken Pferdes Meisterschaft.
Wie mächtig auch der Mensch und sein Gewehr,
Arm ist sein Waffen, ärmer seine Kraft.
Ein Ross hat schon der Kampf dahingerafft,
Und eines andern Brust — ha welch Gesicht!
Zeigt, wie des Lebens Werkstatt endend schafft —
Noch bleibt es stehn, ob auch sein Auge bricht,
Und rettet seinen Herrn, es wankt, doch fällt es nicht.

LXXVIII.

Blind, blutig, keuchend, rasend bis zuletzt,
Ist nun im Mittelpunkt der Stier gestellt,
Rings Blut und Lanzen, die sein Horn zerfetzt,
Und Feinde, die er all im Kampf gefällt:
Nun nahn die Matadore: jeder hält
Ein rothes Tuch, und hat das Schwert zur Hand —
Noch einmal bricht er donnernd durch — da fällt
Ihm auf den Kopf das purpurne Gewand
Und blendet ihn — 's ist aus — er streckt sich auf den Sand.

LXXIX.

Wo sich ans Kreuz der Nacken mächtig fügt,
Grub sich die Todeswaffe ihren Schooss.
Er hält, setzt an, zu stolz, dass dies genügt,
Fällt langsam hin, und unter Siegsgetos
Verendet er dann, lautlos, regungslos.
Der Wagen kommt, man wälzt den Stier herbei,
— Ein Schauspiel für gemeine Augen blos —
Dann ziehn vier Hengste flüchtig, wild und scheu
Den Körper fort und jagen, kaum zu sehn, vorbei.

LXXX.

So ist das Spiel, und solchem Greuel fröhnt
In diesem Lande Mann und Weib zumal,
Es jauchzt das Herz, beizeit an Blut gewöhnt,
Und letzt sich froh an eines andern Qual!

Ob tausend Fehden ächzt das bange Thal!
Selbst, wo das Heer im Feld dem Feinde weicht,
Wetzt mancher noch daheim den feigen Stahl,
Mit dem er nächtig seinen Freund beschleicht,
Bis er ihn trifft, war das Vergehn auch noch so leicht.

LXXXI.

Jedoch die Eifersucht entfloh! Ketten und Bann,
Und der Duenna spitze Wachsamkeit,
Ja! alles, was der finstre Graukopf sann,
Das Herz zu ketten, das nach Liebe schreit,
Sank in das dunkle Grab der alten Zeit.
Wer liess — eh wild der Krieg die Gluth entfacht,
Dem Sturm so frei wie Spaniens süsse Maid
Im wilden Tanz der Flechten dunkle Pracht,
Wo minnehold schon glänzt' der bleiche Fürst der Nacht?

LXXXII.

O! Harold hatte oft und oft geliebt,
Geträumt er liebte, Traum ist ja das Glück;
Nun aber war sein Herz zu Tod betrübt,
Er dachte immer, immer noch zurück;
Er kannt' es wohl, das qualvoll' alte Stück:
Verliebt, verschmäht und ob das Herz auch bricht:
Lockt noch so jung und hold der Liebe Blick,
O flieh hinweg! was sie dir auch verspricht;
Denn sie vergiftet dich, wo sie dir Kränze flicht.

LXXXIII.

Er war für Schönheit drum nicht blind, ob meist
Er sie auch sah, wie sie der Weise sieht;
Denn wenn die Weisheit auch so feilem Geist
Die keusche Hoheit ihres Blicks entzieht,
Errast die Lust sich Ruh, wo sie nicht flieht.
Und in des Lasters faule Grube stahl
Sich längst sein Hoffen, das nicht mehr erblüht:
Ein welker Knecht der Lust! der Sattheit Qual
Grub in die Stirn ihm Cain's ruhlos verfluchtes Mal.

LXXXIV.

Er sah die Lust, und wenn er ferne weilt,
So hat er nicht mit Hass sein Herz bekriegt:
Er hätte gern Gesang und Tanz getheilt,
Doch wer vermöcht's, der seinem Loos erliegt?
Nichts, was den Kummer je ihm eingewiegt:
Nur einmal rang er mit dem Höllenbann,
Und leidvoll an ein schönes Weib geschmiegt
Sang er dies Lied auf ihre Reize dann —
Und sie glich ihr, die er in bess'rer Zeit gewann.

An Inez.

Nein, lächle meinem Gram nicht zu;
Denn ach! ich lächle nicht wie einst:
Doch wende Gott, dass jemals du
Solltst weinen, und vergeblich weinst.

Und fragst du, welch geheimes Weh
An Freuden mir und Jugend frisst?
Und suchst, was doch zu heilen je
Selbst dir so ganz unmöglich ist?

Es ist nicht Lieb, es ist nicht Hass,
Nicht Ruhmsucht, die sich neidisch härmt,
Dass ich so theilnahmlos und blass,
Und flieh, wofür ich einst geschwärmt.

Es ist der ew'ge Ueberdruss
An allem, was ich hör' und seh:
Die Schönheit bringt mir nicht Genuss;
Dein Auge kaum ein zärtlich Weh.

Es ist der graue Nebeltag,
Des ew'gen Juden finstrer Bann,
Der nicht ins Jenseits blicken mag,
Und hier nicht ruhn noch hoffen kann.

Wer kann, verbannt, sich selbst entfliehn?
Wo Fern' die Ferne übertrifft,
Folgt mir, und folgt wo immerhin,
Die Hölle — des Gedankens Gift.

Und reizt der Lüste süsser Schein,
Dem ich entfloh, der Menschen Gier;
O! lasst sie träumend glücklich sein,
Nie zu erwachen — und gleich mir!

Fort treibt's mich, nie mehr heimathwärts,
Unwill'ge Reu folgt meiner Spur;
Doch, was auch kommt, hier ist ein Herz,
Das ja das Schlimmste schon erfuhr.

Was ist das Schlimmste? Forsche nicht!
Aus Mitleid lass, o lass dein Flehn!
Ja lächle — doch begehre nicht
Die Höll' in Mannesbrust zu sehn!

LXXXV.

Ade! schön Cadiz, ja ein lang Ade!
Dein Ruhm lebt fort in alle Ewigkeit!
Als alles wich, warst fester du denn je,
Zuletzt geknechtet und zuerst befreit:
Und wenn aus jener schmachvoll rohen Zeit
Auch Bürgerblut an deinen Steinen klebt,
Es war ein Mensch, den man Verraths gezeiht:
Unedel war der Adel nur — erbebt
Ist jedes Herz vor Gram, dass es geknechtet lebt.

LXXXVI.

So ist das Volk, für sein Geschick zu schad.
Der Freiheitsdrang trug ihm nur böse Frucht:
Thronlos das Reich, zerrüttet ist der Staat,
Das Volk im Kampf, die Führer auf der Flucht.
Und doch steht jeder streng in heil'ger Zucht
Treu zu dem Lande, das ihn kärglich nährt;
Es reisst der Stolz sie hin in wilder Wucht
Zum Freiheitskampf; und wenn das Glück sich kehrt,
Ist ihre Losung: „Bis aufs Messer sich gewehrt!"

LXXXVII.

Ihr, die von Spanien mehr zu lesen meint,
Sucht in dem Buch der schlimmsten Greuel Rath;
Was wilde Rache nur dem fremden Feind
Ersinnen kann, ward hier zur blut'gen That.
Vom stolzen Kampf hinab bis zum Verrath
Nahm hier der Krieg jedwede Maske an,
Wofern er nur den eklen Feind zertrat,
Wofern nur Kind und Gattin schützt der Mann,
Wofern man nur den Sold der Rache zahlen kann.

LXXXVIII.

Wer weint den Todten eine Thräne nach?
O sieh den Greul der blutgetränkten Flur!
Sieh an des Weibes Hand des Mordes Schmach!
Und lass den Hunden das Begräbniss nur,
Dem Geier, der voll Gier herniederfuhr!
Doch wie verschmäht von dieser Räuber Klaun,
Hüll'n Knochen und des Blutes schwarze Spur
Das Schlachtfeld lang noch in ein scheusslich Graun —
Wer glaubte später sonst, was wir hier klagend schaun!

LXXXIX.

Noch nicht ist, ach, das grause Werk gethan:
Von Frankreich nahn die Heere kampfbereit,
Tief dunkelt es, das Spiel fing just erst an,
Nichts, was ein nahes Ende prophezeit.
Die Völker schaun auf Spanien, frei, befreit
Es mehr als je Pizarro unterjocht.
Rache des Schicksals! Quito's Friedenszeit
Lacht das Gedenken seiner Leiden fort,
Und in dem Mutterlande schaltet frei der Mord.

XC.

Nicht all das Blut, das Talavera trank,
Nicht all die Wunder der Barossaschlacht,
Nicht Albuera, wo so mancher sank,
Hat Spaniens gutes Recht zurückgebracht.
Wann blüht sein Oelbaum mit der einst'gen Pracht?
Wird je das Land aus seiner Schmach erstehn?
Wie mancher bange Tag sinkt noch in Nacht,

Eh Frankreichs Räuber von der Beute gehn,
Und frei die Lüfte durch den Baum der Freiheit wehn?

XCI.

Und du mein Freund! — Da namenloser Schmerz,
Die Brust zersprengend, eingreift in dies Lied —
Wärst du gefallen, schwiege stolz mein Herz,
Das klagend nun zu deinem Schatten flieht:
Doch so zu ruhn, wo dir kein Lorber blüht,
Vergessen, nur von Einem treu bewahrt,
Und, wo der Ruhm auf tausend Stirnen glüht,
Unblutig diesen Kämpen zugeschaart!
Was thatest du, dass diese schnöde Ruh dir ward?

XCII.

O du, zuerst gekannt, zumeist verehrt!
Dem Herzen lieber als die ganze Welt!
Wenn auch mein Tag dich hoffnungslos entbehrt,
Sei mir im Traume freundlich zugesellt!
Stets wenn der Morgen mir ins Auge fällt,
Erwacht mit dem Bewusstsein auch der Gram,
Der treu an deiner Bahre Wache hält,
Bis meine Asche kehrt, woher sie kam,
Und ew'ge Ruh den Weinenden zu dem Beweinten nahm.

XCIII.

Dies ist ein Stück von Harold's Pilgerfahrt.
Ihr aber, die es mehr zu wissen treibt,
Seid sicher, dass ihr manches noch erfahrt,
Wenn dieser Reimer nächstens weiterschreibt.
Kritik! Zu viel! Nein, nur Geduld! es bleibt
Noch manches, und in einem andern Land
Sehn wir ihn wieder, wie er lebt und leibt,
Dort, wo der Kunst erhabner Tempel stand,
Eh sie und Hellas starb geknickt von roher Hand.

Die Perioden
in
Shakespeare's dichterischer Entwickelung.

Von

Dr. B. T. Sträter.

Die nachfolgende Untersuchung hat keineswegs die Absicht, alle Einzelheiten der schwierigen Streitfrage über die Chronologie der Shakespeare'schen Dramen endgültig zu erledigen; denn das ist leider überhaupt noch nicht möglich, nach dem bis jetzt vorliegenden Material. Aber ich will wenigstens genau untersuchen, was in Folge äusserer Daten und innerer Gründe völlig sicher ist — was ferner beim Mangel historischer Daten aus inneren Gründen höchst wahrscheinlich — was endlich als in der That noch ungewiss einer weiteren Untersuchung muss vorbehalten bleiben. Diese vorläufige Unterscheidung der verschiedenen Stufen der Gewissheit ist offenbar wenigstens der richtige Weg, um zu einem möglichst genau bestimmten Ziele zu gelangen.

Ich bemerke zuvor noch, dass diese Untersuchung vorzugsweise nach den Original-Dokumenten und nach dem Englischen Texte der Shakespeare-Ausgabe von Delius ist geführt worden, also vollständig unabhängig von den kurzen chronologischen Notizen, welche Professor Dowden seinem „Shakespeare" (1879) beigefügt hat, sowie auch von der Einleitung Furnivall's zur Leopold-Edition: wo ich im Einzelnen von diesen beiden gelehrten Autoritäten in der Frage nach der Chronologie der Shakespeare'schen Werke abweiche, wird dieses in besonderen Noten unter dem Text bemerkt werden.

I.

Was also kann zunächst als völlig sicher und ausgemacht gelten in der Chronologie der einzelnen Dramen?

Wir haben da unter den mannigfaltigen historischen Zeugnissen, die noch glücklich aus der Zeit der Königin Elisabeth und des Königs James I. zu uns über die Sturmfluthen der Puritaner-Revolution herübergerettet sind, einige sehr bemerkenswerthe gefunden, die wir nothwendig an die Spitze unserer kritischen Untersuchung stellen müssen. Es sind das:

1) Francis Meres' Verzeichniss der Dramen, welche Shakespeare bis zum Jahre 1598 bereits gedichtet hatte. Die Stelle lautet bekanntlich folgendermassen:

„As Plautus and Seneca are accounted the best for comedy and tragedy among the Latines, so Shakespeare among the English is the most excellent in both kinds for the stage: for Comedy witness his Gentlemen of Verona, his Errors, his Love labors lost, his Love labours wonne, his Midsummers night dreame, and his Merchant of Venice; for Tragedy: his Richard the 2., Richard the 3., Henry the 4., King John, Titus Andronicus, and his Romeo and Juliet.“ (Palladis Tamia, 1598.)

Unzweifelhaft sind die hier erwähnten 12 Stücke also vor 1598 entstanden. Die Tragödie Hamlet und die schönsten Lustspiele der mittleren Zeit „Wie es Euch gefällt“, „Viel Lärm um Nichts“ und „Was Ihr wollt“ sind hier noch nicht erwähnt, also unzweifelhaft nach 1598 erschienen. Heinrich IV. ist erwähnt, Heinrich V. noch nicht, da dieser letztere erst 1599 vollendet wurde, wie aus einer Zeitanspielung im Chorus zum 5. Akt hervorgeht, welche sich auf die Expedition des Grafen Essex nach Irland im Sommer des Jahres 1599 bezieht.

2) Dr. Forman's Tagebuch, welches über einige Stücke Shakespeare's höchst bemerkenswerthe Notizen über deren Aufführung enthält. Da dieses Buch aus dem Jahre 1610—1611 stammt, so erfahren wir z. B. aus demselben, dass „Cymbeline“, welches Dr. Forman als aufgeführt erwähnt und bespricht, jedenfalls vor 1610 muss geschrieben sein. Das „Wintermährchen“ ferner ist dort als am 15. Mai 1611 aufgeführt besprochen, der „Sturm“ am 1. November 1611. Den „Macbeth“ hat Dr. Forman am

20. April 1610 gesehen, und er beschreibt seinen Inhalt ausführlich: jedenfalls ist also der Macbeth vor 1610 entstanden.

Ein anderes Tagebuch, das des John Manningham, ist nicht von gleicher Wichtigkeit: doch erfahren wir aus demselben unter dem 2. Februar 1601, dass das Lustspiel „Drei-Königs-Abend oder Was Ihr wollt“ an diesem Tage in London ist aufgeführt worden. Wir bemerken uns hier zugleich, dass damals das neue Jahr erst mit dem 25. März begann, dass also nach unserer Zeitrechnung das angegebene Datum dem 2. Februar 1602 entspricht.

3) Die Aufzeichnungen der „Revels at the Court“ d. h. der Schauspiele, die bei Hofe vor der Königin oder dem König gegeben wurden. Wir erfahren aus diesen z. B., dass das Wintermährchen am 5. November 1611 ebenso in Whitehall aufgeführt worden ist, wie es bei Dr. Forman als am 15. Mai desselben Jahres auf dem Globe-Theater aufgeführt erwähnt wird. Zwei solche Daten lassen es unzweifelhaft erscheinen, dass das Stück damals noch neu war, also 1610 bis 1611 entstanden sein muss. Leider besitzen wir nicht von allen Stücken Shakespeare's solche Aufzeichnungen über die Aufführung. Othello ist 1604 in Whitehall gespielt worden, Lear am 26. December 1606.

4) Die ersten Ausgaben der Stücke, gewöhnlich als Quarto-Ausgaben bezeichnet, sind bekanntlich kein Beweis dafür, dass das Stück unmittelbar vorher geschrieben wurde: denn Shakespeare und seine Schauspieler-Truppe hatten ein Interesse dabei, die Stücke nicht gleich drucken zu lassen, sondern ein oder zwei Jahre lang das Privilegium der Aufführung für sich zu bewahren. Die ersten Drucke sind sogar gewöhnlich sogenannte „Raub-Ausgaben“, rühren also gar nicht von Shakespeare selbst her, während die epischen Gedichte „Venus und Adonis“ und „Lucretia“ in den Jahren 1593 und 1594 von ihm selbst herausgegeben wurden. Jedenfalls mussten aber doch die Stücke schon geschrieben und da sein, um gedruckt werden zu können, so dass also ein bestimmter Anhaltspunkt wenigstens über die Zeit vorliegt, vor welcher die Stücke entstanden sind. So besitzen wir von „Troilus und Cressida“ eine älteste Quarto-Ausgabe vom Jahre 1609, und bereits unter dem

8. Januar 1609 (nach unserer Zeitrechnung) findet sich eine Eintragung des Titels in die Buchhändler-Register: folglich muss das Stück vor Beginn des Jahres 1609 geschrieben sein. Man setzt es deshalb in das Jahr 1608. Bei diesem seltsamen Schauspiel, einer Offenbachiade aus Shakespeare's Feder, kommt noch ein besonders merkwürdiger Umstand hinzu, welcher das Stück unzweifelhaft als ein damals ganz neues, also bestimmt im Jahre 1608 entstandenes erscheinen lässt. Wir haben nämlich aus demselben Jahre 1609 noch eine zweite Quarto-Ausgabe, auf deren Titelblatte nun bemerkt ist, dass dieses Stück kürzlich aufgeführt worden sei, während im Titel der ersten Quart-Ausgabe dieser Zusatz fehlt. Die seltsame Parodie der alten Helden vor Troja hat also höchst wahrscheinlich gleich bei der ersten Lectüre aus dem Manuscripte ein homerisches Gelächter unter Shakespeare's gelehrten Freunden erregt, ist deshalb gleich gedruckt worden, dann aufgeführt, dann nochmals gedruckt, da das Stück guten und raschen Absatz fand: und beide übrigens wenig differirende Ausgaben sind uns glücklicherweise erhalten, so einen werthvollen Beweis liefernd für das Entstehungsjahr eines Stückes, mit welchem in der entschiedensten Weise Shakespeare's letzte Periode beginnt.* — Wir wollen uns bei dieser Gelegenheit gleich bemerken, dass die mit den ersten Ausgaben zusammenhängenden Eintragungen in die Buchhändler-Register gewöhnlich noch werthvoller für die Chronologie der Dramen sind, als die Quart-Ausgaben, weil jene das Monatsdatum angeben. Ich erinnere ferner nochmals daran, dass man damals das neue Jahr mit dem 25. März begann: wenn also in den Buchhändler-Registern der 8. Januar 1608 steht, so ist dies noch das fortlaufende vorige Jahr nach alter Rechnung, also nach unserer Zeitrechnung, wie bereits bemerkt, der 8. Januar 1609.

Wie wichtig diese Eintragungen für die Zeitbestimmung der wichtigsten Stücke sind, geht z. B. aus der Notiz über Hamlet hervor. Wir setzen denselben, da er von Meres noch nicht erwähnt, bestimmt in das Jahr 1601 bis 1602, und führen

* Wie kann Dowden die schwankenden Angaben 1603? 1607? (beide mit Fragezeichen) diesen bestimmten Daten gegenüber rechtfertigen? Zudem spricht der Styl des Stückes deutlich genug den Charakter der letzten Periode aus.

als Beweis dafür ausser den Quart-Ausgaben von 1603 und 1604 mit ihrem merkwürdigen Doppeltexte, die Buchhändler-Notiz an: „July 26. 1602. James Roberts. A booke, The Revenge of Hamlett prince of Denmarke, as it was lately acted by the Lord Chamberlayn his servants." *

5) Ferner erschienen die ersten Ausgaben von Richard III. und Richard II. bekanntlich erst 1597, die letztere eingetragen in die Register unter dem Datum des 29. August 1597. Danach müssten beide etwa zwei Jahre vorher geschrieben sein. Dem Inhalte und der Sprache nach repräsentiren uns diese beiden Stücke aber die entschiedene Uebergangsform von dem italianisirenden Style der zweiten Periode zu dem historisch-realistischen Style der dritten Periode: wir möchten also doch gern ein bestimmtes Anfangsjahr für diesen wichtigen Styl-Unterschied, etwa 1594 bis 1595. Da kommt uns denn eine jener kleinen sonstigen Notizen zu Hülfe, die wir insgesammt in diese 5. Rubrik zusammenfassen, mögen sie nun den Anspielungen in des Dichters Werken selbst, oder in den gleichzeitigen Werken der Zeitgenossen entnommen sein. Ein junger Dichter, John Weever, richtete im Jahre 1595 ein Sonnett an William Shakespeare, in welchem er** „die süsse Zunge" (the sugred tongue) des Dichters rühmt und als Beweis dafür seinen Richard anführt, ohne zu sagen, ob er Richard II. oder Richard III. meint. Dies scheint uns nun ein ergänzender Beweis dafür zu sein, dass, da dieser Ausdruck nur auf Richard II. sich beziehen kann, Richard III. aber vor Richard II. geschrieben ist, beide Stücke im Laufe des Jahres 1595 bereits fertig waren und aufgeführt worden sind, also spätestens 1594 bis 1595 entstanden sein müssen, jedenfalls nicht erst 1596 etwa; eher noch könnte Richard III. schon 1593 wenigstens begonnen sein. — Aehnlich finden wir, um doch eine Anspielung aus des Dichters Werken selbst ebenfalls hervorzuheben, in der berühmten Stelle in Macbeth IV, 1:

---

* Hierin stimmen wir mit Prof. Dowden überein, der ebenfalls den Hamlet im Jahre 1602 zum Abschluss gelangen lässt. Aber weshalb nimmt der gelehrte Herr nicht mit uns fünf Perioden an? Die erste Periode vor 1590 lässt er nämlich einfach weg: dann bleibt allerdings nur die heilige Vierzahl übrig.

** Nach Drake II, 372. Dieser bezieht die Worte auf Richard III. Vgl. Ulrici zu dieser Stelle.

„And some I see,
That two-fold balls and treble sceptres carry" —

in der That eine Hindeutung auf die Vereinigung der drei Reiche Schottland, England und Irland, wie sie James I. im brittischen Reiche begründet hat. Es ist also völlig sicher, dass Macbeth zwischen 1603 bis 1610 geschrieben sei, aber es ist nur wahrscheinlich, dass das Entstehungsjahr 1606 bis 1607 gewesen, wie Malone nach zwei weniger evidenten Anspielungen in dem Monolog des Pförtners (II, 3) vermuthet. Ebenso begründet die bekannte Stelle in Romeo und Julia, wo die Amme auf das Erdbeben anspielt — welches in England 1580 stattfand — und dann sagt, es seien 11 Jahre her, allerdings eine hohe Wahrscheinlichkeit, dass Shakespeare sein Hohelied der Liebe bereits 1591 bis 1592 geschrieben habe, aber doch keine völlige Gewissheit. Und so sehen wir schon an diesen wenigen Beispielen deutlich, wie fein die Grenzen und Uebergänge von der Gewissheit zur Wahrscheinlichkeit in dieser wichtigen Streitfrage über die Chronologie der Shakespeare'schen Stücke gezogen sind.

Ich stelle demnach als völlig sicher vorläufig hin, indem ich den Pericles, Heinrich VI. und die Zähmung der Widerspenstigen, die von Meres nicht erwähnt werden, einer besonderen Besprechung vorbehalte:

Stück	
1) Titus Andronikus,	sind vor oder spätestens bis zum Jahre 1598 (inclusive) geschrieben und aufgeführt worden.
2) Comedy of Errors,	
3) Two Gentlemen of Verona,	
4) Love's Labour's lost,	
5) Love's Labour's wonne oder All's well that ends well,	
6) Midsummer-Nights-Dream,	
7) Merchant of Venice,	
8) Romeo and Juliet (1592),	
9) King John,	
10) Richard III. } bis 1595,	
11) Richard II. } bis 1595,	
12) Henry IV.	

Alle folgenden Stücke, namentlich Heinrich V., die Lustspiele „Was Ihr wollt“ etc. und Hamlet, Jul. Caesar, Othello, Lear, Macbeth u. s. w. fallen nach 1598. Hier haben wir also bereits eine sichere Basis für die weitere Untersuchung gewonnen.

II.

Nicht völlig sicher, aber im höchsten Grade wahrscheinlich erscheinen uns dann folgende Daten über die Anordnung der genannten Stücke im Einzelnen. Es ist uns dabei weniger um die einzelnen Jahreszahlen zu thun, als um die Folge der einzelnen Dichtungen, weil auf dieser das Bild von Shakespeare's dichterischer Entwickelung beruht, wie es uns deutlich vorschwebt und wie wir es unseren Lesern vorzuführen beabsichtigen.

Jedenfalls sind, als den ersten Jugendversuchen Shakespeare's angehörig und demnach eine erste Periode für sich bildend, von der weiteren Untersuchung ganz auszuschliessen und einfach vor 1590 zu setzen:

1) Titus Andronikus.

2) Pericles — in seinen älteren, als echt shakespearisch betrachteten Theilen (siehe übrigens Delius, im III. Jahrbuch).

3) Heinrich VI., 1. Theil.

Dann folgen 1590 bis 1594, die zweite Periode darstellend:

4) Heinrich VI., 2. und 3. Theil.

5) Die Comödie der Irrungen.

6) Die Zähmung der Widerspenstigen. (Ich berufe mich vorläufig auf Malone und Delius für diese Einreihung der „Zähmung“ unter die früheren Stücke des Dichters, während es unbegreiflich erscheint, dass Collier das Stück später als den Hamlet ansetzen konnte. Aber wir wissen ja, dass Collier sich öfter getäuscht hat, namentlich auch in Bezug auf die Zeit und Echtheit gewisser alter Dokumente.)

7) Die beiden Veroneser.

8) Verlorene Liebesmüh.*

---

* Von Dowden fälschlich und ohne jeden Grund vor die Irrungen und vor die Veroneser gesetzt.

9) Gewonnene Liebesmüh oder Ende gut Alles gut.
10) Romeo und Julia.
11) Der Kaufmann von Venedig.*
12) Ein Sommernachtstraum.

Ich habe zu der Anordnung dieser neun Stücke, die ich unter der Kategorie der italianisirenden Manier Shakespeare's zusammenfasse, noch Folgendes hinzuzufügen.

Was zunächst Heinrich VI. betrifft, so kann ich auf die neuesten Untersuchungen von Delius und Anderen in verschiedenen Bänden des Jahrbuches verweisen, wonach in dem heutigen Texte eine sehr zweifelhafte Mischung von echten und unechten Bestandtheilen des Stückes vorliegt, welche in der Zeit unmittelbar nach 1590 muss entstanden sein, im Anschlusse an den ersten Theil, der vor 1590 schon fertig war. Der neueren Kritik erscheint aber der ganze Heinrich VI. überhaupt nicht so werthvoll, wie ihn Ulrici und die Romantiker noch im Anfange unseres Jahrhunderts ansahen: er ist nur dadurch literarhistorisch interessant, dass man in ihm einigermassen verfolgen kann, wie aus dem Bearbeiter vorhandener Stücke der selbstständige Dichter neuer Stücke sich losringt.

Die Comödie der Irrungen gilt uns als ein weiterer Markstein auf diesem Wege, ein antikes Muster ebenso umgestaltend, wie dort ein nationales Drama. Es ist gewiss, dass dies Stück vor 1594 geschaffen wurde; denn wir haben eine Notiz über eine Aufführung desselben in Gray's Inn aus diesem Jahre. Es ist aber nur wahrscheinlich, dass das Stück in das Jahr 1590 bis 1591 fällt, weil im letzteren Jahre die Königin Elisabeth 4000 Mann Hülfstruppen nach Frankreich zu Heinrich von Navarra schickte und einige Anspielungen in der zweiten Scene des III. Aktes auf diese kriegerischen Verwickelungen hinzudeuten scheinen.** Ausserdem sprechen innere Gründe der Composition und Sprache allerdings für eine sehr frühe Entstehung: die Benutzung eines alten Plautinischen Stoffes verräth die schülerhaften lateinischen Studien, die der Dichter

* Von Dowden ohne jeden Grund in das Jahr 1596 hinabgerückt.

** Drom.: I could find out countries in her . . . . .
Ant.: Where is France?
Drom.: In her forehead, armed and reverted, making war against her hair (heir).

um diese Zeit noch für nöthig hält; die breit sich ergiessenden Längen einer durchaus epischen Erzählung in den Reden des Aegeon im Anfang sind noch sehr undramatisch; das ganze Stück ist überhaupt noch schwerfälliger und fremdartiger, als Die beiden Veroneser und Verlorene Liebesmüh. Der Dichter fühlte sich offenbar noch gefesselt durch den alten Stoff und eine bereits vorliegende Bearbeitung, und die weiblichen Charaktere, namentlich die heftige Adriana, entsprechen ganz der Vorstellung von den bösen Frauenzimmern, wie sie auch der „Zähmung“ zu Grunde liegt.

Die „Zähmung der Widerspenstigen“ ist ebenfalls sicher vor 1594 entstanden. Denn wenn auch erst in der Folio 1 von 1623 ein erster Druck vorliegt, so war das ältere Stück, nach welchem Shakespeare das seine bearbeitet hat — „The Taming of *a* Shrew“ betitelt — doch bereits 1594 gedruckt, also jedenfalls schon längere Zeit vorher auf einem andern Theater gespielt worden, wo Shakespeare es zuerst mag gesehen haben. Henslowe erwähnt in seinem Tagebuche eine Aufführung unter dem Datum des 11. Juni 1594. Die Sprache ist derber und kühner als in der Comedy of Errors, aber das Ganze ebenfalls noch etwas seltsam und fremdartig, zum Theil noch nicht so recht à la Shakespeare Einen anmuthend. Wir sind daher berechtigt, es ebenfalls in die ersten Entwickelungs-Jahre des werdenden Dichters unmittelbar nach den Errors zu setzen, ohne indessen bestimmt behaupten zu wollen, dass das Jahr 1590 bis 1591 als die Entstehungszeit des Stückes zu bestimmen sei. Dies Jahr ist uns nur wahrscheinlich wegen der Folge der Stücke, ohne dass sich ein sonstiger sicherer Beweis bis jetzt dafür hat finden lassen. Meres hat 1598 die „Zähmung“ nicht erwähnt, weil er das Stück, wie Delius vermuthet, nur für eine Bearbeitung der 1594 gedruckten, aber schon lange vorher auf anderen Bühnen gesehenen „Taming of a Shrew“ gehalten hat. Es ist auch heute noch wohl das roheste und ungeniessbarste unter Shakespeare's älteren Lustspielen: und es erscheint uns daher völlig unbegreiflich, dass Dowden es in das Jahr 1597 setzen konnte.*

* Also mitten in die schönste, mildeste Zeit seiner Dichtung, zwischen Richard II. und Heinrich IV. — allerdings mit einem Fragezeichen!

Liest man unmittelbar nach diesen schwerfällig seltsamen Stücken die beiden „Edelleute von Verona“ und „Verlorene Liebesmüh“, so ist Einem zu Muthe, als ob Reifen vom Fass sprängen und der goldene Wein reinster Poesie und echt Shakespeare'schen Geistes zum ersten Male aus allen Fugen und Ritzen emporquelle. Wir verstehen es daher nicht, wie irgend Jemand diese frischen und geistreichen Lustspiele früher als jene Nachbildungen älterer Stücke ansetzen kann: von diesen Lustspielen konnte der Dichter wohl zur gewonnenen Liebesmüh und zu Romeo und Julia und zum Sommernachtstraum fortgehen, niemals aber zurückgehen auf Plautus und die Zähmung eines jungen Weibes durch Grobheit und Hunger.

Beide Stücke sind in der Folio-Ausgabe von 1623 gedruckt erschienen und werden hier als das zweite und siebente unter den Lustspielen genannt. Beide sind ferner bei Meres 1598 zuerst genannt, ein Beweis, dass sie diesem feinsinnigen Schriftsteller als erste echt originelle Stücke Shakespeare's in besonders lebhafter Erinnerung waren. Von „Love's Labour's lost“ existirt eine Quarto-Ausgabe vom Jahre 1598; von „Two Gentlemen of Verona“ existirt nur die Folio-Ausgabe. Es fehlen uns also alle äusseren Notizen über eine nähere Zeitbestimmung in den Jahren 1590 bis 1598. Wenn Malone trotzdem das Jahr 1591 ansetzt, so beruht dies auf inneren Gründen: in den „beiden Veronesern“ namentlich ist die Sprache jugendlich frisch, lebhaft, geistreich, massvoll witzig, aber vielfach durchaus lyrisch gestimmt (wie wir sie im Pericles und in den Irrungen mehr episch finden). Vielfache Naivetäten in den Scherzen und in der Composition, besonders der Schluss des Ganzen unter den Räubern, weisen auf einen jugendlichen Dichter hin, der sich noch nicht an Romeo und Julia geübt und bewährt hatte. Es ist wie eine erste Vorstudie zu dieser Liebestragödie von Verona. Ebenso deuten die wiederholten Anspielungen auf antike Sagen und die vielfachen Reime, in Love's Labour's lost ferner das übermässige Haschen nach Wortwitzen und die karikirten Spielereien mit gelehrten Sprachbrocken auf die Uebergangszeit zwischen der Comedy of Errors und Romeo und Julia hin. Wir glauben daher die Stellung beider Lustspiele in der Folge der Stücke richtig bestimmt zu haben: und wenn Romeo und Julia 1592

gedichtet wurde, so würden allerdings diese beiden Lustspiele das Jahr 1591, die beiden vorhergehenden das Jahr 1590 völlig ausfüllen.

Die beiden Texte von Romeo und Julia, über welche Tycho Mommsen in seiner vorzüglichen Ausgabe und Robert Gericke in seiner höchst sorgsamen und gewissenhaft durchgeführten Abhandlung im 14. Bande unseres Jahrbuches nachzusehen sind, lassen eine Untersuchung über die Zeitbestimmung der ersten Entstehung des Textes besonders schwierig erscheinen. Als sicher steht vorläufig fest, dass dieselbe vor 1598 (nach Meres) und auch noch vor 1597 (erste Quart-Ausgabe) Statt gefunden hat. Sprache und Versmass aber verweisen das Stück jedenfalls in die Zeit vor Richard II. (1595), und nach Tyrwhitt's Vermuthung über die Anspielung auf das Erdbeben von 1580 müsste der erste Entwurf bereits 1591 bis 1592 geschaffen sein. So viel steht bis jetzt über die Chronologie des Stückes fest. Die Sache wird noch wahrscheinlicher durch das Verhältniss zum „Kaufmann von Venedig". Jeder Kenner beider Stücke im Englischen Texte wird uns zugeben, dass Sprache und Composition des „Merchant of Venice" dieses Stück als jedenfalls erst nach Romeo und Julia entstanden erscheinen lassen. Nun aber haben wir eine Notiz, dass diese „Venetianische Comödie" bereits am 25. August des Jahres 1594 sei aufgeführt worden (aus dem Tagebuche des Henslowe). Mag sich die Vollendung des Stückes daher auch noch bis in die erste Hälfte des Jahres 1594 hineingezogen haben, so sehe ich mich doch veranlasst, den ersten Entwurf und die erste Ausarbeitung einer so feinen und komplizirten Composition in das Jahr 1593 zu setzen. Dann würde also Romeo und Julia bestimmt in das Jahr 1592 fallen: und dies ist in der That das Resultat, welches bis jetzt als das wahrscheinlichste feststeht — das mittlere Jahr also zwischen jenen beiden Lustspielen und dem Kaufmann von Venedig. Nur um diese Folge der Stücke ist es mir hier zu thun. Und ich mache deshalb noch besonders darauf aufmerksam, dass eine genauere Detail-Untersuchung über die Zeitbestimmung für Romeo und Julia nicht kann durchgeführt werden, ohne dass zugleich das Verhältniss des Stückes zu den Veronesern einerseits, zum Kaufmann von Venedig und zum Sommer-

nachtstraum, sowie auch zu Richard III. und II. andererseits in Bezug auf Sprache und Composition genau bestimmt wird.

Was zunächst den „Sommernachtstraum“ betrifft, so wissen wir aus Meres'. Verzeichniss, dass er vor 1598 geschrieben: er nennt ihn unmittelbar zusammen mit den „Errors“ und dem „Merchant of Venice“, unserer Ansicht nach wenigstens eine Andeutung, dass er in dieselbe Zeit mit diesen, höchstens ein bis zwei Jahr später anzusetzen ist. Der Styl ist leichter, gewandter, entwickelter und mannigfaltiger, in jeder Hinsicht freier, gelöster, genialer als in irgend einem der vorigen Stücke: und diese hohe Genialität des interessanten Stückes ist für mich der durchschlagende Grund, dasselbe bestimmt an den Schluss dieser ganzen Reihe von erotischen Stücken zu setzen, also es unmittelbar der Zeit nach auf den Kaufmann von Venedig und Romeo und Julia folgen zu lassen. Da es zugleich noch die Eigenthümlichkeiten der italianisirenden Conzettisten-Manier zeigt, und da es sich dadurch ganz spezifisch von dem im Jahre 1595 vollendeten Richard II. unterscheidet, so scheint mir in der Folge der dramatischen Compositionen der Sommernachtstraum bestimmt in das Jahr 1594, d. h. also zwischen den Kaufmann von Venedig und Richard II. zu fallen. Die bekannte Anspielung auf das Missjahr 1594 spricht ebenfalls dafür.* Und wenn ich noch einen besonderen Grund anführen soll, so ist es die Zeitbestimmung für die Lucrece, welche bekanntlich am 9. Mai 1594 in die Buchhändler-Register eingetragen wurde und in demselben Jahre mit Shakespeare's Widmung an Southampton gedruckt erschien, also jedenfalls 1593 bis 1594 geschrieben wurde, wahrscheinlich unmittelbar vor dem Sommernachtstraum. Ich finde den Styl, die Composition und Sprache dieser merkwürdigen epischen Dichtung grenzenlos genial — beinahe wie Byron's „Don Juan“ — und die Art und Weise, wie hier der gereimte fünffüssige Blankvers behandelt ist, bildet für mich hörbar den Uebergang vom Verse des Kaufmann von Venedig zu dem in den Liebes- und Feen-Scenen gereimten fünffüssigen Jambus des Sommernachtstraums. Delius hat schon in seinem Shakespeare-Lexicon (1852)

* In der Rede der Titania II, 1.

darauf aufmerksam gemacht, dass diese gereimten Jamben in keinem andern Drama in solcher Ausdehnung zur Anwendung kommen: ich höre darin den Nachklang der siebenzeiligen Strophe der Lucrezia, die immerfort abwechselnd zweimal und dreimal reimt. „Venus und Adonis“ hat bekanntlich die sechszeilige Strophe: es ist viel früher entstanden, hat eine total andere Sprache, obwohl auch hier schon der Dichter wie ein Crösus an poesievollen Bildern erscheint. Der „Sommernachtstraum“ fasst nun diese ganze Sphäre der Liebes-Dichtungen noch einmal abschliessend zusammen: er beendet in durchaus ironisch-humoristischer Weise die italianisirende Periode mit dem Jahre 1594.

III.

Es folgen von 1594 bis 1599 die englischen Historien:

13) Richard III. } 1594 bis 1595.
14) Richard II. }
15) König Johann: 1596 (?).
16) Heinrich IV. 1. und 2. Theil (1597 und 1598).
17) Heinrich V. (1599).

Dazu ist kurz zu bemerken, dass über die hier gegebene Folge der Stücke unter den Kennern Shakespeare's keine wesentliche Meinungsdifferenz obwaltet. Streitig sind nur die Zeitbestimmungen für Richard III., ob er nämlich in das Jahr 1593, 1594 oder 1595 zu setzen ist, und für König Johann, ob er bestimmt, wie Malone will, in das Jahr 1596 zu setzen ist. Mit Ausnahme von Richard III., den Delius schon in das Jahr 1593 setzt, repräsentiren die oben gegebenen Jahreszahlen die Ansichten dieses meistens so zuverlässigen Forschers, weshalb ich auf ihn verweisen kann. Meine abweichende Ansicht über Richard III. muss ich auf eine besondere Abhandlung über diesen versparen.

Die nach 1598 zunächst folgenden Lustspiele sind wieder mit ziemlicher Sicherheit in die einzelnen Jahre einzureihen: „Ende gut Alles gut“ muss, wenn es anders identisch ist mit „Love's Labour's wonne“, welches Meres unmittelbar nach „Love's Labour's lost“ erwähnt, noch im Anfange des Jahres 1598 geschrieben und aufgeführt sein, obwohl die erste Gestalt

desselben — denn wenn irgend eins, so ist dieses Stück mehrfach überarbeitet — sehr wohl noch unmittelbar vor Romeo und Julia 1591 bis 1592 kann entstanden sein. Auch hierüber wird es einer besonderen Untersuchung bedürfen; ich muss diese Frage hier offen lassen.* Darauf folgen „Viel Lärmen um Nichts" und „Wie es Euch gefällt", beide bestimmt in das Jahr 1599 bis 1600 fallend, da wir von der ersten eine Quart-Ausgabe, vom zweiten eine Buchhändler-Notiz aus dem Jahre 1600 (4. August) besitzen. Ueber das schönste aller Shakespeare'schen Lustspiele, „Drei-Königs-Abend oder Was Ihr wollt", findet sich in dem Tagebuche des Manningham die Bemerkung, dass es am 2. Februar 1602 im Middle Temple zu London sei aufgeführt worden. Dieser Privat-Aufführung auf einem besonderen Theater sind aber unzweifelhaft schon öffentliche Aufführungen durch Shakespeare's Truppe auf ihrem eigenen Theater vorausgegangen, so dass wir die Entstehung des Stückes jedenfalls wenigstens ein Jahr früher in die Zeit von 1600 bis 1601 setzen müssen. In dieselbe Zeit fällt „Merry Wives of Windsor", von welchem Stücke die erste Quart-Ausgabe aus demselben Jahre 1602 herstammt, allerdings nur eine Raub-Ausgabe, von welcher die Folio-Edition (1623) bedeutend abweicht (Dowden nimmt das Jahr 1598? an).

Was endlich das letzte Lustspiel dieser Zeit betrifft, „Measure for Measure", so haben wir allerdings eine Notiz über dasselbe, dass es 1604 sei aufgeführt worden, und daher wird seine Entstehung gewöhnlich in das Jahr 1603 gesetzt. Es ist indessen sehr wohl möglich, dass es schon ein volles Jahr früher, 1601 bis 1602, entstanden sei, also sich unmittelbar an die übrigen Lustspiele dieser drei Jahre von 1598 bis 1601 anschliesse und von diesen allerdings durch seinen schwereren und trüberen, fast schon ins Tragische übergehenden Charakter zu den schweren und tiefsinnigen Tragödien hinüberleite, welche mit dem Hamlet seit 1601 beginnen. Mir ist es immer seltsam erschienen, dass ein Dichter wie Shakespeare aus solchen grossartigen Stoffen, wie Hamlet, Othello, Jul. Caesar und Lear, die entschieden in

* Keinenfalls kann aber das Stück, da es doch wohl mit dem von Meres 1598 erwähnten „Love's Labour's wonne" identisch ist, in das Jahr 1602 hinabgerückt werden, wie Dowden dies versucht.

den Jahren 1602 bis 1605 zum Abschluss gelangen, sich hätte zurückwenden sollen zu einem derartigen unangenehmen und verhältnissmässig unbedeutenden Thema, wie das in „Mass für Mass“ durchgeführte es ist. Wohl aber kann ich mir denken, dass der Dichter, während er bereits den Hamlet in Arbeit hatte und dieses schwierige Stück langsam allmälig ausreifen liess, die trübe und düstere Stimmung, die ihn offenbar in den beiden letzten Jahren der Regierung der Elisabeth, nach der Hinrichtung des Essex und der Einkerkerung des Grafen Southampton, allmälig immer mehr zu beherrschen begann, zunächst abgelagert hat in einem Schauspiele, welches einer Tragödie weit näher steht als einem Lustspiele. Für solche, den durchaus eigenthümlichen Charakter dieses Stückes genau abwägende Betrachtung bildet dasselbe also ebenso das Uebergangsstück von den Histories und Comedies der mittleren Zeit des Dichters zu den ernsten hochtragischen Stücken seiner letzten Periode, wie Richard III. den Uebergang zu den Histories darstellte. Und mit demselben Rechte, wie wir dieses Stück in der Gesammt-Entwickelung des Dichters näher zu den übrigen Histories rücken, setzen wir auch „Measure for Measure“ genau in die Grenze zwischen den beiden Perioden, also in das Jahr 1601 bis 1602, und stellen es damit unmittelbar zwischen die Merry Wives of Windsor und die Vollendung des Hamlet.

IV.

Es kann kaum ein Zweifel darüber gestattet werden, dass die in den nächsten sechs bis sieben Jahren geschaffenen kolossalen Dichtungen in dieser Reihenfolge entstanden sind:

1) Hamlet 1600 bis 1602.
2) Julius Caesar } 1602.
3) Othello }
4) King Lear } 1603 bis 1606.
5) Macbeth }
6) Antonius und Cleopatra } 1606 bis 1609.
7) Coriolan }
8) Cymbeline }

Es sind das acht Stücke, von denen jedes einzelne schon einem dramatischen Dichter die Unsterblichkeit seines Ruhmes

sichern würde, geschaffen in einem Alter von 38 bis 45 Jahren, nachdem bereits über zwanzig dramatische Dichtungen vorausgegangen waren. Solche Fruchtbarkeit des dramatischen Schaffens übertrifft Alles, was wir von anderen modernen Dichtern kennen, wenn man den poetischen Werth jeder einzelnen dieser Dichtungen dabei in Anschlag bringt. Der freilich noch fruchtbarere Lope de Vega hat auch nicht ein einziges Stück geschrieben, was sich auch nur entfernt mit einem dieser Stücke messen könnte: sie übertreffen überhaupt Alles, was sonst in der dramatischen Dichtung vorhanden ist, an innerer Tiefe des Gehaltes, an kunstvoller Composition und Charakteristik, und vor Allem an erschütternder, absolut durchschlagender Wirkung auf der Bühne. Zum Glück lassen sich die meisten Daten, wenigstens was die Reihenfolge der Stücke betrifft, mit ziemlicher Sicherheit bestimmen.

Was zunächst den vielbesprochenen Hamlet betrifft, so mache ich auf eine Abhandlung von Karl Silberschlag im XII. Bande unseres Jahrbuches aufmerksam, welche auf einige Beziehungen des Stückes zu bestimmten Zeitereignissen ein ganz neues Licht wirft. Zwar können wir nicht umhin, dem geehrten Verfasser die Warnung zukommen zu lassen, dass er sich die vorhandenen Doppel-Texte des Hamlet und einiger anderen Dramen Shakespeare's zuvor doch etwas genauer ansehen möge, ehe er Aeusserungen drucken lässt, wie die auf pag. 280: „Die Quart-Ausgabe von 1603 weicht nicht sehr erheblich von den späteren Ausgaben (1604 etc.) ab." Sie weicht vielmehr so bedeutend ab, dass ich mit Tycho Mommsen und Delius der Ansicht bin: „So, wie Hamlet in der Quart-Ausgabe von 1603 vorliegt, kann Shakespeare selbst niemals seinen Hamlet geschrieben haben." Sie ist einfach eine jener unechten, unzuverlässigen und arg verstümmelten Raubausgaben, aus Theater-Nachschriften hervorgegangen, über welche Alexander Schmidt, unser zuverlässiger Shakespeare-Lexicologe, seit einiger Zeit so sehr dankenswerthe Untersuchungen veröffentlicht.* Von Silberschlag's Beweisführung über die Ent-

* Siehe seine trefflichen Abhandlungen über King Lear (in Wülcker's Anglia) und über „Quartos und Folio von Richard III." im XV. Bande des Shakespeare-Jahrbuches.

stehungszeit des Hamlet acceptiren wir deshalb Nichts von dem, was diesen sogenannten ersten Text betrifft, sondern nur die Umarbeitung eines älteren Stückes 1600 bis 1601 durch Shakespeare's Hand, und zwar in der Weise, dass der Dichter solche Scenen, wie den Wahnsinn und Tod der Ophelia und den Zweikampf des Laertes mit Hamlet wohl später kann ausgearbeitet haben, jedenfalls aber nicht früher, als am Ende des Jahres 1600 oder im Anfang des Jahres 1601, da die Ereignisse, welche die Anregung zu diesen Scenen offenbar gegeben haben, erst im August des Jahres 1600 stattfanden. Der gewaltsame Tod des Laird (Laert) of Gowrie, der den König Jacob auf seinem Schlosse wollte gefangen nehmen, erfolgte am 5. August 1600, der Wahnsinn seiner Verlobten Anna Margarethe Douglas und ihr eben so plötzlicher Tod dann erst mehrere Wochen später. Erst gegen Ende des Jahres 1600 können diese Nachrichten den Schauspielern in London bekannt geworden sein, vielleicht durch diejenigen Schauspieler selbst, welche sich nachweislich während dieser Zeit von 1599 bis 1601 in Schottland aufgehalten haben und 1601 zurückkehrten nach London. Und so erscheint es uns denn, wenn überhaupt in Shakespeare's Hamlet Beziehungen auf König James I. und seine Mutter Maria Stuart nachgewiesen sind, als ziemlich sicher, dass Shakespeare's Hamlet in der uns vorliegenden Gestalt erst im Jahre 1601 seinen Abschluss gefunden hat. Die Buchhändler-Notiz vom Jahre 1602 stimmt sehr wohl zu dieser chronologischen Bestimmung. Der Druck verzögerte sich im Interesse der Aufführung des Stückes bis 1604. Da versuchten es denn in der Zwischenzeit N. L. und J. Trundell mit ihrer Raub-Ausgabe (1603).

Den „Julius Caesar" lassen wir aus mehrfachen Gründen unmittelbar auf den Hamlet folgen* und nehmen also an, dass er bereits in der ersten Hälfte des Jahres 1602 zur Aufführung fertig war. Zunächst deshalb, weil schon im Hamlet die Geschichte Caesar's mehrfach erwähnt wird, und zwar in solcher etwas auffallenden Weise, dass darin eine Hindeutung

*) Aber wir dürfen ihn doch ganz unmöglich vor den Hamlet setzen, wie Dowden dies wieder ohne hinreichende Gründe versucht.

liegt, wie der Dichter bereits innerlich mit dem Stoffe beschäftigt war: denn im Verlaufe des Stückes selbst liegt die Erwähnung von Caesar's Fall nicht gerade nothwendig begründet. Ferner finden wir eben in diesem Jahre 1602 auch andere Theater und rivalisirende Truppen, namentlich die des schon erwähnten Henslowe, mit einem Stücke „Caesar's Fall" beschäftigt, offenbar veranlasst durch den Erfolg des Shakespeareschen Stückes auf seinem Theater. Der bekannte Passus in Drayton's „Barons' Wars" aus dem Jahre 1603, von Delius in seiner Einleitung zum Julius Caesar mit Recht als Nachahmung Shakespeare's gedeutet, ist ein fernerer Beweis dafür, dass das Stück schon vor 1603 vorhanden war. Endlich liess im Jahre 1604 der schottische Dichter Stirling eine Tragödie desselben Inhaltes drucken: und diese kann sehr wohl angeregt sein durch eine Aufführung des Shakespeare'schen Stückes — der gelehrte, klassisch gebildete Mann wollte einmal zeigen, ob er das nicht auch könne und vielleicht noch besser, wie so ein Londoner Schauspieler und Volksdichter — nur blieb der Erfolg etwas hinter seinen Erwartungen zurück. Mit William Shakespeare war schon um diese Zeit schlecht rivalisiren.

Aus allen diesen Gründen und dazu noch besonders wegen des grossartig einfachen Styles der Dichtung, der sich in der Composition sowohl, als namentlich auch in der Behandlung des Blankverses zeigt, setzen wir den Caesar noch vor den Othello. Die Behandlung des Verses, wie auch der eingemischten Prosa lässt diesen dann als den unmittelbaren Nachfolger Caesar's erscheinen: noch geschickter componirt, noch entwickelter in den Charakteren und deren innerer Bewegung und Entfaltung vor unseren Augen — man denke an den dritten Akt, Othello's Gespräche mit Jago — der Blankvers unendlich frei und dramatisch bewegt, wie kaum in einem anderen Stücke, überhaupt absolut meisterhaft behandelt, repräsentirt uns Othello die vollste Sonnenhöhe der dichterischen Entwickelung Shakespeare's. Wir würden ihn aus diesen inneren Gründen deshalb auch dann an diese Stelle rücken, wenn die Notiz, dass er am 6. August 1602 in Harefield sei aufgeführt worden, und zwar bei einem Besuche der Königin bei der Familie Egerton, keine

unbedingte Glaubwürdigkeit hätte. Am 1. November 1604 wurde er in Whitehall aufgeführt. (Daher Dowden 1604.)

Auf diesen Othello lassen die meisten Erklärer und Herausgeber dann „Measure for Measure“ folgen: die Behandlung des Blankverses in seiner oft die Regelmässigkeit der fünf Jamben durchbrechenden dramatischen Beweglichkeit deutet allerdings darauf hin, dass das Stück in die Nähe des Othello gehört — ob es aber vor oder nach ihm vollendet sei, das muss vorläufig eine offene Frage bleiben. Der verhältnissmässig geringere Werth des Stückes lässt es mir, bei dem Mangel an äusseren Daten, als glaubwürdiger erscheinen, dass es sich unmittelbar an „die lustigen Weiber von Windsor“ und die sonstigen Comedies angeschlossen habe, dass es von diesen her das Uebergangs-Stück zu der Stimmung des Hamlet und des Othello bilde, dass es also vor dem Othello begonnen und wohl auch vollendet worden sei, vielleicht aber erst später aufgeführt. Die Hauptschwierigkeit bei dieser Annahme liegt allerdings darin, dass sich eine ganz kolossale Produktivität in die Jahre 1600, 1601 und 1602 zusammendrängen würde, drei Comödien und drei grosse Tragödien, also für jedes Jahr zwei Stücke, während in die folgenden drei Jahre 1603 bis 1606 nur die beiden freilich grossartigen Tragödien Lear und Macbeth fallen. Indessen, solche Erscheinungen kennen wir auch schon aus den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in der Entwickelung Shakespeare's: zuerst mehrere Jahre immer zwei Stücke, dann plötzlich nur ein grösseres Stück für ein Jahr oder noch länger — das ist überhaupt etwas ganz Normales, dieser Wechsel zwischen rascher Produktion von Comödien und langsamem Ausreifenlassen grosser Tragödien.

Die Zeitbestimmung des „King Lear“ bietet verhältnissmässig weniger Schwierigkeiten dar. Denn wir haben aus dem Jahre 1608 schon mehrere Quart-Ausgaben des Stückes. Wir haben ferner die Notiz, dass es am 26. December 1606 vor dem Könige in Whitehall sei aufgeführt worden. Und ebenso ist das Buch im Jahre 1607 in die Buchhändler-Register eingetragen worden. Also drei entscheidende Daten, die es unzweifelhaft erscheinen lassen, dass im Jahre 1606 das Stück schon fertig war, dass es also vor 1606, spätestens im Jahre

1605 geschrieben wurde. Und bei dem bedeutenden Umfange des Stückes und den hier vielfach hervortretenden Correkturen erscheint es uns in hohem Grade wahrscheinlich, dass der Dichter längere Zeit als gewöhnlich auf die Abfassung des tiefsinnigen und gehaltreichen Stückes verwandt habe. So können wir also annehmen, dass bald nach der Vereinigung der drei Kronen England, Irland und Schottland im Jahre 1603 das Drama von der Thorheit der Trennung und Theilung eines so grossen Reiches in der Phantasie des Dichters sich aufzubauen begann, dass er in demselben Jahre 1603 vielleicht schon die ersten Grundzüge hingeworfen, dann im Jahre 1604 das volle Bild eines Gesellschaftszustandes entwickelt hat, in welchem alle Bande der Familien-Pietät und der Staats-Souveränetät zugleich wie aufgelöst erscheinen, und dass im Jahre 1605 erst die letzte Hand an die Vollendung des besonders schwierigen Stückes mit seiner doppelten Fabel gelegt wurde. Wir halten jedenfalls mit Delius das Jahr 1605 als das der Vollendung des Stückes und höchst wahrscheinlich auch schon der ersten Aufführung fest, da die Erscheinung des älteren nicht Shakespeare'schen Stückes unter den Drucken dieses Jahres darauf hindeutet, dass der alte Stoff durch Shakespeare's Bearbeitung wieder anfing, Interesse zu erregen.*

Beim Macbeth liegt die genauere Zeitbestimmung nach äusseren Daten sehr viel schwieriger: dass er zwischen 1603 und 1610 entstanden sein muss, ist bekannt und bereits erwähnt; Malone's Vermuthung über das Jahr 1606 hat die Wahrscheinlichkeit für sich, entbehrt aber des sicheren Beweises. Auch das Verhältniss der Hexen-Scenen zu der „Witch" von Thomas Middleton** hat bisher noch kein sicheres Datum ergeben wollen. So sind wir durchaus auf innere Gründe zurückgewiesen: und diese weisen uns durch die Art von gewissenhafter Composition, grossartiger Charakteristik und gesuchter Seltsamkeit des Ausdrucks auf die Zeit nicht nur nach dem Othello, sondern auch nach dem King Lear hin. Gleich die ersten Schlacht-

* Vgl. Al. Schmidt's bereits erwähnte Abhandlung über die verschiedenen ältesten Ausgaben des Lear in W.'s Anglia.

** Herausgegeben 1778 nach Middleton's Manuskript durch Reed.

berichte tragen in den prächtigen Versen des verwundeten Capitains einen Charakter zur Schau, der ungemein grossartig, düster, gewaltig und energisch sich darstellt. Die Reden des Macbeth haben eine gewisse fremdartige, aber höchst charakteristische Schönheit in ihren tief wühlenden, weit ausgesponnenen Bildern und Wendungen: man denke an den Monolog des Macbeth in der 7. Scene des I. Aktes, namentlich an das berühmte Bild vom Mitleid.* Und so wird man überall bei weiterer Verfolgung der Haupt-Scenen des Stückes finden, dass ein gewisser Charakter höchster männlicher Reife, üppigster Vollkraft der dichterischen Phantasie und strotzender Vollsaftigkeit der dichterischen Sprache, verbunden mit einer wahrhaft dämonischen Wühlerei in den Abgründen eines blutdürstigen Verbrecher-Gewissens, das ganze grossartige Stück beherrscht. Dieses deutet uns deutlich hin auf die Zeit unmittelbar nach dem Lear und vor Cymbeline und Troilus und Cressida, in welchen letzteren schon nicht mehr dieselbe Gewaltigkeit des Ausdrucks, nicht mehr dieser absolut grosse Styl uns überwältigend entgegentritt. Ich setze daher den Macbeth bestimmt zwischen 1606 bis 1608, also zwischen den Lear und Cymbeline. Eine genauere Bestimmung ist bis jetzt nicht zu erreichen gewesen.

In dieselbe Zeit aber, und zwar unmittelbar nach dem Macbeth, muss ich den Coriolan und Antonius und Cleopatra setzen — aus inneren Gründen der Sprache und Composition, da uns bei beiden Stücken sowohl Quart-Ausgaben vollständig fehlen, die Folio-Edition von 1623 also die erste Ausgabe ist, als auch Notizen über eine erste Aufführung durchaus nicht vorhanden sind. Von Antonius und Cleopatra haben wir nur die unsichere Buchhändler-Notiz ohne Shakespeare's Namen vom 20. Mai 1608: „A book called Anthony and Cleopatra", ohne dass das Buch wirklich zum Druck gelangt wäre — freilich aber durch Edward Blount eingetragen, einen Mitverleger der Folio-Ausgabe, so dass sich dieser Vermerk doch wohl auf Shakespeare's Stück beziehen wird. Also vor 1608 ge-

---

* I, 7: „Besides, this Duncan
Hath borne his faculties so meek, has been
So clear in his great office" etc.

schrieben: in der Folge der Stücke leitet uns diese Notiz also auf das Jahr 1607 bis 1608, wahrscheinlich auf den Winter dieses Jahres, welches (nach unserer Zeitrechnung) mit dem 25. März 1608 abschloss. Unmittelbar nachher muss Coriolan entstanden sein, über welchen uns jede äussere Notiz fehlt. Derjenige unserer neueren Dichter, der vielleicht das feinste Gefühl hat für die Technik der dramatischen Composition, stellt bekanntlich das Stück sehr hoch hin und sagt ausdrücklich, dass der anschwellende Aufbau der ersten Scenen und Akte absolut meisterhaft sei:* und nach meinem subjektiven Gefühle hat der Coriolan darin allerdings noch Etwas von der grossartigen Composition des Macbeth in sich; die beginnenden elliptischen und anakoluthischen Lizenzen in der Sprache deuten aber schon auf die Zeit nach dem Macbeth hin: dieser ist der letzte und höchste Höhepunkt in der dichterischen Entwickelung Shakespeare's — unmittelbar darauf beginnt eine leise Abnahme der dichterischen Vollkraft allmälig fühlbar zu werden, bis in Troilus und Cressida und Timon von Athen bereits entschieden die letzte Periode des alternden Dichters begonnen hat, seit 1608 bis 1609 etwa.

Auf dieser Grenze aber entsteht noch ein herrliches Drama: Cymbeline. Wir haben bereits erwähnt, dass es nach der Notiz im Tagebuche des Dr. Forman über die Aufführung vor 1610 muss geschrieben sein, also spätestens 1608 bis 1609. Ihm schliessen sich dann die beiden soeben genannten unmittelbar an. Und mit den ebenfalls bereits erwähnten Schauspielen „Der Sturm“ und das „Wintermährchen“ (1610 bis 1611), sowie mit einem letzten englisch-historischen Stücke „Heinrich VIII.“ findet die Thätigkeit des grössten dramatischen Dichters ihren Abschluss. In Bezug auf das letztere Stück kann ich einfach auf Delius verweisen, der alle Gründe zusammengestellt hat, weshalb man jetzt fast allgemein dieses Drama als das letzte betrachtet und in das Jahr 1612 bis 1613 setzt.

Die angegebenen Daten repräsentiren im Ganzen den heutigen Stand der Frage nach der Chronologie der Shakespeare'schen

* Gustav Freytag in seinem werthvollen Buche: „Die Technik des Dramas“ — ein Werk, welches jungen Dichtern zum Studium kann empfohlen werden.

Dramen. In der folgenden Darstellung will ich nun möglichst kurz zu zeigen versuchen, wie sich diese trockene Untersuchung über die Zeitbestimmung der einzelnen Stücke belebt und mit Fleisch und Blut erfüllt, wenn man die chronologische Folge der Stücke als Ausdruck der verschiedenen Perioden in der dichterischen Entwickelung Shakespeare's zu betrachten und verständlich zu machen weiss.

V.

Wir nehmen also folgende fünf Perioden in Shakespeare's dichterischer Entwickelung als historisch nachgewiesen an:

1) Die naturalistische Periode: Jugend und erste dichterische Versuche 1564 bis 1589.

2) Die italianisirende Periode: 1589 bis 1595, abschliessend mit dem Sommernachtstraum (1594).

3) Die Periode des charakteristischen Styls 1595 bis 1601, die nationalen Histories und die humoristischen Comedies der mittleren Zeit seines Lebens umfassend, bis zu den Merry Wives of Windsor inclusive.

4) Die Periode des grossen Tragödien-Styles 1601 bis 1608, beginnend mit dem Hamlet, endigend und in die letzte Periode übergehend mit Troilus und Cressida und Cymbeline.

5) Die Periode des Wintermährchen-Styles, beginnend mit Cymbeline, das Alter des Dichters repräsentirend, 1608 bis 1616, Rückkehr nach Stratford, Ruhe, Krankheit und Tod.

Ich habe dazu folgende Erklärungen hinzuzufügen, die zugleich, dem Plane eines grösseren Werkes entnommen, als Einleitung in das wissenschaftliche Studium Shakespeare's überhaupt dienen mögen.

Zunächst muss ich im Allgemeinen bemerken, dass in den angegebenen Daten Alles übersichtlich zusammengefasst wurde, was in anderen Werken über Shakespeare allerdings auch zu finden ist, aber unmethodisch, zerstreut in die Besprechung der einzelnen Stücke eingereiht und daher nicht verwerthet für eine

intensive Gesammt-Anschauung von dem höchst eigenthümlichen Entwickelungsgange, den der dichterische Genius des grossen Dramatikers genommen hat. Dann aber unterscheidet sich unsere Auffassung, wie wir sie soeben kurz charakterisirt haben, dadurch prinzipiell von sämmtlichen vorhandenen Werken, dass sie die historische Entwickelung des Dichters und die rein ästhetische Würdigung des ihm eigenthümlichen Styles in einer Weise verbindet, wie es bisher noch nicht geschehen ist. Man spricht in der Kunstgeschichte bekanntlich von einer sogenannten „silbernen“ Manier Guido Reni's, man unterscheidet in der bestimmtesten Weise die Perugineske-Periode Rafael's von seiner florentinischen und römischen Malerei, man kennt sehr wohl in der Geschichte der Plastik die feinen Differenzen des harten oder strengen Styles, des ideal schönen und des anmuthig gefälligen, wie er zuletzt in Praxiteles im Alterthum, in Canova in der neueren Zeit bedenklich die Grenzen des strengeren Idealismus zu sprengen versucht. Warum hat man diese feinen Styl-Unterschiede denn noch nicht auf Shakespeare's Entwickelung angewandt, während sie doch gerade in seiner grossartigen Produktion so reich entfaltet vorliegen, wie bei kaum irgend einem andern Künstler oder Dichter?

Es geht ferner durch die ganze Kunst- und Literatur-Geschichte der Gegensatz des Klassischen und des Charakteristischen hindurch: Vischer bezeichnet beide Richtungen durchaus treffend mit dem Terminus des direkt idealisirenden und des indirekt idealisirenden Styles — Rafael und Rembrandt oder Teniers! Nun steht unser Shakespeare im Grossen und Ganzen zwar durchaus auf der Seite des spezifisch modernen charakteristischen Styles, welchen Ausdruck wir deshalb als den adäquaten Terminus für seine mittlere Periode (Histories und Comedies) gewählt haben. Aber dieser Styl ist nicht von Anfang an fertig da in ihm, er hat seine Geschichte, seine Entwickelung ist geradezu die Geschichte des dichterischen Genius in Shakespeare. Er bereitet sich vor in den ersten naturalistisch wilden und üppigen Ergüssen seiner fröhlichen Muse, er kämpft mit den karrikirten Ueberlieferungen des klassischen Styles in den italianisirenden Werken, und er durchbricht diesen Gegensatz siegreich durch die meisterhafte Conzentration all seiner

dichterischen Kraft und Fülle in dem Realismus seiner national-sächsischen Historien und in dem völlig entfesselten Humor seiner besten Comödien — Richard II., Heinrich IV. und „Was Ihr wollt". Und dann entfaltet dieser selbe charakteristische Styl vom Hamlet bis zum Macbeth eine gewisse wilde Grösse, eine furchtbare Gewaltigkeit und erschütternde Mächtigkeit des Ausdrucks, welche ihn seinerseits zu einem wirklich klassischen, d. h. mustergültigen Repräsentanten der ganzen Gattung von Kunstwerken emporhebt, so dass wir jetzt, wenn wir überhaupt den modernen charakteristischen Styl als gleichberechtigt neben den altklassischen hinstellen, vor Allem Shakespeare's Hamlet und Othello und Lear und Macbeth dabei im Auge haben — Werke, mit deren dämonisch grossartiger Clair-Obscure-Färbung nur der deutsche „Faust" sich messen kann. Und erst nachdem der grosse Dichter all seine innere Gewaltigkeit in solchen Werken gleichsam ausgetobt hat, kehrt er zu dem mehr epischen und mährchenhaften Charakter seiner ersten Jugenddichtungen zurück, überarbeitet vielleicht noch einmal den „Pericles, Fürst von Tyrus", schmückt selbst römische Historien wie „Antonius und Cleopatra" reicher und phantastischer aus als es sonst seine Art war, und geht dann im Cymbeline, im Sturm, im Wintermährchen völlig in die phantasievolle Sagen- und Mährchen-Welt ein, welche den charakteristischen Styl zur prononzirten Romantik zurückzuwenden droht. Das Alles ist denn doch ein höchst merkwürdiger und höchst eigenthümlicher Entwickelungsgang bei einem grossen Dramatiker und wohl werth, einmal genauer ins Auge gefasst und rein ästhetisch gewürdigt zu werden.

Fünf verschiedene Manieren oder Styl-Arten also sind es, welche in der bestimmtesten Weise die verschiedenen Perioden in Shakespeare's dichterischer Entwickelung charakterisiren. Eine genauere Ausführung, wie wir sie in einem grösseren Werke beabsichtigen, wird nun in der Besprechung der einzelnen Stücke nach ihrer Composition, ihren Charakteren und ihrer Sprache zu zeigen haben, wie diese verschiedenen Manieren im Einzelnen sich geltend machen. Vollkommene Einsicht in die spezifische Eigenthümlichkeit der Shakespeareschen Dichtung würde das Resultat einer solchen ausführlichen

Darstellung des grossen Dichters sein: und diese würde zugleich das schärfste Licht auf die Stellung jedes einzelnen Stückes in diesem grossartigen Entwickelungsgange des Dichters selbst fallen lassen. Es versteht sich wohl von selbst, dass der in einem Archiv oder Jahrbuche dem einzelnen Mitarbeiter zu überlassende Raum zu einer solchen Ausführung nicht hinreicht. Darum: Sapienti satis!

François Villon, ein Dichter und Vagabonde.

Es ist bekannt, dass selten den Dichtern ein immerwährender Glücksstern lächelt. Für den Mangel an irdischen Gütern, an Achtung und Ehre finden sie oftmals keinen anderen Ersatz als den Umgang mit ihrer Muse. Wer es nicht glauben will, lese Schiller's „Theilung der Erde", durchfliege die Biographieen unserer grössten Dichter und rufe sich das Ende eines Cervantes, eines Thomas Chatterton, eines Hölderlin, Lenau und anderer Unglücklichen ins Gedächtnis zurück. Auch die Franzosen haben Männer aufzuweisen, die Dichter und Dulder zugleich waren. Ihr Streben nach überirdischen Dingen liess sie auf die umgebende Alltäglichkeit mit Gleichmuth oder gar mit Verachtung blicken, und ein singender Vogel fängt keine Fliege. So stürzten sie sich in die Misère und gingen unter. Oftmals freilich war es weniger eine Verachtung irdischer Güter als eine jedem Dichterherzen angeborene Leidenschaftlichkeit und Sinnlichkeit, welche die Hochstrebenden zu Falle brachte, sie tiefer warf und schimpflicher beschmutzte als irgend einen kaltblütigen Sterblichen. Zu solchen Unglücklichen rechne ich den Franzosen François Villon.

Ueber seinen dunkeln und schandbefleckten Lebenslauf haben uns des Dichters Zeitgenossen so viel wie gar nichts berichtet. Dennoch lassen sich aus seinen Gedichten im Ganzen und Grossen seine Schicksale herausschälen, denn als ein echter Dichter hat Villon uns Freud' und Leid seines Lebens in den

Kindern seiner Muse offenbart. Trotzdem darf man nur mit der grössten Vorsicht bei der Feststellung seiner Biographie verfahren und sich nicht, durch einzelne undeutliche Ausdrücke dazu veranlasst, kühnen Konjekturen hingeben. Selten weichen Literarhistoriker in ihren Muthmassungen so sehr von einander ab wie Villon's Biographen. Daher begnüge ich mich damit, hauptsächlich die Thatsachen zu erwähnen, welche unzweifelhaft feststehen und zum Verständnisse seiner Dichtungen nothwendig sind.

François Villon, der sich nur an einer einzigen Stelle und zwar in einer von Fauchet entdeckten Variante den Zunamen „Corbueil" giebt, wurde im Jahre 1431 zu Paris oder in der Umgebung der Hauptstadt geboren. Wenigstens sagt er in der 11. Strophe seines Grand-Testament, dass er dasselbe 1461 verfertigt habe, und im Eingange des nämlichen Gedichtes, dass er dreissig Jahre zähle. Nicht ganz unsicher lässt sich aus einigen Stellen folgern, dass Villon's Vater schon frühe starb (Grand-Testament, Strophe 38 u. s. w.) und Mutter und Kind in der grössten Armut hinterliess. Ein gutherziger Namensvetter, Meister Wilhelm Villon,* nimmt sich des verwaisten Knaben an und erzieht ihn mit grosser Nachsicht. Villon selber gesteht zu, dass derselbe bei ihm mehr als Vaterstelle vertreten habe und ihm sanfter als die Mutter entgegengekommen sei (Gr.-Test. 77). Wir haben Ursache zu glauben, dass diese Erziehung sogar übertrieben weich und nachsichtig gewesen sein muss, denn nach dem offenen Geständnisse unseres Dichters hat ihn sein grossmüthiger Adoptiv-Vater aus mehr denn einer heiklen Angelegenheit, in die er durch seinen jugendlichen Leichtsinn verstrickt wurde, herausreissen müssen (ibidem). Auch scheint er selbst dann nicht, wenn der kleine Taugenichts die Schule versäumte (Gr.-Test. 26), in geziemender Strenge dem wilden Treiben des Knaben entgegengetreten zu sein. So wuchs Villon mit Gesinnungsgenossen heran und lernte nicht viel mehr als tolle Streiche aussinnen und ausführen. Dennoch bezog er

---

* Die auf einer Stelle des Grand-Testament fussende Ansicht Campaux', dass Villon, der Dichter, sich nach jenem „Meister" genannt, also ursprünglich einen anderen Namen (vielleicht: Corbueil) geführt habe, ist viel überzeugender als jene, Guillaume Villon als einen Verwandten, z. B. einen Onkel des Dichters anzusehen.

die Universität und brachte es sogar bis zu einer Art von Titel (Petit-Test. 27), wenn seine Worte nicht voll Spott und Ironie sind. Da aber trat ein Ereignis ein, das für des Dichters weitere Schicksale von verhängnisvoller Bedeutung gewesen ist, das uns aber auch nöthigt, seinen späteren Wandel milder zu beurtheilen, als sogar Villon selbst in Reue und Zerknirschung gethan hat.

Er stand damals in einem Alter von 25 Jahren. Sein poetisches Talent, sein Witz und Verstand hatten ihn sicherlich in der Hauptstadt bereits bekannt gemacht und ihm so die Gunst einer vornehmen und schönen Dame verschafft, die, aus der Doppelballade hinter Strophe 54 des Grand-Testament zu schliessen, Katharine von Vauselles geheissen haben muss. Es leidet keinen Zweifel, dass auch die in der Strophe 80 derselben Dichtung erwähnte „chère Rose“ die nämliche ist, denn auch an dieser Stelle fehlt nicht die Anspielung auf ihren Reichtum und ihre Untreue. Höchst wahrscheinlich hat der Dichter das bei ihr für Zuneigung gehalten, was im Grunde nichts als Begeisterung für sein Talent war. Aus dankbarem Mitgefühl und auch wohl aus einer gewissen Schwäche ihres Geschlechts muss sie dem dreisten und feurigen Jünglinge manche Freiheiten gestattet haben, die ihn nur noch liebeglühender machten und zu dem Wahne verleiteten, dass auch sie ihn liebte und eine Vereinigung mit ihm herbeisehnte.. Endlich aber gebot sie ihm Halt in seiner Kühnheit und gestand ihm nunmehr unumwunden, dass sie ihm, einem armen und niedrig geborenen Menschen, weder Herz noch Hand geben könnte. Bitter enttäuscht und voll von Hass zog sich Villon von ihr zurück. Jedermann in Paris erfuhr von dem plötzlich abgebrochenen Verhältnisse und verlachte deswegen den unglücklichen Jüngling. Ueberall wurde er der „amant remys et renyé“, der verabschiedete und verschmähte Liebhaber (Gr.-Test. 59) genannt. Ja, diese Liebe sollte für ihn noch verhängnisvoller werden. Zu der Zeit, wo er sich von Katharine geliebt glaubte, enthüllte der Freimüthige ihr seines Herzens Geheimnisse. Mancher strafbare Jugendstreich mag ihr erzählt worden sein, und die Schändliche konnte nach Frauenweise, nachdem sie mit ihm gebrochen hatte, ihr Zünglein nicht im Zaume halten. Kurzum, es muss der Obrigkeit etwas von ihm bekannt geworden sein, was öffentliche

Strafe verdiente. Indes ist es auch möglich und sogar wahrscheinlicher, dass Villon sich in beleidigenden Ausdrücken über die ehemalige Dame seines Herzens ergangen hat und diese sich, um ihren Ruf zu retten, genöthigt sah, ihn zu denunciren Villon wurde ergriffen und jämmerlich durchgepeitscht, wie uns sowohl die oben erwähnte Doppelballade als auch das nach Strophe 165 des Grand-Testament eingeschaltete Rondeau verrathen. Von diesem Augenblicke an ist es um den Dichter geschehen. Das Schamgefühl hat ihn ganz verlassen; er ist zu jedem entehrenden Verbrechen fähig, da er keine Achtung in der Welt mehr findet. Seine Liebe zu Katharine hat sich in ohnmächtige Wuth umgewandelt. Getäuscht in seiner Neigung, getäuscht in allen seinen Hoffnungen, arm und verlassen, kennt er nichts mehr als die Erbärmlichkeit des Menschen und die Bitterkeit des Schicksals. Warum soll er nun fremden Wesen noch trauen und fremde Wesen noch achten, da selbst die einzig und heiss Geliebte ihn so schändlich verrathen und verlassen hat? Diese Gedanken, die damals das Hirn unseres armen Villon durchtobt haben mögen, waren aber nicht vorübergehender Art: der angethane Schimpf war zu gross, als dass er ihn je wieder vergessen konnte. Durch alle seine Dichtungen, alle seine Thaten, durch sein ganzes Leben klingt der Verrath, den seine Geliebte an ihm begangen hat, gleich einer klagenden Dissonanz hindurch. Mehr denn ein Mal nennt er sich einen Märtyrer der Liebe, und auf seinen Grabstein soll man schreiben, ihn habe die Liebe mit ihrem Pfeile getödtet.

Er verlässt Paris und seine grausame Geliebte thränenden Auges in der Absicht, nach Angiers zu gehen (Petit-Test. 6). Vorher aber verfasst er das erste von seinen uns überlieferten Gedichten, dem er den Titel laiz oder lays (= leys, doch wohl auch beabsichtigte Anspielung auf lai, mittelhochdeutsch leich) giebt, das aber nachher ohne seine Einwilligung Testament (Gr.-Test. 65), und dann, zum Unterschiede von dem später erschienenen, Petit-Testament genannt wird. Nun beginnt er ein abenteuerliches Leben, das fast in ebenso tiefes Dunkel gehüllt bleibt als seine erste Jugend. Von der Welt verachtet und stets von seiner unglücklichen Liebe gequält, irrt er wahrscheinlich in der Umgebung der Hauptstadt umher, geräth in die Gesellschaft liederlicher Menschen und weiss sich vor dem

Hungertode nur durch Betrug, Diebstahl und Raub zu schützen. Kein Wunder denn, dass wir ihn bald nachher im Kerker wiederfinden. Es würde zu weit führen, wollten wir hier nachzuweisen versuchen, wie viele Male und für welche Verbrechen Villon im Gefängnisse geschmachtet hat, wir verweisen einen wissensdurstigen Leser in dieser Angelegenheit auf das ausführliche Werk von Campaux, François Villon, sa vie et ses œuvres, Paris 1859, das allerdings hier und da kühne Schlüsse zieht.

Bei seiner Einkerkerung hatte der Dichter die ganze Grausamkeit mittelalterlicher Justiz zu ertragen. Man spannte ihn auf die Folter und band ihm starke Stricke um Brust, Lenden und Knöchel, oder man hängte ihn gar an Armen und Beinen auf und befestigte daran ein schweres Gewicht. Sodann ergriff der Folterknecht sein Opfer bei der Nase, bis es durch Athemnoth zum Oeffnen des Mundes gezwungen wurde. In dem nämlichen Augenblicke wurden ihm etwa neun Liter Wasser ohne Unterbrechung in die Kehle geschüttet. Danach legte man den Unglücklichen vor einem Feuer zum Trocknen nieder.*

Indes, es sollte mit dem „armen“ Villon, wie er sich selber öfter nennt, noch schlimmer kommen. Man verurtheilte ihn sogar zum Tode durch den Strang. Schon schwebte dem Dichter das Bild seines eigenen Leichnams vor, wie er mit denen seiner Gefährten am Galgen — man erlaube uns im Villon'schen Geiste den trivialen Ausdruck! — „baumeln“ würde, Reue und Zerknirschung bemächtigten sich des Vielgeprüften, dann und wann freilich im wahren Sinne des Wortes mit etwas viel Galgenhumor durchpfeffert: da wird er infolge einer Berufung, die er beim Parlamente einlegte, und noch besonders durch die Fürsprache des Herzogs Karl von Orleans, des ritterlichen Dichters, an dessen neugeborenes Töchterlein er einige Verse richtete, aus aller Noth befreit. Man entlässt ihn aus der Haft.

Jahre vergehen. Wir verlieren jegliche Spur unseres Un-

* Wenngleich Villon selber diese Tortur nicht näher schildert, so lässt sich dennoch ihr Wesen nach einem alten Holzschnitte und nach P. Lacroix, Mœurs, usages et costumes au moyen âge, in der angegebenen Weise feststellen. Vergl. auch Henry van Laun, History of French Literature, vol. I, dem die Schilderung der Procedur, weil dem Verfasser keine anderen Mittel zu Gebote standen, entlehnt ist.

glücklichen. Wo war er und wie lebte er von 1457 oder 1458 bis 1461? Campaux verlegt in diesen Zeitraum jenes Vagabondenleben, das andere nach Schluss des Grand-Testament oder während dieser Dichtung zu setzen pflegen. Er meint, schon um 1457 sei Villon's Kerkerstrafe in mehrjährige Verbannung gemildert worden. Dass Villon in der That um irgend eines Verbrechens willen die Heimath hat verlassen müssen, leidet nach verschiedenen Stellen keinen Zweifel: z. B. in dem envoi der „Requeste de Villon, présentée à la Cour de parlement, en forme de ballade", erbittet er sich noch drei Tage Aufschub, um sich erst mit dem Nöthigsten versehen und den Seinigen Lebewohl sagen zu können; auch besagt das nach Strophe 165 des Grand-Testament eingeschaltete Rondeau mit klaren Worten („Rigueur le transmit en exil") das nämliche. Dennoch lässt sich nach unserem Dafürhalten nicht fest beweisen, dass der Dichter in dieser Periode seines Lebens auf Frankreichs Boden und vielleicht gar über Frankreichs Grenzen hinaus herumvagabondirt habe.

Thatsache ist, dass er 1461, in einem Alter von dreissig Jahren stehend, wieder im Kerker von Meung an der Loire auftaucht. Jacques Thibault von Aussigny, damals Bischof von Orleans, hat ihn verhaften lassen, und Villon wird im Gefängnisse roher als ein eingefangenes wildes Thier behandelt. Gegen ihn schleudert er daher in den ersten Strophen des Grand-Testament Ausdrücke eines glühenden Hasses, einer unverhohlenen Wuth. Er erzählt daselbst, dass er einen ganzen Sommer lang täglich nichts als ein kleines trockenes Brödchen (une petite miche), kaltes Wasser dagegen in grossen Quantitäten bekommen habe, indem ihm das letztere wahrscheinlich auf die oben beschriebene Weise beim Foltern eingegossen wurde. Fasten musste er sogar Sonntags und Dienstags, so dass er in komischer Uebertreibung seinen Leser zu überzeugen versucht, seine Zähne seien infolge dessen länger geworden als die einer Harke. In einem dumpfen, unterirdischen Loche musste er liegen, denn er fleht in der sich aller Wahrscheinlichkeit nach auf diese Haft beziehenden „Epistre en forme de ballade" die Menschen an, ihn doch in einem Korbe, der an einem Seile befestigt wäre, aus der Tiefe zu holen. Weder Blitz noch Sturm konnten zu ihm durch die dicken Mauern

dringen (il n'entre où gist n'escler ne tourbillon), weder Tisch noch Schemel waren in seinem Gefängnisse zu finden.

Endlich wurde er erlöst durch die Gnade des Königs Ludwig XI. Dieser folgte Karl VII. am 22. Juli 1461 und wird gleich nach seiner Salbung durch Meung gekommen sein. Wie behauptet wird, war es damals Sitte, dass der neugesalbte König alle gefangenen Verbrecher der Städte, durch die er zog, begnadigte. So entrann Villon dem langsamen Tode im Kerker, aber wie kam er wieder ans Tageslicht?! Er spielt hier und da in seinen Gedichten an auf seine gebrochene Kraft, auf seine geknickte Gesundheit. Wir ersehen aus diesen Stellen, dass er sich im bereits vorgerückten Stadium einer Auszehrung oder Lungenschwindsucht befand (z. B. Gr.-Test. 62: „Je crache, blanc comme cotton, jacobins [=glaires] aussi gros qu'ung œf — — De vieil porte voix et le ton“ und Gr.-Test. 69: „Je sens mon cueur qui s'affoiblist, et plus je ne puys papier [= pépier]). Er war mager geworden wie ein Schatten (Gr.-Test. 74), so dass die Würmer nach seinem Tode, wie er Grand-Test. 76 meint, nicht viel Fett mehr an seinem Körper finden würden. Dazu besass er nicht einen Heller Geld („sans croix ne pile“: Gr.-Test. 13, 31, 35 und öfter), um sich pflegen zu können.

Was ist aus dem Unglücklichen nun geworden? Wir wissen's nicht. Höchst wahrscheinlich irrte er noch einige Zeit in Frankreich umher. Lange wird er es aber auf jeden Fall nicht mehr getrieben haben. Da hat er sich, von der Kerkerluft vergiftet, durch Hunger und Ausschweifungen jeglicher Art entkräftet, niedergelegt an den stillen Ort, der einem solchen Dasein einzig und allein Ruhe nach des Lebens Stürmen gewähren konnte. Rabelais, der grosse Satiriker, der einzige Schriftsteller jener Zeit, der uns etwas über Villon berichtet, erzählt im Pantagruel (Buch IV, Kap. 13), dass unser Dichter eine Reise nach England gemacht und dann in seinen alten Tagen nach St. Maxent in Poitou gekommen sei, wo sich der reiche Abt des genannten Ortes seiner angenommen habe. Um das Volk zu belustigen, soll er noch einige Passionsspiele im poitevinschen Dialekte verfasst und an deren Aufführung selber thätigen Antheil gehabt haben. Daran knüpft Rabelais die Erzählung einer Heldenthat Villon's, die allerdings ganz dem Charakter eines Gauners entspricht, die wir aber doch mit allem,

was der Satiriker sonst von unserem Dichter berichtet, sehr anzweifeln müssen. Die Gründe dafür hier anzugeben, würde zu weit führen, wir verweisen auch hier auf Campaux, Kap. VII.

Ehe wir nun zur Besprechung der Werke Villon's übergehen, gestatte uns der Leser, einige Worte über den Charakter dieses Mannes hinzuzufügen.

Es hält nicht schwer, diesen aus seinem Leben und noch mehr aus seinen poetischen Ergüssen zu skizziren, um so weniger schwer, als er mit einer in unserem Jahrhunderte geradezu unerhörten Freimüthigkeit alle seine Fehler und alle seine Tugenden enthüllt. Es muss in alter Zeit überhaupt leichter gewesen sein als heutigen Tages, Charakterstudien zu machen. Homer's Helden z. B. unterlassen nicht, laut ein jeder sich selber zu rühmen, eine Offenbarungsweise des Ehrgefühls, die die moderne Welt verbietet, wenn auch in stillen Herzkammern das Selbstlob noch ebenso häufig ist als früher. So findet sich in jenen Zeiten auch der öffentlich über das eigene Ich ausgesprochene Tadel oder das laute reumüthige Bekennen eigener Fehler, obgleich das einer bekannten menschlichen Schwäche wegen nicht so häufig vorkommen mochte als das Eigenlob. Das ist das Kindesalter, das jede civilisirte Nation einmal durchgemacht hat, ehemals die Griechen, wie nachher die Franzosen und andere Völker.

Unser François scheint von dieser kindlichen Naivetät und Offenheit eine besonders grosse Dosis mitbekommen zu haben, denn die schändlichsten Laster, denen er sich hingegeben hat, verheimlicht er dem Leser nicht, in diesem Augenblicke sie bitter bereuend, in einem anderen ihnen wiederum fröhnend. So verging sein Leben in grenzenlosem Leichtsinn. Obwohl er wusste, welche Folgen seine Ausschweifungen nach sich ziehen würden, ja, obwohl er schon lange an jenen zu tragen hatte, geistig und körperlich, so ward er seiner Leidenschaften doch nicht Herr, wozu allerdings auch viel die elenden Verhältnisse seines Lebens und seine liederliche Umgebung beitragen mochten. Nehmen wir hinzu seinen ihm nicht angeborenen, sondern durch bittere Erfahrungen fast berechtigten Menschenhass, andererseits seine unbewusste Herzensgüte, die sich in rührender Dankbarkeit und inniger Liebe zu seiner Mutter äussert, so werden wir dem unglücklichen Manne bei allen seinen

Fehlern eine Thräne des Mitleids nicht versagen können und vorurtheilsfreier an die Beurtheilung seiner Dichtungen gehen.

Die beiden wichtigsten unter denselben sind das Grand-Testament und das Petit-Testament, ersteres 173, letzteres 40 Strophen, sogenannte huitains umfassend. Das Petit-Testament ist, wie Villon selber angiebt, im Winter des Jahres 1456 gedichtet worden. Er erzählt uns in der Einleitung, wie er von einer unglücklichen Liebe gemartert werde, die ihn zwinge, Paris zu verlassen und nach Angiers zu gehen. Vorher aber will er, da er nicht weiss, was ihm auf der Reise begegnen kann, sein Testament machen. Freilich wird er, der Habenichts und der verachtete Mensch, keine lachenden Erben hinterlassen, aber dennoch wird er den Ueberlebenden damit nützen, indem er sie vor ungestraft einherwandelnden und oft hohe Aemter bekleidenden Schurken warnt und deren Namen brandmarkt. Es war ja dem Villon, der bereits seinen guten Ruf verloren hatte, ein Leichtes, auch den anderer Leute zu morden, besonders wenn dieser schon heimlich kränkelte. Abgesehen von diesem Plane, eine Satire auf damals lebende Persönlichkeiten von Paris zu schreiben, scheint der Dichter in seinem Testamente der Welt auch zeigen zu wollen, wie das trockene Brod der Armut schmeckt und wie die Noth jeglichen Edelmuth, jegliches Ringen nach hohen geistigen Zielen ersticken und ein Glied der Menschheit zum Auswurfe der Menschheit machen kann. Leider verliert die Satire für uns dadurch viel an Werth, dass die Zielscheiben Villon'schen Spottes nicht mehr bekannt sind. Von den meisten wissen wir nichts mehr als den Namen, und wie jene Erben unseres blutarmen Dichters gelebt haben, um die Spottlust desselben herauszufordern, lässt sich ebenfalls nur schlecht aus den im Testamente gegebenen Andeutungen ersehen. Auf jeden Fall aber wird diese Satire zur Zeit ihrer Veröffentlichung gewaltiges Aufsehen erregt haben und das Talent des Dichters als eine gefährliche Waffe in den Händen eines Verzweifelten von Hoch und Niedrig gefürchtet worden sein. Konnte er nicht alles wagen, er, der keinen Ruf und keine Güter mehr hatte, an denen man ihn seiner beissenden Verleumdung wegen hätte strafen können? Brauchte er die geringste Nachsicht zu üben, er, der selber nie Milde bei der Ahndung seiner Verbrechen erfahren hatte? Wusste

er nicht durch seine niedrige Stellung und seine Helfershelfer von allen den geheimen Lastern, denen dieser oder jener Hochangesehene zu fröhnen pflegte?

Damit der Leser eine Einsicht in die Weise Villon's gewinne, fügen wir einige Einzelheiten der Grundidee des Petit-Testament hinzu. In Strophe 9 vermacht er dem Meister Wilhelm Villon seinen Ruf, von dessen Werth der Leser bereits einen Begriff bekommen hat, in Strophe 10 der treulosen Geliebten sein gebrochenes Herz, in Strophe 11 dem Kaufmann Ythier und dem Meister Jehan le Cornu seinen alten verpfändeten Degen, in Strophe 12 einem wahrscheinlich dem Trunke ergebenen Manne sein Wirtshaus u. s. w. In Strophe 30 bedenkt er als guter Christ die Krankenhäuser und schenkt ihnen seine mit Spinngewebe überzogenen Fensterrahmen. In Strophe 31 beglückt er seinen Barbier mit seinen abrasirten Haaren, den Schuhflicker mit alten Schuhen, den Althändler mit spottbilligen Kleidungsstücken, in Strophe 32 die vier Bettelorden (Karmeliter, Jakobiner, Franziskaner und Augustiner), die Filles-Dieu und die Beguinen mit allerlei Leckerbissen, die er gar nicht besitzt, mit Kapaunen, Tauben u. s. w. Dann folgen wieder einige mit ihren Familiennamen genannte Erben, und endlich bilden die Strophen 35 und 40 den eigentlichen Schluss: Villon hört beim Niederschreiben seiner Verse plötzlich die Abendglocke der Sorbonne in seine Zelle tönen. Da bricht er sein Testament ab, um, dem Geheisse seines Pfarrers folgend, beten zu gehen. Die Echtheit der Strophen 36 bis 39 wird von einigen angezweifelt, da sie den vom Dichter bereits zu Ende gesponnenen Faden wieder aufnehmen und in eine ganz unnütze Länge ziehen. Nach dem Abendgebete schläft Villon allmählich ein. Das Hinschwinden der Geisteskräfte bis zum wirklichen Schlafe wird in ironischer Weise mit den gelehrten und schwülstigen Worten der Scholastik beschrieben. Endlich erwacht er wieder; aber die Tinte ist unterdes eingefroren, die Kerze ausgeblasen, das Feuer erloschen. Daher schliesst er sein Testament und schläft wiederum ein.

Strophe 40: „Geschehn im obbesagten Jahre (1456) durch den sehr wohl bekannten Villon; der weder Feigen isst noch Datteln, in Dürr' und Schwärze einer Ofenbürste gleicht; der weder Zelt noch Häuschen hat, die er den Freunden nicht ge-

lassen; der nichts sein eigen nennt als wenig rothe Heller. Auch diese werden bald entschwunden sein!“

Fünf Jahre später, 1461, begann Villon die grösste der uns hinterlassenen Dichtungen, das Grand-Testament, gleichfalls in huitains geschrieben und oft mit Balladen, Rondeaux u. dgl. untermischt.

Villon ist dreissig Jahre alt geworden und hat den Kelch der Leiden und der Schande schon bis auf die Neige geleert. Sein ganzer Hass wendet sich gegen den Bischof von Orleans, Thibault d'Aussigny, auf dessen Veranlassung hin er im Gefängnisse hat schmachten müssen.

Strophe 2: „Gefüttert hat er mich mit kleinen Brödchen und kaltem Wasser einen ganzen Sommer lang. Ob man ihn freigebig, ihn geizig nenne, sehr knaus'rig war er immer gegen mich. So möge Gott ihm sein, wie jener mir gewesen!“

Endlich wurde er, wie wir bereits wissen, von Ludwig XI. begnadigt, dem er für diese Grossmuth Preis und Dank spendet, Jakob's Glück, Salomo's Ehre und Ruhm, Methusalem's Alter und zwölf schöne, tapfere und gute Söhne wünscht. Da er sich schwach fühlt „an Gütern freilich weit mehr als von Körper“, so beschliesst er unmittelbar nach seiner Entlassung aus dem Kerker von Mehun (Meung a. d. Loire), seinen letzten Willen der Welt abermals kund zu thun. Des Dichters Herz indes ergiesst sich nicht sogleich in Spottreden über seine Mitmenschen. Es klagt zunächst über seine Vergangenheit. Armut und Schande stürzten es in Sünde, aber Gott wird dem armen François gnädig sein und ihn nicht dafür mit dem Tode strafen. Was läge auch der Mitwelt an seinem Tode?

„Nicht Jung, nicht Alt thu' ich ein Leid, ob ich umher nun wandle oder ob auf der Todtenbahr' ich liege. Die Berge wanken nicht vom Platze, nicht vor-, nicht rückwärts, wegen eines Armen.“ (Les montz ne bougent de leurs lieux, pour un paouvre, n'avant, n'arrière.)

Armut, nicht Schlechtigkeit des Herzens, hat ihn oft zum Verbrechen getrieben, wenn man die Befriedigung lebensbedingender Bedürfnisse Verbrechen nennen will. Bei hohen Leuten thut man das nicht. Vor Alexander den Grossen wurde einst ein Mann, Namens Diomedes, geführt, gebunden wie ein Schächer, denn er war ein Pirat gewesen. Der König (Villon nennt ihn

empereur) fragte ihn: „Warum bist du ein Seeräuber?“ Er antwortete: Warum ich ein Räuber heisse? Etwa weil man mich in einem winzigen Nachen das Meer durchstreifen sieht? Wenn ich wie du mich ausrüsten könnte, wäre ich wie du ein König. Was willst du denn? Nicht von mir, nur von meinem Schicksale, gegen das ich eigentlich gar nichts vermag, das mich so grausam behandelt, rührt mein Wandel her. Beurtheile mich etwas gnädig und wisse, dass bei grosser Armut kein überfeines Gewissen (trop grand' loyaulté) vorhanden sein kann.“ Der König hatte Diomedes' Worten aufmerksam zugehört. Dann sprach er: „Dein Schicksal will ich ändern, aus einem bösen ein gutes machen.“ Und also that er. Hätte unser Dichter in seinem Leben ebenfalls einen Alexander gefunden, es hätte besser um seine Herzensreinheit, um seine ganze Vergangenheit gestanden, wie er selbst hinzufügt. Aber dieses Glück war dem Armen nicht beschieden: Der König von Frankreich ist ihm kein Alexander geworden, wenn er ihn auch begnadigt hat.

Darauf beklagt der Dichter in bitteren Worten die in Freuden und Ausschweifungen schnell verrauschte Zeit seiner Jugend.

Strophe 22: „Zu Fusse ist sie nicht davon geeilt, zu Rosse auch nicht; ach! wie denn? Urplötzlich ist sie mir davongeflogen, und nichts ist mir von ihr geblieben.“

Strophe 26 enthüllt den tiefen Kummer über eine schlecht ausgenutzte Vergangenheit:

„Ach Gott! wenn ich gelernet hätte in meiner tollen Jugendzeit und guter Sitten mich beflissen, ich hätte Haus und weiches Lager jetzt! Was that ich aber? Ich entfloh der Schule, wie es ein schlechtes Kindlein thut. Beim Niederschreiben dieser Zeilen bricht mir das Herze fast entzwei.“

Mit der Jugend sind auch alle die Gefährten hingeschwunden, die ihm einst das Leben erheiterten. Die einen sind jetzt „todt und starr“, die andern sind grosse Herren geworden. Wieder andere betteln in der dürftigsten Kleidung umher und sehen Brod nur durch die Ladenfenster der Bäcker. Andere endlich sind ins Kloster gegangen, wo sie sorglos, ja üppig ihr Leben verbringen. Der Dichter selber ist arm und niedrig geblieben wie seine Voreltern, deren Gräber weder mit Scepter noch mit Krone geziert sind. Sein Vater ist todt, seine Mutter

wird ihm bald folgen, und auch an den Sohn wird die Reihe kommen wie an jeden Menschen, er sei „arm oder reich, weise oder thöricht, Priester oder Laie, adlig oder bürgerlich, freigebig oder geizig, klein oder gross, schön oder hässlich.“ Und nun folgt eine Ballade, die wegen ihrer poetischen Schönheit noch heutigen Tages einen hohen Ruf geniesst, in welcher des Menschen Vergänglichkeit an Beispielen aus der Geschichte nachgewiesen wird. Die einfachen Balladen des Testamentes bestehen aus drei Strophen von je acht Versen, also aus drei huitains, und einem envoi von vier Versen (quatrain). Die Reimstellung ist die aller übrigen huitains, es ziehen sich aber an den korrespondirenden Versschlüssen die nämlichen Reime durch die ganze Ballade.

Ballade über die Damen vergangener Zeiten.

„O sagt mir, wo, in welchem Lande weilt Flora, jene schöne Römerin? Archipiada oder Thaïs, Geschwisterkinder beide? Die Echo, nur für Lärmende bereit zu sprechen am Flusse oder auf dem Teiche, die mehr als Erdenschönheit hatte? . . . Sie sind dahin wie Schnee des vorigen Jahres!*

Wo weilt die kluge Heloïse, um die mishandelt und zum Mönche wurde der Peter Abailard (Villon: Esbaillart) in Saint-Denys — nur ihr zu Liebe litt er diese Noth —? Wo weilt die Königin desgleichen, die den Befehl gab, Buridan in einen Sack zu stecken und in den Seine-Fluss zu werfen? — Sie sind dahin wie Schnee des vorigen Jahres!

Blanka, die Königin, die lilienweisse, die mit Sirenenstimme sang, und Bertha mit dem grossen Fusse, Bietris, Allys und Harembourges, Besitzerin von Mayne, Johanna auch, die Brave aus Lothringen, die von den Britten in Rouen verbrannt ward, wo weilen sie, Maria, hohe Jungfrau? . . . Sie sind dahin wie Schnee des vorigen Jahres!

Zueignung.

Erlauchter Prinz, erforschet nicht, wo die aus diesem Jahre, noch die aus dieser Woche weilen, dass nicht Euch dieser Schlussvers wieder rufe zu: Sie sind dahin wie Schnee des vorigen Jahres!“

---

* Im Texte: „Mais où sont les neiges d'antan!“ „Antan“, welches Wort auch im Spanischen und Provenzalischen vorkommt, ist jetzt veraltet. Vom lt. „ante annum“.

Auf diese Ballade folgen noch zwei andere, welche den gleichen Gedanken von der Hinfälligkeit aller menschlichen Schönheit und alles Ruhmes nur wenig anders behandeln, die ballade des seigneurs du temps jadis und die Ballade mit der Ueberschrift: Mesme propos, en vieil langage françois. Ist aber auch immerhin der Tod sehr bitter, so ist es das Greisenalter nicht weniger, besonders für den weiblichen Theil der Menschheit. Sehen ältere Frauen die jüngeren Genossinnen ihres Geschlechts den Freuden der Jugend sich hingeben, so

„Befragen sie den lieben Gott, warum, mit welchem Rechte gerade sie so früh geboren wurden? Und unser Herrgott schweigt darüber stille, im Disputiren sind sie ihm ja über."*

Man ersieht daraus, dass die Frauen früherer Jahrhunderte es verstanden, ihre Siege mit den nämlichen Waffen zu erkämpfen wie unsere Zeitgenossinnen.

Einmal bei den Frauen angekommen, ist es kein Schritt mehr bis zur Liebe, und so zählt uns denn der Dichter in einer Doppelballade (aus sechs huitains bestehend) nach Str. 54 viele grosse Männer auf, die die Liebe zu Thoren oder Unglücklichen machte: Salomo ergab sich um ihretwillen dem Götzendienste. Simson verlor darum seine Brille, d. h. sein Augenlicht. Orpheus, der Flötenspieler, kam in Gefahr vor dem vierköpfigen Cerberus. Der schöne Narciss ertränkte sich um ihretwillen in einem tiefen Brunnen. Sardana (Sardanapal) wollte darum ein Weib werden, bei den Jungfrauen sitzen und Wolle spinnen. David der König, der weise Prophet, vergass darob der Furcht Gottes. Aehnlich erging es dem Ammon, ähnlich dem Herodes, der um der Tänze, Sprünge und Gesänge eines Mädchens willen Johannes den Täufer enthaupten liess. Endlich ist es auch der Dichter selber, der aus Erfahrung mitsprechen kann. Um der Liebe willen wurde er aufs Grausamste durchgepeitscht. Und wer hiess ihn diese Stachelbeeren kauen? Katharina von Vauselles! „Darum glücklich, wer nichts mit der Liebe zu thun hat!"

Und jetzt ist der Dichter wieder bei seiner lebenslangen Klage angekommen, bei der Klage über den Verrath, über die Untreue seiner Geliebten. Das Nähere darüber ist bereits in der vorausgeschickten Biographie erwähnt worden.

---

* „Car, au tanser, il le perdroit."

Erst mit der Strophe 70 beginnt das eigentliche Testament. Zunächst vermacht der Erblasser seine Seele der heiligen Dreieinigkeit (Str. 75), seinen Leib der „Grossmutter Erde“, obwohl die Würmer an demselben nicht viel Fett mehr finden werden, seine Büchersammlung dem schon einmal erwähnten Guillaume de Villon (P.-T., Str. 9 aber einfach Guillaume Villon genannt) und seiner Mutter ein Gebet an die heil. Jungfrau. Da wir aus dieser Stelle des armen Mannes tief gefühlte Liebe zur Mutter und damit, wie schon oben angedeutet wurde, weiter ein Stück seines ursprünglich edlen Herzens kennen lernen, so wird der Leser nicht ungern einen Augenblick bei diesen Strophen verweilen.

Strophe 79: „Item vermach' ich meiner guten Mutter an unsre hehre Jungfrau einen Gruss, der Mutter, die für mich gar bittre Schmerzen hatte — Gott weiss es! — und gar manchen Kummer. Ein andres Schloss und andre Burg (sc. als das Gebet), die hab' ich nicht, worin ich Leib und Seele bergen kann, wenn Noth und Elend mich bestürmen; auch meine Mutter nicht, die arme Frau!“

Dieses Gebet ist wiederum „Ballade“ überschrieben, besteht aus 3 Strophen von je 10 und einem envoi von 7 Versen. Reimstellung: a, b, a, b, b, c, c, d, c, d mit denselben Reimen durch alle Strophen an den korrespondirenden Stellen. Villon's Mutter bittet darin die Jungfrau Maria um gnädige Aufnahme im Paradiese, obgleich sie ein sündiges und armes Weib sei. Als Beweis für die kindliche Einfachheit und grosse Herzenstiefe, deren der Dichter mächtig ist, mag die dritte Strophe aus dieser Ballade dienen:

„Ein armes, altes Mütterchen bin ich. Nichts habe ich gelernt, nie einen Buchstab lesen können. In unsrer Klosterkirche seh' ich, wo ein und aus ich gehe, ein Bild vom Paradies mit Harfen und mit Lauten und eine Hölle auch, worin man die Verdammten brät. Das eine macht mir Angst, das andre hohe Freude. Die Freude lass mich haben, hohe Göttin, zu welcher alle Sünder flüchten dürfen; im Glauben eifrig, frei von Heuchelei. In diesem Glauben will ich leben, sterben.“

Von Strophe 80 ab vermacht er seiner früheren Geliebten „nicht sein Herz, nicht seine Leber“, auch nicht eine schwere

seidengestickte Börse, so sehr sie eine solche bei allem ihren Reichtume wünschen mag, sondern eine Ballade, die sich durch alle Verse auf *r* endigt (Str. 83: Ceste Ballade luy envoye, qui se finist toute par *R.*). Es ist selbstverständlich, dass ein Dichter mit Villon's offenem und kindlichem Gemüthe seine ganze Bitterkeit und Galle bei der Gelegenheit nicht zurückhalten kann. Der Leser möge sich mit dem Anfange dieses Gedichtes begnügen:

„Du falsche Schöne, die so theuer mir zu stehen kommt, du wahrhaft Grausame und gleissnerische Sanftmuth; du Liebe, härter noch als Hammerschlag, die ich dich Schwester meines Unheils nennen kann, nichtswürd'ge Reize zum Verderben eines armen Herzens, versteckter Hochmuth, der die Menschen auf die Bahre streckt; ihr Augen sonder Mitleid" u. s. w. Der Rest dieser Strophen bleibt auch den französischen Commentatoren ziemlich unverständlich. Zu erwähnen ist aber noch bei dieser Ballade, dass Villon viele mittelalterliche Künstelei darin anzubringen sucht. Abgesehen davon, dass sich jede Zeile auf *r* endigt, bilden die Versanfänge der ersten Strophe die Buchstaben seines Vornamens François. (Akrostichon.)

Von nun ab verliert das grosse Testament ein wenig an Interesse, da der Dichter uns ganz unbekannte Menschen namhaft macht, die er mit seinen Lumpen und anderen Zeugnissen seiner Armut beschenkt. Auch fällt er oft ins Gemeine und Unsittliche, ein Fehler, den wohl hauptsächlich sein Umgang mit der Hefe des Volkes verschuldet hat. Balladen vertheilt er noch mehrere, so eine an einen Trunkenbold in Form einer Fürbitte bei Noah, Loth und Architriclinus (= Speisemeister, auf der Hochzeit zu Cana, Ev. Joh. 2, v. 9.), eine andere, nach Weise ritterlicher Sänger gedichtet, an einen neuvermählten Edelmann, eine dritte, die Gift und Galle speit gegen einen gewissen Jehan Perdryer und dessen Bruder u. s. w. Die Ballade nach Strophe 140 zeigt den Dichter im tiefsten Schmutze bei der widerwärtigsten Scenerie. Wir werfen einen Schleier über jene Stellen, in welchen der Mensch seine Würde abgelegt hat und roher als das roheste Thier erscheint, und eilen dem Schlusse des Testamentes zu.

Villon wünscht in Strophe 165 folgende Grabschrift:

„Hier schläft und ruhet unter dieser Schwelle"* (Sein Wunsch geht scherzhaft dahin, oben in einem Nonnenkloster begraben zu werden) „ein Wesen, von der Liebe Pfeil getödtet, ein armer winziger Scholar, vormals benamset Franz Villon. Niemals besass von Grund und Boden er nur eine Furche, und alles gab er weg, das weiss ein jeder: Tisch, Schemel, Brod und Körbe. Drum sprecht ihr artigen Leute diese Verse:"

Es folgt ein Rondeau des Inhalts: „Requiescat in pace!"

Die grösste der beiden Glocken von Notre-Dame soll bei seinem Begräbnisse geläutet werden. Die Glöckner erhalten vier Brödchen dafür, wenn das zu wenig ist, ein halbes Dutzend, so viel wie die reichsten Leute geben. (Man ersieht daraus, dass damals das Sterben noch billig war.) Diese Brödchen aber sollen Stephanus-Semmeln sein, d. h. gute, feste Steine. Schliesslich werden die Testamentsvollstrecker ernannt, drei reiche, vornehme Herren, die die Begräbniskosten gut bezahlen können, und drei ehrliche Häute, die bei der Weigerung der ersteren für sie eintreten werden. In der vorletzten Ballade bittet dann Villon alle Hinterbliebenen um Verzeihung, und mit einer anderen schliesst er sein grosses Testament. Er fordert darin alle, die das Todtenglöckchen hören werden, auf, zu seinem Begräbnisse zu kommen in rother Kleidung wie beim Feste eines Märtyrers, denn er stirbt als ein Opfer der Liebe. Das envoi, das den Dichter nochmals trefflich charakterisirt, lautet:

> „Erhab'ner Fürst, gleich wie ein Falke schmuck,
> Erfahret, was er that bei seinem Scheiden:
> Vom Mohrenwein da trank er einen Schluck,
> Als er beschlossen, diese Welt zu meiden."

Dieser Galgenhumor hat, wie wir schon oben erwähnt haben, ihn oft genug über drohende Katastrophen seines Lebens hinwegsetzen müssen. Ausser den beiden Testamenten besitzen wir noch viele kleinere Gedichte, Balladen u. s. w., die hier und da ebenfalls jenen charakteristischen Leichtsinn abspiegeln. Am bekanntesten ist eine kleine vierzeilige Strophe, von Villon

* Im Texte: „en ce sollier", vom lateinischen sōlarium, d. i. jeder der Sonne (sōl) ausgesetzte Ort, also ein flaches Dach, ein Söller u. s. w. Im Altfranzösischen bedeutet es ein oberes Stockwerk und auch Fussboden, wie an dieser Stelle.

ohne Zweifel im Gefängnisse niedergeschrieben, nachdem er von seiner Hinrichtung durch den Strang in Kenntnis gesetzt worden war. Einen sehr derben Ausdruck dieses quatrain wagen wir nicht in unserem zarteren Jahrhunderte wiederzugeben:

„Ich bin François — o Kümmernis! —
Bei Ponthoise aus Paris.
Bald fühlt an klafterlanger Leine
Mein Hals die Schwere meiner Beine."

Indes hat der Dichter auch ernsteren Gedanken in solchen kritischen Lagen Raum gegeben. Das beweist z. B. „der Wortwechsel (das Zwiegespräch) zwischen Villon's Herzen und seinem Körper", d. i. der Kampf zwischen dem guten und bösen Principe in seinem Innern, eine meisterhafte dramatische Vorstudie unseres Dichters, der, hieraus zu schliessen, gewiss Geschick genug besass, alte Passionsspiele umzuarbeiten und selbst neue zu verfassen.

Körper: Was hör' ich da? — Herz: Das bin ich. — K.: Wer? — H.: Dein Herz, das nur an einem dünnen Faden hängt. Nicht Kraft, noch Säfte hab' ich mehr, seh' ich dich da so einsam und allein, gleich einem Hunde elend in der Ecke kauernd. — K.: Warum das? — H.: Alles nur für deine thörichten Gelüste. — K.: Was kümmert's dich? — H.: Mich trifft darob der Kummer. — K.: Lass mich in Ruh! — H.: Warum? — K.: Mal später will ich das bedenken. — H.: Und wann? — K.: Wenn ich die Kinderschuhe ausgezogen. — H.: Ein Weit'res sag' ich nicht, damit begnüg' ich mich."

Nichtsdestoweniger beginnt das Herz abermals seine Ermahnungen und wirft dem Dichter vor, dass er, bereits an der Grenze der Jugend in einem Alter von dreissig Jahren, dennoch nicht viel gelernt habe. Darüber trauere es. Denn wäre er ein Dummkopf, so könne er sich wenigstens in etwas entschuldigen. So aber müsse er entweder einen steinharten Sinn haben oder an seiner Schande mehr Gefallen finden als an jeglicher Ehre. „Lass es gut sein," meint der Körper, „wenn ich erst im Grabe liege, bin ich über alles das hinweg. Alles Unheil rührt von dem Schicksale her, das mir Saturn auf die Schultern geladen hat. Das glaub' ich fest." Dennoch wünscht

er länger zu leben und geht endlich auf die Mahnungen des Herzens ein, das ihm empfiehlt, die Thoren zu meiden und fleissig zu studiren.

Was kann dieses Gedicht anders sein als die Frucht der Einsamkeit des Kerkerlebens? Ohne Unterhaltung und sonstige Zerstreuung beginnt im Zwielichte des Gefängnisses das Gewissen seine ernste Unterredung mit dem zerknirschten Verbrecher und zwingt ihn zur Anerkennung edler Vorsätze, die nach seiner Entlassung aus der Haft ausgeführt werden sollen. Noch viel tiefer empfunden und wahrhaft grausig endlich ist die mit „Epitaphe" überschriebene Ballade. Villon dichtete sie, wie die Ueberschrift besagt, für sich und seine Genossen, nachdem ihnen das Todesurtheil verkündigt war, das jedoch, wie wir wissen, an ihm nicht vollstreckt wurde.

„Mitbrüder, die ihr nach uns lebt, habt nicht ein hartes Herz für uns: Je mehr ihr Mitleid mit uns Armen fühlt, um so viel gnädiger wird Gott euch sein. Hier seht ihr uns zu fünfen, sechsen hangen: das Fleisch, das leider wir zu gut genähret, es ist an uns verzehrt schon und verfault, und wir, die Knochen, werden Staub und Asche. Es spotte keiner über unser Unglück. Doch bittet Gott, er wolle uns erlösen!

Indem wir zu euch rufen, liebe Brüder, misachtet unser Flehen nicht, obgleich gerecht wir sind gerichtet worden. Jedoch, ihr wisst, nicht alle Menschen haben gesetzten, guten Sinn. Verwendet euch daher für uns besänftigten Gemüthes beim Sohne unsrer hohen Jungfrau, dass seine Gnade nicht versiegt uns sei, uns vor dem Strahl der Hölle schütze. Wir sind ja todt, drum stör' uns keine Seele.* Doch bittet Gott, er wolle uns erlösen!

Der Regen hat uns ausgelaugt, zerwaschen, die Sonne uns gedörret und geschwärzt, und Elstern haben uns und Raben die Augen ausgehackt und Bart und Brauen ausgezupft. In Ruhe sind wir nie und nimmer: Bald hier-, bald dorthin führt der Wind in seinem Wechsel uns, nach seiner Willkür, unaufhörlich, von Vögeln arg zerpickt, den Fingerhüten gleichend.

* Im Texte: „ame ne nous harie." Harer, harier heisst nach Diez im Altfranzösischen: aufreizen, drängen. Vergl. über die Ableitung dieses Wortes Diez, etym. Wörterbuch, Theil II unter „harer".

Enthaltet euch, o Menschen, des Spottes hier, doch bittet Gott, er wolle uns erlösen!

Zueignung.

Fürst Jesus, der du über alle herrschest, bewahre uns vor der Gewalt der Hölle, dass wir mit ihr nichts abzurechnen haben. Ihr aber, weicht von unsrer Brüderschaft, doch bittet Gott, er wolle uns erlösen!"

Mit dieser Ballade, die den reuigen Verbrecher in seiner ganzen Zerknirschung und Seelenangst zeigt, nehmen wir vom Dichter Abschied. Zwar sind noch mehrere echte Gedichte von ihm vorhanden, auch werden noch viele andere ihm zugeschrieben, z. B. die repues franches, die Kunst, wie man ohne Geld, allein durch List sich gute Mahlzeiten verschaffen kann, doch sind alle von geringerem ästhetischem Werthe und weniger von Interesse als die angeführten.

In allen Villon'schen Dichtungen ist eine grosse Gewandtheit der Sprache nicht zu verkennen. Um Reime ist er nie verlegen, sie sprudeln ihm zwanglos von den Lippen. Eben so sehr wie sein wechselvolles Leben werden ihn die Einfachheit und das Treffende seiner Redeweise, der ungekünstelte Ausdruck seines Innern, die Schärfe und Schlagfertigkeit seines Witzes, die rührende Wahrheit seiner ernsten Klagen, mit einem Worte, um mit dem Dichter selber zu reden, das Gelächter unter Thränen* zu seiner Zeit sehr populär gemacht haben, so dass Clément Marot, durch seinen König Franz I. dazu bewogen, seit dem Jahre 1533 wiederholt eine Herausgabe der Gedichte Villon's veranstalten konnte. Waren doch diese im Laufe der Zeit ziemlich unverständlich geworden theils durch provinzielle und nur unter gemeinen Leuten gebräuchliche Ausdrücke, theils durch das Hinsterben jener Persönlichkeiten, die Villon's Satire angegriffen hatte. Daher konnte Marot mit Recht darüber klagen, dass er unter allen französischen Büchern noch nie ein so inkorrekt gedrucktes gefunden hätte als das des François Villon.

* „Je riz en pleurs", aus der ersten Strophe der „Ballade Villon".

W. Armbrust.

Die bildlichen Darstellungen des Reineke Fuchs im Mittelalter.*

Jacob Grimm beklagte sich einmal, dass man ihm selten seine Fehler nachweise und dass er dieselben erst oft entdecke, wenn er sie von Andern copirt finde. Nun hat aber der, (um ein Wörtlein Lessing's über Breitinger auf ihn anzuwenden) bei dem Grimm immer noch Recht hat, sehr wenig von diesem grossen Meister gelernt. Auf eignen Füssen stehen, mit eignen Augen sehen, das soll man vor Allem von Jacob Grimm lernen. Nun sind die meisten falschen Urtheile Grimm's literarischer Natur und aus seinem Eifer für die Ehre der deutschen Literatur entstanden. Sie sind aber aus eben diesem Grunde schneller und weiter unter das grosse Publikum gedrungen. Keine sprachliche Fehler liegen dem gewöhnlichen Leser zu fern, die Literatur ist das Gemeingut Aller. So sind denn die leitenden Ideen Grimm's über den Ursprung und die Geschichte Reineke Fuchsens ein Theil unserer literarischen Tradition, ja man kann sagen ein literarischer Glaubensartikel geworden. Aus einem Leitfaden der Literatur-Geschichte werden sie in den anderen copirt, und so fest haben sich dieselben im Volke gesetzt, dass es lange Jahre dauern wird, ehe die Resultate der neueren Forschung und einer besonnenen Kritik auch nur unter den Gebildeten bekannt werden.

Jacob Grimm erfand den Ausdruck „Thiersage“. Dieses eine Wort ist die Wurzel aller folgenden Irrthümer geworden.

---

* Fortsetzung aus Archiv Bd. LVI. und Bd. LVIII.

Es ist im höchsten Grade unpassend und irreleitend. Lebte Grimm noch, gewiss würde er die einleitenden Worte zur zweiten Auflage der Grammatik auf seinen Reinhart Fuchs anwenden, „es würde ihn kein langes Besinnen kosten, den ersten Aufschuss mit Stumpf und Stiel niederzumähen". Es giebt eine Göttersage, eine Heldensage; aber eine Thiersage hat es nie gegeben und kann es auch nie geben. Der Ursprung und die Fortpflanzung der Thierfabeln und Thiergeschichten sind himmelweit verschieden von denen der Götter- und Heldensage. Die ersten Fabulisten waren nicht naturwüchsige Hirten, Bauern oder Jäger. Wenn aus dem innigen Zusammenleben der Thiere und Menschen sich eine Thierpoesie entwickelte, so sollten doch wohl heutzutage die irischen Bauern und spanischen Mauleseltreiber grosse Thierdichter sein. Die ganze Fabeldichtung ist aber an und für sich reflectirend, sie ist Kunstprodukt und blieb sogar lange Zeit hindurch Besitzthum der lehrenden und lernenden Klassen. Sie war Besitz und Tradition der Schulen. Das ist Geschichte und kein einziges Factum hat sich bis jetzt auffinden lassen, das das Dasein einer altgermanischen Thiersage bewiese. Es ist alles patriotische Phantasie und Conjectur und würde, wenn Franzosen so räsonnirten, mit dem grössten Hohn überschüttet werden.

Hauptbeweis für germanischen Ursprung Reineke Fuchsens soll nun der deutsche Ursprung des Namens Reineke, Reinhart sein. Er beweist aber gerade das Gegentheil. Wenn die Deutschen eine volksthümliche Sage vom Fuchse hatten, wie kam es, dass dieselbe so ganz spurlos verschwand und erst im Reformations-Zeitalter wieder auftauchte und dann als eine Uebersetzung aus dem Französischen. Und wie kam es, dass kein Mensch die Bedeutung des Namens des Fuchses wusste und dieselbe Jahrhunderte lang verborgen blieb, bis sie in einem französischen Gedichte des zwölften Jahrhunderts entdeckt wurde. Gewiss vom zehnten bis Anfang des neunzehnten Jahrhunderts hatte kein Mensch in Deutschland geringste Ahnung von der Bedeutung dieses Namens. Woher aber hatte der französische Priester diese philologisch ganz richtige Etymologie? Er konnte sie nur durch die gelehrte Tradition

haben. Grimm und sämmtliche späteren Kritiker beziehen sich auf die bekannte Stelle in der fünfundzwanzigsten Branche des Roman de Renart, wo der Dichter dem Fuchs die Worte in den Mund legt:

> Si ai maint bon conseil doné,
> Par mon droit non ai non Renart.

„Manchen guten Rath habe ich gegeben; mit meinem rechten Namen heisse ich Renart.“ Hätte der Dichter auf eigne Faust etymologisirt, gewiss hätte er den Namen aus dem Lateinischen abgeleitet. Aus Deutschland selbst konnte er die wahre Bedeutung nicht haben, da sie dort Niemand wusste. Es bleibt nur die einzige Annahme übrig, dass er diese Kenntniss durch die gelehrte Tradition der französischen Klosterschulen hatte. Und was ist natürlicher, als dass ein Mönch, Fabeln für seine Schüler dichtend, dem Fuchs einen fremden Namen beilegte. Dieser Name wurde dann mündlich erklärt und diese Erklärung hielt sich traditionell in den französischen Klosterschulen. Das Factum ist da und lässt sich nicht wegleugnen. Wer die Geschichte Reineke Fuchsens für so urdeutsch hält, wird erklären müssen, wie alle Spur davon in der deutschen Dichtung verschwindet, sie aber in Frankreich eine solche Ausdehnung gewonnen hat. Da aber alle unsere Documente Uebersetzungen aus dem französischen oder lateinischen sind, so kann doch von einer deutschen Thiersage wahrlich keine Rede sein. Vor Grimm hat auch kein Mensch daran geglaubt. Von Rollenhagen bis Moshof hat man nur ungegründete Vermuthungen über den Ursprung des Gedichtes. Gottsched (Vorrede zu Reineke Fuchs) ist der erste, welcher den französischen Renart erwähnt, es ist aber Renart le Nouvel, und er kennt ihn nur aus dürren französischen Notizen und Bücher-Catalogen. Der vorsichtige und sorgfältige Hözel wusste schon mehr davon und traf mit wunderbarem kritischen Scharfsinne den Nagel auf den Kopf. „Was vor Verwirrung, sagt er in seiner Geschichte der komischen Literatur (vol. IV p. 28), in der Geschichte Reinekefuchsens herrscht, und wie mancher wichtige Punkt in derselben noch unaufgeklärt ist, werden diejenigen am besten wissen, die sich mit der Literatur beschäftigt haben. Meinungen streiten wider Meinungen, und Muthmassungen durch-

kreuzen einander auf allen Seiten. Die Hauptverwirrung kommt meines Erachtens daher, dass man den Reinekefuchs *mit Gewalt* und ausschliessungsweise zu einem deutschen Product machen wollen. Ich hoffe wenigstens einigen Irrwegen auszuweichen, wenn ich die Geschichte desselben chronologisch darstelle, so weit nämlich meine Kenntniss reicht; denn so wird am Ende das Resultat meines Nachforschens von sich selbst in die Augen fallen.“ Und in der Vorrede zu diesem Bande, datirt Liegnitz, den 26. April 1786, sagt er noch einmal: „Den Reinikefuchs habe ich nicht deswegen unter die Deutschen Satiren gesetzt, als wenn ich schlechterdings glaubte, dass er ursprünglich ein Deutsches Product sey; denn dieses habe ich aller Bemühungen ungeachtet nicht ausfindig machen können; sondern weil sich die Deutschen hauptsächlich um denselben verdient gemacht, und sich mehr als andre Nationen damit beschäftigt haben.“ Das ist jetzt, nach beinahe hundert Jahren, noch eben so wahr wie am Tage, wo es geschrieben wurde. Selbst Jacob Grimm, als er im Jahre 1814 den lateinischen Reinardus und Isengrinus zu Paris entdeckte und abschrieb, hatte noch nicht die geringste Idee, den Reineke zu einem ursprünglich deutschen Gedicht zu machen. Mehrere Umstände wirkten zusammen, um ihn auf die Theorie einer Thiersage zu bringen. Es war die Zeit der mythologischen Hypothesen, als Grimm seinen Reinhart Fuchs schrieb. Es war auch die politisch traurigste Zeit für Deutschland, besonders traurig für Jacob Grimm, der mehr als Einer sein Vaterland liebte und das nichtsnutzige diplomatische Treiben in der Nähe gesehen hatte. Es war die Zeit, wo uns nichts mehr zusammenband als unsere Sprache und Literatur und wo natürlich dieselben überschätzt wurden. Wir leiden noch an den Nachwehen jener üblen Zeit. Die thatkräftigsten Männer wurden aus dem Staatsleben in das Gelehrtenthum getrieben, und in Folge dessen stieg der Stand des Gelehrten und Schriftstellers zu einem Ansehen, das er nie in einem Lande gehabt hat, noch haben sollte. Obgleich wohl Nichts miserabler ist als der Zustand unserer heutigen Literatur, so geriren sich doch unsere armseligsten Poeten, als ob sie etwas ganz Besonderes wären. Sie zehren noch an dem Vorrath von öffentlichem

Respect, den ihre Vorgänger so reichlich aufgehäuft haben. Auch die kritischen Urtheile jener Zeit erheischen einer dringenden Revision. Besonders ward unsere mittelhochdeutsche Dichtung sehr überschätzt. Die französischen Quellen waren entweder ganz unbekannt oder schwer zugänglich. Daher wurde Alles als deutsches Original betrachtet, oder man fand, dass durch eine Uebersetzung ein Dichter mit einem Male unser wurde. Ja, so lautete der Ausdruck. Homer wurde unser, Shakespeare wurde unser, und so wurde denn Reineke Fuchs auch unser. Jacob Grimm war Rechtsgelehrter, und ich möchte wohl wissen, was für ein Urtheil er als Richter gefällt haben würde, wenn in einer Streitigkeit über Eigenthum Jemand solche Argumente gebraucht hätte, wie er selbst gebraucht, um den deutschen Ursprung des Reineke Fuchs und die Existenz einer Thiersage zu beweisen. Das unglückselige Wort Thiersage ist nun einmal da, und wird ohne Zweifel fortfahren allerlei Unheil zu stiften. Trotz alledem ist Grimm's Reineke Fuchs ein höchst unterhaltender philologischer Roman und eine der witzigsten Branchen des nimmer endenden Roman de Renart.

Der Reineke Fuchs machte seine erste Erscheinung in Deutschland zur Zeit der Reformation und, was von der höchsten Wichtigkeit ist, mit einem Commentar versehen. Dieser Commentar wendet sich scharf gegen die römische Kirche, und seitdem hat man in Deutschland fortgefahren, das Gedicht als eine Satire auf die römische Geistlichkeit und Kirche anzusehen. Jetzt, wo kein Zweifel mehr daran liegt, dass der niederdeutsche Reineke eine Uebersetzung ist, fragt man sich natürlich, wozu wurde dieser Commentar vom Uebersetzer hinzugefügt, wenn die Satire so offenbar war, wie sie den meisten Kritikern heutzutage erscheint? Wie war es, dass die ähnlichen Gedichte in französischer und vlämischer Sprache, die ohne Commentar erschienen, nicht so aufgefasst wurden? Der Tradition nach musste der Uebersetzer, um Unannehmlichkeiten zu vermeiden, flüchtig werden und sich aus Burgund nach Mecklenburg wenden. Das kann doch unmöglich des Textes halber gewesen sein, doch Nichts liegt näher, als dass er durch seine neue Deutung Anstoss gegeben.

Man hat auch gemeint, Reineke Fuchs sei in dieser deut-

schen Uebersetzung so weit verbreitet geworden, weil die Uebersetzung das Original übertreffe und es in keiner anderen Sprache habe im Auslande Eingang finden können. Caxton's Uebersetzung beweist das Gegentheil. Die deutsche Uebersetzung wurde ihrer protestantischen Auslegung halber so populär und sie wurde es auch nur in protestantischen Ländern. Frankreich, das Geburtsland Reineke's, blieb katholisch, die vlämischen Niederlande kehrten bald zum Katholicismus zurück, und daher haben sie nur noch expurgirte Ausgaben, wie das Antwerpener Volksbuch von 1564. Dem Protestanten aber erschien die römische Kirche als ein Ganzes, er schrieb ihr immer eine Einheit zu, die sie nie besessen hat. Die verschiedenen geistlichen Orden waren auf einander eifersüchtig und hassten einander mehr als Juden und Heiden. Der Benedictiner Odo von Sherrington sagt es geradezu: „... religiosi qui habent alba vestimenta (die Cistercienser) quasi oves Christi. Hi sunt falsi prophetae qui veniunt in vestimentis ovium, intrinsecus autem sunt lupi rapaces, et vulpes fraudulenti sunt facti monachi, falsi predicatores, falsi religiosi ... unde malum habere vicinum paganum vel judeum quam talem religiosum." Als sich die Cistercienser zuerst von den Benedictinern abtrennten, wurden sie sogleich ein Gegenstand des Spottes, des Verdachtes und schliesslich auch des Neides der alten Benedictiner. Sie wurden als Heuchler, Irrlehrer und Erbschleicher dargestellt. Der Name ihres Stifters, des heiligen Bernhard, wird im Roman de Renart dem Esel gegeben. Die Cistercienser kamen zuerst im Jahre 1128 nach England, und Odo von Sherrington schrieb seine bitteren Ausfälle auf sie um die Mitte desselben Jahrhunderts. (Siehe meine Abhandlung über Odo, Archiv Bd. LXIV.) Aerger wurde der Spott und die Eifersucht nicht nur der Benedictiner, sondern der sämmtlichen aus ihrer Regel entsprungenen Orden, als Orden von Bettelmönchen entstanden, die nicht nur die Regel des heiligen Benedict gänzlich verliessen, sondern auch Leute aus den niedrigsten Ständen in ihre Klöster aufnahmen, und anstatt der Beschäftigung mit den Künsten und Wissenschaften das gemeine Betteln zu ihrer Hauptaufgabe machten. Und die Bettelmönche, die Dominikaner und Franciskaner, hatten wiederum keine besondere Liebe und Achtung

gegen einander, sondern bekämpften einander auf die bitterste Weise. Riehl, dessen Novellen immer auf guten geschichtlichen Studien beruhen, giebt davon ein recht anschauliches Bild in seiner Hohen Schule der Demuth. Im Allgemeinen aber werfen unsere modernen Schriftsteller sämmtliche Parteien der vor-reformatorischen Kirche in einen Haufen zusammen. In einem früheren Artikel habe ich schon darauf hingewiesen, dass die deutsche Sprache nur ein Wort für sämmtliche religiöse Verbindungen hat, das Wort Mönch, während im Englischen wenigstens früher der Unterschied zwischen Monk und Friar streng beobachtet wurde. Ebenso wurde moine im Französischen nur von den Benedictinern, Cisterciensern, Premonstatensern und Carthäusern gebraucht und nur, wie Bescherelle sagt: par extension les religieux mendiants, et même tous les religieux. Sehen wir daher in einer den Benedictinern gehörigen Kirche einen Fuchs auf der Kanzel stehen und predigen, der eine spitze Kapuze und einen Strick um den Leib hat, so ist doch hier kein Zweifel, was damit gemeint sei, und es zeugt von der grössten Unkenntniss des Mittelalters, hier von Spott auf die Religion, auf die Mönche, die Priester oder die Kirche zu reden. Dieser Fuchs ist ja nicht als Mönch (monk) gekleidet, sondern als Bettelbruder. Dieser als Bettelbruder gekleidete Fuchs schleicht sich gern in die Nähe reicher Abteien, wo er den Mönchen die Hühner stiebitzt. Er ist kein Freund der Religion, sondern wird als ihr ärgster Feind, als Irrlehrer und unberufener Prediger dargestellt. Er predigt den Hühnern und Enten etwas vor, aber sein Text ist: „Der Herr ist mein Zeuge, wie sehr mich verlangt nach euch allen in meinen Eingeweiden.“ Im Anfange waren die Bettelorden auch nur Prediger, und die älteren Orden sowie die Weltgeistlichen brauchten allen ihren Einfluss beim Papste, um ihnen die Ausübung geistlicher Handlungen zu versagen. Es war daher kein Spott auf die Geistlichkeit, sondern es war Pflicht des berufenen Seelsorgers, vor diesen unberufenen Predigern zu warnen. Der Fall ist ungefähr so: Wenn ein englischer Bischof, wie ja häufig genug geschehen ist, von der Kanzel herab seine Gläubigen warnt, sich vor Dissidenten in Acht zu nehmen und nicht die Conventikel unberufener Prediger zu besuchen, so sagt er doch

nichts gegen die christliche Religion und die Geistlichkeit. Wenn Dickens einen Stiggins schildert, so ist das doch keine Satire auf die Religion und Geistlichkeit. Wenn man in England über einen methodistischen Schustergesellen, der an einer Strassenecke predigt, sich lustig macht, so verhöhnt man doch damit nicht die Kirche und ihre Diener. Gerade das Gegentheil ist der Fall. Nur so kann man den Umstand erklären, dass die Reinekebilder, besonders der Gänseprediger, sich in allen Benedictiner-Kirchen vorfanden, und zum grossen Theil noch finden.

Anstatt der mythologischen Hypothese Grimm's ist die historische Entwickelung des Reineke Fuchs die folgende: Die Klosterschulen lehrten die Elemente der lateinischen Sprache mit Beihilfe der Fabeln. Man bediente sich nicht nur der schon existirenden Fabeln, sondern dichtete neue hinzu und machte Nutzanwendungen auf die laufenden Zeitverhältnisse. Zu gleicher Zeit kamen die Bestiarien oder Thierbücher in Umlauf, in denen Thiere und Fabelwesen auf mystische Weise gedeutet werden. Aus einer Verschmelzung der Fabeln und Thierbücher entwickelte sich allmählich in den Benedictiner-Klöstern die Geschichte von Reineke Fuchs. Ich mache hier im voraus auf die unten zu beschreibenden Bilder zu Tarragona und Saint-Fiacre au Faouet (Morbihan) aufmerksam, die von dieser Verschmelzung den unwiderstehlichen Beweis liefern. Diese Geschichten von Reineke Fuchs wurden zuerst von der conservativen Geistlichkeit auf die reformatorischen Orden angewandt, und später von beiden gegen die Prediger oder Bettelmönche gekehrt. Denn immer erscheint der Fuchs im Bilde als Prediger mit der Kutte, dem Strick und der Kapuze der Bettelbrüder. Zur Zeit der Reformation bemächtigen sich die Protestanten der Fabel vom Fuchse und deuten sie gegen die ganze katholische Kirche. Die deutsche Uebersetzung wird nun, mit einem der katholischen Kirche feindlichen Commentar versehen, durch die neu erfundene Druckerkunst vervielfältigt und weit und breit bekannt gemacht, während die französischen Gedichte in Vergessenheit gerathen, so dass endlich ihre Existenz bezweifelt wird und die deutsche Version für ein Original passirt. Unter dem gemeinern Volke, sowohl in Deutschland

wie im Ausland, ist, nachdem der grösste deutsche Dichter den Reineke erneuert hat, die Meinung verbreitet, Reineke Fuchs sei ein Gedicht von Goethe. Habent sua fata libelli. Gulliver's Reisen wurden als politische Satire geschrieben und sind jetzt eins der beliebtesten Kinderbücher in der Welt, aus dem die Kleinen gewiss weder Politik noch Satire herauslesen. Es ist mit Reineke Fuchs ebenso ergangen; wir lesen ihn jetzt als ein unterhaltendes Gedicht, in dem der Humor über die Satire vorwaltet.

Man hat auch versucht, diejenigen Thiere, welche in der Fabel geistliche Handlungen verrichten, sorgfältig von denen zu scheiden, welche als Laien auftreten. Dabei ist man wiederum Grimm gefolgt und hat es zu einem Axiom gemacht: „Immer erscheint der Wolf als Mönch.“ Das ist aber grundfalsch. In diesen Fabeln, die sich hauptsächlich um clericale Interessen drehen, werden die verschiedenartigsten Thiere als Repräsentanten der verschiedenen Parteien unter den Priestern und Mönchen gebraucht. Es giebt fast kein einziges Thier, Ratten und Mäuse nicht ausgenommen, welche nicht dann und wann eine geistliche Handlung verrichten. Der Dachs hört die Beichte und giebt die Absolution, der Bock Bellyn wird besonders als Hofcaplan eingeführt und giebt Reineke seinen Segen auf Befehl Nobels. Der Esel ist aber immer der Priester im Bilde sowie in der Schrift. Bernard li arcipreetre. Wie steht es aber mit dem Wolf? Nie erscheint er als Mönch oder Priester, sondern als Schüler oder Novize, und zwar immer als ungelehriger Schüler, der sich zum geistlichen Amt und Klosterleben nicht schickt. So viel ich von der Sache verstehe, gründet sich die Ansicht vom Mönchsthum des Wolfes auf die Fabel vom Wolf in der Schule. Zwischen einem Schulknaben, der das ABC nicht lernen kann, und einem Mönche ist doch wohl ein kleiner Unterschied. Was aber den Fuchs angeht, so erscheint er im Bilde immer als Bettelbruder und diese Darstellung desselben hatte sich in der Kunst so zäh als Tradition erhalten, dass er in Everdingen's Kupferstichen noch so dargestellt wird.

Aus einem einzigen Worte ein ganzes System aufzubauen, darauf verstehen wir Deutsche uns trotz einem Volke. Lessing

hat es gesagt. Und so ist aus der Etymologie eines einzigen Wortes die ganze Theorie von der Thiersage entstanden. Grimm selbst wittert in den französischen Gedichten noch „germanischen Waldgeruch“. Er fühlt noch heraus, „was sich schon Sigambrer, Katten und Gothen haben von Fuchs und Wolf erzählen können.“ Wenn die Deutschen wirklich so an diesen Thierfabeln hingen, so ist es sonderbar, dass nur diejenigen Stämme derselben sich erinnerten und sie fortpflanzten, die ihre germanische Sprache und ihre germanische Abkunft gänzlich vergassen und Franzosen wurden. Ich selbst wittere in dem Reineke Fuchs nichts als die Luft des Klosters, in die mitunter ein Hauch aus der Poesie der Trouvères hineinweht. Bedeutende französische Kritiker haben auch dieses Thema behandelt und es ist ihnen nicht gelungen, den urdeutschen Waldgeruch im Roman du Renart zu wittern. Da werden sie denn von den deutschen Schriftstellern übel angefahren; man wirft ihnen vor, dass sie die deutschen Quellen nicht kennen. Ich habe bei diesen Herren nach ihren Quellen gesucht und finde, sie haben alle nur e i n e Quelle, und das ist Grimm. Es wäre doch wohl rathsam, die Franzosen, die auf dem festen Boden der historischen Forschung stehen geblieben sind, etwas höflicher zu behandeln. Gervinus allerdings giebt zu, dass „die Dichter der Thiersage uns eigentlich aus dem doppelten Grunde nichts angehen, weil sie nicht auf deutschem Gebiete und nicht in deutscher Sprache dichteten.“ Weiterhin gesteht er, dass er „die Form des geschichtlichen Vortrages mit einem kritischen wird tauschen müssen.“ Aber Goedeke (Mittelalter p. 585) zieht aus der einzigen Etymologie von Reinhart den Schluss, dass schon vor dem fünften Jahrhundert die Thiersage „Ureigenthum des germanischen Stammes gewesen ist.“ Ebenso Koberstein.

„Selbst die Geschichte der deutschen Baukunst im Mittelalter, sagt Jacob Grimm (p. CCXVII), bietet ein u n v e r w e r f l i c h e s und sehr willkommenes Zeugniss der (natürlich deutschen) Thiersage an Hand.“ Und dann beschreibt er die Thierbilder im Dom zu Strassburg. Nun findet sich aber eine viel grössere Anzahl von diesen Bildern in England, Frankreich, ja in Spanien, Italien und sogar Irland, dass sie eben für den deutschen Ursprung nichts beweisen. Sie machen aber ihren mönchischen

Ursprung zur vollen Gewissheit. Ein höchst erfreuliches Zeichen der Rückkehr der deutschen Literarhistorik zu einer besonneneren Kritik findet sich in der Einleitung zu Herrn Prof. Ernst Martin's Ausgabe vom Reinaert. „Wol ist der Ursprung der mittelalterlichen Thiersage, sagt dieser sorgfältige Forscher auf p. XV, in den Klöstern zu suchen, wol sind die Verfasser der lateinischen und französischen Gedichte dieser Art, soweit ihr Stand bekannt ist, Geistliche.“ Das ist es, was ich bereits in meinen früheren Aufsätzen ausgesprochen habe. Nur gefällt mir auch hier nicht der irreleitende Ausdruck „Thiersage“.

Ich fahre nun fort, die übrigen mir bekannten Fabelbilder in kirchlichen Gebäuden zu beschreiben.

Frankreich.

Viele der französischen Thierbilder wurden von M. Champfleury im Bibliophile Français besprochen. Diese Artikel hat er später seiner Histoire de la Carricature au moyen-âge einverleibt. Die Liste derselben ist nicht vollständig, wie man schon aus Vergleichung mit meinem ersten Artikel sehen kann. Auch er kann keine Satire auf Religion und Geistlichkeit in ihnen sehen. Er erwähnt Reinekebilder zu Salignac, Nanteuil, Saint Germain des Près und mehrere von mir beschriebene. Abbildungen giebt er von den folgenden.

Le Faouet.

Dicht bei der kleinen Stadt Le Faouet im Morbihan liegt die schöne, aber sehr vernachlässigte Kirche Saint Fiacre. In derselben befinden sich, und zwar am Lettner, zwei höchst merkwürdige Gruppen von Thieren, die uns über die ursprüngliche Verbindung des Reineke Fuchs mit dem Fuchs der Bestiarien die vollste Gewissheit geben. Die eine Gruppe zeigt einen Fuchs auf dem Rücken liegend, die Zunge aus dem Halse reckend und sich todt stellend. Eine Henne pickt mit dem Schnabel an der Zunge, ein Hahn und drei andere Hennen an andern Theilen des sich todt stellenden Fuchses. In der nächsten Gruppe sehen wir den Fuchs auf den Beinen stehen und eine

Henne erwürgen. Das ist eine bildliche Darstellung des poupil des Bestiaire. Die dritte Gruppe zeigt uns einen Hahn und drei Hennen, die von einer Staude Schnecken zu picken scheinen. Hinter dieser Staude lauert ein Fuchs und wieder hinter diesem ist ein Fuchs in einer Kutte, der, hinter einer Art von Gestell sich verbergend, den Hühnern nachstellt. Dieses Gestell soll vielleicht eine tragbare Kanzel darstellen; die drei Löcher im unteren, massiven Theile würden dazu dienen, die Traghölzer durchzustecken. Champfleury interpretirt jedoch: „du haut d'un donjon il guette les poules.“ Da ich den Fuchs nie auf einem donjon gesehen habe, aber häufig auf einer Kanzel, so scheint mir meine Ansicht die wahrscheinlichere, besonders da dieser Fuchs die Kutte trägt. Wie dem auch sei, so haben wir hier gewiss den Gänsedieb Reineke. Die Stellung dieser Bilder an einem so bedeutenden Orte wie der Lettner, wo sie Jedem, der nach dem Altar hinblickte, in die Augen fallen mussten, ist wohl Bürge dafür, dass hier weder an Spott noch Spass zu denken ist. Wie es das Thierbuch ausdrücklich sagt, der Fuchs ist der Teufel, vor dem die Gläubigen gewarnt werden. (Siehe Archiv, Bd. LVIII, p. 255 u. 256.) Die Abbildungen befinden sich bei Champfleury auf pp. 47 u. 48.

Ein anderes Basrelief aus derselben Kirche giebt derselbe Autor auf p. 149. Es ist ein Mann in sitzender Stellung, mit der linken Hand hält er ein auf dem Knie liegendes Fässchen, im Munde hält er mit den Zähnen den Schwanz eines Fuchses, dessen Leib zwischen den Knieen des Mannes hängt, und die zur Hälfte aus seiner Haut geschlüpft, oder halb geschunden zu sein scheint. Champfleury erklärt dies für eine bildliche Darstellung der sprichwörtlichen Redensart écorcher le renard, zu deutsch des Katzenjammers. Ich stimme ihm darin vollkommen bei, es ist eine Darstellung der Folgen der Trunksucht. Es ist Schade, dass nicht sämmtliche Bilder dieser Kirche abgebildet oder beschrieben worden sind.

Limoges.

In der Domkirche St. Etienne zu Limoges befindet sich eine runde gemalte Fensterscheibe, die den Gänseprediger darstellt. Der Fuchs in der Kutte steht predigend auf der Kanzel,

in der Linken hält er ein Spruchband, Hähne und Hühner stehen als Zuhörer um die Kanzel.

Evreux.

Auf einem Miserere der Chorstühle von Saint-Jaurin befindet sich ein Gänseprediger, dem Hühner und Enten zuhören. Ein Huhn hat er bereits in der Kapuze. Findet sich auch abgebildet in Langlois, Stalles de la Cathédrale de Rouen.

Autun.

An einem Capitäl des Domes befindet sich die Fabel vom Storch, der dem Fuchse einen Knochen aus dem Halse zieht. Man bedenke hierbei, dass die Hölle immer als ein offener Rachen dargestellt wurde.

Paris.

Im Musée Cluny (Katalog Nr. 537) befindet sich ein: Banc-d'œuvre à trois stalles, surmonté d'un dais et décoré d'ornements et d'arabesques. Les miséricordes sont couvertes de sculptures grotesques qui représentent: l'une un porc qui touche de l'orgue; l'autre le même personnage avec un âne pour souffleur.

Eine ähnliche Groteske findet sich im Münster zu Boston. Woher das oben beschriebene Gestühl in das Museum gekommen ist, erwähnt der Katalog nicht.

Champfleury erwähnt noch (p. 152), „dans la nef de l'église Saint-Germain des Prés on voit aussi le renard". Ich habe diese Groteske nicht bemerkt. Da sie im Schiffe sein soll, wird sie sich gewiss am Capital eines Pfeilers finden.

Rouen.

Die Grotesken des Domes haben in dem bekannten Künstler und Archäologen E. H. Langlois einen tüchtigen Bearbeiter gefunden in seinem Buche: Stalles de la Cathédrale de Rouen. Kürzlich hat auch ein junger Künstler, M. Jules Adeline, in seinem Werke: Les Sculptures grotesques et symboliques" (Rouen, Augé) einen wichtigen Beitrag geliefert. Da die Armlehnen der Chorstühle von einem Vandalen, einem ehemaligen Canonicus, mit einem Beile abgehauen wurden, so haben sowohl

Langlois wie Adeline sie nicht berücksichtigt. Ich bemerke deshalb, dass die accoudoirs des vierten Stuhles der bassae formae auf der Evangelienseite, vom Altar gezählt, auf unseren Reineke sich wahrscheinlich bezogen haben. Auf der linken Armlehne sieht man die Ueberreste einer in eine Kutte gekleideten Figur und eine Hand, die eine Gans am Halse hält. Die rechte Armlehne zeigt den Rest einer Figur mit einem Pilgerstabe.

Adeline hat besonders die Grotesken des Cour des Libraires reproducirt. Hier finden sich Darstellungen von Verwandlungen. Ich denke, sie lassen sich aus Sagen von Wärwölfen erklären und vielleicht mit Isegrim in Zusammenhang bringen. Das Buch ist sehr billig, und hübsch ausgestattet.

Aulnay.

Auf dem Fries einer Archivolte in St. Pierre zu Aulnay sieht man einen aufrecht stehenden Esel, der ein Messgewand trägt. Abgebildet bei Champfleury p. 65, und bei Crosnier (jetzigem Bischof von Nevers) Iconographie Chrétienne, p. 297.

Le Mans.

Auf einem Miserere der Chorstühle des Doms befindet sich der unvermeidliche Gänsedieb. Hier jedoch hält er die herunterhängende Gans im Maule fest, während sonst er sie am Halse haltend über seinen Rücken schwingt.

Italien.

Die Italiener vermieden selbst in der Gothik die im Norden gewöhnliche Ornamentik. Doch lassen sich Spuren des französischen und deutschen Geschmackes finden. So die Darstellung von Roland und Oliver und von Theodorich dem Grossen am Dome zu Verona. Das einzige mir bekannte Fabelbild befindet sich zu

Rom

in St. Paulus extra muros. Es findet sich abgebildet bei Seroux d'Agincourt, Sculpture, Planche XXVI Nr. 30, und nach einer Zeichnung von demselben in den Mémoires de l'Institut Génévois vol. XV. Diesen Wolf würde Jedermann für

einen Fuchs halten, wenn nicht lupus daneben geschrieben stände. Er steht an einem Lesepulte, worauf ein offenes Buch liegt; eine Ziege geht von ihm hinweg. Das heisst wohl: ob du mir gleich etwas recht Frommes vorsagst oder vorlieseest, so weiss ich doch, dass du mich nur auffressen willst, und begebe mich daher in Sicherheit.

Schweiz.

In den existirenden kirchlichen Bauten der Schweiz befinden sich meines Wissens keine Fabelbilder. Doch fanden sich bei Ausgrabungen in der ehemaligen Benedictiner-Abtei Saint Ursanne und auch anderweitig verschiedene Darstellungen vom Wolf in der Schule. Man fand auch diese Fabel in der alten Kirche zu Haigendorff bei Olten. Die betreffenden Bilder sind besprochen und abgebildet in den Mémoires de l'Institut Génévois vols. XII und XIV. Diese Bilder befinden sich auf gebrannten Ziegelsteinen und wurden also fabrikmässig vervielfältigt. Ihr geringer Werth ist wohl Schuld gewesen, dass man sie nicht der Erhaltung würdig befunden hat, aber die Art ihrer Fabrikation ist wichtig für uns, da es auf die allgemeine Anwendung der Thierbilder im Kirchenschmuck hindeutet.

Spanien.

In Spanien finden wir sehr bedeutende Beiträge zu einer richtigen Erkenntniss der Reinekefabeln. Das Land ist zum grossen Theil noch eine terra incognita. Deutsche Schriftsteller, ich meine die besten, stützen sich auf Street, der jedoch nur einen Theil des Landes bereist hat und selbst in diesem viel hat bei Seite liegen lassen. So ist es auch mir gegangen. Die Schwierigkeit, schnell von einem Orte zum anderen zu gelangen, zwingt den Reisenden oft, das Sehenswertheste bei Seite zu lassen. So hat es ihm so wenig wie mir gelingen wollen, weder Poblet noch Ripoll zu erreichen, die doch sowohl für den Architekten wie den Archäologen von höchster Wichtigkeit sind. Es ist zu hoffen, dass bald die von Street noch nicht besuchten gothischen Bauten in Spanien von Jemandem besucht und beschrieben werden.

Tarragona.

In meinem Artikel über Odo von Sherrington (Archiv Bd. LXIV) habe ich bereits eine Groteske im Dom zu Tarragona erwähnt und auf die Zeichnung in Street's „Gothic Architecture in Spain" hingewiesen. Street hat jedoch nur die Hälfte des Abacus gezeichnet und übersehen, dass die Grotesken der anderen Seite mit dem Katzenbegräbniss ein Ganzes ausmachen. Sie sind ein unwiderstehlicher Beweis meiner Behauptung, dass die Thierbücher und die Fabelbücher vereinigt den Urquell der Reinekedichtung bilden.

Zuerst sieht man den Fuchs für todt auf dem Rücken liegen und die Zunge herausrecken. Eine Henne steht auf seinem Bauche und pickt an demselben, eine andere pickt an der Zunge; hinter derselben steht ein Hahn. In der nächsten Gruppe sieht man den Fuchs auf den Beinen stehen und den Hahn erwürgen. Hier könnte man bemerken, wie tiefsinnig der Künstler das Wesen der Thiere erfasst hat. Der Hahn ruft seine Hühner zum Frasse herbei, er selbst aber sieht nur zu. Zur Strafe für seine Unvorsichtigkeit, da er doch hätte wachsamer sein sollen, wird er vom Fuchse ergriffen und nicht die Hühner. Die nun folgende Gruppe stellt das Begräbniss der Katze dar. Die Katze liegt auf einer Bahre, die von vier Ratten getragen wird. Eine Procession von Ratten und Mäusen geht der Bahre voran, sie tragen Banner, Weihwasser und Weihwedel. Unter der Bahre geht eine Ratte mit einem Beile. In der nächsten Scene hat die Katze die Ratten und Mäuse überlistet. Bahre, Weihkübel, Alles liegt auf dem Boden, die Ratten und Mäuse fliehen nach allen Richtungen vor der Katze, die bereits eine derselben erreicht hat. Die ganze Scene ist voller Leben und Wahrheit. Für die rechte Deutung der mittelalterlichen Fabeln geben uns diese Grotesken mit denen zu Faouet einen Fingerzeig, der nicht missverstanden werden kann.

Toledo.

Es ist keine Uebertreibung, wenn Richard Vord den hohen Chor des Domes zu Toledo ein vollkommenes Museum der Bildnerei nennt. Hier haben wir Sculpturen aus Marmor, Ala-

baster und Holz in grösster Mannigfaltigkeit. Ich beschränke mich auf die bassae formae, welche von Maestro Rodrigo im Jahre 1495 geschnitzt wurden. Sie stellen die Siege Ferdinand's und Isabella's dar. Aber unter dieselben hat der Künstler verschiedene Grotesken gemischt, die für uns von Interesse sind.

1. Ein Bär und ein Bienenkorb.

2. Ein Fuchs, der einen Hahn erwürgt.

3. Eine Frau reitet auf einem Maulesel, wie es scheint, zu Markte. Sie hat einen grossen Korb, aus dem zwei Gänse die Hälse strecken. Ein Fuchs kommt von hinten und sucht die Gänse zu stehlen. Eine Variation der Geschichte vom Fuchs und den Fischen.

4. Ein Affe hält in der einen Hand eine Schüssel, in der andern einen Löffel, mit dem er eine Ente füttert. Ein junger Affe steht hinter dem alten und scheint ihn zurückhalten zu wollen.

5. Ein Schwein, welches einen Gürtel und in demselben ein Messer trägt. Auf jeder Seite desselben steht ein Affe.

Noch finden sich andere bekannte Geschichten hier. Zweimal die Geschichte vom Aristoteles (Lai d'Aristote), das eine Mal mit besonderer Vorliebe und Sorgfalt geschnitzt; Melusine, die ganze Serie der Bilder vom Einhorn nach den Thierbüchern. Und ein Curiosum, das wohl auf einem Fabliau beruht: Ein Narr tritt in ein Zelt, dessen Falten ihm von einem nackten Frauenzimmer geöffnet werden.

Barcelona.

Die Misericordien im Dome verdienen eine sorgfältige Untersuchung. Es scheinen viele Rittergeschichten darauf dargestellt zu sein. Von Thierbildern finden sich nur zwei:

Musicirende Affen, dabei andere Affen, die einen Ringeltanz tanzen.

Eine Rosette, auf deren einer Seite eine Schnecke und auf der andern ein gewaffneter Ritter. Es könnte eine Reminiscenz des Débat des gens d'armes et d'une femme contre un lymasson sein, wozu Champfleury (a. a. O. p. 41) eine Illustration beibringt. Etwas Aehnliches befindet sich zu Bristol.

Oviedo.

Nur um die mir bis jetzt bekannten spanischen Fabelbilder zusammenzustellen, komme ich hier auf die Fabelbilder in San Salvador zu Oviedo zurück, die ich schon im ersten Artikel erwähnt habe.

Reineke wird gehängt. Reineke liegt todt auf der Bahre. Ein Hahn läutet die Glocken, während die Hennen das Todtenamt singen.

Burgos.

Die Chorstühle des Domes wurden theilweise zur Reformationszeit, theilweise nach derselben geschnitzt. Sie beweisen, wie um diese Zeit die Geschichte Reineke Fuchsens aufhörte, eine klösterliche Geschichte zu sein. Wir finden Thierbilder und Grotesken zu Burgos, aber nichts, das sich auf Reineke bezöge. Um den grossen Unterschied dieser Grotesken von den mittelalterlichen klar zu machen, beschreibe ich einige.

Zwei Schweine, auf Schemeln sitzend; jedes hält einen Topf in der Hand, in dem es seinen Brei aufrührt.

Zwei Weinschläuche, aufrecht auf Pferden sitzend, reiten mit eingelegter Lanze gegen einander. Die Art, wie die Schläuche dargestellt sind, ist höchst genial.

Ein Musiker, zu dessen Tönen zwei Ritter mit ihren Damen tanzen.

Ein Bischof, der vom Teufel geholt wird. Charakteristisch für Spanien ist es, dass der Teufel den Kopf eines Stieres hat.

Vielleicht hat es auch mit der spanischen Leidenschaft für Stiergefechte zu schaffen, dass auf dem Throne des Erzbischofs der Raub der Europa dargestellt ist.

England.

In England war die Geschichte Reineke Fuchsens, wenn wir nur nach den Thierbildern in den Kirchen urtheilen, am populärsten. Jeder Dom, jede Abtei, jede von einem Domcapitel oder einem Abte abhängige Kapelle hatte dieselben. In vielen sind sie noch erhalten. Der Grund war, dass die Benedictiner

in England am mächtigsten waren. Sämmtliche Bisthümer wie sämmtliche gefürstete Abteien in England waren in den Händen der Benedictiner. Leider werden jetzt täglich einige von diesen Bildern entweder zerstört oder beseitigt.

Great Malvern.

An den Chorstühlen der Abteikirche ist eine Groteske, die das Hängen einer Katze durch Ratten darstellt. Zu beiden Seiten dieser Scene befindet sich eine Eule. Abgebildet in Thomas Wright, Essays on Archaeological Subjects, vol. II, p. 117.

Manchester.

Die Kirche zu Manchester wurde im Jahre 1422 als eine Collegial-Kirche gestiftet und nach mannigfaltigen Schicksalen im Jahre 1848 zur Mutterkirche des neu gegründeten protestantischen Bisthums Manchester erhoben. Merkwürdig ist, dass an dieser Kirche so viel restaurirt worden ist, dass nur die prächtige hölzerne Decke und die Chorstühle von der ursprünglichen Kirche herrühren. Die Chorstühle sind sehr schön geschnitzt und voll von Thierbildern, in deren Deutung man aber sorgfältig sein muss. Es finden sich viele Jagden, die aber alle auf den Namen des ersten Warden, Huntingdon, gedeutet werden müssen. Bei diesen Jagden sieht man gewöhnlich eine oder mehrere Tonnen stehen, welche dann den Rebus Huntingdon vollständig machen. Einer der ersten Wardens war auch ein Sohn des mächtigen Hauses Stanley, und so findet sich die alte Sage dieser Familie, wie ein Sprössling derselben von einem Adler in sein Nest getragen wurde, dargestellt. Doch finden sich unzweifelhaft Reineke-Bilder.

1. Ein Fuchs läuft mit einer Gans davon, die Bäuerin eilt aus ihrem Hause zur Hilfe.

2. Reineke liest andächtig in einem Buche, während die Füchsin, Ruthe in Hand, zwei kleine Füchse in einem Buche lesen lehrt.

3. Ein Affe, der ein Uringlas untersucht.

4. Ein Mann liegt auf dem Boden, er trägt einen Knaben auf dem Rücken. Mehrere Affen machen sich über ihn her und plündern ihn. Ebenso in Bristol.

5. Eine Sau bläst den Dudelsack, die Ferkel tanzen um den umgekehrten Trog. Zur Linken ein Eber mit einer Harfe, zur Rechten ein gesattelter Bär.

6. Ein Affe, der ein Wickelkind im Arme trägt.

7. Ein Mann, mit Schild und Keule bewaffnet, bekämpft einen Greifen.

8. Auch aus der Verkehrten Welt findet sich eine Scene. Ein Fuchs reitet auf einem Hunde, an einem Stocke trägt er einen anderen Hund, der mit zusammengebundenen Beinen mit dem Kopfe herunterbaumelt.

Mehrere Sculpturen sind gänzlich zerstört, ohne Zweifel weil sie anstössige Sachen enthielten.

Hexham.

Hier befindet sich der allermerkwürdigste Gänseprediger. Seine Stellung ist sehr bedeutend, aber die ihn begleitenden Grotesken möchten einen zur Verzweiflung treiben. Er befindet sich an einer mit Ueberbau versehenen Tumba. Ich will zuerst hier die Beschreibung aus Murray's Handbook for Travellers in Durham and Northumberland hersetzen. Dieselbe stützt sich auf Ferguson und einen Artikel von Longstaffe in der Archaeologia Aeliana.

„In the South of the transept, removed from the North of the choir, is the beautiful oratory which has been called ‚Prior Richard's Shrine', on account of the letters R. L. carved upon the central top of its roof, which is divided into eight compartments. The founder was really Prior Lechmere (1479—1499). The upper part of the shrine is of carved oak, apparently of the decorated period, but really executed by Lechmere, or his successor Smithson. On the East side are paintings representing St. Andrew, St. Peter und St. Paul, with the Crucifixion (almost obliterated) under them. Beneath is a curious stone recess, with quaintly carved figures, including Saturn, St. George, the fox preaching to the geese, thumb-screw, nightmare &c. Within the shrine a monument has been placed, which was formerly unconnected with it, though tradition has given it the name of ‚Prior Richard's tomb'. It represents a monk with a cowl drawn over his face." Von

Spott auf Religion und Geistlichkeit ist hier gewiss nicht die Rede. Auch kann die modificirte Meinung nicht gelten, die Geistlichen hätten diese Spässe nur unter sich und zu einer Zeit geduldet, wo ihre Macht unangefochten war. Der letzte Abt von Hexham, Augustine Webster, bezahlte seine Anhänglichkeit an seinen Glauben mit dem Leben. Er wurde auf Befehl Heinrich VIII. am Thor seiner eigenen Abtei gehängt. Ausser den oben erwähnten Grotesken befinden sich noch folgende an diesem merkwürdigen Schreine: Ein Mann mit drei Gesichtern und einem Kopf zwischen den Beinen. Ein Mann mit einer Harfe. Ein Mann, der ein Thier über die Schultern geschlungen trägt. Leider ist dieses merkwürdige Monument in etwas vernachlässigtem Zustande, und die Restauration der Abtei in nicht sehr competenten Händen.

Ripon.

Ripon, ehemals Benedictiner-Abtei, jetzt protestantischer Bischofssitz. Willibrord, der Apostel der Friesen, wurde hier erzogen. Die Kirche selbst bietet keine Grotesken dar, wie dies mit den Bauten im früh-englischen Styl überhaupt der Fall ist. Aber die alten Chorstühle sind voll davon. Mehre stellen biblische Geschichten dar; Simson mit den Thoren von Gaza, Jonas vom Wallfisch verschlungen; Drachen und Greifen; Engel, die Schilde halten, worunter einer mit dem Datum 1489. Für uns sind die folgenden von Interesse.

1. Ein Fuchs, der mit einer Gans wegläuft. Zu seiner Rechten eine Frau mit einer Spindel, zur Linken ein laufender Hund.

2. Ein Mann, der auf einer Karre geschoben wird; in der Hand hält er einen Geldbeutel. Die locale Sage nennt es: Judas von Pontius Pilatus weggekarrt.

3. Eine Sau bläst den Dudelsack, zwei tanzende Ferkel.

4. Melusine.

5. Der Fuchs auf der Kanzel predigt vor einer Gans und einem Hahn.

6. Fuchs, der mit einer Gans davonläuft.

7. Zwei Hunde, die einen Fuchs ergreifen.

8. Ein Menschenhaupt, aus dessen Munde Blumen wachsen.

9. Die Armlehne des jetzigen Bischofsstuhles hat einen Elephanten mit Thurm und Kriegern auf dem Rücken, der eine Krieger wirft einen Stein, der andere hält ein Horn. Der Elephant hebt einen Mann mit seinem Rüssel auf. Grade gegenüber steht ein putziger Affe mit einem Halsband.

Boston.

In Boston Minster finden wir eine Version, die theilweise an das benachbarte Ely, theilweise an Beverley Minster erinnert. Ein Thier, sei es nun Fuchs oder Wolf, als Abt gekleidet und den Krummstab in der Linken, sitzt auf einem Stuhle. Zu seiner Seite ein Thier in der Kutte, rings herum die Hühner. Was folgt wird zeigen, dass es wohl der bekannte Gänseprediger Reineke ist. Auf dem nächsten Bilde sehen wir einen Fuchs (und Niemand kann hier über seine Identität den geringsten Zweifel haben) mit einem Huhn davonlaufen, die anderen Hühner entfliehen, während eine alte Frau ihn mit der Spindel in der Hand verfolgt. In dem nächsten Bilde steht Reineke vor seinem Arzte, dem Affen, der ein Uringlas untersucht.

Das nächste Thierbild gleicht dem im Musée Cluny. Ein Thier (Hund?) spielt auf der Orgel, während ein Hund am Blasebalge beschäftigt ist. Auf der einen Seite ist ein Hund mit einer Trommel, auf der anderen einer mit einem Dudelsack.

Andere Thierbilder stellen dar die symbolische Geschichte des Einhorns, St. Georg und der Drachen, den Pelican etc.

Unter den vielen Geschichten an den Chorstühlen sind manche merkwürdig. Ein gewappneter Ritter reitet im Galopp auf einem geharnischten Pferde. Das Pferd verliert ein Hufeisen; schnell wendet sich der Ritter und fängt das fliegende Hufeisen in der Hand auf. Wo befindet sich diese Geschichte? Kommt so etwas nicht in der skandinavischen Mythologie vor? Boston ist der rechte Ort dafür.

Norwich.

Der Dom zu Norwich ist überreich an Sculpturen, von denen bis jetzt nur wenige beschrieben worden sind. Die Photographien und Beschreibung der Decke, vom jetzigen Decan herausgegeben, bilden allein einen stattlichen Band. Um so

mehr that es mir leid, dass es mir bis jetzt unmöglich gewesen ist, dieselben persönlich zu untersuchen, doch finden sich in „Richard John King's Handbook to the Eastern Cathedrals“ mehrere Fabelbilder erwähnt.

1. Ein Fuchs läuft mit einer Gans weg, eine Frau mit einer Spindel verfolgt ihn, ihr Hund begleitet sie. Inzwischen frisst ein Schwein aus einem Eimer. Abgebildet in King's Handbook.

2. Ein Mann, der auf einem Eber reitet.

3. Fabel von der Eule und den kleinen Vögeln.

4. Ein trinkender Mann von einem Eber umgerannt.

5. Ein Affe, der einen anderen Affen in einer Karre fortschiebt.

Carlisle.

Im Dom befinden sich an den Chorstühlen zwei Füchse, die mit einer Gans davonlaufen, einer auf der nördlichen, der andere auf der südlichen Seite.

Durham.

An einem Capitäl des hohen Chores befinden sich verschiedene Füchse, welche Gänse verfolgen. King, Handbook of Northern Cathedrals, Part II, p. 274, sagt: „an attack upon geese and cocks by animals which have too round heads to be foxes.“ Aber der ganze übrige Körper ist der eines Fuchses, besonders die Schwänze. Ausserdem müssen wir in der Interpretation ähnliche Bilder heranziehen, und nach wiederholter Anschauung halte ich sie für Füchse. Was sollten sie sonst sein?

Leicester.

In St. Martin eine gemalte Fensterscheibe, auf welcher ein Fuchs von der Kanzel den Hühnern und Gänsen predigt. In der einen Hand hält er ein Spruchband.

Worcester.

Der Gänseprediger an einem der Wangenstücke der Chorstühle ist meiner Aufmerksamkeit entgangen. Er findet sich vermerkt in Wright, Essays on Archaeological Subjects, vol. II, p. 116.

Salisbury.

Am Mittelpfeiler des Capitelsaals befinden sich Thiergeschichten. Mein Besuch zu Salisbury war von sehr kurzer Dauer, und ich lasse lieber King sprechen. Handbook of Southern Cathedrals, Part II, p. 146, sagt er: „Between the bases of the small columns of the central pillar is some sculpture which seems to relate either to the Romance of Reynard the Fox or to some of Aesop's fables. The original cap and base (from which these sculptures have been copied) are preserved in the cloisters.“

Zu East Brent, wo der Abt von Glastonbury regelmässig Weihnachten zubrachte, finden sich dieselben Thierbilder, so zu Nantwich und Holy Cross bei Winchester. Ich habe dieselben aber nicht selbst gesehen, auch liegen mir keine Zeichnungen derselben vor, und ich erwähne sie nur deshalb.

Eine höchst merkwürdige Thatsache finde ich in Murray's Handbook for Travellers in Lancashire. In Old Worsley Hall, fünf englische Meilen von Manchester, befinden sich seit der Zeit der Reformation die einzelnen Stücke von geschnitzten eichenen Chorstühlen, welche die gewöhnlichen Fabelbilder und Satiren auf Bettelmönche darstellen. Auf einem derselben befindet sich auch die Familiensage der Stanley's von dem Adler, welcher ein Kind in sein Nest trug. Nun war James Stanley Warden of Manchester College 1506—1515, und Worsley Hall früher ein Sitz der Stanley's. Die localen Archäologen meinen, dieser James Stanley habe sie für seine Collegial-Kirche schnitzen lassen und sie seien während der Reformation hier in Sicherheit gebracht worden. Es ist aber auch sehr leicht möglich, dass man unter den veränderten Umständen an die Aufstellung solcher Bilder nicht mehr dachte. Jedenfalls hören die Fabelbilder gerade um diese Zeit auf. Sie waren nicht mehr brauchbar und wurden deshalb in die Rumpelkammer verwiesen.

Irland.

Selbst bis in den äussersten Westen erstreckte sich die Darstellung der Reinekefabeln in Kirchen. Dublin hat zwei Domkirchen, St. Patrick's und Christ-Church, beide jetzt dem

protestantischen Cultus angehörig. Bei der Restauration von Christ-Church stellte sich heraus, dass vor alten Zeiten die Wölbung einmal eingestürzt sei und man, ohne die Trümmer hinauszuschaffen, einfach dieselben mit Dielen überdeckt hatte. Nachdem man diese Dielen aufgehoben und den Schutt weggeräumt hatte, fand man einen Fussboden von gebrannten Ziegeln. Derselbe war allerdings sehr übel zugerichtet, doch fanden sich darunter Fragmente, welche den Fuchs als Gänseprediger und Pilgrim vorstellen.

Deutschland.

Ich wende mich nun nach Deutschland, um die mir seit Veröffentlichung meines ersten Artikels bekannt gewordenen Reinekebilder zu beschreiben. Ein sehr fleissiger Forscher auf dem Gebiete der Archäologie des Mittelalters, Heinrich Otte, sagt (Handbuch der kirchlichen Kunst-Archäologie, 4. Auflage, vol. II, p. 880): „In deutschen Kirchen sind die Fabelbilder im Allgemeinen selten.“ Diese auf tüchtigen Forschungen beruhende sehr richtige Bemerkung lässt sich nicht leicht mit der Behauptung vereinigen, sie seien deutschen Ursprunges und in Deutschland besonders populär gewesen. Wo man sie findet, lässt sich fremder Einfluss gewöhnlich nachweisen.

Marienhafe.

Die im Jahre 1829 abgebrochene Kirche zu Marienhafe besass einen merkwürdigen Schatz an Steinbildern. Dieselben schmückten nicht nur die Portale, sondern liefen in Friesen rings um die Kirche herum. Durch ein gutes Geschick wurden diese Bilder von dem Stadtbaumeister Martens zu Emden gezeichnet und von der Gesellschaft für bildende Kunst und vaterländische Alterthümer zu Emden herausgegeben. Als Herr Martens diese Zeichnungen machte, lagen diese Sculpturen auf dem Kirchhofe durcheinander. Ich habe einen Versuch gemacht, die ursprüngliche Ordnung dieser Bilder wieder herzustellen und ihre Bedeutung zu ermitteln. Dieser Versuch erschien in dem Ostfriesischen Monatsblatt, Band VI, Heft 6, Juni 1878. Hier beschränke ich mich auf die Thierfabeln.

1. Der Wolf in der Schule, an das Freiburger Bild erinnernd, befindet sich auf Tafel V, Nr. 9.

2. Die ganze Geschichte vom Tode Reineke's und seinem Begräbniss findet sich auf Tafel IX. Der Künstler folgt hier ohne Zweifel einer Version der letzten Branche des Roman de Renart, die der Mone'schen zu Grunde gelegen hat. Jedermann sieht leicht, dass La Mort Renart durch einen späteren Bearbeiter manche eben nicht verschönernde Zusätze erhalten hat. Hier haben wir eine Darstellung, die in vieler Beziehung dem Roman de Renart folgt und in manchen kleineren Stücken davon abweicht. Und was merkwürdig ist, diese Abweichungen erinnern an andere kirchliche Sculpturen. Die Version, die wir hier sehen, muss also wohl bekannt gewesen sein. Die Bilder sind nicht vollständig erhalten, doch ist es immer eine recht hübsche Anzahl.

Zuerst haben wir ein Todtenamt von Thieren gefeiert. Ein Thier in einer Kutte liest das Evangelium, ein anderes feiert das heilige Abendmahl am Altar, während der Affe die Glocke zieht (Nr. 10). Dann haben wir noch ein Thier, das auf den Hinterbeinen an einem Pulte stehend ein Buch liest (Nr. 7). Dann haben wir eine Darstellung des Schmauses, der vor Reineke's Begräbniss stattfand. Ein Thier fegt den Saal, ein anderes zieht Wein aus einer Tonne, ein drittes trägt eine Schale, und ein viertes und fünftes tragen Speisen nach dem Saale. Im Saale selbst sitzen die anderen Thiere beim Schmause; hier sind nur drei Affen dargestellt, von denen der eine mit einem Messer schneidet, der zweite ein Stück Brot in den Mund steckt und der dritte das leere Trinkgefäss zeigt, woraus wir sicher schliessen können, dass das Thier, welches mit dem vollen Trinkgefäss kommt, ihm zunächst gestanden hat. Dann haben wir zwei Processionen. Da nämlich auf diesen zu den grösseren gehörigen Fragmenten manche Thiere von rechts nach links und andere von links nach rechts zu schreiten, so denke ich, müssen wir zwei Processionen annehmen. Nun stellt sich im Roman de Renart Reineke zweimal todt, und könnten wir an ein doppeltes Begräbniss denken. Doch könnte die eine Procession auch die nach der Kirche zur Todtenmesse, und die andere den Zug zum Grabe darstellen. Die Thiere, die von

links nach rechts zu gehen, sind eins mit Rauchfass, ein zweites mit einem Kreuze, ein Schwein, welches zwei Dinge in den Händen trägt, das eine sieht einer Krone sehr ähnlich, und das andere ist wohl ein Aspersorium gewesen; darauf folgt noch ein anderes Thier. Weiter sehen wir auf einem anderen Steine ein Thier im Priesterkleide mit offenem Buche daherschreiten; ihm folgt ein Pferd einen Spaten tragend, und darauf ein Kameel, das auch entweder ein Aspersorium trägt, oder vielleicht ein Tabor, das im Roman de Renart der Ziege zuertheilt wird.

La Chievre prendra un tabor
De quoi elle ira taborant.

Noch sind zwei Bruchstücke von Steinen da, auf einem derselben eine Ziege, welche eine Glocke in der Hand trägt. Die anderen Thiere, welche von rechts nach links schreiten, sind: das erste unkenntlich, Wolf mit Crucifix und Schwein mit Spaten. Die Bahre selbst, auf welcher der Fuchs zu Grabe getragen wird, ist nur im schadhaften Zustande erhalten; doch sieht man den grösseren Theil des Fuchses auf der Bahre, die von zwei Thieren getragen wird; die anderen Todtenträger sind gänzlich zerstört. Am Grabe selbst sehen wir zwei Thiere mit Hörnern, deren eins den Fuchs bei den Beinen ergreift und das andere am Kopfe und ihn so in das Grab legen. Das ist accurat wie im Roman de Renart:

Li Cors ont iluec descendu
Qui covert iert d'un paile vert,
Et quant il l'orent descovert
Brichemer par le chief le prist
Ainsi con Bernart li aprist
Que maint mis en terre en avoit;
A Belin que devant lui voit
A fet Renart par les piez prendre.
En la fosse sanz plus attendre
L'ont mis et couchié doucement,
Et l'Arceprestre isnelement
Geta sus l'eve beneoite.

Hier aber hört die Uebereinstimmung auf, denn auf unserem Bilde steht der Priester hinter dem Hirsche und giebt die Benediction, ein anderes Thier (Schwein?) schwingt das Aspersorium

und besprengt Reineke mit Weihwasser, während sein Freund, der Affe, ihm traurig in die Gruft nachsieht. Zwei Schaufeln liegen bei der Seite des Grabes.

Noch ein anderes Thierbild ist auf dieser Tafel, dessen Bedeutung mir aber nicht klar ist. Es ist das allererste in der Ordnung, in welcher sie Herr Martens gezeichnet hat. Es stellt eine Gruppe von sechs Thieren dar, eins derselben trägt eine Trinkschale, ein zweites scheint mit einer Ziege (im Brunnen?) zu verhandeln, und dann haben wir noch einen Affen, der mit einem Schwein (?) etwas abzumachen scheint.

Viele von den Thieren zu Marienhafe haben, wenigstens in den vorliegenden Zeichnungen, kein bestimmtes Merkmal, wodurch man sie als Wolf, Fuchs, Hund oder dergleichen erkennen könnte. Ich habe daher in diesen Fällen sie nur Thiere genannt. Sehr leicht erkenntlich sind in den Bildern die Affen, das Schwein, das Pferd, die Ziege.

Brandenburg.

Am westlichen Portal des Doms zu Brandenburg befindet sich an den Capitälern eine fortlaufende Kriegsgeschichte.

1. Ein Fuchs, der eine spitze Capuze trägt, liest das Evangelium an einem Lesepulte: drei Gänse hören ihm zu.

2. Der Fuchs steht auf der Kanzel und predigt fünf Gänsen.

3. Der Fuchs hat sich unter die Gänse gestürzt, eine hat er am Halse erreicht, die andern entfliehen.

4. Die Gänse bringen den Fuchs vor den Richter, der auf seinem Stuhle sitzt, bei seiner Seite steht ein Mann mit einem Schwerte.

5. Reineke steht am Galgen, den Strick um den Hals. Die Gänse ziehen mit ihren Schnäbeln am Stricke.

6. Reineke hat sich das Leben gerettet, er steht vor einem Priester, dem er beichtet.

Dies sind die Fabelbilder der nördlichen Reihe. Auf der Südseite findet sich ein Fabliau, doch kann ich die Quelle und die Geschichte nicht angeben. Zwei Gestalten sitzen an einem Schachbrett. Auf einem Burgwalle ein Krahn, um Sachen hinaufzuziehen. Ein Vogel sitzt auf der Mauer u. s. w. Endlich ein Ritter, der mit einem Basilisken ficht.

Diese Bilder sind in ziemlich schadhaftem Zustande und sollten sorgfältig gezeichnet und photographirt werden. Sie scheinen in späterer Zeit erst an ihre Stelle eingelassen zu sein.

Paderborn.

Ein Fries vom Dom zu Paderborn befindet sich abgebildet bei Otte, Handbuch der christlichen Kunst-Archäologie p. 879.

1. Die Fabel vom Fuchs und Kranich. Der Kranich steckt den langen Hals in die Flasche, während der Fuchs an der Aussenseite leckt.

2. Wolf und Kranich. Der Kranich zieht dem Wolf einen Knochen aus dem Hals.

3. Eine Frau, auf einer Bank sitzend, schlägt mit der Spindel nach einem Affen, der ein Gefäss wegnehmen will.

4. Ein Frosch und eine Gans oder Schwan.

Emmerich.

Die Chorstühle von St. Martin sind mit vielen Fabelbildern geschmückt.

1. Die Fabel vom Fuchs und Storch findet sich zweimal in je zwei Bildern dargestellt. In dem einen steckt der Storch den Schnabel in die Flasche, während der Fuchs an der Aussenseite leckt, in dem andern leckt der Fuchs die Tafel, während der Storch mit seinem Schnabel nur den Tisch berührt.

2. Die Fabel von den Mäusen, welche der Katze eine Schelle anbinden wollten.

3. Ein Fuchs verfolgt Enten, die in einem Teiche schwimmen.

4. Ein Fuchs liest in einem Buche.

5. Zwei Hunde streiten sich um einen Knochen, der dritte, welcher damit wegläuft, befindet sich auf einem andern Miserere.

6. Ein Ziegenbock, welcher einen Weinstock frisst. Der Bock als Gärtner.

7. Ein Mann, der Blumen vor Säue ausstreut. Margaritas ante porcos.

8. Ein Mann, der mit einem Flegel Eier drischt. Diese und noch andere Thierbilder finden sich abgebildet bei Ernst aus'm Weerth, Kunstdenkmäler des christlichen Mittelalters in den Rheinlanden, vol. I, Tafel IV.

Cleve.

Auf Tafel VIII des eben angegebenen Werkes befinden sich die Grotesken der Chorstühle des Minoritenklosters zu Cleve. Der Herr Herausgeber stellt sie mit denen zu Emmerich in gleiche Reihe. Nichts aber ist irriger. Ausser dem Eierdrescher findet sich nicht eine von den in Benedictiner-Kirchen dargestellten Fabeln. Wohl aber finden wir hier Bilder, die deutlich auf andere Orden gemünzt sind.

1. Ein Esel, welcher den Rosenkranz betet. Der Rosenkranz war eine Erfindung der Dominikaner und wir befinden uns hier in einer Franciskaner-Kirche.

2. Ein anderer Esel, als Benedictiner gekennzeichnet, liest in einem Buche. Wie der Herausgeber diesen Esel für einen Fuchs hat ansehen können, ist mir unbegreiflich. Es ist entschieden ein Esel, der gespaltene Huf soll ihn nur als Teufel kennzeichnen.

Die übrigen Grotesken gehen uns nichts an. Sie gehören in eine Kategorie mit denen im benachbarten Walcourt im Belgischen.

Kempen.

Die jetzige Pfarrkirche zu Kempen gehörte dem Domcapitel zu Köln an. Wir finden hier an den Chorstühlen viele Grotesken, die sich auch in anderen Benedictiner-Kirchen finden, einige, die dem Rheinlande eigenthümlich zu sein scheinen, und andere, wie der Esel mit dem Rosenkranze, die auf ihre späte Vollendung hinzeigen. In dieser Kirche hatte der Erzbischof von Köln einen Thron. Nun vergleiche man die Bilder an diesen Chorstühlen mit denen zu Cleve und Calcar, und man wird einen bedeutenden Unterschied finden. Herr Prof. Aus'm Weerth stellt sie natürlich mit denen zu Cleve in eine Kategorie. „Sie lassen sich, sagt er, in der Anschauungsweise der Thierfabel in derber Weise über die Gebrechen und Laster der Kleriker aus.“ Was ist ein Kleriker? Als diese Stühle geschnitzt wurden, fiel es keinem Menschen, am wenigsten aber einem Klostergeistlichen oder Weltgeistlichen ein, einen Franciskaner oder Dominikaner Bettelbruder für einen Klerikus oder Monachus zu halten. Hier finden wir nur diese

unberechtigten Prädicanten dargestellt. Auf den Misericordien finden wir:

1. Einen Fuchs auf der Kanzel, der den Hühnern und Gänsen predigt. Hinter der Kanzel lauert ein zweiter Fuchs. Der predigende Fuchs trägt die Kapuze und den Strick um den Leib, was ihn genugsam als Franciskaner Prädicanten kennzeichnet; in seiner Kapuze hat er bereits zwei Gänse. Der zweite lauernde Fuchs trägt eine spitze Kapuze.

2. Fabel vom Fuchs und Kranich.

3. Fabel von den Mäusen, die der Katze eine Schelle anbinden wollten.

4. Zwei Hunde, die sich um einen Knochen streiten.

5. Der sogenannte Eierdrescher.

6. Ein Fuchs, der den Enten nachschwimmt. Die auf der nächsten Schnitzerei abgebildete Spinnerin müssen wir wohl als zu diesem Fuchsbilde gehörig betrachten.

7. Ein Mann, der Blumen vor die Säue wirft.

8. Ein knieender Esel, den Rosenkranz im Maule und einen Sack auf dem Rücken. Dies geht auf die Dominikaner.

9. Eine Seejungfer mit Kamm und Spiegel in den Händen. Ob Symbol, ob Melusine, lässt sich nicht sagen. Das Bild findet sich in allen Kirchen des Mittelalters.

Auf den Armlehnen befinden sich:

10. Ein Esel mit Guitarre. Asinus ad lyram.

11. Eine Eule, die sich in einem Spiegel besieht. Eulenspiegel?

12. Ein Schwein, welches den Dudelsack bläst.

13. Ein Fuchs, der einem Vogel die Beichte abnimmt. Reineke hält ein Buch in der einen Hand und scheint eben im Begriff, sein Beichtkind auffressen zu wollen. Es ist die 31. Branche Méon's: Si comme Renart volt mangier son Confessor.

14. Ein Affe, der einen kleinen Esel (?) in der Kiepe trägt.

15. Ein Bär, der den Honig ausnimmt.

16. Ein Mann, der ein Schwein mit der Scheere scheert und sogleich daneben und wohl dazu gehörig das geschorene Schwein, welches sich eine Kutte (der Herausgeber sagt:

Hosen) anzieht. Hier haben wir gewiss eine verloren gegangene Fabel.

Noch finden sich andere Bilder an diesen Chorstühlen, die höchst interessant sind.

Niederlande.

Es hat den deutschen Literarhistorikern gefallen, den Niederländern einen besonders grossen Antheil an der Production der Thierfabeln, oder wie sie es nennen, an der Entwickelung der Thiersage, zuzuschreiben. Unter anderen Belegen führen sie die niederländische Malerschule an und besonders die Miniaturen-Maler der Handschriften. Nun verzierten die Scriptores sämmtlicher Klöster ihre Manuscripte mit verzierten Initialen, mit Darstellungen von Thieren und Unthieren. Hierin haben die Niederländer sich nur der allgemeinen Richtung der Zeit gefügt. Aber schlimmer! Man hat geradezu ganz ungegründete Behauptungen als Thatsachen hingestellt, und da sie den Anhängern der Thiersage zusagten, so sind sie als unbestritten aus einem Buch in das andere copirt worden. Der erste und Hauptsünder in dieser Angelegenheit ist der Abbé C. Dehaisnes in seinem Buche De l'Art en Flandre, Douai 1860. Auf p. 43 sagt er unter anderem: En ouvrant au hasard les volumes marqués sous les nos. 242, 367, 373, 914, 702 dans le catalogue des manuscrits de Douai, l'on voit sans cesse passer devant soi les dragons étranges, symboles du démon, les sirènes séduisantes qui répresentent l'impureté, les oiseaux à tête humaine, les hommes au pied fourchu et à la tête de guivre, et tout un monde de jongleurs, de valets, de démons, de monstres, d'êtres impossibles, qui grimacent, qui gambadent, qui se saisissent par les cheveux, qui se lancent des flèches, qui se déchirent, qui se dévorent entre eux; et souvent, au milieu de ce pandémonium, un moine, le brunissoir à la main, enlumine un manuscrit, une sainte se tient debout, calme et pieuse, recouverte d'un voile, revêtue d'une tunique aux longs et chastes plis." Gewiss eine gute Beschreibung vieler mittelalterlicher Handschriften, aber auf keine einzige der oben angeführten im geringsten Grade passend. Als ich vor zehn Jahren einige

Tage in Douai zubrachte, blätterte ich die angeführten Handschriften sorgfältig durch, und da manche derselben auch nicht einen einzigen verschnörkelten Buchstaben, geschweige Miniaturen enthielten, kam ich auf den Gedanken, dass der Katalog neu arrangirt worden sei. Ich wandte mich deshalb an den Herrn Bibliothekar, der mir mittheilte, dies sei nicht der Fall. Er kam jedoch auf den Gedanken, ich hätte die falschen Nummern aus Dehaisnes abgeschrieben, weshalb er das Buch sogleich herbeiholen liess. Es stellte sich heraus, dass ich mich nicht geirrt hatte. Nur ein einziges der angeführten Manuscripte, ein lateinisches Exemplar der Predigten des heiligen Bernhard, enthielt Miniaturen, die aber durchaus nicht der obigen Beschreibung entsprechen. Recht hat jedoch Dehaisnes, wenn er späterhin den irischen Mönchen in Deutschland einen grossen Einfluss auf diese Art der Miniatur-Malerei zuschreibt.

Die Reinekebilder in kirchlichen Gebäuden der Niederlande sind sämmtlich zerstört worden. Die am nördlichen Portal des Doms zu Tournay sollen erst zur Zeit der französischen Revolution abgehauen worden sein.

Folgende wichtige Mittheilungen hat mir Herr C. Alting zu Manslogt in Ost-Friesland gütigst zukommen lassen.

Ueber Reinekebilder an der Kirche zu Oosterbierum siehe: „H. Potter, Reize door de oude en nieuwe oostelyke departementen van het koningryk Holland. Haarlem 1808, I, p. 10; und N. C. Kist, De kerkelyke Architectuur en de Dodendansen. Leiden 1844, bl. 25."

Ueber die alte Kirche (Oude Kerk) zu Amsterdam schreibt M. Charles de Coster in Le Tour du Monde (No. 928 vom 19. October 1878): „Vers la fin du quinzième et le commencement du seizième siècle on y ajouta deux autels, ce qui en porta le nombre à trente-trois. Des sculptures satiriques épargnées par les iconoclastes ne le furent pas par les Calvinistes. On fit disparaître un socle représentant un singe tenant dans ses pattes une tête de mort, on enleva de dessus une porte un âne remplaçant le prêtre dans une chaire de vérité; devant l'âne se trouvait un cheval bercé par un chat. Ces allusions irrespectueuses et bien transparentes montrent une fois de plus de quelle espèce était la naïveté qu'on prête aux artistes du moyen-age."

Man sieht, die Reinekebilder fanden sich durch das ganze westliche Europa verbreitet. Sie finden sich an allen Theilen kirchlicher Gebäude, besonders aber an den Chorstühlen. Diese aber waren der den Mönchen und Priestern reservirte Platz. Dies ist ein Zeichen des clericalen Charakters dieser Fabeln. Mit Recht sagt Gervinus, dass die Grimm'sche Theorie „von den Franzosen schwerlich, von den Engländern noch weniger, von den Italienern und Spaniern aber gar nicht angenommen werden wird.“ Auch in Deutschland wird man davon abkommen, sobald man sich wieder aus den Träumen der Theorie auf den festen Boden historischer Forschung begiebt.

Queen's College, Belfast. A. L. Meissner.

Über
das ß in deutſchen und romaniſchen Drucken.

1.

Über die Entſtehung und die Geſchichte der Zeichen *ß*, ß, welche Jakob Grimm 1822, reſp. 1826 in ſeiner Grammatik für deutſches ʒ eingefürt hat, hat bisher noch in merfacher Beziehung eine gewisse Dunkelheit geherſcht und die darüber gefürten Kontroverſen ſind noch keineswegs zum vollen Abſchluss gekommen. Es hat mich dis veranlasst über den Gegenſtand, bei welchem ſich Germaniſches und Romaniſches merfach berüren, in der germaniſch-romaniſchen Section der Philologenverſammlung in Stettin am 29. Sept. 1880 einen Vortrag zu halten. Die Kürze der Zeit geſtattete dort nur einige Hauptpunkte hervorzuheben, weshalb ich jenen Vortrag hier durch eine Reihe von Zuſätzen erweitert habe. One mich auf die Phyſiologie der Laute und auf die allgemeinen orthographiſchen Fragen näher einzulassen, habe ich hier im weſentlichen die techniſche Seite, welche die in Rede ſtehenden Zeichen bieten, im Auge.

Zum leichteren Verſtändnis will ich hier nur folgendes vorausſchicken.

S-Laute oder Halbziſcher ſind diejenigen Reibelaute, bei denen der Luftſtrom ſich an den Kanten der oberen Zanreihe bricht, änlich wie wenn ich gegen die Schneide eines Messers oder gegen den Rand eines Kartenblattes blaſe. — Š-Laute oder Ganzziſcher ſind diejenigen, bei welchen ſich der Luftſtrom an beiden freigelegten einander genäherten Zanreihen bricht. Die mit der Zungenſpitze artikulirten Laute nenne ich apical, die mit dem Zungenrücken artikulirten dorſal gebildet. Jede diſer Artikulationen lässt eine ſtimmhafte (tönende, ſanfte, lenis) und eine ſtimmloſe (tonloſe, ſcharfe, fortis) Modifikation zu. Nach der Artikulationsſtelle unterſcheide ich die Dentallaute als:

Artikulationsſtelle.	stimmhaft.	stimmlos.
interdental (zwiſchen beiden Zanreihen artikulirt)	engl. dh	engl. th
marginal (am Rande der obern Schneidezäne)*	—	ß
ſuperficial (an der hinteren Fläche der obern Schneidezäne)	—	ç
alveolar (an dem vordersten Teil des harten Gaumens)	ſ	s
dorſal	ſ̂	ŝ
cacuminal (am oberſten Teil des harten Gaumens, mit mer oder weniger vorgeſchobenen Lippen)	ſ̌	š

Vergl. meine Abhandlung über die Phyſiologie und Orthographie der S-Laute in Herrigs Archiv 1863, Bd. 32. — Kuhn Zeitschr. XXXIII, 536. — Theſen über die Schreibung der Dialekte. — Zur Lere von den Klängen der Konſonanten.

2.

Das deutſche Fraktur-ß ist unzweifelhaft aus einer Verſchmelzung von ſ und ʒ entſtanden. Als ſeit der Mitte des 13. Jarh. die dem ndd. t entſprechende dentale (marginale) Spirans z (ʒ) nach kurzen Vokalen und Konſonanten in die alveolare Spirans s überzugehen angefangen hatte, wurde man unſicher ob man den Laut durch s oder z bezeichnen ſolle, und ſetzte nun beide Zeichen nebeneinander zſ, wie es ſchon der Schreiber der fränkiſchen Überſetzung des Iſidor im 8. Jarh. getan hatte, oder ſʒ. Vgl. W a c k e r n a g e l, Sechs Bruchſtücke einer Nibelungenhandſchrift, Baſel 1866. Daraus entſtand dann das Fraktur-ß. W a t t e n b a c h, Lat. Paläographie, 3. Aufl., S. 50 ſagt darüber: „Bemerkenswert ist in deutſcher Sprache für ß: ß: daß (1383), waßer (1387).“

In den ersten Drucken in deutſcher Sprache, wie z. B. in dem ſogenannten T ü r k e n k a l e n d e r auf das Jar 1455, herausgegeben

* Der Ausdruck *marginal*, auf *margo dentium* bezogen, ist von mir 1862 in die Sprachphyſiologie eingefürt. Unzweckmäßig und ſtörend ſcheint es mir nun zu ſein, dass G. H. v. M e y e r, Unſere Sprachwerkzeuge, Internationale wissenſchaftl. Bibliothek XLII, S. 333, *marginal* im Sinne des allgemein gebräuchlichen *lateral*, nach den Seitenrändern der Zunge benannt, eingefürt hat. Die Anſicht v. Meyers, dass unſere j und š lateral gebildet ſeien, wird durch die Gaumenfärbungsbilder in G r ü t z n e r s Phyſiologie der Stimme und Sprache und in T e c h m e r s Phonetik widerlegt, doch möchte ich die Möglichkeit eines lateralen š nicht abſolut leugnen.

von A. Bieling in Wagners Archiv Bd. 1, Wien 1874, S. 291. 443, ſtehen noch ſ und ʒ getrennt nebeneinander, wie die Facſimile in Wetters Erfindung der Buchdruckerkunst, Taf. IV und bei Aretin, Über die frühsten univerſal-historiſchen Folgen der Erfindung der Buchdruckerkunst, 1808, zeigen.

Neben dem Fraktur-ß kommt in älteren Drucken vilfach eine andere Form, das ſogen. einhakige ꝭ vor. Diſes ſcheint mir direkt aus dem ſ mit angefügtem Abkürzungsſchnörkel entſtanden zu ſein. Wattenbach fårt an der oben angefürten Stelle fort: „Davon verſchiden ist die Abkürzung ꝭ, gewönlich für *ser*, doch kommt auch ꝭ[1] für *secundum* vor. Im XV. aber wird auch diſe Abkürzung in deutſchen Wörtern ſer häufig für ß geſetzt, z. B. můꝭe = *muße*, huꝭ = *haus* im Cod. latin. Mon. 641, wo ganz promiscue auch ß in derſelben Bedeutung gebraucht ist.“ Und S. 67: „ꝭ ist gewönlich *ser*, doch ist es eine allgemeine Abkürzung und vertritt auch die Endung *sis*; beſonders häufig im XV.; in niderdeutſchen Urkunden vorꝭ: *vorscrewen* .... In Transl. S. Dionysii s. XII regelmäßig für *set* (*sed*).“

In Bruno de bello Saxonico, Hs. der Univerſitätsbibliothek zu Leipzig No. 1323, geſchriben im Jare 1500: Monum. Germ. SS. V S. 327 ff. Taf. II: merſeburgenß[is]; obß[er]uanda. — W. Arndt, Schriftt. 60 Sp. 1, Z. 5 prodeſß[et]; Z. 9 ß[ed]; Z. 15 fuiß[et]; Z. 16 ß[er]vos.

In den Drucken finden ſich ß und ꝭ ſchon 1461 neben einander, ſo z. B. in dem Briefe Kaiſer Fridrichs III gegen den entſetzten Erzbiſchof von Mainz Diether von Iſenburg, gedruckt von Fust und Schöffer 1461 (Kgl. Bibliothek zu Berlin; Facſimile in Stackes deutſcher Geſchichte I, 720): ußtribung, ußſtellen, vnꝭ, vnꝭn, poſſeꝭ, verbuntniꝭ, alꝭ, ſampꝭdag, keyſerthumꝭ.

3.

Schon in den frühsten Drucken wurde der Gebrauch herſchend für den ſcharfen s-Laut im Inlaut zwiſchen Vokalen ſſ, im Auslaut ß zu ſetzen.

Als nun die Druckkunst von Deutſchland aus nach Italien gewandert war, ging man hier von der Fraktur zur lateiniſchen Antiqua über, welcher dann auch bald, beſonders durch die Bemühungen des Aldus Manutius und ſeiner Nachfolger die lateiniſche Curſiva an die Seite trat. In diſer bildete ſich dann ein dem Fraktur-ß analoges Zeichen *ß* durch eine Verſchmelzung von *ſs* aus.

Diſes *ß* tritt uns zunächst ſchon in Aldiniſchen Drucken als Schlusszeichen, namentlich bei Abkürzungen, entgegen. So in: Il Decamerone di M. Giovanni Boccaccio novamente corretto con tre novelle aggiunte. Am Ende: *Impreſſo in Venegia nelle Case d'Aldo Romano & d'Andrea Aſolano ſuo ſuecero nell' anno* M.D.XXII. Del meſe di Novembre. In Curſiva. Hier haben wir in der Überſchrift der Dedikation: *digniß. Reuerendiß.*, wärend unabgekürzt *iſſimo* ſteht.

Fol. 109 *O doloraſa feſta*
Morta foß'io auanti
Che io t'aueſſi in tal caſo provata.

Dagegen one Eliſion *foſſi*, *foſſe*, *amaſſi*, *credeſſi*. Es entſpricht dis der Unterſcheidung von ſſ und ß, wie ſie in Deutſchland herſchend war, und wie ſie mit der Buchdruckerkunst von Deutſchland nach Italien gewandert war.

In den darauf folgenden Drucken mit lateiniſchen Lettern wurde dann aber bald, ſchon zur Zeit der Manutier, gewönlich vor den Vokalen *i*, *é*, *ê*, *ò*, *ô* ſtatt ſſ die Differenzirung ſs, in der Curſiva ſtatt *ſſ* änlich *ſs*, oder häufiger verſchmolzen *ß* geſetzt. Man druckte *poſſet*, aber *poßit*. So tritt uns namentlich die Endung *-ißimus*, *-ißimo* wärend des 16. und 17. Jarhunderts in ganz Europa, ſo weit gedruckt wurde, überall entgegen.

Diſer Gebrauch ist, trotz der vilen Ausnamen, die ſich davon finden, ein ſo charakteristiſcher und bisher doch ſo wenig beachteter, dass er mich zu weiterer Verfolgung anreizte.

In Frankreich finden wir bis über C. Oudin hinaus unterſchiden: *aſſez*, aber *außi*; *paſſer*, *paſſant*, aber *paßé*.

Änlich wurde in Italien unterſchiden zwiſchen *paſſo*, aber *paßò*, z. B. in den *Lettere de Pietro Bembo*, Venetia, Girolamo Scotto 1562, I, 4: *Questi dì paßò per qui Valerio.* I, 105: *onde paßò quella occaſione.* II, 58: *che egli alhora in punto paßò la trereme altramente che ſe ella foſſe ſtata uno ſcoglio.* Dagegen I, 13: *ma ella ſteſſa con ſollecito paſſo incontro venendovi.*

Änliches finden wir in Spanien und Portugal. In As Obras de Francesco de Sá de Miranda. 1595. Lisboa. Manoel de Lyra, wird, wie mir meine Tochter Carolina M. de Vasconcellos mitteilt, ſcharf geſondert, ſowol im ſpaniſchen wie im portugieſiſchen Texte, in curſivem wie im gewönlichen Druck.

In El ingenioso Hidalgo Don Quixote de la Mancha. Compuefta por Miguel de Ceruantes. Año 1608. En Madrid, por Juan de la Cuefta, findet fich wie im Italienifchen unterfchiden zwifchen paffo und pafsò z. B. f. 11ª para el paffo en que eftaua. f. 14 en algun paffo de fus libros. f. 20ª no fe pafsò adelante con el efcrutinio de los demas libros. f. 21ª en los quales dias pafsó graciofifsimos cuentos con fus dos compadres, etc. Doch auch f. 10ª: con la qual fe paffó cafi el mifmo coloquio. f. 22: ganafsé. Überall findet fich afsi.

Auch in älteren englifchen Drucken findet fich *ß* häufig mit *fs* wechselnd, befonders in Wörtern wie *poffeßion*, *progreßion* etc.

Von den Druckereien ist dann dife Gewonheit auch auf die Handfchriften, namentlich der Gelerten, übergegangen. Man vergleiche in difer Beziehung das Facfimile eines Briefes des Henricus Stephanus in Renouard, Annales de l'Imprimerie des Estienne. 2. éd. zu pag. 368, wo das Zeichen *ß* uns in kalligraphifch musterhafter Form entgegentritt. Es ist erklärlich dass mit der weiteren Ausbreitung des Buchdrucks derfelbe auch auf die fchreibende Hand immer mehr eingewirkt hat.

Ich hatte anfangs angenommen dass die in Rede ftehende Scheidung von *ff* und *ß* auf dem Gebiete des Lateinifchen und der romanifchen Sprachen durch einen Einfluss des höheren Vokalklanges von *i* und *é* auf den vorangehenden Konfonanten hervorgerufen fei, da nach den von mir in Verbindung mit einigen Freunden, befonders Dr. Schwebfch, angeftellten Unterfuchungen über die Klänge der Konfonanten das dentale ß einen höheren Klang hat als das alveolare s. (Vgl. Zeitfchr. für die Interessen des Realfchulwefens VIII, 571 und meine Abhandlung über die Klänge der Konfonanten.) Indessen weitere Unterfuchungen über die Sache haben mich überzeugt dass dife Erklärung doch nicht ausreichend fei. Es fcheint mir doch wenig warfcheinlich dass eine fo feine Lautunterfcheidung, wenn nicht noch ein anderer Grund mitwirkte, fich vom Ende des 15. Jarhunderts ab auf fo weitem Gebiete fo fchnell ganz gleichmäßig follte entwickelt haben. Vor allem aber erregte es mir Zweifel dass das tiefere *ò* durch feine Klangverhältnisse diefelbe phyfiologifche Wirkung ausgeübt haben follte wie die hohen Vokale *i* und *é*.

Dadurch wurde ich veranlasst mich noch nach einem andern Grunde umzufehen, und ich bin zu der Anficht gelangt, dass wir es hier für das Lateinifche des 16. Jarh. fowol wie für die romanifchen Sprachen wefentlich mit einem technifchen, typographifchen

Einflusse zu tun haben. Es lag nahe eine Analogie zu finden in unserer Ersetzung von Ä, Ö Ü durch Ae, Oe, Ue. Noch heute sträuben sich vile Drucker gegen Ä, Ö, Ü, deren übergesetzte Punkte bei kompressem Druck leicht in Kollision kommen mit den darüberstehenden Lettern und dann leicht abbrechen. Ich sagte mir: man vermid wol in änlicher Weise einfach ſſ, resp. *ſſ* vor solchen Vokalzeichen, die noch eine Signatur über sich haben, um die Kollision und das durch dieselbe leicht herbeigefürte Abbrechen der Lettern zu vermeiden.

Für dise Ansicht fand ich dann auch bald merfache Bestätigung. So fand ich ſs auch vor ã = an, z. B. confeſsãdo für confeſſando, im Don Quixote, en Brusselas, por Roger Velpius, 1607 pag. 26. Auch in einem weiter unten näher zu besprechenden Buche über deutsche Orthographie von Fuchs aus dem Jare 1745 fand ich eine Bestätigung für meine Ansicht.

So einfach und trivial nach dem dargelegten der Gebrauch des *ß* in den romanischen Sprachen an sich war, so weittragend scheint er doch in seinen Folgen für Deutschland geworden zu sein.

Wie sich nun neben dem Fraktur-ß ein einhakiges ß gebildet hat, so namen auch die sogen. romanischen Lettern ein solches in sich auf, namentlich findet sich ein solches in den Mentelinschen Drucken des Parzival und Titurel vom Jare 1477. Vergl. meine Schrift: Die Ergebnisse der orthogr. Konferenz, S. 73 ff.

Aus dem ſ mit Abkürzungsschnörkel sind auch noch sonst merfache Abkürzungszeichen hervorgegangen, wie ß für semis, *ß* für *Schilling* u. dgl.

4.

Doch wir müssen zur Entwickelung unserer deutschen Drucke zurückkeren. Luther begann schon in der zweiten Ausgabe seines neuen Testamentes vom Dezember 1522 eine ser markante Umwandlung in der Schreibung der S-Laute, indem er zuerst den später in anderer Weise von Andern widerholten Versuch machte, das ß aus der deutschen Schreibung ganz zu verbannen, indem er es durchgreifend im Inlaute durch ſſ, im Auslaute durch ſs, resp. s zu ersetzen suchte: groſse, gros; haſſe, haſs oder has. Man vergleiche über disen Vorgang meine Beiträge zur Geschichte der deutschen Rechtschreibung. Heft II.

Indem seit der Scheidung des Druckes in Fraktur und Antiqua, resp. Cursiva das dem deutschen ß änliche Zeichen *ß* im Lateinischen und in den romanischen Sprachen eine andere Bedeutung angenommen

hat als das deutsche ß seiner physiologischen Natur und seiner sprachgeschichtlichen Abstammung nach hatte, mochte man zu einer Zeit, wo das Lateinische noch die Hauptrolle im Unterricht spilte, immer mehr verlernen den feineren Lautunterschid zwischen dentalem und alveolarem Halbzischer richtig zu erkennen, und selbst ein Luther und seine großen Mitarbeiter vermochten sich disen Einflüssen nicht zu entziehen. Zur Gestaltung der Orthographie in den Lutherschen Schriften scheint dann noch das Niderdeutsche, namentlich die unter Bugenhagens Leitung entstandene Übersetzung der Lutherschen Bibel ins Niderdeutsche, mitgewirkt zu haben, welche mir in Bezug auf iren Einfluss auf die Entwicklung der deutschen Schreibung von Luther ab noch keineswegs hinreichend gewürdigt zu sein scheint.

So gewaltig der Einfluss der Lutherschen Bibelübersetzung und seiner vilen andern Schriften war und noch heute ist, so hat doch die in inen zum Ausdruck gekommene gänzliche Verbannung des ß keinen dauernden Anklang gefunden; sie brachte die Lautverhältnisse unserer Sprache nicht genügend zur Darstellung, doch haben sich einzelne Nachwirkungen der Lutherschen Schreibung, z. B. blos statt bloß, noch bis heute erhalten.

Eine neue Schreibung der S-Laute wurde 1572 von Melissus (Paul Schede) in seinen Psalmenliedern versucht, indem er die in den romanischen Sprachen entstandene Unterscheidung auf das Deutsche übertrug. Wie er: Melissus, Melisso, aber Melisi schrib, so auch *reissen*, *gissen*, *sprissen*, *beissen* etc., aber *gißig*, *sprißig*. (Vgl. die Resultate der orthogr. Konferenz, S. 79.)

5.

Der erste, der in nhd. Zeit eine im ganzen richtige Vorstellung von dem Laute des deutschen ß gewonnen hat, war Philipp von Zesen, seit 1640. Dass er bei der durch ihn angebanten erneuten Unterscheidung von ß und ss im Inlaute von einer richtigen Beobachtung der Bildung der Laute geleitet worden ist, zeigt namentlich seine Auslassung in der „Helikonischen Hechel" (1668), S. 52: „In küsset ist ein hartklingendes zweifaches ss, in grüßet aber ein süßklingendes gleichsam lispelndes ß, wie ichs zum unterscheide zu nennen, und zu schreiben pflege. Und also können küssen und grüßen mit einander keines weges gereimet werden; es sei dan, daß ich auch grüssen mit einem ss schreiben, und aussprechen wolte, wie zuweilen selbst etliche Meisner tuhn.

Doch wer es ändern kan, wie wir an dieſem orte können, der tuht beſſer, daß er der mundahrt und ausſprache nachgehet, die breuchlicher, algemeiner, und ſüßklingender iſt."

Wir ſehen hieraus dass Zeſen auf dem richtigen Wege war, das deutſche ß als Marginallaut von dem alveolaren phyſiologiſch zu unterſcheiden. Innerhalb der fruchtbringenden Geſellſchaft fand Zeſens Ketzerei wenig Anklang. Fürst Ludwig hielt zu Köthen am 12. Mai 1645 die erste orthographiſche Konferenz in Deutſchland ab, bei welcher Christian Gueintz' deutſche Rechtſchreibung iren Abſchluss erhielt, als das erste Werk über deutſche Orthographie, welches aus der Beratung einer Korporation hervorgegangen ist. Vgl. Barthold Geſchichte der Fruchtbringenden Geſellſchaft, S. 235). Zu einem richtigen Gebrauche des ß ist man hier nicht gekommen. Abneigung gegen Zeſen mochte dabei mit eine Rolle ſpilen.

Der übrige Teil des 17. Jarhunderts wurde hauptſächlich von Justus Georg Schottel (1612—76) beherſcht, one dass durch dessen gründliche und umfangreiche Arbeiten ein weſentlicher Fortſchritt erreicht worden wäre, und durch Joh. Bödikers Grund-Sätze der Deutſchen Sprache. Berlin 1690.

Das 18. Jarhundert begann mit der Krönung des Kurfürsten von Brandenburg, Fridrichs III. zum Könige von Preußen. Wie ſollte nun geſchriben werden Preuſſen oder Preußen?

Johann Grüwel „kaiſerlich-gekrönter Poët und Burgemeiſter zu Cremmen", trat in die Schranken. Begeistert von dem Glanze der neuen Königskrone, der ſchnellen Entwicklung Berlins und der Einbürgerung der hochteutſchen Sprache in der Reſidenz, hielt er es für unwürdig, im neuen Königreiche bei der alten felerhaften Schreibung zu bleiben. 1707 erſchin zu Neu-Ruppin ſein: „Richtſchnur der Hochteutſchen Orthographie." „Diſes hat mich bewegt (ſagt er) Fleiß anzuwenden, daß auch die Hochteutſche Orthographie an dem Königl. Preußiſchen Hofe und inn genannten Reſidentien, Ländern und Städten ire Vollkommenheit mögte erlangen." Er beſeitigte das *ie* für den Laut *i* aus dem Inlaut, ſchrib im allgemeinen ß nach langem Vokal: große, mäßig, ſchißen, Preußen etc., verdoppelte ch nach kurzem Vokal: machchen, Sachche etc. (Vgl. Gottſched Sprachkunst. 3. Aufl. S. 79. 5. Aufl. S. 84).

Doch in den höheren Kreiſen fanden ſolche Neuerungen keinen Beifall. Johann Theodor Jablonsky, geboren zu Danzig 1654, ſeit 1700 Sekretär der neugegründeten kgl. Societät der Wissenſchaften

und Erzieher des Kronprinzen Fridrich Wilhelm, schrib ein Gegenwerk: „Versuch zu einer ordentlichen und beständigen Richtigkeit der Hochteutschen Sprache, im Reden und Schreiben zu gelangen, den Liebhabern ihrer eigenen vaterländischen Sprache zu bedächtiger Prüfung und bescheidener Beurteilung mitgeteilet. Berlin. Verlegts Johann Christoph Papen, 1719." Das anonym erschinene Werk wurde an die Mitglider der Societät ausgeteilt, um sich deren Gutachten und Beistand dadurch zu wege zu bringen. Gottsched sagt über dasselbe: „Eigentlich stimmt der gedachte Versuch fast in allen Stücken mit dem überein, was schon Schottel, der Spate, Bödiker, Heräus und Herr Frisch in der neuen Auflage von Bödikers Grammatik haben einführen wollen." (Nachricht von der deutschen Gesellschaft, Leipzig 1731, S. 68 f.) Wie Schottel, Bödiker und Frisch blib Jablonsky noch bei der Gueintzischen Schreibung der S-Laute. Ebenso im ganzen Hieronymus Freyer, Anweisung zur Teutschen Orthographie, Halle 1722.

Da Freyer in neurer Zeit merfach als Autorität für die Schreibung der Endung nis angefürt ist, so sei hier folgendes bemerkt. S. 47 heißt es bei ihm: „Niß in Gedächtniß, Verständniß und andern dergleichen Wörtern ist mit einem i zu schreiben; nicht aber mit einem ü; wie einige darum thun, weil man im Reich Gedachtnuß, Verstandnuß spricht. Denn niß, nüß und nuß sind in der Pronuntiation gar sehr unterschieden: das erste aber wird von den Hoch-Teutschen beliebet; und klinget nicht anders als gewiß, der Riß, er schmiß. Wer also Hoch-Teutsch schreiben will, der schreibt Gedächtniß" etc.

S. 58 aber heißt es dann: „Wer aber dieses (Fürstin, Fürstinnen) gelten läßt: der thut eben so gar unrecht nicht, wenn ers mit der Endung nis eben also hält, und daher Aergernis, Bekümmernis, Gedächtnis, Hindernis und Zeugnis mit einem einfachen s schreibet. Doch muß ers auch nicht verwerfen: wenn einem andern Aergerniß, Bekümmerniß, Hinderniß und Zeugniß besser gefällt. In gegenwärtiger Anweisung wird die letzte Art mit dem ß beliebet; weil sie nicht allein gebräuchlicher, sondern auch im Schreiben bequemer ist" etc.

Erst Raumer, und nach ihm die Berliner Kommission vom Jare 1871 haben dann -nis, -nisse durchgefürt, im Gegensatz zu der stark betonten Vorsilbe miss-, misse-, und die neuen amtlichen Schulorthographien haben sich sämtlich dem angeschlossen.

Über miss- sagte Freyer S. 60: „Miß ist so wenig eine præpositio inseparabilis als separabilis, wie Bödiker in seinen Grundsätzen p. m.

373 beweiset: sondern heißt so viel als nicht, nicht recht; wie die Nieder-Sachsen noch sprechen: dat Ding is miß d. i. vergebens, nicht gerade zu viel oder zu wenig. Hievon kömmt das verbum mißen d. i. nicht finden; und hievon aufs neue mißlich. Wird also in compositione gar recht mit einem ß geschrieben, als Mißwachs, mißlingen, mißrathen: zumal da man auch Mißethat saget; und über dieses das ß mitten im Wort zur Connexion im schreiben vil bequemer ist als das s finale."

Man siht hieraus zugleich dass Freyer von dem Unterschide von ß und ss in dem physiologischen Sinne, den Zesen damit verband, keine Anung hatte. Die Umlaute ä, ö, ü nennt er weiche Diphthongen; ai, ei, au, eu etc. harte Diphthongen.

Zweien einflussreichen Männern war die Einfürung der Unterscheidung von ſſ und ß im Inlaut für den Schulunterricht vorbehalten: Gottsched und Wippel.

Gottsched, geboren 1700 zu Judithenkirch bei Königsberg in Pr., begab sich im Jare 1724, um nicht in ein preußisches Regiment gesteckt zu werden, von Königsberg nach Leipzig. Die Kentnis des Gebrauchs des ß im Zesenschen Sinne d. h. im Sinne der noch jezt herschenden Schreibung scheint er von Königsberg noch nicht mitgebracht zu haben. In seiner ersten Zeitschrift „Die vernünftigen Tadlerinnen, 1725, Halle im Magdeburgischen, Verlegts Johann Adam Spörl" finden wir im Inlaute ſſ und ß nach dem i-Kanon angewandt, d. h. vor i steht ß, vor dem e dagegen ſſ, z. B. Prinzeßin, Preußisch, müßig, überdrüßig, fleißig, mäßig etc.; dagegen Preussen, müssen, reissen, heissen, grosse, blosse, fliessen etc.; doch trat schon 1726 ein gewisses Schwanken ein. Später wird die von Zesen angeregte Unterscheidung bei ihm allmählich herschend, one dass er doch eigentlich den rechten Grund derselben erkannt zu haben scheint.

1731 erschin von ihm: „Nachricht von der Deutschen Gesellschaft zu Leipzig, bis auf das Jahr 1731 fortgesetzt. Nebst einem Anhange, von ihrer Deutschen Rechtschreibung und einem Verzeichnisse Ihres itzigen Bücher-Vorraths, herausgegeben von dem Senior derselben. Leipzig, verlegts Bernhard Christoph Breitkopf." Hier steht im Inlaut schon oft ß nach langem Vokale; doch neben große auch noch grosse. In einem Anhange „Von der Rechtschreibung überhaupt" S. 108 ff. gibt Gottsched einen dem Lucian nachgeamten „Rechtshandel der doppelten Buchstaben". Dise füren Beschwerde vor der Sprachlere. Es heißt darin S. 115: „RR hat zwar nichts zu klagen: aber ſſ und ß destomehr, weil

man dieselben entweder gar aus ihren Plätzen verdringet, und ein schlecht ſ an die Stelle setzt; oder doch ohne Unterscheid gebrauchet, wenn es gleich zwischen zweyen Vocalen, und also mitten im Worte gewesen wäre. Man hat ihnen nemlich in der ersten Absicht die Wörter Hals, Haus, als, bis, hinaus, Graus, Schmaus, ich weis, Preis, Reis, und dergleichen mehr geraubet; und ob sie wohl einige Oberländer ihrer ungewissen Aussprache nach in die Wörter preisen, die Weisen, reisen u. d. m. wieder aufnehmen wollen: so hat man sie doch durch ein hönisches Gelächter von dieser Änderung wieder abgeschrecket. Denn wenn sie von einem weisen Manne gesprochen, aber einen Weissen davor geschrieben; im gleichen von Reisen geredet, und Reissen geschrieben; hat man sie wegen des erstern um die Schwarzen oder Mohren befraget; wegen des andern aber sich um die Risse bekümmert, welche sie verfertiget hätten."

In dem „Abschiede" heißt es dann: „Das ſſ soll sich mit dem ß so vergleichen, daß jenes allezeit in der Mitte der Wörter zwischen zweyen Vocalen; dieses aber am Ende solcher Sylben, wo entweder nichts mehr, oder doch ein stummer Buchstabe folget, seinen Platz einnehmen. Imgleichen soll dieses letzte alle Nennwörter die sich auf iß endigen, das Beywort weiß, ferner Schluß, Gruß, Fluß, Guß, Fuß, Fleiß u. d. g. besitzen, die in der mehrern Zahl ein ſſ haben: Hingegen aus allen verbannet seyn, die in ihrer Verlängerung das einfache ſ haben; als Preis, Reis, Greis, Haus, Hals, Maus, Graus, Mus u. d. g." (Vgl. Gottscheds Sprachkunst, 3. Aufl. S. 670. 677. 5. Aufl. S. 709. 717.)

Aus diſen Stellen ſcheint mir unzweifelhaft hervorzugehen, dass Gottſched die Kentnis des ß im Zeſenſchen Sinne nicht ſchon nach Leipzig mitgebracht haben kann.

In den von Gottſched herausgegebenen „Beiträgen zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit, Leipzig bei Bernhard Christoph Breitkopf," 1732 ff. 8 Bände ist dann regelmäßig unterſchiden: große, aber faſſe u. dergl.

Zu der dreihundertjärigen Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst veröffentlichte der Leipziger Buchdrucker Chr. Fr. Gessner: „Die so nöthig als nützliche Buchdruckerkunst und Schriftgießerey mit ihren Schriften, Formaten und allen dazu gehörigen Instrumenten abgebildet auch klärlich beschrieben und nebst einer kurzgefaßten Erzählung vom Ursprung und Fortgang der Buchdruckerkunst überhaupt, insonderheit von den vornehmsten Buchdruckern in Leipzig und andern Orten Teutschlands im 300 Jahre nach Erfindung derselben ans Licht

geſtellet. Mit einer Vorrede Herrn Johann Erhard Kappens, Prof. ꝛc., Leipzig, bei Chriſtian Friedrich Geßner 1740."

Hier ist die Unterſcheidung von ſſ und ß im Zeſenſchen Sinne ſchon im ganzen durchgefürt; aber beim Abbrechen geht noch ß in ſſ über: groſ=ſe, und vor dem i ſteht auch hier noch ß für ſſ: Meßing, Profeßion etc.

1745 erſchin dann ein Buch, welches über den i-Kanon einen beachtenswerten Aufſchluss gibt: „Joh. Nic. Heinr. Fuchſens Grundſätze einer verbeſſerten Orthographie in der hochteutſchen Sprache ꝛc. Zweyte Auflage. Erfurt verlegts Joh. Heinr. Nonne. 1745."

Der Verfasser, welcher ſonst wol kaum bekannt ſein dürfte, war, als er die erste Auflage ſeines Buches 1744 ſchrib, bereits zwölf Jare lang Korrektor in Buchdruckereien geweſen und hatte ſich dadurch gute Kentnisse von der techniſchen Seite des Buchdrucks angeeignet.

In dem Werke (2. Aufl. S. 40) heißt es nun: „ſſ wird gebrauchet in der Mitte, wenn eins davon zu der vorhergehenden, das andere aber zu der nachfolgenden Sylbe genommen werden muß, als beiſſig, faſſen." Und dazu wird dann folgende Anmerkung gefügt: „In Buchdruckereien muß ſich zwar bisweilen die Orthographie nach denen gegoſſenen Buchſtaben richten: denn da wird z. E. geſetzt beißig, fleißig für beiſſig, fleiſſig, aus der Urſache, weil, wenn ſſ und i zuſammenſtoſſen, entweder das ſſ oben, oder das Pünctgen über dem i in dem Drucke abgeſtoſſen würde; Allein ſolches Abſtoſſen kann gar wohl vermieden werden, ohne die Orthographie zu verderben, wenn man ein dünnes Spatium zwiſchen ſſ und i ſetzet."

Die erste Auflage des Buches vom Jare 1744 (kgl. Bibl. zu Berlin) enthält diſe Anmerkung noch nicht. Jezt werden in der Fraktur ſ und i gewönlich zuſammengegossen. Es ſcheint mir nicht zweifelhaft zu ſein, dass derſelbe Grund ſich auch bei dem i-Kanon der romaniſchen Sprachen geltend gemacht hat.

1746 legte dann Wippel (geb. zu Biere 1714, ſeit 1743 Lerer, ſeit 1759 Rektor am Grauen Kloster zu Berlin) ſein bedeutendes Gewicht in die Wagſchale und entſchid ſich in der neuen Ausgabe der Bödikerſchen Grammatik für das ß nach langen Vokalen, und ein gleiches tat der damals noch auf der vollen Höhe ſeines Einflusses ſtehende Gottſched 1748 in ſeiner Sprachkunst. (Vgl. Zeitſchrift für das Gymnaſialweſen XXXIV, S. 699 ff.) Damit war der Grund für die Schreibung unſerer klassiſchen Litteraturperiode gelegt.

Lessing fand sich bald in den Fortschritt hinein. In seinen Schriften, 1753 bei Christian Fridrich Voß ist der Unterschid von ß und ss im Inlaut schon zimlich durchgefürt. 1771: Was doch die Großen alles essen! Bald berichtigte er auch das Gottschedsche: ich weis in ich weiß. 1753 heißt es noch: Weis ichs, was Rufus mag so viel Gelehrten schreiben? 1771 Weiß ichs etc. Nachwirkungen der Gewonheit der Setzer und Stecher ss vor i in ß zu verwandeln, zeigten sich allerdings noch zimlich häufig. So ist in der eben erwänten Ausgabe von Lessings Schriften auf deren in Kupfer gestochenem Titel der Name des Verfassers in Leßing verwandelt. Bei Herder, bei J. C. W. Moehsen und andern Verfassern finden wir noch häufig vor dem i ß für ss; aber das Fundament ließ sich nicht mer erschüttern, wenigstens für den Frakturdruck. Nur in einem Punkte herschte noch lange Schwanken, nemlich nach Diphthongen erhielt sich noch lange ss neben ß. Heut gelten uns alle unsere Diphthongen *ei*, *au*, *eu* entschiden als lange Vokale, doch scheint dis in der älteren Sprache und in Dialekten nicht durchweg in gleicher Weise der Fall gewesen zu sein.

Gottsched hatte die Unterscheidung von ss und ß im Inlaut darauf gegründet, dass in der Silbengliderung ß nur Anlaut der Nachsilbe ist (rei=ßen), ss zugleich Auslaut der Stammsilbe und Anlaut der Nachsilbe (wis=sen) (vgl. Wilmanns Kommentar, S. 99). Darin schlossen sich dann auch bald andere Grammatiker an, so Joh. Jak. Schatz, Versuch einer kurzen und gründlichen Anweisung zur Deutschen und Lateinischen Orthographie Oder Rechtschreibung. Straßburg 1755: „Bei dergleichen Wörtern ist auch noch dieses zu merken, daß ein solches ß im Buchstabiren oder in der Abtheilung der Wörter nicht zur vorhergehenden, sondern zur folgenden Sylbe zu rechnen seye; mithin dergleichen Wörter am Ende der Zeilen eben also müssen abgebrochen werden: z. E. sto=ßen, Stö=ße, gro=ßer, flie=ßen, schlie=ßen." Gegen dise Regel machten die Setzer noch lange Zeit vilfache Verstöße.

Adelung schrib nach Diphthongen noch längere Zeit ss, doch ging er später ganz zur Gottschedschen Regel über, welche nun, trotz vilfacher Sonderbestrebungen, nicht mer erschüttert werden konnte.

6.

Ehe ich in der Entwicklung weiter gehe, haben wir einen Rückblick zu werfen auf die Schreibung der Auslaute. Im Mhd. war im allgemeinen die Verdoppelung des auslautenden Konsonanten zur

Bezeichnung der Kürze des betonten Stammvokals noch nicht eingetreten; die alveolare Spirans s und die marginale z (nach Grimms Bezeichnung ȝ) waren noch sauber von einander getrennt: ros (ros), hûs; haz, ûz. Allein schon gegen Ende des 13. Jarh. fängt hie und da Verdoppelung des auslautenden s nach kurzem Vokal an. So findet sich schon in den Nibelungenhandschriften B, C, H, zu denen jezt noch das Fragment U aus dem 13. Jarh. (Zeitschr. f. d. A. N. F. XIII, 74) kommt: ross, resp. rosß. Im 14. bis 15. Jarhundert ging jedoch bei den Schreibern die Unterscheidung von ss und ß auch im Auslaut allmählich verloren und man fing an für beide meist ß zu schreiben.

In Luthers Schriften finden wir indes im Auslaute vilfach sß, z. B. kanstu dem rosß kraft geben. Hiob 39, 19. von hasß und hadder leben. Das siebend Capitel S. Pauli zu den Korinthern (1523). In Süddeutschland und in der Schweiz findet sich das sß zu Luthers Zeit, z. B. bei Dasypodius, Meichßner, Konrad Gesner, Ryff u. v. a. Vgl. die Ergebnisse der orthogr. Konferenz, S. 58. Doch wurde die allgemeine Regel, sß im Auslaut durch ß zu ersetzen. Erst Phil. von Zesen machte auch hierin wider einen vereinzelten kleinen Anfang zur Widerherstellung des richtigeren, one damit durchzudringen.

Nachdem jedoch durch Gottsched und Wippel die Schreibung des Inlautes berichtigt worden war, musste man sich mit erneuter Kraft wider der Regelung des Auslautes zuwenden. Die Würtemberger Fulda und Nast wurden die Vorkämpfer (vgl. Der teutsche Sprachforscher I, 161). Die beiden Braunschweiger Hörstel und Eschenburg, dann Radlof und Heyse fürten den Kampf weiter fort, und nach lezterem nennt man die Bezeichnung des alveolaren Auslautes nach betontem kurzen Vokal durch sß jezt allgemein die Heysesche Regel. Die Verteidigung derselben übernam seit Anfang der vierziger Jare in Österreich Theodor Vernaleken, der schon 1847 in Herrigs Archiv eine Abhandlung über den Sauselaut veröffentlicht hatte; seit 1852 wurde sie in die Stolzesche Stenographie aufgenommen und fand ire Vertretung in der Zeitschr. für Sten. und Orth. und 1854 in meinen Vereinfachungen der d. Rechtschreibung. Seit 1855 trat auch R. v. Raumer für sie ein, auch D. Sanders. R. v. Raumer verteidigte sie namentlich auch auf der orthographischen Konferenz im Januar 1876, „an der er als der im Vergleich mit der Adelungschen besseren festhalten müsse, bei deren Verfolgung die Vokalquantität sich dem Auge völlig klar herausstelle, wogegen Schwankungen der

Aussprache wie sie gerade in Österreich nicht selten seien (Fluß mit langem, Gruß mit kurzem u) als eine Folge davon zu betrachten seien, dass die Adelungsche Schreibweise dem Auge keine Stütze biete. Es gelte durch Konsequenz zu vereinfachen, was in disem Falle ser leicht sei und außerdem den Vorgang so bedeutender Grammatiker, wie der beiden Heyse, für sich habe. Man müsse es mit dem S-Laut halten, wie man es mit dem F-Laut halte: Schiff, Schiffe, Roſs, Rosse" (Verhandlungen S. 97). Die Konferenz nam schließlich die Heysesche Regel mit einer kleinen Abweichung vor dem Flexions-t an.

Obwol Vernaleken in unglückseliger Stunde sich gegen die bis dahin von ihm verteidigte Heysesche Regel erklärt hatte, so hat sie doch in Österreich dadurch einen glänzenden Sig errungen, dass die österreichische Regirung unter dem 2. August 1879 zunächst für die Volks- und Bürgerschulen, in den Lerer- und Lererinnenbildungsanstalten, so wie in allen im Gebiete der Volksschule gelegenen Leranstalten, die Schreibung des Büchleins „Regeln und Wörterverzeichnis für die deutsche Rechtschreibung, Wien im k. k. Schulbücher-Verlage 1879", angeordnet hat, in welchem die Heysesche Regel durchgefürt, und zugleich für die Antiqua das Zeichen ß für ß eingefürt ist. Dank und Ere der österreichischen Regirung für disen großen Schritt!

7.

Für die Antiqua hatte sich inzwischen ein schweres Verhängnis vollzogen: die Verbannung des ſ aus dem Alphabete, welche von Spanien aus schnell nach dem Osten hin vorschritt.

Die Spanier haben im allgemeinen die S-Laute etwas weiter vorgeschoben als die übrigen romanischen Nazionen. Statt des scharfen alveolaren s ist bei inen dentales (marginales) änlich unserm ß eingetreten, wärend ir z vor a, o, u und c vor e, i (nach der neueren Orthographie) meist interdental, wie das englische th, gebildet wird. Daher sagt Paul Förster, Spanische Sprachlehre (1880) S. 13: „Beide Buchstaben (z, c) bezeichnen im allgemeinen nur den interdentalen oder auch dentalen Reibelaut, den lezteren besonders in der andalusischen und südamerikanischen Aussprache des c, z, wo also c, z und s kaum oder gar nicht unterschiden wird; die Kubaner z. B. unterscheiden c, z und s nicht mer." Dabei ist aber festzuhalten, dass für die allgemeine spanische Aussprache unter s nicht der alveolare, sondern der marginale scharfe Reibelaut zu verstehen ist. Als eine

felerhafte Ausſprache, die der Spanier *cecear* nennt, gilt es, wenn das s interdental ausgeſprochen wird.

Schon 1741 bemühte ſich die Real Academia Española in einem Traktat und in einem Diskurs vor der ersten Ausgabe des Diccionario eine einheitliche Schreibung an die Stelle der bis dahin herſchenden Schwankungen zu ſetzen. 1754 erſchin eine neue Ausgabe. Über die dritte Ausgabe 1763 heißt es dann: „Se excusó por regla general sin excepcion alguna la duplicacion de la S, porque nunca se pronuncian las dos con que hasta entónces se habian escrito, é impreso muchas voces de nuestra lengua.“ Die Ausgaben von 1770, 1775, 1779, 1792 ſuchten dann die Schreibung weiter zu vereinfachen und gleichmäßig zu machen. Ebenſo ſind in der Gramática de la Lengua Castellana, compuesta por la Real Academia Española. Segunda Impresion, Madrid. Por D. Joachim de Ibarra, Impreso de Camára de S. M. MDCCLXXII (die erste Ausgabe ist mir nicht zugänglich) bereits die Konſonantenverdoppelungen nach der heutigen ſpaniſchen Weiſe getilgt und ſ, *ſ* durch s, *s* erſetzt. Auch in unſerm Jarhundert hat die ſpaniſche Akademie nicht nachgelassen an irem Werke weiter zu arbeiten.

Für Deutſchland hatte das Aufgeben des ſ die traurige Folge, dass die Drucker nun anfingen im lateiniſchen Druck ss für ſs = ß zu ſetzen, ſo dass nun Wörter wie masse, ſchosse etc. ſowol maße, ſchoße wie masse, ſchosse geleſen werden konnten.

Indessen bemüht ſich jezt die durch die Sprachphyſiologie bedeutſam unterſtützte Sprachwissenſchaft eifrigst, nach dem zuerst von Wolke gemachten Vorſchlage (vgl. Die Ergebniſſe der orthographiſchen Konferenz, S. 87) das ſ für die tönende alveolare Spirans widerzugewinnen. So Rumpelt, Michaelis, Kräuter, Fricke.

Ein Antiqua-ß finde ich zuerst in der vom Pfalzgrafen Christian August Sulzbacher Linie zu Sulzbach 1667 herausgegebenen, bei Abraham Lichtenthaler gedruckten Überſetzung der *Conſolatio philoſophiae* des Boetius, hier nur als Endzeichen für ß und ss gebraucht, alſo nur noch in einem rein techniſchen Sinne angewandt. Sonst brauchte man dafür ganz allgemein ſs als Erſatz.

8.

1822 — genau drei Jarhunderte nachdem Luther den Verſuch das ʒ aus der deutſchen Schrift zu verbannen begonnen hatte — fürte

Jakob Grimm das ß, zunächst in der cursiven Form ß für nhd. ʒ im Sinne der historischen Grammatik, d. h. für die durch die Lautverschiebung aus gotisch-niderdeutschem t entstandene dentale Spirans, mit dem lateinischen Drucke ein und ersetzte dises dann 1826 in dem zweiten Teile der Grammatik durch das Antiqua-ß.

Wir sehen daraus dass Grimm, entsprechend dem allgemeinen Entwicklungsgange der Zeichen, erst durch das cursive ß hindurch zu dem Antiqua-ß übergegangen ist. Ob er dabei das Sulzbachsche ß gekannt hat, lässt sich vor der Hand noch nicht entscheiden, und dürfte auch kaum von besonderer Bedeutung sein, da ja der Übergang von ß zu ß ser nahe ligt und der Gebrauch des ß bei Grimm auf einer wesentlich andern grammatischen Grundlage ruhte als der im Sulzbacher Drucke hervortretende. Nach der Form des Schnittes, welchen das ß im zweiten Band der Grammatik zeigt, scheint es mir in der Tat warscheinlicher zu sein, dass Grimm die Sulzbacher Letter nicht gekannt habe und selbständig von ß zu ß übergegangen sei.

Um 1832 ging Grimm zur Gottsched-Adelungschen Verteilung von ss und ß zurück.

Dass Grimm in physiologischer Beziehung den Laut des ß ganz änlich wie Ph. v. Zesen angesehen hat, beweist sein Ausspruch, dass das ß dem englischen th nahe stehe. Genauer habe ich die physiologische Bildung des ß als marginalen Dentallaut im Jare 1862 zu bestimmen versucht (vgl. Herrigs Archiv, 1863, Bd. 32) und H. Paul hat dann in den Beiträgen zur Geschichte der deutschen Sprache I (1874), S. 168 f. für die ahd. und mhd. Spirans ʒ genau dieselbe Bildung nachzuweisen gesucht.

Die Gründe, welche Grimm bestimmt haben, später sein ß durch ſs und dann durch sz zu ersetzen (vgl. den Anhang zu meiner Schrift über die Anordnung des Alphabets, 1855) scheinen mir keineswegs durchschlagend zu sein, doch kann ich hier nicht weiter darauf eingehen.

Über Grimms Stellung zum ſ vergleiche man außerdem Zeitschrift für das Gymnasialwesen 1880, S. 703 f.

Eine für Titel, Inschriften u. dergl. notwendig werdende dem ß entsprechende Majuskel ist 1878 in Folge merfacher Anregungen in den Buchdruckerjournalen und auf Wunsch des Vereins für deutsche Rechtschreibung zu Berlin geschnitten und in den von dem genannten Verein herausgegebenen Regeln für die deutsche Rechtschreibung nachzusehen.

9.

Eine volle Abrundung und Genauigkeit erhält die Schreibung der S-Laute freilich erst durch die Einfürung der Heyseschen Regel. Für die österreichischen Volks- und Bürgerschulen ist, wie wir schon gesehen haben, diser Fortschritt seit 1879 eingefürt, die Wiener Zeitschrift für das Realschulwesen, herausgegeben von Kolbe, hat den Fortschritt angenommen, doch felt auch in Österreich immer noch vil daran, dass derselbe zur allgemeinen Geltung gekommen wäre. Sowol die Druckereien wie die Vertreter der Presse leisten noch vilfach bedauerlichen Widerstand. Die Sache muss sich dort von unten hinaufarbeiten; aber es ist doch der Anfang dazu gemacht.

Den Schulen Baierns und Preußens und der Staten, die sich an Preußen angeschlossen haben, jezt auch Sachsens, ist der Gebrauch des wider in zwei Lettern aufgelösten ss für die Widergabe des deutschen ß in lateinischer Schrift vorgeschriben.

Jedesfalls bietet das einheitlich gewordene Zeichen ß für den einfachen deutschen Laut dem Unterrichte weniger Schwirigkeit und entspricht der Natur der Sache besser als die Widerauflösung in ss: eine Bezeichnung, welche aus dem Deutschen heraus überhaupt keine genügende Erklärung findet. Ich würde mich daher, one die Schwirigkeit der Sache zu verkennen, freuen, wenn die hier in aller Kürze gegebenen Andeutungen etwas dazu beitragen sollten, die Blicke von neuem auf die Frage zu richten, ob es nicht wünschenswert und geraten sei auch dem deutschen Reiche, änlich wie dem österreichischen, für die Schreibung des Deutschen in lateinischer Schrift das ß zu bewaren und so das in die Entwicklung unserer Schrift, wie es mir scheint, in allen Beziehungen so trefflich hineinpassende Zeichen als ein Erendenkmal für seine ersten Begründer auf romanischem Gebiete, die Manutier, und für seinen großen Erneuerer auf deutschem Gebiete, Jakob Grimm, festzuhalten und zu allgemeiner Anerkennung zu bringen.

Sollte mein kurzer Vortrag Anlass geben dass dise Frage von maßgebender Seite einer erneuten Prüfung unterzogen würde, so würde der Zweck desselben damit vollkommen erreicht sein.

Berlin. G. Michaelis.

Ueber Klopstock's poetische Sprache,

mit besonderer Berücksichtigung ihres Wortreichthums.

II. Theil. (Schluss.)

Das Verbum.

Die alten Grammatiker nannten das Zeitwort das Verbum oder das Wort κατ' ἐξοχὴν, und damit erklärten sie, dass sie demselben den ersten Platz in der Sprache einräumten. Und mit Recht. Das Verbum ist der wichtigste Redetheil in der Sprache; es durchdringt die ganze sprachliche Materie mit frischem Leben, durchgeistigt sie und macht sie zu einem geschmeidigen Stoffe, welcher unsere Gedanken und Ideen aufnimmt und sie genau so wiedergibt, wie sie dem Geiste vorschwebten.

Klopstock lässt in den grammatischen Gesprächen* das Zeitwort seine Bedeutung für die Sprache in folgender Weise aussprechen: „Ich denke, dass mir der Vortritt unter den Worten gebührt. Ich drücke bald Handlung aus, bald Beschaffenheit, Zustand, oder wie ihr es sonst nennen wollt, nur dass ihr den Begriff von irgend einer Wirkung, sie sey bekannt, oder unbekannt, damit verbinden müsst. . . . Ich bezeichne überhaupt die meisten und die wichtigsten Vorstellungen, welche die Sprache der Erhaltung würdig hält."

Wenn auch das deutsche Zeitwort bezüglich seines Formenreichthums keinen Vergleich mit dem griechischen aushält, ja wenn es selbst nicht einmal das, was es in früheren Zeiten besass, ungeschmälert zu behaupten wusste, so zeichnet es doch auch in seiner gegenwärtigen

---

* Die Wortbildung.

Gestalt ein nicht zu unterschätzender Vorzug aus, nämlich eine staunenswerte Beweglichkeit, die zu einem überraschenden Reichthum von Wörtern führte.

Die grosse Anzahl von kräftigen Wurzelwörtern und die Eignung unserer Sprache, durch die Vereinigung derselben mit Leichtigkeit neue Schöpfungen hervorzurufen, bewirken, dass sie immer wachsend in einer fortschreitenden Bewegung begriffen ist, gleich einem Strome, der an Wasserreichthum zunimmt, je weiter er sich von seiner Quelle entfernt.

Jean Paul sagt in seiner Vorschule der Aesthetik, dass ein Autor erst dann die Herrschaft über die Sprache erlange, wenn er das Zeitwort vollständig in seiner Gewalt habe. Und wenn wir die Vielseitigkeit, die in dem Zeitworte liegt, in Erwägung ziehen, so müssen wir den Worten des Dichters des Titan beipflichten.

Bevor wir nun daran gehen, uns einen Einblick in die Herrschaft, wie sie Klopstock über das Zeitwort ausgeübt hat, zu verschaffen, wollen wir vorerst eine Gruppe von Verben näher betrachten; ich wähle jene, die einen Schall ausdrücken. Welche Fülle von Bezeichnungen tritt uns in seiner Sprache entgegen, wenn wir auf der Tonleiter durch alle Abstufungen vom leisen Wehen der Lüfte bis zu dem Alles betäubenden Donnerschlage emporsteigen.

wehen (O. 41. Dem Allgegenwärtigen. 18, 2).
säuseln (O. 41. Dem Allgegenwärtigen. 18, 4).
lispeln (O. 51. Dem Unendlichen. 3, 3).
beben = bebend tönen (O. 83. Hermann. 15, 2).
lallen (O. 101. Mein Wäldchen. 4, 3).
zischen, O. 156. Die Verwandlung. 39:

Die Haare wanden sich, zischten.

tönen (O. 50. Die Gestirne. 1, 1).
klingen (O. 47. Das neue Jahrhundert. 18, 1).
klirren (O. 214. Die Unvergessliche. 2, 4).
hallen (O. 210. Die unbekannten Seelen. 6, 3).
schallen (O. 50. Die Gestirne. 10, 2).
rauschen (O. 32. Das Rosenband. 3, 2).
brausen (O. 53. Aganippe und Phiala. 8, 1).
heulen (O. 145. Sie, und nicht Wir. 6).
krachen (O. 49. Die Welten. 9, 2).
brüllen (O. 47. Das neue Jahrhundert. 20, 1).

rasen (O. 62. Der Jüngling. 3, 2).
donnern (O. 46. Die Genesung des Königs. 7, 5).

Für die Stimme des Menschen gebraucht Klopstock von den angeführten: beben (mit bebender Stimme sagen), lallen, lispeln, tönen, schallen, brausen, heulen, brüllen, rasen, donnern, und ausserdem noch:

seufzen (O. 11. Der Abschied. 14, 2).
stammeln (O. 169. Nantes. 3).
zittern = zitternd sagen (M. XVI. G. 619. V.).
winseln (M. XVI. G. 695. V.).
röcheln, M. VIII. G. 477 V.:
. . . ihr röchelt, Märtyrer, Lieder der Wonne.
trillern (Ep. 9. An Boileau's Schatten. 5).
schmettern (M. XVI. G. 646. V.).
jauchzen, ein Lieblingswort Klopstock's (O. 7. Salem. 58).

Die angeführten Beispiele beschränken sich auf einfache Zeitwörter; nun muss aber berücksichtigt werden, dass diese selbst wieder mit den verschiedensten Bestimmungswörtern in Verbindung treten (vgl. z. B. weiter unten die Zusammensetzungen mit *wehen*), wodurch jedes einzelne zum Ausgangspunkte einer ganzen Reihe von neuen Wörtern wird.

Wie kam es nun, dass unser Dichter über eine solche Fülle von Zeitwörtern verfügte? — Wenn wir Klopstock in seine Werkstätte folgen, so sehen wir, dass dieselben Quellen, die wir schon bei dem Substantivum und bei dem Adjectivum kennen gelernt haben, ihn auch bei dem Verbum mit dem nöthigen Material für seine sprachgestaltende Thätigkeit versehen haben: er hat aus dem Sprachschatze vergangener Jahrhunderte manches Verbum entlehnt, er hat auch dem Volke hie und da eins abgelauscht; die hauptsächlichsten Mittel jedoch, mit denen er seine Sprache so reich mit Verben ausgestattet hat, sind die Ableitung und in einem noch weit höheren Grade die Zusammensetzung.

A. Die Ableitung.

Die Ableitung spielt bei dem Verbum keine so hervorragende Rolle, wie bei dem Substantivum und dem Adjectivum; das Verbum hat weit weniger Ableitungsmittel.* Von den abgeleiteten Verben, die

* Grimm II, 577.

bei Klopstock begegnen, führe ich zuerst jene an, die mit dem Consonanten *L* gebildet sind. Dieselben sind für die Begriffe der Aehnlichkeit, Wiederholung und Geringschätzung recht ausdrucksvoll.*

äugeln (O. 193. Der Wein, und das Wasser. 14, 2).
bekriteln (Ep. 109. Schreibakademien. 2).
dunkeln (O. 150. Die Erscheinung. 8: mir dunkelt der Blick).
fabeln (O. 210. Die unbekannten Seelen. 1, 1).
gängeln (Ep. 6. 3. V.).
grübeln (O. 61. Der Eislauf. 1, 3).
kleineln (O. 99. Die Krieger. 4, 2).
künsteln (O. 61. Der Eislauf. 11, 3); Zus.:
  erkünsteln (M. VII. G. 115. V.).
kunstwörteln (O. 183. Der Genügsame. 4, 3).
liebeln (O. 133. Die Grazien. 3, 4).
nebeln (M. II. G. 372. V.).
pinseln (Ep. 26. Das Lächeln und die Lache. 1).
richteln (O. 120. Der Nachruhm. 27).
verkleineln (Ep. 2. An einige Beurteiler des deutschen Hexameters. 4).
würfeln (O. 194. Die zweyte Höhe. 7, 3).
zirkeln (O. 103. Verschiedne Zwecke. 3, 2).
zwergeln (O. 99. Die Krieger. 4, 2).**

An diese reihe ich eine Anzahl anderer consonantischer Ableitungen an, von denen manche in der gewöhnlichen Rede zwar in der Zusammensetzung, nicht aber in der einfachen Form gebraucht werden:

ähnlichen (O. 128. Die Vortrefflichkeit. 43).
ebben (O. 163. Erinnrungen. 3, 4).
ewigen (O. 79. Stintenburg. 10, 4).
frohnen (H. u. d. F. 1. Sc.).
fruchten = Frucht sein, O. 166. Die Wiederkehr. 23:

> ... und umschwebt von ziehenden Metten, vergess ich fast der Blüthe, die nun
> Fruchtet, und mit vielfarbiger Last den biegsamen Zweig krümmt.

gallizismen (O. 192. Unsre Sprache an uns. 5, 1).
gebirgen (M. II. G. 405. V.).

---

* Vgl. Grimm II, 111.
** Gramm. Gespr.: näseln, ringeln; Gelehrtenrep.: liedeln, schnitzeln.

gehorsamen (O. 166. Die Wiederkehr. 31).
grauen = grau sein (M. XIV. G. 477. V.).
gründen, O. 41. Dem Allgegenwärtigen. 36, 3:

> Stärke, kräftige, gründe mich,
> Dass ich auf ewig dein sey!

helmen, dav. gehelmt (H. u. d. F. 2. Sc.).
jährigen = in die Jahre kommen, wie zeitigen gebildet (O. 13. An Gott. 27, 4).
lahmen = lahm gehen (O. 202. Die öffentliche Meinung. 5, 2).
leichten (O. 140. Ludewig der Sechzehnte. 2, 2).
locken = in Locken legen (M. XV. G. 156. V.).
lüsten (O. 95. Fürstenlob. 2, 1).
meistern (Ep. 11. Lob der Bescheidenheit. 1).
nachten (O. 156. Die Verwandlung. 60).
reifen = reif machen, O. 137. Psalm. 23:

> Er hebt mit dem Halme die Aehr' empor;
> Reifet den goldnen Apfel, die Purpurtraube.

ringen = aus Ringen bilden, O. 119. Die Sprache. 7, 2:

> Enge Fessel, geringt
> An lemnischer Esse.

schatten = zum Schatten werden, O. 150. Die Erscheinung. 11:

> Wenn man todt ist, wandert man weg,
> Schattet.

schülern = Schüler sein (O. 183. Der Genügsame. 5, 3).
thauen (O. 18. Der Zürchersee. 11, 4).
thränen (O. 7. Salem. 41).*

Zahlreicher sind die mit Vorsilben zusammengesetzten Ableitungen; dieselben werden weiter unten bei den betreffenden Zusammensetzungen angeführt werden.

B. Die Zusammensetzung.

Die deutsche Sprache hat „zu dem Ausdrucke** beinah aller Gedanken und Empfindungen, welche gesagt zu werden verdienen, einen hohen Grad der Bildung, und zu einigen den höchsten erreichet." Diese Fähigkeit, sich dem Gedanken vollends anzuschmiegen, „von

* Gelehrtenrep.: morgend.
** Gramm. Gespr.: Die Bildsamkeit.

ungefähr so,* wie dem Mädchen das Gewand anliegt, wenn es aus dem Bade kommt," ist nicht zum geringsten Theile eine Folge der Vereinigung einfacher Verba zu zusammengesetzten, durch welche die feinsten Nuancen des Gedankens zum Ausdrucke gebracht werden. Die Zusammensetzung hat sich in der deutschen Sprache in einer Weise entfaltet, wie sie sich, die griechische ausgenommen, in keiner anderen wiederfindet.

1. Zusammensetzung des Verbums mit Formwörtern.

In den grammatischen Gesprächen finden wir eine Stelle, die von der Bedeutung der Partikeln für die Zusammensetzung handelt. Dieselbe lautet:**

„Nun ihr, die in vollem Gange sind, Er, Be, Ver, Ab und Ent. Ur. Die Worte, mit denen wir verbunden sind, bekommen dadurch verschiedene Wendungen in Absicht auf die bezeichneten Gegenstände, bei denen dann unter andern Ort und Zeit oft gedacht werden. Ihr seht, wie viel veränderte Bestimmungen diess den Gedanken geben muss, welche wir, und die mit uns verbundenen Worte zugleich ausdrücken." — Es wird uns hierauf an zahlreichen Beispielen das Wesen dieser Partikeln und die Veränderung, welche die Bedeutung des Grundwortes durch die Zusammensetzung mit ihnen erfährt, gezeigt, und dann heisst es weiter: „Jetzt, Wortbildung, verlangest du denn doch wohl keine Beyspiele mehr. Oder soll ich vielleicht die ganze Sprache durchwandern? Denn wir haben uns in ihr, wie du weisst, überall ausgebreitet, eine Vertraulichkeit, mit der sie, wie ich glaube, so wenig unzufrieden ist, als wir es sind. Ich stelle sie mir als ein fruchtbares weitreichendes Gefilde vor: Kräuter, Blumen, Halm, Rebe, Waldungen, Bäche; wir sind die Wasserfälle. Harmosis. Diese Sylben, Wortbildung, verstehen sich auf die Kürze, eine Sache, von der ich mitsprechen darf. Sie tragen nicht wenig dazu bey, dass du das schwere Gesetz der Sparsamkeit beobachten kannst."

Eine wichtige Wirkung, welche also die Partikeln hervorbringen, ist, dass sie der Sprache Kürze verleihen und den Bedeutungen, die den einfachen Verben zu Grunde liegen, eine Fülle von Schattierungen geben, wodurch zahlreiche neue Begriffsbestimmungen gewonnen werden. Die

---

* Gramm. Gespr.: Die Bildsamkeit.
** Gramm. Gespr.: Viertes Gespräch. Die Wortbildung.

Fähigkeit des Verbums, sich mit der ganzen Reihe von Formwörtern zu verbinden, ist eine reichhaltige Quelle, aus welcher die Dichter stets neue frische Worte schöpfen und so den Wortreichthum unserer Sprache beständig vergrössern können. Klopstock gebraucht diese Zusammensetzungen sehr gerne, und es begreift sich das, wenn man erwägt, dass die Kürze der Darstellung, die ja ein Grundzug seiner Sprache ist, durch sie wesentlich gefördert wird. Auch an sinnlicher Kraft und Anschaulichkeit gewinnt der Ausdruck durch sie: viele von ihnen, wie z. B. daher, dahin, darein, fort, her, herab u. s. w. verleihen den Verben, mit denen sie zusammengesetzt sind, die Bedeutung der Bewegung, die den einfachen Verben fehlt.

Bevor ich zur übersichtlichen Zusammenstellung der mit Formwörtern vereinten Verba übergehe, will ich erst an einem Beispiele zeigen, welche Menge von neuen Verben aus einem einzigen Verbum durch diese Art der Zusammensetzung entstehen kann.

Das Grundwort *wehen.*

anwehen (M. X. G. 623. V.).
aufwehen (O. 50. Die Gestirne. 3, 2).
bewehen (O. 62. Der Jüngling. 3, 3).
daherwehen (O. 56. Die Zukunft. 4, 4).
dahinwehen (O. 59. Sponda. 13, 3).
durchwehen (O. 86. Der Kamin. 58).
einherwehen (O. 129. An Giacomo Zigno. 3, 4).
entwehen (M. XIII. G. 7. V.).
herabwehen (H. T. 15. Sc.).
heraufwehen (M. XII. G. 208. V.).
herwehen (O. 68. Die Sommernacht. 2, 3).
hinabwehen (M. XVI. G. 565. V.).
hineinwehen (O. 75. Schlachtlied. 10, 2).
hinunterwehen (M. XI. G. 1366. V.).
hinwehen (O. 157. Die Denkzeiten. 59).
nachwehen (O. 57. Siona. 4, 1).
umwehen (O. 35. An Gleim. 9, 4).
unverwehet (M. XI. G. 8. V.).
verwehen (O. 180. Die Sonne, und die Erde. 4).
voranwehen (O. An den Erlöser. 8, 3).
vorwehen (M. XX. G. 515. V.).

wegwehen (M. XIII. G. 42. V.).
zurückwehen (Grammat. Gespr. Fünftes Zwischengespräch).
zuwehen (O. 4. Die künftige Geliebte. 77).*

Dieses Beispiel, dem sich viele andere anreihen liessen, genügt schon, um zu zeigen, dass die Zusammensetzungsfähigkeit des Verbums unsere Sprache stets mit neuen Wörtern reichlich versehen kann.

Ich führe nun im Folgenden die Verba nach dem Bestimmungsworte an, mit dem sie zusammengesetzt sind.

An.

anblühen** = zu blühen anf. (O. 115. Mein Wissen. 2, 3).
andringen gegen jemanden (M. VIII. G. 585. V.).
anflammen sich (O. 182. Die Lerche, und die Nachtigall. 5).
anschnauben (H. T. 2. Sc.).
antönen = zu tönen anf. (O. 180. Die Sonne, und die Erde. 15).
antreiben, ein Nachen, der antreibt = gegen die Küste treibt (O. 154. Der Erobrungskrieg. 5).
anwandern gegen = verstossen gegen (Ep. 8, 4).
anzischen (H. u. d. F. 9. Sc.).***

Auf.

aufbeben (M. VII. G. 437. V.).
aufbehalten = aufbewahren (H. Schl. 2. Sc.).
aufbrüllen, trans. gebr., M. XI. G. 890. V.:
Da brüllte die Hölle Triumph auf.
aufdonnern (M. XX. G. 234. V.).
auffliehen (O. 18. Der Zürchersee. 2, 2).
aufglimmen (O. 217. Die Wahl. 6, 2).
aufjochen (O. 201. An die rheinischen Republikaner. 2, 4).
aufklimmen (M. X. G. 383. V.).

---

* Mit Adjectiven, die durch die Verbindung mit dem Verbum zu Adverbien werden, kommen folgende Zusammensetzungen vor:
leichtwehend (O. 62. Der Jüngling. 1, 2).
schnellverwehend (M. X. G. 479. V.).
weitwehend (M. VIII. G. 241. V.).
Mit Substantiven:
westdurchweht (Gramm. Gespr. Der zweyte Wettstreit).
wirbelwehend (M. V. G. 29. V.).

** Nach Analogie von „Anfaulen“. Zu faulen anfangen. (Gr. Gespr. Viertes Gespr. Die Wortbildung.)

*** Gelehrtenrep.: ankriechen; Gr. Gespr.: anschmausen; Briefe: anzaubern (Br. 85).

aufknospen (O. 31. An Cidli. 33).
aufküssen (M. I. G. 699. V.).
auflispeln (O. 38. Gegenwart der Abwesenden. 2, 3).
aufnehmen = aufheben (O. 45. Die Glückseligkeit Aller. 1, 3).
aufschaffen (M. V. G. 47. V.).
aufschallen (H. u. d. F. 6. Sc.).
aufschauern (O. 207. An die Dichter meiner Zeit. 4, 2).
aufschweben (M. XI. G. 1166. V.).
aufschwenken (H. T. 22. Sc.).
aufstäuben (O. 30. Die beiden Musen. 13, 2).
auftönen (H. Schl. 11. Sc.).
auftrinken (M. VI. G. 289. V.).
aufweben (O. 31. An Cidli. 19).
aufweinen (O. 3. An Giseke. 18: Weine gen Himmel nicht auf).
aufwölken sich (M. XI. G. 518. V.).*

Aus.

ausbellen, nach Anal. v. auslachen geb. (O. 193. Der Wein, und das Wasser. 13, 4).
ausdulden = zu Ende dulden (M. XX. G. 714. V.).
ausklagen = zu Ende klagen (M. XIII. G. 674. V.).
auskrähen, wie ausbellen geb. (O. 193. Der Wein, und das Wasser. 13, 4).
ausnennen = ganz nennen (M. VIII. G. 193. V.).
ausschaffen, ganz ausgeschaffen (O. 13. An Gott. 14, 3).
ausschauern (M. VIII. G. 608. V.: Die Wunden noch schauern sie Blut aus).
aussprechen = ausdrücken, O. 10. Bardale. 8, 3:
... Spräch die Stimme den Blick aus.
ausstammeln = zu Ende stammeln (G. L. 1. Th. Der Tod. 4, 6).
austilgen (G. L. 2. Th. Die Wenigen. 10, 2).
auswüthen (H. u. d. F. 5. Sc.).

Auseinander.

auseinandertanzen, trans. (H. T. 18. Sc.).

Die Vorsilbe *Be.*

beaschen (O. 124. Delphi. 24, 1).
beäugen (O. 128. Die Vortrefflichkeit. 17).

---

* Briefe: aufschmausen (Br. 103).

beblüten (O. 132. Der Frohsinn. 1, 4).
beduften (M. IX. G. 445. V.).
beeichelt (O. 173. Der Kapwein, und der Johannesberger. 37).
beflammt (M. II. G. 638. V.).
beglänzt (M. XVIII. G. 687. V.).
behorchen (O. 4. Die künftige Geliebte. 48).
bekrönt (M. I. G. 624. V.).
belorbert (O. 147. Der Freyheitskrieg. 17).
benachtet (M. X. G. 578. V.).
benarbt (H. Schl. 4. Sc.).
bereift (O. 67. Braga. 8, 4).
beschimmern (O. 10. Bardale. 11, 3).
beschleyern (O. 121. Die Rache. 7, 3).
beschnauben (O. 108. Mehr Unterricht. 8, 4).
beschoren (O. 145. Sie, und nicht Wir. 23).
besieen (Ep. 107. Er, und Sie. 7).
bespähen (O. 191. Das Fest. 17).
besternt (O. 86. Der Kamin. 29).
bestirnt (O. 81. Die Kunst Tialfs. 20, 2).
bestreiten = bekämpfen (M. II. G. 728. V.).
bethaut (O. 86. Der Kamin. 3).
bethränt (M. XVIII. G. 751. V.).
betrümmert (O. 111. An Freund und Feind. 15, 3).*

Daher.

Die mit diesem Formworte, sowie mit den beiden folgenden zusammengesetzten Verba verdienen eine besondere Beachtung; das einfache Verbum erhält durch die Zusammensetzung mit ihnen den Begriff der Bewegung, wodurch der Ausdruck viel lebendiger wird.

daherbeben (M. IV. G. 181. V.).
daherblinken (M. IV. G. 502. V.).
daherdonnern (O. 17. Der Adler, oder die Verwandlung. 41).
dahergiessen (M. XVI. G. 662. V.).
daherglänzen (G. L. 1. Th. Gott dem Sohne. Am Osterfeste. 18).
daherleiten (O. 76. Die Chöre. 10, 3).

---

* Gelehrtenrep.: beeckeln; Gr. Gespr.: bekosten, bethürmt, bewandeln, beflossen, berudern, besäumen; Briefe: beklettern (Br. 202).

daherrauschen (O. 21. Die todte Clarissa. 2, 4).
daherrieseln (O. 77. Die Barden. 3, 4).
daherthauen (O. 17. Der Adler, oder die Verwandlung. 51).
dahertreten (O. 10. Bardale. 3, 1).

Dahin.

dahinbeben (O. 2. Wingolf. 6. L. 2, 2).
dahinschlüpfen (O. 59. Sponda. 13, 3).
dahinspringen (O. 59. Sponda. 13, 3).
dahinwallen (M. XV. G. 1419. V.).
dahinzittern (O. 4. Die künftige Geliebte. 35).

Darein.

dareinrauschen (M. XX. G. 479. V.).
dareinsingen (O. 47. Das neue Jahrhundert. 18, 4).
dareintönen (O. 56. Die Zukunft. 5, 1).

Durch.

Klopstock zieht gewöhnlich dieses Vorwort, statt es bei dem regierten Acc. zu lassen, als Bestimmungswort zum Verbum, wodurch der Ausdruck anschaulicher wird.

durchbeben (O. 156. Die Verwandlung. 41).
durchblinken (O. 130. Die deutsche Sprache. 1, 3).
durchblümt (O. 81. Die Kunst Tialfs. 20, 4).
durchbrüllen (M. VIII. G. 142. V.).
durchdämmert (M. VI. G. 239. V.).
durchdampft (O. 96. Der Denkstein. 7, 2).
durchfalten (M. II. G. 886. V.).
durchfechten (H. T. 1. Sc.).
durchflammen (M. IX. G. 551. V.).
durchgraben = durchstechen (M. X. G. 498. V.).
durchhaucht (O. 101. Mein Wäldchen. 3, 3).
durchherrschen (M. II. G. 251. V.).
durchlachen (O. 2. Wingolf. 6. L. 6, 4).
durchpestet (O. 154. Der Erobrungskrieg. 8).
durchrasen (O. 149. Die Jakobiner. 2, 3).
durchrauschen (O. 94. Die Lehrstunde. 21).
durchrudern (H. T. 16. Sc.).
durchschallen (M. XVI. G. 1007. V.).
durchschüttern (M. X. G. 75. V.).
durchschweben (O. 117. Der Traum. 6, 4).

durchstrahlen (G. L. 1. Th. Komm heiliger Geist, Herre Gott. 2, 6).
durchtanzen (H. Schl. 3. Sc.).
durchwachsen (M. III. G. 615. V.).
durchwallen (O. 10. Bardale. 15, 1).
durchweinen (O. 3. An Giseke. 3).
durchwürgen (M. II. G. 583. V.).
durchwürzt (O. 173. Der Kapwein, und der Johannesberger. 24).*

Einher.

einherfliegen (M. IX. G. 741. V.).
einherfliessen (M. XIII. G. 167. V.).
einherklingen (M. XVIII. G. 210. V.).
einherkommen (M. VIII. G. 270. V.).
einherkrachen (O. 174. Mein Thal. 6).
einherschwanken (O. 174. Mein Thal. 6).
einherschweben (M. VII. G. 488. V.).
einhertanzen (O. 57. Siona. 3, 1).
einherwallen (O. 127. Morgengesang am Schöpfungsfeste. 3, 3).

Empor.

empordenken (G. L. 2. Th. Sinai und Golgatha. 8, 3).
emporeilen (G. L. 2. Th. Die Auferstehung Jesu. 1, 7).
emporfahren (M. VIII. G. 502. V.).
emporfliessen (M. I. G. 625. V.).
emporgiessen (O. 33. An Sie. 4, 1).
emporjauchzen (G. L. 2. Th. Die Erlösung. 4, 8).
emporlispeln (O. 50. Die Gestirne. 3, 1).
emporrufen (G. L. 2. Th. Stärkung. 5, 4).
emporschaffen, M. X. G. 836. V.: Unser Schöpfer! der uns aus Staube zu Menschen emporschuf!
emporschallen (M. XX. G. 1105. V.).
emporschlagen (O. 85. Vaterlandslied. 7, 3).
emporschwellen (M. II. G. 485. V.).
emporseufzen (M. XIII. G. 720. V.).
emporsprudeln (O. 61. Der Eislauf. 14, 4).
emporstäuben (O. 53. Aganippe und Phiala. 2, 4).
emporstrahlen (M. XX. G. 850. V.).

---

* Gramm. Gespr.: durchklingeln.

emportreten (O. 55. Kaiser Heinrich. 13, 1).
emporwallen (O. 131. Das Gehör. 38).
emporwiehern (M. IV. G. 183. V.).*

Ent.

Die Vorsilbe *ent* wächst leicht mit dem Verbum zusammen und gehört zu den fruchtbarsten unserer Sprache. Klopstock gebraucht die mit ihr zusammengesetzten Verba gerne; diejenigen, die eine Bewegung, das Ausgehen von einem Orte ausdrücken, verbindet er mit dem reinen Dativ, wodurch der Ausdruck an Kürze gewinnt.

entähnlichen (O. 161. Die Trümmern. 31).
entblühen (M. IV. G. 676. V.).
enteilen (O. 61. Der Eislauf. 8, 4).
enterdet (M. XII. G. 651. V.).
entfesseln (O. 153. Mein Irrthum. 5, 2).
entgleiten (M. XIX. G. 272. V.).
entglimmen (O. 39. Für den König. 10, 3).
entheitern (O. 166. Die Wiederkehr. 13),
entklimmen (M. X. G. 277. V.).
entklingen (M. XV. G. 346. V.).
entküssen (M. V. G. 245. V.).
entleiben (O. 150. Die Erscheinung. 9).
entmenschen (O. 172. An den Kaiser. 4, 2).
entnebeln = vom Nebel befreien (M. I. G. 606. V.).
entquellen (O. 43. Die Frühlingsfeyer. 3, 2).
entrieseln (O. 61. Der Eislauf. 15, 2).
entrufen (M. XX. G. 121. V.).
entschallen (O. 53. Aganippe und Phiala. 8, 1).
entscheuchen = die Scheu benehmen (O. 107. Unterricht. 1, 4); dag. = verscheuchen (O. 193. Der Wein, und das Wasser. 6, 3).
entschimmern (O. 136. Die États Généraux. 5, 4).
entschleichen (O. 213. Die Wage. 2, 2).
entschöpfen (M. IX. G. 214. V.).
entschweben (O. 67. Braga. 16, 4).
entsenken (O. 57. Siona. 2, 3).
entstaltet (M. II. G. 847. V.).

* Gr. Gespr.: emporbrausen.

entsteinen (O. 151. An La Rochefoucauld's Schatten. 22).
entstirnt (O. 158. Der Belohnte. 1, 1).
enttönen (O. 202. Die öffentliche Meinung. 4, 2).
entwallen (M. I. G. 474. V.).
entwälzen (M. XII. G. 188. V.).
entweben (M. VII. G. 48. V.).
entwehen (M. XIII. G. 7. V.).
entwinken (M. IV. G. 1345. V.).
entzaubern (O. 18. Der Zürchersee. 10, 4).
entzittern (M. XIII. G. 561. V.).*

Entgegen.

entgegendampfen (M. II. G. 515. V.).
entgegenfliessen (O. 35. An Gleim. 14, 1).
entgegengiessen (O. 13. An Gott. 16, 1).
entgegenhauchen (M. IV. G. 184. V.).
entgegenhören (M. XV. G. 1148. V.).
entgegenjauchzen (O. 13. An Gott. 30, 2).
entgegenlispeln (M. XII. G. 210. V.).
entgegenrufen (M. XI. G. 258. V.).
entgegenschwingen sich (O. 83. Hermann. 21, 4).
entgegensegnen (M. II. G. 12. V.).
entgegenstrahlen (M. XX. G. 1044. V.).
entgegenthürmen (M. II. G. 361. V.).
entgegentönen (M. VIII. G. 140. V.).
entgegenwachen (M. XII. G. 846. V.).
entgegenwallen (O. 13. An Gott. 25, 1).

Er.

erbeten (O. 5. Selmar und Selma. 32).
ererben (G. L. 1. Th. Nun bitten wir den heiligen Geist. 1, 5).
erfliegen (M. XV. G. 1031. V.).
erkühlen sich = Kühlung finden (O. 111. An Freund und Feind. 4, 2).
erlaben (O. 111. An Freund und Feind. 4, 2).
erluften (H. u. d. F. 5. Sc.).
erneuen (O. 124. Delphi. 31, 3).
erschweben (O. 103. Verschiedne Zwecke. 6, 2).

* Gr. Gespr.: entlösen, enthauchen.

ersingen (O. 9. An Fanny. 2, 2).
ersinken (M. V. G. 356. V.).
ersterben (O. 6. An Ebert. 18).
erstreiten (G. L. 1. Th. Vorbereitung zum Tode. 22).
erwachsen (M. IV. G. 684. V.).
erweinen (O. 31. An Cidli. 5).
erzittern (O. 7. Salem. 59).*

Fort.

Die mit diesem Bestimmungsworte zusammengesetzten Verba haben eine verschiedene Bedeutung; bei manchen wird die Handlung als eine dauernde bezeichnet, andere, und dies ist besonders bei den Zusammensetzungen unseres Dichters der Fall, erhalten die Bedeutung der Bewegung.

fortathmen = athmend forttragen (M. XX. G. 924. V.).
fortbeben = bebend fortgehen (D. T. A. 1. H. 1. A.).
fortdrehen (O. 130. Die deutsche Sprache. 2, 1).
fortschlagen (H. Schl. 8. Sc.).
fortweben (O. 13. An Gott. 17, 2).
fortwiehern = wiehernd davonrennen (H. T. 22. Sc.).

Her.

Sowohl Her und Hin, als auch die mit ihnen zusammengesetzten Bestimmungswörter drücken in der Verbindung mit Verben eine Bewegung aus.

herbrausen (O. 93. Weissagung. 5, 1).
herdonnern (M. IV. G. 490. V.).
herdrohen (O. 49. Die Welten. 7, 3).
herglänzen (M. VII. G. 228. V.).
herherrschen (O. 227. Trinklied. 3, 2).
herketten (H. u. d. F. 7. Sc.).
herklirren (O. 112. An den Kaiser. 5, 4).
herlahmen = lahm einhergehen (H. T. 19. Sc.).
herrauschen (O. 2. Wingolf. 5. L. 5, 3).
herrollen (O. 137. Psalm. 25).
herschäumen (M. XVI. G. 690. V.).
herschwingen (O. 67. Braga. 11, 4).
herstrahlen (M. XX. G. 18, 1143. V.).

* Gelehrtenrep.: sich erkecken, nach Anal. von „sich erkühnen".

herströmen (O. 114. Die Massbestimmung. 1, 3).
hertönen (O. 61. Der Eislauf. 12, 2).
herwallen (O. 107. Unterricht. 6, 3).
herwirbeln (O. 168. Das Grab. 19).
herwölken (O. 210. Die unbekannten Seelen. 7, 4).

Herab.

herabbeben (M. IX. G. 322. V.).
herabbeten (O. 5. Selmar und Selma. 49).
herabbrausen (M. XI. G. 217. V.).
herabdonnern (M. VIII. G. 243. V.).
herabgaffen (H. u. d. F. 7. Sc.).
herabhören (M. V. G. 572. V.).
herablächeln (M. IV. G. 897. V.).
herabquellen (O. 224. Die höheren Stufen. 2, 2).
herabrauschen (O. 82. Der Hügel, und der Hain. 8, 1).
herabrufen (O. 50. Die Gestirne. 2, 3).
herabschmettern (M. XVI. G. 312. V.).
herabschreien (M. VII. G. 745. V.).
herabsinken (M. VII. G. 818. V.).
herabstammeln (O. 13. An Gott. 8, 4).
herabstrahlen (M. XI. G. 679. V.).
herabtönen (O. 82. Der Hügel, und der Hain. 21, 1).
herabträufen (O. 2. Wingolf. 3. L. 1, 3).
herabweinen (O. 38. Gegenwart der Abwesenden. 3, 3).
herabwinken (O. 22. Friedensburg. 2, 3).*

Herauf.

heraufathmen (M. V. G. 222. V.).
heraufbeben (D. T. A. 3. H. 4. A.).
heraufbrausen (M. XVI. G. 645. V.).
heraufflammen (O. 92. Teutone. 15, 1).
heraufglühen (H. Schl. 6. Sc.).
heraufhorchen (H. Schl. 4. Sc.).
heraufklagen (O. 55. Kaiser Heinrich. 14, 2).
heraufstrahlen (M. XI. G. 922. V.).
herauftönen (M. VI. G. 515. V.).
herauftreten (M. VI. G. 226. V.).

---

* Gr. Gespr.: herabthauen.

heraufwachsen (O. 229. Klagode. 1, 3).
heraufwandeln (O. 67. Braga. 6, 1).
heraufwanken = wankend heraufkommen (H. T. 22. Sc.).
heraufwinseln (M. IX. G. 501. V.).*

Heraus.

herauswähnen (Sal. 4. H. 8. A.).

Herbei.

herbeyherrschen (O. 14. Heinrich der Vogler. 3, 2).**

Herüber.

herübersäuseln (M. XVII. G. 24. V.).
herüberschauern (M. VIII. G. 386. V.).
herüberschimmern (O. 125. Die Verwandelten. 8, 2).
herüberströmen (O. 98. Beruhigung. 8, 4).

Herum.

herumhäufen (M. VII. G. 604. V.).
herumschlängeln (H. T. 19. Sc.).
herumwenden (M. V. G. 619. V.); sich herumwenden = sich umwenden (M. XV. G. 720. V.).
herumzischen (H. T. 19. Sc.).

Herunter.

herunterbeten (M. IV. G. 401. V.).
herunterdenken (M. VI. G. 434. V.).
herunterirren (M. XII. G. 638. V.).
herunterlauschen (H. u. d. F. 7. Sc.).
herunterschmettern (M. XVI. G. 583. V.).
heruntersinnen (M. VII. G. 89. V.).
heruntertaumeln, H. u. d. F. 14. Sc.:
Tauml' ihn (den Cäsar) herunter, Wodan!
herunterwallen (M. I. G. 709. V.).
herunterzittern = sich zitternd herunterlassen (M. XIX. G. 207. V.).

Hervor.

hervorbeben (M. V. G. 62. V.).
hervordonnern (M. V. G. 146. V.).
hervoreilen (M. VIII. G. 186. V.).

---

* Briefe: heraufsingen, trans. gebr. (Br. 3), heraufgränzen (Br. 55).
** Gelehrtenrep.: herbeiblasen.

hervorfliegen (M. XX. G. 928. V.).
hervorrasen (H. T. 3. Sc.).
hervorreissen sich (M. IV. G. 278. V.).
hervorschallen (M. XIV. G. 1008. V.).
hervorsenden (M. II. G. 139. V.).
hervorwallen (M. XVI. G. 129. V.).

Herzu.

herzubeben = bebend herzukommen (M. XIV. G. 1273. V.).
herzudringen (M. XIX. G. 614. V.).
herzurufen (H. T. 19. Sc.).
herzuzittern = zitternd herzugehen (M. XI. G. 465. V.).

Hin.

hinbeben (M. VII. G. 281. V.).
hindorren (H. u. d. F. 14. Sc.).
hinherrschen (O. 226. Liebeslied. 3, 2).
hinhören (O. 56. Die Zukunft. 1, 3).
hinschallen (M. XX. G. 848. V.).
hinschauern (O. 4. Die künftige Geliebte. 82).
hinschmettern (Sal. 1. H. 6. A.).
hinseufzen (H. Schl. 1. Sc.).
hinspielen = spielend hingehen (M. XX. G. 237. V.).
hinsprechen (O. 10. An Fanny. 5, 4).
hinstrahlen (O. 220. Zwey Johanneswürmchen. 12).
hintanzen (O. 75. Schlachtlied. 7, 8).
hinthauen (O. 34. Ihr Schlummer. 2, 2).
hinträufeln (O. 175. Die Bestattung. 43).
hinträufen (M. XIII. G. 675. V.).
hinwallen (O. 63. Die frühen Gräber. 1, 4).
hinweinen (O. 6. An Ebert. 23).
hinwinken (M. X. G. 267. V.).
hinwölken (O. 205. Auch die Nachwelt. 1, 4).

Hinab.

hinabbannen (O. 143. Der Fürst und sein Kebsweib. 21).
hinabbegraben (M. IV. G. 880. V.).
hinabdonnern (G. L. 1. Th. Die Feinde des Kreuzes Christi: Mel. Erhalt uns Gott bey deinem Wort. 4, 3).
hinabgraben (M. I. G. 573. V.).
hinabhallen (M. XI. G. 595. V.).

hinabklingen (M. XVI. G. 581. V.).
hinabsingen (M. XI. G. 589. V.).
hinabsterben (M. VIII. G. 61. V.).
hinabtrinken (M. VI. G. 265. V.).
hinabwallen (M. XV. G. 1137. V.).
hinabweinen (O. 82. Der Hügel, und der Hain. 5, 2).
hinabwüthen (H. Schl. 7. Sc.).

Hinauf.

hinaufbeben (M. IX. G. 322. V.).
hinaufbellen (O. 162. Der Schoosshund. 4, 8).
hinaufdenken (M. VII. G. 521. V.).
hinaufflammen (M. VIII. G. 273. V.).
hinauffühlen (H. Schl. 7. Sc.).
hinaufhorchen (O. 61. Der Eislauf. 12, 1).
hinaufrufen (O. 228. Nachbildung des Stabat mater. 56).
hinaufschallen (M. XX. G. 1154. V.).
hinaufseufzen (Dav. 4. H. 25. A.).
hinaufspielen = spielend hinaufkommen (H. u. d. F. 1. Sc.).
hinaufwallen (O. 224. Die höheren Stufen. 8, 1).

Hinaus.

hinausdenken = ausdenken (M. V. G. 659. V.).
hinausführen = ausführen (M. II. G. 611. V.).*

Hinein.

hineinlügen (O. 102. Die Ankläger. 7, 4).
hineinrauschen (O. 110. Der jetzige Krieg. 7, 2).

Hinüber.

hinüberbreiten (M. V. G. 663. V.).
hinüberschlummern (O. 11. Der Abschied. 36, 2).
hinübertreten (O. 22. Friedensburg. 9, 2).

Hinunter.

hinunterblasen (H. Schl. 14. Sc.).
hinunterdrehen (O. 210. Die unbekannten Seelen. 6, 4).
hinunterreden (M. IV. G. 291. V.).
hinunterschäumen (H. Schl. 11. Sc.).
hinuntersehnen (M. I. G. 505. V.).
hinuntersingen (H. Schl. 7. Sc.).

---

* Briefe: hinauslesen = auslesen (Br. 33).

hinunterspielen = spielend hinuntergehen (O. 56. Die Zukunft. 11, 3).
hinunterstarren (M. XIV. G. 91. V.).

Miss.

missgeboren (H. u. d. F. 2. Sc.).
misskennen (M. XVI. G. 1. V.).
misklingen (O. 9. An Fanny. 7, 3).
misschaffen (O. 118. Beyde. 3).
misstrennen (O. 124. Delphi. 18, 1).
missvereht (O. 96. Der Denkstein. 6, 3).*

Mit.

mitanbeten (M. V. G. 183. V.).
mitabgerissen (M. XIV. G. 742. V.).
mitbluten (M. XX. G. 717. V.).
miterlöst (G. L. 1. Th. Beym Abendmale. 14).
mitgehörtes (O. 129. An Giacomo Zigno. 2, 3).
mitgekreuzigt (M. IX. G. 196. V.).
mitklagen (O. 194. Die zweyte Höhe. 10, 3).
mitschallen (M. XX. G. 602. V.).
mitschlagen = mitkämpfen (H. T. 3. Sc.).
mitverurtheilen (H. T. 6. Sc.).

Nach.

nachbeben (O. 24. Dem Erlöser. 1, 2).
nachbeten mit d. Dat., gibt die Richtung an, wie nachfolgen (M. VI. G. 188. V.).
nachbleiben = zurückbl. (O. 126. Der Gränzstein. 5, 2).
nachbluten (H. T. 1. Sc.).
nachdolmetschen (O. 134. Die deutsche Bibel. 1, 3).
nachempfinden (M. V. G. 640. V.).
nachfluchen (O. 124. Delphi. 31, 3).
nachhorchen (O. 199. Winterfreuden. 21).
nachkeuchen (O. 128. Die Vortrefflichkeit. 15).
nachklagen (O. 59. Sponda. 3, 4).
nachklingen (O. 99. Die Krieger. 1, 3).
nachlassen = hinterlassen (O. 120. Der Nachruhm. 21).
nachmahlen (O. 195. Die Jüngste. 6, 4).

---

* Gramm. Gespr.: mistönen.

nachmeisseln (O. 195. Die Jüngste. 6, 4).
nachrauben (Dav. 3. H. 7. A.).
nachsäuseln (M. XI. G. 524. V.).
nachschmecken (H. u. d. F. 6. Sc.).
nachschütteln (M. XI. G. 1026. V.).
nachschwindeln (H. u. d. F. 12. Sc.).
nachschwingen sich (O. 123. An Johann Heinrich Voss. 10, 3).
nachsegnen (O. 1. Der Lehrling der Griechen. 21).
nachsingen (H. Schl. 12. Sc.).
nachspähen (O. 184. Der Nachahmer, und der Erfinder. 3).
nachstammeln (O. 121. Die Rache. 6, 2).
nachströmen (O. 13. An Gott. 20, 4).
nachtönen (O. 126. Der Gränzstein. 13, 1).
nachwägen (O. 108. Mehr Unterricht. 3, 3).
nachweinen (O. 3. An Giseke. 4).
nachzürnen (H. u. d. F. 1. Sc.).

Nieder.

niederdonnern (M. XIII. G. 312. V.).
niederfliessen (O. 7. Salem. 10).
niederirren (M. XI. G. 1345. V.).
niederschmettern (M. XI. G. 767. V.).
niederschwanken (O. 10. Bardale. 12, 4).
niederschwenken (H. T. 22. Sc.).
niederstarren (M. VIII. G. 521. V.).
niederstrahlen (M. IV. G. 224. V.).
niedertönen (H. Schl. 11. Sc.).
niederwallen (O. 97. Die Erscheinung. 14).
niederwölken sich (M. XI. G. 518. V.).

Ueber.

überbleiben = übrig bleiben (M. IV. G. 20. V.).
überhüllen (M. IX. G. 482. V.).
überlasten (M. XIX. G. 474. V.).
überrufen (O. 83. Hermann. 20, 3).
überschatten (O. 211. Der neue Python. 2, 3).
überschleiert (O. 55. Kaiser Heinrich. 6, 2).
übersingen (O. 174. Mein Thal. 18).

überstrahlen (M. XI. G. 754. V.).
überwallen (M. I. G. 218. V.).
überwölken (M. XI. G. 717. V.).

Um.

umathmen (O. 21. Die todte Clarissa. 2, 1).
umdämmern (M. XI. G. 1153. V.).
umdrängen (O. 67. Braga. 13, 4).
umduften (O. 142. Kennet euch selbst. 17).
umdünsten (O. 183. Der Genügsame. 4, 4).
umfabeln = als Fabel umgehen (O. 128. Die Vortrefflichkeit. 25).
umfassen, getr.: Fasst er ihn um (M. IX. G. 114. V.).
umflammen (M. X. G. 380. V.).
umflechten (H. u. d. F. 8. Sc.).
umgewöhnt (O. 1. Der Lehrling der Griechen. 18).
umgittert (H. T. 19. Sc.).
umglänzen (M. XIX. G. 372. V.).
umirren (O. 146. An Cramer, den Franken. 6).
umklirrt (O. 99. Die Krieger. 2, 3).
umknieen (M. XIV. G. 1282. V.).
umlächelt (O. 196. An meinen Bruder Victor Ludewig. 11).
umleuchten (G. L. 1. Th. Danklied. 50).
umnachtet (M. VIII. G. 419. V.).
umnebeln (O. 202. Die öffentliche Meinung. 6, 3).
umringeln (O. 217. Die Wahl. 1, 4).
umsäuseln (O. 176. Die Erinnerung. 2, 1).
umschaffen (O. 124. Delphi. 21, 4).
umschatten (O. 1. Der Lehrling der Griechen. 9).
umschimmern (M. X. G. 600. V.).
umschweben (M. XX. G. 55. V.).
umschwimmen (H. T. 2. Sc.).
umspritzt (Sal. 4. H. 11. A.).
umstrahlen (O. 50. Die Gestirne. 13, 4).
umtanzt (M. XVI. G. 331. V.).
umthürmen (M. II. G. 355. V.).
umtönt (M. XVIII. G. 599. V.).
umwallen (M. XIII. G. 3. V.).
umwehen (O. 35. An Gleim. 9, 4).
umwimmeln (O. 168. Das Grab. 7).

umwölben (O. 4. Die künftige Geliebte. 26).
umzittern (M. IX. G. 336. V.).*

Umher.

umherbreiten (M. XIV. G. 753. V.).
umherkreisen (O. 61. Der Eislauf. 4, 4).
umherwallen (O. 87. Die Rosstrappe. 17, 3).
umherwanken (O. 146. An Cramer, den Franken. 19).
umherzischen (O. 151. An La Rochefoucauld's Schatten. 14).
umherzittern = zitternd umhergehen (M. IX. G. 34. V.).
umherzweifeln (O. 135. Der Gottesleugner. 5, 1).

Un.

Das verneinende Formwort *un* setzt sich mit Vorliebe an das Part. Praet. an; neuere Schriftsteller cultivieren auch die Zusammensetzung mit dem Part. Praes. Bei Klopstock finden wir sehr viele mit diesem Formworte zusammengesetzte Participien; aus der Fülle derselben seien hier nur folgende angeführt:

unablassend (M. XV. G. 922. V.).
unangefeindet (M. IV. G. 307. V.).
unanstossend (O. 100. Wink. 3, 1).
unausgeartet (M. V. G. 157. V.).
unausgeschaffen (M. VII. G. 219. V.).
unbeladen (M. IX. G. 169. V.).
unbeleidigt (H. Schl. 2. Sc.).
unbelehrt (O. 118. Beyde. 15).
unbestürmt (M. IX. G. 26. V.).
unbetrachtet (M. I. G. 587. V.).
unbewundert (M. VI. G. 253. V.).
uneingehüllt (O. 42. Das Anschaun Gottes. 11, 1).
unenträthselt (M. XVI. G. 232. V.).
unerhöht (O. 37. Der Rheinwein. 12, 4).
unerobert (O. 80. Unsre Sprache. 8, 2).
unerquickt (O. 120. Der Nachruhm. 19).
unersättigt (M. III. G. 276. V.).
unerwacht (M. XI. G. 917. V.).
ungeblendet (H. u. d. F. 2. Sc.).
ungefallen, die Ungefallenen (M. IX. G. 512. V.).

* Gramm. Gespr.: umjammern, umstäubet.

ungefolgt (O. 108. Mehr Unterricht. 5, 2).
ungeführt (O. 98. Beruhigung. 2, 2).
ungekeltert (O. 37. Der Rheinwein. 2, 1).
ungelabt (Dav. 2. H. 2. A.).
ungesagt (M. X. G. 298. V.).
ungestalt (M. II. G. 381. V.).
ungethan (O. 165. Die Mutter, und die Tochter. 6, 3).
ungetrennet (O. 228. Nachbildung des: Stabat mater. 77).
unnachlassend (M. XV. G. 1386. V.).
unprophezeit (Sal. 5. H. 9. A.).
unüberwältigt (M. VI. G. 132. V.).
unverblendet (M. X. G. 62. V.).
unverblüht (O. 125. Die Verwandelten. 9, 1).
unverkehrt (G. L. 1. Th. Die sieben Gemeinen. 176).
unverleitet (O. 148. Friederich, Kronprinz von Dänemark. 14).
unverlöschend (M. X. G. 290. V.).
unverrathend (M. IV. G. 174. V.).
unverwesend (M. XI. G. 912. V.).*

Ver.

verachäen (O. 192. Unsre Sprache an uns. 5, 3).
veralten (M. XV. G. 222. V.).
verbilden (O. 192. Unsre Sprache an uns. 1, 2).
verbreitet = ausgebreitet (M. XI. G. 1276. V.).
verbritten (O. 192. Unsre Sprache an uns. 5, 1).
vereinsamen (O. 131. Das Gehör. 4).
verflechten sich (M. X. G. 167. V.).
verfliegen (O. 4. Die künftige Geliebte. 88).
verglimmen (O. 126. Der Gränzstein. 5, 4).
vergötzt (O. 147. Der Freyheitskrieg. 37).
vergramen (O. 102. Die Ankläger. 2, 2): vergrämt (M. XVII. G. 110. V.).
verhören sich = falsch hören (O. 123. An Johann Heinrich Voss. 4, 2).
verkleinen (Ep. 50. 2).
verlachen (O. 86. Der Kamin. 71).
verlängen (M. III. G. 598. V.).

* Gramm. Gespr.: unbekränzt, unbeschwatzet, unentfärbt.

vermessen = falsch messen (O. 108. Mehr Unterricht. 4, 4).
verneuen (M. I. G. 100. V.).
verpflanzen = am unrechten Orte pflanzen (O. 4. Die künftige Geliebte. 57).
verschaffen = schlecht schaffen (O. 95. Fürstenlob. 5, 4).
verschleichen sich, nach Analogie von verkriechen geb. (M. VIII. G. 402. V.).
verschlummern (M. X. G. 900. V.).
verschönen (O. 4. Die künftige Geliebte. 62).
verschwemmen (O. 175. Die Bestattung. 38).
versenken sich = sich herabsenken (M. III. G. 528. V.).
verspähen sich (O. 31. An Cidli. 22).
verstäuben (M. XV. G. 228. V.).
versteinert (M. VIII. G. 306. V.).
verstieben (G. L. 1. Th. Der am Kreuz ist meine Liebe. 6, 3).
verstreut = zerstreut (O. 18. Der Zürchersee. 18, 2).
verströmen (O. 37. Der Rheinwein. 8, 2).
vertausendfältigen (O. 148. Friederich, Kronprinz von Dänemark. 4).
verweben sich (M. X. G. 908. V.).
verweinen (O. 6. An Ebert. 6).
verzeigen = falsch zeigen (O. 89. Der Unterschied. 7, 3).*

Vor.

vorerwählt (M. I. G. 408. V.).
vorfühlen (O. 108. Mehr Unterricht. 2, 3).
vorheulen, nach Anal. von vorsingen geb. (O. 167. Das Versprechen. 3, 2).
vorschreyen (O. 167. Das Versprechen. 3, 3).
vorwenden (H. u. d. F. 13. Sc.).**

Voran.

voranschweben (O. 47. Das neue Jahrhundert. 24, 4).
voranreissen sich (M. VI. G. 220. V.).

Voraus.

vorausempfinden (M. XVII. G. 203. V.).

---

* Gelehrtenrep.: verlarven, verübeldeut; Gr. Gespr.: versparen, vermalen sich = im Malen fehlen, verquellen.
** Gelehrtenrep.: vorseyend, vorgewesen.

Vorüber.

voriibergleiten (O. 199. Winterfreuden. 19).

Weg.

wegarbeiten sich (Sal. 1. H. 1. A.).
wegathmen (M. VIII. G. 69. V.).
wegbeben = bebend weggehen (O. 212. Die Aufschriften. 4, 4).
wegblühen (O. 21. Die todte Clarissa. 1, 3).
wegbrausen (O. 44. Der Erbarmer. 8, 1).
wegdorren (O. 124. Delphi. 21, 1).
wegküssen (O. 186. Aus der Vorzeit. 23).
weglächeln (O. 3. An Giseke. 26).
wegrauschen, trans. gebr. (H. T. 2. Sc.).
wegsingen (O. 227. Trinklied. 5, 3).
wegsinken (M. XVIII. G. 492. V.).
wegstäuben (O. 83. Hermann. 19, 1).
wegstrahlen (O. 159. Das Neue. 9).
wegströmen (M. X. G. 200. V.).
wegstürzen (H. u. d. F. 5. Sc.).
wegtilgen (M. IV. G. 369. V.).
wegwallen (O. 133. Die Grazien. 2, 3).
wegwelken (O. 193. Der Wein, und das Wasser. 7, 3).
wegwinken (O. 12. Die Stunde der Weihe. 7, 3).
wegwürgen (M. II. G. 519. V.).*

Wieder.

wiedergeheiligt (M. XI. G. 83. V.).
wiederkommen, die Wiedergekommenen (M. XVII. G. 695. V.).
wiederrufen, die Wiedergerufenen (M. XVII. G. 111. V.).
wiedersegnen (M. XV. G. 711. V.).
wiederleben (O. 178. Die Vergeltung. 25).
wiedertönen (M. XVI. G. 658. V.).
wiedervergelten (M. XX. G. 706. V.).

Die Vorsilbe *Zer.*

zerfliegen (M. IV. G. 87. V.).
zerhacken (G. L. 2. Th. Die Nachfolge. 2, 3).
zerplaudern (O. 128. Die Vortrefflichkeit. 1).
zerringen, in der Zus.: bangzerrungen (M. IV. G. 315. V.).

---

* Briefe: weglauschen (Br. 133).

zerstäubt (H. Schl. 2. Sc.).
zerstechen (G. L. 2. Th. Die Nachfolge. 2, 4).
zerströmen (M. XV. G. 1028. V.).
zerstücken (Dav. 5. Handl. 22. Auftr.).

Zu.

zubeben = bebend hinzugehen (M. XV. G. 752. V.).
zublicken (M. XIII. G. 864. V.).
zubrüllen, nach Anal. v. zurufen (O. 167. Das Versprechen. 3, 2).
zudonnern, wie das vorangehende geb. (M. II. G. 706. V.).
zufalten = zusammenfalten (M. VIII. G. 572. V.).
zuhallen (O. 221. Die Bildhauerkunst, die Malerey, und die Dichtkunst. 5, 1).
zuhängen (O. 37. Der Rheinwein. 2, 2).
zujauchzen (O. 39. Für den König. 7, 2).
zuquellen (M. XX. G. 568. V.).
zurauschen (O. 173. Der Kapwein, und der Johannesberger. 32).
zusegnen (O. 4. Die künftige Geliebte. 41).
zusingen (M. XII. G. 32. V.).
zustrahlen (O. 220. Zwey Johanneswürmchen. 7).
zuwanken (Sal. 1. H. 1. A.).
zuwedeln (O. 162. Der Schoosshund. 2, 2).
zuweinen (M. IV. G. 430. V.).
zuwinken (O. 13. An Gott. 29, 1).

Zusammen.

zusammengebirgen (M. I. G. 270. V.).
zusammenrunzeln (H. u. d. F. 1. Sc.).

Zurück.

zurückbeben (M. IX. G. 21. V.).
zurückblenden (M. XVIII. G. 130. V.).
zurückbrausen (H. T. 17. Sc.).
zurückschaffen (M. VI. G. 497. V.).
zurückzittern (M. XIV. G. 328. V.).
zurückzwingen (M. XVI. G. 653. V.).

2. Zusammensetzung des Verbums mit Begriffswörtern.

Bei der grossen Ausbreitung, welche die Zusammensetzung in der deutschen Sprache erreicht hat, ist es immerhin auffallend, dass sich der Sprachgeist gegen manche Wortzusammensetzungen von den

frühesten Zeiten an bis auf unsere Tage mit eiserner Consequenz ausgesprochen hat, so dass dieselben in dem sonst so fruchtbaren deutschen Sprachboden keine festen Wurzeln fassen konnten. Hieher gehört z. B. die unzertrennliche Vereinigung des Substantivums mit dem Verbum.

„Harm.* (Harmosis). Du hast, mich deucht, keine Zusammensetzungen, die mit dem Zeitworte endigen. Ver. (Vereinigung). Wenn du die mit der Benennung anfangenden allein meinest, so habe ich nur wenige, als Rathschlagen, Lobsingen, Wetteifern, Willfahren, und noch einige andere. Kurz, ich gebe dir, was dieses betrifft (du bemerkst, dass ich die Vollenden, Vollziehn f. f. übergehe), gebe dir da deinen Reichthum zu, und gestehe meine Armuth."

Zu den hier angeführten kommen bei Klopstock noch hinzu:**
brandmahlen (M. II. G. 648. V.).
lobpreisen, Ep. 43. Der eingeschränkte Geschmack. 4:
Nichts lobpreiset ihr lauter, als euren Geschmack.
wehdrohen, O. 131. Das Gehör. 10:
Schon wehdroht mir die Nacht.
wehklagen, O. 146. An Cramer, den Franken. 31:
.... dann wehklagt's,
Als flösse die blutige Thräne des Volks.

Grimm*** untersucht nun diese Erscheinung und gibt als Grund derselben Folgendes an: „die ursache, weshalb die sprache unzertrennliche verbindung mit dem nomen einzugehen das verbum verhindert, nämlich das starke durchaus, das schwache unmittelbarerweise, ja warum sie nicht einmahl mittelbare (ein componiertes nomen voraussetzende) verbindung des schwachen gerne sieht, muss in der natur des verbums überhaupt gesucht werden. Sein ganzes wesen ist thätigkeit, entgegengesetzt der ruhe des nomens. Bei dem nomen soll eben die composition bleibende zustände im ausdrucke fesseln. Das verbum, nach zeit und modus regsam und bewegt, übt einen viel zu manigfaltigen einfluss auf das nomen aus, als dass er nicht durch zusammensetzungen sollte gehemmt werden. Es will bestimmte casus

* Gramm. Gespr.: Die Wortbildung.
** Dieselben sind nicht etwa aus der Zusammensetzung des Verbums mit dem Substantivum hervorgegangen, sondern sie sind von zusammengesetzten Substantiven abgeleitet. (Vgl. Grimm II, 572.)
*** Grimm II, 577.

regieren, die vage allgemeinheit substantivischer composition sagt ihm nicht zu."

Was von dem Verbum im Allgemeinen gilt, erstreckt sich jedoch nicht in gleicher Weise auf alle Formen desselben. So vereinigt sich das Participium, das seinem Wesen nach dem Adjectivum näher steht, als dem Verbum, gerne mit dem Substantivum und dem Adverbium, und gerade diese Zusammensetzungen gehören mit zu den schönsten und wirksamsten, da sie dem Ausdrucke sinnliche Kraft und Anschaulichkeit zu verleihen im Stande sind. Von diesen Participien gilt so recht, was Jean Paul* von den Adjectiven sagt, mit denen sie ja der Function nach auf gleicher Stufe stehen: „Die Beiwörter, die echten und sinnlichen, sind Gaben des Genius; nur in dessen Geisterstunde und Geistertage fället ihre Säe- und Blütenzeit." Klopstock gebraucht participiale Zusammensetzungen mit einer Vorliebe, dass man sie mit zu den charakteristischen Erscheinungen seiner Sprache zählen kann. Ich will hier einige anführen.

a. Zusammensetzung des Part. Praes. mit dem Subst.

allmachttragend (M. I. G. 334. V.).
bahnvernichtend (O. 81. Die Kunst Tialfs. 20, 1).
blutathmend (M. IV. G. 182. V.).
dankweinend (M. XIX. G. 386. V.).
erdekriechend (M. VI. G. 386. V.).
erndtesinnend (M. XV. G. 583. V.).
ewigkeitwählend (M. XV. G. 667. V.).
flammenverkündend (O. 83. Hermann. 23, 3).
gebeindeckend (O. 50. Die Gestirne. 15, 2).
gedankenstützend (M. XV. G. 491. V.).
geheimnissverhüllend (O. 45. Die Glückseligkeit Aller. 22, 4).
glanzverbergend (M. XIV. G. 3. V.).
götterträumend (M. II. G. 180. V.).
grabverlangend (M. IX. G. 392. V.).
himmelglänzend (M. IX. G. 512. V.).
himmelstürzend (M. XIV. G. 667. V.).
himmelstützend (M. V. G. 329. V.).

* Jean Paul, Vorschule der Aesthetik.

jammerhallend (M. IX. G. 509. V.).
jochbelastend (O. 212. Die Aufschriften. 7, 2).
kenntnissdurstend (O. 125. Die Verwandelten. 6, 3).
kronentragend (O. 112. An den Kaiser. 8, 1).
lebenathmend (M. VIII. G. 178. V.).
lebenblickend (O. 204. Die Erscheinende. 5, 3).
lebenduftend (M. I. G. 489. V.).
lebenschattend (M. XIX. G. 545. V.).
luftausgiessend (M. XVI. G. 24. V.).
pfadverlierend (O. 87. Die Rosstrappe. 1, 4).
schauerfüllend (M. XV. G. 1372. V.).
schicksalenthüllend (M. I. G. 189. V.).
schicksalentscheidend (M. XVI. G. 210. V.).
schicksalverwünschend (M. XVI. G. 315. V.).
schreckenblickend (O. 165. Die Mutter, und die Tochter. 4, 3).
schreckenerschaffend (M. X. G. 16. V.).
schreckenrauschend (O. 182. Die Lerche, und die Nachtigall. 19).
schreckentragend (M. XVIII. G. 187. V.).
seelenverwandelnd (M. XV. G. 293. V.).
strahlenwerfend (M. VIII. G. 23. V.).
sündeversöhnend (M. IX. G. 515. V.).
tanzbeginnend (M. XX. G. 499. V.).
thränenblutend (M. XII. G. 226. V.).
toderbend (M. XX. G. 623. V.).
volkschmeichelnd (H. Schl. 9. Sc.).
waldumwälzend (M. XI. G. 162. V.).
wehmuthtönend (M. XII. G. 387. V.).
wolkenerreichend (M. XI. G. 882. V.).
zornentflammend, das Zornentflammende (O. 102. Die Ankläger. 1, 1).
zukunftwiehernd (O. 87. Die Rosstrappe. 4, 4).

Zusammensetzung des Part. Praes. mit dem Adverbium.

Das Bestimmungswort, das zu dem Part. tritt, ist ein Adjectiv, wird aber durch das Verhältnis, in dem es zu dem Verbum steht, zu einem Adverbium.

dumpferschütternd (M. XV. G. 377. V.).

fernersterbend (M. XIII. G. 539. V.).
fernnachahmend (M. IX. G. 488. V.).
freudigschauernd (M. XI. G. 552. V.).
freudigstaunend (M. XI. G. 1233. V.).
freudigzitternd (M. X. G. 241. V.).
früherleuchtend (M. X. G. 887. V.).
frühwegblühend (M. XV. G. 128. V.).
fürchterlichlachend (M. XIII. G. 975. V.).
göttlichglaubend (M. XI. G. 576. V.).
göttlichstrahlend (M. VIII. G. 322. V.).
göttlichzürnend (M. IV. G. 218. V.).
halbkreisend (O. 61. Der Eislauf. 10, 2).
heissblutend (M. XX. G. 23. V.).
heisstheilnehmend (O. 174. Mein Thal. 2).
hocheilend (M. VIII. G. 395. V.).
hochgebietend (M. IV. G. 1216. V.).
hochreitend (O. 99. Die Krieger. 4, 3).
kaltverachtend (O. 96. Der Denkstein. 5, 3).
langsamstarrend (M. II. G. 127. V.).
lautdonnernd (M. XX. G. 53. V.).
lautfeyrend (M. IV. G. 159. V.).
lautwirbelnd (O. 131. Das Gehör. 15).
leichthinspielend (O. 107. Unterricht. 1, 2).
leichtschimmernd (M. II. G. 68. V.).
schnellabmähend (O. 178. Die Vergeltung. 45).
schnellherschmetternd (M. XIII. G. 938. V.).
schwerduftend (M. VI. G. 161. V.).
stillbetäubend (M. I. G. 152. V.).
süssüberredend (M. XV. G. 1090. V.).
tieferzitternd (M. V. G. 324. V.).
überschwenglichtröstend (M. XIV. G. 403. V.).
weitauskreisend (O. 81. Die Kunst Tialfs. 23, 1).
weitflammend (M. X. G. 1027. V.).
weithinbebend (M. X. G. 18. V.).
weitrauschend (O. 53. Aganippe und Phiala. 5, 1).
weitschmetternd (M. IX. G. 751. V.).
weitvorquellend (M. IX. G. 757. V.).
zartaufblühend (M. IV. G. 682. V.).

Wie zwei Adjectiva zu einem Worte vereinigt werden, so setzt Klopstock selbst zwei Participien zusammen.* Für diese Art der Zusammensetzung habe ich jedoch nur zwei Beispiele gefunden:

lächelndbrechend (M. V. G. 93. V. — XV. G. 465. V.).
wankendströmend (M. XIII. G. 576. V.).

Zusammensetzung des Part. Praet. mit dem Substantivum.

Die Zusammensetzung des Substantivums mit dem Part. Praet. gehörte bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts zu den Seltenheiten unserer Sprache. Adelung erhob noch gegen diese Participien, wenige ausgenommen, seine Stimme, — und doch gehören sie jetzt zu den gewöhnlichen Erscheinungen. Dies verdanken wir nun hauptsächlich mit Klopstock, der durch sein Beispiel zur Einführung derselben viel beigetragen hat.

aschebedeckt (M. XI. G. 1488. V.).
blüthenumduftet (M. XVII. G. 694. V.).
donnergesplittert (M. III. G. 619. V.).
elendbeseeligt (M. XV. G. 934. V.).
fesselbeladen (M. XVI. G. 440. V.).
fluchbelastet (M. XVIII. G. 161. V.).
fluchentlastet (M. XIX. G. 1005. V.).
gemäldebehangen (O. 87. Die Rosstrappe. 14, 4).
gerichtbelastet (M. IX. G. 499. V.).
heilerfüllt (M. XI. G. 896. V.).
jammerbelastet (M. XII. G. 806. V.).
jochbeladen (O. 112. An den Kaiser. 1, 3).
kettenumrasselt (O. 164. Das Denkmal. 5, 4).
liedergeführt (O. 82. Der Hügel, und der Hain. 14, 3).
lorberumschattet (H. u. d. F. 1. Sc.).
mondumwimmelt (M. I. G. 646. V.).
nachtbelastet (M. IX. G. 546. V.).
palmenbewunden (M. XV. G. 1009. V.).
purpurbemäntelt (O. 112. An den Kaiser. 8, 2).
qualbelastet (M. X. G. 150. V.).
ruinentflohen (O. 59. Sponda. 4, 2).
schattenumhüllt (O. 99. Die Krieger. 1, 2).
silberbereift (O. 81. Die Kunst Tialfs. 24, 1).

* In den grammatischen Gesprächen erscheint sogar: lispl-zischeln.

thatenumgeben (O. 84. Mein Vaterland. 1, 3).
tonbeseelt (O. 72. Der Bach. 2, 3).
waffenberaubt (M. XX. G. 416. V.).
weisheitverlassen (M. XI. G. 865. V.).
weltentfernt (M. X. G. 331. V.).
wolkenbeladen (M. XVI. G. 690. V.).
wonnebetäubt (H. T. 17. Sc.).

Zusammensetzung des Part. Praet. mit dem Adverbium.

bangzerrungen (M. IV. G. 315. V.).
blutiggeröthet (M. X. G. 1004. V.).
dickgewölkt (M. XVI. G. 673. V.).
ersterkohren (M. XIV. G. 1380. V.).
ewigerlöst (M. XI. G. 136. V.).
festeingezogen (H. Schl. 11. Sc.).
feuriggeflügelt (M. XIX. G. 195. V.).
finsterverwachsen (M. II. G. 102. V.).
freudigerschrocken (M. XIV. G. 694., 1303. V.).
frohbegeistert (M. XI. G. 1179. V.).
halbgeheitert (M. XIX. G. 1003. V.).
heiliggefaltet (M. V. G. 733. V.).
hellbeblüthet (O. 199. Winterfreuden. 19).
hochgefaltet (M. XVI. G. 352. V.).
langbestrahlt (M. XVII. G. 115. V.).
leichtumkränzt (M. V. G. 169. V.).
neugestaltet (O. 147. Der Freyheitskrieg. 35).
neuvergöttert (M. II. G. 591. V.).
sanfterschüttert (M. XIX. G. 416. V.).
schnellgetödtet (M. X. G. 259. V.).
schwarzbehautet (O. 165. Die Mutter, und die Tochter. 4, 2).
vielbesaitet (M. XVI. G. 332. V.).
vielgefärbt (Sal. 2. H. 3. A.).
weichgelockt (H. T. 18. Sc.).
weichverbreitet (M. III. G. 520. V.).
weiteröffnet (M. VII. G. 172. V.).
zorniggeflügelt (M. IV. G. 111. V.).

Die grosse Anzahl der participialen Zusammensetzungen lässt schon erkennen, dass Klopstock die Adjectivform des Verbums gerne ge-

braucht. Hören wir ihn nun selbst, wie er sich in den grammatischen Gesprächen über „das Wechselwort"* ausspricht:

„Wechselw. Mit deiner alten Grille. Lass mich seyn, was ich bin! Ich bin bald diess Wort, bald ein anderes, indem ich mich immer der Zeit zugleich anschmiege, und Handlung oder Wirkung ausdrücke. Ich bin Nebenwort: Eilend kam; bin Beiwort: der Liebende Freund, die Verlorne Freundin, der Auszusöhnende Feind; ich bin auch Benennung: der Liebende, die Verlorne, der Auszusöhnende. . . . Nenne mich wie du willst, mir ist es genung, dass der Ausdruck, welchen ich habe, der Sprache, besonders in dem Munde der Dichtkunst, unentbehrlich ist."

Und an einer späteren Stelle heisst es: „Fürwort. . . . Der Charakter des Wechselworts bestehet darin, dass es sich verwandelt. Es ist nicht damit zufrieden, bloss Nebenwort zu seyn. Es gleicht dem Meergotte der Fabel.

Erstlich ward er ein Leu mit fürchterlich wallender Mähne,
Floss dann als Wasser dahin, und rauscht' als Baum in den Wolken.

Zeitw. Mich wundert, dass du an Homer genung hast, und nicht auch mit Empedokles sagst:

Jüngling war er jetzt, war jetzo Mädchen, dann Staude,
Vogel darauf, und glänzender Fisch.

Wechselw. Ich liebe diese Dichter. Ja, ja, es ist wahr, ich bin der tiefsinnigste Gedanke der Sprache! Nur nach meiner Geburt rief sie aus: Erfunden!"

Den grössten Reichthum an Participien weisen die alten klassischen Sprachen auf. „Die Neueren** stehen in ihrer erbärmlichen Participien-Dürftigkeit gegen die Römer als Hausarme da, gegen die Griechen gar als Strassenbettler."

Klopstock suchte der deutschen Sprache, an der er mit ganzer Liebe und Begeisterung hieng, die participiale Kürze, die gewiss ein Vorzug jener alten Sprachen ist, zuzuwenden. Allerdings ist er hiebei mitunter über das richtige Mass hinausgegangen, und hat durch Häufung der Participien*** ihre Wirkung oft selbst abgeschwächt; nichts-

* Gramm. Gespr.: Die Wortbildung.
** Jean Paul, Vorschule der Aesthetik.
*** Z. B. O. 108. Mehr Unterricht, 8. Str.:

Doch weg den Blick! Iduna, geführt von mir,
Bestraft, gestreichelt, heftiger angeredt,
Dann leiser, sanfter, steht dem Schusse
Zwar nicht mit Ruh, doch den Dampf beschnaubt sie.

destoweniger verdient sein Streben,* dieser Form des Verbums in unserer Sprache eine freiere Bewegung zu verschaffen, Anerkennung. Welche Wirkung sich an den rechten Gebrauch derselben knüpft, können wir an Goethe ersehen, dessen Sprache gewiss nicht arm an Participien ist.

Klopstock gebraucht die Participien, besonders die Part. Praes. gerne als Substantiva. Das Part. behält die Bedeutung der Handlung bei, wodurch die Vorstellung lebhafter und sinnlicher wird; er wählt deshalb oft das Part., trotzdem die Sprache für den betreffenden Begriff ein Substantivum hat. Manchmal gab wohl das Metrum Anlass dazu; doch erstreckt sich diese Gebrauchsweise auch auf Fälle, bei denen metrische Rücksichten nicht im Spiele waren.

Die Auferstehenden (M. XII. G. 648. V.).
die Begleitenden (O. 81. Die Kunst Tialfs. 14, 3).
Bemerkende, Plur. (O. 161. Die Trümmern. 7).
die Betenden (M. IV. G. 1130. V.).
die Bewohnenden (O. 206. Die Wissbegierde. 2, 1).
der Blutende (M. VIII. G. 110. V.).
der Büssende (M. XIX. G. 86. V.).
die Dankenden (M. IV. G. 170. V.).
die Denkenden (O. 212. Die Aufschriften. 3, 2).
die Dichtenden (O. 55. Kaiser Heinrich. 5, 4).
der Duldende (M. XIII. G. 232. V.).
der Dürstende (O. 137. Psalm. 39).
der Eilende (M. I. G. 618. V.).
der Empörende (M. XX. G. 941. V.).
der Erbarmende (M. XV. G. 444. V.).
der Erlösende (M. I. G. 410. V.).
der Erntende (O. 108. Friederich, Kronprinz von Dänemark. 24).
die Erscheinenden (M. XV. G. 1374. V.).
die Erwachenden (O. 185. Das verlängerte Leben. 16).
der Erwartende (M. XI. G. 644. V.).
der Fälschende (Ep. 61. Vorlesung der Henriade. 2).
die Fehlenden (H. T. 15. Sc.).
Feyrende (M. XVI. G. 380. V.).

* Klopstock wünscht auch, dass das Participium sich in der ungebundenen Rede mehr einbürgere: „Die deutsche Sprache ist bey dem Gebrauche des Wechselwortes zu enthaltsam.“ (Gr. Gespr. Die Kühr.)

die Fliehenden (H. u. d. F. 5. Sc.).
der Forschende (M. XI. G. 1193. V.).
Fühlende (O. 200. Sie. 3, 1).
Gähnender (Ep. 33. Der Unschuldige. 8).
der Gebende (M. XII. G. 229. V.).
die Gebietenden (O. 202. Die öffentliche Meinung. 5, 1).
das Geschehende (M. XI. G. 527. V.).
die Glaubenden (M. XIV. G. 1144. V.).
der Glühende (Sal. 2. Handl. 3. Auftr.).
die Handelnden (O. 164. Das Denkmal. 3, 2).
die Heilenden (O. 199. Winterfreuden. 3).
Herrschende (O. 124. Delphi. 26, 2).
die Hörenden (O. 181. Klage eines Gedichts. 20).
der Kämpfende (G. L. 2. Th. Einsegnung eines Sterbenden. 7, 5).
die Kennenden = Kenner (O. 204. Die Erscheinende. 2, 1).
die Klagenden (M. XI. G. 1091. V.).
die Kommenden (Sal. 4. Handl. 5. Auftr.).
die Lebenden (M. VI. G. 199. V.).
die Lehrenden (Ep. 101. Gründlichkeit. 4).
die Leidenden (M. VII. G. 445. V.).
der Liebende (O. 154. Der Erobrungskrieg. 1).
der Mahlende (O. 195. Die Jüngste. 3, 3).
der Rächende (M. IX. G. 664. V.).
ein Rasender (O. 135. Der Gottesleugner. 3, 2).
Raubende, Plur. (O. 205. Auch die Nachwelt. 2, 1).
der Rettende (O. 46. Die Genesung des Königs. 2, 4).
der Richtende (M. I. G. 402. V.).
der Ringende (G. L. 2. Th. Weyhnachtslied. 5, 1).
der Schaffende (O. 41. Dem Allgegenwärtigen. 22, 2).
der Schauende (O. 204. Die Erscheinende. 2, 1).
der Schirmende (O. An den Erlöser. 52).
die Schlafenden (M. VII. G. 836. V.).
der Schleifende (O. 178. Die Vergeltung. 57).
der Schlummernde (M. XI. G. 189. V.).
der Schwatzende (Ep. 110. Der Ruf und die Ehre. 1).
die Schweigende (O. 128. Die Vortrefflichkeit. 20).
der Segnende (M. I. G. 78. V.).
Sehende, Plur. (O. 160. Hermann aus Walhalla. 3).

der Siegende (O. 124. Delphi. 31, 4).
die Sterbenden (O. 160. Hermann aus Walhalla. 23).
der Steurende (H. T. 17. Sc.).
der Söhnende (M. I. G. 512. V.).
der Strafende (M. II. G. 588. V.).
Streitende, Plur. (O. 207. An die Dichter meiner Zeit. 7, 4).
Suchende, Plur. (O. 89. Der Unterschied. 7, 4).
die Tanzenden (O. 178. Die Vergeltung. 44).
Träumende (M. XVII. G. 21. V.).
die Trauernden (O. 175. Die Bestattung. 13).
Tröstender (G. L. 1. Th. Gott dem heiligen Geiste. 40).
Trügende Pl. (O. 202. Die öffentliche Meinung. 2, 1).
der Ueberwindende (M. X. G. 146. V.).
der Unterscheidende (Ep. 37. Der Unterscheidende).
die Verfolgenden (M. IV. G. 880. V.).
der Vergeltende (M. XII. G. 180. V.).
der Versöhnende (M. VII. G. 55. V.).
der Verwesende (M. XX. G. 894. V.).
die Verwünschenden (O. 159. Das Neue. 15. V.).
ein Verzweifelnder (M. VI. G. 540. V.).
der Wählende (O. 157. Die Denkzeiten. 21).
ein Wandelnder (M. XIII. G. 994. V.).
die Wegtragenden (H. T. 19. Sc.).
der Weichende (G. L. 2. Th. Der Kampf der Glaubenden. 1, 5).
die Weinenden (M. XII. G. 301. V.).
der Wünschende (O. 146. An Cramer, den Franken. 27).
die Wütenden (O. 151. An La Rochefoucauld's Schatten. 34).
Zagende (O. 131. Das Gehör. 14).
der Zaubernde (O. 67. Braga. 15, 3).
die Zürnende (O. 81. Die Kunst Tialfs. 4, 4).
die Zweifelnden (M. VII. G. 654. V.).

Das vorangehende Verzeichnis weist bloss einfache oder mit Partikeln zusammengesetzte Participien auf; es finden sich aber auch solche, deren Bestimmungswort ein Begriffswort ist, z. B.

Der Ewiglebende (M. XIII. G. 567. V.).
Heilerbende (M. XX. G. 719. V.).
Schnellsterbende (M. XIV. G. 4. V.).

Im Anschlusse an das Gesagte will ich hier noch auf einige Gebrauchsweisen des Part. bei unserem Dichter aufmerksam machen. Klopstock lässt, wie dies im Lateinischen geschieht, bei dem Participium das Pronomen meistens weg, z. B.

O. 2. Wingolf. 1. L. 14, 1:

Wohin beschworst du, Dichter, den Folgenden? d. h. mich, der ich folge.

O. 186. Aus der Vorzeit. 18:

. . . . Sie gab zuletzt
Alle Finger dem flehenden.

Und in derselben Ode V. 14:

Schlank ist dein Wuchs, und leicht
Senket der Tritt sich der gehenden.

O. 164. Das Denkmal. 3, 4:

Eilet denn, thut die Folg' uns kund der Vereinung! lindert,
Löschet der harrenden heissen Durst.
(d. h. unsern heissen Durst, die wir harren).

O. 199. Winterfreuden. 26:

Ach einst wurdest du mir, Kothurn, zum tragischen! führtest
Mich auf jüngeres Eis, welches dem eilenden brach.

O. 208. Der Segen. 9, 4:

In der Wonne und der Wehmut sank ich beynah;
Aber sie wäre ja mitgesunken:
Diess nur hielt den erschütterten.

Vgl. M. III. G. 735. V. — X. G. 14. V. — XI. G. 1177. V. — XII. G. 356. u. a. a. O.

Bisweilen setzt er jedoch das Pronomen, z. B.

O. 97. Die Erscheinung. 33:

Aber wie, wenn ich zu dir,
Todt nun, komme, Schreckengestalt dir,
Der Bebenden erscheine.

M. XIV. G. 184. V.:

. . . Himmlische Tröstung
Hättest du, Bothe des Herrn, wärst du wahrhaftig erschienen,
Mir dem leidenden zugerufen!

M. XV. G. 701. V.:

Sey auch jetzo, wie oft du schon warst, mir geängsteten Zuflucht!

Sal. 4. Handl. 4. Auftr.:

Nathan. Mein König, und mein Herr! sie haben
Mich Sterbenden zu dir heraufgebracht.

Klopstock gebraucht das Part. Praet. oft in einer Weise, die an den lateinischen Ablativus absolutus erinnert. „Es ist* noch in der heutigen sprache ganz gewöhnlich praepositionen mit part. und subst. zu verknüpfen, woraus redensarten entspringen, die dem gehalt absoluter participien nahe kommen, und doch etwas anders sind, sie gebrauchen ihr part. attributiv, und lassen allen nachdruck auf praep. und nomen fallen.“

O. 24. Dem Erlöser. 11, 1:

> Doch lass mich leben, dass am erreichten Ziel
> Ich sterbe!

O. 3. An Giseke. 27:

> Giseke, sag' ihm alsdann, nach drey genossenen Tagen,
> Dass ich ihn liebe, wie du!

O. 177. Die Rathgeberin. 3, 3: auf dem** erstiegenen fernen Gipfel.

G. L. 1. Th. Die Auferstehung. Mel. Eine feste Burg ist unser Gott. 1, 3: nach vollbrachter Zeit.

M. I. G. 17. V.: mit verziehenem Straucheln.

In demselben Gesange 440. V. und X. G. 983. V.: nach vollbrachtem Gericht.

M. VII. G. 218. V.: mit feinerm — Und geschreckterem Ohr.

In demselben Gesange V. 265: nach durchwachter, einsamer Nacht;

V. 494: mit weggewendetem Antlitz;

V. 599: mit oftgewarnter Verblendung.

H. T. 14. Sc.: nach verschwundenem Triumphe;

19. Sc.: nach geendigter Anklage;

in derselben Sc.: nach gefasstem Entschlusse.

Klopstock bedient sich auch des sogenannten Part. Fut., wenn auch im Vergleich mit den beiden anderen Participien nur selten. Die Verba, von denen es gebildet wird, sind mit Vorsilben zusammengesetzt.***

---

* Grimm, Deutsche Gramm. IV. Band. S. 918.

** Nach Grimm dürfen diese Redensarten keinen Artikel bei sich haben, da dieser dem Participium eine lebendigere Beziehung verschaffen würde, als ihm in diesen Phrasen zukommt. Doch findet sich der Artikel vereinzelt selbst bei Goethe.

*** Gr. Gespr. Die Kühr: Was unsre Sache betrifft, so habe ich nur noch zu erinnern, dass man das Wechselwort der künftigen Zeit am besten

M. I. G. 202. V.: Lange, nicht auszusehende Weg'.
M. I. G. 404. V.: Der Auszusöhnende; kommt oft vor.
M. IV. G. 132. V.: Dein bald zu vergiessendes Blut.
M. X. G. 895. V.: Der anzubetende Schöpfer.
M. XIV. G. 878. V.: Unauszuforschender Herrscher.
H. Schl. 11. Sc.: Künftige unzuvertilgende Legionen.

Bisweilen wird das Part. für das Adjectiv gesetzt, z. B.
blutende Thränen (M. V. G. 699. V.).
schreckende Halleluja (M. XIII. G. 103. V.).
glaubender Muth (M. XIV. G. 480. V.).
taugende Männer (M. XVI. G. 354. V.).*

Das Part. kann auch als nähere Bestimmung zu einem Verbum hinzutreten, wodurch es die Bedeutung eines Adverbs erhält, z. B.
O. 10. Bardale. 14, 1: Ist das Liebe, was dir eilend** vom Auge rinnt?
M. XI. G. 38. V.: eilender drehten die Sonnen sich.
M. XI. G. 1. V.: Wenn ich nicht zu sinkend den Flug der Religion flog.***

Von der Steigerung der Part. gilt das Gleiche, was über dieselbe bei dem Adj. gesagt wurde.

Nach dieser kleinen Excursion, die hier angezeigt schien, kehren wir nun wieder zu der Zusammensetzung zurück. Es wurde bei dem Participium hervorgehoben, dass sich dasselbe wegen seiner adjectivischen Natur für die Zusammensetzung mit Begriffswörtern besonders eigne. Eine ähnliche Neigung zu Zusammensetzungen, wenn auch nicht in so hohem Grade, hat auch der Infinitiv, der seinem ganzen Wesen nach dem Substantivum sich nähert. † Der gewöhnliche Fall, welcher selbst in der gemeinen Rede oft vorkommt, ist der, dass der Inf. mit dem von ihm regierten Accus. zu einem Subst. verwächst, z. B.

---

da braucht, wo man z. E. statt das zu schlichtende, das abzuthuende sagen kann.

* Gelehrtenrep.: nachgebend (= nachgiebig); Gramm. Gespr.: zudringend (= zudringlich).

** Auch Gottsched tritt in seiner deutschen Sprachkunst (S. 460, § 2) für das Part. ein: „er kam eilend: dafür einige hernach eilends gesaget haben, als ob es ein Nebenwort wäre."

*** Briefe: unaufhörend (= unaufhörlich, Br. 125), anhaltend (Br. 125).

† Grimm Gramm. II. Band. S. 587: Dem infinitiv seiner substantivischen, wie den participien ihrer adjectivischen natur halben, muss diese zusammensetzung zuerkannt werden. Doch will ich lange nicht aus jedem gangbaren compos. mit participien auf analoge mit dem inf. schliessen.

Das Abschiednehmen (M. IV. G. 1121. V.).

Auch der Genetiv vereinigt sich leicht mit dem Inf., von dem er regiert wird, zu einem Worte.

das Frühlingslächeln (M. II. G. 81. V.).

das Frühlingssäuseln (O. 115. Mein Wissen. 2, 3).

das Posaunrufen (M. XX. G. 231. V.).

das Todtenverstummen (M. XII. G. 227. V.).

M. XX. G. 955—958. V.:

Wehklagen, und bang Seufzen vom Graunthale des Abgrunds her,
Sturmheulen, und Sturmbrüllen, und Felskrachen, das laut niederstürzt',
Und Wuthschreyn, und Rachausrufen, erscholl dumpf auf!

Anknüpfend an diese Zusammensetzungen, will ich hier eine Bemerkung über den Infinitiv im Allgemeinen machen. Klopstock gebrauchte anfangs die Infinitive einfacher und zusammengesetzter Verba gerne in substantivischer Weise.

das Aushalten (H. Schl. 5. Sc.).

das Entgegengehn (O. 2. Wingolf. 1. L. 6, 2).

das Erseufzen (M. XV. G. 244. V.).

das Erwachen (M. XII. G. 211. V.).

das Glänzen (M. I. G. 174. und 331. V.).

das Greifen (M. XVI. G. 696. V.).

das Herüberschauen (M. XVI. G. 494. V.).

das Hinüberwallen (M. XII. G. 346. V.).

das Irren (M. XV. G. 101. V.).

das Jammern (M. XI. G. 1353. V.).

das Mitleiden (D. T. A. 1. Handl. 6. Auftr.).

das Mühen (M. XI. G. 1506. V.).

das Schlummern (M. XI. G. 1420. V.).

das Schonen (H. Schl. 11. Sc.).

das Schweben (M. XII. G. 211. V.).

das Trauren (H. Schl. 11. Sc.).

das Umschaun (M. XVIII. G. 188. V.).

das Wallen (M. XI. G. 374. V.).

das Zweifeln (M. XV. G. 304. V.).

Später kam er jedoch von seiner Vorliebe für die Substantivform des Verbums ganz ab. „Erlaube* mir immer, mich auch um das Verschiedene in den Wortarten zu bekümmern. Wie nothwendig dieses

* Gramm. Gespr. Die Kühr.

sey, bemerkest du besonders auch dann, wenn du dir den nicht kleinen Unterschied denkest, der z. E. zwischen Das Trösten, und Der Trost ist. Das Trösten ist kälter, als Der Trost. Wenn du dir andere solche Benennungen, wie Das Trösten denkst, so siehst du, dass du durch sie auch herabsetzen, und auch wohl spotten kannst."

In den vorangehenden Abschnitten wurde hauptsächlich auf den Wortreichthum Rücksicht genommen; Bemerkungen über besondere Eigenthümlichkeiten wurden nur nebenbei, wenn sich eine passende Gelegenheit ergab, gemacht. Will man aber halbwegs ein klares Bild von dem Verbum in Klopstock's Sprache bekommen, so ist es nothwendig, noch einige Gebrauchsweisen desselben kennen zu lernen.

1. Einfache Verba statt zusammengesetzter.

Wir haben bei der Zusammensetzung gesehen, dass sich das Verbum leicht und gerne mit dem Formworte vereinigt.

Das zusammengesetzte Verbum ist in besonderem Grade geeignet, die feinsten Beziehungen des Gedankens zum Ausdrucke zu bringen; indessen wird auch die Kürze und die Frische, die in dem einfachen Verbum liegt, in Fällen, in denen keine Dunkelheit zu befürchten ist, ihre Wirkung nicht verfehlen. Goethe, dessen Sprache eine unvergängliche Jugendfrische und Schönheit ziert, bevorzugte das einfache Wort, und diese Vorliebe beschränkte sich nicht auf das Verbum allein, sondern erstreckte sich auch auf das Substantivum und Adjectivum.

Auch Klopstock wählt gerne einfache Verba und zieht sie, so oft es angeht, zusammengesetzten vor.

anschaffen = anerschaffen (M. II. G. 242. V.).
antworten = beantw. (Sal. 4. Handl. 8. Auftr.).
auskiesen = auserk. (O. 184. Der Nachahmer, und der Erfinder. 12).
bereiten sich = sich vorb. (O. 41. Dem Allgegenwärtigen. 14, 2).
bleiben = zurückbl. (O. 199. Winterfreuden. 8).
breiten sich = sich ausbr. (M. VIII. G. 546. V.).
decken = bed. (O. 208. Der Segen. 2, 1).
einen = vereinen (O. 207. An die Dichter meiner Zeit. 8, 1).
engen = einengen (O. 87. Die Rosstrappe. 1, 2).
ewigen = verewigen (O. 161. Die Trümmern. 12).
fehlen = verf. (M. XIV. G. 69. V.).
fernen sich = sich entf. (O. 168. Das Grab. 19).

festigen = bef. (O. 128. Die Vortrefflichkeit. 24).
finstern = verf. (O. 214. Die Unvergessliche. 5, 2).
freuen = erfr. (O. 179. Die Musik. 12).
freyen = befr. (M. XI. G. 492. V.).
gegenwärtigen = verg. (O. 89. Der Unterschied. 3, 3).
gesellen = zug. (O. 1. Der Lehrling der Griechen. 33).
giessen sich = sich erg. (O. 224. Die höheren Stufen. 4, 2).
gleichen = vergl. (O. 10. Bardale. 11, 1).
graben = eingr. (O. 106. Ihr Tod. 1, 3).
gränzen = begr. (O. 124. Delphi. 23, 1).
hallen = wiederh. (M. XV. G. 768. V.).
halten = inneh. (M. XVI. G. 445. V.);
= zurückh. (M. XIV. G. 656. V.).
härten = verh. (H. u. d. F. 9. Sc.).
heben = erh. (O. 2. Wing. 6. L. 7, 3).
heitern = erh. (O. 23. Der Verwandelte. 7, 3).
hellen = erh. (O. 86. Der Kamin. 7).
jauchzen = zuj. (M. IV. G. 431. V.).
kehren = zurückk. (O. 212. Die Aufschriften. 7, 4).
kennen sich = sich erk. (M. II. G. 663. V.).
kiesen = erk. (M. I. G. 498. V.).
klagen = bekl. (H. u. d. F. 4. Sc.).
kommen = entk. (H. u. d. F. 6. Sc.).
kräftigen = bekr. (G. L. 2. Th. Dem Erlöser. 4, 1).
kränzen = bekr. (M. XVI. G. 380. V.).
kürzen = verk. (M. XI. G. 1396. V.).
lächeln = zul. (M. XIX. G. 512. V.).
lassen = hinterl. (M. XIX. G. 724. V.);
= überl. (O. 205. Auch die Nachwelt. 9, 1);
= verl. (O. 55. Kaiser Heinrich. 7, 2).
lasten = bel. (O. 154. Der Erobrungskrieg. 14).
legen = zusammenl. (M. XIV. G. 76. V.).
leugnen = verl. (M. IV. G. 12. V.).
lohnen = bel. (M. IV. G. 115. V.).
mehren = verm. (M. VII. G. 623. V.).
mindern = verm. (O. 146. An Cramer, den Franken. 28).
nehmen = aufn. (O. 6. An Ebert. 79).
neiden = ben. (O. 67. Braga. 4, 1).

quellen = hervorqu. (O. 43. Die Frühlingsfeyer. 5, 3).
rathschlagen = ber. (H. Schl. 11. Sc.).
rosten = verr. (O. 178. Die Vergeltung. 49).
rüsten = ausr. (M. I. G. 13. V.).
schallen = ersch. (O. 46. Die Genesung des Königs. 6, 1).
scheuchen = versch. (O. 105. Die Verkennung. 5, 4).
schneiden = abschn. (H. Schl. 2. Sc.).
schuldigen = besch. (M. XX. G. 946. V.).
schwingen = emporschw. (O. 39. Für den König. 7, 4).
sehen = ans. (O. 1. Der Lehrling der Griechen. 2).
singen = bes. (O. 2. Wing. 1. L. 1, 3).
sparen = aufsp. (H. u. d. F. 8. Sc.).
sprechen = bespr. (H. u. d. F. 9. Sc.).
starren = erst. (O. 173. Der Kapwein, und der Johannes berger. 48).
steigen = anst. (M. IV. G. 1334. V.);
= emporst. (O. 199. Winterfreuden. 22);
= erst. (O. 19. Friedrich der Fünfte. 12, 2).
streiten = bestr. (H. Schl. 13. Sc.).
streuen = ausstr. (O. 2. Wing. 1. L. 15, 1).
stümmeln = verst. (O. 173. Der Kapwein, und der Johannes-berger. 44).
täuben = bet. (O. 149. Die Jakobiner. 3, 1).
tilgen = vert. (M. IV. G. 58. V.).
trüben = betr. (O. 205. Auch die Nachwelt. 7, 1).
vorgehen = vorang. (O. 2. Wing. 2. L. 1, 1).
wachsen = emporw. (O. 108. Mehr Unterricht. 7, 4).
waffnen = bew. (M. VI. G. 54. V.).
wandeln = verw. (O. 84. Mein Vaterland. 17, 3).
wässern = bew. (M. III. G. 609. V.).
wecken = auferw. (M. IV. G. 1221. V.).
weigern = verw. (O. 203. Freude und Leid. 3, 2).
weilen = verw. (O. 188. Neuer Genuss. 7, 2).
weinen = bew. (O. 6. An Ebert. 9).
wenden = wegw. (O. 7. Salem. 71).
wirken = bew. (M. XIV. G. 1110. V.).
würgen = erw. (M. IV. G. 80. V.).
zeugen = bez. (O. 80. Unsre Sprache. 1, 3).

Wenn Klopstock bei den angeführten Beispielen durch die Weglassung von Silben und Wörtern, die das Grundwort näher bestimmen, kürzere Wortformen erzielt hat, so hat er bei einer Anzahl von Verben das Gleiche durch eine kürzere Endsilbe erreicht. Er gebraucht nämlich bei vielen Verben die Endung *en*, die in neuerer Zeit gewöhnlich in *igen* verlängert erscheint.

ängsten, geängstet (M. XIV. G. 328. V.); Zus.:
  beängsten, beängstet (M. VII. G. 541. V.).
ankünden (O. 222. Das Schweigen. 4, 2).
begnaden (M. IV. G. 917. V.);
  die Mehrbegnadeten (M. XIV. G. 1379. V.).
beschönen (O. 147. Der Freyheitskrieg. 10).
erniedern sich (O. 121. Die Rache. 6, 1).
vereinen (O. 6. An Ebert. 70).
verkünden (M. IV. G. 1090. V.).*

Auch bei einer andern Gruppe von Verben bedient sich Klopstock einer kürzern Form, als die Sprache unserer Tage: er lässt nämlich bei vielen reflexiven Verben das Pronomen, auf das die Thätigkeit des Verbums zurückgeht, weg, so dass sie als gewöhnliche transitive, oder intransitive Verba erscheinen.

ändern = sich ä. (O. 224. Die höheren Stufen. 3, 4).
bäumen, das bäumende Ross (M. IV. G. 6. V.).
bilden, der bildende Bach (H. Schl. 4. Sc.).
erinnern = sich er. (M. III. G. 320. V.).
der Empörende (M. XX. G. 941. V.).
sträuben, der sträubende Nacken (M. VII. G. 666. V.).
thürmen, als ob Felsen — Thürmten (O. 103. Verschiedne
  Zwecke. 8, 4).
wenden = sich w. (H. T. 15. Sc.).
wundern = sich w. (M. XI. G. 157. V.); Zus.:
  verwundern = sich v. (M. XVI. G. 386. V.).

Andererseits setzt wieder Klopstock bei einigen Verben das Pron. pers. und gebraucht sie als Reflexiva, die in dieser Form heutzutage nicht mehr üblich sind.

---

* Vgl. auch die verkürzten Formen: güllotienen (O. 187. Die Vergeltung. 41), — erneuen, verlängen, verneuen, verschönen, verkleinen.

sich blenden (M. XIV. G. 817. V.).
sich enden (O. 36. Furcht der Geliebten. 2, 1).
sich endigen (H. u. d. F. 5. Sc.).
sich nahen (M. I. G. 491. V.).
sich narben (O. 215. Die Sieger, und die Besiegten. 5, 1).
sich verweilen (M. II. G. 211. V.).

2. Die Rection der Verba.

Die einzelnen Casus haben von ihrer frühern Kraft, das Verhältnis, das zwischen dem Verbum und dem von ihm regierten Subst. besteht, ohne fremde Beihilfe auszudrücken, viel verloren. Diess gilt besonders von dem Genetiv und dem Dativ, die im Laufe der Zeiten bedeutend erlahmten.

Der Genetiv.

Grimm stellt zwischen dem Genetiv und dem Accusativ einen Vergleich an und äussert sich über ihr gegenseitiges Verhältnis folgendermassen:* „Der acc. zeigt die vollste, entschiedenste bewältigung eines gegenstandes durch den im verbo des satzsubjects enthaltenen begrif. geringere objectivisierung liegt in dem gen., die thätige kraft wird dabei gleichsam nur versucht und angehoben, nicht erschöpft. daher auch dieser gen. nicht, wie jener acc., umsetzbar in einen passiven nom. erscheint. der acc. drückt reine, sichere wirkungen aus, der gen. gehemmte, modificierte. in den jüngeren sprachen hat sich die rection des acc. grösstentheils erhalten, die des gen. meistens verloren und ist einer präpositionalen gewichen."

Der Genetiv ist in neuerer Zeit auf ein kleines Gebiet eingeschränkt worden: viele Verhältnisse, die früher durch diesen Casus ausgedrückt werden konnten, benöthigen jetzt Präpositionen, oder es tritt an die Stelle des Gen. der Acc. In der Poesie hat er sich in manchen Wendungen noch erhalten, bei denen er in der Prosa nicht mehr vorkommt. Es ist nur zu wünschen, dass unsere Dichter gegen eine weitere Schmälerung seiner ohnehin stark eingeschränkten Herrschaft eintreten und verhüten, dass die Flut der Präpositionen nicht auch jene Ausdrucksweisen, die ihrer zudringlichen Begleitung noch entrathen können, mit sich fortreisse.

* Grimm, IV. Bd. S. 646.

Klopstock verwertet das poetische Element, das in dem Gen. liegt, und verbindet noch viele Verba mit demselben.

achten, M. VIII. G. 319. V.: allein er achtet des Bluts nicht.

bedürfen (O. 208. Der Segen. 7, 2).

danken, Sal. 5. Handl. 11. Auftr.:

. . . die vom Herrn ihr Brodt
In ihrer Stirne Schweiss empfahn, und ihm
Des Segens danken.

freuen sich (O. 41. Dem Allgegenwärtigen. 20, 1).

geniessen, M. XV. G. 1108. V.:

Folg unsichtbar uns nach, und geneuss der Wonne, Maria,
Ihre Freuden zu sehn!

harren, M. II. G. 282. V.:

... Verkündigt der dampfende Nebel
Jene Rückkehr, welcher die Götter so lange schon harrten?

jammert es, M. XIV. G. 582. V.: Weil ihn unseres Elends jammert.

lachen, M. XI. G. 617. V.: sie lachten der Fürsten.

machen, O. 85. Vaterlandslied. 4, 4:

Mein hohes Auge blickt auf Spott,
Blickt Spott auf den,
Der Säumens macht bey dieser Wahl.

mögen, d. T. A. 2. Handl. 5. Auftr.: Ich mag deines Mitleids nicht.

narben sich, O. 215. Die Sieger, und die Besiegten. 5, 1:

... Nie narbet die Wunde sich dieses
Donners, ewig eitert sie!

schonen (O. 92. Teutone. 5, 3).

seyn. Klopstock gebraucht dieses Verbum gerne mit dem Gen.:*
O. 2. Wing. 1. L. 10, 3: Sie sind auch deutsches Stammes.
O. 39. Für den König. 9, 1: Reines Herzens, das seyn.
Ep. 71. Gleichheit und Ungleichheit. 1. und 3. V.:

Kurz sprach der Sparter, aber sanften Halles
War gleichwohl, was er sprach;

---

* Grimm. IV. 652: Bei den verbis *sein* und *werden* findet sich ein gen., den man den prädicativen nennen dürfte, weil er sich leicht in ein substantives oder adjectives prädicat auflösen lässt. 654: diese gen. werden in der jüngern sprache durch die präp. von, aus, in umschrieben, oder durch adjective ausgedrückt.

Der alte Deutsche sprach auch kurz, und rauhen Halles
War, was er sprach.

G. L. 2. Th. Der Kampf der Glaubenden. 7, 7:

O Gottes Sohn, lass du mich sein — Der Hoffnung.

H. u. d. F. 3. Sc.: Arpe. Halt Arpe nicht für deinen Feind, weil er anderes Entschlusses ist, als du.

spotten (O. 2. Wing. 1. L. 5, 3).

sterben, d. T. A. 1. Handl. 3. Auftr.: Ich sollte des Todes sterben.

suchen, Ep. 46. Der epicurische Leser. 4:

Denn des Vergnügens — Such ich.

überzeugen, M. IV. G. 411. V.: Wer kann einer Sünde mich überzeugen?

unwissend, M. IV. G. 644. V.: ... unwissend der eigenen Würde.

vergessen (O. 111. An Freund und Feind. 15, 2).

warten, O. 125. Die Verwandelten. 7, 1:

... dort wart ich
Unsres Lieblings mit dir.

wollen, in Verbindung mit der Negation nicht, O. 124. Delphi. 27, 2:

... doch geht die erhabne
Priesterin nur in der Reih mit, will des Tanzes
Nicht.

werden = zu Theil werden, O. 184. Der Nachahmer, und der Erfinder. 22:

... Viel des Genusses
Strömte dir zu: mir wurde sein auch.

Klopstock gebraucht diesen Casus oft nach Art des lateinischen Genetivus partitivus. Manchmal ist er von allgemeinen Ausdrücken, wie: wenig, viel u. s. w. abhängig, doch begegnet er auch ohne dieselben.

O. 79. Stintenburg. 9, 1: Seines Gesanges erschallet noch.

O. 81. Die Kunst Tialfs. 17, 1: Wir sangen der Eisgangslieder noch viel.

O. 84. Mein Vaterland. 13, 1: Oft nahm deiner jungen Bäume das Reich an der Rhone.

. 14, 2: Du sandtest — deiner Krieger hin.

O. 125. Die Verwandelten. 2, 1: Inselchen, ihr der schönsten.

O. 133. Die Grazien. 7, 4: ... auch sie — Bringen der Blumen dar.

O. 140. Ludewig, der Sechzehnte. 3, 2: ... damit der Saat Sie ihm streuen.

O. 176. Die Erinnrung. 2, 2: Wenig ist nur des Laubes, das fiel; noch blühn der Blumen.

O. 182. Die Lerche, und die Nachtigall. 12:

Dennoch neid ich dich; aber mein Neid ist edel und liebend,
Wünschet sich deines Gesangs.

Ep. 84. Meister und Gesell. 4: ... sein Werkchen trinkt des Stroms, und sinkt.

M. XIX. G. 298. V.: ... Sie hatten die Nacht vergebens gefischet, hatten der Speise nicht.

Sehr oft setzt Klopstock den Genetiv in absoluter Weise.

O. 15. Die Braut. 8, 4: Leises Trittes vorübergehen.

O. 18. Der Zürchersee. 7, 4:

Da, da kamest du Freude!
Volles Masses auf uns herab.

O. 19. Friedrich der Fünfte. 9, 4:

Denn er wandelt allein, ohne der Muse Lied,
Sichres Wegs zur Unsterblichkeit.

O. 20. Friedrich der Fünfte. 5:

... Leiseres Lautes
Tönte die Saite von ihm.

O. 79. Stintenburg. 6, 3: Es erscholl freudiges Klangs Braga's Lied.

O. 92. Teutone. 5, 1:

O Begeistrung! sie erhebt sich, feurigeres Blicks
Ergiesset sich ihr Auge, die Seel' in der Glut.

O. 93. Weissagung. 5, 1: Denn im Haine brauset' es her gehobnes — Halses.

O. 108. Mehr Unterricht. 1, 3:

... Sie sprang
Sonst rasches Leichtsinns über Graben.

M. I. G. 612. V.:

.... Da wälzten sich Oceane
Ringsum, langsamer Flut, zu menschenlosen Gestaden.

M. I. G. 167. V.; II. G. 377. V.; VII. G. 188. V. u. s. w.

Der Dativ.

Während der Acc. sein Object ohne Unterschied, ob es eine Person, oder eine Sache ist, als einen leidenden Gegenstand behandelt,

und „selbst die persönlichen Genetive, nur in schwächerem Grade, diesen objectiven Anflug empfangen," haftet dem Dativ immer etwas Persönliches an, was selbst bei sächlichen Subst. bemerkbar ist. Dadurch erlangt der Dat. eine besondere Bedeutung für die Sprache der Poesie, da er dem Ausdrucke eine grössere Lebendigkeit zu verleihen im Stande ist, als die anderen Casus obliqui. Wie bei dem Gen., so sind auch bei ihm in neuerer Zeit die Grenzen bedeutend enger gezogen worden; der Acc. hat sich auf seine Kosten ausgebreitet, und zu jenen Dativen, die der Sprache noch erhalten blieben, sind in vielen Fällen Präpositionen hinzugetreten.

Bei Klopstock finden wir den Dat. sehr oft; im Folgenden soll an einer grösseren Anzahl von Beispielen die Art und Weise, wie er denselben gebraucht, ersichtlich gemacht werden.

abtrocknen, O. 26. Hermann und Thusnelda. 3, 1:

> Ruh hier, dass ich den Schweiss der Stirn abtrockne,
> Und der Wange das Blut.

achten, O. 229. Klagode. 2, 2:

> ... was auch diess Leben
> Sonst für Gewinn hat, war klein dir geachtet.

aufblühen, M. XI. G. 501. V.: Und wir können noch sehn, was künftig der Ewigkeit aufblüht.

aufhorchen, M. VI. G. 293. V.:

> ... Und ist noch irgend ein grössrer,
> Heisserer Fluch, der siebenfältig Verwünschungen hinströmt,
> Dem die Mitternacht aufhorcht, ...

aufstehen, M. X. G. 417. V.:

> ... Von ihren goldenen Thronen
> Standen Engel ihr auf, da die hohe Seele zu Gott kam.

aufwachen, M. XI. G. 1240. V.: Ja bei unserm Staube, der einst der Unsterblichkeit aufwacht.

beben, M. VII. G. 15. V.: Dennoch hätt' auch dieser gebebt dem kommenden Opfer.

bemerken, O. 11. Der Abschied. 34, 2:

> ... wenn nun der Jüngling oft,
> Dir kaum bemerket, zitternd dein Auge bat.

bereiten sich, M. I. G. 443. V.:

> Meldet den Herrschern der Schöpfungen Gottes, dass sie sich der Feyrung
> Dieser erwählten geheimnissvollen Tage bereiten.

beten, M. V. G. 274. V.: Halleluja mein Schöpfer! Dir beten unsterbliche Menschen — Von der heiligen Erde!

beugen, O. 35. An Gleim. 8, 3:

Dennoch beuget, o Gleim, dir
Ihren stolzeren Nacken nicht
Deutschlands Muse!

sich beugen, M. VIII. G. 442. V.: Aller Knie beugen sich dir.

blühen, O. 2. Wing. 3. L. 5, 1:

... Da einst die beyden
Edleren Mädchen mit stolzer Grossmuth,
Euch unnachahmbar, welchen nur Schönheit blüht,
Sich in die Blumen setzten.

bücken sich, wie sich beugen gebr. (M. XX. G. 995. V.).

entgegensegnen, M. II. G. 12. V.:

.... so wollen wir dir in feyrendem Aufzug
Jauchzend mit Hallelujagesängen entgegensegnen.

entglühen, O. 103. Verschiedne Zwecke. 3, 1:

Entglüht kein Zorn dir, Dichter?

entschlafen (O. 45. Die Glückseligkeit Aller. 26, 4).

entsenken sich, O. 60. Thuiskon. 2, 1:

So entsenket die Erscheinung des Thuiskon, wie Silber stäubt
Von fallendem Gewässer, sich dem Himmel.

entstürzen (M. I. G. 154. V.).

erheben, O. 89. Der Unterschied. 2, 1:

Diesem Genuss erhebt uns beynah, wer uns darstellt.

ertönen, M. XX. G. 519. V.: Dem es laut auf den Pfaden Gottes ertönt.

erzittern (M. IV. G. 198. V.).

flehen (O. 7. Salem. 52).

fluchen (O. 83. Hermann. 13, 4).

fühlen, O. 5. Selmar und Selma. 42:

... dir alles zu sagen,
Was mein liebendes Herz, meine Selma, dir fühlt.

gebohren, O. 40. Die Genesung. 1, 2: Aber auch du der Unsterblichkeit nicht gebohren.

geschehen, M. I. G. 40. V.: Dem die Stimme geschah.

glühen (O. 10. Bardale. 8, 1).

horchen, O. 2. Wing. 5. L. 7, 3:

... Es horchen
Ihm die Bemerkungen deiner Freunde.

hören (O. 156. Die Verwandlnng. 33).

knospen, O. 133. Die Grazien. 4, 3: ... geheim knospet es dir.

lachen, O. 35. An Gleim. 4, 1: Lacht dem Jünglinge nicht.

leben (O. 11. Der Abschied. 10, 3).

lieben, O. 23. Die Verwandelte. 10, 4: Denn ich lernte die Liebe dir (= für dich).

lispeln, O. 4. Die künftige Geliebte. 40: Ein mir lispelnder Hauch.

lockern = locker werden, O. 130. Die deutsche Sprache. 2, 4: Da dir Roms steigender Wall lockert'.

lügen, M. XV. G. 627. V.: ... dem Geiste — Gottes zu lügen.

nachdenken (M. IV. G. 62. V.).

nachforschen (O. 42. Das Anschaun Gottes. 5, 1).

nachsegnen (O. 1. Der Lehrling der Griechen. 21).

nachsinnen (O. 19. Friedrich der Fünfte. 6, 1).

pflanzen, O. 84. Mein Vaterland. 11, 1: Du pflanzetest dem, der denket, und ihm, der handelt!

reifen, O. 24. Dem Erlöser. 7, 3: O du Gefilde, wo der Unsterblichkeit — Diess Leben reift.

rufen,* O. 2. Wing. 1. L. 15, 2:

> Die ganze Lenzflur streute mein Genius,
> Der unsern Freunden rufet ...

sammeln, M. I. G. 110. V.:

> ... dass schon so viele Gerechte
> Sich mir sammeln.

schaffen, O. 13. An Gott. 15, 3:

> Ganz ausgeschaffen, mir geschaffen,
> Führst du sie weg, die mein ganzes Herz liebt.

schallen (O. 134. Die deutsche Bibel. 1, 2).

schatten (O. 87. Die Rosstrappe. 8, 3).

schlagen, O. 4. Die künftige Geliebte. 74: Dessen liebendes Herz unbemerket dir schlägt.

schweigen, O. 74. Unsre Fürsten. 12, 4:

> Denn es schweigt euch in dem Haine.

* Gottsched, Deutsche Sprachk. S. 425, § 22: „Rufen fordert die 3. Endung, du hast mir gerufen.“
Klopstock verbindet es auch mit dem Acc., O. 5. Selmar und Selma. 2. V.: Wenn dein Geschick dich zuerst zu den Unsterblichen ruft.

seyn, O. 135. Der Gottesleugner. 4, 2:

> Aber ich sucht', und ich fand Entschuldigung
> Für den Feigen, der ist, und dem doch Gott nicht ist.

singen (O. 50. Die Gestirne. 2, 1).

sinken, M. VIII. G. 442. V.: ... dir sinken die Kronen — Alle!

sprechen (O. 2. Wing. 1. L. 8, 2).

stehen, O. 108. Mehr Unterricht. 8, 3:

> ... (Iduna) steht dem Schusse
> Zwar nicht mit Ruh, doch den Dampf beschnaubt sie.

strahlen, M. XI. G. 654. V.:

> ... unter den verödeten Trümmern
> Lag dess Asche, dem Gott mit sehr viel Zukunft strahlte.

stutzen (O. 78. Teone. 2, 2).

ungehört, O. 55. Kaiser Heinrich. 4, 1:

> Zur Wolke steigen, rauschen, ihm ungehört,
> Der deutschen Dichter Haine.

verbünden (O. 195. Die Jüngste. 3, 2).

vereinen (O. 129. An Giacomo Zigno. 2, 4).

vernommen, wie bemerket (M. I. G. 140. V.).

versöhnen (O. 81. Die Kunst Tialfs. 8, 2).

verstummen (M. VIII. G. 47. V.).

vorbeyfliegen, O. 61. Der Eislauf. 10, 4:

> ... nun fleug schnell mir vorbey.

vorbeygehen, O. 8. Petrarcha und Laura. 21:

> ... und mein Gespiele sonst,
> Mein geselliger sanfter Schlaf,
> Gieng dem Auge vorbey, ...

weilen, O. 125. Die Verwandelten. 9, 2:

> Jener, der unverblüht vielleicht dem hellsten
> Mond itzt weilte.

weinen, M. VI. G. 525. V.:

> ... darf ichs dir weinen,
> Was mir meine Seele zerreisst?

wollen, O. 97. Die Erscheinung. 44: Was willst du mir?

zittern, O. 8. Petrarcha und Laura. 9:

> Hätte die dich gesehn, welcher zu zittertest.

zupfen, Ep. 35. Der nicht kleine Unterschied. 5:

> Mögen Andere denn die Griechen reimen, und lang' es
> Noch für Warnung nicht halten, wenn Cynthius ihnen am Ohre zupft.

Der Accusativ.

Der Acc. hat sich in der deutschen Sprache in einer Weise ausgebreitet, die gegen die der beiden vorangehenden Casus gewaltig absticht. Der Acc. ist bei transitiven Verben der Casus des Objectes, und daraus schon erklärt sich sein häufiges Vorkommen. Dass gegenwärtig auch Verba, die früher mit dem Gen., oder mit dem Dat. verbunden wurden, mit dem Acc. construiert werden, wurde schon gesagt.

Klopstock gebraucht viele Verba, einfache und zusammengesetzte, die ihrer Bedeutung nach intransitiv sind, transitiv und vereinigt mit ihnen ein Object im Acc.* Die gewöhnliche Sprache wählt in solchen Fällen statt einfacher Verba zusammengesetzte, da viele durch die Zusammensetzung einen transitiven Sinn erhalten; bei Verben aber, die trotz der Zusammensetzung intransitiv bleiben, nimmt sie zu Präp. ihre Zuflucht.

Oft entstehen durch die Verbindung der Verba mit Accusativen metaphorische Ausdrucksweisen, die viel dazu beitragen, der Sprache einen höheren Schwung zu verleihen.

ahndet mich (O. 89. Der Unterschied. 13, 3).

Klopstock verbindet die unpersönlich gebrauchten Verba gewöhnlich mit dem Acc.:**

deucht mich (M. IX. G. 603. V.).

gebühren, Sal. 2. H. 1. A.: Mich gebühret nur zu hören.

grauen, O. 146. An Cramer, den Franken. 34:

Die horchenden, blassen Höflinge graut.

jammern, M. XIV. G. 582. V.: Weil ihn unseres Elends jammert.

schaudern, O. 205. Auch die Nachwelt. 2, 1:

Geschaudert hat vor euch mich.

verlangen, M. IV. G. 1073. V.: Mich hat herzlich verlangt.

beben, M. XX. G. 569. V.: Bebtet ihr je, Söhne der Fern, der Verwesung — Schrecken?

bitten etw. st. um etw., O. 225. Verhängnisse. 21, ff.:

---

* Gramm. Gespr. Die Wortändrung: „Wenn das Anzeigen der Stelle auch nicht sonderlich in Betracht kommt; so bestimmt es gleichwohl die Wahl der Frage, als Er blies Auf der Flöte. Dieses bedurfte indess kaum der Erwähnung, weil Die Flöte blasen besser, und jetzt auch beinah allein gebräuchlich ist."

** Doch findet sich auch der Dat.: ihr deucht es (M. XI. G. 559. V.); es sollte mir noch grauen (G. L. 1. Th. Jesus meine Zuversicht. 2, 4); mir widert (O. 98. Beruhigung. 2, 4).

Wollt' ich der Himmlischen Glück, die selige Liebe, noch bitten,
O so bät' ich zu viel!
O so bät' ich auch Tugend!

blicken, O. 55. Kaiser Heinrich. 11, 2: Urtheil blickt sie.

bluten, M. VIII. G. 92. V.: Wenn er, für eure Kinder und euch, sein Leben wird bluten.

dahinstürzen, O. 50. Die Gestirne. 11, 2:

... Licht stürzt
Aus der Urn' er dahin!

denken (O. 111. An Freund und Feind. 15, 1).

donnern, O. 50. Die Gestirne. 1, 2:

... es donnert das Meer dumpfbrausend
Des Unendlichen Lob.

drohen, M. VI. G. 355. V.:

... Davor erschrak er, und bebte
Vor dem Tode zurück, den ihm die Wüthenden drohten.

drommeten, O. 99. Die Krieger. 3, 3:

Aber wenn er nichts mehr,
Denn Eroberer ist,
Ruhm ihn drommetet.

duften, O. 37. Der Rheinwein. 7, 1: Du duftest Balsam.

dürsten, O. 156. Die Verwandlung. 48: ... und vergebens dürstete Wiederverwandlung der Wunsch.

einhertanzen, O. 57. Siona. 3, 1: Tanze, Siona, Triumph einher.

emporjauchzen, G. L. 2. Th. Die Erlösung. 4, 8:

Aber, in der Sieger Chor,
Jauchz' ich euch (Worte meiner Zuversicht) zu Gott empor.

emporseufzen (M. XIII. G. 720. V.).

emporstrudeln (O. 133. Die Grazien. 5, 3).

entrüsten, M. V. G. 254. V.: Ach sie haben vielleicht zu sehr den Richter entrüstet.

entschimmern, O. 136. Die États Généraux. 5, 4:

Schöner, als Lorber, die Blut entschimmert.

ermannen, M. V. G. 748. V.: Wer ermannte dein Herz ...

flehen etw. st. um etw. (M. IV. G. 327. V.).

flöten, Wehmut fl. (O. 168. Das Grab. 30).

funkeln, M. VII. G. 38. V.:

... Sein treffendes Auge
Heftete sich ungewandt an den Mittler, und funkelte Rache.

glauben, Sal. 1. Handl. 6. Auftr.: Der Gott, den Abraham, den Moses glauben.

gleissen, O. 124. Delphi. 22, 4:

Gleisst ihn (den Krieg); er wird nicht gerecht.

grübeln (O. 98. Beruhigung. 1, 3).
hallen (M. XVII. G. 398. V.).
hauchen, O. 201. An die rheinischen Republikaner. 2, 1:

Er hauchet Pest.

herabkommen, O. 33. An Sie. 3, 4:

Mit dem ewigen Frühling,
Kommst du den Himmel herab.

herauftönen, M. VI. G. 515. V.:

... da tönten
Seine Tiefen Jammer herauf!

herabwinken (O. 22. Friedensburg. 2, 3).
herrauschen, M. XVII. G. 495. V.: Steh' und schaue freudig hinab, und höre die Woge — Tod herrauschen.
herströmen (M. XX. G. 495. V.).
herübersäuseln (M. XX. G. 526. V.).
herunterschimmern, M. XV. G. 484. V.:

... (der Mond) schimmerte sanfte Gedanken herunter.

hinrauschen, H. u. d. F. 1. Sc.: Jetzt rauschen wir es nur hin.
hinschmettern (Sal. 1. Handl. 6. Auftr.).
hinströmen (M. VI. G. 292. V.).
irren, O. 284. Die Erscheinende. 2, 4:

... und irrt
Ihn, und sie kein Phantom.

lächeln, Gnade l. (M. V. G. 763. V.).
lechzen, O. 111. An Freund und Feind. 4, 1: wer Durst lechzt.
nachhallen (O. 53. Aganippe und Phiala. 5, 2).
nachtönen (M. XI. G. 1178. V.).
säumen = s. machen (M. X. G. 538. V.).
schauern, M. VIII. G. 483. V.: ... die Seelen schauerten Wonne
schlummern (M. XVI. G. 172. V.).
schnauben, sein Leben schn. (O. 96. Der Denkstein. 7, 1).
schweigen = zum Schweigen bringen, O. 128. Die Vortrefflichkeit. 3: Keiner schweigt ihn.
seufzen (M. XIII. G. 722. V.).
strahlen, M. XVIII. G. 834. V.: Allmacht strahlt er, und Zorn.

strömen, O. 2. Wing. 2, 4: In sie hatt' er der Dichtkunst Flammen geströmt ...

tönen, O. 2. Wing. 6. L. 8, 1:

... dein Leben tönt
Mehr Harmonieen, als ein unsterblich Lied.

verirren (O. 13. An Gott. 3, 1).

verstummen, M. XVIII. G. 490. V.: Und der Fesseln dumpfes Geklirr verstummte die Donner.

vorbeygehen, M. VII. G. 774. V.:

... der Cherub,
Welcher in Gosen vordem die Hütte schonend vorbeyging.

vorübergehen (M. XV. G. 719. V.).

vorüberschweben (M. IX. G. 2. V.).

wehen, O. 60. Thuiskon. 2, 3: ... die Eiche weht — Ihm Gelispel.

weilen, wie säumen (M. VII. G. 572. V.).

weinen, M. VIII. G. 166. V.: ... Weinet mich nicht!

wirbeln, M. XVI. G. 451. V.: ... als wirbelten ihn Orkane.

wogen, O. 168. Das Grab. 17:

... der stürzende Bach
Wogte Tod.

zeugen, M. XV. G. 1407. V.:

... Ich suchte der Auferstandnen
Eine, von denen eine, die Jesus Herrlichkeit zeugten.

zischen, Spott z. (M. XVI. G. 441. V.).

zittern = zitternd sagen (M. XVI. G. 619. V.).

zublicken, M. XIII. G. 864. V.:

... was blicket dein Auge
Mir vor Entsetzen zu?

zurückbrausen, H. T. 17. Sc.:

Brausen aber mich Stürme zurück
Von den Felsengestaden.

zuströmen, G. L. 1. Th. Der Taufbund. 5:

Mit deinem Wasser, strömtest du
Dein Heil ihr, Wunderbarer, zu!

An diese Beispiele will ich noch einige Bemerkungen über den Acc. anreihen.

Die Verbindung zweier Acc. mit einem Verbum war auch schon in früheren Zeiten in unserer Sprache eine seltene Erscheinung, besonders gilt diess für den Fall, dass beide Acc. Substantiva sind; häufiger

findet es sich, dass der eine Acc. ein Subst., der andere aber ein Adj. ist, das zu dem Prädicate gehört und sich mit diesem zu einem Begriffe vereinigt. Klopstock hat durch sein Beispiel viel mit beigetragen, diese „echt deutschen Redensarten"* wieder in Umlauf zu setzen. Ich führe hier einige Beispiele an.

O. 35. An Gleim. 4, 2:

Zürnt ihn weiser, und lehrt ihn,
Wie ihr Lächeln, dein Lied verstehn!

O. 162. Der Schoosshund. 4, 4:

Wenn du jemals da hinaufbellst,
Kleiner, so brenn ich dich blind.

O. 143. Der Fürst und sein Kebsweib. 1:

... geuss den Kristall mir
Voll des blinkenden goldenen Weins.

O. 94. Die Lehrstunde. 6:

Ich mag nicht singen, die Zeisige haben
Das Ohr mir taub gezwitschert.

H. T. 14. Sc.: Theude. Du weisst nicht, wie viel Pferde ich müde sprengte, eh ich dich fand.

Eine andere Gebrauchsweise des Acc. bei unserm Dichter ist die, dass er ihn für Zeitbestimmungen wählt.** Diese Verwendung des Acc. ist zwar heutzutage noch unserer Sprache geläufig, doch macht sich schon ein immer weiteres Umsichgreifen der Präp. bemerkbar.

O. 2. Wing. 5. L. 11, 1:

Die letzten Stunden, welche du Abschied nahmst.

O. 9. An Fanny. 6. Str. 1. und 2. V.:

Dann wird ein Tag seyn, den werd ich auferstehn!
Dann wird ein Tag seyn, den wirst du auferstehn!

O. 10. Bardale. 1, 1: Einen fröhlichen Tag ward ich, und flog umher!

O. 69. Rothschild's Gräber. 76:

Aber es giebt auf ewig die ehrenvollere Krone
Jenen entscheidenden Tag seiner Vergeltungen Gott.***

---

* Grimm IV, 627: lauter echt deutsche redensarten, oft aus lebhaftem gefühl entsprungen und auf kühner vereinigung des adj. und verbums zu einem activen begrif beruhend. man übersetze das schöne „sich satt weinen" aus unserer sprache.

** Selten findet sich bei Zeitangaben der Gen., M. V. G. 172. V.:

... die Mütter brachten sie, Eines
Frühlinges alt, der ersten Umarmung des segnenden Vaters.

*** Vgl. auch O. 7 Salem. 1; O. 11. Der Abschied. 4, 2; O. 20. Friedrich der Fünfte. 31; O. 25. Die Königin Luise. 8, 1 u. s. w.

M. IV. G. 98. V.:

... Die Tage des Festes
Muss er nicht sterben, dass ihn sein sklavischer Pöbel nicht schütze.*

3. Elliptische Ausdrucksweisen.

Grimm sagt über die Auslassung einzelner Wörter:** „Bei allen auslassungen ist sowol die beschaffenheit des wegfallenden worts als desjenigen, nach dem es wegfällt, zu berücksichtigen. ausgelassen werden kann nur durch dessen verschweigung keine undeutlichkeit erwächst. frische lebendige wörter unterliegen der ellipse nicht, sondern die deren sinn durch öftere wiederkehr erblasst ist; an bestimmter stelle, neben gewissen andern, ihnen gewöhnlich verbundenen ausdrücken, verstehen sie sich gleichsam von selbst. Nothwendigkeit entspringt jedoch niemals sie zu unterdrücken, die sprache bedient sich ihrer freiheit es zu thun oder zu lassen."

Die deutsche Sprache benützt die Hilfsverba sein, haben, werden zur Bildung mehrerer Tempora, sowie auch des Passivums. Es begreift sich somit, dass sie sehr oft vorkommen, ebenso aber, dass die häufige Wiederholung derselben die Kraft der Rede bedeutend abschwächt. Gottsched, der vor allem auf die Deutlichkeit sah, warnt, dieselben ohne triftigen Grund wegzulassen:*** „Bey der völlig und längst vergangenen Zeit lasse man das Haben, Seyn, und Werden nicht ohne dringende Noth, und erhebliche Ursache weg; damit man nicht dunkel und unverständlich schreibe." Allein das Schleppende, das durch sie in die Sprache gebracht wird, wenn sie in geringen Zwischenräumen zu oft wiederkehren, veranlasste ihn denn doch, die Auslassung derselben bisweilen zu gestatten:† „Wann indessen zuweilen viele solche Hülfswörter zusammenstossen sollten: so kann man freylich um des Wohlklanges halber, dasjenige, so der Deutlichkeit unbeschadet, am entbehrlichsten ist, weglassen."

Am schärfsten hat sich gegen ihre Ausbreitung in unserer Sprache Jean Paul ausgesprochen:†† „‚Hat, ist, sei, bist, hast, seist, seied, seien' sind abscheuliche Rattenschwänze der Sprache; und man hat

* M. XI. G. 192. V.; XII. G. 673. V.; XIV. G. 57. und 1355. V. u. a. a. O.
** IV. B. 131.
*** Deutsche Sprachkunst. S. 468, § 3.
† Ebendaselbst. S. 469, § 4.
†† Vorschule der Aesthetik.

jedem zu danken, der in eine Scheere greift und damit wegschneidet." Die leichteste Art, die Hilfsverba aus der Sprache zu entfernen, ist allerdings die, dass man sie einfach weglässt, und im 17. und 18. Jahrhundert wurde dieses Mittel fleissig angewendet; indessen erinnert ein solcher Vorgang doch zu sehr an die Lösung des gordischen Knotens durch Alexander den Grossen.

Diese Ellipse hat nicht durchdringen können; sie wird heute mehr gemieden, als gebraucht.*

Klopstock hat, wie Goethe, von der Auslassung des Hilfzeitwortes einen mässigen Gebrauch gemacht; allein er wusste mit anderen Mitteln ihrer grossen Verbreitung Einhalt zu thun. Ein solches Mittel fand er z. B. darin, dass er die Tempora, die mit Hilfsverben gebildet werden, durch andere ersetzte, die ihrer nicht bedürfen. So gebraucht er sehr häufig das Praes. statt des Fut. Z. B.

O. 2. Wingolf. 4. L. 1, 1:

Ihr Freunde fehlt noch, die ihr mich künftig liebt!

O. 2. Wingolf. 4. L. 6, 3: o die einst mich liebet!

O. 9. An Fanny. 3, 4:

Wenn du alsdann auch, meine Fanny,
Lange schon todt bist.

Ebendaselbst 1, 1.

O. 2. Wingolf. 2. L. 3, 1. und 8, 1.

O. 6. An Ebert. 55.

O. 4. Die künftige Geliebte. 9.

O. 11. Der Abschied. 15, 4 u. s. w.

In gleicher Weise wird das Perf. durch das Imperf. ersetzt.** Klopstock spricht sich hierüber selbst näher in der Gelehrtenrepublik*** aus: „Die südlichen Deutschen sezen gewöhnlich da die lang vergangne Zeit, wo die nördlichen die jüngst vergangene sezen; jene sagen, ich bin gegangen, wo diese, und zwar Volk, Gesellschaften und Scribenten ich ging sagen. Wer soll hier entscheiden? Weil auch die südlichen Scribenten sagen ich ging; so wird die Sache durch ihren Beytritt entschieden."

---

* Grimm Gr. IV, B. 173.
** Vgl. Die Ode: der Lehrling der Griechen, Wingolf u. a. m.
*** Aus einer neuen deutschen Grammatik.

Formen, zu deren Bildung zwei Hilfsverba nöthig sind, vermeidet Klopstock auf das sorgfältigste; er ersetzt sie durch einfachere, z. B.

O. 9. An Fanny. 1, 2:

wenn mein Gebein zu Staub
Ist eingesunken,

d. h.: wenn mein Gebein zu Staub eingesunken sein wird.

O. 16. An Bodmer. 16:

Wenn ich lange gestorben bin,

d. h. wenn ich lange gestorben sein werde. u. s. w.

Bei Klopstock finden wir ferner eine Eigenthümlichkeit in der Gebrauchsweise der Modi, bei der die Hilfsverba gleichfalls entfallen: er gebraucht nämlich statt des Conjunctivs mitunter den Indicativ. Diese Verwechslung der genannten Modi findet sich, wenn auch nur in einzelnen Fällen, auch bei anderen Dichtern, selbst bei Goethe.

O. 10. Bardale. 8, 2:

Der West hielt mich, ich sank schon hin!

d. h. hätte der West mich nicht gehalten, so wäre ich hingesunken.

O. 112. An den Kaiser. 7, 3:

Dass Deutschlands Kaiser nackt um des Buhlen Schloss
Herging, erfror; wenn nicht Matildis ...

O. 150. Die Erscheinung. 17:

Schon lang' entfloh ich, wofern er
Sich nicht wandt', und ins dunklere trat.

O. 168. Das Grab. 25:

Verstand ich den singenden Seher;
O so sprang ich auf, und entfloh.

M. III. G. 60. V.:

er konnte sie (des Ewigen Offenbarungen) schauen, verrieth er nicht Jesus.

d. h. er hätte sie schauen können, hätte er nicht Jesus verrathen.

H. Schl. 10. Sc.: Ich glaube, ich vergass in dieser Freude des Gottes selbst, wenn er hier stand.

11. Sc.: Der Sieg war also euer, wenn einer von euch die Legionen führte?

13. Sc.: Ich rang ihn (den Adler) dir aus deiner schwächeren Faust; machte mich die Wut über deine Ungerechtigkeit nicht kraftlos!

Die angeführten Beispiele zeigen, welche Kürze der Indicativ mit sich bringt; indessen darf der Dichter von dieser Ausdrucksweise doch nur selten Gebrauch machen.

Ausser den Hilfsverben lässt Klopstock auch gerne Partizipien aus. Der früheren Sprache waren diese Ellipsen unbekannt, heutzutage sind sie etwas Gewöhnliches.

O. 50. Die Gestirne. 9. Str. 3. u. 4. V.:

Stolz den gebogenen Hals,
Und den Fittig in die Höh, schwimmet der Schwan.

O. 69. Rothschild's Gräber. 8:

Des Dankes — Zähren im Aug'.

Ebendaselbst. 15: Ernst, in Sterbegedanken, umwandl' ich die Gräber.

Und 21: Ernster, in tieferer Todesbetrachtung, meid ich die Halle — Stets noch.

O. 107. Unterricht. 1, 2: . . . hoch — Den Kopf.

O. 124. Delphi. 4, 1: feurig den Blick.

O. 125. Die Verwandelten. 4, 1: Das Auge lichter.

O. 208. Der Segen. 4, 3:

Die bleichere sass, den Fuss auf doppelte
Teppiche hingesenkt,
Den Stab in der Hand, starrend das Auge.

Nicht bloss das Partizipium, auch die anderen Modi des Verbums unterliegen der Ellipse; diess gilt besonders von den Verben, die eine Bewegung ausdrücken, ohne dass sie sich jedoch auf diese allein beschränken würde.

O. 2. Wingolf. 1. L. 10, 1:

Wie oder zögerst du von des Albion
Eiland herüber?
nämlich: zu kommen.

O. 20. Friedrich der Fünfte. 19:

Da dem Todten sein Moos begann.

D. T. A. 3. Handl. 3. Auftr.: Er wird sterben, ehe die Sonne den Cedernwald hinunter ist.

Dav. 1. Handl. 3. Auftr.:

Zween Tage ist auch
Der Bothe schon hinab nach Jericho.

H. Schl. 7. Sc.:

Die Lanze den Römern, in die stolze Stirn!
Die Lanze in das Herz!
Die Lanze gerad in das Antlitz der Römer!

Ebendaselbst. 8. Sc.: Hin du (= geh du hin)! tritt vor! blick hinab!

Ebendaselbst. 9. Sc.: Ein Wort, und keins der Schwerter hier, das nicht gleich gegen dich wüte!

H. Schl. 11. Sc.: Einen Adler, oder ich mag dich nicht wiedersehn!

H. u. d. F. 1. Sc.:

> Welcher Gesang vermag dess Lob, vor dem
> In den Hallen Augustus die Söhne der Scipione
> Bebten?

H. T. 1. Sc.: Lieber redlicher Horst, ich stehe jetzt an einer Gränze, über die ich nicht kann.

Ebendaselbst. 18. Sc.: Auf einmal aus dem Walde hervor! Viele bis ans Kinn im Schilfe versteckt gewesen. Noch ganz triefend. Plötzlich uns in den Rücken, plötzlich! Ein ganzes Heer.

4. Bemerkungen zu der Conjugation.

Die Conjugation des Verbums weist in verschiedenen Zeitabschnitten, selbst wenn sie nicht zu weit von einander entfernt sind, bedeutende Unterschiede auf. Manche Verba, die früher zur starken Conjugation gehörten, bilden jetzt ihr Präteritum nach der schwachen — und umgekehrt; auch bemerken wir bei einigen Verben einen Wechsel des Hilfsverbums bei der Bildung des Perfects. Bei Klopstock muss ausserdem noch berücksichtigt werden, dass er Formen, die im Absterben begriffen waren und schon zu seiner Zeit für veraltet angesehen wurden, gerne gebrauchte und sie der Sprache zu erhalten suchte.

beginnen, Conj. Impf. begönne (Sal. 3. Handl. 9. Auftr.).
dringen, M. XIII. G. 308. V.:

> Was dringet mich, Zeus zu verleugnen?

M. XIV. G. 1375. V.:

> Sie drangen um ihn sich — Freudig herum.

Ebenso die Composita, z. B. verdringen,

M. VI. G. 395. V.:

er hätte die Opfer
Sonst nicht verdrungen, noch diesen Raub an dem Tempel begangen.

dünken, Praes. mich dünkt (H. Schl. 3. Sc.); auch
mich deucht* (O. 164. Das Denkmal. 6, 3).
Impf. mich dauchte (O. 153. Mein Irrthum. 4, 1), und
ihm deuchte (Ep. 107. Er, und Sie. 2).

erschallen, Impf. erschallte (M. I. G. 494. V.).

hauen, Impf. haute (M. XII. G. 869. V.).

heben, hub (O. 8. Petrarcha und Laura. 18); seltener
hob (M. II. G. 656. V.).

hören, M. XVII. G. 32. V.: So hatte sie Thomas — Preisen
gehört.

kennen, kennte (M. II. G. 663. V.);
gekennet (M. XV. G. 1356. V.).

lernen: ehe ich sie habe kennen gelernt (H. Schl. 6. Sc.).**

liegen, Perf. ich habe gelegen (M. IV. G. 91. V.); Zus.:
erliegen, ich habe erlegen (M. XIII. G. 30. V.);
unterliegen, ich bin untergelegen (D. T. A. 2. Handl. 8. Auftr.).

müssen, ich habe gemusst (H. T. 16. Sc.).

nennen, nennte (M. I. G. 33. V.);
genennet (M. IV. G. 1030. V.).

rufen, rufte (O. 156. Die Verwandlung. 44), häufiger als rief.

rinnen, Conj. Impf. rönne (M. VII. G. 723. V.).

schwingen, schwung (O. 81. Die Kunst Tialfs. 18, 1); seltener
schwang (M. XX. G. 110. V.).

sehen: Habt ihr einen Jüngling das Lanzenspiel tanzen gesehn,
wie ihn? (H. Schl. 7. Sc.).

singen, sung (G. L. 2. Th. Die Auferstehung Jesu. 4, 6).

sinken, sunk (O. 166. Die Wiederkehr. 43); Zus.:
hinsunk (M. XX. G. 954. V.).

springen, sprung (G. L. 1. Th. Gott dem Sohne. Am Osterfeste. 31).

stehen, Impf. stand (M. III. G. 99. V.); Conj. stände (M. IV. G.
392. V.); dagegen

---

* Kl. an Ebert, 20. Februar 73: däucht muss deucht heissen.

** Dag.: ich habe kennen lernen (Br. 153).

entstünde (M. VII. G. 270. V.);
Perf. ich habe gestanden (M. XIII. G. 59. V.).
sterben, Conj. Impf. stürbe (M. XVI. G. 548. V.).
verbergen, Conj. Impf. verbürge (M. III. G. 425. V.).
versenken = versinken: tief in Gedanken versenket (M. I. G. 532. V.).

In neuerer Zeit macht sich bei einigen Verben das Streben bemerkbar, wieder zu den voller tönenden Formen früherer Zeiten zurückzukehren; besonders zeigt sich diess bei dem Conj. Impf.

Die Conjugation des Verbums hat von dem reichen Wechsel klangvoller Vokale und Diphthonge sehr viel eingebüsst; manche Formen, die sich durch Wohllaut über ihre monotone Umgebung erheben, haben sich zwar bis auf unsere Tage erhalten, doch sind sie nur mehr auf die Sprache der Poesie beschränkt. Hieher gehören z. B. die Formen mit dem Diphthong *eu*, der sich bei einer Anzahl von Verben im Praes. in der 2. und 3. Pers. Sing. und im Conj. des Imperativs noch vorfindet. Dass Klopstock, „der Tonsetzer* und Klangwähler in der Poesie", diese schönen Formen** den jetzt gebräuchlichen vorzog, ist leicht begreiflich.

bieten, beut (O. 123. An Johann Heinrich Voss. 10, 4);
anbieten, beutst an (M. VII. G. 83. V.);
gebieten, gebeutst (O. 123. An Johann Heinrich Voss. 9, 2);
gebeut (O. 35. An Gleim. 7, 1);
verbieten, verbeut (O. 3. An Giseke. 2).

fliegen, fleug (O. 25. Die Königin Luise. 16, 1), fleugt (O. 74. Unsre Fürsten. 2, 4);
einherfliegen, fleugt einher (M. IX. G. 741. V.);
entfliegen, entfleugt (G. L. 2. Th. Einsegnung eines Sterbenden. 1, 6);
herfliegen, herfleugt (M. XX. G. 989. V.);
vorbeyfliegen, fleug vorbey (O. 61. Der Eislauf. 10, 4).

fliehen, fleuch (O. 2. Wingolf. 5. L. 10, 1);
entfliehen, entfleuch (M. II. G. 710. V.).

---

* Jean Paul, Vorschule der Aesthetik.
** Schleicher, Die deutsche Sprache. 191.

fliessen, fleuss (M. VII. G. 582. V.), fleusst (O. 37. Der Rheinwein. 12, 4);

überfliessen, fleusst über (G. L. 2. Th. Die Hoffnung der Auferstehung. 2, 6).

geniessen, geneuss (O. 44. Der Erbarmer. 13, 3).

giessen, geusst (M. XIV. G. 678. V.);

ausgiessen, geusst aus (M. XIII. G. 13. V.);

dahergiessen, dahergeusst (M. XVI. G. 662. V.);

ergiessen, ergeusst (M. V. G. 438. V.);

herabgiessen, geuss herab (O. 39. Für den König. 1, 1);

hineingiessen, geuss hinein (G. L. 1. Th. Wie schön leucht't uns der Morgenstern. 3, 2);

vergiessen, vergeusst (Sal. 2. Handl. 2. Auftr.).

lügen, leugst (M. IV. G. 115. V.), leugt (O. 135. Der Gottesleugner. 5, 2).

schliessen,

aufschliessen, aufschleusst (M. XVII. G. 683. V.);

beschliessen, beschleusst (M. XIII. G. 635. V.), beschleuss (O. 47. Das neue Jahrhundert. 21, 1);

verschliessen, verschleuss (D. T. A. 2. Handl. 2. Auftr.);

zuschliessen, schleusst zu (G. L. 2. Th. Einsegnung eines Sterbenden. 4, 8).

ziehen, zeuch (M. XV. G. 473. V.), zeuchst (H. Schl. 11. Sc.), zeucht (O. 2. Wingolf. 2. L. 3, 4);

entziehen, entzeucht (G. L. 1. Th. Sollt ich meinen Gott nicht singen. 8, 2).

Klopstock liess sich bei der Wahl der Wörter gar oft von ihrem Tonausdrucke leiten und wandte unserer Sprache manche „italienische Laute“ zu; nichtsdestoweniger begegnet bei ihm das matte farblose *e* ziemlich häufig. Hiebei muss jedoch berücksichtigt werden, dass dieser Vocal im vorigen Jahrhunderte bei den Verbalformen, besonders bei dem schwachen Verbum, noch einen weit freiern Spielraum hatte, als heutzutage.

Bei starken Verben finden wir ihn im Auslaute des Ind. Imperf. nur mehr selten.

flohe (O. 8. Petrarcha und Laura. 19); Zus.:

entflohe (M. II. G. 116. V.).

geschahe (M. VIII. G. 172. V.).
sahe (O. 2. Wingolf. 2. L. 7, 3).

Sehr oft dagegen erscheint er in der 3. Pers. Sing. Präs., im Imperf. und im Part. Perf. schwacher Verba.

begrüsset (O. 86. Der Kamin. 3).
blinkete (O. 192. Winterfreuden. 12).
blühete (M. XVII. G. 204. V.).
durchströmetest (O. 199. Winterfreuden. 18).
eilete (O. 67. Braga. 13, 2).
entschlüpfete (O. 35. An Gleim. 10, 1).
entströmeten (M. XII. G. 145. V.).
erbarmete (M. XVII. G. 51. V.).
flehete (M. XIX. G. 40. V.).
führeten (M. XIX. G. 17. V.).
gekrönet (M. I. G. 386. V.).
gewölbet (O. 220. Zwey Johanneswürmchen. 19).
glänzeten (O. 79. Stintenburg. 5, 3).
glaubetest (M. XVII. G. 61. V.).
glüheten (O. 128. Die Vortrefflichkeit. 11).
halleten (O. 206. Wissbegier. 4, 1).
hörete (O. 4. Die künftige Geliebte. 42).
lehrete (O. 10. Bardale. 1, 2).
planzetest (O. 84. Mein Vaterland. 11, 1).
rauschetest (O. 87. Die Rosstrappe. 9, 3).
schauete (O. 174. Mein Thal. 2).
schwebete (O. 67. Braga. 10, 2).
spieleten (M. XVII. G. 224. V.).
strebeten (M. X. G. 477. V.).
stürzete (O. 178. Die Vergeltung. 11).
tönete (O. 67. Braga. 7, 2).
trübeten (O. 175. Die Bestattung. 2).
überströmete (M. XVI. G. 691. V.).
umarmet (O. 4. Die künftige Geliebte. 28).
umdränget (O. 67. Braga. 13, 4).
umkränzete (O. 67. Braga. 8, 1).
unbemerket (O. 4. Die künftige Geliebte. 74).
verjünget (O. 19. Friedrich der Fünfte. 5, 3).
verpflanzet (O. 4. Die künftige Geliebte. 57).

wähneten (M. XVII. G. 183. V.).
weheten (O. 4. Die künftige Geliebte. 77).
weinete (O. 87. Die Rosstrappe. 7, 2).

Dagegen wird das *e* gewöhnlich im Auslaute unterdrückt, wenn das darauffolgende Wort mit einem Vocale anfängt; dadurch wird der Hiatus vermieden. Auch im Inlaute wird das *e* bisweilen ausgestossen, z. B.

hattst (G. L. 1. Th. Vorbereitung zum Tode. 53);

besonders geschieht dies bei der Endung *en*, z. B.

sehns = sehen es (O. 16. An Bodmer. 26).
verstehns = verstehen es (O. 35. An Gleim. 3, 2); ebendas.: entweihn. 3, 1.

Die Ausstossung des Vocals *i* gehört bei den Verbalformen zu den grössten Seltenheiten:

geharnschte (M. XX. G. 219. V.).*

Hiemit sind wohl die wichtigsten Erscheinungen bei dem Verbum, wenn auch nur in Kürze, angegeben. Ich will hier noch eine Eigenschaft der Sprache unseres Dichters, die uns schon von früher her bekannt ist, an die wir aber gerade durch das Verbum recht gemahnt werden, besonders hervorheben. Wir haben bei dem Substantivum gesehen, dass Klopstock mit unerbittlicher Hand die fremdländischen Gewächse, die früher so üppig auf dem deutschen Sprachboden wucherten, entfernt und an ihre Stelle einheimische Triebe gepflanzt hat. Wenn dies schon von dem Substantivum gesagt werden konnte, so gilt es noch weit mehr von dem Verbum, und es begreift sich dies auch. Das Verbum ist der Hauptträger des Gedankens; wie soll nun dieser mit allen seinen feinen Beziehungen zum Ausdrucke kommen, wenn das wichtigste Wort im Satze nicht ganz klar und verständlich ist? „Denn** die Sprachen, aus denen du nimmst, sind den meisten Deutschen unbekannt, oder, welches hier beinah dasselbe ist, nicht bekannt genung. Sie verstehen daher die Schattierungen desto weniger, je feiner sie sind."

Es liessen sich auch bei anderen Wortarten, wie bei dem Artikel, Pronomen, bei den Conjunctionen u. s. w. manche interessante Er-

---

* Oefter findet sie sich bei Adj.: blutge (O. 112. An den Kaiser. 33); Geistl. Lied.: ewgen, heilgem, künftgen.

** Gramm. Gespr. Bildsamkeit.

scheinungen anführen; diese hätten jedoch hauptsächlich nur auf die Syntax Bezug, weshalb sie bei einer Arbeit, die sich die Darstellung des Wortreichthums eines Dichters, und die Vermehrung des Sprachschatzes durch denselben in erster Linie zur Aufgabe stellte, übergangen werden können.

Wenn wir uns das Sprachgebäude, das Klopstock aufgeführt, an dem er mit gewissenhaftester Sorgfalt und unermüdlichem Eifer sein ganzes Leben hindurch gearbeitet hat, in seinen Hauptumrissen vergegenwärtigen, so können wir uns zwar der Ueberzeugung nicht verschliessen, dass seinem grossen Werke auch kleine Gebrechen anhaften; er hat die Bildsamkeit der deutschen Sprache in einzelnen Fällen zu weit getrieben, der Ausdruck ist oft geschraubt und wird bei der allzufreien Wortstellung und dem übermässigen Streben nach Kürze mitunter selbst unklar; allein diese Mängel sind denn doch zu unbedeutend, um die zahlreichen, grossen Leistungen seiner sprachschöpferischen Thätigkeit verdunkeln zu können. „War die Wiedergeburt der deutschen Dichterrede überhaupt möglich, ohne dass man im einzelnen manchmal zu weit gieng, ohne dass selbst dem deutschen Sprachgenius widerstreitende Wort- und Satzfügungen als staunenswerthe Freiheiten gefielen? . . . In ästhetischer Hinsicht mögen diese Ueberschreitungen Tadel verdienen, historisch sind sie gerechtfertigt: um das hart bekämpfte und endlich überwundene Uebel zu vermeiden, verfällt der eine neue Geisteswelt heraufführende Reformator in das entgegengesetzte Extrem, welches, an sich vielleicht fast ebenso verwerflich, hier durch die geschichtliche Entwicklung zu einem Fortschritte wird." *

Der deutschen Sprache zu der vollen Entfaltung ihrer reichen Anlagen verholfen und an der glänzenden Entwicklung, die dieselbe seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts genommen hat, in thätigster Weise mitgewirkt zu haben, ist ein Verdienst Klopstock's, das auch in unseren Tagen, in denen das überschwengliche Lob früherer Zeiten in mancher Hinsicht auf das richtige Mass zurückgeführt wurde, nicht angetastet werden darf.

Ich schliesse mit den Worten, die Wieland an seinen jungen Freund richtet: **

---

* Franz Muncker, Lessings persönliches und literarisches Verhältnis zu Klopstock. S. 12.
** Sendschreiben.

„Studieren Sie ihn, ohne ihn jemals zu copiren, lernen Sie von ihm . . .“

Wieland hat diese Worte in einer Zeit niedergeschrieben, in der sein Standpunkt von dem Klopstock's ganz verschieden war; allein er blieb sich dessen stets bewusst, was er in seinen jüngeren Jahren von Klopstock gelernt hatte.

Und wenn wir Schiller * und Goethe,** dieses Dioskurenpaar des deutschen Dichterhimmels, in ihre Jugend zurückverfolgen, sehen wir nicht, dass auch sie, wiewohl sie später ganz andere Bahnen eingeschlagen haben, durch Klopstock's Schule hindurchgegangen sind? Sollte da nicht auch unsere Zeit von ihm noch lernen können?

---

* Ueber naive und sent. Dichtung: „Die Jugend, die immer über das Leben hinausstrebt, die alle Form fliehet und jede Grenze zu enge findet, ergeht sich mit Liebe und Lust in den endlosen Räumen, die ihr von diesem Dichter aufgethan werden. Wenn dann der Jüngling Mann wird und aus dem Reiche der Ideen in die Grenzen der Erfahrung zurückkehrt, so verliert sich Vieles, sehr Vieles von jener enthusiastischen Liebe, aber nichts von der Achtung, die man einer so einzigen Erscheinung, einem so ausserordentlichen Genius, einem so sehr veredelten Gefühl, die der Deutsche besonders einem so hohen Verdienste schuldig ist.“

** Vgl. Otto Lyon, Goethe's Verhältniss zu Klopstock, — und Michael Bernays, Der junge Goethe LXV und 3. Theil 20 und 258.

Brünn. Christoph Würfl.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Deutsche Literaturdenkmale des 18. Jahrhunderts in Neudrucken herausgegeben von Bernhard Seuffert. 1) Otto, Trauerspiel von F. M. Klinger. Heilbronn, Gebr. Henninger, 1881. VIII u. 108 S. 8⁰.

Zu den verschiedenen sprachwissenschaftlichen Veröffentlichungen im Verlage der Herren Gebrüder Henninger gesellt sich nun auch ein neues verdienstliches Unternehmen, ähnlich dem des Herrn Arber in England, wovon wir hier die erste Nummer zur Anzeige bringen. Die Sammlung wird seltene Originalausgaben von deutschen Schriften des 18. Jahrhunderts in Neudrucken vorlegen. Ausser werthvollen Dichtwerken in Vers und Prosa werden darin auch wichtige kritische Anzeigen und Abhandlungen über Poesie, zunächst aus der Zeit von Gottsched bis zu den Romantikern, Aufnahme finden. Die vorliegende Ausgabe ist ein einfach diplomatisch getreuer Abdruck des nur einmal erschienenen Erstlingsdramas Klingers, dessen hervorragende geschichtliche Stellung jetzt allgemein anerkannt ist. Doch sind auch Ausgaben mit kritischem Apparat vom Plane nicht ausgeschlossen. Uebrigens sollen die Werke alle, wie das vorliegende, mit Zeilenzählung versehen werden, um sie für philologische Zwecke nutzbar zu machen. Auch bleiben ältere Citate durch den Vermerk der ursprünglichen Paginirung nachschlagbar. In der Einleitung berichtet der Herausgeber, Dr. Bernhard Seuffert, Privatdocent an der Universität zu Würzburg, über die bibliographische Stellung des Textes und verzeichnet die hauptsächlichste Specialliteratur zu dem Stücke. Die Verbesserungen des Textes, die Klinger selbst angezeigt hat, sind natürlich hier aufgenommen. Andere Druckfehler des ursprünglichen Textes sind im Neudruck geändert worden und in der Einleitung specialisirt. Die Ausstattung ist eine vorzügliche, und so sei die Sammlung allen Literaturfreunden und modernen Philologen angelegentlichst empfohlen, und das um so mehr, als der Preis ein sehr mässiger ist.

Englische Philologie. Anleitung zum wissenschaftlichen Studium der englischen Sprache von Johann Storm, ord. Professor der romanischen und englischen Philologie an der Universität Christiania. Vom Verfasser für das deutsche Publikum bearbeitet. I. Die lebende Sprache. Heilbronn, Gebr. Henninger, 1881. XV u. 468 S. gr. 8⁰.

Mit gespanntester Erwartung trat ich an das vorliegende stattliche Werk heran, da die Londoner Academy es in seiner ursprünglichen Gestalt

(in dänischer Sprache) ausserordentlich rühmte und namentlich der Betonung des Verfassers, dass der Ausländer zunächst Festigkeit in der lebenden Sprache erlangen müsse, ehe er zu den älteren Stufen derselben übergehe, mit mir übereinstimmend, lebhaften Beifall zollte. Doch siehe da, auf den ersten Blick, oder richtiger beim flüchtigen Durchblättern, fühlte ich mich enttäuscht. Ich glaubte lediglich eine Nachahmung der gewiss sehr verdienstvollen Schmitz'schen Encyklopädie des philologischen Studiums der neueren Sprachen vor mir zu haben, da ich nur eine Aufeinanderfolge von Besprechungen oder Analysen neuerer und älterer zur neuenglischen Philologie gehöriger Werke darin fand, wobei die bibliographische Seite noch dazu sehr lückenhaft erschien. Meine eigenen Leistungen z. B. sind dem Verfasser, wie es scheint, ganz unbekannt geblieben oder geflissentlich unerwähnt gelassen, obgleich ich, ohne mir schmeicheln zu wollen, glaube, dass sowol mein Essay on the Study of Modern Languages (Leipzig, C. Fleischer, 1859) manchen nützlichen Wink für den angehenden Philologen enthält, meine „Englands Dichter und Prosaisten der Neuzeit" (Berlin, A. Nauck, 1853) noch immer die vollständigste Chrestomathie für die neueste englische Literaturperiode ist und meine „Fehler der Deutschen" nebst Exercises on the Habitual Mistakes of Germans on English Conversation, Key und „Die wichtigsten Regeln der engl. Syntax" als Anleitung zum Gebrauche der genannten Exercises sich mir während eines 16jährigen Unterrichts als sehr brauchbar erwiesen und auch von anderer Seite sich volle Anerkennung erworben haben. Ich erlaube mir u. A. auf Dr. Klöpper's grössere Synonymik zu verweisen und die Thatsache anzuführen, dass sich der Key auch beim Unterricht von Engländern im Deutschen so bewährt hat, dass ein junger amerikanischer Philologe ihn in seiner Vaterstadt dringend empfohlen hat und er nun jenseits des Oceans vielfach benutzt wird. Da ich indessen anderweitig im Werke erwähnt bin, so habe ich die Ueberzeugung, dass mir der Verfasser nicht etwa persönlich übel will, und gestatte ich mir daher um so eher von meinen eigenen Veröffentlichungen zu reden, als ich glaube, dadurch eine Lücke bei ihm zu ergänzen. Es wären deren freilich noch manche andere zu rügen; doch verwahrt sich Storm ausdrücklich gegen einen ihm etwa daraus zu machenden Vorwurf, indem er keineswegs vorgiebt, auf bibliographische Vollständigkeit es abgesehen, sondern nur die wichtigeren Erscheinungen berücksichtigt zu haben. In dieser Hinsicht gebührt also Schmitz der Vorzug. Andererseits aber hat Storm den Vortheil vor ihm voraus, sich blos aufs Englische beschränkt und diese Sprache daher weit gründlicher behandelt zu haben, als es Schmitz, bei dem noch dazu geringeren Umfange seines Werkes, möglich gewesen. Ganz abgesehen jedoch von der grösseren oder minderen Vollständigkeit, mit welcher die einschlagende Literatur bei Storm angegeben ist, fand ich bei näherem Eingehen in den Inhalt seines Werkes nicht nur vollkommene Uebereinstimmung mit allen meinen eigenen Ansichten, sondern auch einen Reichthum des Wissens, eine so ausgebreitete Belesenheit, eine solche Fülle der Anregung verbunden mit so liebenswürdiger Bescheidenheit, insofern der Verfasser als Ausländer über eine fremde Sprache urtheilt, dass ich von Seite zu Seite das Werk immer mehr lieb gewann und dessen Nützlichkeit für den angehenden englischen Philologen mir immer mehr einleuchtete. Auch ich bin daher nun in der Lage, es als die beste Anleitung zum wissenschaftlichen Studium der englischen Sprache und als unentbehrliches Hilfsmittel zu diesem Zwecke zu erklären.

Fragt man nun, wie es zuging, dass ich mich über den Werth des Buches anfangs so täuschen konnte, und glaubt man daraus etwa einen Schluss auf die Unsicherheit und Unzuverlässigkeit meines Urtheils ziehen zu dürfen, so antworte ich mit einem Gleichniss. Der Verfasser ist wie ein Baumeister, der ein schönes und stattliches Haus aufgeführt hat, das vollständig ausgebaut ist, ja dessen Räumlichkeiten sogar mit allem nöthigen

Zubehör versehen sind, um sie vollkommen wohnlich zu machen; jeder dazu verwendete Stein ist vorher einer sorgfältigen Prüfung unterzogen worden; die Balken, aus denen es gezimmert ist, sind von gesundem Holze und wohl aneinandergefügt und der Ausbau lässt nichts zu wünschen übrig. Allein unser Baumeister hat das Gerüst stehen gelassen, so dass das Gebäude dadurch sich den Blicken der blos Vorübergehenden entzieht. So erging es mir beim ersten Einblick in das Buch. Es schien mir nichts weiter als eine Reihenfolge von Kritiken zu sein, oder noch weniger als das, eine blosse Inhaltsangabe verschiedentlicher zur englischen Philologie gehöriger Werke, während ich die aller äusseren Hülle entkleideten Ergebnisse der Forschungen auf diesem Gebiete und Anweisungen des Verfassers für den, der es erst betreten will, erwartet hatte. Das Gerüst, diese Hülle also, war es, welche mich täuschte; die nähere Prüfung jedoch belehrte mich eines besseren und meine Erwartungen waren fast noch übertroffen.

So z. B. gleich mit Hinsicht auf die allgemeine Phonetik, die bei Schmitz, dem der Verfasser übrigens die verdiente Anerkennung als den „Lehrer der ganzen gegenwärtigen Generation von modernen Philologen" zutheil werden lässt, nur gestreift ist, bei Storm aber das erste Kapitel bildet und darin in ausführlicher Weise behandelt wird. Hier besonders kamen dem Verfasser seine ausgebreiteten Sprachkenntnisse zu statten. Die folgenden Kapitel behandeln: Englische Aussprache, Wörterbücher, Synonymik, Phraseologie, praktische Hülfsmittel, Lektüre und Literaturstudium, Literaturgeschichte und Grammatik. Das Kap. V „Lektüre und Literaturstudium" umfasst: Die Umgangssprache, die Vulgärsprache, Zur Lautlehre der Vulgärsprache, Amerikanische Literatur, Amerikanismen, Amerikanische Aussprache, Anthologien, Geschichte, Drama, Poesie, Ausgaben mit Kommentar, Achtzehntes Jahrhundert, Das siebzehnte Jahrhundert und der Schluss des sechzehnten, Shakespeare u. s. w. Einige dieser Abschnitte sind allerdings nur dürftig bedacht; hingegen sind andere, besonders die über die Umgangs- und Vulgärsprache ausserordentlich reichhaltig und belehrend, und wer die zu Grunde liegenden Forschungen selbst mit verfolgt oder angestellt hat, wird sie mit Vergnügen hier recapitulirt finden und das ganze durchwanderte Gebiet überblicken. Und nun einige Einzelnheiten. Mit goldenen Buchstaben hätte die auch von mir oft genug ausgesprochene Mahnung in der Einleitung (p. 3) gedruckt werden sollen: „Dass man in der Schule von Anfang an tüchtige Lehrer der neueren Sprachen" anstelle, weil, wie der Verfasser vorher so richtig bemerkt, es so schwer ist, „die gewöhnliche Schulaussprache" auszurotten und eine bessere zu erlangen. „Gerade im ersten Jahre des Sprachunterrichts," fügt er hinzu, „kommt es darauf an, eine möglichst reine Aussprache zu erlangen; das erste Jahr ist für die folgenden bestimmend." Und wie wird in Deutschland gegen diese wichtige pädagogische Regel gesündigt! Wie arg vergeht man sich gegen Eltern und Schüler in dieser Hinsicht. Man glaubt, für den Anfangsunterricht sei irgend ein Stümper, so er es nur billig thut, gut genug, während das Umgekehrte der Fall ist. Wie bedauerte ich als Examinator diejenigen, welche einst von den Schulamtscandidaten Unterricht im Englischen erhalten würden, denen ich wegen Mangelhaftigkeit ihrer Kenntnisse nur die Befähigung für die unteren Klassen ertheilen durfte! Sie waren freilich auch nicht für die oberen Klassen befähigt, aber da hätten sie wenigstens minderes Unheil gestiftet.

Ebenso finde ich mich in vollständiger Uebereinstimmung mit dem Verfasser, wenn er (p. 7) sagt: „Erst wenn man von der Literatur eine selbständige Kenntniss erworben, kann man mit rechtem Erfolg die Geschichte der Literatur studiren." Man sollte so etwas für selbstverständlich halten. Und doch wird auch gegen diese Vorschrift fortwährend gesündigt. Da sind die höheren Töchterschulen, Lyceen und was sie sonst für Namen haben, welche gern nach aussen hin glänzen wollen. Diese lassen ihren

Backfischen etwas Literaturgeschichte einpauken und sie papageiartig Namen, Titel und Jahreszahlen nachsprechen, und über Bücher plappern, in denen sie nicht im Stande sind eine halbe Seite richtig zu übersetzen, geschweige denn zu verstehen.

Ebenso bestätigt Storm das Urtheil, welches ich im Archiv über Mätzner und Sattler ausgesprochen habe. Er sagt (p. 10): „Auch die gegenseitigen Grenzen verwandter Phänomene sind zu bestimmen. Wann wird z. B. at gebraucht, wann by? und ist der Unterschied zwischen ihnen auf die ältere Sprache zurückzuführen? Mätzner und Sattler haben in solchen Fragen Bedeutendes geleistet, aber Vieles bleibt noch zu ergründen; namentlich haben sie nicht zwischen dem eigentlichen, naturwüchsigen, idiomatischen Sprachgebrauch der lebenden Sprache und dem künstlichen Ausdruck der Schriftsprache und des höheren Stils hinreichend geschieden." Ebenso heisst es p. 96: „Mätzner ist einer der gründlichsten Kenner des Alt- und Mittelenglischen, und hat sich auch redlich bemüht, eine erschöpfende Darstellung der neuenglischen Sprache und Aussprache zu geben, scheint aber von seinen Quellen zu sehr abhängig und mit dem lebenden Gebrauch nicht wirklich vertraut." Auch dieser letzte Punkt war mir bei aller Hochachtung vor Mätzner gleich aus dem der Grammatik voranstehenden „Zusatz zu S. 222, 2" seiner engl. Grammatik von dem genannten Jahre einleuchtend. Denn dass „score ohne vorhergehende Zahl im Neuengl. regelmässig flectirt wird", wie er nachträglich entdeckt hatte, ist jedem der neueren Sprache wirklich Kundigen etwas so Geläufiges, dass es für mich weiter keines Beweises seiner Unsicherheit im Gebrauche derselben bedurfte. I have told him scores of times ist eine so gewöhnliche Redensart, dass sie nur einem, der die Sprache ausserhalb England erlernt hat, unbekannt geblieben sein konnte. Die Verdienste der theoretischen Seite der Mätzner'schen Grammatik sind freilich dadurch um nichts geschmälert. Sie wird übrigens unter „Grammatik" (p. 417) von Storm nochmals besprochen, jedoch nur kurz, die Koch'sche sogar noch kürzer, weil, wie er sagt, er ursprünglich beabsichtigt hat, die Grammatik in einem besonderen Bande zu behandeln; da es indessen damit noch lange Zeit habe, so schien es ihm zweckmässig, die wichtigsten Erscheinungen einstweilen kurz zu besprechen. In der ibid. befindlichen Anmerkung das Geschlecht von sun betreffend, in Bezug auf welches Mätzner und Koch sich geirrt haben, hätte auch auf Latham „The English Language" (London 1850), p. 221 hingewiesen werden können. Auch hier wieder beklagt der Verfasser, dass man bei Mätzner den wirklich idiomatischen, lebenden Sprachgebrauch nicht kennen lerne, theils weil die neuere Literatur des täglichen Lebens (Romane, Erzählungen, Lustspiele) zu wenig benutzt (hierin thut er Mätzner doch Unrecht, denn Scott, Bulwer, Dickens, Trollope und selbst Douglas Jerrold sind häufig genug bei ihm citirt), theils weil der Verf. mit der Umgangssprache nicht genügend vertraut sei. In einer Anmerkung (4) ibid. fügt er hinzu:

„Dieser Uebelstand ist aber nicht nur Mätzner eigen, sondern hängt mit einer in Deutschland und auch sonst sehr verbreiteten Anschauung und Studienweise der neueren Sprachen zusammen. Man studirt mit Vorliebe die klassischen Schriftsteller, den höheren Stil und die Poesie, bevor man die einfachste idiomatische Form der Sprache beherrscht. Man liest den Shakespeare und bildet sein Englisch nach diesem Muster."

Ich habe die letzteren Worte unterstrichen, weil sie wiederum so recht den Nagel auf den Kopf treffen, wie ich auch die ersteren unterschreibe. Ich habe mich selbst schon an anderer Stelle in ähnlicher Weise geäussert und wiederhole es in meinem Briefe an den Herausgeber des Archivs, dass in dieser Hinsicht ein fast unglaublicher Mangel an Wissen und Können in Deutschland herrscht. Und was die Lectüre von Shakespeare betrifft, so wird damit wahrhafter Unfug getrieben. Es ist das ein Dichter, der durch-

aus nicht auf Schulen, wo doch nur Kenntniss des Neuenglischen erzielt wird, hingehört. Dazu weicht seine Sprache doch allzusehr von der heutigen ab. Auch wenn der Lehrer oder die Anmerkung des Herausgebers die Schüler auf diese Abweichungen in jedem einzelnen Falle aufmerksam macht, was freilich kaum je geschieht, so setzt sich doch der veraltete oder nur in der dichterischen Sprache gebrauchte Ausdruck gerade wegen seiner Prägnanz leichter fest, als der heute übliche und erzeugt die Lectüre Shakespeare's oder anderer veralteter Schriftsteller jedenfalls Unsicherheit und Verwirrung. So schrieb mir einst einer meiner Schüler, der seinen Theilhaber, den er aufsuchte, um ihm eine Mittheilung betreffs der Stunde zu machen, nicht zu Hause fand: it was a sleeveless errand (nach Troilus V, 4. 9). Wenn Kossuth, dessen glänzende englische Reden, die er als Flüchtling in London hielt, alle Welt in Erstaunen setzten, sein Englisch aus Shakespeare geschöpft haben wollte, mit dem er im Gefängniss sich beschäftigt habe, so muss das wohl cum grano salis verstanden werden. Wenigstens habe ich, der ich sie alle damals mit grosser Aufmerksamkeit Wort für Wort in der Times las, kaum irgend eine nennenswerthe Abweichung vom heutigen Sprachgebrauch darin gefunden, als to conserve statt preserve.

Nicht viel besser verhält es sich mit so manchen Schriftstellern des 18. Jahrhunderts, u. A. oder besonders mit dem so beliebten Vicar of Wakefield, von dem immer wieder neue, doch ungenügende Schulausgaben in Deutschland erscheinen, weil sie eben nicht die Abweichungen vom heutigen Sprachgebrauch hinlänglich oder überhaupt verzeichnen. Auch über diesen Autor und Sheridan sagt Storm sehr Zutreffendes (p. 350 ff.).

Wenn der geehrte Verf. in seinem Auszuge aus meiner Besprechung des Sainte-Claire'schen A Dictionary of English, French and German Idioms zu der Redensart To be all abroad, die ich als darin fehlend angeführt habe, die Erklärung hinzufügt: „It is all abroad that ... es wird allgemein gesagt, das Gerücht geht, dass“ ... so bedaure ich, sagen zu müssen, dass er sich hier einmal geirrt hat. Ich bezog mich auf die bei Lucas als to be q u i t e abroad angeführte Redensart, zu welcher dieser auch die richtige Erklärung hinzufügt: „von der Sache nichts wissen“, was jedoch gewöhnlicher durch to be a l l abroad ausgedrückt wird. Dieses kleine Versehen werde ich aber gewiss nicht einem Manne anrechnen, der bei aller tiefgehenden Kenntniss der Sprache, über die er handelt, in seiner Bescheidenheit wiederholt eingesteht, er beherrsche sie nicht vollkommen, und sich auch in jedem zweifelhaften Falle bei seinen englischen Freunden, namentlich bei dem vortrefflichen Sweet Raths erholt hat. Diese von Storm in Anmerkungen mitgetheilten Antworten auf seine Fragen bilden einen der nicht geringsten Vorzüge seines Werkes.

S. 203 muss das hinter George Eliot eingeklammerte „wahrer Name Mrs. Lewes“ und das „Jetzt Wittwe des Schriftstellers G. H. Lewes“ natürlich gestrichen werden. In einem 1881 erschienenen Buche hätten diese unrichtigen Angaben nicht stehen bleiben sollen.

Auf S. 204 vermisse ich unter den Beispielen zu sop das bekannte: a sop to Cerberus und S. 205 in der Anmerkung unter den Beispielen zu bound up die biblische Stelle (Genes. XLIV, 31): „seeing that his life is b o u n d u p in the lads' life“, welche wohl als Ursprung dieses Ausdrucks angesehen werden kann.

Das „It is me“, „It cannot be them“, welches in der Anmerk. 3, p. 207 aus Hyde Clarke, Gram. 127 angeführt ist, muss ich mir erlauben, trotz diesem Grammatiker, als shockingly vulgar oder doch als „illiterate“, auch wenn, wie ich wohl weiss, von school boys and girls und solchen, die es zeitlebens bleiben, ziemlich allgemein gebraucht, zurückzuweisen.

p. 220, Anmerk. 4 citirt Storm als Beleg dafür, dass Marryat's Sprache „ziemlich uncorrect (incorrect) und nachlässig“ sei, folgende Stelle aus Peter

Simple (3): „Like all mothers, she liked he greatest fool which she had presented to my father, better than all the rest" und fügt hinzu: „Uebrigens meinen einige Grammatiker, wenn ich mich nicht irre, dass babies nicht berechtigt sind, das Rel. who nach sich zu nehmen, sondern sich mit which begnügen müssen." Mir ist diese Regel nirgends begegnet. Sei dem indessen wie ihm wolle, darauf kommt es mir hier nicht an. Wohl aber möchte ich aus dieser Stelle eine Bestätigung meiner Auslegung des „you will tender me a fool" (Hamlet I, 3. 109) herleiten, wonach sie zu übersetzen wäre: „Du wirst mir noch ein Kind überreichen." Die gewöhnliche Erklärung, die auch Schmidt noch anführt: you will show me a fool, i. e. be a fool scheint mir nämlich durchaus nicht zutreffend, wenn man den Zusammenhang bedenkt. Schlegel muss die Stelle übrigens ganz in meinem Sinne aufgefasst haben und ist es nur euphemistisch, wenn er so schön und treffend übersetzt: „Sonst ... trägt eure Narrheit noch euch Schaden ein." Weshalb man in Deutschland von dieser, wie mir scheint, so einleuchtenden Auslegung abgewichen, ist mir unerklärlich.

S. 279 Anmerk. 1 sagt der Verf.: „An einer Stelle bei Dickens findet sich in der Tauchn. Ausg. das vulg. which it, wo der Verf. selbst spricht: Mrs. Crupp, affecting to be very careful of the brandy which it was all gone — thanked me with a majestic curtsey, and retired, Copperf. p. II, 197. Aber it fehlt hier in den engl. Ausgaben (wenigstens den neueren, die mir zur Hand sind), und rührt bei Tauchnitz vielleicht von einem engl. Setzer her." Ich kann nun dem Herrn Verf. aus bester Quelle versichern, dass die Stelle in der engl. Originalausgabe, nach welcher die Tauchn. Ausgabe gedruckt ist, genau so lautet, wie sie hier angeführt ist und von keinem Setzer herrührt, was eine vom Verleger nie gestattete Eigenmächtigkeit sein würde. Uebrigens irrt Herr Storm, wenn er die fragl. Worte für vom Verf. selbst gesprochen hält; denn gerade die parenthetische Form, in welcher sie auftreten, deutet darauf hin, dass sie Mrs. Crupp in den Mund gelegt oder besser ihr nachgesprochen sind.

Aufgefallen ist mir, dass zur Bemerkung Alfred's aus Queen's Engl. 19 (p. 285) über die Verwechselung von lay und lie besonders bei „Eton men" nicht die berühmte Stelle in Byron's Childe Harold: „There let him lay" (C. IV, 180), über die so viel geschrieben und gestritten worden (und zwar erst vor etwa zwei Jahren wieder in der Times), nicht mit angeführt worden ist. Byron war freilich wie bekannt kein „Eton", sondern ein Harrow man; es dürfte diese Verwechselung also beiden Gymnasien gemeinsam sein.

Wenn der Verf. glaubt: „Professor in the University" (p. 302, Anmerk. 1 und anderswo) sei ein Amerikanismus, so irrt er. Mir liegen vor eine Londoner Ausg. von „The Theory of Moral Sentiments" von Adam Smith, wo es ebenfalls heisst: Professor of Moral Philosophy in the University of Glasgow. Ebenso: Memoir of Sir William Hamilton, Bart. Professor of Logic and Metaphysics in the University of Edinburgh by John Veitch, M. A. Professor of Logic and Rhetoric in the University of Glasgow. Ebenso: Locke by Thomas Fowler Professor of Logic in the University of Oxford. London: Macmillan and Co. 1880. S. auch Mätzner Nr. 1, p. 340, Aufl. von 1864.

Trotz des englischen Correspondenten, der (p. 336, Anmerk. 2) dem Verf. schreibt: „Make a visit, I should say, is not English", muss ich doch die Behauptung aufstellen, dass es mir in neueren Romanen so häufig begegnet ist, dass es sich jetzt vollständig eingebürgert zu haben scheint, wiewohl ich es selbst bis vor nicht langer Zeit deutschen Schülern stets als Fehler angerechnet habe. Citate stehen mir leider nicht zu Gebote, da ich bei meiner Lectüre der englischen Romane in der Tauchnitzschen Ausgabe als Corrector nicht die Zeit habe, mir einen Citatenschatz für auffallende Sprachphänomene oder zweifelhafte und streitige Punkte anzulegen. Ich muss den Leser daher bitten, mir aufs Wort zu glauben; was er vielleicht

um so eher thun wird, wenn ich ihm sage, dass ich vereideter Dolmetscher der engl. Sprache bin.

Zu S. 346. Auch aus den Anmerk. zu Fish out of Water könnte ich so manche unrichtige Erklärung anführen; doch liegt mir nur die erste Auflage vor, und da seitdem bereits eine dritte erschienen ist, so dürfte ich dem Herausgeber Unrecht thun, wollte ich die falschen Erklärungen der ersten hier berichtigen.

Auf S. 347 heisst es: Von Dichtern wird es genügen, Namen zu nennen, wie Walter Scott, Byron, Th. Moore, Tennyson und den Amerikaner Longfellow. Sehr geschätzt werden (und wurden früher noch mehr) Wordsworth, Southey und Coleridge (the Lake School), nebst Shelley. Diese und die folgende Stelle, wo nur noch Thomas Hood als Humorist, Swinburne als eine neuere realistisch-sensualistische Richtung vertretend und Browning genannt werden, sind, wie überhaupt der Abschnitt „Poesie", das Ungenügendste im ganzen Werke. Freilich werden in den folgenden Abschnitten noch einige Dichter des achtzehnten, dann des siebzehnten und Schlusses des sechzehnten Jahrhunderts und Ausgaben ihrer Werke genannt, aber auch dies, mit Ausnahme Shakespeare's, nur sehr lückenhaft. Unser Jahrhundert, denke ich, hätte doch etwas ausführlicher behandelt werden sollen. Dabei muss ich bemerken, dass Moore kaum zwischen Byron und Tennyson genannt zu werden verdiente, ausser Longfellow jedenfalls, Bryant und Poe als amerikanische Dichter hätten genannt werden müssen und Shelley jetzt noch mehr, ja weit mehr als früher, von vielen sogar als der grösste Dichter seit Shakespeare überhaupt geschätzt wird. Neben „Course of English Literature IV Victorian Poetry (1837—75) selected and arranged by C. van Tiel. Leiden, Brill 1879" (ibid.) hätte vor Allem „Victorian Poets by Edmund Clarence Stedman, London, Chatto and Windus, 1876" erwähnt werden müssen. Es ist dies das beste Stück Literaturgeschichte in der englischen Sprache und der Verfasser selbst ausgezeichneter amerikanischer Dichter.

Zu S. 358 muss ich mir erlauben zu bemerken, dass weder „rake" noch „spark" irgendwie veraltet sind.

Was der Verf. über Shakespeare und die englische Bibelübersetzung beibringt, legt ein glänzendes Zeugniss dafür ab, dass er auch in diese beiden Gebiete tief eingedrungen ist, und wenn er sich auch dagegen verwahrt, die Absicht gehabt zu haben, sie erschöpfend zu behandeln, so kann man doch viel aus beiden Capiteln lernen.

Ganz besonderes Lob muss der Beherrschung der deutschen Sprache seitens des Verfassers gespendet werden. Ich habe fast nirgends eine Abweichung von dem gewöhnlichen Sprachgebrauch entdeckt und dabei ist die Darstellung fliessend und dem Inhalte ganz angemessen, so dass es ein Vergnügen ist, das Buch zu lesen. Auch der Druck ist rühmenswerth correct und die Ausstattung vorzüglich. Nur die englische Sylbenabtheilung, namentlich von S. 304 ab, ist fehlerhaft und muss bei der nächsten Auflage, die gewiss nicht lange auf sich wird warten lassen, sorgfältig revidirt werden.

Ich wäre nun mit meiner kleinen Nachlese zu Ende und glaube nicht weiter nöthig zu haben, das Buch allen Fachgenossen, älteren und jüngeren, angelegentlich zu empfehlen. Ehe ich jedoch schliesse, gestatte man mir, auf noch einen darin erwähnten Punkt, bei dem ich betheiligt bin, zurückzukommen und wie eingangs so auch am Schluss ein Wort pro domo zu reden.

Die Besprechung des Lucas'schen Englisch-Deutsches und Deutsch-Englisches Wörterbuch (p. 130) schliesst Storm mit dieser ihm von Herrn H. J. Meyer, Chef des Bibliographischen Instituts in Leipzig, gemachten Mittheilung:

„Die neue, gänzlich umgearbeitete Ausgabe des ‚Lucas' wird im Verlage des Bibliographischen Instituts in Leipzig erscheinen, welche das Verlagsrecht des Werkes käuflich erworben hat. Das Werk wird im nächsten

Jahre (1880) zu erscheinen beginnen. An seiner Redaction sind die berühmtesten Kräfte (F. H. Stratmann in Krefeld und E. Müller in Köthen) betheiligt."

Thereby hangs a tale und zwar eine für mich tief kränkende, ohne dass es mir bei der Sachlage möglich ist, vor Gericht klagbar zu werden. Ich gebe die Sache daher der Beurtheilung dem grösseren Forum der öffentlichen Meinung anheim.

Vor einigen Jahren besuchte mich Herr H. Credner (Firma Veit & Co., Leipzig), der frühere Besitzer des Lucas'schen Wörterbuches, und frug mich, ob ich die Bearbeitung der nöthig gewordenen neuen Auflage des von ihm kürzlich käuflich erworbenen Werkes übernehmen wolle, wozu der Herausgeber des Archivs mich ihm besonders empfohlen habe. Ich erklärte mich bereit dazu, doch nur unter der Bedingung, da meine Zeit zu beschränkt sei, um eine so umfassende Arbeit allein zu übernehmen, dass mir noch andere Kräfte zugesellt werden, was Herr Credner denn auch zusagte. Er liess dann auf meinen Vorschlag zunächst folgende „Bitte" in meinem Namen in deutscher und englischer Sprache drucken, und versandte sie zur Aufnahme an eine grosse Zahl deutscher und englischer Zeitungen. Sie lautete:

Bitte.

Mit der Redaction der neuen Auflage des englisch-deutschen Wörterbuches von Newton Irving Lucas beschäftigt, bitte ich alle Diejenigen, welche beim Gebrauch dieses Wörterbuches Fehler oder Auslassungen entdeckt haben, mir ihre Notizen freundlichst durch Vermittelung der Verlagsbuchhandlung von Veit & Comp. in Leipzig zugängig zu machen und mich so in meinem Bemühen, die neue Auflage in möglichster Vollkommenheit herzustellen, zu unterstützen. Dr. D. Asher."

Später theilte mir Herr Credner mit, er habe die von mir genannten Herren als Mitarbeiter gewonnen und empfehle er eine vorläufige Verabredung zwischen ihnen und mir behufs Feststellung eines Arbeitsplanes. Zugleich bat er mich um Aufstellung eines solchen, was ich denn auch that, jedoch mit Hinblick auf die stattzufindende Conferenz nur in skizzenhafter Weise. Die Angelegenheit verzögerte sich indessen: es verging Jahr und Tag, ohne dass eine Conferenz stattfand und ohne dass ich von Herrn Credner etwas Weiteres oder Bestimmteres hörte. Endlich kam ein Herr Minde von hier zu mir mit der Absicht, mir im Namen des obgenannten Herrn Meyer, dessen Agent er damals war, die Bearbeitung eines neuen deutsch-engl. Wörterbuches zu übertragen und machte mir die Mittheilung, dass das Lucas'sche in den Verlag des Herrn Meyer übergegangen sei. Herr Credner hatte es also nicht einmal für nöthig befunden, dem Manne, mit dem er angeknüpft und dessen Namen als Herausgeber der neuen Auflage er durch alle Zeitungen hatte verbreiten lassen, den Verkauf des Werkes anzuzeigen. Meine schriftliche Beschwerde darüber hat er unbeantwortet gelassen; er ist ja sicher vor der Strafe des Gerichts, da er ja nun keine Verpflichtung mir gegenüber mehr hat. Herr Minde, seinerseits, machte mir Vorspiegelungen betreffs Lucas und als meine Geduld erschöpft war und ich schriftliche Antwort von ihm verlangte, wie es mit der Bearbeitung der neuen Auflage stehe, wagte dieser Mann es, der hier in nichts weniger als gutem Rufe steht und mit dem Herr Meyer, wie dieser mir ohnlängst auf meine dessfallsige Anfrage sagen liess, keine Verbindung mehr hat, mir auf malitiöse Weise mitzutheilen, mir werde die Herausgabe der neuen Auflage nicht übertragen werden. — Zwischen zwei Stühlen nun falle ich zu Boden und mein Name ist compromittirt, ohne dass ich mir Genugthuung verschaffen kann; denn wie gesagt, Herr Credner hat keine Verpflichtung mehr gegen mich, und Herr Meyer hat ja keine solche beim Kaufe übernommen. Allein, ich frage, ist das eine Art und Weise, gegen

einen Mann, den Herr Prof. Dr. Herrig ausdrücklich empfohlen hat, zu verfahren und ist diese Verfahrungsweise anständig oder gerecht? Uebrigens alle Achtung vor den lexicalischen Leistungen des Herrn Stratmann und besonders des Herrn E. Müller. Ist aber die Bearbeitung eines Wörterbuches des Altenglischen und selbst ein etymologisches Lexicon der engl. Sprache wie Herrn Müller's eine Gewährleistung, dass sie mir in der Beherrschung des Neuenglischen, welches ja doch die Hauptsache im Lucas ist, ebenbürtig oder gar überlegen sind? Es ist ja möglich, dass dies der Fall; Beweise dafür aber liegen meines Wissens nicht vor; während ich mir schmeicheln darf, deren als langjähriger Mitarbeiter englischer Zeitschriften, darunter das Athenæum, Uebersetzer mehrerer Werke, zuletzt Lazar Geiger's „Zur Entwickelungsgeschichte der Menschheit etc." und Verfasser des „Essay on the Study of Modern Languages", „Exercises on the Habitual Mistakes of Germans in English Conversation" u. A. mehr, hinreichend geliefert zu haben. Gerade bei meiner letzten obengenannten Uebersetzung Geiger's habe ich die Mangelhaftigkeit aller vorhandenen deutsch-englischen Wörterbücher so tief empfunden und ist sie mir so recht nahe gelegt worden, dass ich die Absicht habe, bei Gelegenheit mich öffentlich des Weiteren darüber auszusprechen. Ich werde nun abwarten, ob die Herren Stratmann und Müller etwas Vollständigeres, als selbst Lucas jetzt ist, zu Tage fördern werden. Auch zu Hoppe's nicht genug zu rühmendem Supplement-Lexicon könnte ich einen ziemlich reichhaltigen Nachtrag liefern. Gerade diese vorzügliche Leistung aber war es, die mich bei der Uebernahme der Redaction der neuen Auflage des Lucas'schen Wörterbuches bedenklich machte; denn ich sagte mir, das darin aufgespeicherte Material müsste doch, wenn auch in abgekürzter Form, in Bausch und Bogen der neuen Auflage einverleibt werden und wie sollte Herr Dr. Hoppe sich das gefallen lassen? Ohne seine und seines Verlegers Erlaubniss konnte das doch nicht geschehen: war es denkbar, dass sie sie ertheilen würden? — Wie sich die jetzigen Herausgeber dazu verhalten werden, ist meine Sache nicht. Ich bin aller Sorgen und Schwierigkeiten enthoben und soll es mich freuen, wenn die genannten Herren etwas wirklich Brauchbares zustande bringen. Ich musste aber einmal meinem Herzen Luft machen und der Welt erzählen, wie gewisse Verleger gegen Schriftsteller und Männer der Wissenschaft verfahren. Ich könnte freilich ein ähnliches Lied von so manchen Redactionen erzählen, wo also ein Schriftsteller den anderen nicht besser behandelt, als die Verleger; allein ich halte es für besser bei meinen Lebzeiten darüber zu schweigen. Meine Söhne mögen nach meinem Tode — ich stehe bereits in meinem 63. Jahre — das Ihrige für ihren Vater thun und die Namen derjenigen deutschen und englischen Redacteure, die ihn so tief gekränkt und ihm in einigen Fällen so schmähliches Unrecht zugefügt haben, der Oeffentlichkeit preisgeben — dies mag mein Trost sein, während mein Mund verstummt und nur diesen langverhaltenen Schmerzensschrei endlich ausstösst.

Leipzig, Ende März 1881. Dr. David Asher.

---

1) Warren Hastings by Lord Macaulay. Schulausgabe mit erläuternden Anmerkungen von Prof. Dr. Immanuel Schmidt. Mit einer kolorierten Karte. Berlin 1880. Haude- und Spener'sche Buchh. (F. Weidling). XXIV u. 239 S.

2) Warren Hastings by Lord Macaulay, grössere Ausgabe. Mit Zusätzen und Exkursen. XXXVI u. 271 S.

Die vorliegende Ausgabe des viel auf Schulen gelesenen Essay von Macaulay über Warren Hastings reiht sich ebenbürtig an die beiden Be-

arbeitungen des Christmas Carol an, welche das erste Heft der Sammlung engl. Klassiker von I. Schmidt bilden. Auch hier ist dieselbe Methode beibehalten, dem Schüler eine kürzere Fassung in die Hand zu geben, während die grössere Ausgabe für Lehrer und Studierende bestimmt ist.

Die Schulausgabe giebt in der kürzer gefassten Einleitung Macaulays Leben und einen beiden Ausgaben gemeinsamen Ueberblick über die Geschichte Indiens bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts, während die grössere Ausgabe Macaulays Leben ausführlicher behandelt und namentlich eine eingehende Würdigung des Verfassers als Historiker und Stilist giebt. Es folgt der beiden Ausgaben gemeinsame Text mit Anmerkungen (218 S.) und eine Uebersicht über die Aussprache der Namen und Fremdwörter. In der grösseren Ausgabe schliessen sich daran noch 30 Seiten Zusätze und Erläuterungen, und in einem Vorwort spricht sich der Herausgeber über die Gründe aus, welche ihn zum Kommentieren des Essay bestimmt haben, und die von ihm befolgte Methode.

Wie nach den bisherigen Leistungen des Herausgebers zu erwarten stand, bildet die neue Ausgabe einen wesentlichen Fortschritt in der Erklärung und Kritik der vorliegenden Schrift; eine Vergleichung mit den sonst gangbaren Ausgaben, besonders von Jäger und Böddeker ergiebt, ausser der sorgfältigen Berücksichtigung des bisher Geleisteten, auf jeder Seite reiches neues Material zur Erläuterung der Schrift, namentlich auch der Anspielungen des Schriftstellers auf längst vergessene oder nicht allgemein bekannte Dinge. Aus der reichen Fülle, die geboten wird, heben wir namentlich die bereits oben erwähnte Würdigung und Kritik Macaulays hervor. Ebenso die ausführliche Darstellung der bekannten Frage, wer der Verfasser der Letters of Junius ist; das neueste Material ist hier benutzt und sorgfältig verarbeitet; der Herausgeber gelangt zu dem Schlusse, dass die Untersuchung als endgültig abgeschlossen angesehen werden kann, und zwar im Sinne Macaulays.

Der ganze Abschnitt des Essay, der von Francis als dem Verfasser der Letters of Junius handelt, ist bei Jäger und Böddeker weggelassen. Wir würden ihn ungern in diesem Essay vermissen, dessen Lektüre übereinstimmend der Prima zugewiesen wird; überhaupt können wir nach den Erfahrungen, die wir selbst mit der Lektüre dieses Essay gemacht haben, uns durchaus dem anschliessen, was I. Schmidt in dem Vorwort zu der grösseren Ausgabe gegen eine solche Verstümmelung des Aufsatzes einwendet. Ausserdem erscheint es durchaus nicht als unbedeutend, dem Primaner die Entstehungsart der Essays von Macaulay an der Art ihrer Einkleidung deutlich machen zu können. Die Abweichungen der späteren Bearbeitung von der ursprünglichen Fassung des Essay werden in den Erläuterungen zu der grösseren Ausgabe ausführlich besprochen, ebenso die Gründe, welche Macaulay zu den Aenderungen veranlassten. Hiermit wird die bei einem so modernen Schriftsteller mögliche Textkritik geübt. Interessant ist namentlich auch die Goldsmith betreffende Aenderung. Erläuterungen p. 227. 228.

Ueber das Mass dessen, was dem fleissigen Schüler als Hilfsmittel bei der Vorbereitung in einer Schulausgabe geboten werden soll, können die Ansichten natürlich auseinandergehen, und die Entscheidung ist oft schwierig, wie der Herausgeber selbst im Vorwort zur grösseren Ausgabe bemerkt. Wir können seinen dort ausgesprochenen Ansichten im ganzen durchaus beipflichten, auch in Bezug auf die Sparsamkeit, die er für etymologische Bemerkungen empfiehlt. Blosse Uebersetzungen hat I. Schmidt mit Recht vermieden, vielmehr die Worterklärung mit kurzen synonymischen Bemerkungen verbunden, deren Zweckdienlichkeit er hier, wie auch schon in dem Kommentar zum Christmas Carol, mit Recht hervorhebt. Neuere Versuche, eine engl. Synonymik für Schulen herzustellen, scheinen uns derartige Bemerkungen nicht überflüssig zu machen.

Namentlich dankenswert erscheinen uns die zahlreichen Bemerkungen des Herausgebers über englische und indische Verhältnisse, besonders des öffentlichen Lebens, Geschichte und Literatur, da gerade in dieser Beziehung unsere Schrift manche Schwierigkeit bietet und nicht überall und nicht jedem die Hilfsmittel leicht zugänglich sind. Jäger bietet hierin entschieden zu wenig; Böddeker geht weiter, ist aber nicht ausreichend. Man vergleiche beispielsweise das von Böddeker und Schmidt zu „a true bill“ Gesagte, wo schon Lucas im wesentlichen das Richtige giebt, die Anmerkungen zu Regulating Act, foundation, student ship, Cowper, buccaneer, the degree of Doctor of Laws u. a.

Als ein Vorzug der neuen Ausgabe des Essay erscheint es uns, dass die Karte die englischen Namen giebt und mit dem Texte übereinstimmt.

Soweit uns bisher möglich gewesen ist zu urteilen, ist I. Schmidts Arbeit als ein vorzügliches Hilfsmittel für den Unterricht im Englischen zu begrüssen. Im einzelnen bemerken wir noch, dass die aus L. Mahon übernommene Notiz: Sepoys — a corruption from the Indian word sipahi, a soldier, die sich auch bei Böddeker findet, nicht genau ist; Scheler und Littré geben unter spahi das Richtige. Bei der Aussprache des Namens Dupleix wird auf die französische Aussprache des Wortes verwiesen, die nach Lesaint schwankend ist (auch bei Sachs); im Namen des Gouverneurs soll nach ihm das *x* gesprochen werden; englische Wörterbücher lassen es stumm.

Die Ausstattung ist gut, sinnentstellende Druckfehler sind uns bisher nicht aufgefallen, ausser etwa p. 63 gentleman (für gentlemen). Buchstabenfehler, wie Nuncomars (f. Nuncomar's) p. 39, neigbourhood (f. neighbourhood) p. 46, raee (f. race) p. 53, politican (f. politician) p. 60 u. ä., auch das Datum 1878 (f. 1778) p. 94 sind beim Gebrauche leicht zu beseitigen und fallen bei einer neuen Auflage von selbst fort, die wir dem Buche von Herzen recht bald wünschen. H. Bieling.

Inventaire sommaire des manuscrits des bibliothèques de France, dont les catalogues n'ont pas été imprimés, publiés par Ulysse Robert. Premier fascicule. Paris, Picard & Champion. XXXVI u. 128 p. 8°.

Mit diesem Werke, dessen erste Lieferung vorliegt, will der thätige Bibliograph und Philolog Ulysse Robert die ungenauen und unvollständigen Handschriftenkataloge der Bibliotheken Frankreichs aus dem Anfange unseres Jahrhunderts ersetzen und einem lebhaften Bedürfniss abhelfen, indem G. F. Hänel's 1829 veröffentlichte Catalogi librorum manuscriptorum qui in bibliothecis Galliae, Helvetiae, Belgiae, Britanniae magnae, Hispaniae, Lusitaniae asservantur, so verdienstlich dies Buch für seine Zeit war, eben so wenig wie der von Migne im XL. Bande seiner Nouvelle encyclopédie théologique unter dem Titel: Dictionnaire des manuscrits ou Recueil des catalogues de mss. existant dans les principales bibliothèques d'Europe im Jahre 1853 mit Verbesserungen und Erweiterungen besorgte Neudruck schon lange nicht mehr genügten. Schon Villemain regte 1841 als Unterrichtsminister die Veröffentlichung von Katalogen der einzelnen Bibliotheken Frankreichs an: so entstand der Catalogue général des manuscrits des bibliothèques publiques des départements, publié sous les auspices du Ministre de l'instruction publique, wovon der erste Band 1849, der vierte 1872 erschien, während die nach Robert jetzt gedruckten Bände 5 und 6 die Handschriftenverzeichnisse der Bibliotheken von Metz, Verdun, Charleville und Douai enthalten sollen, so dass in kurzem alle Bibliotheken

Frankreichs katalogisirt sein werden. Robert's Inventaire sommaire enthält nun im Vergleich zu seinen Vorgängern insofern einen Fortschritt, als hier eine grössere Zahl Bibliotheken aufgeführt ist, deren Handschriften theils nach dem Stoff, theils nach Nummern geordnet werden; einzelne Verzeichnisse früherer Zeit werden mit Verbesserungen nach der neuesten Anordnung reproducirt. Der Inhalt der ersten, ein bequemes Repertorium bildenden Lieferung ist der folgende: Auf die Einleitung folgt pag. XIII—XXXVI eine neue Auflage des zuerst im Cabinet historique veröffentlichten Etat des catalogues des manuscripts des bibliothèques de France. Hiernach werden die Bibliotheken in alphabetischer Ordnung aufgeführt, zuerst: 1) Agen mit 21 Handschriften; 2) Aire mit 4; 3) Aix mit 972; 4) Ajaccio mit 145; 5) Alençon mit 177; 6) Alger mit 1446; 7) Arbois mit 35; 8) Argentan mit 1; 9) Arles mit 105. Als zehnte Bibliothek reiht sich an die des Arsenal in Paris von Seite 66—128; letztere ist eine der reichhaltigsten von ganz Frankreich, und hier übersieht man zum grössten Theile die kostbaren Schätze dieses Depots; denn bei Hänel col. 298—380 und bei Migne col. 1192—1294 war die Arsenalbibliothek äusserst dürftig abgespeist worden. Möchte das zweite Heft recht bald nachfolgen. Freuen wir uns dieser Publication und wünschen wir schliesslich, dass Deutschland dem Vorgange Frankreichs folgen und seine theilweise geschrieben vorhandenen Handschriftenkataloge im Druck veröffentlichen möge!

Programmenschau.

Zur deutschen Privatlektüre, namentlich in den oberen Klassen höherer Schulen. Von Oberl. Dr. Wetzel. Programm der Realschule zu Barmen 1880. 15 S. 4.

Die Abhandlung bezieht sich besonders auf Realschulen. Der Verf. wünscht namentlich für Privatlektüre gute Uebersetzungen altklassischer Musterwerke, dann auch Literaturwerke des Mittelalters, wo möglich in Nachahmung der Farben und der Papierart der Originalwerke in der Weise der Literaturgeschichte von R. König; endlich auch gute Geschichtswerke. Der übrige Inhalt des Programms liegt etwas weitab vom Thema.

Parömiologische Studien. Kritische Beiträge (Forts. u. Schluss). Von Oberlehrer Dr. Kirchner. Programm der Realschule I. O. zu Zwickau 1880. 37 S. 4.

Der erste Teil dieser Abhandlung über das deutsche Sprichwort erschien 1879; das grosse Lob, welches derselbe gefunden, verdient auch der zweite Teil. Der Fleiss, mit dem auch die entlegenste Literatur benutzt ist, der Scharfsinn der Erklärung, die Besonnenheit des Urteils heben die Schrift vor der Mehrzahl der ähnlichen weit hervor. Die reichste Fülle der Belehrung bietet sich auf jeder Seite dar. Aber wie belehrend, so ist die Abhandlung auch ungemein unterhaltend; den Humor, den das Sprichwort bietet, weiss der Verf. zu würdigen und in freundlicher Form uns darzureichen. Nicht um eine absolut vollständige Aufzählung der Sprichwörter ist es dem Verf. zu thun gewesen; er führt freilich auch eine ungemein grosse Menge auf, aber er will nicht ausschreiben, er führt die Bücher an, die mehr bieten. Auch nicht die vulgäre Erklärung war ihm die Hauptsache, diese bietet ja nicht so viel Schwierigkeiten. Sondern in der geschichtlichen Erklärung, in dem Nachweis, wo das Proverbium zuerst vorkommt, ist der Hauptwert der Schrift zu suchen.

Die Abhandlung beginnt, nach der früheren Behandlung der Dialektsprichwörter mit den Lokalsprichwörtern, wie: Eulen nach Athen tragen u. ä, und den auf einzelne Stände bezüglichen; hier wird die gewöhnliche Erklärung der Apotheker als Neunundneunziger zurückgewiesen, die Bezeichnung habe einen ganz äusserlichen Grund, nämlich die das Wort Apotheker bildenden neun Buchstaben seien Veranlassung; gebe man denselben ihren durch die alphabetische Reihenfolge bedingten Zahlenwert und rechne

j als zehnten Buchstaben mit, so resultire als Summe der 9 Buchstaben 99 (1 + 16 + 15 + 20 + 8 + 5 + 11 + 5 + 18). Die zahlreichen Erklärungen des Sprichwortes „Hunde nach Bautzen führen“ widerlegt der Verf. und findet eine neue in historischen Verhältnissen wohl begründete; der Sinn ist: die mir zugemutete Leistung ist noch weniger leicht und angenehm, noch weniger lohnend, als sollte ich Hunde nach Bautzen führen. Hiebei wird auch die Entstehung des Sprichworts „auf den Hund kommen“ erklärt, es stamme aus dem Kasernenleben; wenn dem Soldaten das Geld ausgeht und Mangel an Subsistenzmitteln eintritt, so hilft er sich also, dass er klein geschnittenes Commissbrot mit Salz in Wasser kocht und etwas erborgtes Fett hinzuthut, er nennt das Gericht einen Hund und sagt dem Revisor: Wir sind auf den Hund gekommen. In Bezug auf die auf Städte bezüglichen Sprichwörter bringt Ref. ein draussen im Reiche wohl wenig bekanntes Wort bei: „Er kommt wie der Wirt von Bielefeld d. h. hintendrein“ und in ähnlicher Weise, wie „Lübeck ein Kaufhaus u. s. w.“ sind sämtliche lippische Städte charakterisirt in dem Spruch, welcher beginnt: „Lemgo das Hexennest.“ — Wie bemerkt, hat der Verf. einen ganz besonderen Fleiss darauf verwandt, die Primogenitur der sprichwörtlichen Redensarten nachzuweisen. Er führt zuerst die zahlreichen aus der Bibel stammenden Sprichwörter auf. Dann folgen diejenigen, deren Ursprung aus der Weltgeschichte zu erweisen ist; hiebei wird als bestes Hilfsmittel genannt das Buch von C. von Wurzbach: Historische Wörter, Sprichwörter und Redensarten 1866, daneben K. Steigers Pretiosen deutscher Sprichwörter mit Variationen. St. Gallen 1843. — Es folgen die Sprichwörter, die die Bischöfe, die Aebte, die Mönche kennzeichnen, und dabei ergeben sich feine Erläuterungen, z. B. der Redensart: „einem die Leviten lesen“. Zur Zeit nämlich der bei dem Klerus eingerissenen Demoralisation ward für sie ein Kanon aufgestellt, der sie verpflichtete, sich nach der Morgenandacht vor dem Bischof oder seinem Stellvertreter zu versammeln, um aus dessen Munde ein Kapitel aus der Bibel, besonders aus dem 3. Buche Mose, worin den Leviten eine Reihe religiöser Vorschriften mitgeteilt wird, zur Mahnung zu vernehmen (daher auch „einem das Kapitel lesen, einen abkapiteln“). — Es schliessen sich daran die auf das Leben der weltlichen Herren im Mittelalter zurückzuführenden Redensarten, z. B. etwas im Schilde führen, jemand in Harnisch bringen, sich mit Geduld wappnen, die vielen Redensarten vom Sattel, vom Stegreif, einem die Stange halten (von dem Griesswart bei den Turnieren), in das Gras beissen (von mhd. beizan = erbeizan = absitzen, niederstürzen, fallen, sterben) u. s. w. Wir treten in das Zeitalter der Reformation. „Weder Fisch noch Fleisch“ eig. weder katholische noch protestantische Gesinnung verratend (von den Fastenspeisen entlehnt). Aus der Zeit Friedrichs des Grossen stammt aus dem Munde jener Potsdamer Matrone das Wort: „Pack schlägt sich, Pack verträgt sich.“

Hienach betrachtet der Verf. die Sprichwörter nach dem Wahrheits-Gehalte; einige sind ja absolut, andere relativ wahr, andere bedenklicher Natur. Wieder andere erklären sich gegenseitig. — Mehr als seine Vorgänger untersucht der Verf. die sprichwörtlichen Redensarten, welche durch die Infinitivform sich von den Sprichwörtern unterscheiden. Die sprichwörtliche Redensart spricht ein Urteil aus, zu dem blos das Subjekt zu ergänzen ist; dadurch unterscheidet sie sich von der einfachen Redensart. Wegen ihrer Einteilung könnte man der Grammatik folgen, also zuerst diejenigen zusammenstellen, welche ein copulatives Verbum haben, dann die welche ein Attribut haben (interessant besonders der vielfache Gebrauch der eine Farbe bezeichnenden Adjektive [in rosenrother Laune sein, ein blaues Wunder erleben u. s. w.]), indess die Scheidung ist für das Volk zu gelehrt, das concrete Bild verdunkelt sich, man halte also lieber das Bild fest, also man disponire nach dem vom eigenen Körper, vom Hause, von den Haustieren u. s. w. entlehnten Bildern, also die Proverbien, in denen Kopf, Auge,

Ohr, Nase, Mund, Gesicht, Zehen, Zunge u. s. w. So bietet die Abhandlung zahlreiche Sprichwörter dieser Kategorien und erläutert sie sprachlich und historisch. Unter den von Vorräten entlehnten wird auch erwähnt: „Salz auf den Schwanz streuen“, welche Redensart als aus dem Plattdeutschen stammend bezeichnet wird, als solche aber kann sie nicht heissen, wie hier S. 33 angegeben ist: „Muost äm Solt upm Schwanz schtreien“, das ist nicht plattdeutsch, sondern: „Du most en Solt upn Stärt strüen.“ Zu den von den Tieren entlehnten setzt Ref. ein dem Verf. vielleicht unbekanntes Sprichwort hinzu: „Dafür lass ich den Hasen sorgen“ (= do låt ik den Hasen for sorgen) d. i. wer unbedacht sich in Gefahr begeben, mag selbst sehen, wie er herauskomme.

Deutsche Ortsnamen in Siebenbürgen (Fortsetzung). Von Rektor J. Wolff. Programm des evang. Unter-Gymnasiums zu Mühlbach in Siebenbürgen 1880. 36 S. 4.

Die Abhandlung ist die Fortsetzung der im Programm von 1879 begonnenen Arbeit; wie der erste Teil, zeichnet sich auch dieser durch den ausserordentlichen Fleiss aus, mit dem der Verf. die zerstreuten Materialien von allen Seiten zusammengetragen hat. Es sind die Ortschaften von Härwesdorf bis Reichesdorf aufgezählt, von Nr. 46 bis 85, aber die gleichnamigen dazu unter eine Nummer zusammengestellt. Die grosse Anzahl ist dadurch erklärlich, dass nicht blos die vorhandenen Ortschaften aufgeführt werden, sondern auch die untergegangenen. Wann und wo die Namen zuerst auftauchen, ist mit grösster Sorgfalt untersucht, oft auch eine kurze Geschichte des Ortes beigefügt. So ist die Arbeit ein ungemein wertvoller Beitrag zur Geschichte Siebenbürgens, eine Zugabe zu den Untersuchungen, die das Correspondenzblatt für siebenbürgische Landeskunde und Geschichte bringt. Und bei dieser Gelegenheit möge diese Zeitschrift auch den Lesern des Archivs dringend empfohlen sein, denn sie ist auch für sprachliche Forschungen von grosser Wichtigkeit. In ähnlicher Weise und noch mehr ist die vorliegende Abhandlung zu beachten, da deren Verf. die Etymologie der Ortsnamen sorgfältig untersucht. Solche Ortsnamen wie in Siebenbürgen kommen auch grossenteils in den übrigen deutschen Landen vor, so dienen diese Untersuchungen auch zur Illustration der Namen unserer heimatlichen Ortschaften. So gleich der Name Heidendorf, wie oft begegnen uns ähnliche Zusammensetzungen, wie oft die mit Hagen. Bei den Bemerkungen über das Etymon von Kallesdorf gedenkt der Verf. der Ableitungen von kalt und setzt dazu das ostfries. kolle, hildesheim. kille; Ref. bemerkt, dass die westfäl. Form ist külle. Ungemein schwierig ist die Ableitung des Namens Meschendorf, rätselhaft noch das Etymon von dem Namen Meschede, Meschenich u. ä. Der Verf. stellt verschiedene Ableitungen auf, vielleicht ist die von dem Personennamen Masco treffend, ansprechender erscheint von Esch d. i. im Esch d. i. Saatfeld. — Das nächste Programm wird den Schluss der Abhandlung bringen.

Benennung der Körperteile in Tyrol. Von Dr. Val. Hintner. Programm des akademischen Gymnasiums zu Wien 1879. 16 S. gr. 8.

Der unermüdliche treffliche Dialektforscher bietet uns hier wieder eine leider nur kleine, aber ungemein inhaltreiche Arbeit. Sie behandelt die tiroler Benennungen für den ganzen Körper, den Kopf, das Auge, Ohr, Gesicht und dessen Teile, nämlich Mund, Nase und Kinn, Hals, Hand und Finger; es wird aber Fortsetzung versprochen. Wir staunen und freuen uns über die Fülle der Ausdrücke, die sich in Tirol und besonders im

Iselthale für die bezeichneten Gegenstände erhalten hat. Der Verf. begnügt sich natürlich nicht mit einer einfachen Aufzählung, er fügt auch ausser der sorgfältigsten Hinweisung auf die Wörterbücher selbständige etymologische Forschungen bei. Wir finden unter diesen tiroler Namen viele Neuschöpfungen von Wörtern, und da der schaffende Sprachgenius derselbe geblieben ist, so lässt sich daraus oft Licht schöpfen für die Beurteilung älterer Wörter. So z. B. weist der Verf. darauf hin, dass das Volk die Benennungen für Mund vom Reden oder vom Kauen hernimmt, und da wir dasselbe in anderen indogermanischen Sprachen finden, so wird es wahrscheinlich, dass die jetzt viel verbreitete Meinung, das indogermanische Urvolk habe den Mund als Vorsprung bezeichnet, zurückzuweisen ist; es wäre also germ. mund in der Bedeutung ōs und in der Bed. Schutz (Vor-mund) identisch und stammen beide (mit lat. mandere) von einer Wurzel mit der Bedeutung „zermalmen“. Wir hoffen, dass der Verf. die früher geäusserte Absicht, die Dialektstudien nicht weiter betreiben zu wollen, nicht wahr mache.

Zur Etymologie nordrheinfränkischer Provinzialismen. Dritte Sammlung. Von Oberlehrer Dr. Fuss. Programm der Rheinischen Ritter-Akademie zu Bedburg 1880. 30 S. 4.

Die beiden ersten Sammlungen erschienen in den Programmen derselben Anstalt von 1873 und 1877 und haben mit Recht volle Anerkennung gefunden. Auch die vorliegende, von den Wörtern Maläzig bis Zupp gehend, ist ungemein reichhaltig, sie umfasst nicht weniger als 220 Wörter, und aufs sorgfältigste ausgearbeitet. Der nordrheinfränkische Dialekt ist ein so eigentümlicher, dass die Erklärung der Idiotismen nicht leicht ist; dem Verfasser ist sie bei seiner seltenen Belesenheit und seinem Scharfsinn wohl selten misslungen. Zu dem Worte rif bemerkt Ref., dass im Ravensbergischen rībe = verschwenderisch allgemein üblich ist, auch in der hochdeutschen Umgangssprache.

Bemerkungen und Ergänzungen zu Weigands deutschem Wörterbuch. 4. Stück. Von Oberlehrer Dr. Gombert. Programm des Gymn. zu Gross-Strehlitz O.-S. 1879. 23 S. 4.

Dies vierte Stück reiht sich den andern, die auch im Archiv erwähnt sind, würdig an und lässt nur das Bedauern zurück, dass es das letzte sein soll. Auch hier finden wir wieder die reichste Fülle von Nachträgen zu Weigand, überall Beweise, dass die vorkommenden Wörter schon früher sich finden, als die Belegstellen bei Weigand angeben, auch manches dort ausgelassene Wort, manche Wortform, und über Einzelnes dehnt sich die Besprechung fast zu einer kleinen Abhandlung wie in Grimms Wörterbuch aus. Die Bemerkungen gehen diesmal von dem Worte Wachholder bis zum Buchstaben Z. Die neue Bearbeitung des Weigandschen Wörterbuchs wird nicht allein auf diese Nachträge Rücksicht zu nehmen, jedes Lexikon wird sie bei der ungewöhnlichen Belesenheit und Sorgfalt des Verf. zu beachten haben. Das Wort Kriegsschützen hat der Verf. schon bei Zesen gefunden, es ist wie das Wort herumwirtschaften im D. W.-B. übergangen. Einzelnes ist besonders anziehend oder beachtenswert; so: dass 1735 in Rostock eine Schrift von Philippi erschien unter dem Titel: „Cicero ein grosser Windbeutel“, über „während“ in participialer Construction noch bis in unser Jahrh. hinein, über „Weltbürger“, „Wiesel“, „Wurst wieder Wurst“, die Bemerkung, dass der Druckort des Programms entgegen den Generalstabskarten und der Kiepertschen Karte durch das h in der amtlichen Schreibweise entstellt ist. Zum Schluss stehe hier die Bemerkung über den mär-

kischen Dialekt: „Möchte doch ein in der Mark wohnhafter wissenschaftlich befähigter und dabei mit dem Dialekt eines wenn auch nur begrenzten Landstriches seiner Heimat völlig vertrauter Märker Lust zu genauer und methodischer Durchforschung der märkischen Dialekte fassen! Oder sollen wir wirklich warten, bis etwa ein strebsamer Japanese sich an diese Aufgabe macht?"

Zur Erinnerung an Friedrich Ludwig Karl Weigand. Von Dr. Otto Bindewald. Programm der Realschule zu Giessen 1879. 112 S. 8.

Es war am 30. Juni 1878, als viel zu früh für die Wissenschaft einer der gründlichsten Germanisten, Weigand in Giessen, durch den Tod aus seiner bis zum letzten Tage fortgesetzten Thätigkeit abberufen wurde. Obschon er in den letzten Jahren allein seinem akademischen Berufe und seinen wissenschaftlichen Arbeiten gelebt hatte, war er doch so lange Jahre erst Lehrer, dann Direktor der Realschule zu Giessen gewesen, dass diese Anstalt mit Recht es für ihre Pflicht hielt, zuerst ihm einen Nachruf zu widmen. Wir müssen uns freuen, dass dies Amt einem seiner Schüler und Collegen übertragen ist. Herr Dr. Bindewald, in der gelehrten Welt durch seine oberhessische Sagensammlung bekannt, hat uns in diesem Programm eine ausführliche und gründliche Lebensbeschreibung Weigands geliefert. Er hat den brieflichen Nachlass Weigands und mündliche Mitteilungen benutzen können, so dass schwerlich seinem Fleisse etwas entgangen ist. Die mit Liebe geschriebene Arbeit verdient von jedem Schulmann gelesen zu werden. Sie führt uns das Lebensbild eines Mannes vor, der aus den drückendsten Verhältnissen durch eigene Kraft, durch den lebendigsten wissenschaftlichen Eifer sich emporarbeitete zu der hervorragenden Stellung, die er in seiner Wissenschaft einnimmt. Weigand ist in allem Autodidakt gewesen, er hat kein Gymnasium besucht, er hat als seminaristisch gebildeter Hauslehrer in der Familie v. Müffling sich die Kenntnisse und die Geldmittel erworben, um eine Universität beziehen zu können, er hat nie eine germanistische Vorlesung gehört, er hat dennoch eine germanistische Professur in Giessen gegründet; seine Selbstlosigkeit, seine Liebe zu seiner Wissenschaft ist bewundernswert. Der Autodidakt hat sich die trefflichsten Kenntnisse erworben, er stand mit den Koryphäen seiner Wissenschaft in fleissigem Briefwechsel, rührend ist sein liebevolles Verhältnis zu Schmeller und den Brüdern Grimm. Vor allem sein Wörterbuch, welches ja jedem deutschen Schulmann unentbehrlich ist, dann seine Arbeit an dem Grimmschen Wörterbuche werden ihn unvergesslich machen. Die vorliegende Lebensschilderung verbreitet sich vorzüglich über Weigands wissenschaftliche Arbeiten, sie bringt auch ein vollständiges Verzeichnis seiner kleineren Arbeiten, Kritiken u. s. w., wir verdanken ihr aber auch, was gern hervorgehoben wird, manche schöne Auszüge aus Briefen von und an Weigand. Die Abhandlung sei nochmals der gesamten deutschen Schulwelt empfohlen.

Der Einfluss lateinischer Quellen auf die gotische Bibelübersetzung des Vulfila. Von Dr. Wilhelm Bangert. Programm des Gymnasiums zu Rudolstadt 1880. 26 S. 4.

Der Verf. erhebt die von dem Herausgeber des Vulfila, Bernhardt, ausgesprochene Vermutung, dass Vulfila neben seiner griechischen Vorlage auch die lateinische Uebersetzung zu Rate gezogen, zur Gewissheit. Vulfila hat sich bekanntlich mit grösster Treue an den griechischen Text angeschlossen; daher sind auch die kleinsten Abweichungen beachtenswert,

Mit dem sorgfältigsten Fleisse hat der Verf. diese im Evang. Matthäi, Ev. Johannis, im Römer- und in beiden Korintherbriefen aufgesucht, und da Uebereinstimmung mit dem lateinischen Text der Itala gefunden. Diese Anlehnungen an die Itala sind als ursprüngliche anzusehen, während Aehnlichkeiten mit der Vulgata selbstverständlich für spätere Aenderungen zu halten sind. Am öftersten zeigt der Codex Brixianus aus dem 6. Jahrh. in den Evangelien, der Codex Claromontanus, ebenfalls aus dem 6. Jahrh., die Einwirkung des Lateinischen auf das Gotische; also stehen diese beiden den von Vulfila benutzten am nächsten oder es ist nach ihnen der gotische Text interpolirt.

Der Heliand und die Praefatio. Von Dr. Paul Giseke. Programm des Gymnasiums zu Erfurt 1879. 22 S. 4.

Die zuletzt von Schulte vorgetragene Ansicht über die Praefatio war, dass der Verfasser die in derselben vorhandenen Widersprüche aus der Legende von Caedmon bei Beda schon herübergenommen habe, dass die Praefatio eine dem Beda ursprünglich angehörige, in ungeschickter Weise zum Zweck der Fälschung nacherzählte Darstellung sei. Indessen bei Beda finden wir diese Widersprüche nicht, sondern allein in der Praefatio, nicht in den versus, die Beda folgen, wie Sievers nachgewiesen, wonach es wahrscheinlich ist, dass diese nach Analogie der angelsächsischen Legende gedichtet sind, dass aber die Details der Erzählung geändert wurden, weil sie auf einen anderen Helden bezogen werden sollte. Der letzte Teil der Praefatio, von Sievers mit B bezeichnet, wird als Interpolation angesehen. Aber auch in A hat Sievers Ausscheidungen vorgenommen; noch mehr scheidet der Verf. dieser Abhandlung aus. Die Interpolation ist in England gemacht; die Worte derselben passen nur auf den englischen Codex. Dazu nimmt der Verf. eine doppelte Interpolation an, die erste in A, die zweite viel spätere, als B bezeichnet. Danach gibt er S. 7 den nach seiner Ansicht ursprünglichen Text. Er ist verfasst zu Lebzeiten Ludwigs des Frommen. Passt nun aber die gereinigte Praefatio wirklich auf den Heliand? Die Praefatio sagt, dass der Dichter das alte und neue Testament dichterisch in deutsche Sprache übertragen habe. Sievers hat nun ein grosses Bruchstück aus einer Dichtung des alten Testaments gefunden, welches denselben Verfasser hat wie der Heliand. In der sog. Genesis, einem der angelsächsischen Gedichte, die fälschlich unter Caedmons Namen gehen, befindet sich ein Stück, 600 Verse, von Sievers mit B bezeichnet, welches sich von den andern Versen stark unterscheidet, in seinem Formelschatz auch von allen angelsächsischen Gedichten abweicht, dagegen die auffallendste Aehnlichkeit mit dem Heliand zeigt. Da nun unzweifelhaft der Heliand ein ursprünglich altsächsisches Gedicht ist, so ist es auch das Bruchstück B. Die Grundlage von B der Genesis war ein Werk des Helianddichters. Doch sind die Verse in B nicht ein Bruchstück des verloren gegangenen ersten Teiles des Heliand, sondern der Helianddichter scheint nach Vollendung des erhaltenen Gedichts noch eine Reihe von Erzählungen aus dem alten Testament verfasst zu haben. Somit hat uns die Praefatio Wahres über den Umfang der dichterischen Thätigkeit des Verfassers des Heliand berichtet. Danach dürfen wir auch ihren übrigen Angaben Glauben schenken, d. h. dass Ludwig der Fromme einen berühmten sächsischen Dichter beauftragte, die Bibel poetisch zu übertragen, dass derselbe zuerst die vorzüglichsten Abschnitte der Evangelien auswählte, dann einige Partien des alten Testaments vornahm. Hauptquelle des Dichters war Tatians lat. Evangelienharmonie, aber er hat sie sehr frei benutzt. Als Quellen nachweisbar sind auch Hrabanus Maurus, Beda, Alcuin, eine Predigt des h. Gregorius, ein latein. Kirchenhymnus; auf andere weist das Bruchstück B der Genesis hin. Es ist notwendig, dass der Dichter latei-

nisch verstanden hat, er wählte ja bald aus diesem bald aus jenem Schriftsteller. Er war also ein Mann von gelehrter, geistlicher Bildung. Da er aber als ausgezeichneter Dichter unter den Seinen schon galt, als er den Auftrag erhielt, da er sich mit der Poesie und Kunst seines Volkes aufs innigste vertraut zeigt, so ist es wahrscheinlich, dass er in seiner Jugend die alten Lieder seines Volkes als fahrender Sänger sang, dann in ein Kloster trat und sich nun theologische Bildung aneignete. Die Untersuchung der Quellen, hier des Commentars des Hrabanus Maurus zum Matthäus, belehrt uns, dass der Heliand in den Jahren 825—835 vollendet ist. Nach Heine ist das Münsterland als die Heimat des Dichters und als die Gegend, in der er als Geistlicher verweilte, zu betrachten.

Ueber Konrad, den Dichter des deutschen Rolandliedes. Von Oberl. Dr. W. Wald. Programm des Gymnasiums zu Wandsbeck. 20 S. 4.

Der Dichter heisst Pfaff Konrad, Diener eines Herzogs Heinrich, auf Wunsch der Gemahlin desselben, einer königlichen Prinzessin, hat er das französische Buch übersetzt. Das wissen wir aus dem Gedichte. Der Herzog war ein Herzog von Baiern; darum wird im deutschen Gedichte der Baiernherzog Naimes und die Baiern vor allen gefeiert. Als jenen Herzog Heinrich nahm W. Grimm Heinrich den Löwen, als Abfassungszeit 1173—77 an. Schade dachte dagegen an Heinrich den Stolzen; er führte für sich grammatische Gründe an, ferner offenbare Beziehung der Kaiserchronik auf unser Lied. Aus gleichen Gründen, besonders aber wegen des Umlauts von a entscheidet sich der Verf. vorl. Abhandlung für Schades Ansicht, nimmt ferner an, die Uebersetzung sei nach 1127, dem Vermählungsjahre Heinrichs und Gertruds gemacht. Nach einer Urkunde, die von einer nach Ostern 1131 von Heinrich dem Stolzen nach Paris unternommenen Reise berichtet, nimmt der Verf. an, dass Konrad auf diese Reise anspiele, der früheste Zeitpunkt der Abfassung also 1131, die äusserste Grenze 1138 sei. Den geistlichen Stand des Dichters verraten die vielen kirchlichen Wendungen, die im französischen Texte nicht vorkommen; Abscheu gegen die Sünde, Hass gegen die Heiden wird gepredigt. Dass er Kapellan am herzoglichen Hofe gewesen, hat viel für sich. Daraus ergibt sich, dass er in Regensburg gedichtet hat. Dass er Rheinfranke gewesen, dafür liegen keine genügende Beweise vor. Dass er mit dem Abte Konrad von Tegernsee (1134—1155) dieselbe Person sei, ist nicht unwahrscheinlich; dann hätte er vor 1134 geschrieben. Er übersetzte erst den französischen Text in das Lateinische, dies dann ins Deutsche; lateinische Flexionen finden sich noch genug vor. Seine Uebersetzung ist reich an Fehlern und Missverständnissen; sie ist keine künstlerische Bearbeitung, daher ist er nicht frei von Widersprüchen, Ungenauigkeiten, sehr lockeren Verbindungen, ohne Schwung der Darstellung. Für die letztgenannten Mängel führt der Verf. mehrere Beweisstellen an.

Kaisertum und Kaiser bei den Minnesängern. Von Karl Menge. Programm des Gymnasiums an Marzellen zu Köln 1880. 34 S. 4.

Die Abhandlung ist ein Teil einer später zu veröffentlichenden grösseren Arbeit, welche die Stellung des Kaisertums nach innen und nach aussen, so wie Kaiser und Reich als blosse Mittel des poetischen Ausdrucks behandeln soll. Wir erhalten so ein wesentliches Stück der Weltanschauung der Minnesänger. Der Verf. hat zu seinem Zwecke die Dichter auf das sorgfältigste studirt und die einschlägliche geschichtliche Literatur ebenfalls im

weitesten Umfange herangezogen. Er behandelt hier die Titel und Insignien des h. römischen Reiches und zwar zuerst die Bezeichnungen für die deutschen Könige und Kaiser. Aus der Fülle des Stoffes muss es hier genügen die Ergebnisse kurz anzuführen. Demnach haben die Dichter mit dem Namen des Kaisers es nie ganz streng gehalten; nach der Kaiserkrönung pflegen sie den Herrscher nicht mehr König zu nennen. Dagegen im allgemeinen Sinne ist die Anwendung der Bezeichnungen Kaiser, König eine so wechselnde, dass es verkehrt ist darauf zuverlässige chronologische Schlüsse über die Gedichte aufbauen zu wollen. Seit Friedrich I. erscheinen den Minnesängern die deutschen Könige und Kaiser als die Nachfolger der alten römischen Kaiser und das deutsche Reich als Fortsetzung des imperium Romanum; am häufigsten ist das Prädikat Vogt von Rom. — Wir kommen zu den Ausdrücken für das Reich und die Reichsinsignien. Deutschland heisst schlechthin das Reich, auch mit dem Zusatz römisch; das riche steht auch für sein Oberhaupt. Auch krone ohne Zusatz bezeichnet die Krone des deutschen Reiches. Die Insignien und namentlich die Krone spielen eine grosse Rolle, auch der Waise in der Krone. Selten erscheint mit der Krone das Scepter verbunden. Wenn mit der Krone der Sper verbunden ist, so ist das die berühmte Reichslanze, mit dieser Lanze oder Fahne wurden die weltlichen Fürsten belehnt. Der Königsstuhl, dessen Occupation auch zur feierlichen Form der Königskrönung gehört, wird bei den Minnesängern nicht erwähnt, wo von Stuhl die Rede ist, ist damit überhaupt der Thron, die Herrschaft gemeint. Des Reiches Schild und Wappentier, der Adler, wird oft erwähnt; der Adler ist das Bild der Kraft und Erhabenheit, aber auch der Milde. Dass die Abhandlung sehr reich ist an Erklärungen einzelner Dichterstellen, sei schliesslich rühmend hervorgehoben.

Der Minnesänger Gottfried von Neifen. Von H. Zeterling. Programm des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums zu Posen 1880. 44 S. 4.

Gottfried von Neifen ist in neuerer Zeit nach Haupts Ausgabe mehrfach Gegenstand der Untersuchung gewesen. Der Verf. obiger Abhandlung ist mit der Literatur wohl vertraut; ob ihm die Arbeit von Gust. Knod (1877) vorgelegen hat, kann Ref. nicht beurteilen. Die ausführliche Abhandlung ist auch kritisch zu beachten, sie bringt eine Reihe von Abweichungen vom Hauptschen Texte. Aus den einzelnen Abschnitten hebt Ref. Folgendes hervor: 1) G. von Neifen gehört den Herrengeschlechtern des Herzogtums Schwaben an, er ist kein Thurgäuer; als spätestes Datum seiner Geburt ist das Jahr 1214 anzunehmen. 2) Seine Dichtungen zerfallen in zwei Gruppen, die eigentlichen Minnelieder und die im Tone des Volksliedes gehaltenen Gedichte; die zwei von v. Liliencron u. A. G. v. N. abgesprochenen Gedichte hält der Verf. mit Bartsch für echt. Die Gedichte Gottfrieds zeichnen sich durch technische Vorzüge aus. Die Minnelieder heben meist mit Beziehungen auf Naturfreuden an. 3) Von einer Schilderung der Aussenwelt geht der Dichter auf die Innenwelt über. Einer hohen Minne hat er sich gewidmet, die Schöne ist reich an leiblichen und geistigen Vorzügen, dies und wie der Dichter sich ihr genahet und wie er doch so viel Leid erfahren, wie er aber überhaupt die Frauen verehre, davon sind seine Lieder voll. 4) Auffassung der Minne; eigentümliche Bilder. 5) Metaphern kommen nicht viel vor; er ist reich an Epitheta, liebt die Alliteration; einzelne Figuren: Frage, Anrede, eigentümliches Brechen des Gedankens durch den Vers. 6) Zur Metrik: Wortbetonung, Wortverkürzungen, Auftakt, fehlende Senkung, der Reim, die Strophe; hier sind manche Unregelmässigkeiten durch Emendation des Hauptschen Textes zu heben.

Ueber den Gang und jetzigen Stand der Frage nach der Entstehungszeit und nach einem Dichter des Nibelungenliedes. Von Dr. Hermann Wentzlau. Programm der städtischen Realschule I. O. zu Magdeburg 1879. 28 S. 4.

Die Abhandlung gibt eine sehr genaue Geschichte der Nibelungenfrage von Lachmanns erster Schrift an. Der Verf. stimmt Bartsch bei, dass die Handschrift A nicht älter sein könne als 1250 und daher die vielen Verstösse gegen Metrik und Rhythmus zu erklären seien. Er verwirft die Behauptung Lachmanns, dass A den alten Text ursprünglicher bewahrt habe als B und C. Weil aus A die Liedertheorie nicht bewiesen werden dürfe, aus B und C sich nicht beweisen lasse, so sei sie überhaupt aufzugeben und damit auch Lachmanns Ansicht von der gleichzeitigen Entstehung und Abfassung des Gedichtes um 1200 oder bis 1210. Entgegen der Ansicht Lachmanns, dass dem Bearbeiter des Nibelungenliedes in seiner jetzigen Gestalt Wolframs Parzival bekannt gewesen sei, sucht der Verf. zu erhärten, dass Wolfram im Parzival nicht nur Bekanntschaft mit dem Inhalte, sondern auch mit dem Texte des Nibelungenliedes zeige. Von der Nibelungenstrophe urteilt der Verf., dass daraus, dass die Verfasser von Epen diese beliebt gewordene Strophe zwar für ihre Gedichte verwerteten, aber nicht ohne Abänderungen, erhelle, dass sie für das Eigentum eines Dichters erklärt und respektirt sei, also nicht als eine für Volkslieder aus dem Kreise der Heldensage allgemein übliche angesehen werden dürfe. Ist sie dies nicht, so müsse es also unerklärlich erscheinen, dass die Verfasser von zwanzig Liedern über die Nibelungensage sich alle der gleichen Strophe bedienten. Ist nun die Nibelungenstrophe die Erfindung eines Dichters, so muss auch das Nibelungenlied das Werk eines Dichters sein. Der Verf. stimmt auch dem Beweise, den Bartsch aus den Reimen aufgestellt hat, zu, dass das Nibelungenlied 1150 vorhanden gewesen sein müsse, auf diesem Originale beide Bearbeitungen beruhen, diese aber in die Zeit 1190—1200 fallen. Ebenso hält er an der Identität des Kürenberger mit dem Dichter des Nibelungenliedes fest. Er bespricht dann die jüngst gegen Pfeiffer und Bartsch erschienenen Aufsätze von H. Fischer, Vollmöller, Scherer, Willmanns, deren Einwendungen nicht treffend scheinen. Holtzmann stimmt er darin bei, dass ein Gedicht von den Nibelungen vor 984 von Konrad auf Veranlassung des Bischofs Pilgrim verfasst sei. Danach nimmt er an, dass der Dichter des Nibelungenliedes allerdings auf Grund alter Volkslieder dichtete, aber auch jenes alte und wahrscheinlich lateinische von Holtzmann nachgewiesene Buch kannte und benutzte; schon die Thatsache, dass in dem ursprünglichen Nibelungenliede um 1150 jener erdichtete Pilgrim eine Rolle spiele, beweise dies.

Untersuchungen über die Darstellung und über die Zeichnung der Charaktere in Wolframs Parzival. Von Oberl. Dr. Bahusch. Programm des Gymnasiums zu Danzig 1880. 31 S. 4.

Indem der Verf. den Gang der Handlung des Gedichtes verfolgt, ergibt sich ihm die Absicht des Dichters, die Entwicklung eines Menschen zu zeichnen, der, von Natur gut und edel, zu hohen Zielen berufen, durch ein hartes, teilweise selbst verschuldetes Missgeschick in einen gefährlichen Zwiespalt mit sich selbst gerät, von Gott abfällt, aber endlich nach innerer Läuterung des höchsten Glückes teilhaftig wird. Aber es ist die Darstellung nicht immer klar, so nicht bei der Schuld Parzivals, seiner Untreue, seiner Bekehrung; es fehlt späterhin die Beziehung auf früher als beson-

ders einflussreich Hervorgehobenes, man sieht nicht, wie sich Parzival schliesslich zu den Lehren des alten Gurnamanz, dem er früher die Hauptschuld an seinem Unglück zugeschrieben, auseinandersetzt. Die Behauptung daher Lachmanns, dass sich nicht der geringste Widerspruch im Parzival finde, sucht der Verf. zu entkräften. Widersprüche zeigen sich ihm vielfältig in der Bedeutung des Segens, der mit dem von Amfortas geschenkten Schwerte verbunden wird, in den chronologischen Angaben über die Personen, psychologische Widersprüche namentlich in dem Verhältnis der vier gefangenen Königinnen zu Artus und Gawau, Widersprüche auch in den subjektiven Gesinnungen des Dichters, dessen streng sittliche Gesinnung nicht passt zu der ruhigen Schilderung unsittlicher Handlungen. Als andere Mängel der Darstellung bezeichnet der Verf., überall hinlängliche Beweisstellen beibringend, die Ungleichheit, unvermittelte Uebergänge, breite Ausmalung selbstverständlicher Vorgänge, Uebergehung von Nebensächlichem, das sich nachher als bedeutungsvoll herausstellt, Mangel an logischem Zusammenhang, wenn etwas schon Abgemachtes nachträglich wieder eingemischt wird. Individuell ausgeprägte Charaktere, gibt der Verf. zu, finden sich bei Wolfram mehr als in allen anderen Ritterepen; aber die Charaktergemälde sind nicht ins Detail ausgeführt. Mitunter entspricht auch nicht das Urteil W.s über ihren Charakter ihren Handlungen, besonders nicht bei Gahmuret. Auch Gawans Thaten entsprechen nicht immer seinem Charakterbild. Mit der kurzen Charakteristik der hervortretendsten Persönlichkeiten schliesst die fleissige und scharfsinnige Abhandlung.

Ueber das Abhängigkeitsverhältnis Wirnts von Gravenberg von Hartmann von Aue und Wolfram von Eschenbach. Von Richard Medem. Programm der Realschule I. O. zu St. Johann in Danzig 1880. 24 S. 4.

Hatte schon Benecke wahrgenommen, dass der Wigalois mehrfache Reminiscenzen an Hartmann von Aue wachrufe, so hatte Lachmann die Ansicht ausgesprochen, dass auch Wolfram von Eschenbach Anteil an der künstlerischen Vollendung des Gedichts zuzuschreiben sei. Wie begründet dies Urteil sei, erweist die vorliegende Abhandlung, welche die neueren Arbeiten über Wirnt berücksichtigt und durch Eingehen ins Einzelste erweitert. Es zeigen sich also und werden aufs vollständigste nachgewiesen die Spuren von Wolframs Einwirkung im Reime; daran schliessen sich die W. mit Hartmann und Wolfram gemeinsamen Eigenarten im Gebiete der Formenlehre. Manche Fremdwörter W.s finden sich sonst nur bei Wolfram. Im Gebrauch der volksepischen Ausdrücke, Epitheta, Formeln stimmt er auffällig mit Wolfram, teilweise mit Hartmann; Entlehnung auch in einigen Eigennamen lässt sich annehmen. Ebenso findet sich Nachahmung in folgenden Eigentümlichkeiten Wolframs: in dem Uebergange eines Satzes über den Vers hinaus, in dem er endigen sollte, in den folgenden Vers, in manchen Anakoluthien, in mancherlei Eigentümlichkeiten des poetischen oder bildlichen Ausdrucks, als der Umschreibung der Verneinung, Metaphern (besonders hervorgehoben sind die metaphorisch gebrauchten Ausdrücke, welche dem Ritterkampfe entlehnt sind, dem Rechtswesen, der Wage, dem Spiel), Umschreibungen des Personalpronomens u. a.; ferner den Bildern und Vergleichen (namentlich mit Farben und Glas), obschon wir in diesem Punkte Wirnt weit selbstschöpferischer finden. Schliesslich bringt der Verf. diejenigen Verse, zu welchen sich Parallele in Hartmann und Wolfram finden; es zeigt sich auch hier, dass Wirnt zuerst Hartmann als einzigem Muster folgt, dann Wolfram kennen lernt und von nun an beiden Dichtern gleichmässig seine Aufmerksamkeit zuwendet. Es ist bewiesen, dass Wirnt

den Iwein, Erec, Gregor und den armen Heinrich gekannt hat. Was Wolfram betrifft, so ist anzunehmen, dass Wirnt, nachdem er ungefähr die Hälfte seines Gedichts vollendet hatte, in den Besitz der ersten Bücher des Parzival kam, sie eifrig las und nun den Einfluss derselben zu erkennen gibt.

Die poetische Theorie Gottscheds und der Schweizer. Von Prof. Braitmaier. Programm des Gymnasiums zu Tübingen 1879. 51 S. 4.

Der Gegenstand der vorliegenden Abhandlung ist bisher noch nicht gründlich erforscht worden. Der Grund ist, dass er vielfach gerade nicht erquicklich ist; aber ein anderer Grund, dass die Schriften der Schweizer schwer zusammenzubringen sind. Danzel hat sich bekanntlich für die bessere Kenntnis Gottscheds grosse Verdienste erworben. Aber wie man Danzel vorgeworfen hat, dass er, in Folge gerade seiner langjährigen Beschäftigung mit Gottsched, denselben im Verhältnis zu den Nachfolgenden zu günstig beurteilt habe, so wirft ihnen auch der Verf. vorl. Abhandlung, dessen grossem Fleisse es gelungen ist in den Besitz der seltenen Arbeiten der Schweizer zu gelangen, vor, dass er über den Streit G.s mit den Schweizern vielfach unrichtig urteile. Gottsched hat die Schweizer viel mehr benutzt, als Danzel annimmt; aber der Streit ist absichtlich von den Schweizern gesucht. Danzel nennt es eine grosse That Breitingers, dass er für den Dichter als erste Forderung natürliche Begabung verlange; aber viel entschiedener hat diese Forderung schon Opitz aufgestellt als die immer unklaren Schweizer. So bietet die Abhandlung viel des Neuen; durch sorgfältiges Eingehen auf das Einzelne zeigt uns der Verf., wie weit man hüben und drüben noch von Lessing entfernt war. Die Hauptresultate der ausführlichen Abhandlung verdienen weiter bekannt zu werden.

Falsch ist der Danzelsche Satz, der Gottsched-Schweizerische Streit sei der Zeugungsakt der neuen deutschen Literatur; richtig der Satz, dass er für die Produktion unfruchtbar gewesen, er war es auch für die Weiterentwicklung der Theorie. Der Fortschritt in der theoretischen Erkenntnis zeigt sich besonders in dem zunehmenden Verständnis des Aristoteles und der richtigen Würdigung der antiken Dichter; den Höhepunkt dieser Entwicklung bezeichnet Lessing. Nur Hand in Hand mit der gleichzeitigen poetischen Produktion vollzieht sich der wirkliche Fortschritt der Erkenntnis. — An der Erörterung des Aristotelischen Begriffes der Nachahmung haben sich bei uns anderthalb Jahrhunderte abgemüht; an der Fassung dieses Begriffes vornemlich zeigt sich die Ueberlegenheit der Schweizer über Gottsched.

Gottsched ist die Schönheit etwas Objektives; sie besteht in der Uebereinstimmung des Mannigfaltigen, in der Ordnung und Harmonie. Sie ist in jeder Art von Kunstwerk eine besondere und so auch ihre Regeln. Seine Definition ist die überlieferte des Aristoteles. Der Geschmack ist Sache des Verstandes; auf einer undeutlichen Vorstellung beruhend kann er in eine gründliche Erkenntnis der Sache verwandelt werden. Er ist dem Menschen von Haus aus als Fähigkeit angeboren, aber er will durch die Erziehung gebildet sein. — Gottsched sagt selbst, dass er die Poesie für eine brotlose Kunst halte und nur die von ernsthaften Verrichtungen übrige Zeit ihr zukommen lasse. Sie ist teils die rhythmische Aeusserung der Empfindungen, teils die dem Menschen ebenso notwendige Bethätigung des angeborenen Nachahmungstriebes. Dann tritt bald als neues Motiv poetischer Produktion die künstlerische Ruhmsucht ein. — Für die Lyrik und das Märchen ist das Ergötzen die einzige Absicht. Sonst will die Poesie auch erbauen, belehren, unterrichten; Homer wollte auch die allgemeine

Wohlfahrt der Griechen befördern. Also wo die Poesie diesen Zweck verfolgt, ist das Haupterfordernis des Dichters Verstand und Biederkeit der Gesinnung. Zu einem rechtschaffenen Dichter gehören nach G. eine grosse Fähigkeit der Gemütskräfte, viel Gelehrsamkeit, Uebung und Erfahrung. Haupteigenschaften sind: eine starke Einbildungskraft, viel Scharfsinnigkeit und ein grosser Witz. Dagegen eine lebendige und reiche Phantasie führt in lauter Gefahren; der wasserklare Verstand und eine starke Beurteilungskraft sind nötig, um die wilde Phantasie zu bändigen. — Der wichtigste Teil der künstlerisch schaffenden Thätigkeit ist die durch Anleitung gewonnene Kenntnis der Regeln. Also sind Erfordernisse des Dichters: Scharfsinnigkeit, Witz, gezähmte Phantasie, Kenntnis der Regeln, Biederkeit und Gelehrsamkeit. — Der Poet ahmt die Natur nach. Er kann aber auch geistliche Dinge, als da sind innerliche Bewegungen des Herzens und die verborgensten Gedanken beschreiben und abmalen. Man macht ein traurig, lustig Gedicht im Namen eines Anderen, obgleich man selbst weder traurig noch lustig ist. Aber das Hauptwerk der Poesie ist diese Art von Nachahmung nicht, sondern die Fabel ist das Wesen und die Seele der ganzen Dichtkunst. Dichten heisst etwas ersinnen oder erfinden, was nicht wirklich gewesen ist. Wie greift man es nun an, wenn man ein Gedicht oder eine Fabel zu machen gesonnen ist? Da müssen wir uns wohl bekümmern, wie man alle Arten der Fabeln erfinden und regelmässig einrichten kann. Man wählt sich erst einen lehrreichen, moralischen Satz; dann ersinnt man für denselben eine ganz allgemeine Begebenheit, sucht diesen recht sinnlich und handgreiflich zu machen. Nun kommt es auf mich an, wozu ich diese Erfindung gebrauchen will, ob ich eine äsopische, komische, tragische, epische Fabel daraus machen will. Jedes Genre hat dann seine besonderen Regeln. So beginnt G. mit seinen Regeln für die Oden oder Lieder. In diesen beherrscht die Bewunderung den Poeten, die ihm alle Vorwürfe vergrössert, lauter neue Bilder, edle Gleichnisse etc. bringt, kurz alle Schönheiten zusammenhäuft, die eine erhitzte Einbildungskraft hervorbringen kann, „und dies ist dann die sogenannte Begeisterung, das berühmte Göttliche, so in den Oden stecken soll." Pindar ist nicht durch seine grammatischen Schnitzer berühmt geworden, sondern durch edle Gedanken. Der Poet will nichts als die Wissenschaft den mittelmässigen Köpfen mundgerecht machen; indem er die Wahrheit mit poetischen Zieraten gleichsam verzuckert und überguldet, bringt er der Welt gleichsam spielend Erkenntnis und Tugend bei. Opitz' Lehrgedichte fassen mehr güldene Lehren in sich als die ganze Ilias und Odyssee. Auch die Epiker wollen belehren. Homer hat in der Ilias die moralische Wahrheit zu Grunde legen wollen: die Misshelligkeit ist verderblich, die Eintracht aber überaus zuträglich; und in der Odyssee will er den Griechen die Wahrheit beibringen: dass die Abwesenheit eines Hausvaters oder Regenten üble Folgen nach sich ziehe, seine Gegenwart aber sehr erspriesslich sei. Virgil hat den Homer so vernünftig nachgeahmt, dass er ihn in vielen Stücken übertroffen hat. Seine Absicht war, die grausame Gemütsart, die Augustus in seinen ersten Jahren spüren liess, ein wenig zu dämpfen; er legte daher seiner Fabel die moralische Wahrheit zu Grunde, ein Stifter neuer Reiche müsse gottesfürchtig, tugendhaft, sanftmütig, standhaft und weise sein, die Moral also ist das Erste. Daher ist die äsopische Fabel ein abgekürztes Heldengedicht. Im Heldengedicht soll alles wunderbar klingen. Aber Homer hat die Götter zuviel eingemischt. Ein neuerer Dichter thut besser, statt der alten heidnischen Götter allegorische Gottheiten (Zwietracht, Gottesfurcht, Politik) zu dichten. Zu Homers Zeiten herrschte noch viel Aberglauben, aber doch hätte er die Gottheiten nicht so verächtlich abbilden sollen. Aber noch mehr Tadel verdient er, dass er gegen die Wahrscheinlichkeit so grobe Schnitzer gemacht hat, die gröbsten in der Beschreibung des Schildes des Achilles, wo die Figuren auf dem Schilde lebendig sind, indem sie sich

rühren und bewegen, so dass man sich selbige wie Mücken vorstellen muss, die um den Schild schweben, u. a. — In der Tragödie muss der Charakter einer Person durch das ganze Stück bewahrt werden; doch brauchen nur die Hauptpersonen einen Charakter zu haben, die Bedienten brauchen keinen. Die Tragödie muss eine dreifache Einheit haben: der Handlung, des Orts und der Zeit. Wie wäre es wahrscheinlich, dass man es auf der Bühne etliche Male Abend werden sieht, und doch selbst ohne zu essen oder zu trinken oder zu schlafen immer auf Einer Stelle sitzen bleibt?

Die Schweizer haben kein System des Geschmacks gegeben, sondern nur einzelne Regeln, teils aus Kunstkritikern, teils aus Beobachtung verschiedener Dichtwerke entnommen. Sie unterscheiden nicht die psychologischen Grundbegriffe Vernunft, Verstand, Geschmack, Gemüt, Phantasie, Witz, Geist, Scharfsinnigkeit; sie werden grosse Philosophen genannt, aber mit Unrecht. Mangel an klarem logischem Denken zeigt sich in unsicherem Schwanken zwischen unvereinbaren Ansichten, in der Losreissung eines Gedankens aus seinem Zusammenhange, in seiner Verfolgung ins Absurde, in grellen Widersprüchen. Indem auch sie ihre Lehren von anderen Kunstlehrern entlehnen, zeigen sie doch grössere Belesenheit als Gottsched, ein richtigeres Urteil, weit mehr Selbständigkeit. — Das Schöne wird definirt als das Uebereinstimmende in dem Mannigfaltigen. In der Untersuchung über den Geschmack leistet Bodmer das Beste. Er nennt ihn die scharfsinnige und geübte Fertigkeit, das Wahre vom Falschen, das Vollkommene vom Fehlerhaften zu unterscheiden. Der Verstand urteilt nicht auf Grund der Empfindung, wie bei Gottsched, sondern auf Grund bestimmter Regeln, die die Vernunft längst festgestellt hat. Das Ergötzen rührt nicht unmittelbar von der Empfindung her, sondern von der Ueberlegung, von der die Empfindung nur die Folge ist. Die bewundernde Betrachtung von der hohen Kunst des Menschen und die vergleichende Thätigkeit der Seele sind die Quellen des ästhetischen Ergötzens. Danzel hat gesagt, Bodmer habe die Ansicht des französischen Kunstkritikers Dubos geteilt, dass seit den Poetiken und Rhetoriken keine grosse Dichter und Redner mehr aufgetreten. Aber Bodmer polemisirt gerade gegen Dubos. Er sagt geradezu, die Wirkungen der grossen Schriftsteller sind von ihnen beabsichtigt, die Mittel, deren sie sich bedienen, sind mit wohlbedachtem Vorsatz angewendet worden. Sie haben die Regeln aus der Erfahrung erkannt, dann über die Notwendigkeit ihrer Wirkung nachgedacht, dann die so gefundene Kunst und die Regeln in ihre Schriften hineingebracht. — Die Kunst entspringt aus den dem Menschen angeborenen Nachahmungstrieben. Die Schweizer haben bekanntlich den grössten Fleiss verwendet auf die Vergleichung von Malerei und redenden Künsten, Poesie und Beredsamkeit, die sie aber nicht auseinander zu halten wissen. Die poetische Beschreibung einer Landschaft, sagen sie, gebe ein viel deutlicheres Bild derselben als ein Gemälde oder gar als die sinnliche Anschauung; denn hier verliere sich das Gemüt in der Vermischung des Mannigfaltigen. Die höchste Leistung der Kunst ist photographische Treue. — Die Hauptabsicht der Poesie ist das Ergötzen, die Belehrung und Besserung kommt nur als eine angenehme heterogene Beigabe dazu. Die Künste sind jedoch in keiner anderen Absicht zum allgemeinen Nutzen und Ergötzen der Menschen erfunden, als um auf angenehme Weise Wahrheiten in das menschliche Herz zu bringen. Die Poesie, sagt Breitinger geradezu, ist nichts für die philosophischen über das gemeine Los der Menschen erhabenen Geister. Für diese ist die Poesie nicht erfunden worden, weil sie eines höheren, edleren und von den Sinnen ganz abgezogenen Ergötzens fähig sind. Die nackte Wahrheit hat für sie so viel Anzügliches, dass es ihnen notwendig verdriesslich fallen muss, wenn ihre Schönheiten ihnen verstecket werden. Der Hauptgrund des Ergötzens liegt darin, weil jede Erweiterung unseres Wissens mit einem eigenen Ergötzen, der Befriedigung unserer Wissbegierde begleitet ist. Das

poetische Ergötzen, sagt Bodmer, liegt in der geschmeichelten Eigenliebe. Die Poesie setzt, fügt Breitinger hinzu, aber nicht allein das Gemüt in Bewegung. sondern ist auch geeignet, die Gemütsleidenschaften von allen widrigen Zufällen zu reinigen, so dass wir ein reines Ergötzen geniessen können. — Man rechnet es den Schweizern als Verdienst an, dass sie gegenüber Opitz und Gottsched zuerst wieder auf die echten Quellen der Kunst, auf Begeisterung und Phantasie hingewiesen hätten. Aber der Kritiker Bodmer ist nüchterner als Opitz. Jedoch dem Kritiker Bodmer steht der durch die Kunst Italiens poetisch angehauchte Bodmer gegenüber, dieser ist es, der Einbildungskraft und Begeisterung ganz besonders betont hat. Danzel rechnet es Breitinger hoch an, dass er den Dichter geboren werden lasse; aber dieser Satz ist nur ein Gemeinplatz, den man aus den Alten mitherübergenommen hat; er findet sich überall, auch bei Gottsched und Opitz. Aber sie haben alle nichts mit ihm machen können, sie kommen doch immer wieder auf den entgegengesetzten Standpunkt. Bodmer sagt: Durch die Sinne rühren uns die Gegenstände. Aber sie stellen uns das Ding vor, wie es gegenwärtig vor uns steht. Hätten wir nur die Sinne, so entbehrte unser Erkennen der Stätigkeit und des Zusammenhanges. Darum ist die Seele mit einer besonderen Kraft begabt, dass sie jene Begriffe und Empfindungen auch in der Abwesenheit wieder hervorholen kann, das ist die Einbildungskraft. Die Phantasie umfasst weiter nicht allein das gesamte Gebiet der wirklichen Welt, sondern auch das aller möglichen Welten. Da sie aber leicht ausschweift, so muss ihr als Leitstern und Kompass der Verstand dienen. Zwei Mittel gibt es, die Einbildungskraft zu entzünden: die Einkehr der Seele bei sich selbst und eine starke Neigung für den Gegenstand, der uns beschäftigt. Hat der Dichter seine Einbildungskraft reichlich mit Bildern angefüllt, so malet er diese Bilder in das Gehirn der Leser. Der durch eine heftige Leidenschaft aufgeregte Mensch wird durch die Hitze der Gemütsbewegungen oft so getäuscht, dass er sich beredet solche Dinge zu sehen, die nicht da sind. Der Affekt weckt so die wunderbaren und seltsamen Vorstellungen der Phantasie, die poetischen Entzückungen. Die Begeisterung gehört notwendig zur Kunst des Poeten. Will er die Leidenschaft, die ihn selbst bewegt, auch in dem Andern erwecken, so muss er die Sprache der Leidenschaft sprechen, er lasse einfach das Herz reden. Hat aber der Dichter nicht den eigenen, sondern fremden Affekt darzustellen, so muss er erst in sich selbst den Affekt erregen, die Seele muss ihrer Einbildungskraft befehlen den vorgelegten Gegenstand genau zu besichtigen. Die dichterische Produktion, so lautet nun der falsche Schluss, fällt in den Moment der ersten und höchsten Erregung, der doch dem Dichter erst das Rohmaterial zu liefern vermag. — Da der Dichter die Natur nicht photographisch treu zu schildern vermag, da er nur dann wirksam schildert, wenn er an einem Objekt die charakteristischen, sinnlich wirksamen Momente herausgreift und aus diesen nicht ein roh naturtreues, sondern ein poetisch wahres Bild zusammensetzt, so folgt, dass er aus der verwirrenden Mannigfaltigkeit nicht nur die charakteristischen Züge herauszugreifen, sondern diese auch noch zu einem in der Wirklichkeit selten oder nie vorkommenden Grade von Vollkommenheit zu steigern hat. Die Poesie nimmt endlich ihre Stoffe nicht blos aus der wirklichen Welt; indem sie Wesen einer höheren Welt schafft, zeigt sie ihre höchste Kraft. — Das Gebiet der Poesie umfasst die ganze wirkliche Welt. Dichten ist nichts anderes als sich in der Phantasie nur Vorstellungen bilden, die ihr Original nicht in der wirklichen, sondern in irgend einer anderen möglichen Welt finden. Da die Aufgabe des Poeten ist zu belehren und zu ergötzen, so wird er vor allem solche Stoffe wählen müssen, die die Wissbegierde und Verwunderung erregen. Nur das Neue und Seltsame vermag auf eine ergötzende Weise Sinne und Gemüt einzunehmen; nur das Neue und Ungemeine ist die Quelle des Ergötzens. Die

äusserste Staffel aber des Neuen ist das Wunderbare. Das Wunderbare muss aber stets wahrscheinlich sein. So beruht die vornehmste Kraft und Schönheit der Poesie in der Verbindung des Wunderbaren mit dem Wahrscheinlichen. — Auch die Schweizer hatten noch auffallende Vorstellungen von dem Werte der Poesie. Man legte einen hohen Wert auf die angebliche grosse Gelehrsamkeit Homers. Homer, meint Breitinger, hätte sich selbst übertroffen, wenn er die grossen wissenschaftlichen Fortschritte unserer Zeit gekannt hätte. Innerhalb des beschränkten Gesichtskreises finden sich einzelne treffende Wahrheiten, so: Homer stelle die Sachen nicht allein von ihrer äusserlichen Figur und Beschaffenheit, sondern von ihrer Absicht und Wirkung dar. Homer war der grösste Genius, Virgil der beste Künstler; in Virgil bewundern wir den Werkmeister, in Homer das Werk. Dagegen wieder anderes trivial: Homer liebe mehr ausgeführte Gleichnisse, damit er der Unwissenheit seiner Leser zu statten komme, Virgil habe seine Gleichnisse kürzer halten können, da er für eine mehr erleuchtete Zeit geschrieben. — War bisher die Poesie nur Nebenbeschäftigung gewesen, so begann man doch jetzt wieder von ihr höher zu denken, in ihr die Schöpferin einer verklärten Wirklichkeit zu sehen. Von den Schweizern direkt angeregt schrieb Gottsched seinen Versuch einer kritischen Dichtkunst. Er hält sich meist an Horaz, aber er hat weder Aristoteles noch Horaz verstanden; von den Modernen hält er sich an die seichtesten Franzosen. Sein Werk ist ein Flickwerk aus überall her entlehnten und aus dem Zusammenhange gerissenen Sätzen. Die Schweizer haben sich vor allem an Aristoteles gehalten. Sie haben kein System der poetischen Theorie gegeben, aber sie haben die einzelnen Stücke ihrer Lehre psychologisch zu begründen gesucht. Es war ihnen leider nicht vergönnt, eine wirkliche Poesie mitzuerleben, wirkliche lebendige Kunst anzuschauen. So verfolgen sie oft einen relativ richtigen Gedanken, ohne Umschau zu halten, einseitig bis zur Absurdität, wie sie andererseits aus dem Schwanken zwischen ererbten Ansichten und einer gewonnenen besseren Ansicht nicht herauskommen. Die Theorie der Schweizer hat auf die aufstrebende Produktion keinen Einfluss gehabt. Baumgarten hat an sie nicht angeknüpft, er hat einfach die Lücke in der Leibnitz-Wolffschen Philosophie ausgefüllt. Mendelssohn und Lessing haben an die Engländer und Aristoteles angeknüpft und die Schweizer ignorirt.

Der nordische Dichterkreis und die Schleswiger Literaturbriefe. Von Rektor Prof. Dr. Paul Döring. Programm der höheren Bürgerschule zu Sonderburg 1880. 60 S. 8.

Das Herzogtum Schleswig hat in der Mitte des 18. Jahrh. einen regen Anteil an der Entwicklung der deutschen Literatur genommen, hauptsächlich durch die Schleswiger Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur. 4 Thle. 1766—70, herausgegeben von Gerstenberg von Tondern. Da diese Zeitschrift nach Kopenhagen zurückweist, so spricht der Verf. zuerst von den Männern, welche in Kopenhagen als Pfleger der deutschen Literatur sich bekannt machten. Er erzählt also die Lebensgeschichte von Joh. Elias Schlegel, Graf Bernstorff, Klopstock, Cramer, G. B. Funk, Gerstenberg, Sturz, Schönborn, Resewitz, Etatsrath Fischer; diese kurzen Biographien berühren nur Aeusserlichkeiten und bieten nichts Neues. Aus der Vereinigung dieser Männer gingen die Schleswiger Literaturbriefe hervor, deren Inhalt mit Auszügen angegeben wird. Danach erscheint der am Schlusse ausgesprochene Wunsch des Verf., dass bald eine neue Ausgabe der Schleswiger Literaturbriefe erscheinen möge, nicht gerechtfertigt.

Riccaut de la Marlinière, ein Beitrag zur Erklärung von Lessings Minna von Barnhelm. Von Gymnasiallehrer Dr. Schuchardt. Programm des Gymnasiums zu Schleiz 1879. 13 S. 4.

Die interessante Abhandlung behandelt einen interessanten Gegenstand. Die Rolle des Riccaut ist eine Episode, sie ist nicht notwendig für die Haupthandlung. Welchen Zweck verfolgte Lessing dabei? Man sagt also, Riccaut hebt den Charakter des Tellheim mehr hervor; es hebt sich auch die deutsche Sprache, die adlige Minna gebraucht sie dem Franzosen gegenüber mit Selbstbewusstsein. Ja, man könnte noch mehr sagen; man könnte finden, dass damit Friedrich dem Grossen ein Wink gegeben werden solle, dass er, der grosse Sieger von Rossbach, doch noch immer an dem französischen Wesen, an der französischen Sprache und Literatur zu viel Geschmack finde. Trotz seines preussischen Patriotismus, wissen wir ja, rügt es auch sonst Lessing an dem König, dass er der deutschen Dichtung so fremd gegenübersteht. Somit könnte man sagen, Lessing gibt in der Minna nicht blos ein Zeitbild des gehobenen deutschen Nationalgefühls, sondern will auch zeigen, wie man auf dem eroberten Grunde weitergehen müsse.

Indess, so argumentirt nun geistvoll obige Abhandlung, wenn die Scene aus der Handlung ohne Störung der Handlung herausgenommen werden kann, so fehlt Lessing gegen die Regel des Aristoteles, den er so hoch verehrt. Er hat also wohl einen ganz besonderen Zweck, der mit dem Hauptgegenstande nichts zu thun hat, verfolgt. — In demselben Jahre, in dem Minna auf der Bühne erschien, erklärte sich Lessing in der Hamburgischen Dramaturgie im Sinne Mösers als Verteidiger des Grotesk-Komischen im Drama; den Harlekin der modernen Zeit fand er schon ausgeprägt in den Parasiten der Römer. Als Parasit erscheint nun auch Riccaut, und wie der Harlekin der altdeutschen Bühne, ist er nur eine Art Zwischenaktsfigur. Also Lessing hat dem alten guten Brauch sein Recht der Existenz wieder geben wollen; aber bei seinem Prinzip der scharfen Sonderung der Gebiete würde er mit sich selbst in Widerspruch geraten sein, wenn er den Riccaut die Handlung hätte begleiten, also öfters auftreten lassen wollen.

Aber, fährt der Verf. fort, vielleicht haben L. auch bestimmte Erinnerungen bei der Abrundung Riccauts zu der mehr individuellen Erscheinung geleitet; ist das seiner Weise doch nicht fremd. Nun gibt es unter den italienischen Lustspielen, wie sie im 17. Jahrhundert in Paris aufgeführt wurden, ein kleines Stück, eigentlich nur eine Reihe von lose aneinander gereihten Scenen, welches Lessing erwähnt und welches unserer Scene sehr verwandt ist. Ein Muster ferner der bunten Mischung von Deutsch und Französisch konnte Lessing in einer in seiner Universitätszeit in Leipzig erschienenen wunderlichen Schrift finden, und endlich war ihm ein damals erschienenes Buch: l'histoire des Grecs ou de ceux qui corrigent la fortune bekannt; solche falsche Spieler (Grecs) mochten ihm manche im Leben begegnet sein.

Bei Abfassung der Minna von Barnhelm, nimmt man gewöhnlich an, sei Lessing durch die comédie larmoyante Diderots beeinflusst. Der Verf. stellt nun die allerdings etwas kühne Behauptung auf, der Dichter habe ein anderes bestimmtes Vorbild gehabt, nämlich die Captivi des Plautus. Die Fabel sei zwar eine ganz verschiedene, aber in beiden treten die edlen Eigenschaften des Menschen hervor; die gemeinen Eigenschaften seien von Plautus in den Parasiten zusammengedrängt, diese Figur sei von Plautus erst später als burleske Zuthat eingeführt und zwar als eine Zwischenaktsfigur. Lessing in seinem Aufsatz über die Captivi versprach, die Schön-

heiten dieses besten Lustspiels in einer demnächst erscheinenden Nachahmung, deren Einrichtung er aber noch nicht angeben wolle, zu verdeutlichen, und dieses verheissene Stück, schliesst der Verf., sei eben Minna von Barnhelm; auch hier habe Lessing mit dem Harlekin-Parasit Riccaut ebenso verfahren, wie Plautus mit seinem Ergasilus.

Ueber Lessings Emilia Galotti. Von Dir. Dr. Fr. Theodor Nölting. Programm des Gymnasiums zu Wismar 1878. 18 S. 4.

Immer von neuem beschäftigt Lessings Drama die Forscher; wann wird von Uebereinstimmung unter den Kritikern die Rede sein? Die Bedeutung des Gedichts für die Entwickelung unserer Poesie, seine grossen Vorzüge sind allgemein anerkannt, aber über die Notwendigkeit der Katastrophe gehen noch immer die Meinungen auseinander. Der Verf. vorliegender Abhandlung schlägt einen auch schon sonst betretenen Weg ein. Emilia, sagt er, ist der tragische Held oder doch mit dem Vater, — folglich darf sie nicht ohne alle Schuld leiden, ihre äussere und innere Lage drängt sie den Tod zu wollen. Ihre Schuld ist, dass der verführerische Prinz auf sie Eindruck macht; der Vater wird ihr Retter; der freie sittliche Wille triumphirt über die feinen Berechnungen des Verstandes und über die Gewalt der irdischen Macht. Der Vater, nach der letzten Unterredung mit seiner Tochter, erkennt, dass seine Tochter es wert ist, die Schuld des Selbstmordes ihr abzunehmen, um auf sich die Schuld des Tochtermordes zu laden. Der Prinz empfindet wirklich leidenschaftliche Liebe für Emilia; sie führt ihn in die Hand Marinellis. Marinelli ist nach dem Verf. am Schluss in sich vernichtet. Die Charakteristik Odoardos, der Claudia, der Orsina bietet nicht zu Bemerkungen Veranlassung. — Wie schon gesagt, ist die Auffassung des Verf. keine neue. Die schliesslichen Einwendungen gegen Hebler, auch gegen Julian Schmidt, der den Prinzen die Hauptperson des Stückes nennt, das eigentlich Lebendige in dem Stücke den Hass gegen den Despotismus nennt, der auch gut angelegte Naturen tyrannisch mache und durch seinen Pesthauch die bravsten Männer töte, sind wohlberechtigt.

Von einem ganz anderen Standpunkt wird unsere Frage erörtert in der neuesten Schrift über diesen Gegenstand, die auch weit über unser Thema hinaus die tiefsten Fragen der dramatischen Poesie in ganz neuer, in umwälzender Weise bespricht. Dies ist die geistvolle, anregende Schrift:

Lessings Emilia Galotti in ihrem Verhältnis zur Poetik des Aristoteles und zur Hamburgischen Dramaturgie. Von Dr. Bernhard Arnold. Programm des Gymnasiums zu Chemnitz 1880. 18 S. 4.

Geben wir in möglichster Kürze den Gedankengang an. — Emilia wird schuldig genannt, der Prinz ist ihr nicht gleichgültig, sie fürchtet Verführung. Aber der Grundzug ihres Wesens ist Frömmigkeit und Gehorsam, sie kann wohl in menschlicher Schwäche irren, aber nicht mit Bewusstsein sündigen; sie kann den Prinzen nicht lieben, sie ist unschuldig. Folglich hat Lessing gegen ein Hauptgesetz der Tragödie gefehlt. Odoardo tötet seine Tochter, weil sie vor Verführung sich fürchtet; aber wie ist Verführung möglich, wenn nicht Liebesneigung vorhanden ist? Emilia sagt, sie werde der Gewalt ihren Willen entgegensetzen, aber der Verfuhrung müsse sie erliegen, und doch ist der Wille über Gewalt und Verführung erhaben. Die Katastrophe wird peinlich und scheint der Notwendigkeit zu entbehren. Wie erscheint Marinelli? Aristoteles nennt alle schlechten Charaktere

undramatisch, aber der Mephistopheles, Jago, Richard sind echt dramatische Figuren; also auch Marinelli? Aber wenn Lessing für die moderne Tragödie die Norm feststellt, dass sie sich keinen Schritt von der Richtschnur des Aristoteles entfernen dürfe, so gab er damit auch den Marinelli preis. — Nun müssen wir die Aristotelische Definition der Tragödie prüfen. Der Begriff des φόβος kann psychologisch nicht als Furcht für mich, den Zuschauer, gefasst werden; sondern Lessing bemerkt richtig in der Dramaturgie, wo er vom Cid spricht, dass der Zuschauer zunächst von einem Schauder ob der furchtbaren Handlung ergriffen werde, dass mit diesem sich Erwartung und Furcht vor den Folgen der Handlung paaren. So ist der Aristotelische φόβος zu fassen: je nach der Art und Weise, wie der Dichter die im Drama wirksamen Konflikte heraustreibt, wird er entweder mehr Mitleiden oder mehr Schauder erwecken. Dem φόβος entspricht das φοβερόν, dies aber setzt Aristoteles selbst gleich dem ϑεινόν, ϑεομαιοόν, μεγολοπρεπές. Die in der Definition der Tragödie verbundenen beiden Affekte kann Aristoteles bei Besprechung der Erkennung und Peripetie als getrennt hinstellen: ist das aus Erkennung und Peripetie resultirende Leiden der ganzen Anlage des Dramas nach ein mehr gemildertes, so entsteht Mitleid, ist das Leiden ein gewaltiges, erhabenes, so entsteht Schauder. So hat also (nach dem Verf.) φόβος eine doppelte Bedeutung: Furcht für die tragischen Personen und der aus allem Gewaltigen hervorgehende Schauder. Folglich gilt Aristoteles' Forderung auch noch für das moderne Drama. Die tragische Musterfigur des Aristoteles ist der Oedipus des Sophokles; ist er dann aber schuldig oder nicht vielmehr das Schicksal? Er begeht nun einen Irrtum, das Schicksal greift ihn auf und spielt ihn zur schaudervollen Katastrophe. Schon ein einfacher Fehler genügt, um den Helden in namenloses Elend zu stürzen. Folglich ist nach Aristoteles die schönste Tragödie eine reine Schicksalstragödie. Auch Antigone ist eine völlige Schicksalstragödie; denn dass so berechtigte Principien, wie Kreon und Antigone sie vertreten, in Konflikt mit einander gerathen können, ist nichts denn die Tragik des Menschenloses. Verfällt nur in Folge eines Irrtums der Mensch dem Verhängnisse, so kann die Wirkung der schönsten Tragödie zunächst nur eine peinvolle sein. Daraus folgt, dass die Katharsis der Leidenschaften nicht bestehen kann in einem Gefühle der Befriedigung, welches daraus entspringe, dass man in dem Untergange des Helden das Unerschütterliche der sittlichen Weltgesetze erkenne. Sondern die Aristotelische Definition ist also zu fassen: „Die Tragödie bewirkt durch Mitleiden und Schauder die Verklärung der so beschaffenen Leiden", d. i. dadurch, dass der Zuschauer sieht, wie Gewaltigere wegen kleiner Irrtümer und Fehler Furchtbares erlitten haben, soll er sein eigenes Leid in verklärtem Lichte betrachten. So ist die Tragödie dem Menschen eine Troststätte im Unglück. Wenn die Zuschauer sehen, dass selbst jene hochberühmten Geschlechter in furchtbarem Leiden zu Grunde gingen, in wie mildem Lichte mussten ihnen die eigenen Leiden erscheinen! Shakspeares Julie, Ophelia, wer mag ihnen eine Schuld beimessen? Vielleicht in den meisten Tragödien ist eine wirkliche Schuld des Helden vorhanden, indessen ohne jedwede Mitwirkung des Schicksals ist keine Tragödie denkbar. Aber bei dieser Uebereinstimmung der antiken und modernen Tragödie, warum kennt die antike Tragödie keine schlechten Charaktere? Dort im Altertum steht den Menschen das Schicksal in der Gestalt einer neidischen Gottheit gegenüber, im modernen Drama übernimmt der böse Gegenpart die Rolle des missgünstigen Schicksals; so schwindet die Idealität, aber das dramatische Leben gewinnt.

Kehren wir zu Emilia Galotti zurück. Emilia ist unschuldig. Ihr Fehler besteht darin, dass sie, freilich in bester Absicht, Appiani die Zusammenkunft mit dem Prinzen verheimlicht. Appiani teilt Claudia den Grund seines Wortwechsels mit Marinelli nicht mit, weil, wenn sie von der

beabsichtigten Mission nach Massa erfahren hätte, sie den Liebesantrag des Prinzen kaum mehr verschweigen konnte; Appiani musste dann aber vorsichtiger handeln. Emilia ist in tragischem Sinne schuldlos. Da sie ihr Liebstes verloren hat, sucht sie den Tod, und dass sie in den Händen des Räubers bleiben soll, muss sie in ihrem Entschlusse bestärken. Um ihren Vater zu seiner That zu bestimmen, berührt sie die Stelle, wo er am empfindlichsten ist, sie spricht von Verführung. Die Verführung ist nicht ernstlich gemeint, sondern nur ein Vorwand, wodurch sie den erlösenden Tod zu finden hofft. Ihr Ausgang hat unser Mitleid erregt, die Tragödie, die Nachahmung einer mitleidswürdigen Handlung, hat ihren Zweck erreicht. Wozu noch die Bestrafung des Prinzen? Es ist consequent, dass der Prinz so am Ende erscheine wie in der ersten Scene. — Die Orsina-Scene ist mit nichten überflüssig. Die tragische Kunst verlangt den Tod Emilias, nicht des Prinzen. Den Uebergang von der beabsichtigten Ermordung des Prinzen auf den wirklichen Ausgang zu vermitteln, ist die eigenste Aufgabe der Orsina, freilich ohne dass sie sich selbst dessen bewusst ist. Odoardo hat von ihr den Dolch erhalten und will ihn auch zu ihrem Zwecke gebrauchen. Da tritt die Umwälzung bei ihm ein, die Tötung des Prinzen würde seine gute Sache mit der Rache des Lasters identificiren, er kommt zu dem Entschluss, durch Entziehung der Tochter den Mörder um so tiefer zu vernichten. — Endlich Marinelli. Ist er so absolut schlecht, dass er auch ohne Notwendigkeit schlecht handelt? Fehlt Lessing also gegen seinen untrüglichen Aristoteles? Seiner Stellung nach muss Marinelli Emilia für den Prinzen retten. Er sinnt deshalb erst nur auf Appianis Entfernung. Appiani beleidigt Marinelli tödlich. Die Zeit drängt. Die Fürstengunst steht auf dem Spiele. Dieser Drang und die heisse Rache treiben zum Morde.

Ueber den Begriff des Romantischen. Von Direktor Prof. Dr. J. H. Schlegel. Programm des Gymnasiums zu Wertheim 1878. 36 S. 4.

R. Haym hat in seiner Geschichte der romantischen Schule ein so mustergültiges Werk geschrieben, dass nach ihm noch einmal dasselbe Thema zu behandeln thöricht sein würde. Er führt uns zuerst das eigentliche Haupt der Schule, L. Tieck, vor, von dem der Name datirt. Die vorliegende Abhandlung bezieht sich ebenfalls auf die romantische Schule. Sie nimmt nur einen anderen Gang. Sie geht davon aus, dass nach den Ueberschwänglichkeiten der Sturm- und Drangperiode Goethe und Schiller erkannten, dass zur Bildung eines poetischen Kunstwerkes der ganze Mensch notwendig sei, die Harmonie des Verstandes und der Phantasie. An sie schlossen sich die beiden Schlegel. Sie wirkten zuerst durch die Kritik gegen die Sentimentalität und gegen die platte Aufklärung, dann durch die Theorie, indem sie die Gesetze des poetischen Schaffens zu ergründen suchten. In Fr. Schlegels Thätigkeit begegnet uns zuerst die antikisirende Richtung. Er wollte den Deutschen ein Priester in Bezug auf griechische Philosophie werden. Aber in seinen philosophischen Constructionen wurde er fragmentarisch, keck, unklar. Der modernen Welt warf er Verworrenheit, Zerrissenheit vor, den Griechen legte er Vollständigkeit und Bestimmtheit bei. Das Wiedererstehen einer vollkommenen Poesie sei möglich durch Reflexion, die Gesetze aus den griechischen Dichtern zu entnehmen. Der Charakter der modernen Poesie sei Charakterlosigkeit, Künstlichkeit; das philosophisch Interessante sei letzter Zweck der Poesie geworden. Die Poesie der Griechen habe den höchsten Gipfel freier Schönheit erreicht in der Tragödie des Sophokles. Die Schönheit ist ein ebenso wesentlicher Bestandteil der menschlichen Bestimmung wie die Sittlichkeit, die schöne

Kunst hat ein unveräusserliches Recht auf gesetzliche Selbständigkeit. Der moderne Dichter muss ganz ein Grieche werden in Anschauung und Leben, im Denken und Fühlen, er soll, was dem Geiste des Griechentums entgegensteht, abstreifen, eine ästhetische Moral pflegen, die Autonomie des Schönen erklären. — Fr. Schlegel zerfiel mit Schiller. Er wendete sich jetzt ganz Fichte zu. Damit tritt er von seiner extremen hellenisirenden Richtung zurück und bequemt sich zur modernen Anschauung. Die neue Wendung zeigt sich in seinem Aufsatz über Lessing und besonders über Wilhelm Meister (im Athenäum), dessen begeisterter Prophet er wurde. Der Roman ist jetzt die höchste Form der Poesie. Deshalb begrüsst er freudig Tiecks Sternbald. — Der Verf. charakterisirt nun Tieck, seine geistige Entwicklungsgeschichte, seine Jugendwerke, kurz die weiten Ausführungen Hayms zusammenfassend. Ebenso Wackenroder. — Das Ideal der neuen, der romantischen Poesie ist, dass die Willkür des Dichters kein Gesetz über sich leidet. Die Phantasie des Dichters soll aber auch das Leben bestimmen. Die Bestandteile des Romantischen sind das Phantastische und das im besseren Sinne Sentimentale d. h. das Vorherrschen des Gefühls, wie es am meisten in der Liebe der Fall ist. Die Phantasie strebt aus allen Kräften sich zu äussern, aber das Göttliche kann sich in der Sphäre der Natur nur indirekt äussern, und daher bleibt von dem, was ursprünglich Phantasie war, in der Welt nur das zurück, was wir Witz nennen. So sehen wir die Neigung zur Allegorie bei den Romantikern immer mehr hervortreten, den Witz eine so wichtige Rolle einnehmen. Die Poesie ist nicht mehr reine Poesie, sondern nur Ahnung und Stimmung, eine Reaction gegen die Antike, gegen den klassischen Idealismus Goethes und Schillers. Die Grundzüge der neuen Theorie Schlegels sind: der ausgeprägteste Subjektivismus, auch im Leben, das Ethische wird dem Aesthetischen untergeordnet; — in der Kunst die Phantastik, nur Gefühlszustände bilden den Gegenstand der Dichtung, die dichterische Production greift hinüber in das Gebiet des Musikalischen; — die romantische Ironie, die fortgesetzte Negation des Endlichen und Bestimmten, um durch sie ins Unendliche überzugehen, ein ewiges Spiel mit der Form; — der Universalismus, die Verallgemeinerung des Begriffes der Poesie, die Vermischung von Poesie, Philosophie, Rhetorik, Geschichte; — das mystische Element, das mit dem Streben nach dem Unendlichen gegeben war; daher denn auch die Wendung zur Kunst und Anschauung des Mittelalters. — Welche Dichtungswege hat nun die romantische Richtung eingeschlagen? Zunächst die Naturpoesie, das Märchen, überhaupt jede besonders die Phantasie erregende Dichtung; sodann die mystische; weiter die Schicksalstragödien; endlich die politische Poesie, als patriotische der Schmuck der Romantik. — Der Hass, der die Romantik traf, bezog sich auf die Forderung, das Leben der Gegenwart nach dem Muster des feudalistischen Mittelalters umzuändern; er bezog sich auf die beliebte Selbstironisirung des Dichters, ein Beweis des Mangels des sittlichen Pathos.

Mittelhochdeutsche Anklänge in Uhlands Gedichten. Von Dr. Schulzen. Programm des Real-Progymnasiums zu Thann 1879. 17 S. 4.

Die Abhandlung zählt die Gedichte Uhlands auf, deren Stoff aus dem Mittelalter entlehnt ist oder zu denen er durch seine Beschäftigung mit den mittelhochdeutschen Dichtern angeregt wurde. Sie bespricht auch Uhlands Nachahmung der Nibelungenstrophe. Wertvoller ist der Nachweis der dreiteiligen Strophe in den Uhlandschen Liedern. Schliesslich werden einzelne Ausdrücke aufgezählt, welche nach alter Weise Uhland gebrauchte, und der schöne Nachruf Geibels auf den Dichter abgedruckt.

Zur Würdigung Platens. Von Dr. Lothar Böhme. Programm der Realschule I. O. zu Annaberg 1879. 35 S. 4.

Der Verf. hat sich die lobenswerte Aufgabe gestellt, das immer noch schwankende Urteil über Platen dadurch zu klären, dass er genauer auf seine Gedichte eingegangen ist und in den verschiedenen Gattungen seine Vorgänger und seine Nachfolger berücksichtigt, somit erst eine vorurteilsfreie Ansicht über Platens Stellung in der Entwicklung der deutschen Poesie gewonnen hat. So gelangt er zu dem Ergebnis, dass über den allgemein anerkannten formalen Schönheiten nicht mehr seine lebendige Begeisterung für die Kunst, überhaupt seine ideale Gesinnung verkannt wird. Die Abhandlung ist mit grossem Fleisse geschrieben und gibt hier und da eine ziemlich vollständige Geschichte einer Dichtungsgattung. Der Verf. stellt zuerst einige Urteile massgebender Persönlichkeiten über Platen zusammen, zunächst das begeisterte Lob Emanuel Geibels, dann aber auch die Urteile entgegengesetzter Art. Darauf betrachtet er die lyrischen Gedichte, und zwar nach der Zeitfolge die mit Romanzen untermischten Lieder der Jugendzeit. Schon da zeigt sich die leichte Handhabung der Form mit Anmut des Inhalts, wie an einzelnen Gedichten in Vergleichung mit ähnlichen anderer neuer Dichter nachgewiesen wird; hervorgehoben wird namentlich das reiche Lied an Aphrodite. In den die Natur feiernden Liedern, in denen sich eine elegische Stimmung kund gibt, ist P. offenbar Vorgänger Geibels gewesen. Auch in der Heroide zeigt sich Reichtum von Anschauungen und Gefühlen. Nicht minder nimmt P. in der Elegie einen hohen Rang ein. Mit besonderem Lobe erwähnt mit Recht der Verf. die Gedichte religiösen Inhalts. Im Gasel, dessen Geschichte in Deutschland der Verf. erläutert, ist Platen wohl nur von Rückert übertroffen; unübertroffen aber ist er im Sonett. Auf die Sonette geht der Verf. am ausführlichsten ein, er hebt vor allen die an Venedig hervor, die durch begeisternden Schwung und malerische Schilderung vor allen ähnlichen Erzeugnissen der neueren Dichter hervorragen. Besondere Anerkennung verdienen auch Platens Oden; die Polenlieder haben zahlreiche Nachahmer gefunden. Ueberaus reich an schönen Bildern und Gedanken sind die Oden an Florenz und Rom, auch die an Sorrent und an den mitfühlenden Freund August Kopisch. In Schilderungen und Reflexionen hat Platen in seinen Hymnen mit Pindar gewetteifert; viele von ihnen verdienen das Lob, das ihnen die neuere Kritik zollt, aber der Verf. hat Recht, dass im ganzen Platen sich eine für die deutsche Sprache unerreichbare Aufgabe stellte, wenn er die schwierigen Pindarischen Metra nachahmen zu dürfen glaubte. — Dem Verf. gestattete es der Raum nicht, auch die dramatischen, epischen und didaktischen Gedichte Platens zu besprechen; das liebevolle und fleissige Studium des Dichters, welches sich in der vorliegenden Abhandlung ausspricht, berechtigt zu dem Wunsche, dass die Fortsetzung der Arbeit nicht zu lange ausbleiben möge.

Grillparzers Selbstbiographie. Von Ad. Fäulhammer (Schluss). Programm des Gymnasiums zu Troppau 1879. 31 S. 8.

Die Fortsetzung des früheren Programms hebt mit dem Jahre 1819 an, wo Grillparzer die Reise nach Italien machte. Die Absicht, in Venedig ihn mit Lord Byron zusammenzuführen, wurde vereitelt. In Rom verhält er sich gegen die neuere Künstlerschule kalt, die Antike begeistert ihn, Thorwaldsen bewundert er. Nach einer Krankheit in Rom lebte er in Neapel im Hause des Grafen Wurmbrand, des Obersthofmeisters der Kaiserin; als derselbe erkrankte, kehrte er als sein Pfleger mit ihm nach Wien zurück, an Leib und Seele nicht gestärkt. Er erhielt Urlaub zur Herstellung seiner Gesundheit nach Gastein. Zur Vollendung des Goldenen

Vliesses ging er an die Medea. 1821 erlebte sie die erste Aufführung, ohne bedeutenden Erfolg; nicht ungerechtfertigt ist der Tadel, dass der Charakter des Jason kein einheitlicher sei. In dem Hause des Rats Fröhlich, dessen Tochter Katharina einen tiefen Eindruck auf den Dichter machte, wurde G. mit Franz Schubert u. A. näher bekannt. Durch das Gedicht „Die Ruinen des Campo vaccino" kam er 1820 zum ersten Male in Conflikt mit der österreichischen Censur; die höheren Grade des Staatsdienstes waren ihm von nun an verschlossen. Damals erweiterte sich die Kluft zwischen dem Kaiserstaate und dem übrigen Deutschland; Grillparzer hat auch darunter gelitten. Für ihn war auch der Tod des Grafen Stadion 1824, eines der besten Männer in der österreichischen Aristokratie, ein grosser Verlust. Die geschichtliche Tragödie König Ottokar wurde zwei volle Jahre von der Censur zurückgehalten, endlich 1825 mit ausserordentlichem Erfolge aufgeführt. Aber man wollte darin politische Anspielungen finden; so hörten seit 1839 die Aufführungen auf dem Burgtheater auf. Sich zu erfrischen ging G. 1826 nach Berlin, wo er anziehende Bekanntschaften, u. A. Hegels, machte; aber das Berliner Wesen blieb ihm fremdartig. Dann ging er nach Weimar, wo ihm die Stunden bei Goethe einen tiefen Eindruck machten, und über München, wo er mit Cornelius zusammenkam, nach Wien zurück. Die Krönung der Kaiserin als Königin von Ungarn führte ihn zur Bearbeitung eines Stoffes aus der ungarischen Geschichte, zu der Tragödie „Der treue Diener seines Herrn". Es folgten dann „Des Meeres und der Liebe Wellen" und „Der Traum ein Leben". 1832 wurde Grillparzer zum Direktor des Hofkammer-Archivs ernannt. 1836 unternahm er seine Reise nach Frankreich und England. Mit diesem Jahre schliesst die für den Dichter so charakteristische Selbstbiographie.

Thomas Pringle und Ferdinand Freiligrath. Von Dir. Prof. Richard Pachaly. Programm der Realschule I. O. zu Freiberg 1879. 36 S. 4.

Unter den Gedichten Freiligraths erregte der Löwenritt die meiste Bewunderung. Da wurde 1842 von Nodnagel auf die Aehnlichkeit des Stoffes und der Bilder in des schottischen Dichters Pringle Gedichte aufmerksam gemacht, und sofort wurde die Vermutung ausgesprochen, dass Freiligraths Gedicht nur als Bearbeitung, nicht als Original anzusehen sei. Freiligrath gab an Nodnagel auf dessen Befragen die ausdrückliche Erklärung ab, er habe Pringle nicht gekannt, er sei durch die Notiz einer Reisebeschreibung angeregt worden. Damit war die Frage erledigt, auch die vorliegende Abhandlung hält diese Entscheidung fest. Der Verf. sah sich aber dadurch veranlasst, sich mit Thomas Pringle genauer zu beschäftigen, um so mehr als derselbe sowohl in deutschen als auch in englischen Literaturgeschichten wenig erwähnt wird. So entstand die vorliegende Abhandlung, die eine sehr sorgfältige, auf den genauesten Forschungen beruhende Darstellung des Lebens Pringles bietet. Thomas Pringle ist 1789 geboren und 1834 gestorben, er ist als Schriftsteller vielfach thätig gewesen, hat wesentlich durch seine journalistische Wirksamkeit zur Abschaffung der Sklaverei mitbeigetragen, hat ein bewegtes Leben geführt, immer den edelsten Zielen nachgestrebt. Auch als Dichter verdient er Lob; auf seine dichterische Eigentümlichkeit geht bis ins Einzelste der sprachlichen Eigenheiten die Abhandlung ein, kommt aber zu dem Resultat, dass der deutsche Dichter bedeutender sei. Die am Ende mitgeteilte Uebersetzung des Gedichtes: „der Löwe und die Giraffe", in dem allerdings die stoffliche Aehnlichkeit mit dem Löwenritt auffallend ist, rechtfertigt dies Urteil.

Ueber die Herrschaft der französischen Sprache in England vom XI. bis zum XV. Jahrhundert. Von Oberlehrer Dr. O. Scheibner. Programm der Realschule I. O. zu Annaberg 1880. 33 S. 4.

Die gründliche Abhandlung widerlegt viele weit verbreitete Ansichten, welche noch von bedeutenden Autoritäten festgehalten werden, und beruht auf umfassendem Quellenstudium. Namentlich hat Thierrys Geschichte der normannischen Eroberung die richtige Darstellung des Sachverhaltes gehindert; es wird angenommen, es sei dreihundert Jahre lang das Französische die allein von den Eroberern verstandene Sprache gewesen oder diese hätten allein in einem halb französischen, halb englischen Jargon sich verständlich machen können. Auch Lappenberg und Pauli haben diese Ansicht. In Wirklichkeit aber zerfällt die Herrschaft der französischen Sprache in zwei Perioden, in der ersten, bis zum Verlust der Normandie (12. Jahrh.) ist sie in England wirklich heimisch, in der zweiten, bis gegen Ende der Regierung Eduards III., eine fremde Sprache, zu deren Erlernung die Unterthanen, welcher Abkunft sie auch sein mögen, durch die Mode veranlasst werden. — Mit der normannischen Eroberung wurden die meisten geistlichen Stellen, auch fast alle Staats- und bürgerlichen Aemter an französisch sprechende Ausländer verliehen. Es sind drei Sprachen nebeneinander: die lateinische Gelehrtensprache, die französische Umgangssprache der höheren Kreise und Literatursprache der Gebildeten, das Englische als fast nur mündlich gebrauchtes Idiom der grossen Volksmasse. Es ist irrig behauptet worden, dass von der normannischen Eroberung an das Französische die ausschliessliche Sprache der Regierung und Gesetzgebung geworden sei, dass Wilhelm I. den Engländern das Französische aufgezwungen habe. Es ist vielmehr aus der ersten Periode keine einzige Urkunde, kein Gesetz in französischer Sprache vorhanden. Erst zur Zeit Heinrichs II. wurde die englische Sprache in den Gesetzen verdrängt, aber nicht vom Französischen, sondern vom Lateinischen. Aber nach dem natürlichen Gange der Dinge musste jeder, der mit den überlegenen Normannen bei Hofe, vor Gericht, in der Schule verkehrte, sich in ihrer Sprache an sie wenden; doch ebenso natürlich war es, dass auch die Normannen mit der Sprache ihrer Nachbarn nicht unbekannt blieben. Die Vermischung der Racen ging früh vor sich, bei der Thronbesteigung Heinrichs II. war der Name Normanne verschwunden. Die Behauptung, dass noch in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts und darüber hinaus ein Teil der von den Normannen abstammenden Bevölkerung Englands nur des Französischen kundig gewesen sei, ist irrig, die Personen, von denen feststeht, dass sie nicht englisch konnten, sind Ausländer. Vielmehr lässt sich nachweisen, dass spätestens an der Wende des 12. und 13. Jahrhunderts das Englische zur Muttersprache auch der Nachkommen der Normannen geworden war. Es war in der Zeit Heinrichs II. die Vermischung der beiden Racen so gut wie vollendet; die zahlreichen literarischen Nachrichten beweisen, dass zu Anfang des 13. Jahrh. das Französische in den höheren Schichten eine angelernte fremde Sprache war. Also nur 100 bis 150 Jahre lang kann das Französische die Muttersprache eines Teiles der Bevölkerung Englands gewesen sein. Dass schon in dieser frühen Periode das Französische auf das Englische Einfluss gehabt und beigetragen habe, die Sprache aus einer synthetischen zu einer analytischen zu machen, kann wohl nicht bestritten werden.

Die zweite Periode geht vom Verluste der Normandie bis zu Ende der Regierung Eduards III., umfasst also das 13. und 14. Jahrhundert. So lange die Normandie mit England vereinigt war, wurde trotz der rasch vor sich gehenden Verschmelzung der Engländer und Normannen die norman-

nisch-französische Sprache immer noch dadurch festgehalten, dass englische Barone französischer Abkunft auf ihren Besitzungen in der Normandie die Sitten und die Sprache ihrer Vorfahren von Generation zu Generation auffrischten; aber mit dem Verlust der Normandie 1204 fühlen sich alle Bewohner Englands als Engländer, die Normandie ist von jetzt an für sie ein fremdes Land, das Normannisch-Französische des Continents beginnt zum Patois herabzusinken. Da aber erringt in England das Französische einen neuen Sieg, es beginnt als Modesprache von neuem zu herrschen. Das Französische wurde damals überhaupt an den Höfen Europas heimisch. Besonders war es in England der Fall. Eduard I. hat das Französische zur Staatssprache gemacht, das Englische galt als plump, wurde fast nur mündlich gebraucht. Parlamentsbeschlüsse, diplomatische Briefe wurden meist in französischer Sprache, bisweilen in lateinischer, nie in englischer abgefasst; bis über 100 Jahre nach Eduards III. Tode sind alle Gesetze französisch; das erste englische stammt aus dem ersten Jahre der Regierung Heinrichs VII., erst vom vierten Jahre an wird das Englische allein angewendet. Im Oberhause wurden bis 1483 die Verhandlungen in französischer Sprache geführt; die Protokolle desselben wurden noch im 16. Jahrhundert französisch abgefasst; gewisse parlamentarische Formeln sind noch heute französisch. Das Französische war auch im 13. und 14. Jahrh. die Sprache der Aristokratie. In den Lateinschulen bediente man sich nur der lateinischen oder französischen Sprache. Wer nicht französisch verstand, wurde wenig geachtet. Für die französische Poesie herrschte allgemeine Begeisterung. Das übliche Französisch war aber teils das des Pariser Hofes, teils Dialekte, auch ein anglisirtes Französisch. Bis zu Ende des 12. Jahrh. war der Wortschatz des Englischen rein germanisch; aber im 13., noch mehr im 14. drangen viele französische Wörter ein. Diese Mischung ist also nicht Folge der normannischen Eroberung, sondern der späteren modischen Gallomanie. Dieser fremdartigen Elemente hat sich nachher die englische Sprache nicht wieder entledigt, weil die wiederauflebende englische Literatur, um in den einflussreichen Kreisen Eingang zu gewinnen, sich des französischen Stoffes und des französischen Gewandes bediente; durch die Tagesliteratur kam die grosse Menge der französischen Wörter in die Sprache. Der Verfall der Herrschaft des Französischen in England datirt von dem Ausbruche der langjährigen Kriege. Im Jahre 1362 ging das Gesetz durch, dass bei den mündlichen Gerichtsverhandlungen das Französische gebraucht werden dürfe, nicht sollte. Aber das Französische blieb die Sprache für die Veröffentlichung der Rechtsfälle bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts. Im Jahre 1362 wurde zum ersten Male das Parlament mit einer englischen Anrede eröffnet. Seitdem sollte auch kein des Englischen unkundiger Geistlicher eine Stelle erhalten. In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts endlich wurde der Bann, der bisher auf der englischen Literatur geruht hatte, durch Chaucer gelöst, der auch die höheren Kreise für diese gewann, ähnlich dem Einflusse Wielands in Deutschland.

Ueber Shakespeares Sturm. Von Oberlehrer Brockerhoff. Programm der höheren Bürgerschule zu Rheydt 1880. 16 S. 4.

Die Abhandlung verfolgt den Gang der Handlung in dem Gedichte, um daran nachzuweisen, dass das menschliche Leben von geheimnisvollen Mächten geleitet wird, dass diese Wahrheit der Dichter habe darstellen wollen. Diese Gewalten sind teils die Naturkräfte, teils die sozialen Verhältnisse, namentlich aber die Gewalten, welche in der Brust des Menschen wohnen, von innen ihn in Bewegung setzen, unaufhörlich ihn in seinem

Wollen und Thun bedingen, die Macht des Gemütes und der Phantasie. Die Geister, die in dem Gedichte ihr Wesen treiben, die Zauber sind die Kräfte, welche sich teils in der Natur, teils im Menschen, ihm selbst unbewusst, thätig erweisen.

Ueber Shakespeares Narren. Von Alfons Hayn. Programm der höheren Bürgerschule zu Pr. Friedland 1880. 10 S. 4.

Die kurze Abhandlung stellt die Bedeutung der Narren in den verschiedenen Stücken Shakespeares dar, beschreibt ihr Aeusseres, soweit aus den Gedichten erkennbar ist, und führt zur Erläuterung an, was aus neueren englischen Werken über die Hofnarren zu ermitteln ist.

Herford. Hölscher.

---

1) Axel Klint, Sur la transitivité du verbe français. Esquisse historique présentée au consistoire de Stockholm à l'occasion du concours ouvert pour un professorat de langues modernes. Stockholm, A. L. Norman, 1879. VIII und 182 Seiten.
2) Axel Klint, An Account of Chaucer's Translation of the Romaunt of the Rose. 27 Seiten.

Die zweite Abhandlung ist ohne Jahr und Druckort erschienen und bildet, wie aus den angehängten drei Thesen in deutscher Sprache hervorgeht, die englisch geschriebene Dissertation des Verfassers, welcher darin über Chaucer's Uebersetzung des Roman de la Rose berichtet, indem er die Eigenthümlichkeiten des Verses und Reimes in Beispielen hervorhebt, die damalige englische Aussprache charakterisirt und über die dem Französischen entlehnten Wörter wie über Contraction handelt; den grössten Theil jedoch nehmen die Noten ein (Seite 11—27), welche eine Vergleichung des französischen Originals und des englischen Fragments enthalten. Hierzu hätte die bekannte Arbeit von Dr. Püschel mit Nutzen gebraucht sein können. Die oben an erster Stelle genannte Untersuchung über die transitivité (das Wort fehlt übrigens in C. Sachs' Wörterbuche und scheint eine ganz neue Bildung zu sein) des französischen Verbums holt etwas weit aus, ehe sie zum eigentlichen Gegenstande kommt. Der Verf. bemerkt in der Vorrede, dass die Ausdrücke „transitiv, activ und neutral, intransitiv" ohne Unterschied gebraucht würden, obschon ihre Bedeutung eine verschiedene wäre; über diese Begriffe Aufklärung zu geben, hält er für eine nützliche Aufgabe. Wie nun W. Corssen in seinen Kritischen Nachträgen zur lateinischen Formenlehre die lateinischen Worte auf das Sanscrit zurückführt, so will K. diese Vergleichung auf die französische Syntax anwenden. Von dem Ursprunge des Französischen ausgehend giebt der Verf. nach der Erledigung von Vorfragen und nach einem historischen Ueberblick der Ansichten über die Eintheilung der Verba von S. 55—67 ein Verzeichniss der lateinischen intransitiva, welche den Ablativ, Genitiv und Dativ regieren; dem entsprechend folgt S. 68—80 eine Aufzählung der intransitiven Verba des Altfranzösischen. Nach einigen etymologischen, statistischen und methodischen Bemerkungen giebt endlich der Verf. einen Extract aller französischen Verba aus drei mittelalterlichen Werken, nämlich aus den Dichtungen des Rutebeuf, aus dem Roman de la Rose und aus Joinville's Geschichte des heiligen Ludwig, und zwar folgen die intransitiva dieser drei Werke in alphabetischer Reihenfolge S. 93—121, die transitiva S. 122—182.

Das Ganze bildet eine mit Fleiss angefertigte Zusammenstellung, welche wohl verdient, hier empfohlen zu werden. Nur wäre eine genauere Revision der Citate und des Textes zu wünschen gewesen; z. B. S. 85 ist die Anmerkung aus Diez, Grammatik III. Auflage, S. 92 nicht genau, indem „als“ in der letzten Zeile überflüssig ist; S. 17 steht M. Bourguignon statt Burguy, der in dem Verzeichniss der Abkürzungen richtig genannt ist; in dem Abschnitt über Geschichte des Wortes Syntax steht S. 6 τάζεως ohne Accent; S. 7 ὢς st. ὥς; S. 8 ου st. οὐ; S. 26 und 27 ist M. Bergmann und Begemann verwechselt; S. 31 Anmerkung fehlt in dem Citat aus J. Grimm nach „unbestimmt“ die Interpunction; S. 37 laugue Druckfehler st. langue u. a. Unverständlich bleibt S. 19 der Satz: Pour être tant soit peu complet, ce traité doit etc.

Paul Neumann, Ueber die älteste französische Version des dem Bischof Marbod zugeschriebenen Lapidarius. Breslauer Dissertation. Neisse, Ad. Letzel, 1880. 44 Seiten.

Diese dankenswerthe Untersuchung will die Frage beantworten, wann und wo die von Beaugendre 1708 und von Beckmann 1799 herausgegebene französische Uebersetzung des dem Bischof Marbod von Rennes († 1123) zugeschriebenen Steinbuches abgefasst ist. Der Verfasser benutzt die beiden genannten Ausgaben nebst einer Collation der Pariser Handschriften 14470 des fonds latin und 24870 des fonds français der Nationalbibliothek. In dem ersten Abschnitt über das Verhältniss des französischen Lapidärs zu der lateinischen Dichtung wird durch Vergleichung festgestellt, dass der Verfasser des lateinischen Textes nicht zugleich der des französischen d. h. nicht Marbod ist. Die Frage, wann und wo der französische Text entstanden, wird im zweiten Abschnitt über die Sprache, das Alter und die Heimat des Lapidärs erledigt. Als die älteste Hs. wird hier die von L. Delisle im Inventaire beschriebene 14470 (13. Jahrh.) des fonds latin bezeichnet; L. Pannier, welcher sich lange Zeit mit den Lapidarien beschäftigt hatte und bereits im Buchhandel die Veröffentlichung einer Schrift über diesen Zweig der Literatur angekündigt hatte, jedoch durch den Tod abberufen wurde, setzt dieselbe ohne Grund in die Mitte des 12. Jahrhunderts. Jünger ist die zweite Hs. 24870 des fonds français, welche der Verf. gleich der von P. Meyer in der Romania (1877) VI, p. 1—46 beschriebenen Londoner Hs. Addit. 15606 auf dem Boden des burgundischen Dialekts entstanden sein lässt. Was das Verhältniss der beiden Handschriften betrifft, so nimmt der Verfasser an, dass beide auf gemeinschaftlicher Quelle beruhen, dass aber diese nicht Original der französischen Uebertragung sei. Um hier ein endgültiges Urtheil zu fällen, muss jedoch erst eine kritische Ausgabe des lateinischen wie des französischen Lapidärs vorliegen; eine Ausgabe des französischen Textes wird von N. in Aussicht gestellt; mit dieser dürfte sich in Anbetracht des geringen Umfanges der lateinische Text wohl vereinigen lassen, zumal der von Migne in seiner Patrologia besorgte Abdruck nicht genügt und wenig zugänglich ist. Ausführlich wird sodann gehandelt über die Sprache in den beiden Handschriften, und mit Wahrscheinlichkeit angenommen, dass die Vorlage beider nicht in anglonormannischem, sondern in normannischem Dialekte abgefasst war. Betreffs der Entstehungszeit dieses Denkmals entscheidet sich N. dahin, dass er die französische Version des Lapidärs gleichwie den Bestiär des Philipp von Thaon dem ersten Drittel des 12. Jahrhunderts zuweist. Geoffroy-Château nimmt in seinem Buche: La Farce de Maistre Pierre Pathelin précédée d'un Recueil de monuments de l'ancienne langue fr., Paris 1853, p. XXXII, ohne Weiteres das Jahr 1123 an; derselbe theilt die ersten elf Zeilen mit. In seinen Thesen kommt der Verf. hierauf zurück und behauptet, dass die

frz. Version des Lapidärs an Alter dem Bestiär des Philipp nachstehe, sowie dass es bei dem jetzigen Stande der Wissenschaft unmöglich wäre, den Dialekt der frz. Version mit Sicherheit zu bestimmen. Suchier führt den Lapidär zweimal gelegentlich in seiner Bibliotheca Normannica I, p. XIII und XXII an, entscheidet sich jedoch nicht betreffs der Frage der Datirung. Zuletzt folgen noch Bemerkungen über das Versmass, den Reim, den Hiatus, die Elision und Aphärese, während die lexikalische Ausbeute auf spätere Zeit verschoben wird. Nicht berücksichtigt sind die Schwierigkeiten, welche der Text an einzelnen Stellen bietet, und das Verhältniss zu verwandten poetischen oder prosaischen Bearbeitungen. Von den durch H. Lambel und K. Vollmöller bekannt gemachten Bearbeitungen in deutscher und spanischer Sprache abgesehen, sind noch französische Prosabearbeitungen vorhanden, z. B. in der Hs. des Arsenals zu Paris No. 283, fol. 218, aus der zuletzt W. Förster das Minnegedicht De Venus la deesse d'amor herausgab und die von Monmerqué & Michel, Lai d'Inaugurès, en vers du XIIe siècle, par Renaut, Paris 1832, p. 39 beschrieben ist; ebendaselbst No. 108 (15. Jahrh.) enthält nach Ulysse Robert, Inventaire sommaire des manuscrits des bibliothèques de France p. 101: Les vertus des pierres précieuses. In der Laurentianischen Bibliothek befindet sich in Ms. Plut. LXXVI ein anderer franz. Prosalapidär; vgl. Romania (1880) IX, p. 335. (Eine Hs. aus dem 14. Jahrhundert zu Modena No. XXXIX nennt Paul Heyse, Romanische Inedita, p. 168, enthaltend: Gallica carmina de lapidibus pretiosis.) Die Sammlung Libri's enthielt sub No. 537 in einer angeblich aus dem 11.—12. Jahrh. stammenden Hs. Marbod's Gedicht mit dem Lapidär in altfranzösischer Prosa. Vgl. A Catalogue of the reserved and most valuable Portion of the Libri Collection ... sold by Auction on Friday, the 25th July 1862. In seinem Livre des légendes, Introduction p. 235 gab Le Roux de Lincy einen Auszug aus einem afz. Prosalapidarius. Nicht bekannt ist N. die Pariser Hs. der Nationalbibliothek fonds français 14969, alt 632/25 des Supplément français, welche der Bibliothek am 5. September 1878 mit der Aufschrift: „Restitution après décès“ zurückgeliefert worden ist: Delisle führt sie als „en déficit“ auf; diese Hs. enthält, nach dem unvollständigen Bestiär des Guillaume, den Lapidarius in achtsilbigen Reimpaaren, jedoch nicht ganz vollständig, indem der Copist bei dem Steine eliotropie aufhört: cil ki la porte le meuz en pot dire de chose celee e pistice est vermaile, si fet hume seur. Nach diesen Worten folgt am Rande: Amen. Marbod's lateinisches Gedicht findet sich noch in folgenden Handschriften, die bei einer neuen Ausgabe berücksichtigt werden müssen: Ms. latin 16079; Ms. latin 16699; Ms. latin 16702; Ms. latin 17293 der Pariser Nationalbibliothek; Ms. Royal 13 A XIV p. 217, Plut. XIV B fol. 107b 117 des British Museum zu London; in Tours No. 1040 unter Hildebert's Namen, vgl. Notices et extraits des mss. de la bibl. Nat. 28 p. 444; Pertz, Archiv 8 p. 436. Ueber zwei Handschriften mit einem lateinischen Lapidarius vgl. K. Bartsch in Pfeiffer's Germania (1878) 23 p. 110. Die Bibliothek der Kollegialkirche St. Paul in Lüttich enthielt im 15. Jahrh. unter No. 184: De lapidibus preciosis, in uno quinterno pergameno; vgl. Bibliophile belge 1866, p. 230 u. 243. Die Sammlung dieser Handschriften ist noch nicht vollständig; hoffentlich giebt die obige Arbeit Anregung, mit anderen Lücken auch diese auszufüllen.

Programme du collège royal français 1880. L'enseignement secondaire en France. Seconde partie. Par Ernest Friese. Berlin, J. F. Starcke, 1880. Progr. No. 48. 34 p.

Während im ersten Theile dieser Programmabhandlung von der durch die Ferry'schen Gesetze veränderten Organisation der Université de France

die Rede war, bezieht sich der vorliegende, ein Jahr später erschienene zweite Theil auf diejenigen Schulen, welche unsern Gymnasien und Realschulen entsprechen. In fünf Abschnitten handelt der Verfasser über den Organismus der französischen Gymnasien, über das Lehrerpersonal, über die Methode des Unterrichts, über die verschiedenen Unterrichtsgegenstände und über das Abiturientenexamen (baccalauréat). Die Schattenseiten der frz. Unterrichtsmethode werden sorgfältig erwogen und gelegentlich preussische Schulverhältnisse berührt. Während Jules Simon und Bréal das Internat verurtheilen, neigt der Verf. zu derselben Ansicht, wenn er meint, dass die Atmosphäre einer solchen, Kloster und Kaserne bildenden Anstalt schwer auf oft kaum zehnjährigen Knaben laste, dass da eine vernunftgemässe Erziehung unmöglich sei und dass man die armen Geschöpfe bedauern müsse, die dort ihre Entwicklungsjahre unter Leitung der maîtres d'étude zubringen müssten. Die Functionen der letzteren wie der surveillants généraux, des aumônier, des censeur und économe, endlich des proviseur werden im Einzelnen angegeben. Auf die Urtheile des Verf. über den Concours général der Pariser und Versailler Gymnasien, über die prix d'excellence, über die Unterrichtsmethode, über die Leistungen der frz. Abiturienten in den einzelnen Disciplinen etc. können wir an dieser Stelle nicht eingehen und müssen auf die Abhandlung selbst verweisen, die sich dem bekannten Buche von Hahn über das frz. Erziehungswesen wie dem Werke Bréal's „Quelques mots sur l'instruction publique en France“ würdig zur Seite stellt.

Miscellen.

Der Unterricht in neueren Sprachen an unseren Schulen.

An den Herausgeber des „Archiv“.

Verehrtester Freund.

Sie werden sich erinnern, dass, als wir hier zusammen der im Jahre 1869 tagenden Philologen-Versammlung beiwohnten, ich den Antrag stellte, es möchten die Regierungen Deutschlands dafür sorgen, dass an allen deutschen Universitäten Lehrstühle für die neueren Sprachen errichtet werden, damit denjenigen Studirenden, die das Lehramt zu ihrem Berufe gewählt, Gelegenheit geboten werde, sich in ausreichender Weise auf die Prüfung im Englischen und Französischen vorzubereiten. Ich wurde zu diesem Antrage durch meine Erfahrung als Examinator für die englische Sprache bei der hiesigen Prüfungscommission veranlasst, ein Amt, welches ich acht Jahre lang bekleidete und worin ich mich überzeugte, dass die Candidaten des höheren Schulamtes, welche der Prüfung in jenen Fächern sich unterzogen, der grossen Mehrzahl nach ganz ungenügend vorbereitet waren. Was ich gewünscht, hat, wie Ihnen ja wol bekannt, seitdem sich erfüllt. Es giebt jetzt keine deutsche Universität mehr, wo nicht Lehrstühle für die neueren Sprachen, sei es durch ordentliche oder ausserordentliche Professoren besetzt, sich befänden. Wie es indessen trotzdem mit der Kenntniss der eigentlichen neueren Sprachen, d. h. der heutigen, bestellt ist, habe ich bereits vor zwei Jahren im „Im neuen Reiche“, in aller Kürze zwar, aber ich hätte geglaubt, überzeugend genug an einem aus vielen mir bekannten Beispielen (es handelte sich dabei um eine Rostocker Doctor-Dissertation in englischer Sprache) nachzuweisen versucht. Von solchen ist mir seitdem, ausser einer oder einigen an hiesiger Universität von geborenen Engländern oder Amerikanern verfasst, keine wieder zu Gesicht gekommen. Augenscheinlich zieht es der hiesige Professor der engl. Sprache, wie viele andere, vor, die Dissertationen von deutschen Studirenden des Englischen in deutscher Sprache verfassen zu lassen. Ob das in der Ordnung ist, will ich hier nicht untersuchen. Wol aber muss ich nochmals meine Stimme gegen den Missbrauch erheben, der mit dem Unterricht zunächst, was mein Fach betrifft, des Englischen getrieben wird. Das Studium des Altenglischen ist ohne Zweifel sehr nützlich für den künftigen Lehrer des Neuenglischen, da eine Kenntniss der Geschichte der Sprache und ihrer Entwickelung bei etymologischen Fragen sowie für die ältere

Literatur unentbehrlich ist. Vorerst aber, wie auch Prof. Sweet oder Skeat, ich erinnere mich nicht mehr genau, welche von beiden Autoritäten, ohnlängst betont hat, muss die Kenntniss des Neuenglischen da sein, ehe man die des Altenglischen mit Nutzen verwenden kann. Sonst hat man zwar das Feuer auf dem Herde, aber keine Speise, um sie daran zu setzen. Die Schüler in Schulen aber, wo das Englische einen Unterrichtsgegenstand bildet, verlangen eben Speise, oder, um das Bild zu verlassen, die Sprache des Lebens, des heutigen Tages, zur praktischen Verwendung oder mindestens zum Verständniss der neueren und neuesten Literatur. Wenn nun die Lehrer selbst diese Sprache nicht beherrschen, wie sollen es die Schüler lernen? Dass aber eine grosse Zahl jener blosse Stümper darin sind, oder eine höchst mangelhafte Kenntniss derselben besitzen, das könnte ich aus unzähligen Lehrbüchern, die sie zu verfassen sich unterfangen und die mir zu Gesicht gekommen, erweisen. Die Schnitzer, denen man darin begegnet, sind oft haarsträubend. Die Unwissenheit, die darin zu Tage tritt, übersteigt alle Begriffe und ist eben so krass, dass sie sich ihrer gar nicht bewusst sind und daher die Dreistigkeit besitzen, Andere belehren zu wollen, ohne selbst etwas zu wissen. Ich glaube mich durch meine langjährige Mitarbeiterschaft an Ihrem Archiv, sowie durch meine Schriften und Lehrbücher, wie auch durch meine Beiträge zu den jüngst begründeten Zeitschriften „Anglia“ und „Englische Studien“ hinreichend dokumentirt zu haben, um ein solches Urtheil zu fällen. In letztgenannter Zeitschrift habe ich erst kürzlich (IV. Band 1. Heft) ein eklatantes Beispiel solcher Anmassung aufgezeigt und ich könnte deren in Fülle bieten, wenn es verlangt würde. Ich behaupte also ohne Widerrede zu fürchten, dass in zahlreichen Fällen die deutsche Schuljugend im Englischen von Lehrern unterrichtet wird, die durchaus incompetent dazu sind, und aus Lehrbüchern, die von Fehlern wimmeln, und hoffe, die Unterrichtsbehörden Deutschlands werden dafür sorgen, dass künftig 1) nur solche Candidaten zur Prüfung im Englischen resp. Französischen zugelassen werden, die sich über ihre erlangte ausreichende Vorbildung im Neuenglischen durch eine schriftliche Clausurarbeit auszuweisen vermögen, 2) zu Examinatoren nur solche Männer bestellt werden, welche im Stande sind, solche schriftliche Leistungen zu begutachten und bei der mündlichen Prüfung sich ausschliesslich des Englischen resp. Französischen als Medium zu bedienen und 3) keine anderen Lehrer mit dem Unterrichte in diesen Sprachen betraut werden, als solche, die mindestens die Censur 2 erhalten haben und zum Unterricht in allen Klassen befähigt befunden worden sind. Schliesslich wäre es wünschenswerth, dass eine besondere Inspection für den Unterricht in neueren Sprachen an den höheren Schulen des deutschen Reiches eingeführt werde, um ihn zu überwachen und darauf zu sehen, dass obige Punkte auch streng eingehalten werden.

Leipzig. Ihr treu ergebenster

Dr. David Asher.

Post hoc, ergo propter hoc.

Um falsche Ursachen für thatsächliche Wirkungen zu charakterisiren, haben die Engländer ein Sprüchwort: That's Tenterden steeple and Goodwin sands (das ist der Kirchthurm von Tenderden und die Untiefen von Goodwin). Als sich die Goodwin-Sands vor der Mündung der Themse zuerst für die Schifffahrt in unangenehmer Weise bemerkbar machten, wurden viele Küstenbewohner vernommen, um zu ermitteln, welche Ursachen die

Entstehung der Sandbänke herbeigeführt. Ein älterer Mann erklärte, die Schuld trage der Kirchthurm von Tenterden, denn vor seiner Erbauung habe es keine Sandbänke gegeben.

Alte Shakespeare-Ausgaben.

So selten auch die ältesten Drucke Shakespearescher Dramen geworden sind, namentlich die alten Quartos einzelner Stücke und die erste Folioausgabe (1623) der sämmtlichen Dramen, so kommen solche doch noch von Zeit zu Zeit bei Antiquariatsbuchhändlern vor. In einem ganz neuerdings von B. Quaritch in London (Picadilly) versendeten Katalog sind alte Quartausgaben (aber nicht die ersten) von Hamlet, Othello und Heinrich V. zu den Preisen von 15—36 Pfd. Sterl. angesetzt. Die sehr seltene erste Folioausgabe von 1623 steht mit 250 Pfd. Sterl. (etwa 5000 Mark) verzeichnet, die späteren drei von 1632, 1664 und 1685 mit 47 resp. 150 und 40 Pfd. Sterl.

Salamander.

Ad exercitium Salamandri! Alle, die einmal dem akademischen Leben angehörten, fühlen sich bei dem Worte wie berührt von einem Hauche aus der verschwundenen goldenen Zeit. Mit Freude begrüsste man daher die Untersuchung von Fr. Lichterfeld über die Herkunft und Entstehung dieses studentischen Lust- und Ehrenbrauches in Westermanns Illustr. deutschen Monatsheften 1875, S. 403 ff., deren Ergebnissen wenig zuzusetzen sein möchte.

Um so auffallender sind die Resultate einer neuen gelehrten Forschung, die statt in die vierziger Jahre unseres Jahrhunderts in das graue Alterthum führen möchte, von Lichterfelds Aufsatz freilich nichts ahnte. — In Ludwig Herrigs Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen, Bd. 64, S. 126 f., suchte Adalbert Rudolf unter Abweisung von σάλεμ ἀνδρές oder ἀνδράσι an die deutsche Mythologie heranzugerathen und möchte, an Salzsieden und Salzmahlen erinnernd, an „Minnesalz“, „Sal amandi“ denken, vielleicht auch „Salus amandi“, „Minneheil“.

Wenn an irgend ein Salz beim Salamander zu denken wäre, sal atticum zu Zeiten natürlich ausgenommen, so könnte das nur der gesalzene Häring des nächsten Morgens sein; und stände jene Erklärung statt in einer wissenschaftlichen Zeitschrift in einem Scherzblatte, so könnte man sie als „gelungene Kater-Idee“ vortrefflich finden.

So bleibt es indessen bei den Monatsheften von 1875, auf deren einen verwunderten Ausruf: der Salamander soll auch gesungen sein, ich nur noch betheurend aussprechen will: Das ist er auch!

In Göttingen habe ich seine Bekanntschaft zuerst im feierlichen Gesange gemacht 1842 oder 1843; bis dahin war er überhaupt dort unbekannt oder höchstens ganz einzeln geübt.

Ich kam Abends von Grossen Schneen zu Fuss in der langen Pappel-Allee von der Landwehr her zurück, vor dem „Kaiser“ standen Tische neben der Heerstrasse, und aus dem jubelnden Kreise kneipender Studenten schallten fremdartig feierliche Töne, die sich bald als eine am Biertisch höchst ungewöhnliche Melodie herausstellten: „God save the King“ oder „Der Grosse König lebt“, wie wir das hannoversche Nationallied nannten. Es ist bekanntlich genau die Melodie des „Heil Dir im Siegerkranz“. Man sang aber „Sa-alama-ander, Sa-alama-ander, Salamandérr“ etc., dabei

wurde gerieben oder auch aufgeklopft im Takte, am Ende des Verses ausgetrunken, und so unter Jubel in infinitum. Nachher habe ich öfter so mitgesungen und mitgerieben; man versuche es nur, es geht. Haben doch auch die Chemiker sich einen Gummi-Gesang ähnlich geschaffen: Gummi elasticum, Gummi arabicum, Gummi traganth etc.

Heute wissen schwerlich noch viele vom Salamander-Singen, es ist zur Antiquität geworden, wie wir damaligen jugendfrischen Sänger.

Rostock. R. E. H. Krause.

Beiträge zum deutschen Wörterbuch.

„Je mehr die Grafen sich mit französischen Sitten und französischen Anschauungen vereinselbigten.“ Wenzelburger, Geschichte der Niederlande I, 246.

„Die Kirche, welche sich mit dem ganzen Leben des Mittelalters vereinselbigt hat.“ Ders. I, 643.

„Der Umstand, dass er von seinen Gegnern stets mit Luther vereinselbigt wurde.“ Ders. I, 718.

„Das obligate Turnen ist bei der Classification bezüglich der zweiten und dritten allgemeinen Fortgangs-Classe nicht einzubeziehen.“ Programm des Gymn. zu Brünn 1879. p. 31.

„Frau Baumgartner, Chirurgenswitwe. — Herr Fragner Haiböck. — Fräulein Kaiser Casinorestauratrice. — Herr Bindermeister Prislmayr. — Frau Grundbuchführerswitwe Maria Scharizer. — Frau Grosstabackverlegerin Wuzlhofer, sämmtlich in Freistadt in Oberösterreich.“ Programm des Gymn. in Freistadt 1879.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

J. Storm, Englische Philologie. Anleitung zum wissenschaftl. Studium der engl. Sprache. (Heilbronn, Henninger.) 9 Mk.
O. Schneider, Lehrplan f. d. deutschen Unterricht in der Prima höherer Lehranstalten. (Bonn, Weber.) 1 Mk. 50 Pf.
Die neue deutsche Rechtschreibung und die Nothwendigkeit ihrer Verbesserung. (Berlin, Mühlbrecht & Puttkammer.) 80 Pf.

Grammatik.

K. Weinhold, Kleine mittelhochdeutsche Grammatik. (Wien, Braumüller.) 2 Mk.
M. Heyne, Uebungsstücke zur Laut- und Flexionslehre der altgerm. Dialecte. (Paderborn, Schöningh.) 1 Mk. 35 Pf.
R. Kynast, Die temporalen Adverbialsätze bei Hartmann v. Aue. (Breslau, Kern.) 1 Mk.
D. Sanders, Abriss der deutschen Silbenmessung und Verskunst. (Berlin, Langenscheidt.) 2 Mk. 50 Pf.
A. Maurer, Die Wiederholung als Princip der Bildung von Relativsätzen im Althochdeutschen. (Genf, Müller.) 1 Mk.
H. Cocheris, Origine et formation de la langue française. (Paris, Delagrave):
  1) Notions d'étymologie fr. 2 fr. 50 ct.
  2) Précis historique. 1 fr. 50 ct.
L. Lévy-Bing, La linguistique dévoilée. (Paris, Vieweg.) 2 fr.
E. Metzke, Der Dialect von Ile-de-France im XIII. u. XIV. Jahrhundert. I. Thl. Vocalismus. (Breslau, Köbner.) 1 Mk.
G. Reiche, Prosodie oder richtige Silbenbetonung der franz. Sprache, gegründet auf die Quantität der Silben. (Böhm.-Leipa, Künstner.) 1 Mk.
F. Lütgenau, Jean Palsgrave und seine Aussprache des Französischen. (Bonn, Behrendt.) 1 Mk. 50 Pf.
A. Leach, The Letter H, Past, Present, and Future: A treatise. With rules for the silent H, based on modern usage. (London, Griffith and Farran.) 1 s.

Lexicographie.

K. Schiller u. A. Lübben, Mittelniederdeutsches Wörterbuch. 29. Heft. (Bremen, Kühtmann.) 2 Mk. 50 Pf.
W. Liebknecht, Volks-Fremdwörterbuch. (Leipzig, Fink.) 1 Mk. 80 Pf.
J. Kelle, Glossar zu Otfried's Evangelienbuch. 2 Hefte. (Regensburg, Manz.) à 2 Mk. 50 Pf.
Manson's Pronouncing Dictionary, by J. Davis. (London, Mullan.) 1 s.

Literatur.

W. Scherer, Geschichte der deutschen Literatur. 3. Heft. (Berlin, Weidmann.) 1 Mk.
L. Salomon, Gesch. der deutschen Nationalliteratur. 8. Lfrg. (Stuttgart, Levy & Müller.) 1 Mk.
Hartmann v. Owe, diu maere vom armen Heinrich. Handschriften-Fcsm. Ausg. im Gewande des 12. Jahrh. (Kiel, Lipsius & Tischer.) 8 Mk.
A. Steiger, Hans Sachs. Ein Vortrag. (Zürich, Schmidt.) 50 Pf.
J. Nover, Ursprung und älteste Gestalt der Nibelungen-Sage. (Mainz, Diemer.) 75 Pf.
R. Heinzel, Beschreibung der indischen Saga. (Wien, Gerold.) 3 Mk. 40 Pf.
J. Pirig, Untersuchungen über d. sogen. jüngere Judith, mittelhochdeutsches Gedicht der Uebergangsperiode. (Bonn, Nolte.) 1 Mk. 50 Pf.
A. Sauer, Die Ramlerische Bearbeitung der Gedichte E. C. v. Kleist's. (Wien, Gerold.) 60 Pf.
J. Sarreiter, Ludwig Aurbacher. Ein Beitrag zur deutschen Lit.-Gesch. (München, Lindauer.) 50 Pf.
K. Fulda, Chamisso und seine Zeit. (Leipzig, Reissner.) 5 Mk.
O. Fr. Gensichen, Studienblätter. Cultur- und literarhistorische Skizzen. (Berlin, Graser.) 5 Mk.
K. Gödeke, Grundriss der Gesch. der deutschen Dichtung aus d. Quellen. 3. Bd. 6. Heft. (Dresden, Ehlermann.) 4 Mk.
M. Kawczynski, Studien zur Literaturgeschichte des 18. Jahrh. Moralische Zeitschriften. The Tatler. (Leipzig, Matthes.) 5 Mk.
E. Cauer, Zum Andenken an G. E. Lessing. (Berlin, Grote.) 60 Pf.
Lessings Vermächtniss. (Reichenbach, Höfer.) 80 Pf.
H. Rüttig, Lessings Bedeutung f. unsere Zeit. (Torgau, Jacob.) 20 Pf.
P. H. Schneeberger, Das Urbild zu Schillers Jungfrau von Orleans. (Würzburg, Stahel.) 40 Pf.
B. Seuffert, Klein und Schiller. (Würzburg, Stahel.) 40 Pf.
O. Hammann, Zur Rettung Lessings. (Berlin, Luckhardt.) 60 Pf.
B. A. Wagner, Lessing-Forschungen, nebst Nachträgen zu Lessings Werken. (Berlin, G. W. F. Müller.) 3 Mk.
A. v. d. Velde, Zu Fritz Reuter. Anleitung z. Verständniss d. Plattdeutschen an d. Hand d. 1. Kap. des F. R.'schen Romanes „Ut mine Stromtid.“ (Leipzig, Koch.) 60 Pf.
W. Grimm, Kleinere Schriften hrsg. v. G. Hinrichs. I. Bd. (Berlin, Dümmler.) 11 Mk. 50 Pf.
G. Weidner, Der Prosa-Roman von Joseph v. Arimathia. Mit Einleitung über d. handschriftl. Ueberlieferung. (Berlin, Weidmann.) 2 Mk.
A. Serre, Le sublime Goethe et Victor Hugo. (Paris, Blériot.) 1 fr.
A. Houssaye, La comédie française. (Paris, Baschet.) 90 fr.
P. M. Lauras, Bourdaloue, sa vie et ses œuvres. 2 vols. (Paris, Palmé.) 15 fr.

A. Loiseau, Histoire de la langue française, ses origines et son développement jusqu'à la fin du XVIe siècle. (Paris, Thorin.)
W. Mangold, Molière's Tartuffe. Geschichte u. Kritik. (Oppeln, Franck.) 5 Mk. 60 Pf.
Molière und seine Bühne. Molière-Museum hrsg. von H. Schweitzer. 3 Hefte. (Leipzig, Thomas.) à 3 Mk.
F. Mistral, Mireia, Provenz. Gedicht, deutsch bearbeitet von Dorieux-Brotbeck. (Heilbronn, Henninger.) 5 Mk.
A. Reinbrecht, Die Legende von den sieben Schlafenden und der anglonormannische Dichter Chardri. (Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.) 1 Mk.
A. Japp, German Life and Literature. In a series of biographical sketches. (London, Marshall Japp & Co.) 12 s.
W. Bryant, A biographical sketch with selections from his poems. (London, Blackie.) 2 s. 6 d.
C. Horstmann, Altenglische Legenden. Neue Folgen. (Heilbronn, Henninger.) 21 Mk.
E. Hermann, Weitere quellenmässige Beiträge zu Shakespeare's literarischen Kämpfen. (Erlangen, Deichert.) 5 Mk.
H. Varnhagen, Eine italienische Prosaversion der sieben Weisen. Nach einer Londoner Handschrift herausgegeben. (Oppeln, Franck.) 5 Mk.
J. Abert, Schlaf und Traum bei Calderon. (Würzburg. Stahel.) 80 Pf.
E. Dorer, Cervantes u. seine Werke nach deutschen Urtheilen. (Leipzig, Friedrich.) 5 Mk.
G. Brandes, Ein griechisches Liederbuch. Verdeutschungen aus griech. Dichtern. (Hannover, Hahn.) 2 Mk. 40 Pf.
Pypine et Spasovic. Histoire des littératures slaves. Traduit du russe par E. Denis. (Paris, E. Leroux.) 16 fr.

Hilfsbücher.

F. Martin, Schulgrammatik der deutschen Sprache. (Breslau, Hirt.) 1 Mk. 25 Pf.
G. Kuppler, Die Ausdrucksformen der neuhochdeutschen Sprache. Eine Elementargrammatik f. Mittelschulen. (Nürnberg, Ebner.) 2 Mk.
G. Fischer u. H. Hoppe, Erstes Lern- und Uebungsbuch für den Unterricht in der deutschen Sprache. (Dresden, Naumann.) 75 Pf.
W. Gebhardt, Die neue deutsche Rechtschreibung. (Leipzig, Rossberg.) 10 Pf.
F. Gelbe, Schulgrammatik der deutschen Sprache. (Dresden, Bleyl & Kämmerer.) 80 Pf.
R. Bechstein, Das höfische Epos. Auswahl aus den Erzählungen Hartmanns v. Aue, Wolfr. v. Eschenbach und Gottfr. v. Strassburg. Schulausgabe mit Einleitung, Anmerkungen und Wörterbuch. (Stuttgart, Cotta.) 1 Mk. 20 Pf.
W. Toischer, Ueber die Alexandreis Ulrichs v. Eschenbach. (Wien, Gerold.) 1 Mk. 50 Pf.
E. Sievers, Der Heliand und die angelsächsische Genesis. (Halle, Niemeyer.) 1 Mk. 50 Pf.
J. Minor, J. G. Hamann in seiner Bedeutung f. d. Sturm- und Drangperiode. (Frankfurt a. M., Literar. Anstalt.) 1 Mk. 60 Pf.
Lessings Laokoon f. d. Schulgebrauch bearb. und mit Erläuterungen versehen von J. Buschmann. (Paderborn, Schöningh.) 1 Mk. 20 Pf.
B. Auerbach, Die Genesis des Nathan. Gedenkworte zu Lessings hundertjährigem Todestage. (Berlin, Auerbach.) 1 Mk.

K. Brandt, Kurzgefasste franz. Grammatik für Tertia und Secunda. (Salzwedel, Klingenstein.) 75 Pf.
K. Kaiser, Franz. Lesebuch in drei Stufen. III. Theil. Oberstufe. (Mülhausen i. E., Bufleb.) 3 Mk. 60 Pf.
F. Schwarz, Ausgewählte Scenen aus Molière's Lustspielen. Zum Schulgebrauch zusammengestellt. (Basel, Bahnmeier.) 80 Pf.
E. d'Ollendon, Recueil des sujets de composition donnés aux examens de capacité et du brevet de sous-maîtresse dans les diverses académies. (Paris, Delagrave.) 2 fr. 75 ct.
F. Arago, James Watt, im Auszuge f. d. Schule bearbeitet von G. Geilfus. (Zürich, Schulthess.) 1 Mk. 40 Pf.
M. Guizot, La jeunesse de Washington, suivie d'un petit recueil de ses lettres à sa famille. Bearbeitet f. d. Schule v. G. Geilfus. (Zürich, Schulthess.) 1 Mk. 40 Pf.
T. de Banville, Petit traité de poésie française. (Paris, Charpentier.) 3 fr. 50 ct.
F. Ponsard, L'honneur et l'argent. Erklärt v. A. Lundehn. (Berlin, Weidmann.) 1 Mk. 20 Pf.
U. J. Rudolf, An abridgment of the history of english literature. (Solothurn, Jent & Gassmann.) 80 Pf.
Engl. Klassiker hrsg. v. I. Schmidt. II. Warren Hastings by Lord Macaulay. (Berlin, Haude & Spener.) 2 Mk.
The prisoner of Chillon, mit Einleitung u. Erklärungen von K. Meurer. (Köln, Römke & Co.) 35 Pf.
W. Bischoff, Englisches Lesebuch f. höhere Schulen. (Berlin, Parey.) 4 Mk.
Shakespeare's Hamlet erklärt von H. Fritsche. (Berlin, Weidmann.) 2 Mk. 40 Pf.
L. Herrig, Aufgaben z. Uebers. aus d. Deutschen ins Englische, nebst einer Anleitung zu freien schriftl. Arbeiten. 12. Aufl. (Iserlohn, Bädeker.) 2 Mk. 50 Pf.
Boyle, English lessons: serving as a key to L. Herrig's Aufgaben u. s. w. (Schlüssel, nur für Lehrer). (Iserlohn, Bädeker.) 2 Mk. 50 Pf.
K. Klöpper, Englische Synonymik. (Rostock, Werther.) 1 Mk.
Dr. F. J. Wershoven, The Scientific English Reader. Naturwissenschaftlich-technisches Lesebuch mit sprachl. und sachl. Erläuterungen. Theil II. (Leipzig, Brockhaus.) 1 Mk. 50 Pf.
D. L. Freifeldt, Elementarbuch der russischen Sprache. (Reval, Kluge.) 2 Mk.

Meister Hephästus-Lucifer.*

Von

Adalbert Rudolf.

Das überall bemerkbare Aufeinanderwirken und Widerstreiten der Naturkräfte hat die Sinne der Sterblichen seit grauesten Zeiten zum Grübeln angeregt und der Einbildung ein grosses Feld eröffnet. Es erschien von jeher den Menschen als ein Kampf verschiedener personificirter Naturgewalten, bei den Hellenen als Krieg der Uraniden (Olympier) gegen die riesischen Titanen und Giganten gefasst, bei den Germanen als Krieg des ansisch-wanischen Göttergeschlechtes gegen die Dursen (nordisch: Thursen). Diese riesischen Gegner der Götter galten ursprünglich durchaus nicht für unedel: sie erscheinen sogar vielfach als die Götter einer durch Einwanderung zurückgedrängten Urbevölkerung, woraus sich zum Theil auch die Feindschaft herleiten mag. Aber mehr und mehr bildete sich das gegnerische Verhältniss schroffer aus; das fromme Gemüth schuf die Feinde seiner gütigen Götter zu bösen Wesen um, und der Teufel mit seiner Sippe war auf dem besten Wege des Entstehens. Von den indogermanischen Stämmen prägte dieser Gegensatz sich zuerst, und zwar sehr frühe, bei den Persern (Parsen) aus; in den Glaubensagen dieses Volkes traten die guten Geister unter ihrem

* Vgl. die Abhandlung „Der Name Mephistopheles", Band LXII, Seite 289 bis 318.

Herrscher Ahuromazdao (Auramazda, neupersisch: Ormuzd) den bösen Geistern (Daeva) unter ihrem Obersten Angromainju (Agramainyus, neupers. Ahriman, d. i. der Arggesinnte) in einem fortwährenden Kampfe um Leben und Tod, Wohlsein oder Schaden des Menschen und um seine Seele nach dem Tode entgegen. Zoroaster (altpers. Zarathustra, neupers. Zerduscht), welcher etwa 1300 v. Chr. lebte, erfand wol diese Lehre nicht, sondern gab ihr in seiner Avesta (Gesetz) die feste Gestaltung; er war nicht Formator, sondern Reformator. — Jacob Grimm sagt (Mythologie): „Einen durchdringenden idealistischen Unterschied zwischen gutem und bösem Geist, Ormuzd und Ahriman, kennt weder die indische und griechische, noch die deutsche Götterlehre. Vor der Gewalt des einen allwaltenden Gottes verschwindet des Kakodämons Macht.“ Aber dieser Unterschied lag in der Luft und bildete sich allgemach und immer nachhaltiger aus; so wurden in jüngerer Zeit die Titanen und Giganten als böse Wesen gedacht, so auch die Dursen. Auch die slavischen Religionen weisen uns die göttliche Zweiheit (Zweiwesenlehre, Dualismus).

Einer der berühmtesten Titanen war der wegen seines Trotzes gegen Zeus bekannte Prometheus (wahrscheinlich sanskritisch: Pramathias, d. i. Räuber). Von ihm erzählt die Sage, dass er, nachdem er Menschen gebildet hatte, das Feuer vom Himmel gestohlen und Jene den Gebrauch desselben gelehrt habe; Zeus aber, über diese Verwegenheit und über die Entweihung der reinen Himmelskraft erzürnt, verhängte eine furchtbare Strafe über den Räuber: er liess ihn durch Hephaistos an einen Felsen schmieden, wo ihm täglich von einem Geier (Adler) die allnächtlich wieder nachwachsende Leber zerfressen ward. — Man hat, und wol mit Recht, dies titanische Feuerwesen für Eins mit dem Gotte des Feuers, Hephaistos (d. i. der Leuchtende), einem Sohne des Zeus, gehalten; innere und äussere Gründe sprechen dafür, dass Prometheus ursprünglich nur ein Beiname des Feuergottes ist. Auch dieser, welcher vielleicht irrthümlich als Olympier dargestellt ist, erregte Zeus' Zorn und erlitt harte Strafe; darüber wird berichtet: Als Hephaistos bei Gelegenheit eines Streites zwischen den himmlischen Eltern seiner Mutter Here

zu Hilfe kommen wollte, ergriff der zornige Vater ihn beim Fusse und schleuderte ihn vom Olympos zur Erde hinab; einen ganzen Tag fiel der Arme, bis er gegen Sonnenuntergang lahm auf dem Eilande Lemnos anlangte, wo er von den hilfreichen Einwohnern aufgenommen und in einer Grotte geborgen ward. Diese Sage muss — bis auf den kleinlichen Zug der Veranlassung — uralt sein. Die alte Hephaistos-Prometheus-Sage könnte in versuchter Herstellung also lauten: Nachdem die olympischen Herrscher unter Mitwirkung des Hephaistos (Prometheus) die Menschen erschaffen hatten, kam dieser Gott (oder Titane?) auf den Gedanken, den neuen Geschöpfen heimlich vom Himmel Feuer zuzutragen. Als Zeus dies erfuhr, gerieth er in Wuth, griff den Frevler und warf ihn zur Erde hinab, wo dieser gegen Abend gelähmt anlangte und sich vor dem Grolle des Himmelherrschers in unterirdischen Höhlen und unter Bergen verbarg. Als aber Zeus erfuhr, dass derselbe mit dem Leben davon gekommen, rastete er nicht, bis er ihn von Neuem in der Gewalt hatte; darauf liess er ihn an einen Felsen schmieden und ihm täglich von einem Geier die Leber abfressen. Aeschylos legt seinem gefesselten Prometheus die Worte in den Mund:

„Zeus kümmert mich weniger als nichts.
Mög' er walten, mög' er herrschen in der kurzen Zeit,
Wie ihm beliebt; lang' wird er nicht den Göttern gebieten.“

Diese Ansicht von dem einstigen Untergange der „unsterblichen“ Götter ist wichtig. — Die alte Sage in unserer muthmasslichen Gestaltung hatte keinen Bestand: Weil der Gebrauch des Feuers für die Götter nicht zu entbehren war, so kam Hephaistos bei Zeus wieder zu Gnaden und Ehren und in den Olymp zurück; demzufolge fand eine Spaltung der Sage statt in den Hephaistos und den Prometheus: Prometheus der Titane stahl das Feuer vom Olymp und ward zur Strafe (durch sein anderes Ich) an den Felsen geschmiedet; Hephaistos der Gott ward allerdings aus dem Olymp geschleudert, aber die Ursache nicht mit dem Feuer in Verbindung gebracht, und er gelangte später in den Himmel zurück.

Im germanischen Alterthum ist es der dem Titanen Hephaistos-Prometheus genau entsprechende Durse (Riese) Locho (nordisch: Loki, d. i. Lohe, Flamme), welcher unsere Aufmerksamkeit fordert. Seine Sage ist gegen das, was sie gewesen sein muss, sehr lückenhaft: Er hatte sich in Ansgart, die Götterwelt, einzustehlen gewusst, war bei der Erschaffung der ersten Menschen mitthätig und verlieh diesen „Blut und blühende Farbe“ (Bezug auf das Feuer?). Dass der Riese Locho den Menschen das Feuer verschafft hat, ist nicht zu ersehen, aber auf Grund der vergleichenden Mythologie zu vermuthen; dafür spricht auch, dass Locho „Bocksdieb“ genannt, und mit Donar's (Thorr's), des Gewittergottes Böcken der Blitz, also das zündende himmlische Feuer, bezeichnet wird. Auch die Strafe des Hinabwerfens aus dem Himmel durch den obersten Gott Wuotan (nordisch: Odhinn) wird nicht erwähnt; aber dies Geschick ist vom Vater auf seine Kinder in der jüngeren Sage, die Hella (nordisch: Hel) und den Mittgartwurm Jörmungandr übertragen. Daneben scheint die alte Sage noch von Locho's Lahmheit zu wissen, wenngleich dieselbe auf andere Ursache scheint zurückgeführt zu werden (Sage von Thiassi?); Donar droht einmal dem Locho, ihn zu lähmen, wie ja der Blitzstrahl Lähmens Kraft besitzt. Auch wird als Schmähung angeführt, dass Locho sich acht Winter lang unter der Erde verborgen gehalten habe. Locho kehrt zeitweilig nach Ansgart zurück, wie Hephaistos auf den Olympos. Zuletzt aber fiel er wegen seiner Schadenstiftungen dem Zorne der Himmlischen zur Beute, indem diese ihn fingen, in eine Höhle schleppten und auf Felsen banden; dann ward noch zur Erhöhung der Pein über seinem Antlitz eine Schlange so aufgehängt, dass deren giftiger Geifer auf ihn hernieder träufelte; vor Schmerzen aufzuckend erregt er die Erdbeben. So wird er in Banden liegen bis zum Weltende, wo er los werden und am Untergange der Weltordnung und der Götterwelt mitwirken wird. — Dieselbe Anschauung, welche bei den Hellenen zu einer Sonderung in den Gott Hephaistos, Zeus' Sohn, und in den Titanen Prometheus führte, veranlasste im Germanenthum eine spätere Unterscheidung zwischen einem

Gotte Locho, Wuotan's Bruder, und jenem riesischen Namenvetter.

Die griechische und germanische Sage gehören unmittelbar zusammen, sind in ihrem Urkerne Eins:

> Es ist ein altes Buch zu blättern:
> Vom Harz bis Hellas immer Vettern!

Der Knotenpunkt der beiden Geschwistersagen scheint in dem Kaukasus (Chauk-Ansa, d. i. Ansenberg, Götterberg) zu liegen. Dort soll den Prometheus die Strafe ereilt haben; dorthin auch wird die Fesselung des Locho zu legen sein, und das Gebirge führt den (verstümmelten) altdeutschen Beinamen „Glockensachsen“, d. i. Lochosax, Locho-Fels oder -Berg. Man beachte, dass der Kaukasus eine Völkerscheide war, von welcher aus die Hellenen südwestlich, die Germanen nordwestlich wanderten. — Wir wollen noch einige Betrachtungen an die bedeutende, leider nur spärlich erhaltene griechisch-germanische Feuersage knüpfen: Die vergleichende Mythologie lehrt, dass alle Völker das Feuer vom Himmel gekommen wähnten; als himmlische Feuerstätte ward die Sonne angenommen, welche für einen gewaltigen Feuerball oder eine Feuerscheibe galt. Das Feuerwesen Hephaistos (Locho) nun, wie es innerhalb eines Tages vom Himmel zur Erde hernieder sinkt und gegen Abend dieselbe erreicht, ist ursprünglich als Sonnengott zu denken, welcher sich Abends gleichsam in den Bergen der westlichen Kimmung (Horizont) zu bergen scheint. Das ist ganz naturgemässe Anschauung. Aber damit pflegten die Sagen selten sich zu begnügen; indem ihre Verbreiter die freie Einbildungskraft ausschmückend walten liessen, suchten sie vor Allem nach mehr oder weniger wahrscheinlichen Gründen, wie wir bei Hephaistos sahen. Wie Hephaistos (Locho) wieder in den Olymp gekommen, wird nicht berichtet; die Thatsache aber beruht auf dem Sonnenaufgange, wie jene Schilderung auf dem Sonnenuntergange. Hephaistos wird zwar in den Ueberlieferungen nur noch als Feuer- und Schmiedegott erwähnt, nachdem Helios seine Stelle als Sonnengott eingenommen hat; aber die Schilderung, welche bei Homer von

seinem olympischen Schlosse gemacht wird, kann noch an seine einstige Würde erinnern:

Aber Hephaistos' Palast . . . . . .
Sternenhell, unvergänglich, der vorstrahlt unter den Göttern.

Von Locho wird erzählt: er habe, als die Götter auf ihn fahndeten, auf einem Berge sich ein Haus mit vier Thüren gebaut, dass er nach allen Seiten sehen und rechtzeitig entfliehen könnte. Dieser Gedanke enthält eine verdunkelte Schilderung des Sonnenhauses, und die vier Thüren entsprechen den hauptsächlichsten Sonnenständen. Man vergleiche damit noch das Kinderlied:

Reit, reit, Rösslein!
Da oben steht ein Schlösslein;
Da oben steht ein goldig Haus,
Lugen drei schöne Jungfrauen raus:
Die eine spinnt Seide
Und wickelt Goldweide;
Die andre blickt ins weite Land,
Hat einen Apfel in der Hand,
Die dritte geht ins Sonnenhaus
Und lässt die heilige Sonne 'naus.

Die drei Jungfrauen sind die Nornen (Zeit- und Schicksalgöttinnen), welche als Locho's (Mögthrasir's) Töchter gegolten zu haben scheinen. An des Sonnengottes Locho Stelle traten die Götter Paltar, Frouwo (nord. Baldr, Freyr). In den meisten erhaltenen Sagen tritt der Feuerherrscher Hephaistos ausschliesslich als kunstvoller Schmied auf; seine Werkstätten sind die feuerspeienden Berge, seine Gehilfen die zwergischen Kabiren, welche für seine Kinder gehalten wurden. Mit ihm berührt sich auch der berühmte Daidalos. Von Locho ist zwar nicht bekannt, dass er selber kunstreich gewesen; er liess aber von seinen Geschöpfen, den Zwergen, Kleinode arbeiten, und besonders scheinen Züge von Locho auf den Zwerg Regino (Regin), den Lehrer Siegfrieds, übergegangen zu sein. Auch Berührung mit dem sagenberühmten Riesenverwandten Wiolant (Wieland, nord.: Vǫlundr) ist wahrscheinlich. Diese erwähnte Eigenschaft der beiden Feuerherrscher lässt ebenfalls mythische

Deutung zu: Der untergegangene, in die Berge gegangene Sonnengott, einmal als Feuergott gefasst, versinnlicht die Triebkraft der Erdwärme, welche Pflanzen und Bäume, die kunstreichen Naturerzeugnisse, hervortreibt. — Das furchtbar-schöne Element des Feuers konnte in zwiefacher Hinsicht, als wohlthätig und als verderblich, genommen werden, und diese Doppelseitigkeit vorzugsweise hat die Spaltung in Hephaistos und Prometheus, in den Gott und Dursen Locho, in das himmlische und irdische Feuer bewirkt; während ersteres, das reine Element (Heilfeuer, Nothfeuer) in erhabener Ruhe gedacht ward, flackert letzteres (Wildfeuer), das entweihte Element, mühsam empor, wie ohnmächtig zur himmlischen Heimath strebend. Aus der Betrachtung der lahmen, zuckenden Lohe kann alsdann das Hinken ihrer Verleiblichung (Personification), des Hephaistos (Locho's), welches mit dem Sturze aus dem Himmel in Verbindung gebracht ward, hergeleitet werden; auch der berühmte Schmied Wieland ist lahm. Die Sinne der Menschen kamen ganz allmählich, aber unwiderstehlich, darauf hin, das unheimliche tückische Element des irdischen Feuers als eine feindliche Macht anzusehen; so ward der Feuergott allgemach zum Teufel und, als später anstatt der alten Beerdigung das Verbrennen der Leichen Eingang fand, und man sich demzufolge die unterirdische Todtenwelt mit Flammen erfüllt dachte (was ganz zu Hephaistos-Locho passte), zum Todtengotte, wie noch der Volksmund Tod und Teufel stabreimend zusammenhält. Hephaistos (lateinisch: Vulcanus) allerdings war im classischen Heidenthum noch nicht eigentlicher Unterweltgott, dafür galt Pluton, Hades, dessen Name dem des deutschen Hadu (nordisch: Hödhr), Gottes der Dunkelheit, entspricht; erst beim Uebergange zum Christenthum scheint man dem Götzen, welcher aus den Kratern der Vulcane seine feurigen Ergüsse schleudert, die Rolle eines Höllenfürsten zugeschrieben zu haben. Während Hephaistos nur gelegentlich sich in Schabernacken äussert, steht sein germanischer Vetter, der alte Schadenstifter Locho der Riese, dem Teufel schon viel näher. Ihm scheint der Name Utgartilocho (Utgardhiloki, d. i. Aussenwelt-Locho) ursprünglich als Beiname zuzugehören. Der späterhin als selbständiges Wesen auftretende Riese Utgardhiloki

wird von dem Gewittergotte Donar gefesselt, und so findet ihn der Held Thorkill in finsterer Höhle mit ungeheuren Ketten belastet. Locho's Verhältniss zur Unterwelt ist auch dadurch ausgedrückt, dass die germanische Unterwelt- und Todtengöttin Hella (neudeutsch: Hölle, nordisch: Hel) in den jüngeren heidnischen Sagen seine Tochter genannt wird, und dass er beim Weltuntergange, nachdem seine Ketten gesprengt sind, die Todten zum Kampfe gegen die Götter führt.* Als das Römerthum das deutsche Volksthum bekämpfte und auf einige Zeit unterjochte, erhielt dieses ein fremdes Gewand; so ward Wuotan zu Mercurius, Donar zu Jupiter, und so ward auch Locho zu Hephästus (latinisirt aus Hephaistos, anstatt Vulcanus), und unter diesem Namen muss er als Teufel christianisirt worden, seine Sage in die Kirchenlegende übergeflossen sein.

Merkwürdiger Weise finden wir die Sagengebilde des Hephästus-Locho nach der grossen Kluft vieler langer Jahrhunderte im Christenthum wieder, ein Beweis, dass der neue Glaube sie nicht zu vertilgen vermocht haste, sondern dass sie lebenskräftig fortgewuchert hatten. Man höre, was das Volksbuch von Dr. Joh. Faust (1587) über den Teufel Lucifer, den „gefallenen Engel“, anführt; der böse Geist Mephostophiles berichtet an Faust: „Mein Herr Lucifer, der jetzunder also genennt wird, wegen der Verstossung aus dem hellen Licht des Himmels, der zuvor auch ein Engel Gottes und Cherubin war, der alle Werk und Geschöpf Gottes im Himmel gesehen hat — Er war in solcher Zierd, Gestalt, Pomp, Autorität, Würde und Wohnung, dass er über alle andere Geschöpf Gottes, über Gold und Edelgestein und von Gott also erleuchtet, dass er der Sonnen Glanz und Stern übertreffen thäte. Denn so bald ihn Gott erschuf, setzte er ihn auf den Berg Gottes und in ein Amt eines Fürstenthums, dass er vollkommen war in allen seinen Wegen. Aber so bald er in Uebermuth und Hoffart stieg und über Orient sich erheben wollte, ward er von Gott aus der Wohnung des Himmels vertilget, und von seinem Sitz gestossen in einen

* Eine nähere Berührung mit dem räthselhaften Feuerwesen Surti (Surtr, Muspill), welches am jüngsten Tage die Welt durch Feuer vernichtet, ist nicht augenscheinlich nachweisbar.

Feuerstein, der ewig nit erlischt, sondern immerdar quellet.“ Ferner: „Er war gezieret mit der Kronen aller himmlischen Pomp. Und dieweil er also wissentlich und vermessentlich wider Gott gewesen ist, hat sich Gott auf seinen Richterstuhl gesetzt und ihn auch gleich zur Hellen, daraus er in Ewigkeit nit mehr entrinnen mag, verurtheilet und verdammet.“ Ist das nicht eine auffällige Wiederkehr der Hephästus-Sage? Aber man höre weiter: „Ob wohl der verstossen Lucifer aus Hoffart und Uebermuth sich selbst zu Fall gebracht,* hat dieser eine Legion und ihr viel der Teufel ein Regiment aufgericht, den wir den orientalischen Fürsten nennen; denn seine Herrschaft hatte er im Aufgang. Also ist auch eine Herrschaft in Meridie, Septentrione und Occidente.“ Aufgang, Mittag, Mitternacht und Abend! Ist das nicht unbestreitbar die Sonne in ihren verschiedenen Ständen? Lucifer, dessen Name „Lichtbringer“ bedeutet, entspricht auf das Genaueste dem Hephästus-Prometheus und dem Locho. Er ist anfänglich allgemein Beherrscher der Sonne, darauf ausschliesslich der untergehenden Sonne;** denn von einer Wiederaufnahme in den Himmel, also einem Sonnenaufgange, kann bei der christlichen Legendenrichtung keine Rede sein. Der Vermittler dieser Lucifer-Legende muss noch genaue Kenntniss und genaues Verständniss der alten Sage gehabt haben. Wenn die Sage von Lucifer vollständig wäre, würden wir ihn auch als Feuerbringer oder Aehnliches kennen lernen; dass er ein Feuerwesen ist, erhellt besonders aus dem Feuerstein (-berg), in welchem er hausend gedacht ward. Wann für Hephästus der neue Name Lucifer entstanden, ist unbekannt. Nachgewiesen ist er zuerst etwa 1300 bei dem Dichter Hugo von Trimberg, in dessen Sammelwerke „Der Renner“ die Stellen begegnen:

Daz Lucifer ein Duvel wart,
Daz quam von siner hovart.

---

* Man denke an das Sprichwort: Hochmuth kommt vor dem Fall.

** Die frühere Ansicht, dass der Lucifer der christlichen Legende (gleich dem Namenvetter Phosphorus der hellenischen Mythologie) den Morgenstern bedeute, und die Stelle des Propheten Jesaias „Wie bist du vom Himmel gefallen, du schöner Morgenstern!“ Beziehung zu jenem Licht- und Feuerwesen habe, kann als überwundener Standpunkt angesehen werden.

ferner: Da Lucifer sin liep geselle
sin wartet mit allen sinen genozen
die von Himel sint gestozen.

Wahrscheinlich ward der Name von einem peinlichen Geistlichen, welcher den alten Heidengott nicht in der christlichen Kirchensage gelten lassen wollte, gebildet, und dadurch allmählich der alte volksthümliche Name Hephästus verdrängt. Gang und gäbe ist dem Mittelalter auch die Ansicht, dass der Teufel lahm sei gleich seinen heidnischen Vorgängern, und dass er in der Hölle gebunden liege bis zum Anbruche des jüngsten Tages (nach der Ueberlieferung durch Christus bei der Höllenfahrt gefesselt), dann aber ledig werden und in Gemeinschaft mit dem Antichristen auftreten werde. Der Widerspruch, dass der Teufel gefesselt sei und dann doch wieder in der Hölle als Unheilstifter herrsche, darf nicht befremden: Die Sagen, in frühesten Zeiten bei verschiedenen Völkern und Stämmen entstanden oder umgebildet, konnten nicht über Einen Leisten ausfallen und tragen viele Widersprüche an sich. In späterer Zeit suchte man dem Verständniss dadurch nachzuhelfen, dass man mehre höllische Fürsten neben einander bestehen liess (Lucifer, Satan, Beelzebub); aus demselben Grunde geschahen schon in der hellenischen und germanischen Sage jene Spaltungen, und neben dem Dursen Locho trat sogar noch als drittes Feuerwesen der Riese Loho (nordisch: Logi) auf.

Der Fesselung des Hephästus-Prometheus, des Locho und des Teufels vergleicht sich die des arisch-persischen Ahriman; dieser Vertreter der bösen Urkraft liegt tausend Jahre in Ketten. Auch die indische Mythologie bietet Anklänge: Die indischen Arier bezeichneten den Blitz und das durch denselben vom Himmel niedergefahrene Feuer als einen Gott, welchen sie Agni nannten; der hochheilige Blitzgott Agni — so dachten sie — holt das Feuer vom Himmel herunter. Aber er ward ausschliesslich als ein wohlthätiges Wesen dargestellt und verehrt. Daneben besteht die indische Sage, dass ein räuberischer Dämon die Sonne geraubt hat und in Verwahrsam hält, dann aber durch den Blitzstrahl des Gottes Indra (d. i. Bezwinger) erlegt, und so die Sonne wieder befreit wird. Ein-

gehenderes Studium würde vielleicht auch dort irgendwo die Strafe der Fesselung und noch sonstige Bezüge entdecken lassen. Es ist merkwürdig, wie die vergleichende Mythologie in scheinbar sich fremden Sagen den Kern der indogermanischen Ursage erkennen lässt.

Eine eigenthümliche Stellung nimmt das uns stammlich ganz fremde, culturgeschichtlich aber nahe getretene Judenthum dem Indogermanenthum gegenüber ein: Obwohl vor Moscheh (Moseh, Moses) der Vielgötterei ergeben,* scheint es doch einen durchschlagenden Unterschied zwischen gutem und bösem Element nicht gekannt zu haben. J. Grimm (Myth.) sagt darüber: „Der jüdische Monotheismus gewährte dem Satan bloss die Nebenrolle eines Versuchers, Lästerers, wie sie das Buch Hiob deutlich zeigt. Seit dem Exil waren aber die Juden mit der Idee des Dualismus bekannter, und zur Zeit des N. T. hatte sich die ganze Dämonologie vielfach ausgebildet.“ David Friedländer bemerkt in einem Briefe an Goethe's Freund Zelter: Die Dämonologie der Juden habe sich erst nach dem Exil ausgebildet; „die Mosaisten wissen von keinem Engel, noch von einem Teufel.“ Meine Ansicht ist die: Der Teufelgedanke ist den Juden, wenigstens in der gereinigten mosaischen Religion, nicht eigenthümlich gewesen; dafür spricht, dass derselbe einzig in der Hiob-Sage ausgesprochen ist. Aber durch den Verkehr mit den Persern kam schon frühe die Kenntniss der Ahriman-Sage zu den Juden und floss trotz des Eiferns der Rabbinen in das Volksthum über. Die Gefangenschaft in dem halbindogermanisirten Babylon leistete Dem noch Vorschub und brachte die Juden in nächste Berührung mit den Persern, und die Zweiwesenlehre prägte sich ebenso scharf im Judenthum (und später in dem auf jenem fussenden Christenthum) aus, wie in dem Glauben der Perser, der Indogermanen.

Wir kommen nun zu einer flüchtigen Besprechung der in engster Beziehung zur Ahriman-Locho-Hephästus-Lucifer-Sage stehenden Faust-Sage. In grossen Zügen betrachtet, wiederholt

* Die Erzväter, Richter u. s. w. sind ursprünglich Heidengötter und in der mosaischen Religion gegenüber Jehovah, dem jüdischen Allvater, in derselben Weise geduldet worden, wie im Christenthum viele deutsche Heidengötter zu Heiligen gemacht wurden.

sich in dieser nur jene: Der Mensch, welcher von der göttlichen Macht seine auf Leibliches oder Geistiges gerichteten Wünsche nicht gewährt sieht, wendet sich an die entgegengesetzte Macht, welche sich ihm willfähriger zeigt, macht sich dadurch des Dursen- oder Titanenfrevels von Neuem schuldig und fällt zur Strafe der bösen Macht anheim. Seltsam sind in der uralten persischen Sage von Zohak (Sohak, Dohak, d. i. Uebel) beide grosse Sagen verschmolzen.* Danach gesellte sich der böse Geist Iblis zum Königssohne Sohak als schmeichlerischer Freund und versprach, ihn zum Herrscher der Erde zu machen, wenn er seinen frommen Vater tödte. Sohak weigert sich dessen, lässt aber zu, dass Iblis dies ausführe. Dieser setzt hierauf, als Leibkoch, dem jungen Könige Blut und scharfe Gewürze vor, durch welche er grausam und lasterhaft wird. Im Freudentaumel wird Iblis gestattet, Sohak's Schulter zu küssen, wonach an dieser Stelle zwei Schlangen hervorwachsen. Der böse Geist verschwindet, kehrt aber als fremder Arzt zurück und verordnet, die Schlangen täglich mit Menschenhirn zu füttern. Sohak stürzt den früher frommen, aber hochmüthig gewordenen Dschemschid vom Thron, wird aber zuletzt durch dessen Enkel getödtet und an einen Felsen geschmiedet. — Das ist Prometheus und Faust in Einer Person! Allerdings vermissen wir an Sohak das Selbstbewusstsein und die Strebsucht unseres Faust; er trägt mehr das morgenländische Gepräge des Sich-gehen-lassens an sich. Ob in der Zohak-Sage die Urfaust-Sage oder wo diese zu finden ist? vielleicht im Sanskrit, welcher in seinen Erzählungen Diebessagen und Zaubersprüche in Menge bietet? Sie ist unstreitig dem gesammten Indogermanenthum ureigenthümlich, und alle einschlägigen Aeusserungen sind nur Gestaltungen desselben Gedanken. Eine wichtige Rolle spielt die vielbesprochene Heiligengeschichte von Theophilus (d. i. „Gottesfreund"), welche in erster Reihe als Wurzel der eigentlichen, engeren Faust-Sage gelten kann, obgleich sie leider dem Volksgeiste entgegen allzusehr in Weihrauchnebel gehüllt ist und daher des frischen, erquickenden

* Nach Julius Bode, Die Faustsage. 56. Band des Neuen Lausitzischen Magazins.

Waldesduftes, welcher die Faust-Sage durchzieht, entbehrt. Sie hat von der alten Fassung des Sagenstoffes die künstliche Abweichung der belehrenden, bekehrenden Kirche erhalten, dass der Held der Erzählung nicht der ewigen Strafe verfällt, sondern durch Reue und die himmlische Gnade gerettet wird. Beweggrund der Teufelverschreibung ist bei Theophilus nicht Wissendurst, sondern ausschliesslich Rachsucht. Es ist bedauerlich, dass wir anstatt oder neben der Legende nicht die ursprüngliche volksthümliche Theophilus-Sage besitzen; vielleicht würde auch der deutschen Strebsucht, dem Wissendrang Rechnung getragen sein. Aus dem Theophilus entwickelte sich der echtgermanische und echtdeutsche, selbst auf Gefahr des Leibes und der Seele nach geistiger Vollkommenheit ringende Johannes Faust, von welchem das Volksbuch sagt: Er „nahme an sich Adlers Flügel, wollte alle Gründ am Himmel und Erden erforschen.“ Ganz im Gegensatze dazu steht der wiederum den Nationalcharakter aussprechende spanische Don Juan (d. i. Johann), welchem es nur um leibliche Genüsse zu thun ist. Beide verfallen der höllischen Strafe, wie es der Sagenrichtung gemäss ist. Der Verkehr zwischen Faust und dem Höllenfürsten Hephästus-Lucifer geschah nicht unmittelbar, sondern vermittelt durch einen Untergeist, welcher den Namen Hephästophilus (d. i. Hephästus' Freund, Teufelsfreund; verstümmelt in Mephistophilus und Mestostophiles) führt* und dem persischen Iblis entspricht. In der überlieferten Don-Juan-Sage fehlt die persönliche Einwirkung des Bösen; sie muss aber in der alten echten Sage, welche vielleicht durch Gothen oder Sueben in Spanien vermittelt worden ist, vorhanden gewesen sein.

Zum Schlusse komme ich noch einmal auf das Judenthum zurück. Die in den jüdischen Religion-Ueberlieferungen vereinzelt dastehende Hiob-Legende kann, vollständig wie sie vorliegt, oder doch der Hauptsache nach, den Persern entnommen sein; sie hat mit der Faust-Sage nur eine äussere Aehnlichkeit: Hiob ist ein passiver Faust! Nun aber wird von unserem Religionstifter, dem weisen Jeschua (Jesua, Jesus) die wunderliche

---

* Vergl. Band LXII, Seite 306 ff.

Legende berichtet, dass der Teufel ihn auf einen sehr hohen Berg geführt und ihm „alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit“ gezeigt und dieselben ihm versprochen habe, wenn er ihm anhange, ihn anbete. Das lässt unbestreitbar. auf eine Kenntniss der persischen Zohak-Sage schliessen, wie ja gerade das Christenthum mehre heidnisch-indogermanische Anklänge, auch den Christos-Gedanken selber, in sich aufgenommen hat. Indem nun Jeschua den Versucher von sich abweist, sagt er sich mit Entschiedenheit von der fremden, heidnischen Ueberlieferung los, welche wie ein Schmarotzer auf den Baum des Judenthums gekommen war, und — man verstehe das Sinnbildliche der Fabel — ward kein Zohak, kein Faust; und wenn die Legende von ihm weiss, dass er in die Hölle „niedergefahren“ sei, so geschieht es lediglich, um Christos' Sieg über jene, den Sieg seiner Lehre über das Heidenthum, zu bekunden.

Richard III.

Die Zeitbestimmung über dieses bedeutende Stück der neunziger Jahre ist in der neuesten Zeit schwankend geworden. Früher liess man es, des Stoffes wegen, ziemlich unmittelbar auf Heinrich VI. folgen und setzte es also gleichzeitig mit Romeo und Julia in die Jahre 1591—1593.* Liest man das Stück aber unmittelbar nach Heinrich VI., Love's Labour's lost und Romeo und Julia, so tritt Einem denn doch ein so gewaltiger Unterschied der Behandlung und Sprache entgegen, dass es mit den Stücken der italianisirenden Manier unmöglich in einer Reihe stehen kann. Die tändelnde, kokettirende, mit Witzen und Conzepten spielende Manier hat völlig aufgehört, der sachliche Ernst einer furchtbaren Tragödie, wie er mit dem Stoffe gegeben, kommt in einer Gewaltigkeit zum Durchbruch, die einen neuen Styl verkündigt, die realistische Auffassung und Darstellung des echten Historikers prävalirt durchaus über die mit eigenem Reichthume scherzend spielende Phantasie des Dichters. Wir besprechen das Stück daher als das erste in der Reihe der Histories, um diesen Gegensatz der beiden Manieren an der Grenze der zweiten und dritten Periode recht scharf hervortreten zu lassen. Aber wir machen darauf aufmerksam, dass das Drama erst 1597 zum ersten Male gedruckt ist, noch ohne den Namen des Verfassers, der erst in der zweiten

---

* Delius nimmt mit Malone das Jahr 1593 an, „schwerlich viel später." (Einl. VIII.)

Quart-Ausgabe vom Jahre 1598 hinzugefügt wurde: und es erscheint uns nicht wahrscheinlich, dass ein nach Stoff und Form so gewaltig ergreifendes Stück vier bis fünf Jahre hat warten müssen, ehe sich ein Buchhändler fand, der mit dem Druck glaubte ein gutes Geschäft machen zu können. Ferner erschien schon 1594 ein Trauerspiel gedruckt unter dem Titel:

„The true tragedy of Richard III.“,

welches schon früher, aber nicht von Shakespeare gedichtet war (vor 1588). So völlig unbedeutend dieser Versuch nun auch Shakespeare gegenüber erscheint, so kann ich mich doch der Ueberzeugung nicht entschlagen, dass Shakespeare, seiner ersten Gewohnheit in historischen Stücken folgend, diesen Druck von 1594 zur Bearbeitung für sein Blackfriars-Theater vorgenommen, aber nun freilich mit der reiferen Kraft des bereits durch Romeo und Julia und den Kaufmann von Venedig hoch berühmten Dichters gezeigt hat, was sich denn doch noch ganz Anderes aus diesem Stoffe machen liess. Eine lateinische Stylübung in der Manier Seneca's von Dr. Legge, vor 1583 schon in Cambridge aufgeführt und in den Schriften der Shakespeare-Society wieder abgedruckt, scheint mir weniger Einfluss auf Shakespeare's Behandlung gehabt zu haben. Dagegen ist der Dichter offenbar von der ihm vorliegenden Bearbeitung wieder auf die geschichtliche Quelle in den Chroniken Holinshed's (1577, 2 Bände) und Hall's zurückgegangen und hat aus diesen den Reichthum von Einzelzügen entnommen, der sein Drama so eigenthümlich auszeichnet.

Unzweifelhaft ist das Stück also zwischen den Jahren 1593—96 entstanden. Wenn aber noch Malone und Collier das Jahr 1593 als Entstehungszeit, ohne genügende Gründe, annehmen, so sehe ich mich also jetzt veranlasst, das Stück etwa ein bis zwei Jahre später anzusetzen, 1594—95. Es stimmt diese Zeit zugleich sehr wohl mit der sonstigen Chronologie der Stücke dieser Jahre:

Romeo und Julia 1592.
Kaufmann von Venedig 1593—94.*

---

* Wenn Professor Edward Dowden in seinem sonst so sehr werthvollen und brauchbaren kleinen Buche über Shakespeare (1879) das

Sommernachts-Traum 1594.
Richard III. 1594—95 } beide gedruckt im Jahre 1597.
Richard II. 1595—96 }
König Johann 1596.
Heinrich IV. 2 Theile, 1597 und 1598.
Heinrich V. 1599.

Nur das letzte historische Stück, Heinrich VIII., gehört der späteren Lebenszeit des Dichters an (aufgeführt erst 1613): es steht an Werth bedeutend tiefer, scheint auf Bestellung als Hofceremonie geschaffen zu sein und charakterisirt so bereits die abnehmende Kraft des um diese Zeit noch so herrlich aufstrebenden dichterischen Genius.

Was mich zuletzt noch am meisten bestimmt, Richard III. in das Jahr 1595 zu setzen, ist der Umstand, dass die Zeit-Lücke zwischen dem 1594 geschriebenen Sommernachtstraum und dem erst 1597 begonnenen Heinrich IV. mir nicht hinreichend durch die beiden Stücke ausgefüllt erscheint, welche unzweifelhaft in diese Jahre fallen: Richard II. und König Johann. Denn die Produktivität des Dichters in allen diesen zehn Jahren von 1590—1600 ist eine so grossartige gewesen, dass er auch nicht ein einziges Jahr hat verfliessen lassen, ohne wenigstens ein oder zwei Stücke zu liefern. Richard III. bildet also die Ergänzung und zwar offenbar den einleitenden Anfang zu all diesen durchaus selbstständigen historischen Dramen: und es ist sehr wohl zu erklären, dass die mildere und reifere Form Richard's II. eine unmittelbare Frucht der künstlerischen Kraft ist, die ihre strotzende Ueberfülle soeben gleichsam hatte völlig austoben lassen in Richard III.* Jedenfalls bieten diese beiden Stücke also die entscheidenden Uebergangsformen dar, mit welchen der eigentlich

---

Jahr 1596 für den Kaufmann von Venedig ansetzt, so ist diese Jahreszahl durchaus willkürlich von ihm angenommen. Die von ihm selbst angeführte Notiz über die Aufführung der „Venetianischen Komödie“ am 25. August 1594 kann nicht ohne hinreichende Gründe beseitigt werden. Die Histories sind nicht durch eine Komödie unterbrochen worden.

* Der hinreissende Erfolg, den R. III. damals muss gehabt haben, hat offenbar den Dichter veranlasst, die ganze Reihe der historischen Stücke unmittelbar darauf folgen zu lassen und jedes folgende immer feiner auszuarbeiten.

historische und realistische Styl der dritten Periode unseres Shakespeare beginnt.

Gleich der Beginn des Stückes enthält einige überaus grossartige Scenen, die man einmal von einem Dessoir muss spielen gesehen haben, wenn man ihrer dramatischen Wirkung auf der Bühne sich völlig bewusst werden will: Richard's Monolog, in welchem er uns selbst die Grundzüge seines Charakters und seiner Gestalt und äusseren Erscheinung angibt — die Werbung um Lady Anna an der Leiche ihres Gatten — dann das Eintreten des blutgierigen Ungeheuers in die erschreckende Hofgesellschaft — endlich die Ermordung seines Bruders Clarence im Tower — das ist der Inhalt des ersten Aktes, der uns die Verhältnisse völlig klar exponirt, wie sie der beginnenden Tragödie zu Grunde liegen. Der Bruder also des regierenden Königs, Eduard's IV., der Herzog von Gloster zunächst nur, später als Richard III. den Thron besteigend, Anhänger und Hauptrepräsentant der weissen Rose, tritt auf mit den Worten:

„Jetzt ward der Winter unsres Missvergnügens
Glorreicher Sommer durch die Sonne York's,
Und all die Wolken, die dies Haus bedrohten,
Sind in dem tiefen Ozean nun begraben.
Die Stirnen sind geschmückt mit Siegeskränzen,
Die schart'gen Waffen aufgehängt zum Denkmal.
Der wilde Lärm der Schlachten ist verstummt,
Ist ausgetauscht mit fröhlicher Gesellschaft,
Und unsre Kriegesmärsche wandeln sich
In lust'ge Melodien, zum Tanz gespielt.
Der grimme Krieg entrunzelt nun sein Antlitz,
Und statt die Berber-Rosse zu besteigen,
Furchtsamer Feinde Seelen zu erschrecken,
Hüpft zierlich er in einer Dame Zimmer
Und freut sich an der Laute üpp'gem Spiele.

Doch Ich, für eitle Freuden nicht gemacht,
Geschaffen nicht, verliebt mich zu bespiegeln,
Ich, rauh gebildet, Liebesreiz entbehrend,
Unfähig, einer üpp'gen Nymphe höflich
Den Hof zu machen, neben ihr stolzirend,
Ich, um das schöne Ebenmass verkürzt,
Betrogen durch Missbildung der Natur,

Entstellt, unfertig, vor der Zeit gesandt
In diese Welt des Athmens, halb vollendet,
Dazu so lahm, so ungeformt, so hässlich,
Dass Hunde bellen, wenn ich geh vorbei —
Fürwahr, in dieser weichen Friedenszeit
Hab' ich nicht Lust, die Zeit so hinzutändeln,
Da keine Freude meinen Weg erhellt,
Als meinen Schatten in der Sonn' zu spähen,
Und über eigne Missgestalt zu klagen!
Und deshalb — da ich nicht den Liebling spielen
Noch wohlgesetzte Reden halten mag,
Zu unterhalten diese Weichlingszeit —
Bin ich gewillt, ein Bösewicht zu werden
Und Feind den eitlen Freuden dieser Tage."

Und in diesem Tone erzählt er weiter, wie er Komplotte angestiftet, den Verführer zu gefährlichen Dingen gespielt, Prophezeiungen ausgeheckt und Schmähschriften verbreitet, seine beiden Brüder Clarence und den König Eduard gegen einander zu hetzen zu tödtlichem Hasse: „denn G. sollte der Mörder sein von Eduard's Erben!" so lautete eine Prophezeiung; und der König hatte dieses auf George Clarence (statt auf Gloster) gedeutet. Und schon hat es gewirkt; denn eben kommt Clarence heran, um ins Gefängniss geführt zu werden. Sein Bruder Richard stellt sich nun ganz unschuldig ihm gegenüber, verhöhnt ihn aber wegen seiner Einfalt, sobald er abgegangen. Lord Hastings, der auch bereits im Gefängnisse gewesen, bringt darauf Nachricht, dass es schlecht mit dem Könige stehe: er liege krank zu Bett. Gloster heisst ihn vorangehen und spricht dann kurz seinen Entschluss aus, Clarence zu beseitigen, König Eduard ruhig sterben zu lassen und dann die königliche Wittwe Anna aus dem Hause Lancaster zur Gemahlin zu nehmen, obwohl er ihr den Gatten (Eduard v. Wales) und den Vater des Gatten (Henry VI.) erschlagen hat. So hofft er alle Ansprüche in seiner Person zu vereinigen.

Diese Werbung nun um die junge Wittwe Anna am Sarge des eben zum Begräbniss getragenen Henry VI. (in der zweiten Scene) ist ein bedenkliches Wagestück von Seiten des Dichters, welches nur durch das geschickteste Spiel der Darstellerin kann erträglich und wahrscheinlich gemacht werden. Der

Dichter hat freilich seine ganze Kunst angewandt, um der Scene ihren peinlichen Eindruck zu nehmen: und wenn es der Darstellerin gelingt, die Uebergänge der verschiedenen Stimmungen von den Flüchen des wildesten Hasses bis zum zögernden Nachgeben möglichst leise und unmerklich hervortreten zu lassen, wenn es eben so dem Darsteller gelingt, die dämonische Mannesnatur des absoluten Bösewichtes derartig zur Erscheinung zu bringen, dass das offenbar eingeschüchterte schwache Weib unter dem Zauberbann seiner drohenden Augen einer ähnlichen Gewalt unterliegt, wie der kleine Vogel, der in den Rachen der Schlange fällt — dann kann allerdings die bedenkliche Scene von grosser Wirkung werden. Richard selbst fasst die hindernden Umstände seiner Werbung in triumphirendem Hohne zuletzt in die Worte zusammen:

„Ward je ein Weib in dieser Laun' gefreit?
In dieser Laune je ein Weib gewonnen?
Ich will sie haben — doch nicht lang' behalten!
Wie, Ich, der ihr den Gatten und den Vater
Getödtet, in des Herzens tiefstem Hasse
Sie überraschend, Flüche auf den Lippen,
Im Auge Thränen und der blut'ge Zeuge
Für ihren Hass im Sarge dicht dabei,
Gott, ihr Gewissen, diese Bahr' entgegen,
Und keinen Freund, die Werbung fördernd, als
Den baaren Teufel und die Heuchlerblicke —
Und dennoch sie gewinnen? Eine Welt dem Nichts?
Ha! —
Hat sie den tapfren Prinzen schon vergessen,
Den Eduard, ihren Gatten, den vor kaum
Drei Mònat' ich erstach zu Tewksbury
In meinem Grimme? Einen Herrn, so lieblich
In der Verschwendung der Natur geformt,
Jung, tapfer, klug, von königlichem Stamme —
Die weite Welt hat seines Gleichen nicht!
Und jetzt erniedrigt sie ihr Aug' auf mich,
Der dieses Prinzen holde Frühlingsblüthe
Vernichtet, ihr ein Wittwenbett zu schaffen?"

Und aufs Neue gibt er nun die abschreckenden Züge seines Wesens in solchen Bildern, dass wir das blutige Ungeheuer dieser schauerlichen Revolutionszeit in seiner ganzen Grässlichkeit vor uns sehen, wie es den Hohn gegen sich selbst

und seine eigene Missgestalt mit der Verhöhnung all der Anderen verbindet, die trotz alledem seiner dämonischen Gewaltigkeit erliegen müssen.

Man muss es auf der Bühne gesehen haben, wie in der folgenden Scene (I, 3) alle Anhänger der Königin Elisabeth in unwillkürlichem Entsetzen vor dem blutigen Mörder zurückweichen, um sich den Eindruck völlig zu vergegenwärtigen, den eine solche Erscheinung in der Geschichte ihrer Zeit überall gemacht haben muss, wo ihre Macht zur Wirksamkeit kam. Die Klagen der Frauen, die schwachen Versuche, dem Dämon zu begegnen und Stand zu halten, die Flüche der Margareth, der Wittwe Heinrich's VI., Alles das ist meisterhaft vom Dichter gezeichnet, um den entsetzlichen Eindruck dieses Krieges der beiden Rosen in voller Potenz als die Grundlage der nachfolgenden Tragödie zur Wirkung kommen zu lassen. Und wie sie alle abgegangen, die Königin mit ihren Rittern Rivers, Vaughan, Grey, ihm allein das Feld überlassend, da höhnt er, an seine letzten frommen Redensarten erinnernd, hinter ihnen her:

„Und so bekleid' ich meine nackte Bosheit
Mit alten Fetzen, aus der Schrift gestohlen,
Und schein' ein Heil'ger, wo ich Teufel bin!"

Gleich darauf folgt der Auftrag an die Mörder — dann die Ermordung des Clarence im Gefängniss — und mit diesem Probestücke seiner Bosheit schliesst der erste Akt — ein erschütterndes Bild der wilden Zeit, die der Herrschaft der Tudors vorangegangen.

Der zweite Akt beginnt mit einer scheinbaren Versöhnung der feindlichen Elemente. Der kranke König Eduard glaubt ein gutes Tagewerk gethan zu haben, als er Lord Rivers und Hastings, die Königin und Buckingham, den besten Anhänger Richard's, endlich auch diesen, den Herzog von Gloster selbst, mit der Königin zum freundschaftlichen Händeschütteln bewogen hat. Nun bittet die Königin denn auch für den Bruder Clarence. Aber da bricht der wilde Richard hervor:

„Wie, Kön'gin, bot ich darum Liebe Euch,
Verhöhnt zu werden in des Königs Beisein?

Wer weiss nicht, dass der edle Herzog todt ist?
Ihr thut ihm Unrecht — spottend seiner Leiche!"

Niemand wusste noch davon, Alle sind entsetzt und fahren zurück vor dem neuen Schlage, der König selbst fragt bestürzt:

„Wer weiss nicht, dass er todt ist? — Ja, wer weiss denn? —

Und die Königin, ebenso unschuldig an dem entsetzlichen Brudermorde, fügt hinzu:

„Allseh'nder Himmel! Welche Welt ist dies!"

Lord Buckingham selbst fragt:

„Seh ich so bleich, Lord Dorset, wie Ihr Alle?"

Dorset. Ja, theurer Lord, und Niemand ist zugegen,
Dem nicht die Röthe von den Wangen wich!"

Noch einmal betheuert der König, dass er die Ordre widerrufen habe, aber Gloster macht ihm noch Vorwürfe darüber, dass sein Bote nicht so rasch gewesen, wie der Todesbote. Und als nun der schlaue Lord Stanley hereintritt, um für einen seiner Diener zu bitten, der im Zorne einen Anhänger des Norfolk erschlagen, da klagt der gute König um den zu früh verlorenen Bruder, der doch so tapfer für ihn gekämpft hatte:

„Darf meine Zung' des Bruders Tod verkünden,
Und einem schlechten Sklaven Gnade geben?
Mein Bruder tödtete Niemand, sein Gedanke
War all sein Fehlen: und doch starb er dafür!
Wer sprach bei mir für ihn? Wer, meinem Zorne
Begegnend, kniete hier und warnte mich?
Wer sprach von brüderlicher Liebe mir?
Wer sagte mir, wie diese arme Seele
Den mächt'gen Warwick einst verliess, für mich?
Wer sprach davon, dass einst bei Tewksbury
Er mich gerettet vor dem wilden Oxford
Und dann gesagt: ‚Du sollst der König sein!'
Wer hat mich dran erinnert, als wir beide
Im Feld einst lagen, fast zu Tod erfroren,
Wie er in seinen Mantel mich gewickelt
Und gab sich selbst, nur dünn bekleidet, hin
Der eisig kalten Nacht? Das Alles hatte
Der grimme Zorn mir sündlich schon gelöscht
In der Erinnrung tiefen Seelenkammern —

Und Keiner von Euch Allen hatte so viel
Erbarmen, die Erinnrung aufzufrischen ......
O Gott, ich fürchte, dass Gerechtigkeit
Von deiner Hand an mir und Euch und Allem,
Was unser ist, dafür noch wird uns zücht'gen!
Komm, Hastings, bring' zu Bett mich! Armer Clarence!"

Damit geht der König, die Königin und ihr ganzer Anhang ab (Rivers, Dorset, Grey). Und wieder hat Richard die Frechheit, vor seinem Partisan Buckingham die Rache Gottes auf die Anhänger der Königin herabzurufen wegen des Mordes, den doch er selbst begangen hat. Damit schliesst diese erste Scene des zweiten Aktes — auf der Bühne offenbar wieder von grösster Wirkung!

Die zweite Scene beginnt mit einer nochmaligen Erregung des Mitleidens über diesen Tod des Clarence zuerst, indem seine Mutter und seine beiden Kinder klagend und weinend vorgeführt werden: selbst diesen Kindern hat Richard's Heuchelei vorzuspiegeln verstanden, dass der König den Tod ihres Vaters befohlen. Aber die Mutter, die alte Herzogin von York, durchschaut ihn völlig und warnt den kleinen Sohn. Gleich darauf kommt die Königin wieder herein: der König Eduard ist gestorben. Die Klagen Aller vereinigen sich jetzt auf ihn. Aber die alte Herzogin-Mutter gibt schon hier Andeutungen über den letzten noch übrig bleibenden Sohn, den Richard, die das Schlimmste von ihm befürchten lassen. Und als er selbst darauf hereintritt und knieend um ihren Segen bittet, da bittet sie um Milde, Liebe, Gehorsam und treue Pflichterfüllung für ihn. Er aber fügt höhnend hinzu:

„Amen! Und lass als guten alten Mann mich sterben —
Das ist der Hauptheil eines Muttersegens!
Mich wundert, dass sie dies vergessen hat."

Dann wird zunächst festgesetzt, dass der Königin Sohn, Prinz Edward von Wales, Edward V., als König gekrönt werden soll: sie wollen ihn feierlich von Ludlow nach London holen. Buckingham aber bespricht heimlich noch mit Richard den Plan, die Verwandtschaft der Königin zunächst von dem Prinzen fernzuhalten.

In der kurzen Zwischenscene kommt schon das bedeutende Wort vor:

„Woe to that land that's governed by a child!"

Die Bürger von London sprechen damit ihre Befürchtungen über den Thronwechsel aus. Sie erinnern an den ähnlichen Zustand, als Heinrich VI. schon als unmündiges Kind gekrönt wurde und ebenfalls unter die Regentschaft seiner Oheime gerieth. Der dritte Bürger ermahnt die Anderen deshalb zur äussersten Vorsicht, eine vortreffliche Zeichnung der Stimmung, die bei solchen Regierungswechseln in der Hauptstadt des Landes zu herrschen pflegt:

„Bei wolk'gem Himmel legen kluge Männer
Die Mäntel an. -- Wenn grosse Blätter fallen,
So ist der Winter nahe — wenn die Sonne sinkt,
Sieht man sich um nach einem Nachtquartier —
Unzeit'ge Stürme künden Theurung an:
Noch kann ja Alles gut gehn, wenn Gott will;
Doch wär' es mehr, als wir es wohl verdienen,
Und als ich es für jetzt erwarten mag!"

Zweiter Bürger:

„Die Herzen aller Menschen sind voll Furcht:
Ihr könnt mit Keinem reden, der nicht ernste Blicke
Zur Schau trägt, voll Besorgniss um die Zukunft."

So fühlen die Bürger bereits im Voraus den herannahenden Sturm — für die Stimmung, in die der Dichter uns versetzen will, wie bei der Stille vor ausbrechendem Gewitter, ein meisterhafter Zug.

Die letzte Scene dieses zweiten Aktes deutet der Königin bereits an, was nun kommen soll. Noch scherzt sie mit ihrem jüngsten Sohne, dem Herzog Richard von York, und der alten Herzogin — da kommt die Nachricht durch einen Boten, dass ihre Anhänger Rivers, Grey und Vaughan ins Gefängniss geworfen seien — durch Gloster und Buckingham. Sie flüchtet ins Heiligthum, um sich persönlich zu retten: damit schliesst der zweite Akt. Clarence ist todt, der König ist todt, die Anhänger der Königin gefangen — wer will den Herzog noch hindern, die Krone zu ergreifen und zu behalten?

Der dritte Akt zeigt uns zunächst den jungen Prinzen Eduard als König in London einziehen. Buckingham und Gloster geleiten ihn. Der Lord-Mayor von London macht seine Aufwartung, ihm entgegenkommend in feierlichem Zuge — da bringt Hastings die Nachricht, die Königin mit ihrem Sohne Richard sei in die Kirche geflüchtet, als ob sie dort Schutz suchen müsse. Hastings und der Cardinal Bourchier werden darauf abgesandt, den Prinzen zu holen; und dieser erscheint denn auch bald darauf, seinen Bruder zu begrüssen. Die beiden Knaben sind sehr hübsch mit wenigen Worten charakterisirt: der jüngere Richard erscheint frühreif, vorwitzig und geistreich, so dass er einen kecken Einfall nicht leicht zurückhalten kann, selbst auf die Gefahr hin, seines bösen Onkels Zorn zu erregen; der ältere Eduard erscheint reservirter, verständiger, ruhiger, voll Zartgefühl und Bescheidenheit, aber dennoch schon den künftigen Helden in sich fühlend, der bei der Erwähnung des Tower an Julius Cäsar denkt und „einst, wenn er erst ein Mann sein wird, sein gutes Recht in Frankreich zurückerobern oder wie ein Soldat sterben will, nachdem er als ein echter König gelebt habe.“ Als die Prinzen darauf abgegangen, um vorläufig im Tower zu logiren, sprechen Buckingham und Gloster bezeichnende Worte über die beiden:

„O, 'tis a parlous boy,
Bold, quick, ingenious, forward, capable
He's all the mothers, from the top to toe!“ *

So spricht Gloster selbst über den kleinen Richard. Dann überlegen beide mit Catesby den weiteren Plan, wie der Herzog von Gloster die Krone gewinnen will: wenn Hastings nicht mithelfen will, so soll auch er den Kopf verlieren. Dem Buckingham aber verspricht Richard III. die Grafschaft Heresford, wenn er erst König sein werde.

Noch erhält Hastings eine Warnung von Lord Stanley, ohne sie freilich zu beachten. Dann bringt Catesby ihm die Nachricht von Richard's Entschluss: Hastings will nicht darauf

---

* „'s ist ein geschwätz'ger Bursche,
Kühn, rasch, talentvoll, fähig, vorwärts dringend —
Ganz, wie die Mutter, sie vom Kopf zu Fuss!“

eingehen, freut sich aber in seiner falschen Sicherheit über die Beseitigung der Anhänger der Königin Elisabeth. Nun kommt Stanley selbst, voll Besorgniss über Alles, was er vorgehen sieht. Aber Hastings' Ohren sind wie verschlossen für Alles: der Zuhörer vernimmt indessen schon aus den drohenden Andeutungen des jetzt hinzutretenden Buckingham, was ihm bevorsteht im Tower, wohin beide jetzt zum Speisen sich verfügen.

In der dritten Scene führt Sir Richard Ratcliffe die Anhänger der Königin Elisabeth zum Tode. Die vierte Scene zeigt die Berathung im Tower über die Krönung: der verblendete Hastings führt noch das grosse Wort, bis Gloster dazwischen tritt und mit drohenden Worten sein Haupt fordert: da fällt es ihm plötzlich wie Schuppen von den Augen und er ruft „Wehe!“ über England, in dem solche Dinge möglich:

„O, blut'ger Richard! Unglücksel'ges England!
Ich prophezei' dir eine Schreckenszeit,
Wie niemals noch ein sterblich Aug' sie sah!“ —

So watet das Scheusal immer tiefer in Blut und Mord hinein: wer wird ihm zunächst als Opfer fallen?

Die Verhandlungen, welche Buckingham und Richard darauf mit dem Lord-Mayor von London führen, sollen theils die rasche Hinrichtung rechtfertigen, theils die Stimmung der Bürger zur Krönung Richard's vorbereiten; sie bringen es denn wirklich so weit, dass die Bürger selbst Richard bitten, die Krone anzunehmen, was er denn am Ende des Aktes wirklich thut, nachdem er scheinbar eine Zeit lang widerstrebt hat. So ist das Ziel erreicht: morgen soll die Krönung stattfinden.

Der vierte Akt führt das erreichte Ziel und all seine furchtbaren Consequenzen vor: Richard III. ist König von England. Nachdem in der ersten Scene die Frauen vorgeführt sind, auf dem Wege, um die jungen Prinzen im Tower zu besuchen, was ihnen aber auf Befehl des Königs vom Lieutenant Brakenburg versagt wird, erscheint in der zweiten Richard auf dem Throne im Pallast, Buckingham, Catesby und all seine Anhänger zur Seite; seine ersten Gedanken verrathen schon seine

Pläne auf des jungen Prinzen Eduard Leben. Buckingham wagt es, sich einige Bedenkzeit auszubitten nnd geht hinaus. Da lässt Richard durch seinen Pagen einen gewissen James Tyrrel rufen, der für gutes Geld zu jeder That bereit ist. Unterdessen bringt Stanley die Nachricht, dass Dorset zum Herzog von Richmond geflohen — auf Befehl der Königin-Wittwe, wie in der ersten Scene angedeutet wurde: so bereitet sich hier bereits die Lösung vor. Richard gibt dann Catesby den Befehl, die Nachricht zu verbreiten, dass sein Weib Anna todtkrank sei: auch ihr Schicksal ist beschlossen; sie hat wenig Glück in der neuen Ehe genossen, wie sie selbst in der ersten Scene erzählt hat. Des todten Clarence junge Tochter aber soll an irgend einen Mann tief unter ihrem königlichen Stande vermählt werden: so sucht sich der Usurpator allseitig zu sichern. Zuletzt sagt er für sich:

„Des Bruders Tochter muss zur Eh' ich nehmen,
Sonst steht mein Königthum auf schwachen Füssen,
Die Brüder morden, dann zur Frau sie nehmen —
Unsichrer Weg zum Siege! Doch ich bin
So tief im Blute schon, dass, wenn auch wider Willen,
Die Eine Sünde andre nach sich zerrt,
Und thränenreich Erbarmen hat noch niemals
In diesem Aug' geschimmert.“ —

Demgemäss gibt er dem mörderischen Tyrrel seine Befehle, droht dem Stanley wegen des entflohenen, ihm verwandten Dorset, will von Buckingham nicht an sein Versprechen wegen der Grafschaft Hereford erinnert sein:

„Ich bin nicht in der Gebe-Laune heut'!“

ruft er ihm mürrisch zu — kurz, wir sehen, wie er sich schon im Beginn seines Königthums von allen Seiten isolirt, um zuletzt in dieser grauenhaften Einsamkeit des Bösen seinem Schicksal zu erliegen.

Die folgende dritte Scene enthält die berühmte Erzählung von der bereits geschehenen Ermordung der Söhne Eduard's, durch die Malerei (Delaroche) in glänzendem Bilde verewigt. Tyrrell tritt auf und spricht für sich:

„Die blut'ge That ist ausgeführt, so grässlich,
Wie niemals noch erbarmungsloser Mord
Dies Land mit unsühnbarer Schuld befleckt.
Dighton und Forrest, denen ich den Auftrag
Zu dieser rohen Schlächterei gegeben,
Obwohl sie eingefleischte Schurken sind,
Bluthunde, die vor keiner That erschaudern,
Sie weinten wie die Kinder, ganz zerschmolzen
In Zärtlichkeit und Mitleid, als sie eben
Die traurige Geschichte ihres Todes
Mir hinterbrachten: ‚Sieh, da lagen sie,
Die süssen Knaben, noch einander gürtend
Mit den unschuld'gen Alabaster-Armen,
Und ihre Lippen schienen gleich vier Rosen,
Die sich in ihrer Sommerschönheit küssten.
Auf ihrem Kissen lag noch ein Gebetbuch,
Das fast mir' — sagte Forrest — ‚meinen Sinn
Hätt' umgewandelt! Und dennoch — o Teufel!'
Hier stockte dieser Schurke. Dighton aber
Fuhr also fort: ‚Und doch erstickten wir
Das süsse Werk vollkommenster Natur,
Das jemals seit der Schöpfung sie gebildet.'
Fort gingen beide mit Gewissensbissen,
Dass kaum sie sprechen konnten: so verliess ich
Die beiden, um dem blut'gen König nun
Zu melden, wie die That ward ausgeführt!"

Richard tritt ein, hört, was geschehen, verspricht dann die Belohnung und summirt nun für sich, wie weit er gekommen: der Sohn des Clarence ist eingesperrt, die Tochter niedrig verheirathet, die Söhne Eduard's ruhen in Abraham's Schoosse, die Königin Anna hat ebenfalls schon der Welt „Gute Nacht!" gesagt — jetzt will er nun die junge Elisabeth freien, die Tochter der Königin-Wittwe; denn nach dieser, das weiss er wohl, strebt auch Graf Richmond (als König später Henry VII., Begründer des Hauses Tudor).

Aber schon bringt Catesby schlimme Nachrichten: John Morton, Bischof von Ely, ist ebenfalls zu Richmond geflohen und Buckingham hat Truppen ausgehoben unter den tapferen Wallisern und steht im Felde gegen Richard. So zieht es sich bereits drohend von allen Seiten gegen ihn zusammen. Aber der König Richard ist entschlossen, allen Feinden tapfer zu begegnen und den Kampf heroisch zu wagen.

Die vierte Scene dieses Aktes, bedenklich lang und für eine gute Wirkung auf der Bühne wohl zu sehr ausgedehnt, führt den aufmerksam Lesenden in den Flüchen der Frauen, in der Verwünschung der Herzogin von York über den eigenen Sohn, endlich in der Unterredung der Elisabeth mit Richard noch einmal alle Motive vor, die den Sturz des einsamen Ungeheuers vorbereiten — erschütternde Worte, vom Dichter mit grosser Sorgfalt und ausführlich ausgearbeitet, um uns ein düsteres Bild der ganzen Zeit und des traurigen Gemüthszustandes aller betheiligten Personen zu hinterlassen, bevor das Gericht der Geschichte über Alle hereinbricht. Selbst Richard erscheint ergriffen davon, gibt unklare Befehle, widerspricht sich selbst und gesteht endlich selbst:

„Mein Geist ist wie verwandelt!“ —

Nun kommen die Nachrichten von Richmond's Landung, vom Aufstand der Provinzen, von Buckingham's Abfall — dann wieder scheinbare Glücksnachrichten: und nun rafft der tapfere Held in König Richard sich auf, den Kampf um seine Krone zu wagen. Der Marsch geht nach Salisbury: dahin soll auch Buckingham gebracht werden, der unterdessen gefangen genommen.

Noch eine kurze Schlussscene zeigt uns den klugen Stanley in seinem Hause: er sendet einen Boten an Richmond, der ihn entschuldigen soll, dass er nicht gleich zu ihm eile, weil er seinen Sohn George habe in des Tyrannen Händen zurücklassen müssen. Wir hören dabei, dass er mit seinen Anhängern bereits auf London losrückt. Stanley lässt ihm im Namen der Königin die Hand ihrer Tochter Elisabeth versprechen, wenn er sein Unternehmen glücklich durchführe. Damit schliesst der vierte Akt.

Der fünfte Akt (1) beginnt mit der Hinrichtung Buckingham's zu Salisbury: es wird ihm nicht einmal mehr vergönnt, König Richard zu sprechen, dem doch er vorzugsweise zu seinem Königthume verholfen hat. Dann treten in den folgenden beiden Scenen die Streitkräfte der Gegner auf, wie sie bei Bosworth gegen einander rücken. Die Scene wird dann so

arrangirt, dass die Zelte der beiden Heerführer auf den entgegengesetzten Seiten der Bühne sichtbar sind, so dass der Zuschauer abwechselnd beobachten kann, was in beiden vorgeht. Als die Nachtruhe eingetreten, steigen die Geister der Ermordeten zwischen den beiden Zelten auf, wünschen Richmond Heil und Segen und glücklichen Erfolg, Richard fluchend dagegen und Rache am Tage der Schlacht verheissend. In solchem furchtbaren Traume erwacht König Richard III., und es ist eine der grossartigsten und furchtbarsten Scenen, die jemals ein Dichter geschaffen, wenn er jetzt, aus dem Schlafe auffahrend, noch halb im Traume, den berühmten Monolog beginnt:

„Ein andres Pferd! — Verbindet meine Wunden!
O Gnade, Jesu! — Still — ich träumte nur!
Feigling Gewissen, was bedrängst du mich? —
Das Licht brennt blau! — Schon ist es Mitternacht
Und tiefe Todtenstille rings umher!
Auf meiner Stirn stehn kalte Schweissestropfen
Und bleiche Angst durchwühlt mein zitternd Fleisch!
Was fürcht' ich nur? Mich selbst! Niemand sonst da!
Richard liebt Richard: das heisst ‚*Ich bin Ich!*'
Ist da ein Mörder? Nein! — Ja doch — ich bin es!
So fliehe doch! Wie, vor mir selbst? Warum?
Dass ich nicht Rache nehme — an mir selbst?
Ich liebe nur mich selbst. Weshalb? Weil Gutes
Ich selber mir gethan? O nein, ich hasse
Vielmehr mich selbst — für grauenhafte Thaten,
Die ich gethan! Ich bin fürwahr ein Schurke!
Doch nein, ich lüge — nein, ich bin es nicht! —

Narr, sprich doch gut von dir! — Narr, schmeichle nicht!
Denn mein Gewissen hat wohl tausend Zungen,
Und jede Zunge bringt verschiedne Meldung,
Und jede Meldung nennt mich einen Schurken
Und spricht Verdammniss über meine Thaten! —

Meineid'ger Mörder, höchst meineid'ger Schurke,
Der jede Sünde jeder Art begangen,
Und alle drängen zu den Schranken hin,
Und alle rufen: Schuldig — schuldig — schuldig!
Ich soll verzweifeln! — Niemand liebt mich mehr —
Und bin ich todt, wird Niemand um mich klagen! —
Und warum sollen sie denn mich beklagen?

Find' ich doch in mir selbst kein Mitleid mehr
Gegen das eigne Selbst: die Seelen Aller,
Die ich gemordet, kamen, schien es mir,
Zu meinem Zelt und jede drohte Rache
Auf Richard's Haupt für morgen in der Schlacht!"

Dies ist der berühmte Monolog, der Höhepunkt der Katastrophe des Dramas, in welchem der grosse Dichter die feinste Sonde des Arztes und des Philosophen in die Seele des königlichen Verbrechers einsenkt, um uns in dem grauenhaft verwüsteten Selbstbewusstsein die Stelle zu enthüllen, wo auch dieser eiserne Bösewicht sterblich ist. Wenn der masslose Ehrgeiz selbst diejenigen vernichtet, welche die Stufen seiner Erhebung sind und das stolze Gebäude seines blutgekitteten Thrones mühsam tragen und aufrecht erhalten, so entzieht er sich selber die einzigen Stützen der eigenen Stellung und isolirt sich auf jener höchsten Spitze bis zu einem Punkte, wo die Menschheit aufhört und die Gottheit daher den Verlassenen nicht mehr trägt: diese entsetzliche Einsamkeit des absolut Bösen ist das innere Gericht, welches selbst den grössten Helden innerlich zerbricht und vernichtet, noch bevor die äussere Zerschmetterung und Zermalmung durch das gewaltige Schicksal der Geschichte eingetreten.

Als Ratcliffe darauf eintritt, um ihn zur Schlacht zu wecken, klagt er ihm seine Stimmung:

„Schatten warfen
Zu Nacht mehr Schrecken in die Seele Richard's,
Als wohl zehntausend Krieger es gekonnt,
In undurchdringliche Panzer eingehüllt,
Und angeführt von dem einfältigen Richmond.
Noch ist es Nacht! — Komm, folge mir, wir wollen
Die Horcher spielen an den Zelten hin,
Zu hören, ob wohl ein Verräther kund thut
Die schlechte Meinung, feig zurückzuweichen,
Wenn Schlachtgefahr das Riesenhaupt erhebt."

Solche Spionage ist schon nicht mehr königlich, ist die feige Zuflucht eines Verzweifelnden, der sich von den eigenen Leuten muss verrathen und verlassen glauben, weil er sie nicht

richtig zu behandeln versteht, weil sich Niemand sicher fühlt vor seinen Geier-Griffen, selbst die besten Freunde nicht, die ihm am meisten geholfen haben, seine hohe Würde zu erreichen!

Wie ganz anders der edle Richmond! Er tritt aus seinem Zelt heraus offen den Truppen entgegen und hält eine feurige Anrede an die Tapferen, die das gefährliche Unternehmen mit ihm wagen wollen:

„Gott und die gute Sache sind bei uns!
Und heilige Gebete, all die Seelen,
Die Unrecht litten, stehn wie hohes Bollwerk
Zum Schutz vor unsrer Front. Und ausser Richard,
Dem blut'gen Schlächter, möchten alle die,
Die uns entgegen, lieber uns gewinnen,
Als solchem blut'gen Feldherrn länger folgen.
Denn was ist der, dem noch sie folgen müssen?
Ein blutiger Tyrann, ein Menschenmörder,
In Blut erhöhet und durch Blut befestigt,
Nein, Einer, der die Mittel, zu erreichen,
Was er besitzt, selbst wieder hat vernichtet,
Ja, die erschlagen, die ihm selbst geholfen!
Ein schlechter Stein, kostbar nur durch die Folie
Von Englands Thron, auf den man fälschlich ihn
Gesetzt hat, da er Gottes Feind stets war.
Da Ihr denn kämpfet gegen Gottes Feind,
Wird der gerechte Gott Euch selbst beschützen
Als seine Krieger!“ — — — — — —

In dieser Weise ermuthigt, schreiten die Soldaten tapfer zur Schlacht: der Feind weicht zurück; aber Richard selbst kämpft tapfer bis zum letzten Augenblick, erschlägt fünf nach einander, die er für Richmond gehalten, und als sein Pferd ihm unter dem Leibe getödtet, ruft er aus:

„Ein Pferd, ein Pferd! Mein Königreich für'n Pferd!“

um nochmals den Kampf zu versuchen. Endlich fällt er im Kampfe gegen Richmond selbst und damit entscheidet sich der Ausgang und Erfolg. Stanley bringt dem neuen König die Krone und übergibt sie ihm mit den besten Wünschen, sie zum Heil des Landes zu tragen. Und Richmond vereinigt endlich die weisse und die rothe Rose, indem er als König

Heinrich VII. sich vermählt mit der schönen Tochter der Elisabeth.*

---

* In Bezug auf die Charakteristik der einzelnen Rollen des Stückes verweise ich auf Gervinus I, 331.

Was die ältesten Ausgaben Richard's III. betrifft, so hat der letzte Jahrgang des Jahrbuches der deutschen Shakespeare-Gesellschaft (1880) darüber eine vortreffliche Abhandlung von unserem Lexikographen Alexander Schmidt gebracht, unter dem Titel: „Quartos und Folio von Richard III.“ Der gelehrte Verfasser, dessen (in englischer Sprache geschriebenes) Shakespeare-Lexikon in keiner Privatbibliothek fehlen sollte, geht darin von der bereits anderswo aufgestellten Behauptung aus, dass die Quartos aus Theater-Nachschriften entstanden seien, nicht aus Abschriften des Original-Manuskriptes — wie denn schon die Vorrede der ersten Folio-Ausgabe die sämmtlichen Quarto-Ausgaben als „stolen“ und „surreptitious copies“ bezeichnet.

Er gibt den Titel der ersten Quart-Ausgabe (1597) genau an und benutzt die weitschweifige und marktschreierische Form desselben zu einem ferneren Beweise, dass die Ausgabe unmöglich aus dem Original-Manuskript des Dichters herstammen könne. Von derartigen Einzel-Ausgaben erschienen im Ganzen sechs Auflagen, von der vierten an bei einem neuen Verleger, Mathew Lawe. Von der dritten an haben sie den Zusatz: „Newly augmented“ — was sich indessen nur auf so unbedeutende Correcturen bezieht, dass im Ganzen, wie beim King Lear, der Quarto-Text als ein einheitlicher dem Folio-Texte gegenübersteht.

Doch ist schon die erste Quart-Ausgabe von 1597 bedeutend sorgfältiger redigirt, als die von Hamlet, von Heinrich V. und Heinrich VI., und es macht sich nur hie und da leise bemerklich, dass das Ohr und nicht das Auge die erste Arbeit besorgte. So sagt Anna (I, 2) in der Quart-Ausgabe: „Set down your honourable lord“ — statt load, wie es in der Folio steht.

Alex. Schmidt gibt ferner eine Reihe von Stellen an, in welchen die kleinen Abweichungen der Folio-Ausgabe von den Quart-Ausgaben deutlich zu Tage treten — wie das auch Delius in seiner Ausgabe bereits gethan. Viele Lesarten erscheinen dabei völlig gleichwerthig. Dass diese Verschiedenheiten von Shakespeare's Correctur selbst herrühren sollen, hat bereits Delius mit schlagenden Gründen widerlegt: die Folio-Editoren erwähnen ausdrücklich, dass sich in des Dichters Manuskript kein ausgestrichenes Wort gefunden habe. Die Art und Weise, wie die Cambridge-Herausgeber diese Streitfrage ansehen, wird gebührend widerlegt, mit kurzer Berufung auf die treffliche Abhandlung unseres Delius im 7. Bande des Jahrbuches. Dass die Folio-Ausgabe also den eigentlichen Text enthalte, wie er handschriftlich in Shakespeare's Theaterbibliothek aufbewahrt wurde, kann jetzt als ausgemacht gelten. Die Abweichungen, die stets sich vermehrenden Druckfehler und die etwaigen Verbesserungen und viel zahlreicheren Ver-

schlechterungen oder wenigstens willkürlichen Veränderungen des Textes in den Quart-Ausgaben rühren von jenem anonymen ersten Herausgeber her, der das Stück bei wiederholtem Hören im Theater nachgeschrieben, nachträglich ergänzt und dann selbst mit Zusätzen versehen hat, wie sie ihm passend erscheinen mochten.*

Der weitere Beweis dieser uns sehr wahrscheinlich erscheinenden Hypothese in Bezug auf den Text von Richard III. muss in der trefflichen Abhandlung selbst gelesen werden. Für uns hier genügt es, auf den hervorragenden Werth derselben für die höhere Text-Kritik hiemit hingewiesen zu haben.**

---

* Anm. des Verf. (Bibliothek in Weimar). Von solchen Zusätzen, die vielleicht auch von den Schauspielern herrühren, ist der bedeutendste bereits von Delius hervorgehoben worden: er findet sich in der zweiten Scene des IV. Aktes und beträgt etwa 20 Zeilen. Höchst wahrscheinlich ist der Schauspieler, der den Buckingham spielte, die Veranlassung gewesen. In Pope's Ausgabe ist diese Stelle zuerst aus den Quartos in den Text aufgenommen. (Siehe Delius' Richard III., pag. 101, Note 25.)

** Ich habe in der obigen Darstellung nur das Chronologische und die gewandte Composition des Stückes nach Akten und Scenen betont, weil ich in der letzteren einen neuen Beweis dafür sehe, dass das Stück nicht gerade einen Anfänger in der dramatischen Kunst verräth. Für alles Uebrige, was sonst noch in dem interessanten Stücke beachtenswerth erscheinen möchte, verweise ich auf den ausführlichen Essay von Wilh. Oechelhäuser im III. Bande des Shakespeare-Jahrbuches (pag. 27—150), Jahrgang 1868: das Verhältniss des Stückes zu Heinrich VI. und den übrigen Histories, die Charaktere, die Sprache des Dramas und zuletzt auch alle Fragen, welche die Aufführung auf der Bühne betreffen — Alles wird hier so weitläufig besprochen, dass nur das Chronologische und die Composition nach Akten und Scenen noch einer Ergänzung bedurfte, welche ich denn im Obigen zu geben versucht habe.

Die metrischen Untersuchungen, welche im letzten Jahrzehnt von Herzberg, Dowden und Furnivall angestellt worden sind, sprechen ebenfalls für das Jahr 1594—95. Richard III. hat nur 170 gereimte Verse, während Romeo und Julia 486. Jener enthält 570 oder etwa 18 % Hendecasyllaben, während dieses Stück nur 118 elfsilbige Verse oder 7,26 % darbietet. Aehnlich steht es mit den Enjambements oder Run-on-Lines. Danach gehört Richard III. in der entschiedensten Weise mit Heinrich IV. und Heinrich V. in dieselbe Periode. Furnivall setzt sogar Richard II. nach solchen „Metrical Tests“ vor Richard III., was ich vorläufig dahingestellt sein lasse, obwohl auch diese Ansicht dafür spricht, dass Richard III. mindestens 2—3 Jahre später anzusetzen ist, als Romeo und Julia. (Vgl. Furnivall's Einleitung zum Leopold-Spakespeare, und Herzberg's Abhandlung im XIII. Bande des Shakespeare-Jahrbuches: „Metrisches, Grammatisches und Chronologisches zu Shakespeare's Dramen.“)

Berlin. Dr. B. T. Sträter.

Über die Anordnung der Vokale.

Die nachfolgende Zuſammenſtellung der verſchidenen neueren Methoden, die Vokale anzuordnen, ist veranlasst worden durch das Erſcheinen der neuen Bearbeitung von E. Sievers' Phonetik. Der Hauptinhalt derſelben wurde in der Geſellſchaft für das Studium der neueren Sprachen am 26. April 1881 vorgetragen. Es ſchin mir zweckmäßig das Verhältnis des engliſchen Vokalvierecks zu unſerm deutſchen Vokaldreieck etwas näher auseinanderzuſetzen, und zugleich über die früheren Verſuche der Anordnung der Vokale namentlich in den jezt ſeltenern und ſchwer zugänglichen Werken etwas nähere Nachweiſungen zu geben, als ſolche ſich in den neueren Werken über Lautlere meist finden, damit der Leſer im stande ſei one zu große Schwirigkeiten ſich ein ſelbſtändiges Urteil über die Auffassungen der betreffenden Autoren zu bilden.

So weit im folgenden von Vokalen geſprochen wird, ſind darunter immer nur die oralen Vokale verſtanden; die naſalen Vokale mit in den Bereich der Betrachtung zu ziehen, lag nicht in der Abſicht diſer Arbeit.

Die uns von den Römern her mit der lateiniſchen Schrift überkommene Ordnung der Vokale a, e, i, o, u hat in doppelter Beziehung ire phyſiologiſche Begründung: einerſeits entſpricht ſie den allmählichen Veränderungen in der Weite der Mundöffnung, und andrerſeits dem allmählichen Vorrücken der Hauptartikulationsſtelle von dem hinteren Teile der Mundhöle bis zu den Lippen hin. Doch ſind vilfache Verſuche gemacht, teils die Reihe der Vokale zu erweitern, teils inen eine andere Anordnung zu geben.

Zu dem Drucke des folgenden bemerke ich im allgemeinen, dass wo die zuſammengeſetzten Zeichen in der Druckerei nicht vorhanden waren, die in den Originalwerken über oder unter die Buchſtaben geſetzten Nebenzeichen nach rechts abgerückt ſind, ſo dass man ſich ſolche leicht wird als über oder unter den Buchſtaben ſtehend vorſtellen können.

Althochdeutſche Zeit.

Indem ich für die Entwicklung der aus der lateiniſchen hervorgegangenen Schriftarten wärend des Mittelalters im allgemeinen auf Wattenbachs Anleitung zur lateiniſchen Paläographie, 3. Aufl. 1878, verweiſe, will ich hier nur ein par eigentümliche und bedeutſame Erſcheinungen hervorheben.

In den deutſchen Kloſterſchulen bemühte man ſich ſchon früh die Vokale ſo genau wie möglich zu bezeichnen; am hervorragendsten wirkte in diſer Beziehung das Kloster Sanct Gallen, beſonders zu der Zeit als die Schule von Notker Labeo († 1022) geleitet wurde. „Otfrid, ſagt W. Wackernagel, hatte nur noch die ſtärkeren Verahebungen angegeben, die Sanct Galler bezeichnen, als wenn ſie griechiſch ſchriben, ja noch genauer als im Griechiſchen geſchiht, die deutſchen Längen und Töne Wort für Wort.“ (Geſchichte der deutſchen Litteratur § 37.) Notker wendet für den betonten kurzen Vokal den Acut, für den betonten langen den Cirkumflex an: *máhtigo*, *gesézzet*, *frído*; *âne*, *getân*, *bechêret*.

Zwölftes Jarhundert.

Eine Ergänzung der lateiniſchen Vokalzeichen treffen wir ſchon früh in Island, wohin etwa um 1000 mit dem Christentum die lateiniſche Schrift gekommen war. Im ersten Viertel des 12. Jarh. ſtellten hier Ari hinn frodi (geb. 1068, geſt. 1148) und Þóroddur runameistari neun Vokale auf:

a ǫ e ę ı o ø u y,

von denen jeder lang oder kurz, rein oral oder naſalirt ſein kann.

Über diſe Lautzeichen handelt ein Traktat, der warſcheinlich von Thóroddur herrürt und der in der Edda Snorra Sturlusonar, Tomus II, continens tractatus philologicos et additamenta, Hafniae 1852, in altnordiſcher und in lateiniſcher Sprache abgedruckt ist.

In der vorangeſchickten Vorrede, welche warſcheinlich aus dem 14. Jarh. herrürt, wird geſagt, dass Ari und Þóroddur für die einheimiſche Sprache zuerst ein Alphabat konſtruirt hätten, welches einerſeits an die 16 Zeichen der alten Runenſchrift, andrerſeits an das lateiniſche Alphabet, wie man es bei Priscian fand, ſich angelent, jedoch ungleich zalreichere Lautzeichen als diſes leztere enthalten habe. (Vgl. Konrad Maurer, Zeitſchrift für deutſche Philologie I, S. 46 f.)

In dem Traktate ſelbst, von welchem A. Holtzmann in ſeiner altdeutſchen Grammatik I, 55 ff. eine deutſche Überſetzung gibt, heißt es: „Zu den fünf Vokalen, welche zuvor in dem lateiniſchen Alphabete enthalten waren: a, e, i, o, u, habe ich die hier folgenden vier Buchſtaben hinzugefügt: ǫ, ę, ø, y. — ǫ hat den Haken des a und den Ring des o, denn es ist aus dem Laute diſer beiden gemiſcht und mit weniger offenem Munde als a, aber mit offnerem als o ausgeſprochen. — ę ist geſchriben mit dem Haken des a und mit dem ganzen Körper des e, wie es aus diſen beiden gemiſcht ist, ausgeſprochen mit weniger offenem Munde als a, aber mit offnerem als e. — ø ist zuſammengeſetzt aus den Lauten des e und o, ausgeſprochen mit weniger offenem Munde als e, aber mit offnerem als o, daher geſchriben mit dem Aste des e und mit dem Ringe des o. — Im y ſind die Laute des i und des u zu einem Laute vereinigt, ausgeſprochen mit weniger offenem Munde als i und mit offnerem als u, und daher ſoll es den ersten Zweig des großen U haben, weil diſes den früheren Platz im Alphabete erhalten hatte.“

Aus jedem diſer Elemente wird ein anderes, wenn es durch die Naſe geſprochen wird. Dann erhalten die Zeichen einen übergeſetzten Punkt: a· ǫ· e· ę· i o· ø· v· y·

Darauf heißt es: „Aber obwol ich nicht mer Vokale ſchreibe als in unſerer Sprache vorhandenen Lauten entſprechen, nämlich 18, die aus den 5 lateiniſchen Vokalen abgeleitet ſind, ist es doch gut zu wissen, dass noch ein Unterſchid in den Vokalen beſteht, ſowol in denen, die ſchon vorher im Alphabete waren, wie auch in den neu hinzugefügten: ein Unterſchid, der verſchidene Bedeutungen hervorbringt: nämlich ob der Vokal lang oder kurz ist. So bezeichnen die Griechen den langen Vokal mit einer andern Figur als den kurzen, nämlich das kurze e durch ε und das lange durch η, ebenſo das kurze o durch ο und das lange durch ω.“

Es werden dann die langen Vokale durch den übergeſetzten ′ von den kurzen unterſchiden: á ǫ′ é ę′ í ó ø′ v′ ý, z. B. far, fár etc.

Über das Zeichen ę vergleiche man Wattenbach a. a. O. p. 39. — ø für oe findet ſich ſeit der Mitte des 14. Jarh. vilfach auch in niderdeutſchen Handſchriften, Wattenbach p. 47. Für ǫ kam ſpäter å auf.

In einem zweiten Traktate, um 1200 von einem unbekannten Verfasser geſchriben (Edda Snorra Sturl. II, p. 49 ff.), von welchem Holtzmann a. a. O. S. 65 f. einen Auszug gibt, wird eine eigentümliche Anordnung der Schriftzeichen beſprochen, bei welcher diſe in Kreiſe geordnet ſind. Es heißt da: „In dem dritten Ringe befinden ſich 12 Buchſtaben, welche Lautſtäbe (Vokale) heißen. Die erste Abteilung derſelben ſind die einfachen Vokale, die ſo zu ſchreiben ſind: a, e, i, o, u, y. Die zweite Abteilung derſelben ſind die, welche Umlaute (conglutinatae, límingar) genannt werden, und die ſo zu ſchreiben ſind: æ aı œ. Diſe drei Buchſtaben beſtehen aus je zwei zuſammengeleimten Vokalen, denn jeder diſer Buchſtaben hat einen Teil des Lautes der beiden, aus welchen ſie beſtehen. Die dritte Abteilung bilden die Buchſtaben, welche lausaklofar (Diphthonge) heißen, die zu ſchreiben ſind: ey, ei.“

Die Anordnung, wonach å, ä, ö erst die lezten Stellen des Alphabetes einnemen, hat ſich in den ſchwediſchen Wörterbüchern bis zu unſerer Zeit erhalten, und eben dis ist der Fall mit æ und ø in den däniſchen Wörterbüchern.

Sechzehntes Jarhundert.

Dem ſechzehnten Jarhundert lagen im ganzen die hier zu beſprechenden Beſtrebungen noch zimlich fern, doch darf ich hier einen Mann nicht unerwähnt lassen, der, wenn er ſich auch ſeinen Hauptrum als Dichter in lateiniſcher Sprache erworben hat, doch auch für die deutſche Litteratur bedeutſam geworden ist. Es ist dis Paul Schede (*Melissus*), geboren zu Melrichſtadt in Franken 1539, geſtorben als Bibliothekar zu Heidelberg 1602. Wir haben von ihm ſelbst herausgegeben nur ein Werk in deutſcher Sprache:

> Die Psalmen Davids. Jn Teutiſche geſangreymen, nach Franzöſiſcher melodeien ünt ſylben art, mit ſönderlichem fleiſe gebracht von *Meliſſo.* Heidelberg 1572.

Er ſuchte zunächst die lateiniſche Schrift für den Druck des Deutſchen

einzufüren, was ihm, der überwigend in lateiniſcher Sprache dichtete, nahe ligen musste, und worin bereits 30 Jare vor ihm ein Pariſer Druck:

Clarissimi viri Alciati Emblematum libellus, uigilanter recognitus et jam recèns per Wolphgangum Hungerum Bauarum, rhytmis Germanicis verſus. Parisiis. Apud Christianum Wechelum. Anno M.D.XLII

vorangegangen war.

Dabei machte er wol den ersten in neuhochdeutſcher Zeit ans Licht getretenen Verſuch, durch ſich einerſeits an Otfrid, andrerſeits an Notker anſchließende Accentuationen ſowol den Klang, wie die Quantität und Betonung der Laute gleichzeitig mit dem Versrhytmus möglichst genau dem Auge vorzufüren.

Der Grundgedanke, von welchem er bei der Festſtellung ſeiner Schreibung ausging, ist derſelbe, der auch die Merzal der neuen Orthographiereformer, wie Klopſtock und W. Frikke, beherſcht hat, dass die Verdoppelung des konſonantiſchen Auslautes zur Bezeichnung der Kürze des betonten Stammvokales wider zu beſeitigen und die Quantität des Vokales an diſem ſelbst zu bezeichnen ſei, dass alſo ſtatt *ross*, *schiff* wider *ros*, *schif* zu ſchreiben ſei.

Als Probe der Schreibung, wie ſie in dem ſelten gewordenen Werke angewandt ist, hat W. Wackernagel in ſeinem Leſebuche II[3], 201 den 38. Psalm abdrucken lassen. Ich lasse hier einige Beiſpile der verſchidenen Vokalbezeichnungen ſolgen.

a: *da*, *das*, *hab*, *adelich*. *à*: *màn*, *dàs*, *dràt*. *á*: *ha há*, *ál*, *hás*, *hát*, *kráft*, *ábmẹen*, *metál*, *palást*. *â*: *wâl*, *tâl*, *bân*, *darân*, *mâs*, *bewârt*, *bezâlt*, *altâr*. — *ạ*: *zwạr*, *ạs*, *gnạd*, *hạt*, *rạt*, *ạrm*, *wolfạrt*. *ạ́*: *mạ́s*, *ſtrạ́s*, *erbạ́rm*. *ậ*: *ſchậr*, *ſpậrn*, *bewậrt*. — *a°*: *tribſa°le*, *ma°cht*.

ai: *ain*, *klain*, *hail*, *aid*, *aigen*, *wais*, *allerlai*, *Baiern*, *fraide*, *zerſtraien*, *ſaigamme*. *aí*: *aínhorn*, *haíland*, *haídniſch*, *verjaícht*. *aî*: *zerhaît*. *au*: *ſchauen*, *vertrau*, *Saul*, *baum*, *kraut*. *aù*: *laùt*. *aú*: *daúrháft*, *ſaúſend*, *braúſend*.

œ: *wœr*, *wœrden*, *œr*, *œs*, *dœnn*, *gebœt*, *ſchwœrd*. *œ́*: *gœ́rn*, *iœ́merlich*, *bœ́rwamme*. *œ̂*: *wœ̂rn*, *geſœ̂r*, *gebœ̂rn*, *begœ̂rn*.

e: *weg*, *Her*. *è*: *ès*, *wèggeſchanzet*. *é*: *héld*, *bét*, *féld*, *kléglich*, *gnédiglich*, *émſiglich*, *regént*. *ê*: *ſtên*, *gên*, *mêr*, *vernêmlich*. *ẹ*: *sẹën*, *stẹ*, *mẹr*, *ẹwig*, *ẹrb*, *tẹt*, *ẹrst*, *beschwẹrde*, *ſtẹrke*, *prophẹt*. *ẹ́*: *ẹ́renbilde*, *gerẹ́t*, *ẹ́rbgu°t*. *ệ*: *bequệm*, *beſchệrt*, *verhệrt*. *ë*: *dingë*, *bringën*,

ę: fęl, ſchęl, beſęlen, verhęlen, hęr, begęrn, ſtęrn, gewęrtig. ę́: belę́dest. ę̂: verhę̂lt, gequę̂lt. — e°: le°w, e°lend, re°den, re°tten, ze°len, erze°len, sche°lm, ve°st, gebre°sten, erhe°ben, ſche°rben, he°ld, beze°ben.

ei: ein, eifer, leien, bleiben, neid, zeit. éi: éilend, verwéilend. eí: weíshait. eî: ſchreît, geweît, beweîs. — eu: teuer, treu, leunisch, leut, scheub. eú: entzeúch, befreúnd, geſeúbert.

i: di, ni, ſih, ſig, gib, liben, geniſſen. í: stíl, ímmerzu°. ì: zwìtrachte. ï: haupthengïg. î: gewîn, ſhîr, bîs, nîrn, ſtîlt. ie: gewies, verdries, viel, ziel, Stiel, lied, biegen, triegen, ſiechbet. — ı°: lı°g. — y: nymals, yr, yn, ym, erbytig, enflyẹn, zyën, gebyrg, kyrche. y′: by′derlant. y^: zy^n, thy^r.

o: zorn, ort, brot, etwo. ó: hohó, són, rót, gótloshait, wólfart. ô: wôl, entbôr entpôr, grôs, kôſet, erbôſet, verſchlôs, wônt, hôch.

o°: bo°ſe, ſchno°de, beko°mt, o°pfelein. æ^: erhæ^n.

ù: zù. u°: u°nt, u°f, du°, ru°, zu°, tu°n, wu°nder, wu°rzel, reichtu°m, uberdru°s, mu°nd, ſlu°x, mu°ter. — ui: hui.

ụ: ſụndflu°t, ụber, fụrchten, mụssen, glụk, tụk, rụkken. ụ́: wụ́nderlich, fụ́l, dụ́r, gerụ́ſt. ụ̂: herfụ̂r, darụ̂m, volfụ̂rt, gebụ̂rt.

Bei Majuskeln ist der ſonst untergeſetzte Punkt daneben geſetzt. *E.*, *A.rm.*

Leider ist uns von Melissus eine motivirende Erlaüterung ſeiner Lautbezeichnungen nicht erhalten. Was er ſelbst darüber geſchriben hat, ſeine Introductio in linguam Germanicam ſowol wie ein von ihm unternommenes Dictionarium Germanicum ſcheinen hoffnungslos verloren gegangen zu ſein. Vgl. Otto Taubert, Paul Schede (Melissus) Leben und Schriften, Torgau 1864 und die eingehende Anzeige diſer Schrift von E. Höpfner in der Zeitſchrift für das Gymnaſialweſen, 1865. Sicher ſind jene beiden Schriften, welche Melissus ſelbst in dem Vorworte zu ſeinen Psalmen anfürt, nie gedruckt worden. Höpfner wird wol darin recht haben, „dass beide deutſch-philologiſche Werke warſcheinlich irer orthographiſchen Excentricität wegen keinen Verleger gefunden haben, wie denn auch die Psalmen wol ſchwerlich mit dem Riſico eines Buchhändlers zum Druck gelangt wären.“ Gibt es doch noch heute Drucker und Verleger genug, denen ſelbst das ß, welches Melissus im allgemeinen dem damals in lateiniſchen und romaniſchen Drucken herſchenden Gebrauch gemäß dem Deutſchen anzupassen verſuchte, als eine orthographiſche Excentricität erſcheint, auch nachdem Österreich das ß in den allgemeinen Schulunterricht eingefürt

hat. (Man vergleiche hierüber meinen auf der Stettiner Philologenverſammlung gehaltenen Vortrag über das ß, im Archiv 1881.)

Manches ist allerdings bei Melissus noch ſchwankend und bei einer weiteren Durcharbeitung würde ſich wol manches vereinfacht haben.

Am ausfürlichsten hat ſich bis jezt Philipp Wackernagel in dem Programm: „Über deutſche Orthographie, Wisbaden 1848" über Melissus Schreibung ausgelassen. Er fasst ſeine orthographiſchen Eigentümlichkeiten in folgender Weiſe zuſammen.

„Dass er *ai* und *ei* rein unterſcheidet und keine Denungs-*h* zulässt, darf in diſer Zeit und Gegend nicht als Eigenheit geltend gemacht werden; eher dass ſich nirgend *v* für anlautendes *u* findet und dass er noch alle Subſtantiva, die göttlichen Namen abgerechnet, mit kleinen Anfangsbuchſtaben ſchreibt. Er unterſcheidet ſibenerlei *e* und viererlei *a*; alle *u* one Ausname haben überſchribenes *o*; ich glaube nicht, dass man dafür aufgelöſtes *uo* ſetzen darf, weil dis gegen die Mundart wäre. Der wirkliche Diphthong *ie* wird *i* geſchriben: *di*, *wi*, *ſi*, *licht*, *tiffer*, *libt*, auch *ider*, *imal*; dagegen ſteht *ie* in *wiel* (*will*), *ziel* (*ſchiesziel*), *viel*, *gewies*; *y* in den Pronominibus *ym*, *yn*, *yr*. In Beziehung auf *ſ*, *ſſ* und *ß* teilt er die Verwirrung der Zeit: ſeltene *ß* in *rißig*, *flißig*; meist bloßes *s* oder *ſ*: *gros*, *er mus*, *er wais*, *weſre* (für *wäßre*); inlautend *ſſ*: *freſſen*, *auſſen*, *haiſſen*, *gro°ſſe*. Im Auslaut hinter Vokalen nirgend doppelte Konſonanten: *gluk*, *al*, *flam*, *Got*, *auf*, *hinauf*; auch vor und hinter Konſonanten kein *ck*: *glukt*, *gerukt*, *krank*, *volk*, *ſtark*; *tz* dagegen nach Vokalen und *l*, *n*, *r*: *ſitz*, *geitz*, *boltz*, *gantz*, *hertz*, aber *lefzen*, *seufzen*. Einfaches *f* auslautend (nach jener Regel) in *auf*, *tif*, *hilf*, *ſcharf*; auch inlautend nach kurzen Vokalen und bei vorausgehenden oder nachfolgenden Konſonanten: *harfe*, *wolf*, *opfer*, *tapfer*, *haft*, *heftig*, *hu°fte*, *treflich*, *hofnung*, *lefze*; *ff* nach langem Vokal, wenn wider Vokal folgt: *hauffen*, *ſchwaiffen*, *ruffen*, *tiffen*, *ſtraffen*, aber *ſtreflich*."

Zu bemerken wäre dazu namentlich noch, dass Melissus auch das vorzugsweiſe bei Luther aufgekommene intervocale *h* wider beſeitigte: Er ſchreibt: *na.en*, *ſa.en*, *verſa.e*, *ne.ër*, *ſe.ën*, *fle.ën*, *ábme.ën*, *ſchme.ën*, *je.ën*, *ge.ën*, *ſte.ën*, *vorſe.u°ng*, *auferſte.u°ng*, *reie*, *verleien*, *weien*, *gedeien*, *zeien*, *verzeien*, *zyen*, *enflyen*, *erho°est*, *erho°ung* (aber *hoche*), *ru°e*, *ru°ig*, *blu.en*, *klu.en*. Ganz vereinzelt ſteht *na.h*, *na.he* (XXXVI, 12).

Hier ſcheint es fast als ob eine beſtimmte Reaction gegen Luther

ſich habe geltend machen wollen. Man vergleiche darüber meine Beiträge zur Geſchichte der deutſchen Rechtſchreibung, Heft II, S. 118 bis 134. Auch hierin hat es Melissus zu keiner Zeit an Nachfolgern gefelt.

Welchen Wert Melissus ſelbst auf ſeine Orthographie gelegt hat, zeigt das vorangeſchickte Privileg, in welchem es heißt: „ac proinde uná cum privilegio ſalvo etiam orthographia mea, quæ me non imitatorem alterius cujuspiam, ſed primum ſané autorem agnoſcit agnoſcatque oportet, et qua cum in hac pſalmorum tralatione rhytmica, tum etiam in INTRODUCTIONE IN LINGVAM GERMANICAM uſus ſum, et quam denique in DICTIONARIO meo GERMANICO, ut optimo jure, ita equidem ſtricté retinendam evicero, ſarta tecta eſto. Qui ſecus ſaxit et mulcta et pœna mulctator, quas irrogat violatori diploma Cæſareum etc.“

Das Schickſal der Psalmenlider war wol ein ganz änliches wie etwa zwei Jarhunderte ſpäter das der von Klopſtock veranſtalteten phonetiſchen Ausgabe ſeines Messias.

Ich kann hier nicht näher auf das Schriftſystem des Melissus eingehen, möchte aber doch den Wunſch ausſprechen dass das Vokalſystem desſelben, wie es wol auf ſeinem fränkiſchen Dialekte beruhte, noch einmal von einem gründlichen Kenner diſes Dialektes genauer unterſucht werde. W. Wackernagels Urteil über Melissus, dass er nur „wie zu allen Zeiten die Pedanten getan, orthographiſche Grillen gefangen habe“ (Fischart von Straßburg, 2. Aufl., S. 94), ſcheint mir doch in keiner Weiſe zutreffend, und auch Höpfners Bezeichnung der Orthographie des Melissus als einer abenteuerlichen und H. Rückerts Urteil über Melissus würden doch auch wol einer Einſchränkung unterligen müssen. Immer wird die Schreibung der Psalmen als ein erster Verſuch auf einer neuen Ban denkwürdig bleiben.

Sibzehntes Jarhundert.

Wir treffen hier zuerst auf einen Verſuch, die Vokale nach irer akustiſchen Natur anzuordnen, welcher zur Zeit des dreißigjärigen Kriges durch den Hallenſer Archidiakonus und Schulmeister Tilemann Olearius (geb. zu Halle 1600, geſt. daſelbst 1671) in dem Buche: Deutſche Sprachkunſt, Halle 1630, gemacht wurde.

Der Verfasser verlässt die gewönliche alphabetiſche Anordnung a, e, i, o, u und ſetzt an deren Stelle die Reihe:

i, e, a, o, u,

„denn diese Ordnung (sagt er) weiset uns die Natur".

Wie primitiv freilich bei ihm noch die Vorstellungen über die Natur der Sprachlaute waren, zeigen seine folgenden Erläuterungen:

„i. ist der kleinste, hellste und subtileste Schall der jungen Kinder, welchen sie am meisten brauchen, und ist der Mundt, Wann das i ausgesprochen wird, allein, oder mit den Consonantibus, ein klein wenig aufgetan, wie die Sperlinge zitschen.

e. erfordert, daß der Mund weiter aufgethan werde, und ist gröber als das i der weinenden Stimme wie die Schaffe bläen, sonderlich die kleinen Lämmer.

a. muß ausgesprochen werden mit erhobenem Munde, ist noch gröber, eine Stimme derer, die sich verwundern, wie die Esel schreien, ia.

o. wird mit gantz rundem Munde ausgesprochen, die Stimm des Ruffenden, wie die Bawren den Pferden zuruffen.

u. wird geredet mit zum theil gespitzten Lippen, vnd ist das allergröbste, eine Stimme der vngedültigen . der Kühe . muh."

Hier ist die Anordnung lediglich nach der Skala der Klanghöhe gemacht, obwol der Verfasser auch schon die verschidene Weitung und Rundung der Mundspalte mit in Betracht gezogen hat. Er hat bereits den Schritt getan, *a* zum Mittelpunkte, *i* und *u* zu den Enden des Vokalismus zu machen. Er erkennt bereits gewisse Analogien in der Bildung der Stimme der Tiere und des Menschen, die heute allerdings vil weiter verfolgt sind, wie jedes neuere Lerbuch der Physiologie (z. B. Grützner in Hermanns Handbuch) zeigt.

Wie ist aber jezt die Skala angewachsen: zwischen unserm *i* und *u*, wie zwischen der hellen Stimme des Sperlings und der tiefen der Kuh, und darüber hinaus nach beiden Seiten hin, welch eine unermessliche aufs mannigfachste modifizirte Reihe von Klängen!

Ph. v. Zesens fabelhafte Vier-Elementen-Theorie der Vokale in seinem Rosenmånd 1651 darf ich wol hier übergehen und den wissbegierigen Leser darüber auf meine Beiträge zur Geschichte der deutschen Rechtschreibung I, 37 f. verweisen.

Einen bedeutsamen Schritt zu einer figurativen Vierecksanordnung der Vokale machte der berümte Mathematiker Johann Wallis zu Oxford (geb. zu Ashfort in Kent 1616, gest. 1703). Er gehörte mit

William Holder und John Wilkins zu den Männern, aus deren wissen-ſchaftlichen Beſtrebungen die Gründung der engliſchen Societät der Wissenſchaften hervorgegangen ist.

Von ihm erſchin ſeine weltbekannte Grammatica Linguæ Anglicanæ, 1653 (2. Ausg. 1664, 3. Ausg. Hamburg 1672, 4. Ausg. 1674, 6. Ausg. 1699). Vorangeſchickt ist ein Tractatus grammatico-physicus de Loquela.

Wallis teilte die Vokale änlich wie die Konſonanten nach der Hauptartikulationsſtelle in drei Klassen: *gutturales*, *palatinæ* und *labiales*, und unterſchid in jeder diſer Gruppen, je nach der Weite der Mund-öffnung (oris apertura) drei Stufen.

Aperturâ.

	majori	media	minori
Gutturalis	â ŏ aperta	e fœmin.	ŭ ò obscurum
Palatinæ	á exile	e mascul.	ee ĭ exile
Labiales	ô rotund.	oo û pingue	ú exile

Zur Erläuterung diſer Tabelle lasse ich hier folgen, was Wallis über die Vokale ſagt, und zwar nach der 3. Ausg. von 1672.

Sect. II. *De Vocalibus.*

Vocalium numerus apud diversas gentes (saltem si Characteres spectamus) omnino idem non est. Plures autem audiri Vocalium sonos, quam sunt Characteres vulgo adhibiti, apud omnes fere in confesso est. Ego illas omnes in tres omnino classes destinguendas esse judico: *Gutturales*, *Palatinas* et *Labiales*; prout in Gutture, Palato aut Labiis formantur. Quibus respondent totidem Arabum Vocales: *Phatha*, *Kesra*, *Damma*; iisdem sedibus formatæ: Hebræorum item tres literæ איו, quas *Matres lectionis* vocant; atque olim omnium vocalium instar, ante inventa puncta vocalia, fuisse creditur.

Si vero pro numero Sonorum vocalium, qui nunc dierum audiun-

tur, Vocalium Numerus (ut par est) censeatur, omnino *Novem* esse, dicendum erit: tres in Gutture, tres in Palato et in Labiis totidem; pro triplici nimirum, in singulis sedibus, oris aperturâ *Majori*, *Mediocri*, *Minori*.

Gutturales in summo Gutture formantur, seu posteriori linguæ et palati parte, aëre moderate compresso.

Et quidem si *aperturâ Majori*, seu pleno rictu, spiritus exeat, formatur Germanorum *â* vel *ŏ* apertum. Neque Germani solum, sed et Galli, aliique non pauci, eodem sono suum *a* plerumque efferunt. Angli sonum illum correptum, per *ŏ* breve, productum verò plerumque per *au* vel *aw*, rarius per *â* exprimunt. Nam in *fâll*, *folly*; *câll*, *collar*; *lawes*, *losse*; *cause*, *cost*; *aw'd*, *odd*; *saw'd*, *sod*, aliisque similibus; idem prorsus Vocalium sonus auditur in primis syllabis, nisi quod illic producatur, hic corripiatur.

Eodem loci, sed apertura faucium *Mediocri* formatur Gallorun *e* fœmininum, sono nempe obscuro. Non aliter ipsius formatio differt a formatione præcedentis *â* aperti, quam quod magis contrahantur fauces, minus autem quam in formatione Vocalis sequentis. Hunc sonum Angli vix uspiam agnoscunt: nisi cum vocalis *e* brevis immediate præcedat literam *r* (atque hoc quidem non tam quia debeat sic efferri, sed quia vix possit aliter; licet enim, si citra molestiam fieri possit, etiam illic sono vivido, hoc est masculo, efferre), ut *vertue*, virtus; *liberal*, liberalis; *liberty*, libertas etc.

Ibidem etiam, sed *Minori* adhuc faucium aperturâ sonatur *ò*, vel *û* obscurum: Differt a Gallorum *e* fœminino non aliter quam quod ore minus aperto labia propius accedant. Eundem sonum fere efferunt Galli in postremâ syllabâ vocum *serviteur*, *sacrifateur* etc. Angli plerumque exprimunt per *ŭ* breve, in *turn*, verto; *burn*, uro; *dull*, segnis, obtusus; *cut*, seco etc. Nonnumquam *o* et *ou* negligentius pronuntiantes eodem sono efferunt, ut in *come*, venio; *some*, aliquis; *done*, actum; *company*, consortium; *country*, rus; *couple*, par; *covet*, concupisco; *love*, amo; aliisque aliquot, quæ alio tamen sono rectius efferri debent. Cambro-Britanni ubique per *y* scribunt, nisi quod hanc literam in ultimis syllabis plerumque ut *i* efferant.

Vocales *Palatinæ* in *Palato* formantur; aëre scilicet inter palati et linguæ medium moderate compresso: Dum nempe concavum palati, elevato linguæ medio, minus redditur, quam in gutturalibus efferendis. Suntque hæ in triplici gradu, prout concavum magis minusve contra-

hitur: quæ quidem diversitas duobus modis fieri potest, vel fauces contrahendo, manente linguâ in eodem situ; vel, faucibus in eodem situ manentibus, linguæ medium altius et ad anteriores palati partes elevando: utrovis enim modo fiat, vel etiam si utroque, perinde est.

Majori aperturâ formatur Anglorum *a*, hoc est *á* exile. Quale auditur in vocibus *bat*, vespertilio; *bate*, discordia; *pal*, palla Episcopalis; *pale*, pallidus; *Sam* (Samuelis contractio), *same*, idem; *lamb*, agnus; *lame*, claudus; *dam*, mater (brutorum); *dame*, domina; *bar*, vectis; *bare*, nudus; *ban*, exsecror; *bane*, pernicies etc. Differt hic sonus a Germanorum *â* pingui seu aperto, eò quod Angli linguæ medium elevent, adeòque aërem in Palato comprimant; Germani vero linguæ medium deprimant, adeòque aërem comprimant in Gutture. Galli fere sonum illum efferunt ubi *e* præcedit literam *m* vel *n* in eâdem syllabâ, ut *entendement* etc. Cambro-Britanni hoc sono solent suum *a* pronunciare.

Ibidem item, sed *mediocri* oris aperturâ, formatur Gallorum é masculinum: Quo modo Angli, Itali, Hispani aliique hanc literam efferre solent; vivido et acuto sono. Est enim sonus medius inter vocalem præcedentem et eam quæ mox sequetur. Hunc sonum Angli non modo per *e*, sed et (ubi producitur) non rarò per *ea* et aliquando per *ei* exprimunt. Ut *the* (articulus); *there*, ibi; *these*, hi; *sell*, vendo; *seal*, sigillum; *tell*, nuncio, numero; *teal*, querquedula; *steal*, furari; *set*, sisto; *seat*, sella; *best*, optimus; *beast*, bestia; *red*, rubicundus; *read*, lego; *receive*, recipio; *deceive*, decipio etc. Quanquam reverâ voces per *ea* scriptae rectius pronunciarentur, si præter sonum ipsius *e* producti, etiam sonus Anglici *a* (raptissime pronunciati) adjungeretur: prout olim pronunciatas fuisse veresimile est, atque in aliquibus locis, præsertim septentrionalibus, etiamnum pronunciantur. Quæ verò per *ei* scribuntur, rectius item per cunjunctum utriusque literæ sono efferri possent.

Ibidem etiam, sed *minori* adhuc oris aperturâ, formatur *i* exile, Gallis, Hispanis, Italis et plerisque aliis familiare. Hunc sonum, quoties correptus est, Angli per *i* breve exprimunt; quum vero producitur, scribunt ut plurimum per *ee*, non rarò tamen per *ie*, vel etiam per *ea*. Ut *sit*, sedeo; *see't*, id video; *fit*, idoneus; *feet*, pedes, *fill*, impleo; *feel*, tactu sentio; *field*, ager; *still*, semper, quietus; *steel*, chalybs; *ill*, malus; *eel*, anguilla; *in*, in; *inne*, hospitium; *sin*, peccatum; *seen*, visum; *friend*, amicus; *fiend*, cacodæmon; *near*, prope; *dear*, charus;

hear, audio etc. Quanquam reverà eorum quæ per *ea* scribuntur, nonnulla etiam (et quidem melius) scribuntur per *ee*, alia potius per ê masculum efferuntur, adjuncto etiam si libet exilis *â* sono raptissimè pronunciati. Cambro-Britanni sonum hunc non modo per *i* et (in ultimâ syllabâ) per *y*, sed et per *u* scribunt, quam literam hoc sono semper efferunt, adeòque diphthongos *au eu* omnino ut *ai ei* pronunciant.

Vocales Labiales in ipsis *Labiis* (in rotundam formam collectis) formantur; aëre ibidem moderatè compresso. Suntque hæ etiam in triplici gradu seu differentiâ.

Majori laborum aperturâ formatur *ô* rotundum, quo sono plerique efferunt Graecorum ω. Hoc sono Galli plerumque efferunt ipsorum *au*. Angli ita fere semper efferunt *o* productum, vel etiam *oa* (ipso *a* nimirum, nunc dierum, quasi evanescente; de quo idem hic judicium ferendum est, ac supra de *ea*). Ut *one*, unus; *none*, nullus; *whole*, totus; *coal*, carbo; *boat*, cymba; *oat*, avena; *those*, illi; *chose*, elegi etc. At ubi *o* breve est, ut plurimum per *ǒ* apertum (de quo supra) rarius per *ô* rotundum pronunciatur.

In labiis item, aperturâ *mediocri*, formatur Germanorum û pingue: quo sono etiam Hispani, Itali aliique non pauci utuntur. Galli per *ou*: Cambro-britanni per *w*: Angli plerumque per *oo* (rarius per *u* vel *ou*) exprimunt; ut *foot*, pes; *shoot*, arcu vel bombardâ projicio, *full*, plenus; *fool*, stultus; *pull*, vello; *pool*, piscina; *good*, bonus; *stood*, steti; *wood*, lignum; *woo'd*, procatus sum; *mood*, modus; *mourn*, lamentor; *course*, cursus; *source*, scaturigo; *could*, possem; *would*, vellem; *should*, deberem etc. At *doe*, ago; *goe*, eo, et si quæ sunt similia, rectius per ô rotundum quam per û pingue efferuntur.

Ibidem etiam, sed *minori* adhuc aperturâ formatur ú exile, Anglis simul et Gallis notissimum. Hoc sono Angli suum ū longum ubique efferunt (non nunquam etiam *eu* et *ew* quæ tamen rectius pronunciantur retento etiam sono *e* masculi:) Ut *muse*, musa; *tune*, modulatio; *lute*, barbitum, *dure*, duro, *mute*, mutus, *new*, novus, *brew*, misceo (cerevisiam) coquo, *knew*, novi etc. Hunc sonum extranei ferè assequentur, si diphthongum *iu* conentur pronunciare; nempe ĭ exile literæ *u* vel *w* præponentes (ut in Hispanorum *ciudad*, civitas). Non tamen idem est omnino sonus, quamvis ad illum proximè accedat; est enim *iu* sonus compositus, at Anglorum et Gallorum *ú* sonus simplex. Cambro-britanni hunc ferè sonum utcunque per *iw*, *yw*, *uw* describunt; ut in *lliw*, color, *llyw*, gubernaculum navis, *Duw*, Deus, aliisque innumeris.

ea in *seal* etc. hat danach noch die Ausſprache, wie heut noch in *great*, ú die des franzöſiſchen u, aus welchem dann das engliſche iu herauskrystalliſirt ist. Vgl. Ellis Early English Pronunciation p. 28. Das *ŭ* in *turn*, *come* etc. ſcheint nach dem angegebenen ſchon damals one beſonders merkliche Lippenrundung geſprochen zu ſein, einigermaßen ſich dem nähernd, wie es die heutigen Phonetiker Bell, Sweet u. ſ. w. auffassen.

Dr. William Holder, *Elements of Speech*, *London* 1669 (geſchriben merere Jare früher) gibt folgende Skala. „As to the *number* of vowels, they, being differenced by the shape of the cavity of the mouth, may be reckoned very many, if small differences be allowed. But those which are remarkably distinguished, and reasonably suffice to express the pronunciation in use, that we know of, may be reduced to these eight: *α*, a, e, i, o, oo, u, ȣ; the sounds whereof, according to the vulgar pronunciation, are thus.

	α	ā	ē	ī	ō	o͞o	ū	ȣ
Long, or accented in the *Vowel*	*fall*,	*fate*,	*seal*,	*eel*,	*cole*,	*fool*,	*rule*,	*two*
Short, or accented in the *Consonant*	*folly*,	*fat*,	*sell*,	*ill*,	—	*full.*		

There is so much space between *a* and *e*, that there may be a vowel inserted between them, and a fit character for it may be *æ*, and perhaps some languages may have a distinct use of such a vowel.“

Isaac Pitman bemerkt dazu im Phonetic Journal 1865: „It appears that Dr. Holder pronounced *fate* as fa^{2}t and *seal* as sa^{1}l. Then, and down to the time of Pope the improper diphthong *ea* was generally pronounced a^{1}; thus *tea* was ta^{1}, *leave* was la^{1}v etc. Fashion would have carried this uncalled-for refining or sharpening of the vowels into the words *break* and *great*; but *break* (bra^{1}k) could not be broken-in to *brik*, and *great* (gra^{1}te) was so much more expressive of the idea of greatness than *grīt* that it could not be altered.

The Doctor's explanation of the sounds of his scheme of vowels seems to point to the French *û* (heard also in the Devonshire dialect) as the sound meant by *u* in *rule*. By ȣ is probably meant ŏŏ; but there appears to be some confusion in the Doctor's mind here. The short vowel now heard in *but*, *son*, *sup*, is not noticed. Had it existed then, it would certainly have been noted by so discriminating an ob-

server as Dr. Holder. ŭ (ʊ) in *but* and *zh* (j) in *pleasure* are not given in Hart's phonetic „Orthography", 1569, nor in Sir Thomas Smith's phonetic alphabet, 1542. They have therefore been developed in English since 1569, and the vowel since 1669."

Indes ſahen wir ſchon oben, dass ſchon Joh. Wallis 1653 warſcheinlich den heutigen engliſchen Laut des *ŭ* gekannt hat.

Holder erkennt bereits die weſentlich dorſale Bildung der Vokale. „To discover how much the middle and inward boss of the upper surface of the tongue is used here, and how little the end of it (except only to conduct and give way), you will upon trial find yourself able to pronounce all the vowels, holding the end of your tongue all the while steady against your teeth. And you may come very near, doing the same without altering the posture of your lips: which evinceth, that all vowels are formed by the tongue, though in some the lips concur, and in some, the throat."

Zur Erläuterung der einzelnen Vokale bemerkt Holder:

„We may imagine the vowel *α* to be made by the freest and openest passage of the throat through the mouth, and so to have a kind of natural articulation without art, only by opening the mouth: *a* to be a little straitened by the boss of the tongue near the throat; and therefore if you try to pass from *α* to *a* you will find that you thrust the end of your tongue something forward to raise the boss of the tongue towards the palate to straiten the passage.

In *e* the middle of the palate is straitened, by the breadth of the tongue, and therefore the end of the tongue carried yet forwarder.

And in *i* still more after the same manner, but with a stronger and firmer tension of the muscles of the tongue bearing it stiffly very near the palate, and resting the sides of the tongue against the side-teeth.

In *o* the larynx is depressed, or rather drawn back by contraction of the aspera arteria. And the tongue likewise is drawn back and curved; and the throat more open to make a round passage: and though the lips be not of necessity, yet the drawing them a little rounder, helps to accomplish the pronunciation of it, which is not enough to denominate it a labial vowel, because it receives not its articulation from the lips.

oo seems to be made by a like posture of the tongue and throat with *o* but the larynx somewhat more depressed.

And if the lips at the same time be contracted, and borne stiffly near together, then is made ȣ (*ü*) with the tongue in the posture of *i*, but not so stiff, and the lip borne near the upper lip by a strong tension of the muscles, and bearing upon it at either corner of the mouth.

Thus it seemes, in *oo* and *o* the throat, in *a* the mouth, is more opened: in *a*, *e*, *i* the straitenings of the cavity of the mouth, between the tongue and palate, are gradually both forwarder and nearer the roof.

ȣ is made by the throat, and tongue, and lip; *u* by the tongue and lip; in ȣ the tongue being in the posture which makes *oo*; and in *u* in the same posture which makes *i*, and in this ȣ and *u* are peculiar, that they are framed by a double motion of organs, that of the lip, added to that of the tongue; and yet either of them is a single letter, and not two, because the motions are at the same time, and not successive, as are *eu*, *pla* etc.

Nach den Artikulationen teilt Holder die Vocale in

Guttural oo, o, *a*
Palatic a, æ, e, i
Labio-guttural ȣ
Labio-palatic u.

Sein Hauptverdienst aber besteht darin, dass er über das Verhältnis der stimmhaften zu den stimmlosen Konsonanten zuerst unter den neueren Forschern eine klare Ansicht gewonnen hat.

Gleich verdient wie Wallis und Holder machte sich um die Sprachphysiologie John Wilkins (geb. 1614 in Northamptonshire, Dean of Ripon, zuletzt Bischof von Chester, † 1672) durch sein monumentales Werk:

An Essay towards a real Character and philosophical Language. London 1668.

Er teilt die Laute in apert und intercepted; die ersteren according to degrees:

Greater; stiled most properly *Vowels*, which may be distinguished into
Labial, being framed by an emission of the breath through the Lips contracted
less (o),
more, with the help of the Tongue put into a concave posture long ways, the Whistling or French (u)

Lingual; the breath being emitted, when the Tongue is put in a posture
more concave, and removed at some distance from the palate (*a*)
less concave or plain, and brought nearer the palate (*a*)
somewhat convex towards the palate (e)

Lesser; being either

Sonorous ... These may be distinguished into

Labial; by an emission of the breath through the Lips more contracted (ȣ)

Lingual; when the breath is emitted betwext de middle of the Tongue in a more *convex* posture, and the palate (*ι*)

Guttural; by a free emission of the breath from the Throat (y)

Mute; when the breath is emitted through the Organs of speech, being in the same position as before; but without voice, to be distinguished as their three preceding correspondents, into

Labial (hȣ) or (ȣh)

Lingual (hi)

Guttural (h).

In dem Kapitel „Of Vowels“ pag. 362 heißt es dann:

There are (I conceive) eight simple different species of Vowels, easily distinguishable, whose powers are commonly used. I cannot deny, but that some other intermediate sounds might be found; but they would, by reason of their proximity to those others, prove of so difficult distinction, as would render them useless, these eight seeming to be the principal and most remarkable periods, amongst the degrees of Apert sounds.

As for the third of the *Labials*, the *u Gallicum*, or *whistling u*, though it cannot be denied to be a distinct simple vowel; yet it is of so laborious and difficult pronunciation to all those Nations amongst whom it is not used (as to the English) especially in the distinction of long and short, and framing of Dipthongs, that though I have enumerated it with the rest, and shall make provision for the expression of it, yet shall I make less use of it, than of the others; and for that reason, not proceed to any further explication of it.

It will be difficult to express the several powers of these Vowels by writing; Pronuntiation being such a thing, *quæ non scribitur, nec pingitur, nec hauriri eam fas est, nisi vivâ voce.* (Lipsius de rect. Pronuntiatione L. Lat. cap. 3.) And therefore the best way for the explaining

of them, is by such known words as may be given for the instance of each of them. And as for the figure or writing of those four, which are not commonly esteemed to be distinct species of Vowels, I shall make choice to represent them by such Characters, as may seem least strange. What kind of power or sound that is, which is peculiar to each of these seven vowels, may be easily understood by these following instances:

α	Short	Bot-*tom*	Fol-*ly*	Fot	Mot	Pol	Rod
	Long	Bought	Fall	Fought		Paule	Rawd
a	Short	Batt	Val-*ley*	Fatt	Mat	Pal	Rad-*nor*
	Long	Bate	Vale	Fate	Mate	Pale	Trade
e	Short	Bett	Fell	Fet	Met	Pell	Red
	Long	Beate	Veale	Feate	Meate	Peale	Reade
i	Short	Bitt	Fill	Fitt	Mit-*ten*	Pill	Rid
	Long	Beete	Feele	Feete	Meete	Peele	Reede
o	Short						
	Long	Bote	Foale	Vote	Mote	Pole	Rode
ȣ	Short		Full	Fut		Pul	
	Long	Boote	Foole	Foote	Moote	Poole	Roode
y	Short	But	Full	Futt	Mutt-*on*	Pull	Rudd-*er*
	Long						

Amongst these, the Vowels not commonly owned by us in writing, are these four *α*. *ι*. ȣ. y. But that they are distinct species of Vowels, and have peculiar powers of their own, not expressible by any other Letters (supposing every Letter, as it ought, to be determined to one particular sound), may sufficiently appear from the above mentioned, and several other Instances. And that those two which are commonly used with us for distinct Vowels; namely, the third and the fifth, *I* and *V*; as in the words *Light*, *Lute*, are not simple vowels, but *Dipthongs*, I shall shew afterwards.

Though the Vowel *o* do not admit of any instance in our Language, wherein it is used *Short*, nor the Vowel *y* wherein it is used *Long*; yet there are naturally such differences of these Vowels, as well as of the rest. Suppose a long Vowel to be divided into two parts; as *Bo-ote*, pronounce it then with half the time, and it must make the short Vowel *bote*. And thus on the contrary, doubling the time of a

short Vowel, as By-yt, will render it *Long*: which may serve to explain how these Vowels naturally are capable of being made both long and short; though by reason of general disuse amongst us, such differences would at first seem somewhat difficult, and not easily distinguishable.

The Vowel *α* is placed first; partly partly in conformity with other Alphabets, and because 'tis the most Apert amongst the *Lingua-palatal* Vowels. 'Tis expressed by this Character, because being one of the *Greek* Letters, 'tis more commonly known. 'Tis framed by an emission of the Breath, betwixt the Tongue and the Palate; the tongue being put into a more concave posture, and removed further off from the palate.

The Vowel *a* is framed by an emission of the Breath, betwixt the tongue and the concave of the palate; the upper superficies of the tongue being rendered less concave, and at a less distance from the palate.

The Vowel *e* is framed by an emission of the Breath, betwixt the tongue and the concave of the palate, the upper superficies of the tongue being brought to some small degree of convexity.

The Vowel *ı* is expressed by this Character, because 'tis the most simple figure; and therefore doth best suit with the most acute Letter; as likewise, because this Letter, amongst many other Nations is already used and pronounced according to the sound which is here intended. 'Tis framed by an emission of the Breath betwixt the tongue and the concave of the palate, the upper superficies of the tongue being put into a more convex posture, and thrust up near the palate.

The Vowel *o* is the first, and most apert of the *Labials*; being framed by an emission of the Breath, betwixt the Lips, a little drawn together and contracted.

The Vowel ȣ is the second of the *Labials*, requiring a greater contraction of the Lips. 'Tis expressed by this Character, which is used in Greek for *ου* Dipthong; because commonly that Dipthong, as also the French *ou* is pronounced in the sound of this simple Vowel.

The Vowel *y* is wholly *Guttural*, being an emission of the breath from the throat, without any particular motion of the tongue or lips. 'Tis expressed by this Character which is already appropriated by the Welsh for the picture of this sound.

Ich lasse hier noch *The Lords Prayer* nach Wilkins phonetischer Darstellung folgen.

Yŏr fàdher hŏitſh art in héven, halloëd bi dhyi nàm, dhyi cíngdym cym, dhyi ŏill bi dyn, in erth az it iz in héven, giv ys dhis dai yŏr daili bred, an *fa*rgiv ys yŏr treſpaſſez az ŏi *fa*rgiv dhem dhat treſpaſ againſt ys, and lèd ys n*a*t intŏ temptaſi*a*n, byt deliver ys fr*a*m ivil, f*a*r dhyin iz dhe cingdım, dhe pyŏër and dhe gl*a*rı, f*a*r ever and ever. Amen.

In Bezug auf die verſchidene Ausſprache des ú in der Übergangsperiode von 1650—1700 bemerkt H. Sweet, *History of English Sounds*, Transact. of the Phil. Soc. 1873/4 p. 525: „Long *yy* both in English words such as *nyy*, and French such as *tyyn*, was diphthongized into *iu*, *nyy* and *tyyn* becoming *niu*, *tiun*. The older *yy* was, however, still preserved by some speakers, and we have the curious spectacle of the two contemporaries Wallis and Wilkins ignoring each others pronunciation, Wilkins asserting that the sound of *yy* is 'of laborious and difficult pronunciation especially to the English', while Wallis considered this very yy-sound to be the only English pronunciation of long *u*."

Von den drei Hauptbegründern der engliſchen Lautphyſiologie wenden wir uns wider nach dem Kontinent.

Samuel Reyher (geb. zu Schleuſingen 1635, geſt. zu Kiel 1714), *Mathesis Mosaica*, Kiel 1679, bemerkte dass die Mundhöle beim Flüstern der Vokale eine verſchidene Abſtimmung zeige. S. 432 ſagt er: „Observavi, vocales non tantum figurâ oris et linguæ, sed etiam ratione toni differre, si suppressâ voce et quasi halitu solo pronuncientur, ita tamen ut ab uno vel plurimis maximè vicinis exaudiri queant. Si igitur ex. gr. A brevissimum seu clarissimum respondet clavi $\bar{\bar{e}}$, respondebit A longum, quod tamen melius medium appellaretur, clavi $\bar{c}$, quia longissimum sive obscurissimum effertur per clavem *a*. Huic succedit O respondens clavi *g*. Denique V quæ auditur per clavem *e*. Acuti vocales acutiores quoque sonos efficiunt et quidem E respondet $\bar{a}$ et I producit clavem $\bar{\bar{c}}$. Præterea dantur vocales mixtæ, nempe a• Francorum, quod respondet $\bar{f}$, ut et æ sive sægol Hebræorum, cujus clavis est $\bar{g}$ et sic porrò."

Seine Reihe ist danach aufſteigend: U, O, A, Ä, Ö, E, Ü, I.

Nach Reyher haben erst Grassmann, Donders (1857) und

Helmholtz die Abstimmung der Mundhöle für die verſchidenen Vokale genauer zu unterſuchen angefangen.

1680 erſchin Meninski Thesaurus linguarum orientalium in drei kolossalen Foliobänden. Hier war der Verſuch gemacht das lat. Alphabet durch diakritiſche Zeichen auf das Arabiſche, Perſiſche und Türkiſche auszudenen.

An der Scheide des 17. und 18. Jarhunderts treffen wir den Mann, der wie P. Ponce und J. P. Bonet für Spanien, Wallis und Holder für England, ſo für Deutſchland den Taubſtummenunterricht auf phyſiologiſcher Baſis begründet hat: Joh. Conr. Amman (geb. zu Schaffhauſen 1669, geſt. in Holland 1724). Von ihm erſchin: Surdus loquens, seu Methodus, qua qui surdus natus est, loqui discere possit. Amst. 1692, und darauf ſein größeres Werk: Dissertatio de loquela, qua non solum vox humana et loquendi artificium ex originibus suis eruuntur: sed et traduntur media, quibus ii, qui ab incunabulis surdi et muti fuerunt, loquelam adipisci, quique difficulter loquuntur, vitia sua emendare possint. Amst. 1700 (Ins Deutſche überſetzt von L. Grasshoff, Berlin 1828).

Amman teilte die Vokale in:

simplices	gutturalis:	a,
	dentales:	e, i, j;
	labiales:	o, u, w;
mixtæ: ä, ö, ü.		

Er vervollkommnete die Methode des Taubſtummenunterrichtes namentlich dadurch dass er das Hilfsmittel der Betastung des Kelkopfs zur Unterſcheidung von ſtimmhaften und ſtimmloſen Lauten ausbildete. Er ſagt darüber p. 82:

„Id autem, quo *Surdi*, à quibus ego me didicisse non diffiteor, *vocem* à *spiritu non sonoro* ipsi in se discernunt, est revera magnum hujus artis *Mysterium*, et *Surdorum*, si ita loqui fas est, *Auditus*, aut ei saltem quid analogum, nimirum *tremulus* ille motus et titillatio, quam, dum *vocem* sponte sua, quod sæpissime fit, edunt, in proprio percipiunt *Gutture*. Quomodo enim intelligeret *Surdus*, quid velim, cum pro *Litera* aliqua pronuncianda os aperio, eumque eandem *repetere* jubeo? Nesciret, inquam, utrum simpliciter hiarem, *mutumve* expromerem *spiritum*, an *veram vocem* ederem, ipsi imitandam: quare manum ipsius

Gutturi meo admoveo, ut *tremulum* ejus motum, dum *vocem* edo, persentiat; tum eandem manum proprio Gutturi adhibere, meque imitari eum jubeo; et sic tanquam habena *vocem* ejus manu flectere possum, ut et levissimos tandem accentus observet. Non terreor, si vox ab initio scabra fuerit et difficilis, magis enim ac magis tempore et organorum exercitatione ea politur et lævigatur. Hoc enim modo *Pipitum* illum, *surdis* plerisque familiarem, et multum à genuina *voce* discrepantem, facile dedoceo, et ejus loco *vocem humanam* cum *Laryngis tremore* elaboratam, elicio."

Achtzehntes Jarhundert.

Die Franzosen haben um Aufklärung der allgemeinen Fragen über die Stimmbildung vil geleistet; die speziellen Untersuchungen dagegen über die Bildung und Natur der einzelnen Sprachlaute haben sie lange fast ganz den Deutschen und den Engländern überlassen. Doch haben wir hier einen zu nennen: Pierre-Louis-Marie Maloet (geb. zu Paris 1730, † 1810). Von ihm erschin: *Ergo, ut ceteris animalibus, ita homini sua vox peculiaris.* Paris 1757, in 4.) Haller bemerkt über ihn (sihe unten), dass er 12 Vokale unterschid. Die Schrift ist mir nicht zugänglich. Sollte einer der geehrten Leser über Maloets Vokalsystem nähere Auskunft geben können, so würde dis gewiss mit Dank anerkannt werden. (Vgl. La France Litt. und Liscovius Physiologie der menschlichen Stimme, S. 82.)

Lambert, Neues Organon 1764 unterschid 18 Vokale „und villeicht noch mer", und behielt dabei im ganzen die gewönliche Ordnung.

In den sibziger Jaren des 18. Jarhunderts standen neben Adelung an der Spitze der deutschen Sprachforschung die beiden Schwaben K. F. Fulda (geb. zu Wimpfen 1724, gest. als Prediger zu Ensingen 1783) und Joh. Nast, der berümte Lerer Schillers (geb. 1751, gest. zu Plochingen 1822), die ersten Vorboten einer tieferen historischen Sprachforschung.

Fulda, Sammlung und Abstammung germanischer Wurzelwörter, herausgegeben von Joh. Georg Meusel, Halle 1776, p. 51 sagt: „Der Vocal, der Selbst-Ton steigt aus der tiefen Kele und kömmt bis vor die Spize des Mundes, oder tönt aus vollem Hals und offenem Munde, bis in dessen engsten Spalt. Er ist eine musikalische Octav:

a, ä, e, ö, o, u, ü, i.

a ist der Hauptton. Er ligt auch immer den Wurzeln zum Grund. Man kan ihn den eigentlichen, und gegen andere den nideren nennen. o ist seine Quint, und stimmt mit ihm. Das Nordische und die Teutsche Provinzialsprachen haben ein a° und ø, welches man in den einen und den andern Ton beliebig übersezen kan. Vom hohen o zu u ist ein ser gemeiner Übergang: forcht, furcht; sohn, son, sun. — Und diß sind die Vokale, welche den einfachsten, ganz ungemischten für sich bestehenden, reinsten und graden Ton gewähren. Alle andern Nebenlieger sind teils von zweifelhafter, teils von offenbarer Mischung. Es geschehen offenbare Beugungen von a in ä; o in ö und u in ü. Und so rein e und i im abstrakten oder abgezogenen gedacht werden mögen, so sind sie doch nicht nur unwurzelhaft und unselbstständig, oder von keiner eigenen Bedeutung, sondern auch ihres Ursprungs wegen selbsten, zweifelhaft."

Fuldas Werk war ein erster Verſuch unſerer Etymologie neue Banen zu brechen, in welchem ſich Warheit und Irrtum noch in buntester Weiſe miſchten.

Joh. Nast, Grundſätze der teutſchen Rechtſchreibung, der teutſche Sprachforſcher 2. Th. 1778, S. 42 ff. ſagt: „Ich werde zuerst die Selbstlaute ... vornemmen, und dabei nicht der gewönlichen alphabetischen Ordnung, sondern der Ordnung der Natur folgen, nämlich wie die Buchstaben nach der Leiter der Natur von der tiefsten Kele biß zu den äussersten Lippen auf einander folgen. Hier ist dise Naturleiter unserer Buchstaben

a, ä, e, i, o, ö, u, ü.

a ist der erste Ton der Natur. Das zärteste Kind, kaum noch mer als Maschine, bringt ihn one sein Wissen hervor, die blose animalische Natur erzeugt ihn bei ihm. Er ist der tiefste Menschenlaut, d. i. er steigt aus der tiefsten Kele, mit mererer oder minderer Eröffnung des Mundes, one daß ein einziges Sprachorgan eine Bewegung machen dürfte ...

Der Pöbel in Schwaben und Franken macht in vilen Wörtern aus dem a einen Ton, der zwischen a und o das Mittel hält, und dem schwedischen a, das sich in dem Worte Abo findet, völlig gleicht, und der Schwed mit a°, der Dän aber mit aa zeichnet ...

Der nächste Vokal in unsrer Schriftsprache ist das ä. Man nennt ihn unschicklich ae, dann man spricht ihn nicht so aus. ... In Schwaben und villeicht noch in mereren Provinzen Teutschlands klingt das ä in

vilen teutschen Wörtern wie das hohe e ... Das ä formirt sich oben in der Kele, und wenn bei der Aussprache des a alle Sprachwerkzeuge ruig ligen, so erhebt sich beym ä die Zunge von der Spize biß über die Mitte sanft gegen den Gaumen, so daß der Canal im Mund, durch welchen die tönende Luft geht, enger ist als bei a.

Das e wird auf zweierleiweise ausgesprochen, nider, und hoch. Das nidere e ist mit dem Ton des ä vollkommen gleich, und eben das, was die Franzosen e ouvert nennen; das hohe e aber, welches die Franzosen e fermé nennen, ist das eigentlich helle, heitere e, welches dem ö sich nähert, aber nicht so hohl wie dises klingt.... Das hohe e hat seinen Siz im vordern Mund und die Zunge geht näher gegen den Gaumen, und nähert sich zugleich den Zänen. Das nidere e sizt tiefer im Mund, und schallt mer in der Mundhöle, weswegen auch sich der Mund mer öfnen mus, als beim hohen.

Der Vokal i tönt noch weiter vorne im Munde als das hohe e, und schallet durch die Zäne. Dise schliesen sich enger als beim hohen e und die Höle des Mundes ist auch enger.

Der Lautbuchstab o erfordert eine weitere Mundhöle als das i; die Lippen ziehen sich verlängernd vorwärts, und machen eine Hölung vor den Zänen. Der Ton selbst schallet nicht nur mer ausser- als innerhalb der Zäne, sondern ist auch nebst dem a des stärksten und lautesten Tones fähig.

Was die Aussprache des ö betrifft, so kommt es dem hohen e ser nahe, nur daß der Ton des ö mer hol klingt. Dises kommt von der Gestalt des Mundes her, welche erforderlich ist, disem Vokal seinen eignen Laut zu geben. Dann hier machen die Lippen die Hölung vor den Zänen noch etwas enger als bei o, die Zunge aber hat die nemliche Lage wie bei dem hohen e, mithin ist die Mundhöle innerhalb der Zäne auch enger als beim o.

U tönt ganz vor den Lippen haussen. Die Lippen verengern und verlängern sich noch mer als bei o, mit einiger Erhebung gegen die Nase.

Das ü ist von dem u darin unterschiden, daß die Unterlippe sich etwas hinter die Oberlippe sezt, und eine enge Öffnung wie einen Spalt oder Schliz läßt, durch welchen der Ton geht. Diser Ton ist eigentlich der Laut des i, der aber dadurch, daß er durch die Mundhöle, die zum Laut des u erfordert wird, durchgeht, zum ü wird."

Albrecht von Haller, *de partium corporis humani fabrica et functionibus*, Tom. VII, 1778, knüpfte im ganzen an Amman an. S. 360 will er nicht über acht lange und resp. kurze Vokale hinausgehen. „Etsi linguas paucas calleo, vocales tamen non crediderim his octo quas recensebo, plures esse. Eas octo vocales claras, sive longas reperio esse (*a*, *eta*, *e*) clarum *epsilon* græcorum, (*i*, *o*, u, ö, ü). Novem etiam facit *Wallis* p. 4, octo *Ammannus* p. 62 seq. similes nostris. Duodecim D. *Maloet* p. 17. Sed vere octo sunt. Totidem vero, quot veræ vocales, etiam aliæ surdæ, brevesque sunt, quæ fere in gutture pronuntiantur."

(Über Maloets Werk sihe oben.)

Fr. G. Klopstock, Über deutsche Rechtschreibung, Leipzig 1778, Über Sprache und Dichtkunst. Fragmente, Hamburg 1779, S. 194 unterscheidet zwischen offnem, gedentem und abgebrochenem Tone. „Unsre lange Silbe hat dreierlei Töne, den ofnen, den gedenten und den abgebrochenen. Wir wollen sie mit allen Selbstlauten hören:

Ofner Ton (Ein Selbstlaut endet die Silbe)	gedenter (Ein Mitlaut)	abgebrochner (Ein Mitlaut)
Ka-ne	Kan	kan
Le-re	ler	West
Ae-re	Bär	(ä kan in nicht haben)
Rö-re	schön	gön-te
Fli-sen	Flis-sen	beflis-sen
Drü-sen	süs	müs-sen
Tro-ne	Tron	kon-te
Spu-ren	Ur	mur-ten

Das heißt mit andern Worten: die (betonte) offne Silbe steht für die richtige Ausſprache des Vokals ein; die geschlossene dagegen kann gedenten oder nicht-gedenten, abgebrochenen Vokal (von Spätern gewönlich geschärft genannt) haben, und bedarf daher einer Unterscheidung, und zwar soll (außer bei *ä*) die Denung durch ein besonderes (untergesetztes) Längenzeichen bezeichnet werden.

Damit war Klopstock für die geschlossene Stammsilbe im wesentlichen auf den Ausgangspunkt des Melissus zurückgekommen. Klopstocks Einteilung der Silben zeugt von einem feinen Gefüle für die Quantität der Laute. Nach Sievers Beobachtungen (Phonetik

S. 195), denen Kräuter (Anzeiger für deutſches Altertum III, 21) zuſtimmt, hat z. B. *tote* ein kürzeres *o* als *tot*.

Ein nicht zu rechtfertigender Missgriff war dabei freilich Klopſtocks Schreibung Fliſ-ſen für fließen. Dass er ſich nicht zu einer klaren Anſicht über die Ausſprache der S-Laute erhoben hat, zeigen auch ſeine Worte: „Das ſſ zwiſchen zwei Selbſtlauten wird ausgeſprochen. Fliſſen, befliſſen. Diſ können gleichwol in gewiſſen Gegenden ſogar die Grammattiker nicht von Fli-ſen unterſcheiden. Ich hoffe diſen wenigſtens begreiflich zu machen, daß es ausſprechbar iſt, wann ſi es auch nicht ausſprechen können. (Ich weiſ nicht, ob ſie etwa ſ ſchon ſo ſtark ausſprechen, daſſ ſſ Herte ſein würde.)"

Es ist zu bedauern, dass Klopſtock dem, was ſchon Zeſen ſeit 1640 und dann Gottſched in ſeinen Grammatiken ſeit 1748 über ss und ß gelert hatte, und dem was dann Nast weiter darüber lerte, nicht die genügende Beachtung geſchenkt hat, ſonst würde er wol auf einen besseren Weg für die Schreibung diſer Laute gekommen ſein. So ſer auch Klopſtock als Dichter der Liebling der deutſchen Nazion war, ſo wenig Beifall konnte er mit ſeinen orthographiſchen Neuerungen finden. Mit den bloßen phonetiſchen Grundſätzen ist wenig gewonnen, ſo lange man nicht die Laute ſelbst genau unterſcheidet und ſo lange man ſelbst mit ſeiner Sprache auf einem einſeitigen mundartlichen Standpunkte ſteht. Klopſtock verwarf mit Recht Hemmers mundartlichen Standpunkt, aber ſein eigener war von dem gerügten Feler keineswegs vollkommen frei. Immer aber bleibt es eine achtungswerte Erſcheinung, dass ſich der Dichter der Messiade mit ſo warmer Liebe der Unterſuchung der Lautverhältnisse ſeiner Mutterſprache zugewandt hat.

Die Petersburger Akademie der Wissenſchaften ſtellte für das Jar 1780 die Preisaufgabe:

1) Qualis sit natura et character sonorum litterarum vocalium a, e, i, o, u, tam insigniter inter se diversarum. 2) Annon construi queant instrumenta ordini tuborum organicorum sub termino vocis humanæ noto similia, quæ litterarum vocalium a, e, i, o, u sonos exprimant.

Christian Gottlieb Kratzenstein (geb. zu Wernigerode 1723, geſt. zu Kopenhagen 1795) erhielt den Preis. Einen Auszug

aus ſeiner Schrift geben die Acta Acad. Scient. imper. Petropolitanæ 1780 und die Observations sur la Physique par Rozier, Supplément 178. Es war ihm gelungen unſern Vokalen änliche Klänge hervorzubringen, indem er an ein Zungenwerk, wobei er mit Glück zum ersten Male durchſchlagende Zungen anwandte, verſchiden geſtaltete Anſätze befestigte. Vgl. Grützner, Phyſiologie der Stimme und Sprache, 1879. S. 171 f.

Im Jare 1781 wurde dann ein großer Schritt vorwärts getan durch Christoph Fridrich Hellwag (geb. zu Calw in Würtemberg 1754, geſt. zu Eutin 1835) in ſeiner Dissertatio inauguralis physiologico-medica de formatione loquelæ. Die XXII MAII MDCCLXXXI, Tubingæ. Hier tritt uns zum ersten Male ein Vokaldreieck entgegen, und zwar in der Stellung, dass a die untere Spitze bildet. Es heißt darin § 57:

„Princeps vocalium, reliquarum basis, vel in scala positarum centrum est *a*: ex hac duplex ascendit scala, in gradus extremos *i* et *u* terminata; gradibus his extremis et homologis inferioribus termini interjacent intermedii. Graduum et terminorum intermediorum ad basin relatio sub hoc schemate concinno potest repræsentari

u ü i
o ö e
a° ä
a

Vocalis *o* medium tenet inter *u* et *a*°, *a*° inter *o* et *a*; similiter *e* inter *i* et *ü*, ä inter *e* et *a*; per ü fit transitus ex *u* ad *i*, per *ö* ex *o* ad *e*: exprimi potest terminus, per quem ex *a*° ad *ü* transitur. Gradibus hisce scriptione designatis infiniti alii possunt interpolari, quos gentes linguis et linguarum varietatibus differentes inter loquendum constanter exprimunt. Nonne sic omnes, quas unquam edidit humana lingua, vocales ac diphthongi quasi mathematice secundum gradus poterunt determinari?

§ 58. Hos graduum ordines non auditus solum probat, sed attenta quoque mutationum oris contemplatio confirmat.

Vocalis *a* pronunciatur labiis et lingua quiescentibus ore simpliciter aperto, sed amplius quam in reliquis vocalibus maxilla inferior abducitur. Apertura inter maxillas et labia pronunciationem literæ *a* impeditura esset, si justo arctior fuerit, nisi transversim aucta com-

pensetur angulis labiorum retrorsum tractis. Ita quoque obest elevatio linguæ, nisi medium illius secundum longitudinem eo fortius deprimatur, ut crena servetur, quæ est in lingua quiescente, depressa.

§ 59. Vocalis *u* pronunciatur maxilla inferiore minime abducta, linguæ radice maxime retrorsum elevata, lateribus contractis, apice quiescente, apertura labiorum arctissima, brevissima, angulis ad se invicem adductis. Maxillis vero et labiis solito amplius hiantibus et relaxatis labiorum angulis litera *u* edi nequit, nisi lingua crassior et brevior reddita simul magis retrorsum ducatur, ut angustia pone radicem linguæ servanda compensetur. Annon ideo labiorum anguli contrahuntur, ut firmati basin præbeant constrictoribus pharyngis superioribus mediate per buccinatores uno fine sibi, altero istis insertos? ita pharynx constrictus radici linguæ retrorsum tendenti obviam venit, quo facilius angustia efficienda obtineatur: denegato vero ab angulis labiorum fulcro radix linguæ majori labore ad pharyngem accedere debet, ut vocalis *u* sistatur. Augetur illa suspicio eo, quod, si anguli laborum digitis prehensi antrorsum tendantur, hiatu oris ceterum satis aperto, vocalem *a* dicturus semper å dicat, quæ vocalis ad *u* tendit.

Vocalis *o* maxillam inferiorem plus abducit quam *u*, minus vero quam a°; minus quam *u* radicem linguæ retrorsum elevat, plus quam a°; labiorum anguli minus tensi, apertura minus arcta quam in *u*, utrumque plus quam in a°.

Vocalis a° cum *o* aliquam similitudinem retinet quoad situm organorum, sed proxime accedit ad vicinam basin quæ est vocalis *a*.

§ 60. Vocalis *i*, extremum scalæ, uti *u*, maxillam inferiorem minime abducit; labia quiescunt pallulum hiantia; corpus linguæ proxime ad apicem explicatum, latera linguæ adversus dentes molares superiores quinque nituntur, ut inter apicem linguæ et palatum anterius proxime ad gingivas brevis et arctus supersit hiatus. Maxilla inferior longius abducta elevationem et explicationem linguæ difficiliorem reddit, ut tamen litera *i* obtineatur. Ex situ linguæ antrorsum elevatæ conjicio, maximum hiatum inter radicem linguæ et pharyngem patere, dum hæc litera pronunciatur, eumque decrescere in gradibus inferioribus usque ad statum naturalem in *a*, ubi dein ultra illum coarctari incipit usque ad extremum in *u*.

Vocalis *e* maxillam inferiorem plus abducit quam *i*, minus quam *ä*; labia quiescunt; corpus linguæ in regione, quæ magis est media, explicatur, latera linguæ tribus ad minimum molaribus posterioribus

superioribus applicantur; hiatus inter linguæ dorsum et palatum medium latior, amplior.

Vocalis *ä* corpus linguæ proxime ad basin explicat, cujus latera tribus ad minimum molaribus inferioribus incumbunt; hiatus inter linguæ dorsum et palatum molle denuo latior, amplior et posterior quam in *e*; lingua parum antrorsum elevatur: in cæteris *ä* multum habet de *a*.

§ 61. Vocalis *ü* labia disponit ut *u*, linguam ut *i*, maxillam inferiorem, ut in *u* et *i* communiter antea illa fuit.

Vocalis *ö* labia disponit, ut *o*, linguam ut *e*, maxillam inferiorem, ut antea fuit illa communiter in *o* et *e*.

Similis est ratio vocalis mixtæ ex *a°* et *ä*.

Indem hier bei Hellwag die Gerade *u-a-i* in einen Winkel gebrochen wurde, war damit die Einſeitigkeit der Auffassung der Vokale nach der bloßen Klanghöhe, wie wir ſie bei Tilemann Olearius und noch bei Fulda und Nast fanden, überwunden, und zugleich hatte die ö-ü-Reihe ire in jeder Beziehung passende Stellung zwiſchen der *a-u*- und der a-i-Reihe gefunden.

Wolfgang von Kempelen (geb. zu Presburg 1734, geſt. zu Wien 1804), Mechanismus der menſchlichen Sprache, nebst Beſchreibung ſeiner ſprechenden Maſchine, Wien 1791 (auch eine Ausgabe desſelben Jares in franzöſiſcher Sprache), hebt hervor, dass die Vokalbildungen von der Weite zweier Öffnungen abhangen, der der Lippen und des Kanals zwiſchen der Zunge und dem Gaumen. Denkt man ſich die größte Weite jeder diſer beiden Öffnungen in fünf Teile geteilt, ſo ist nach ſeinen Angaben

bei i	die Weite der Lippenöffnung	3,	des Kanals	1
„ e	„	„	4	„	2
„ a	„	„	5	„	3
„ o	„	„	2	„	4
„ u	„	„	1	„	5

So ungenügend und ungenau diſe Auffassung namentlich in Bezug auf die Zungenſtellung ist, ſo erſcheinen doch auch hier die drei Vokale a, i, u als die Kardinalpunkte, indem danach a als das Maximum der Mundöffnung, i als das Minimum der Kanalweite, u als das Minimum der Lippenöffnung auf eine für alle Zeiten unverlierbare Weiſe be-

ſtimmt ſind. Vgl. Th. Jacobi, Beiträge zur Deutſchen Grammatik, 1843, S. 39.

Auf die vilen ſchon früh beginnenden und ununterbrochen aufeinander folgenden Verſuche der Engländer, in Wörterbüchern die Ausſprache der einzelnen Wörter möglichst genau zu markiren, kann ich hier nicht eingehen. Es gehört das in eine Spezialgeſchichte der engliſchen Lexikographie. Hauptbanbrecher wurde auf diſem Gebiete John Walker (geb. zu Colney Hatch, Middlesex 1732, geſt. zu London 1807) durch ſein *Critical Pronouncing Dictionary*, *London* 1791. Seine Methode der Bezeichnung kann hier als allgemein bekannt angenommen werden. Sowol die Einleitung, wie ſeine Bemerkungen zu einzelnen Wörtern ſind, wenn auch bereits manches veraltet und durch ſeine Nachfolger überholt ist, doch meist ſo ſcharfſinnig, dass der angehende Phonetiker immer noch vil von ihm wird lernen können.

Über die Nachfolger Walkers, namentlich Knowles, Smart, Nuttal, Donald, Cooley, Cull, Stormouth, Phelp muss ich mich begnügen auf Storm, Engliſche Philologie, Bd. 1, S. 104 ff. und Muret, Die Bezeichnung der engl. Ausſprache, Progr. 1868 zu verweiſen.

Neunzehntes Jarhundert.

An dem Hellwagſchen Vokaldreieck hat ſich in unſerm Jarhundert die phyſiologiſche Vokallere in Deutſchland weiter emporgearbeitet.

Der große deutſche Akustiker Ernst Florens Fridrich Chladni (geb. zu Wittenberg 1756, geſt. zu Breslau 1827) ſchloss ſich in Bezug auf die Vokallere im weſentlichen an Hellwag an, und gab nur dem Dreieck eine etwas andere Stellung, indem er a zur oberen Spitze machte.

In dem *Traité d'Acoustique*, *Paris* 1809 heißt es p. 69 f.:

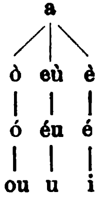
Le nombre possible de voyelles est dix. La voyelle *a* se forme en laissant ouvert tout l'extérieur et l'intérieur de la bouche. A compter de cette voyelle il y a trois séries:

1° Où l'extérieur reste ouvert et l'intérieur se reserre peu à peu (sic!): *a* — *ò* (*o* ouvert, comme dans quelques mots anglais, et comme *aa* en danois et *a*° en suédois); — *ó* (*o* ordinaire, qu'on pourrait appeler *o* fermé); — *ou* (qui s'exprime en italien, en espagnol, allemand etc. par *u*, en hollandais par *oe*);

2° où l'extérieur reste ouvert, et l'intérieur se réserre peu à peu:
a — *è* (*e* ouvert, qui s'exprime aussi en français par *ai*, en allemand par *ä*, — *é* (*e* fermé); — *i*;

3° où l'extérieur et l'intérieur se reserrent ensemble:
a; — *eù* (ouvert, comme dans le mot *bonheur*, intermédiaire entre *ò* et *è*); — *éu* (fermé, comme dans le mot *affreux*, ou comme *ö* en allemand, danois et suédois, et comme *eu* en hollandais, intermédiaire entre *ó* et *é*); — *u* (qui s'exprime en allemand par *ü*, en danois et suédois par *y* et en hollandais comme en français par *u*; intermediaire entre *ou* et *i*).

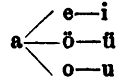
Pour les voir d'un coup d'œil, il faût les ranger de la manière suivante:



Dieſelbe Stellung hat Chladni auch 1824 „Über die Hervorbringung der menſchlichen Stimme", im 76. Bande von Gilberts Annalen der Phyſik und Chemie beibehalten.

Die meisten neueren Schriftſteller, wie Jakob Grimm (Grammatik I³, 33), Brücke, Lepsius, Haldeman, Rumpelt, Prinz Louis Lucien Bonaparte, haben an der Chladniſchen Stellung des Dreiecks festgehalten. Indem aber Jakob Grimm *i* den Gipfel und *u* den Abgrund des Vokalismus nennt, deutet er eigentlich doch auf eine andere Stellung des Dreiecks hin, da man ſich den Gipfel doch immer nur oben, und den Abgrund unten denken wird.

Schon 1812 hatte F. H. Du Bois-Reymond (geb. zu Saint-Sulpice, Val-de-Travers 1782, geſt. 1865 zu Berlin) in den Muſen, norddeutſche Zeitſchrift, redigirt von de la Motte-Fouqué, eine neue Stellung des Dreiecks vorbereitet, bei welcher von dem mittleren *a* nach dem hohen *i* hinaufgeſtigen, nach dem tiefen *u* hinuntergeſtigen wird. Dis fürt zu dem Schema:



Du Bois-Reymond ſah in ſeinem Schema gewissermaßen die aufgeſperrte Mundhöle. Man vergleiche darüber ſeinen Kadmus, oder allgemeine Alphabetik, Berlin 1862. Brücke, Grundzüge [2] 155.

Ich habe ſeit der Gründung meiner Zeitſchrift für Stenographie und Orthographie für diſe Stellung des Dreiecks zu wirken geſucht, und kann es nur billigen, dass Böhmer, romaniſche Studien I und F. Techmer, Phonetik zur vergleichenden Phyſiologie der Stimme und Sprache, Leipzig 1880, dieſelbe aufrecht erhalten haben.

Dass die von Franz Bopp und Jakob Grimm begründete historiſche Grammatik der indogermaniſchen Sprachen in dem Vokaldreieck in gewisser Hinſicht eine Beſtätigung fand, ist leicht erklärlich und bedarf keiner weiteren Ausfürung. Auch die Forſchung auf dem Gebiete der ſemitiſchen Sprachen hat ſeit langer Zeit an das Vokaldreieck angeknüpft und daran iren Blick geſchärft. Indes kommt es dabei im weſentlichen nicht auf das Dreieck als ſolches an, ſondern auf die Unterſcheidung verſchidener Höhenſtufen und Zwiſchenglider.

Von großem Einfluss auf die Ausbildung der Theorie der Stimme wurden die von Wilhelm Weber (geb. zu Wittenberg 1802) angeſtellten Unterſuchungen über die Zungenpfeifen. Aus dem großen Werke: Wellenlehre von den Brüdern Ernst Heinrich Weber und Wilhelm Weber, Leipzig 1825, hebe ich hier folgende über die Zungenpfeifen handelnde Stelle hervor. § 287. „Was den Vorgang in der Pfeife anlangt, durch den ſie tönt, ſo glauben wir aus unſern Verſuchen folgendes ſchließen zu müssen. Die Bewegung der Zunge verſchließt abwechselnd der in dem hölzernen Kanale befindlichen verdichteten Luft den Zugang in der Pfeife und öffnet ihr denſelben wider. Die Zunge ist nicht ein ſelbsttönender Körper, der durch Stöße der benachbarten Luft den Ton mitteilt (denn wenn ſie in die Höhe gezogen und dann losgelassen wird, ſo gibt ſie nur einen ſchwachen Ton, der die Luft in der Pfeife nicht zum Selbsttönen bringen kann); ſondern es ist ein Körper, der, indem er die Pfeife abwechselnd ſchließt und öffnet, die äußere verdichtende Luft in dem hölzernen Kanale nötigt, die Luft in der Pfeife in regelmäßigen Intervallen zu ſtoßen und nicht zu ſtoßen. Folgen diſe Stöße ſchneller aufeinander als ungefär 32 mal in einer Sekunde, ſo entſteht ein hörbarer Ton.“

Dis alles findet ſeine volle Anwendung auf unſer Stimmorgan.

An die Arbeiten von Wilhelm Weber ſchlossen ſich die von Robert Willis (geb. zu London 1800, geſt. zu Cambridge 1875): On the Vowel Sounds and on Reed Organ Pipes. Transactions of the Cambridge Philosophical Soc. Vol. III. (Poggendorffs Annalen 1832, Bd. 29) und On the mechanism of the Larynx. Transact. of the Cambridge Phil. Soc. Vol. IV.

Willis unterſuchte Pfeifen mit durchſchlagender Zunge und mit einem Anſatzor von veränderlicher Länge, und fand dass ſich mit der Länge des Anſatzrores die Klänge wie die Reihe der Vocale *i*, *e*, *a*, *o*, *u* ändern.

Ebenſo fand er, dass eine Urfeder, welche an die Zäne eines ſich drehenden gezanten Rades anſchlug, bei veränderlicher Länge der Einſpannung Klänge in derſelben Ordnung der Vokale erzeugte. Vgl. Brücke [2]16 ff. Helmholtz Tonempfindungen [4]189.

Er fand dabei für die Vokale folgende Tonhöhen:

o (*no*),	å (*nought*),	(*paw*),	a (*part*),	(*paa*),	e (*pay*),	(*pet*),	i (*see*).
c^2	es^2	g^2	des^3	f^3	d^4	c^5	g^5

C. Wheatstone berichtete in der London and Westminster Review, 1837 Oct. 27 über die Verſuche von Willis und wis dabei auf die verſchidene Abſtimmung der Mundhöle für die verſchidenen Vokale und auf deren Nachweis durch vorgehaltene Stimmgabeln hin.

Zu den auch um den Taubſtummenunterricht verdienten Männern gehört Ch. Edw. H. Orpen, dessen *Pestalozzian Primer*, Dublin 1829 nach Ellis' Essentials of Phon. p. 228 eine beachtenswerte Darſtellung der Lautbildungen enthält. Er ſetzt den Laut des kurzen ŭ zwiſchen a und o. Das Werk ist mir nicht zugänglich geweſen.

Sir John Herschel (geb. zu Slough bei Windsor 1792, geſt. zu London 1871) gab 1830 in dem Artikel „Sound" in der Encyclopædia Metropolitana eine Scala von 13 (eigentlich 15) Vokalen, denen er s als den 14. Vokal und ersten Konſonanten hinzufügte, nemlich:

1) ˉ rook, Julius, rude, poor, womb, wound, fr. ouvrir.
   ˘ good, cushion, cuckoo, germ. rund, ital. gusto.

2) spurt, assert, dirt, virtue, dove, double, blood.

3) hole, toad.

4) { – all, caught, organ, sought, broth, broad.
   { ˘ hot, comical, germ. kommen.

5) hard, germ. braten, fr. ch*a*rlatan.

6) laugh, task.

7) lamb, fan, that.

8) hang, bang, twang.

9) hare, hair, heir, were, pear, fr. hier, germ. lehren.

10) lame, tame, crane, faint, layman, fr. même, germ. ſtädtchen.

11) lemon, dead, said, any, *e*very, friend, germ. besser, fr. *é*loigner.

12) l*i*ver, diminish, pers*e*vere, b*e*lieve.

13) peep, leave, believe, germ. sieben, fr. coquille.

14) s, sibilus, cipher: the last vowel and the first consonant.

True diphthongs.

1) life: the sounds no. 5 and no. 13 slurred as rapidly as possible.

2) brow, plough, germ. laufen. The vowel sound no. 5 quickly followed by no. 1.

3) oil, germ. käuen; no. 4 succeeded by no. 13.

4) rebuke, yew, you; no. 13 succeeded by no. 1.

5) yoke; no. 13 succeeded by no. 3.

6) young, yearn, hear, here; no. 13 succeeded by no. 2 more or less rapidly.

Herschel meinte, dass wenn noch etwa zwei oder drei Vokale hinzugefügt würden, ſich damit die ſämtlichen Vokale aller bekannten Sprachen genau würden darſtellen lassen. Heute würde er auch wol mer verlangen. Die Hinzufügung des s zu den Vokalen beruhte auf einem Verkennen des eigentlichen Weſens der Vokale; dasſelbe Recht müssten dann die übrigen Spiranten und in vil höherem Maße die liquidæ in Anſpruch nemen dürfen. Auch die aus jener Stellung des s ſich ergebende Folgerung, dass bei Herschel das System der Konſonanten mit s anfangen musste, kann nicht als vorteilhaft angeſehen werden. Damit hat der berümte Phyſiker und Astronom nirgends Anklang gefunden.

B. H. Smart, Walker remodeld, London 1836, hob namentlich ein Element in der Betrachtung der engliſchen Laute hervor, welches von da ab eine ſer bedeutſame Rolle geſpilt hat, nämlich, dass die engliſchen é und ô eigentlich diphthongiſcher Natur ſeien.

K. M. Rapp (geb. zu Stuttgart 1803, geſt. zu Tübingen 1878), Phyſiologie der Sprache, erweiterte das Hellwagſche Dreieck dadurch, dass er in dasſelbe, B. 1, 1836, noch das von Schmeller mit glücklicher Hand eingefürte ə für das unbeſtimmte (tonloſe) e, welches er zum Indifferenz- oder Urvokal erhob, aufnam

i   ü   u
e   ö   o
ä   ő   å
―――――
ə
a

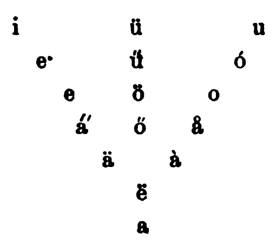
Er bemerkte dazu, dass diſes ə in betonter Silbe zum kurzen engliſchen *ŭ* (wie in *but, nut*) werde. Man vergleiche damit die Stellung von $e^{\cdot 1}$ und a^1 in dem weiter unten zu beſprechenden Bell-Sweetſchen Vokalſchema.

Rapps eigentümliche Begründung diſer Stellung des ə aus der Götheſchen Farbenlere kommt uns freilich nach unſern heutigen Anſchauungen zimlich phantastiſch vor. Auch ſeine Bezeichnung der *a-i*-Reihe als einer poſitiven und der *a-u*-Reihe als einer negativen gehört einem längst überwundenen Standpunkte der damaligen naturphiloſophiſchen Verirrungen an. Diſe Eigentümlichkeiten verhinderten, dass Rapps Werk zu einer eingreifenderen Geltung kommen konnte, doch enthalten die vier Bände desſelben immerhin vil anregendes.

Dass Rapp in ſeiner vergleichenden Grammatik Bd. I, 1852, an dem Vokaldreieck festgehalten hat, ist natürlich. Er ſagt daſelbst S. 22: „Ich nenne das *a* den Indifferenzvokal, das *o* ſeine negative, das *e* ſeine poſitive Ausweichung; diſe drei Laute können ſich abſchwächen in den farbloſen Laut, den wir unter dem ſtummen *e* verſtehen, den ich aber den Urlaut nenne und ihn durch *ĕ* bezeichne; er ist dem *a, o, e* gleich verwandt, das lezte Reſiduum, wenn man die individuelle Färbung abzieht. Nun kann ſich aber das *o* ſteigern in *u*, ſo wie *e* in *i* und ſomit hätten wir *a, u* und *i* als die drei Grenzpunkte des Vokalſystems. Es ligen aber zwiſchen *a* und *u* und *a* und *i* noch verſchidene Mittel- oder Halbtöne. Auf der ersten Reihe kann man unterſcheiden, dem *a* zunächst ein *à*, das nur wenig abweicht, dann *a°*, das im engl. *all* lautet, dann *o*, dann *ó* zwiſchen *o* und *u* und endlich *u*; auf der zweiten Reihe vom *a* ab zuerst *ä* wie im engl. *at*, dann unſer *ä*, dann das reine *e*, dann etwa *e·* zwiſchen *e* und *i* (das pol-

nische y), endlich das scharfe *i*. Alle dise Laute werden namentlich in Volksmundarten berürt. Die genannten Vokale sind die natürlichsten, gewönlichsten; es gibt aber noch zwei andere Klassen. Die nächsten nenne ich Zwischenlaute; sie ziehen sich zwischen der negativen und positiven Reihe hindurch, nämlich zwischen *o* und *e* ligt *ö* und zwischen *u* und *i* unser *ü*. Außer disen bekannten sind aber auch hier Mittel- oder Halblaute, namentlich ligt in der Tiefe zwischen *a* und *ó*, oder nach der Quere gerechnet zwischen *ä* und *a°* ein Laut ő, der im Plattdeutschen, Holländischen, Englischen, Französischen, Skandinavischen und Schweizerdialekt vorkommt, aber in der Schrift nicht vom *ö* unterschiden wird, mit Ausname des heutigen Isländisch; ein andrer Mittellaut ligt zwischen *ö* und *ü* oder zwischen ó und e· in der Mitte, den wir ű bezeichnen wollen, er findet sich im Schwedischen, im Neuisländischen und im Elsässerdialekt. Endlich eine lezte Vokalklasse bilden die nasalen."

Rapps Dreieck der oralen Vokale würde danach mit der Vervollständigung von 1852 sechzehn Stellen enthalten und so aussehen:



Für die Durchfürung eines gleichmäßigen Schreibsystems innerhalb der Grammatik macht Rapp p. VIII geltend: dass die vergleichende Grammatik keine wissenschaftliche Form gewinnen könne, so lange sie nicht alle Sprachen nach Einem Systeme schreibe; denn Dinge Einer Art könne man nur warhaft vergleichen, wenn sie in demselben Maßstabe gezeichnet seien. So große Schwirigkeiten auch der geeigneten Vervollständigung des lateinischen Alphabets entgegenstehen, so wird es doch hoffentlich gelingen, dafür mit der Zeit einen festen Boden zu gewinnen.

In Frankreich förderte Gentelet, Mécanisme de la Prononciation française, Lyon 1838, die Methode der Lautbetrachtung durch die Anwendung von Durchschnittszeichnungen.

In England hatte Isaac Pitman 1837 ſein System der phonetiſchen Kurzſchrift (*shorthand*) ausgearbeitet, dem er als Vokalſystem eine nach der Klanghöhe geordnete Skala von 6 langen und 6 kurzen Vokalen zugrunde legte, wie ſie der Reihe nach in folgenden engliſchen Wörtern:

eel, *ale*, *alms*, *all*, *ope*, *food*;
pit, *pet*, *pat*, *not*, *nut*, *foot*

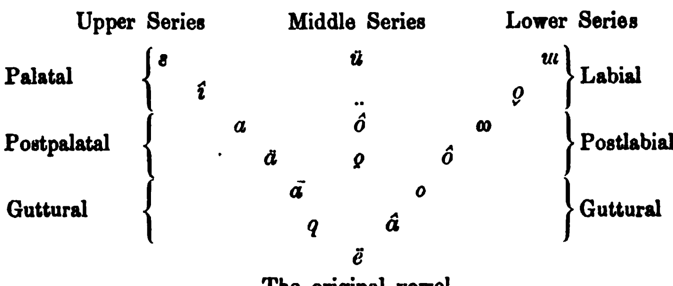
gehört werden.

Pitman arbeitete dann in den Jaren 1843—47 in Verbindung mit Alexander John Ellis für das Engliſche, ſowol für die gewönliche Schreibſchrift (*longhand*), wie für den Typendruck (*phonotypy*) ein phonetiſches Alphabet aus. Die den lateiniſchen Buchſtaben hinzugefügten Ergänzungen ſind mit bewundernswertem techniſchen Geſchick aufgeſtellt und das ganze System hat für die phonetiſche Darſtellung des Engliſchen im ganzen recht bedeutendes geleistet. Die nach demſelben gedruckten phonetiſchen Ausgaben engliſcher Werke werden für alle Zeiten ein lebhaftes Intereſſe in Anſpruch nemen dürfen. Das Hauptwerk, welches in diſem Systeme gedruckt ist, ſind Ellis' *Essentials of Phonetics. London* 1848.

Für Pitman, der von den Bedürfniſſen der Stenographie ausging, und daneben bei ſeinem Longhand-System beſonders den Elementarunterricht im Auge hatte, und der dabei weſentlich auf möglichste Einfachheit des ganzen Systemes bedacht ſein musste, lag die Anlenung an eine einfache lineare Skala mit nicht zu weit gehender Spaltung der Laute nahe; doch wurde in dem *Phonetic Journal*, indem man die Sache immer beſſer machen wollte, ſo vil herumgedoktort, dass man dadurch der guten Sache oft genug ſchadete.

Die neuere deutſche Stenographie wusste mit richtigem Verſtändnis der ir zu Gebote ſtehenden Mittel an die Verhältniſſe der Vokale, wie ſie in dem Vokaldreieck iren Ausdruck finden, anzuknüpfen und daraus in reichem Maße ire Konſequenzen zu ziehen. Ich verweiſe in diſer Beziehung auf den linguistiſchen Teil meiner *English Stenography* vom Jare 1863. Villeicht kommt noch einmal die Zeit, wo auch auf diſem Felde die Engländer und die Deutſchen einander näher treten werden. Kunst und Wiſſenſchaft werden es ja verſtehen auch hier ire Brücken zu bauen. Es ist das jedoch ein Gegenſtand, auf den ich hier nicht näher eingehen kann.

Ellis, der ſich dem Studium einer großen Zal fremder Sprachen zugewandt hatte, hat in den *Essentials of Phonetics,* 1848 das System weiter für die fremden Sprachen vervollſtändigt, wobei er für die Vokale noch im weſentlichen an der Hellwag-Chladniſchen Pyramide anknüpfte. Er ſtellte dabei den ſogenannten unbeſtimmten Vokal Rapps und Schmellers *ə* (*ë*), welchen er als Urvokal (original vowel) anſah, an die Ausgangsſpitze des Dreiecks und erhielt p. 23 ſo folgendes Schema:



Über diſe Stellung des unbeſtimmten oder Urvokals, die ſich an die Rapps anſchloss, ſprach namentlich Brücke [1]108, [2]159 ſeine Bedenken aus. Er ſagt daſelbst: „Die Vokaltafel von Ellis ist der von du Bois und von Chladni analog gebildet, indem 17 Vokale in drei Reihen zu einer Pyramide angeordnet ſind, deren Baſis die drei Vokale *i*, *ü*, *u* bilden; aber an der Spitze der Pyramide, noch über den A-Lauten ſteht der unbeſtimmte Vokal, oder, wie ihn Ellis nennt, der Ur-(Original-)Vokal. Dis ist ein offenbarer Missgriff, denn der unbeſtimmte Vokal ist ebenſo weit von *a*, wie von jedem anderen Vokale entfernt. Will man ihn in einem figurirten Vokalſystem unterbringen, ſo muss die Figur körperlich ſein. Er muss in der Spitze einer dreiſeitigen Pyramide ligen, deren Baſis die Vokaltafel mit den drei Ecken *i*, *a* und *u* bildet, ſo dass der unbeſtimmte Vokal mit ſteigender Deutlichkeit in jeden der beſtimmten und vollkommen gebildeten Vokallaute übergefürt werden kann, one den Ort eines anderen derſelben zu berüren. In einer ſolchen Vokalpyramide, die ſich aber auf dem Papier, d. h. in der Ebene, nicht wol darſtellen lässt, würden auch die früher von mir beſprochenen unvollkommen gebildeten Vokale untergebracht werden können. Der Missgriff, den unbeſtimmten Vokal in die Vokaltafel einzureihen, rürt übrigens eigentlich von Rapp her, der ihn zwi-

ſchen *a* und *ö* ſtellte, und den Ellis, wie er ſelbst ſagt, vilfältig benutzt hat."

Diſe Einwände Brückes ſcheinen indes doch nicht durchſchlagend zu ſein, und wir werden ſpäter ſehen, dass auch die neueren engliſchen Phyſiologen Bell und Sweet den Vokalen, welche Brücke als unvollkommen gebildete anſiht, ire beſtimmten Stellen in der allgemeinen Vokaltafel angewiſen haben.

Das Zeichen ë findet ſich ſchon bei Melissus für tonloſes e.

Später, wo ſich Ellis hauptſächlich der Geſchichte der engliſchen Ausſprache zuwandte, wurde ihm ſeine frühere Grundlage zu eng und er wandte ſich der Bellſchen Theorie zu. Vgl. Ellis Early English Pronunciation p. 24.

Die 1854 bei Ritter von Bunsen abgehaltenen alphabetiſchen Konferenzen haben zu keinem hervortretenden Ergebnis gefürt, da man ſich über die Grundſätze der Zeichenauswal nicht einigen konnte, doch war das Interesse für die Aufſtellung eines auf phyſiologiſcher Baſis aufgebauten Alphabetes ſo rege geworden, dass Sir Walter Trevelyan 1857 einen Preis für die beste Löſung der Aufgabe ausſetzte.

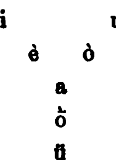
1854 erſchin von Max Müller „*The Languages of the war in the East*". Der Verfasser ſchloss ſich der Anſicht an, dass *e*, *o* und *a°* Diphthonge ſeien.

Dagegen trat Brücke, Grundzüge (1856) S. 116 f. ſer energiſch auf: „Es ist kaum begreiflich, wie ein Mann von Max Müllers Geist, nachdem er die Unterſuchungen von Willis geleſen hatte, noch einen ſolchen, wenn auch noch ſo verbreiteten Irrtum verteidigen konnte."

Doch fand die Diphthongentheorie auch in Deutſchland einen warmen Verteidiger. Reinhold Hoppe in Berlin trat in der Zeitſchrift für Sten. u. Orth. VI (1858) für dieſelbe ein.

„Achtet man beim Sprechen der Vokale allein auf die zu irer Unterſcheidung weſentlichen und notwendigen Mundbewegungen, ſo ist die darauf gegründete ſystematiſche Zuſammenſtellung aller möglichen Vokale höchst einfach. Es ſind nur zwei Bewegungen, welche ſämtliche Unterſchide bedingen. Der Weg, welchen der Luftſtrom von der Kele bis zur Mundöffnung zu durchlaufen hat, kann nämlich an zwei

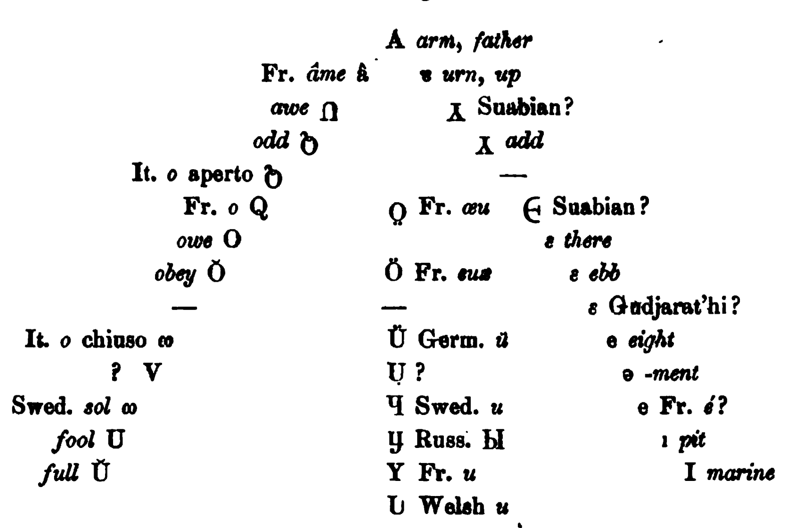
Stellen gekrümmt werden: hinter den Zänen durch Emporheben der Zunge und vor den Zänen durch Annäherung der Unterlippe an die Oberzäne. Der nicht gekrümmte Strom gibt keinen andern Laut als a. Bei allmählichem Heben der Zunge geht der Laut durch verſchidene Abſtufungen des è in das Extrem i über; bei Anziehen der Unterlippe durch Abſtufungen des ò in das Extrem u; bei gleichzeitiger Anwendung beider Bewegungen durch Abſtufungen des ö̀ in das Extrem ü. Man kann demgemäß die genannten ſiben einfachen Vokale in folgendes Schema ſtellen:



Offenbar kann ein einfacher Vokal mit unveränderter Mundſtellung beliebig gedent werden. Ist alſo zur Hervorbringung eines Vokallautes eine Bewegung wärend derſelben erforderlich, ſo ist dis ein Beweis, dass er nicht gleichartig von Anfang bis zu Ende tönt, ſondern anders aufhört als er beginnt. One eine Bewegung ist es aber nicht möglich die Laute *é*, *ó*, *ö́* zu ſprechen, wie jeder leicht beobachten kann, beſonders wenn er ſie zweimal nacheinander zu ſprechen verſucht: es wird vilmer gleichzeitig die Zunge gehoben, reſp. die Unterlippe angezogen; die drei Laute beginnen demgemäß mit irgend welchen Nüancen des *e*, *o*, *ö* und ſchließen mit dem entſprechenden Extrem *i*, *u*, *ü*, ſind alſo Diphthongen."

Die Frage ist hier eben: halten wir wärend der Dauer des langen Vokals die Mundſtellung fest, oder verändert ſich dieſelbe? In den meisten Dialekten ſcheint wol allerdings die Mundſtellung gegen Ende des langen Vokales eine etwas geſchlossenere zu werden.

G. S. Haldeman, Prof. in Delaware College, *Analytic Orthography*. Philadelphia 1860, erhielt den von Sir Walter Trevelyan ausgeſetzten Preis. Sein Vokaldreieck ist folgendes:



Vgl. Haldeman p. 83 und Ellis E. E. Pr. 1288.

Das Werk ſcheint bald nach ſeinem Erſcheinen, wenigstens in England, durch M. Bells Visible Speech einigermaßen in den Hintergrund geſchoben zu ſein.

Ich will hier gelegentlich noch bemerken, dass Haldeman in ſeinem Werke bereits die Kelkopflaute, über deren Benennung eine große Controverſe zwiſchen Brücke, der ſie *gutturales veræ* nannte, und Lepsius, der ſie *faucales* nannte, in Kuhns Zeitſchr. Bd. XI gefürt worden ist, als *laryngales*, engl. *laryngals*, bezeichnet hat: eine Benennung, welche ich, unabhängig von ihm, in meiner English Stenography 1863 und in meiner Abhandlung „über die lateiniſche Benennung der Kelkopflaute“ Zeitſchr. für Stenogr. und Orthogr. XI, 1863 eingefürt habe. H. B. Rumpelt, Das natürliche System der Sprachlaute 189 S. 22. 102, und H. Sweet haben diſe Benennung angenommen. Da man den Kelkopf in der Wissenſchaft überall nie anders als *larynx* nennt, ſo ligt diſe Benennung jedenfalls am nächsten und es wäre wol zu wünſchen dass durch allgemeine Anname derſelben dem Schwanken hierin ein Ende gemacht würde. Es ist auch durchaus kein Grund vorhanden, mit Techmer auf *laryngeus* ſtatt *laryngalis* zurückzugehen, da die Endung *-alis* in unſer ganzes Nomenklaturſystem weit besser hineinpasst als die Endung *-eus*.

In Deutſchland waren inzwiſchen Lepsius und Brücke beſonders tätig. Beide kamen in dem glücklichen Gedanken zuſammen, für die phonetiſche Schreibung, änlich wie ſchon Rapp, die curſive Schrift zugrunde zu legen, ſtatt der der Schreibſchrift ferner ſtehenden Antiqua. (Die Miſchung von antiqua und cursiva wie ſie Ellis' Palæotype, Max Müller, Sweet, Storm u. a. angenommen haben, ſcheint mir keineswegs zweckmäßig zu ſein, ebenſowenig möchte ich Wintelers Miſchung von Fett- und Magerdruck empfelen.)

Lepsius und Brücke ergänzten die von *a* ausgehenden Vokalreihen; aber Brücke tat einen weſentlichen Schritt über Lepsius hinaus, indem er die mittlere ö-ü-Reihe des Dreiecks in einen Winkel öffnete, ſie in eine ſich der a-i-Reihe nähernde und in eine ſich der a-u-Reihe nähernde ſpaltete, wodurch ſtatt der drei vom Centrum *a* ausgehenden Reihen deren vier entſtanden.

Lepsius fürte dagegen eine andere Nebenreihe ein, welche die Zungenſtellung des *u* mit der Lippenſtellung des i verbindet. E. Sievers hat in der neuen Ausgabe ſeines Werkes S. 70. 79 die betreffenden Laute mit den mixed vowels des Bell-Sweetſchen Systems zu vereinigen geſucht. Die Unterſuchung hierüber ist wol als noch nicht ganz abgeſchlossen anzuſehen.

Über die durch die verſchidenen Stellungen der Mundteile bedingten Klänge der Vokale haben dann Donders, Archiv für die holl. Beiträge zur Natur- und Heilkunde I, 1857 und namentlich Helmholtz in ſeinem großen Werke „Die Lere von den Tonempfindungen“ 1862, 2. Ausg. 1866, 3. Ausg. 1870, 4. Ausg. 1877, die umfassendsten Unterſuchungen angeſtellt und damit uns die Vokale in einem neuen Lichte kennen gelert. Helmholtz' Unterſuchungen hierüber bilden zugleich im prägnantesten Sinne eine Vermittelung zwiſchen dem rein akustiſchen und dem phyſiologiſchen Standpunkte, und widerlegen am besten den Vorwurf, den die Engländer den Deutſchen machen, dass ſie bei irem Vokaldreieck nur den einen diſer beiden Standpunkte im Auge gehabt hätten.

Helmholtz unterſchid zwiſchen ein- und zweitönigen Vokalen.

Eintönig: u = f, ou = f′, o = b′ (Geſtalt der Mundhöle: Flaſche one Hals). a = b″ (Geſtalt der Mundhöle trichterförmig).

Zweitönig: ä = d' + g''', e = f' + b''', i = f + d'''', ö = f' + as''', ü = f + g''' (Geſtalt der Mundhöle: Flaſche mit Hals).

Auch für eine genauere Einteilung der Konſonanten ſcheinen die Klangverhältnisse nicht ganz one Bedeutung zu ſein. Man vergleiche darüber die Bemerkungen am Schlusse diſer Schrift.

C. L. Merkel, Prof. der Medicin in Leipzig (geb. 1800, geſt. zu Leipzig 1876) ſchrib dem muldenförmigen Zwiſchenraum zwiſchen dem hinteren Teile der Zunge und dem Keldeckel, welchen er sinus glosso-epiglotticus nannte, einen beſondern Einfluss auf den Klang der Vokale zu. Er ſagt in ſeiner Phyſiologie der menſchlichen Sprache (phyſiologiſche Laletik, Leipzig 1866) S. 65: „Durch die Vorſchiebung der Zunge wird, wie ich mittels des Kelkopfſpiegels genauer beobachtet und erforſcht habe (Die Functionen des menſchlichen Schlund- und Kelkopfs, Leipzig 1862, S. 145 ff.), der *Sinus glosso-epiglotticus* (Valleculæ nach Tortual) geöffnet und erweitert; durch Rückwärtsſchiebung wird diſer Sinus geſchlossen oder zugeſchoben. Dis bewirkt einen ſer bedeutſamen und charakteriſirenden Unterſchid in der Klangfärbung der Vokale, der gerade hinreicht, um darauf ein Einteilungsprinzip für die Vokale zu begründen, nämlich in hell- und dunkelgefärbte; bei den hellen *ä*, *e*, *ö*, *i*, *ü* ſteht jener Sinus offen, bei den dunkeln *a*, *o*, *u* ist er geſchlossen oder zugeſchoben. — Gleichzeitig wird bei der Verſchiebung der Zunge und Öffnung des Sinus-glosso-epigl. der Keldeckel gehoben, ſo dass dem ſich des Kelkopfſpiegels bedienenden Auge der Einblick ins Innere des Kelkopfs geſtattet ist. Der Keldeckel wird bei den Vokalen in verſchidenem Grade gehoben, am meisten (nach meinen Beobachtungen) bei *ö*, fast ebenſo hoch bei *e*, *i*, *ü*, etwas weniger bei *ä*, und vil weniger oder eigentlich gar nicht bei *a*, *o*, *u*. Diſe Verſuche wurden flüsternd angeſtellt, alſo auf der Eigenſchwingungszal der Vokale."

S. 103: „Der wichtigste mechaniſche Unterſchid, den die Vokale aufweiſen, bezieht ſich auf das Vorhandenſein oder das Felen des *Sinus glosso-epiglotticus*. Die Apertur desſelben ist natürlich nicht bei allen Vokalen, bei welchen ſie vorkommt, von gleicher Tiefe und Breite. Man hat diſe in den Fällen, wo uns die Laryngoſkopie im Stiche lässt, aus dem Betrage der Vor- und Aufwärtsbewegung des Zungenbeins zu berechnen. Nach diſen Vorlagen findet die größte Tiefe diſes Sinus bei

i ſtatt, die übrigen Vokale folgen dann in abſteigendem Grade in folgender Ordnung: *ü*, *e*, *ö*, *ä*, *u*, bei welchem lezteren der Sinus glosso-epiglotticus wenigstens ein wenig geöffnet ſein muss, und welches daher in diſer Hinſicht den Übergang zu den gedeckten oder tiefen Vokalen bildet, bei welchen in folgender Ordnung die Zuſchiebung des Sinus a minori ad majus ſtattfindet *u*, *o*, *a°*, *a*.“

Das wäre eine Ordnung, in der *u* die Mitte bildete.

Die Einteilung der Vokale in hell- und dunkelgefärbte hat man von jeher gekannt; für ire Erklärung genügt die Vor- und Rückſchiebung der Zunge, one dass es nötig wäre, dabei den Merkelſchen Sinus glosso-epigl. mit in Rechnung zu ziehen, der daher auch bei den andern Sprachphyſiologen wenig Beachtung gefunden hat. Ich weiß nicht, ob ſeine Angaben über den Einfluss des Sinus glosso-epigl. von Andern nachgeprüft ſind.

Ich bin dann in meinen zuerst für die Philologenverſammlung in Wisbaden 1877 aufgeſtellten Theſen über die Schreibung der Dialekte (2. Aufl. 1878) wider einen Schritt weiter gegangen als Brücke, indem ich zwiſchen die beiden Brückeſchen mittleren Vokalreihen widerum eine mittelste eingeſchaltet habe, wodurch ich gewissermaßen einen Fächer mit fünf von *a* als Centrum ausgehenden Stralen erhalten habe.

Ich möchte an der dort gegebenen Darſtellung nur eine kleine Änderung vornemen, indem ich in der Reihe *u*, *u'*, *ü*, *i''*, *i*, das franzöſiſche *u* (*lune*) nicht mer dem tieferen *u'*, ſondern dem mittleren *ü* = unſerm deutſchen ü (*mühe*) zuweiſen möchte, wärend dem tieferen *u'* das ſchwediſche und norwegiſche u (*hus*) zuzuweiſen ist. Man vergleiche über diſes J. A. Lundell, det svenska landsmålsalfabetet. Nyare bidrag till kännedom om de svenska landsmålen ock svenskt folklif. I. Stockh. 1878. p. 105 f. Noch etwas weiter als ich in der Scheidung des Dreiecks ist der Prinz Louis Lucian Bonaparte gegangen. Man vergleiche darüber Ellis E. E. Pr. p. 1289. Ein Mangel bei Techmer ist, dass er die mittleren Vokalreihen nicht genügend berückſichtigt hat.

Ed. Sievers in der neuen Ausgabe ſeines epochemachenden Werkes über die Phyſiologie der Laute, S. 65 wirft mit den Engländern dem Dreieck vor, dass es auf die Artikulationsform ſo gut wie

keine Rückſicht neme, und ſiht es als eine entſchidene Verbesserung an, dass J. Winteler (die Kerenzer Mundart des Kantons Glarus, 1876) den Winkel zwiſchen der a-i-Reihe und der a-u-Reihe wider, wie es ſchon Tilemann Olearius und dann änlich M. Thausing (das natürliche System der menſchlichen Sprache, 1863) u. a. getan haben, in eine gerade Linie, u-a-i in einen ſogen. geſtreckten Winkel ausgereckt, das Dreieck gewissermaßen in ein Zweieck verwandelt hat.

Ich kann indes diſe Streckung doch nicht gerade als eine Verbesserung anſehen. Allerdings kann man zugeben, dass das mittlere *a* nicht ein ſo abſolut fester Grenzpunkt ist wie *u* und *i*, welche die äußersten Grenzen des Vokalismus bilden, wärend *a*, wie Sievers ſagt, eine mer neutrale Mitte innehält; aber indem wir die Reihen a-i und a-u nicht gerade als diametrale Gegenſätze hinſtellen, wird gerade dadurch besser auf die Verſchidenheit der Artikulationsform, auf die Verſchidenheit der Veränderung in der Zungenlage und in der Lippenſtellung, hingewiſen als durch den diametralen Gegenſatz. Das ſuccessive Aufſteigen von u durch a nach i kommt bei der Dreieckſtellung

i
a ebenſo gut zum Ausdruck, wie in der geraden Skala a. Jede
u

i
a
u

Sprache hat einen der idealen Mitte, dem einfachsten und reinsten *a* ſich am meisten annähernden Vokal, von dem ire Vokalreihen ausgehen, und auch bei der Dreiecksanordnung können wir ebenſo gut wie bei der Geraden von den Endpunkten *u*, *ü*, *i* nach dem mittleren *a* zu gehen. Das weſentlichste bei allen diſen Anordnungen ist, dass *a* überhaupt als eine Art Centrum des Vokalismus angeſehen wird und es hängt von den augenblicklichen ſpeziellen Zwecken ab, ob wir besser von *u*, *ü*, *i* nach *a* hin gehen, oder umgekert.

Besser ist die Anordnung bei Humperdinck (Die Vokale und die phonetiſchen Erſcheinungen ires Wandels, Sigburg 1874), doch ſcheint auch ſie mir dem Dreieck gegenüber ein Rückſchritt zu ſein.

Dabei lässt es ſich allerdings nicht läugnen dass die lineare Anordnung für den Typenſatz bequemer und raumerſparender ist als die Dreiecksanordnung, und für lexikaliſche Zwecke ist man genötigt die Laute in eine laufende Reihe zu bringen. Für die allgemeine Betrachtung der Laute ist indes diſer Standpunkt doch nur ein ſer untergeordneter.

Wärend ſich nun in Deutſchland die Vokaldreieckstheorie allmählich weiter ausbildete, ist in England eine neue Viereckstheorie aufgeſtellt durch Alex. Melville Bell (jezt in Canada), den Vater des Alex. Graham Bell, Prof. an der Univerſität Boston, des Erfinders des Telephons.

Bells System erſchin, voll ausgearbeitet 1867 in ſeinem Visible Speech. Eine Anzeige des bei uns ſer ſeltenen Werkes habe ich 1868 im 16. Jargang meiner Zeitſchrift für Sten. u. Orth. gegeben.

Bells Anordnung der Vokale unterſcheidet ſich von der Wallisſchen dadurch dass er die Lippenbewegungen als etwas unabhängiges von den Zungenbewegungen trennte. Er fasste zunächst die Horizontal- und die Vertikalbewegungen der Zunge ins Auge und unterſchid nach jeder diſer Richtungen drei Stufen:

back, mixed, front;
high, mid, low.

Dadurch kam er zu einem $3 \times 3 = 9$ glidrigen Grundſchema, welches ſich, indem man für jede Zungenſtellung eine offenere und eine weitere Bildung unterſchid:

wide — narrow (*primary*),

zu 18 Vokalen verdoppelte; und indem man weiter für jede diſer 18 Bildungen eine Modifikation mit und one Rundung der Lippen unterſcheidet:

unrounded — round,

werden daraus $2 \times 18 = 36$ Vokale, die ſich in 6 in ein Viereck geordnete Hexaden glidern.

Mit den diphthongiſchen Vokalbildungen ſtig das Bellſche Vokalſystem auf 59. In Bezug auf die diphthongiſche Natur von ê und ó ſchloss ſich Bell der Anſicht Smarts an.

Der gelerte langjärige unermüdliche Vorkämpfer auf dem Gebiete der Phonetik in England Al. John Ellis gab, als Bell mit ſeiner Theorie aufgetreten war, ſeine eigenen früheren Theorien auf und folgte der Fane Bells; doch trat er ihm darin entgegen, dass er é und ó für einfache Vokale erklärte.

Als rüstiger Mitarbeiter neben Ellis und Bell trat dann Henry Sweet auf. Von ihm erſchin *The History of English Sounds.* Transactions of the Philological Society 1873/4. Ich hebe daraus namentlich folgendes hervor.

P. 530 heißt es: „The most prominent feature of our present

English is its tendency to diphthongization. The diphthongic character of our *éé* and *óó* has been distinctly recognized by our leading phoneticians, especially Smart and Bell. Mr. Bell analyses the two diphthongs as *éi*, *óu*, but I find, as regards my own pronunciation, that the second elements are not fully developed *i* and *u*. In pronouncing *óu* the tongue remains throughout in the mid-position, and the second element only differs from the first in being formed with greater closure of the lips, so that it is an intermediate sound between *oo* and *uu*. In *éi* the tongue seems to be raised to a position half way between *é* and *i* in forming the second element, not to be the full high position of *i*.

This indistinctness of the second elements of our *éi* and *óu* explains the difficulty many have in recognizing their diphthongic character. Mr. Ellis, in particular, insists strongly on the monophthongic character of his own *ees* and *oos*. I hear his *ee* and *oo* as distinct diphthongs, not only in his English pronunciation, but also in his pronunciation of French, German, and Latin.

The observation of existing pronunciations has further revealed a very curious and hitherto unsuspected fact, namely that our *ïi* and *uu* are no longer pure monophthongs in the mouths of the vast majority of speakers, whether educated or uneducated. They are consonantal diphthongs, *ïi* terminating in the consonant *y*, *uu* in *w* = *iy*, *uw*. The distinction between *bit* and *biït* (written *beat*) depends not on the short vowel being wide and the long narrow, but on the former being a monophthong, and the latter a diphthong. The narrowness of *ïi* (or rather *iy*) is therefore unessential, and we find, accordingly, that the first element of both *iy* and *uw* is generally made wide. These curious developments are probably the result of sympathetic imitation of *éi* and *óu*; and the tongue being already in the highest vowel position the only means of further contraction of the lingual passage left was the formation of consonants.

The only long vowels left are *aa* and *ɔ̀ɔ̀*. Are these genuine monophthongs? I believe not, although their diphthongic character is certainly not nearly so strongly marked as in the case of the vowels already considered. Nevertheless these two vowels always seem to end in a slight vocal murmur, which might be expressed thus — *aaə*, *ɔ̀ɔ̀ə*. I find that *aa* and *ɔ̀ɔ̀*, if prolonged ever so much, still have an abrupt unfinished character if this vocal murmur is omitted. The

difference between *lòò* (written *law*) and *lòòə* (*lore*) is that in the former word the final ə is strictly diphthongic and half evanescent, while the ə of the second word is so clearly pronounced as almost to amount to a separate syllable. The distinction between the words written *father* and *farther* is purely imaginary."

1877 erſchin dann *Sweets Handbook of Phonetics. Oxford*, welches großen Anklang fand.

Auch die Skandinavier ſchlossen ſich zum großen Teil der Bellſchen Richtung an. J. A. Lundell bewarte ſich indes in dem ſchon oben angefürten Werke in viler Beziehung eine ſelbſtändige Stellung; ſein phonetiſches Alphabet ist nach dem früheren Pitman-Ellisſchen der großartigste bis jezt gemachte Verſuch das lateiniſche Alphabet in der Form ſelbſtändiger Buchſtaben zu einem allgemein linguiſtiſchen zu vervollſtändigen.

Johann Storm in Christiania, Engliſche Philologie 1878, deutſche Ausgabe 1881, ſchloss ſich an Bell an und ſuchte einige Vokale noch etwas genauer zu beſtimmen.

Das Schema der Vokale, nach der Fixirung, wie Sweet und Storm ſie ihm gegeben haben, ist folgendes:

	Narrow			wide		
	back	mixed	front	back	mixed	front
			unrounded			
high	V	ih	i	A	*ih*	*i*
mid	ɐ	eh	e	a	*eh*	*e*
low	ɒ	æh	æ	*a*	*æh*	*æ*
			round			
high	u	uh	y	*u*	*uh*	*y*
mid	o	oh	ɵ	*o*	*oh*	*ɵ*
low	ɔ	ɔh	œ	*ɔ*	*ɔh*	*œ*

(Vgl. den angehängten Schlüssel.)

Die weiten (offenen) Vokale ſind dabei im allgemeinen durch curſive Schrift (einige durch Umkerung) von den engen (geſchlossenen) unterſchiden. Die mixed vowels haben alle ein zugefügtes h erhalten; das ist konſequent, aber ſchwerlich werden die Engländer diſen Gebrauch des h für die Dauer aufrecht erhalten können. ɔ, wenn man es zum Vokalzeichen machen will (ich habe es früher als Konſonanten-

zeichen für ch gebraucht) ist ein recht charakteriſtiſches und bequemes Zeichen für den offenen *o*-Laut: ein links offenes *o*. Je einfacher ein Zeichen ist, um ſo besser eignet es ſich im allgemeinen zur Umkerung; die Antipathie, welche Jakob Grimm im Anhange zu meiner Schrift über die Anordnung des Alphabets 1856 gegen umgekerte Zeichen und ſpeziell gegen ɔ ausgeſprochen hat, ſcheint mir durch nichts gerechtfertigt. Schon der Berliner Kalligraph E. Schütze hob es als eine Eigentümlichkeit und einen Vorzug der Grundzüge der lateiniſchen Schrift hervor, dass ſie der Umkerung fähig ſind. Bedenklich ſcheint mir an dem Bell-Sweetſchen Systeme der Vokale, dass die als unrounded angeſetzten back- und mixed vowels doch nicht ganz one jede Rundung der Lippen zu ſein ſcheinen; obwol die Engländer darüber für ſich die erste Stimme haben müssen. Die Skandinavier, namentlich Lundell, unterſcheiden mit Recht noch verſchidene Grade der Rundung.

Die größte Schwirigkeit hat für uns die Unterſcheidung von eng und weit (*narrow* and *wide*). Bell legte die Bildung der geſchlossenen Laute in den Pharynx. Sweet ist darüber anderer Anſicht geworden. Ich lasse daher hier folgen, was Sweet § 24 darüber ſagt.

„These are very important general modifications of all sounds produced or modified in the mouth. They depend on the shape of the tongue. In forming narrow sounds there is a feeling of tenseness in that part of the tongue where the sound is formed, the surface of the tongue being made more convex than in its natural 'wide' shape, in which it is relaxed and flattened. This convexity of the tongue naturally narrows the passage — whence the name. This narrowing is produced by raising, not the whole body of the tongue, but only that part of it which forms, or helps to form, the sound. Thus, starting from the mid-wide vowel (*e*) we may narrow the passage either by raising the whole body of the tongue to the high (*i*) position, or else by contracting the muscles in the front of the tongue so as to make it more convex, without otherwise changing its height. We may then raise this narrow-mid (e) to the high (i) position. Although in (i) the tongue is nearer the palate than in the wide (*i*), we can never change (*i*) into (i) by simply raising the tongue: we must alter its shape at the same time from wide to narrow. If (*i*) is raised so high as to produce a distinct consonantal hiss, it will remain wide in sound."

S. 110: „The narrowness of all English vowels is uncertain, especially the diphthongs (ij), (e*i*h), (u w) and (o*o*[1]), which may all be pronounced wide, although they seem generally to be intermediate between narrow and wide. The narrowness of (e*i*h) is especially doubtful.“

Zu bedauern ist es, dass Sweet ſeinem Werke nicht die Zungenſtellungen erläuternde Durchſchnittszeichnungen beigefügt hat, da die Bellſchen Werke, auf welche er in diſer Beziehung verweiſt, den Nichtengländern doch nur ſer ſchwer zugänglich ſind. Man vergl. die Zeichnungen in Ellis E. E. Pr. p. 14, die aber doch wol noch einiger Berichtigungen bedürfen.

Ich komme nun zu E. Sievers neuer Bearbeitung der Phonetik, 1881. Sievers hat ſchon in der ersten Auflage ſeines Werkes (1876) darauf hingewiſen dass die Vokale alle durchaus dorſale Bildungen ſeien; back, mixed, front bezeichnen die verſchidenen Stellen des Zungenrückens. 'Mit der Zungenſpitze artikulirte Laute, von mir apical, von Sievers oral, in der neuen Auflage coronal genannt, kommen nur bei den Konſonanten vor. Ich ſollte doch meinen, dass man allgemein, wo von der Zungenſpitze (apex linguae, F. M. v. Helmont hatte ſie mucro linguae genannt, bei Hellwag finden ſich die drei Ausdrücke: apex, mucro und cuspis, Purkiňe hat ſie cuspis linguae genannt) die Rede ist, nicht bloß an einen Punkt der Zunge, ſondern an den vordersten Saum derſelben denke; doch gebe ich gern anheim, welcher Benennung man den Vorzug geben wolle.

Ser erfreulich ist es, dass Sievers in der neuen Bearbeitung eine ausfürliche Darſtellung des neu-engliſchen Vokalſystems gegeben hat. Er hat dabei eine die Überſicht erleichternde Verbesserung an dem Sweet-Stormſchen Vokalviereck angebracht, indem er die weiten (offenen) Vokale überall unmittelbar neben die entſprechenden engen (geſchlossenen) geſtellt hat. Zugleich hat er die engen und die weiten Vokale, ſtatt durch antiqua und cursiva durch die Ziffernindices 1, 2 unterſchiden, und die mixed vowels ſtatt durch h durch einen übergeſetzten Punkt gekennzeichnet. Mir ſcheinen die Sieversſchen Bezeichnungen in der Tat besser zu ſein als die Sweet-Stormſchen.

In den Sieversſchen Zeichen wird dann das engliſche Schema

Unround

	back		mixed		front	
high	A^1	A^2	ï^1	ï^2	i^1	i^2
mid	a^1	a^2	e·^{1}	e·^{2}	e^1	e^2
low	ɐ^1	ɐ^2	æ·^{1}	æ·^{2}	æ^1	æ^2

Round

	back		mixed		front	
high	u^1	u^2	u·^{1}	u·^{2}	y^1	y^2
mid	o^1	o^2	o·^{1}	o·^{2}	ə^1	ə^2
low	ɔ^1	ɔ^2	ɔ·^{1}	ɔ·^{2}	œ^1	œ^2

Ich behalte im folgenden vorläufig die Sieversſchen Bezeichnungen bei, um die Vergleichung mit ſeinem Werke zu erleichtern.

Sweet in der Vorrede ſeines Handbuchs wirft den deutſchen Sprachphyſiologen vor dass ſie in irem Dreieck die Vokale bloß nach dem Laute one Rückſicht auf die Artikulationsform geordnet hätten, und färt dann fort:

The confusion is made worse by the assumption that all vowel-sounds must necessarily fit in as intermediates between the supposed primitive vowels *a*, *i*, *u* — whence that unfortunate triangular arrangement of the vowels which has done so much to perpetuate error and prevent progress.

Ich glaube indes, dass wir durchaus nicht nötig haben mit unſerer Dreiecksanordnung vor der engliſchen Vierecksanordnung demütig die Segel zu ſtreichen. Unſer Dreieck ist, wie ſchon oben bemerkt, keineswegs bloß nach den Lauten geordnet, und wir können es leicht ſo vervollſtändigen, dass es die ſämtlichen 36 Vokale des neu-engliſchen Vierecks enthält, und zwar ſo dass die Beziehungen der einzelnen Vokale zu einander ſowol in Bezug auf die Zungen- und Lippenſtellungen, wie auch auf ire akustiſchen Verhältnisse, die doch auch ire Bedeutung haben, darin, wie es mir ſcheint, deutlicher und besser hervortreten als in der engliſchen Anordnung. Natürlich kann eine äußere Anordnung nicht das ganze Weſen einer Sache erſchöpfen, und durchaus maßvoll ſagt Ellis (Œ. E. Pr. p. 51) über unſer Dreieck: „It is a favorite, and occasionally convenient theory, to suppose that there are three principal vowels (a, i, u), as that there are three principal colours, or rather pigments, blue, red and yellow, whence the rest are

formed by mixture. Neither theory must be taken literally, or be supposed to represent a fact in nature. Both partake of the same degree of partial truth and complete error, as the still older theory of the four elements. But as earth, water, air, fire, still represent solids, liquids, gases and chemical action, so the (a, i, u) represent the most open position of the mouth with respect both to tongue and lips, and the two most closed positions with respect to tongue and lips respectively through which a vowel sound can be produced.“

Auch hebt Ellis p. 1289 treffend eine Reihe von Beziehungen zwifchen dem Bonapartefchen Dreieck und dem Bellfchen Viereck hervor.

Trage ich die Sieversfchen Zeichen, vorläufig mit Fortlassung der Gutturale (back) in der Ordnung von den weiteren nach den engeren Artikulationen in die fünf Stralen meines Dreiecks, wobei ich die a-Spitze vorläufig fortlasse, fo erhalte ich fünf Reihen, welche den fünf Sweet-Bellfchen Hexaden: front, mixed, front-round, mixed-round und back-round genau entfprechen, nemlich

æ^{2}	æ^{1}	e^{2}	e^{1}	i^{2}	i^{1}	front
æ$^{\cdot 2}$	æ$^{\cdot 1}$	e$^{\cdot 2}$	e$^{\cdot 1}$	ï^{2}	ï^{1}	mixed
œ^{2}	œ^{1}	ə^{2}	ə^{1}	y^{2}	y^{1}	front-round
ɔ$^{\cdot 2}$	ɔ$^{\cdot 1}$	o$^{\cdot 2}$	o$^{\cdot 1}$	u$^{\cdot 2}$	u$^{\cdot 1}$	mixed-round
ɔ^{2}	ɔ^{1}	o^{2}	o^{1}	u^{2}	u^{1}	back-round.

Es felt alfo nur die fechste (gutturale) back-hexade. Wo ist dife gebliben? Die Spitze des Dreiecks ist abgebrochen, entfprechend der Anficht der Engländer dass es überhaupt kein abfolut reines a im Sinne unferes Dreiecks gebe, und das a hat fich in eine neue fechste Hexade (in Sievers Anordnung die erste) aufgelöft, welche die Laute enthält, die der Reihe

ɔ^{2} ɔ^{1} o^{2} o^{1} u^{2} u^{1}

entfprechen, wenn wir die Rundung der Lippen unterdrücken.

In Sievers Zeichen ist dis die Reihe

ɐ^{2} ɐ^{1} a^{2} a^{1} A^{2} A^{1}.

Wir könnten dife Reihe, welche lauter einander fer nahe ligende Differenzirungen des mittelsten a enthält, als eine Nebenreihe zu der back-Reihe ordnen, und das würden die Engländer wol vorziehen;

doch würde dadurch die Symmetrie unſerer Anordnung geſtört, und da die ſechs in Rede ſtehenden Laute ſämtlich nur Modifikationen unſeres urſprünglich an der Spitze ſtehenden a ſind, ſo wurde ich dahin geleitet ſie widerum in eine Spitze zu ordnen, und zwar:

	a^1	
	ɐ^1	
a^2	[a^1]	A^2
	ɐ^2	
	A^1	

Ich habe hierbei ɐ^1 und a^1 (den ſchottiſchen und den engliſchen Laut des ŭ: *but*) in die obere a-i-Reihe geſetzt, wie es auch Haldeman getan hat, weil von den Engländern mit beſonderem Nachdruck hervorgehoben wird, dass diſe Laute ganz one Rundung der Lippen geſprochen werden, obwol diſe Auffassung für die Nicht-Engländer immer etwas ſer befremdendes haben wird; ſie ſprechen es gewönlich zwiſchen a^2 und œ^2 mit ſchwacher Rundung. Auch habe ich ſonst noch Zweifel, ob ich diſe ſechs Laute richtig zu einander geordnet habe, da ich A^2 (high-back-wide) und A^1 (high-back-narrow) nie zu hören Gelegenheit gehabt habe, und mein Gehör ſchwerlich ausreichen würde, diſe einander ſo nahe ligenden Vokale ſicher zu unterſcheiden. Hier wird erst eine genaue akustiſche Analyſe uns eine größere Sicherheit geben können.

So erhalten wir folgendes alle 36 Stellen der Engländer enthaltende Dreieck:

					e^2	e^1	i^2	i^1	front
		a^1	æ^2	æ^1	e·^{2}	e·^{1}	ï^2	ï^1	mixed
	ɐ^1		æ·^{2}	æ·^{1}					
back a^2		A^2	œ^2	œ^1	ə^2	ə^1	y^2	y^1	front-round
	ɐ^2		ɔ·^{2}	ɔ·^{1}	o·^{2}	o·^{1}	u·^{2}	u·^{1}	mixed-round
		A^1	ɔ^1	ɔ^1	o^2	o^1	u^2	u^1	back-round.

Somit erhalten wir ein Dreieck, welches uns die sechs Hexaden der Engländer mit unſerer Auffassung vermittelt.

Sievers übergeſetzter Punkt gewinnt damit die charakteriſtiſche Bedeutung der Annäherung der Laute der äußeren Reihen nach der mittelsten hin.

Nun lässt es ſich allerdings nicht läugnen dass für den Letternſatz diſe Dreiecksanordnung etwas unbequem ist. Wie man aber einen Fächer, um ihn bequem in der Taſche tragen zu können, zuſammenklappt, ſo werden wir es auch mit unſerm Dreieck machen können. Lassen wir nur die back-Spitze als ſolche und klappen das übrige zuſammen, ſo erhalten wir folgende Anordnung:

			æ^2	æ^1	e^2	e^1	i^2	i^1	front
	ɐ^1	a^1	æ·^{2}	æ·^{1}	e·^{2}	e·^{1}	ï^2	ī^1	mixed
back a^2		A^2	œ^2	œ^1	ə^2	ə^1	y^2	y^1	front-round
	ɐ^2	A^1	ɔ·^{2}	ɔ·^{1}	o·^{2}	o·^{1}	u·^{2}	u·^{1}	mixed-round
			ɔ^2	ɔ^1	o^2	o^1	u^2	u^1	back-round
		resp.	(ɐ^2	ɐ^1	a^2	a^1	A^2	A^1	back).

Statt der Sieversſchen Zalenindices, von denen übrigens nur je einer notwendig wäre, haben Brücke und ich in meinen Theſen Vokalindices angewandt; will man diſen den Vorzug geben, ſo würde ſich das zu den 36 Stellen erweiterte Schema villeicht etwa folgendermaßen geſtalten lassen:

			æ^{o}	e^{a}	e	e^{i}	i^{e}	i
	a^{æ}	æ	œ^{æ}	ö^{e}	e^{o}	e^{ö}	i^{œ}	i^{u}
a		œ^{a}	œ^{u}	ö^{a}	ö	ö^{u}	ü^{a}	ü
	ɔ^{a}	ɔ	œ^{ɔ}	ö^{o}	o^{e}	o^{ö}	u^{ɔ}	u^{i}
			a^{o}	o^{a}	o	o^{u}	u^{o}	u

Zur Erlaüterung füge ich folgenden Schlüssel ein.
(Sw. = Sweet. H. = Humperdinck. M. = Michaelis, Theſen.)

Front.

æ^2, Sw. *æ*, low-front-*wide*, M. a^{e}. H. a·: engl. *man*, *hat*. H's Salon-a. Frz. häufig *Paris*.

æ^1, Sw. æ, low-front-narrow, M. e^{a}, H. ä: engl. *air*, ſchwed. *lära*, d. *väter*, *leben*, *werden*, kurz *echt*, *vetter*, fr. *père*, *faire*, H. è it. *bene*, *levo*, *era*.

e^2, Sw. *e*, mid-front-wide: dän. *træ*, *sted*, engl. *men*, nordd. *ende*, *felle*.

e^1, Sw. e, mid-front-narrow, M. e: fr. *été*, d. *see*, *sele*, *ewig*, it. *temo*, *meco*, engl. mit einem Anklange von i *name*, *paper*.

i^2, Sw. *i*, high-front-wide, M. i^{e}: engl. *bit*, d. *mit*, *hirt*, dän. *fik*, holl. *ik*.

i[1], Sw. i, high-front-narrow, M. i: fr. *fini*, engl. *green*, d. *bine*, *wider*, holl. *bier*, dän. *hvile*, schw. *hvila*.

Mixed.

æ·[2], Sw. *æh*, low-mixed-wide: engl. *how*.

æ[1], Sw. æh, low-mixed-narrow: engl. *bird*, *her*.

e·[2], Sw. *eh*, mid-mixed-wide, M. e°: engl. *eye*, *earl*, ndd. *twelf*, fr. *le*.

e·[1], Sw. eh, mid-mixed-narrow, M. ə: d. *gabe*, dän. norw. *gave*, ſchwed. *gosse*.

ï[2], Sw. *ih*, high-mixed-wide: geleg. engl. *pretty jist*.

ï[1], Sw. ih, high-mixed-narrow, M. iᵘ: nordd. *phyſik*, *myrte*, nordwelsh *tagu*, *hun*, russ. *syn*.

Front-round.

œ[2], Sw. *œ*, low-front-wide-round: M. ä°: ndd. *bræſi* (vgl. Müllenhoffs Glossar zum Quickborn).

œ[1], Sw. *œ*, low-front-narrow-round: fr. *peur*, *mœurs*, *un*, ſchw. *för*.

ə[2], Sw. *ə*, mid-front-wide-round: fr. *peuple*, d. *Völker*.

ə[1], Sw. ə, mid-front-narrow-round, M. ö: fr. *peu*, d. *schön*.

y[2], Sw. *y*, high-front-wide-round, M. ü°: d. *schützen*, *würde*, dän. *lyst*.

y[1], Sw. y, high-front-narrow-round, M. ü: fr. *lune*, d. *über*, dän. *lys*, holl. *zuür*.

Mixed-round.

ɔ·[2], Sw. *ɔh*, low-mixed-wide-round: nach Bell Cockney *ask*.

ɔ·[1], Sw. ɔh, low-mixed-narrow-round: (Nach Ellis österr. *Euer Gnaden?*)

o·[2], Sw. *oh*, mid-mixed-wide-round: fr. *homme*.

o·[1], Sw. oh, mid-mixed-narrow-round: —

u·[2], Sw. *uh*, high-mixed-wide-round: schwed. *upp*, norw. *huska*.

u·[1], Sw. uh, high-mixed-narrow-round, M. u[1]: schwed. *hus*.

Back-round.

ɔ[2], Sw. *ɔ*, low-back-wide-round, M. a°, H. å: engl. *not*, *folly*, fr. *tort*.

ɔ[1], Sw. ɔ, low-back-narrow-round, M. oᵃ: engl. *saw*, kurz horse, it. *cosa*, bove, *rosa* (Roſe).

o[2], Sw. *o*, mid-back-wide-round, M. o: nordd. *stock*, fr. *mon*, dän. *aar*, ſchwed. *a°r*.

o[1], Sw. o, mid-back-narrow-round, M. oᵘ: d. *so*, fr. *seau*, it. *dolore*, *Roma*, dän. ſchwed. *stor*, engl. mit Anklang an uo: *shoulder*, *hope*, ſchwed. moder, *bo*.

u^2, Sw. *u*, high-back-wide-round, M. u^{o}: engl. *full*, *could*, d. *mutter*.
u^1, Sw. u, high-back-narrow-round, M. u: fr. *sou*, it. *lupo*, d. *du*, engl. *rule*, *room*.

Back.

ɐ^2, Sw. *a*, low-back-wide: ſchott. *man*, *hat*, ſchwed. *fader*, *fara*, nach Storm ſüdd. *vater*, fr. *lâche*.
ɐ^1, Sw. *ɒ*, low-back-narrow: geleg. schott. *but*.
a^2, Sw. a, mid-back-wide, M. a: engl. *father*, *calf*, *aunt*, *papa*, A. *padre*.
a^1, Sw. ɐ, mid-back-narrow, M. ö^{a}: engl. *but*, *sun*, *son*.
A^2, Sw. A, high-back-wide: nach Bell Cockney *no* (?)
A^1, Sw. ɣ, high-back-narrow: nach Bell gael. *laogh* (?) [Ellis: try to pronounce *oo* with open lips.]

Wir dürfen wol hoffen, dass aus unſerm phyſikaliſchen Inſtitute, dem Tempel der Wissenſchaft, dem Helmholtz vorſteht, eine genaue akustiſche Analyſe der ſämtlichen 36 von den Engländern aufgeſtellten Vokale hervorgehen werde, die uns vor der Hand noch felt, die aber doch zur vollen Einſicht in die Sache nötig ist.

Mit unſerer Anordnung ſtimmt auch die Kräuters: Über mundartliche Orthographie, Frommanns deutſche Mundarten Bd. 7 (1877), S. 316—20 und zur Lautverſchiebung (1877) in der Einleitung, in weſentlichen Punkten überein, nemlich:

i iʿ e eʿ ä äʿ
y yʿ ŏ ŏ̈ ŏʿ ə
u uʿ o oʿ aʿ a,

wenn wir die drei Reihen von rechts nach links leſen, die mixed-Reihe und die mixed-round-Reihe fortlassen, und ſtatt des Sieversſchen Index 2 uns Kräuters Rückſchiebungszeichen ʿ oder ˋ geſetzt denken.

So fein und weitgehend nun auch die Unterſcheidungen gemacht ſind, ſo deuten doch die Sprachphyſiologen der engliſchen Schule bereits vilfach darauf hin, dass immer noch weitere Zwiſchenſtufen vorhanden ſeien; ſo hebt z. B. Storm hervor dass das norwegiſche zwiſchen unſerm *u* und *ü* ligende *u*' dem reinen *u* wider noch etwas näher lige als das ſchwediſche *u*'. Änlich ſagt Sievers S. 79 über das engliſche System: „Wie man ſiht ermöglicht diſes System eine weit genauere Überſicht der Vokalbildung als das ältere deutſche System. Gleichwol verlangt auch diſes System in ſeiner praktiſchen Anwen-

dung noch eine weitere feinere Ausbildung.“ Allein, wie es uns möglich war die 36 engliſchen Typen in unſerm Dreieck unterzubringen, ſo würde uns nichts hindern, etwa noch hervortretende Zwiſchenſtufen in dasſelbe einzuſchieben. Das geſtattet das Dreieck genau ebenſo gut wie das Viereck. Am meisten zu wünſchen ist wol noch in Bezug auf die ſichere Feſtſtellung der dem Centrum *a* am nächsten ligenden back-vowels. Ein genaueres Studium der Actionen der einzelnen Mundmuskeln, welches mir namentlich auch für die Lippenkonſonanten noch erforderlich zu ſein ſcheint, wird villeicht in Bezug auf die verſchidenen Grade und Formen der Mundrundungen (Lundell unterſcheidet bereits fünf Grade der Mundrundung) noch eine weitere Einſicht und damit eine genauere Kentnis der feinen Unterſcheidungen der back-vowels bringen. Eine genaue anatomiſche Unterſuchung der Mundmuskeln gibt die Abhandlung: „Die Muskulatur der menſchlichen Mundſpalte“, von Prof. Dr. Ch. Aeby in Bern. Archiv für mikroſkopiſche Anatomie, Bd. 16, S. 651—64. Schon Franz Merc. ab Helmont hatte 1667 recht gute Abbildungen von der Formation des Mundes für die einzelnen Vokale gegeben, änlich Olivier 1804, aber heute muss die Unterſcheidung doch um viles weiter gehen.

Übrigens haben ja auch Bell und Sweet (§ 56 des *Handbook*) eine Anordnung der Vokale nach der Tonhöhe gegeben. Dieſelbe würde in den Sieversſchen Zeichen folgende ſein:

$$\text{u}^1,\text{u}^2;\text{o}^1,\text{o}^2;\text{ɔ}^1,\text{ɔ}^2\left\{\begin{matrix}\text{ɐ}^1,\text{ɐ}^2;\text{a}^1,\text{a}^2;\text{A}^1,\text{A}^2;\text{æ}^{\cdot 2},\text{æ}^{\cdot 1};\text{e}^{\cdot 2},\text{e}^{\cdot 1};\ddot{\text{i}}^2,\ddot{\text{i}}^1\\ \text{ɔ}^{\cdot 1},\text{ɔ}^{\cdot 2},\dot{\text{o}}^1,\dot{\text{o}}^2;\dot{\text{u}}^1,\dot{\text{u}}^2;\text{œ}^2,\text{œ}^1;\text{ə}^2,\text{ə}^1;\text{y}^2,\text{y}^1\end{matrix}\right\}\text{æ}^2,\text{æ}^1;\text{e}^2,\text{e}^1;\text{i}^2,\text{i}^1$$

Ein jeder wird hierin ſofort wider die sechs Hexaden, geordnet nach der Klanghöhe, erkennen:

$$\text{back-round}\left\{\begin{matrix}\text{back;} & \text{mixed}\\ \text{mixed-round;} & \text{front-round}\end{matrix}\right\}\text{front.}$$

So beſtätigt ſich von neuem die nahe Verwandtſchaft (ich möchte fast ſagen die Identität) des deutſchen Dreiecks und des engliſchen Vierecks.

Es ist mit großem Danke anzuerkennen, dass die Engländer ſeit dem Zuſammenwirken von Wallis, Holder und Wilkins bis zu Ellis, Bell und Sweet hin auf dem Gebiete der Sprachphyſiologie unausgeſetzt mit rüstigster Kraft gearbeitet haben. Durch die vilen Zwiſchenlaute, die ſich in irer Sprache entwickelt haben — durch ire (wie Jakob Grimm ſich ausdrückt) nicht einmal lerbare, nur lernbare Fülle freier Mitteltöne — wurden ſie beſonders auf diſe Unterſuchungen hingewiſen,

und wir freuen uns, dass durch die neue Ausgabe von **Sievers** trefflichem Werke uns ire neuesten Forſchungen um ein gutes Stück näher gebracht worden ſind: aber wir brauchen darum unſer eigenes Licht nicht unter den Scheffel zu ſtellen, und dürfen wol hoffen, dass die Engländer den deutſchen Unterſuchungen über die Klangverhältnisse der Vokale auch ferner die verdiente Beachtung ſchenken werden. Wir glauben diſe Erwartung um ſo ſicherer hegen zu dürfen, als ſchon **Bell**, und dann **Sweet** in ſeinem ſchönen *Handbook of Phonetics* einen beachtenswerten Anfang gemacht haben, auch die ſtimmloſen ſpirantiſchen Konſonanten nach irer Klanghöhe zu unterſcheiden und in eine Skala zu ordnen.

Sweets § 162 lautet:

„The following table shows the pitch of the chief open consonants according to Bell (f and th I have added myself):

wh khw kh ˏkh kh f { ph / ˎkh } rh sh s ˏjh th jh ˬjh."

[wh (lip-back-open) engl. *which.* — khw (back-lip-open) d. *auch.* — kh (laryngal wheeze) dänisch. — ˏkh (inner back-open) schweiz. *ch.* — kh (back-open) schott. d. *loch.* — f (lip-teeth-open) engl. *fife.* — ph (lip-open) griech. *φ.* — ˎkh (outer back-open) scot. exclamation *fikh.* — rh (point-open) breathed r. — sh (blade-point-open) engl. *she.* — s (blade-open) engl. *see.* — ˏjh (inner front-open). — th (point-teeth-open) engl. *think.* — jh (front-open) isl. *hjarta*, norw. *kenna.* — ˬjh (outer front-open)].

Ich bitte diſe Beſtimmungen der Engländer zu vergleichen mit denen, welche ich, unterſtützt durch das feine Gehör des Dr. H. Schwebſch, in meiner Schrift „Zur Lere von den Klängen der Konſonanten, Berlin 1879" nidergelegt habe, und hoffe dass auch diſe Unterſuchungen, deren Tragweite ſich für den Augenblick wol noch nicht beurteilen lässt, dazu beitragen werden, dass die Deutſchen und die Engländer ſich einander immer mer nähern und mit vereinten Kräften auf dem Gebiete der Lautphyſiologie weiter arbeiten werden.

Berlin. **G. Michaelis.**

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Frédéric Godefroy, Dictionnaire de l'ancienne langue française et de tous ses dialectes du IXe au XVe siècle composé d'après le dépouillement de tous les plus importants documents manuscrits ou imprimés qui se trouvent dans les grandes bibliothèques de la France et de l'Europe et dans les principales archives départementales, municipales, hospitalières ou privées. Paris, F. Vieweg, 1880. Fascicule 1. II u. 64 p.

Das erste bis acolure reichende Heft eines in der französischen Lexikographie epochemachenden Werkes liegt hier zur Beurtheilung vor. Ein staunenswerther Fleiss gehörte dazu, die gewaltige Masse von weit zerstreutem Material zu sammeln und zu ordnen; einzelne bisher unbekannte Dokumente finden sich hier zum ersten Male benutzt. Dass natürlich eine so umfassende Arbeit wie dies Wörterbuch der altfranzösischen Sprache nicht Anspruch auf Vollständigkeit macht, liegt auf der Hand, aber im Vergleich zu seinen Vorgängern bildet dies Werk einen bedeutenden Fortschritt. Dasselbe ist auf 10 Quartbände berechnet, die diejenigen Worte der ältern Sprache enthalten sollen, welche die neufranzösische Sprache nicht bewahrt hat; von den in letzterer erhalten gebliebenen Worten werden nur die verzeichnet, bei denen im Nfz. die eine oder andere Bedeutung verschwunden ist. Die verschiedenen Formen eines und desselben Wortes finden sich hier unter einer Hauptform vereinigt ohne Rücksicht auf die verschiedenen Dialekte des Altfranzösischen und mit zahlreichen Beispielen belegt, die entweder direct aus Handschriften europäischer Bibliotheken oder aus den besten Textausgaben entnommen sind; auch lateinische Handschriften, in welche altfranzösische Worte eingestreut worden sind, hat der Herausgeber benutzt. Die Orthographie auch der gedruckten Texte ist möglichst vereinfacht, indem der accent aigu auf die e fermés gesetzt wird, bei denen am Ende kein s oder z steht. Wir kommen nach Erscheinen der nächsten Lieferungen des Nähern auf dies Buch von F. Godefroy zurück, welcher als ein Schüler E. Littré's hiermit, wie es scheint, den Meister hat übertreffen wollen.

Recueil général et complet des Fabliaux des XIIIe et XIVe siècles imprimés ou inédits. Publiés avec notes et variantes d'après les manuscrits par Anatole de Montaiglon et Gaston Raynaud. Tome IV. Paris, Librairie des Bibliophiles, 1880. 338 p.

Der erste Band des Recueil général et complet des fabliaux erschien 1872 und wurde von Anatole de Montaiglon veröffentlicht; vom zweiten

Bande an, welcher 1877 erschien, figurirt auf dem Titelblatt als Mitherausgeber Gaston Raynaud; der dritte Band verliess die Presse im Jahre 1878 und enthielt fabliau LV—LXXXVIII. Jetzt liegt der vierte Band vor, ohne dass hiermit die Sammlung abgeschlossen ist. Dieser Band enthält an erster Stelle das Fabliau No. LXXXIX: „Du prestre qu'on porte ou de la longue nuit", welches hier nach zwei Pariser Handschriften, Ms. fr. 1553 und 12603 veröffentlicht wird, nachdem bereits Méon im vierten Bande seiner Sammlung eine Ausgabe veranstaltet hatte. Zu bedauern ist, dass die Herausgeber die Verszahl im Text vergessen haben anzugeben; so ist das Citiren ausserordentlich erschwert. Der Text des folgenden zuerst von Méon im dritten Bande S. 210 veröffentlichten Fabliaus XC: „De la male honte" ist den zwei Handschriften der Pariser Nationalbibliothek 2173 und 19152 entnommen. Seite 41 wie in den Varianten Seite 234 wird als Verfasser dieses Stückes Guillaume le Normand genannt, der angeblich schon durch das Fabliau vom Prestre et Alison im II. Bande S. 8—23 bekannt wäre. Ohne Zweifel haben die Herausgeber hier die vorsichtige Behauptung Méon's zu Vers 150 unbedachtsam hingenommen. Uebrigens fehlt die Angabe, dass schon E. Martin (1869) in seiner Ausgabe des Besant de Dieu dem Guillaume dies Fabliau abspricht; diese Ansicht wird ausserdem bestätigt durch die Abhandlung von Ad. Schmidt, Guillaume, le clerc de Normandie, insbesondere seine Magdalenenlegende: in Böhmer's Romanischen Studien. Bonn 1880. Heft XVI (IV. Band, 4. Heft), p. 493—542. Beiläufig bemerkt, Schmidt giebt mit dem Text der gleichzeitig im Archiv erschienenen Magdalena einen ausführlichern Nachweis für Thatsachen, die von seinen Vorgängern bereits ausgesprochen waren, ohne alle einschlägigen Fragen zu erschöpfen; so ist nicht geprüft die Autorschaft der Vie de S. Alexi, welche von Gaston Paris in der Romania VIII (1879) No. 30 p. 163 fg. herausgegeben worden ist.

Das nächste Fabliau XCI: „Du clerc qui fu repus deriere l'escrin", welches in einer Hs. der Nationalbibliothek 1446 und des Arsenals zu Paris 3524 erhalten ist, und bereits von Méon und A. Scheler herausgegeben worden war, wird Jean de Condé zugeschrieben.

Fabliau XCII: „Du provoire qui menga les meures", XCIII: „De Berengier au lonc cul", XCIV: „Des Tresces" waren bereits veröffentlicht. Zum grössten Theile neu ist XCV: „Le vilain de Farbu"; von diesem in zwei Handschriften erhaltenen Fabliau hatte Le Grand d'Aussy eine Analyse gegeben; die Herausgeber schreiben es S. 82 Jean de Boves zu, unter dessen Namen auch No. XCVII und CIX aufgeführt ist. No. XCVI: „Estula" und XCVII: „De Barat et Haimet" waren bereits durch Barbazan und Méon bekannt gemacht. Bisher nur handschriftlich vorhanden war CXVIII: „De Jouglet"; der Text steht S. 112—127, die Varianten S. 262 bis 274. Die Herausgeber benutzen hierzu die Abschrift der Pariser Hs. 837 fol. 116—118 und der Londoner Hs. Addit. 10289 fol. 175—178 von Gaston Paris und Paul Meyer; aber zu bemerken ist, dass die Copie der Londoner Hs. (B) viel Lesefehler zeigt. Zu V. 11 fehlt in der Anmerkung: B sages; V. 21 B hat dou statt du. Zu V. 31 fehlt die Lesart von B: viengies (Hs. uiēgies) und Ermenjart; 32: diex statt dieus; 32 steht fetes in der Hs., wo feres als Lesart verzeichnet wird; 33 wird comment gelesen, wo die Hs. B coment hat; 35 A hat lib: fehlt in der Anmerkung; B 36: uouleis; B 38 comfaitement; B 39 devreis vallant: fehlt in der Note; B 41: fiz; B 44 seit; B 45: tavernes; B 46: die Hs. hat: parler'oit; B 49 le vavasor; B 50—53: diroi, nicht dirai, wie in den Varianten steht; B 55 charia d. i. charja; B 56: A un menestreil iuglet; B 57: mostier; B 58: ensegnast; B 61: Juglet; B 63: rien; B 64: einz; B 65: plesseiz; 66: estrangleiz; B 73: meins; 81: roeve; 82 troeve; B 92: espouse; B 94 miex. poet. Zu Anmerkung V. 103—108 ist zu bemerken, dass 103 und 104 richtig ist, aber dann folgt: „Cel jor furent a grant plente. (Le vers

rimant au précédent manque)"; allerdings fehlt dieser Vers in der Copie, aber nicht in der Hs., wo zu lesen ist:

Cel jor furent bien atorne:
Quar il orent a grant plente.

V. 107 steht das zweite Mal auch boens. V. 110 steht ce in B statt je; B 117: lesast . pou. 118: d'un chou; B 121: couche; B 122: n'iert . costumiers; B 124: biau. B 126: Par foi, fet J. B 131: voidier. A 132: set. B 140: seit; B 143: vilain; B 151: donee; B 153: vet; B 154: d'angoise; B 157: n'out somellier; B 158: sot. B: bel feindre. B 170: donc . mi sire. 174—176: si n'en statt s'en. B 178: sout; B 180 = 181: seint; B 184: chaitive; B 186: sifaitement; B 189: commencha; B 193: si vos a eissi. B 196: chevez; B 197: cel statt cil; B 199 fait st. feit. B 200: sanz st. sans; B 202: s'asist; B 212: ains . marriz; B 216: dame dex; B 218: brace; B 219: reson; B 220: destroiz st. desroiz; 225—230: mot st. moz; B 230: le st. li; 232 Hs. q' = que (vorhergeht si); B 232: iessir; B 253: Cel st. cil; A 236: qu'onques (Hs. q̄s); B 238: oncore; A 243: Jouglet; B 245: jetees; B 246: obliees; B 249: meins; B 260: gariz; B 263—269: tant st. quant, ceste st. cele; A 276: voidier; B 278: oncore; B 282: le . ou f; B 284: seint; B 285: gariz; B 286: dou . estoie marriz; B 292: soi; B 293: bisnars; B 294: Hermengars; B 296: q̄ femme; B 300: pout; B 301: XL; B 302: ivres; 307—318: B le mont . Maheut st. Mahaut; estez (Hs. estrez mit unterpung. r); B 319: perechous . lent; B 323: le cuer . soslieve; B 327: en la merde (geändert im Text in à la m.); 328: seint; B 329: conchie; B 330: chevez . chie; B 332: Mahaut; B 341: qui m'a ci a este; B 346: corocier; B 351—352: ceu: ceu; B 353: einsi: 355 lies out st. ont; B 356: lui st. hui; B 357—359: braees; B 360: les bones s.; B 361: vos; B 367: malballi; B 368: salli; B 379: maudit l'ore . nez; B 380: einsi atornez; B 393: soi mollier; B 394: attollier; 396: esclabouter; B 399: li maufez soient; B 403: solement; B 404: alasse iustement (gelesen ist vistement); B 314: beneet; B 430: genoz; B 431: desnoe; B 432: emboe; B 440: encientre; B 441: hochier. — No. XCIX: „Des III dames" ist entnommen der Londoner Hs. Harl. 2253 und war bisher nicht veröffentlicht. Von C: „De la dame qui fist batre son mari" war schon im ersten Bande ein fast wörtlich übereinstimmender Text publicirt. No. CI: „De porcelet", CII: „De celui qui bota la pierre", CIII: „De Brifaut", CIV: „De pré tondu", CV: „De la sorisete des estopes", CVI: „De Constant du Hamel", CVII: „De la pucele qui abevra le polain", CVIII: „De la pucele qui vouloit voler" und CIX: „Du vilain de Bailluel" waren schon durch Barbazan, Méon und Jubinal bekannt. Wir werden auf einzelne Fabliaux zurückkommen, sobald der fünfte Band erschienen sein wird.

Hermann Seeger, Ueber die Sprache des Guillaume le Clerc de Normandie und über den Verfasser und die Quellen des Tobias. Halle, E. Karras, 1881. 43 S. (Dissertation).

Diese wohlgelungene Erstlingsarbeit behandelt einen Dichter, dessen Werken in neuerer Zeit von verschiedenen Seiten Untersuchungen gewidmet worden sind. Der Verfasser vorliegender Dissertation untersucht in 34 §§ auf Grund der Ausgaben von E. Martin, Besant de Dieu, R. Reinsch, Les Joies N. D. in Gröber's Zeitschrift und La vie de Tobie im Archiv für neuere Sprachen, Ad. Schmidt, Guillaume's Magdalenenlegende in Böhmer's Studien, sowie der Ausgaben des Bestiaire von Cahier und Hippeau die Sprache des Guillaume le Clerc de Normandie, die er S. 23—25 mit derjenigen der Marie de France vergleicht. S. 25—30 folgt ein Abschnitt über Sprache und Verfasser des Tobiasgedichts, welcher hier nochmals als

mit Guillaume le Clerc de Normandie identisch erwiesen wird. Der letzte Abschnitt S. 30—43 erörtert ausführlich die Quellen des Tobias: auch dieser Theil ist dem Verfasser gelungen. Eine Bemerkung S. 25—26 ist nicht zutreffend: Seeger meint, dass die Verse bei de la Rue, Essais historiques 3, 8 nicht aus der Hs. Arundel 292 entnommen sind, sondern sie fänden sich nach de la Rue „dans la bibliothèque de la société royale de Londres, parmi les manuscrits du duc de Norfolk No. 292.“ Nun fragt S., ob dies vielleicht dieselbe Hs. wäre, die die englische Uebersetzung von Guillaume's Bestiaire enthalte. Letztere solle nach de la Rue, Ess. hist. 3, 23 sich in einer Hs. Norlk No. 292 befinden. Auch Martin, Besant S. XXIII habe Norfolk vermuthet. Diese Verse seien allerdings denen der Hs. A sehr ähnlich, jedoch verschieden genug, um über ihre Identität Zweifel zu erwecken. Was zunächst die Hs. selbst betrifft, so weiss jeder, der dieselbe in den Händen gehabt, dass sie heute die Bezeichnung Arundel 292 führt, früher der Royal Society in London gehörte und von dem Herzog von Norfolk geschenkt worden ist. Die Bezeichnung Norlk No. 202 bei de la Rue ist eine Ungenauigkeit dieses Gelehrten wie so viele andere. Auch enthält diese Hs. keineswegs eine englische Uebersetzung von Guillaume's Bestiaire, wie S. nach de la Rue, Essais 3, 23 vermuthet, sondern fol. 4 bis fol. 10b enthält nur einen kurzen englischen Bestiaire, welcher nach dem Lateinischen des Tebaldus bearbeitet und zuerst von Th. Wright 1837 in den Altdeutschen Blättern, dann in den Reliquiae antiquae, weiter von E. Mätzner in seinen Altenglischen Sprachproben, endlich von Rev. Rich. Morris, An Old English Miscellany. London, E. E. T. S. 1872, p. 1—25 herausgegeben ist. Einen Hinweis auf Wright gab zuletzt Suchier, Bibl. Normannica I, p. LVI beim Abdruck der Predigt Deu le omnipotent aus dieser Hs. Aus eben derselben Hs. fol. 38 entnahm Wright, Biographia Britannica Literaria, Anglo-Norman Period, London 1846, p. 446 fg. den Sermo magistri Stephani de Languedune, archiepiscopi Cantuarensis de sancta Maria und ernannte auf Grund dieser Stelle nach de la Rue, Essais hist. 3, 10 den Erzbischof Stephan de Langton zum anglonormannischen Dichter. Doch gebührt Langton keineswegs das Verdienst, dies kleine Gedicht, beginnend: Bele Aaliz men se leva etc., wie auch Victor Le Clerc in Histoire littéraire de la France au XIVe siècle, II édition, Paris 1865, I, p. 401—402 annimmt, verfasst zu haben, höchstens dürfte er es in Frankreich kennen gelernt haben. Eine zweite Hs. hiervon fand P. Heyse in der Vaticana, Chr. 1490, aus welcher er in einem unbewachten Augenblick 21 Lieder abschrieb, darunter No. 8; vgl. sein Werk: Romanische Inedita auf ital. Biblioth. gesammelt. Berlin 1856. p. 52. In dieser Hs. fehlt, wie es scheint, die paraphrastische Exposition des Liedes. Noch ist eine dritte der Nationalbibliothek zu Paris gehörige Hs. hinzuzufügen: Ms. lat. 15170 (fonds St. Victor 500) fol. 14b, wo das Stück nur fragmentarisch in Schrift des 12. Jahrh. erhalten und schwer lesbar ist, ausserdem ist das Ende der Zeilen durch den Einband verdeckt; darin eingeschoben ist ein als Prosa geschriebenes lat. Gedicht auf Maria, beginnend:

Ecce, mundi gaudium,
Ecce, salus omnium etc. —

Noch sei die Bemerkung zu S. 30 gestattet, dass die vier Schlusszeilen des Tobias nach L'estorie est definee ici unecht sind, indem sie einen schleppenden Zusatz enthalten und der Relativsatz zu weit vom vorhergehenden Substantiv entfernt steht; auch ist avon und das zweimal folgende me auffällig. Die Schwierigkeit in der Angabe Guillaume's: Kenilworth en Ardene ist übrigens nicht beseitigt; S. nimmt den Ort in Warwickshire als die Heimath der Tobiade an.

F. Stehlich, Les Moines. Comédie satirique écrite par les PP. Jésuites du collège de Clermont, dit de Louis-le-Grand à la fin du XVII[e] siècle. Publiée d'après un manuscrit de la Bibliothèque Sainte-Geneviève. Rouen 1880. VIII u. XIII u. 55 p.

Das vorliegende Buch gehört zu einer Sammlung von Curiosités bibliographiques, welche in Rouen bei Lemonnyer erscheint. In derselben figuriren noch die folgenden in beschränkter Anzahl gedruckten Werke: 1) Vadé. La pipe cassée, poème épitragipoissardi-héroïcomique. 2) Dissertation sur les idées morales des Grecs et sur le danger de lire Platon, par M. Audé. 3) J. J. Rapsaet. Les Droits du Seigneur. 4) J. De Born. La Monacologie, ou Histoire naturelle des Moines, trad. de l'original latin, par Broussonnet. 5) Fantaisie scatologique (Parodie curieuse de l'Art poétique de Boileau). 6) Vivant-Denon. Point de lendemain, conte. 7) Éloge burlesque de la seringue. 8) Histoire de la prostitution en Chine, par le docteur Schlegel. 9) La confession d'Audinot. 10) La descouverture du style impudique des courtisanes de Normandie à celles de Paris.

Das ein Bild fröhlich zechender Mönche darbietende Lustspiel Les Moines ist von Dr. Stehlich, von welchem soeben im Osterprogramm der Realschule zu Kassel eine Studie über „die Sprache in ihrer Beziehung zum Nationalcharakter" erschienen ist, nach der Hs. No. 40z—f7 der Bibliothèque St. Geneviève zu Paris zusammen mit einer eine Satire gegen die Jünger Loyola's bildenden Lettre à un amy, in welcher das in Rede stehende Stück von einem unbekannten Verfasser nach dem Exemplar eines Freundes der Jesuiten geistvoll analysirt wird, herausgegeben worden. In der aus der Feder des bekannten Bibliothekars von Évreux, A. Chassant, herrührenden Vorrede ist das Wissenswertheste beigebracht; doch ist es entschieden zu tadeln, dass des Herausgebers und Entdeckers dieses hübschen die Mönche verspottenden Stückes hier mit keiner Silbe gedacht ist.

In dem Lustspiele werden die Mönche von ihrer menschlichen Seite geschildert als Freunde einer guten Flasche Wein, und zwar verspotten sich hier die Mönche selbst in drei Acten, die durch Zwischenspiele unterbrochen werden. Verfasser des Stückes ist wohl nicht ein einzelner, etwa der P. Du Cerceau, sondern die Mitglieder des Jesuitencollegs Louis-le-Grand zu Clermont, welche alljährlich in den Septemberferien zur Erholung nach ihrem Landhaus in Gentilly pilgerten, scheinen insgesammt dazu Beiträge geliefert zu haben. Gespielt wurde das Stück in Clermont, wie der Titel angiebt, vor einem zahlreichen Publicum, unter welchem sich der Beichtvater Ludwigs XIV. P. La Chaise befunden haben soll. Nur die eine von Stehlich veröffentlichte Copie dürfte erhalten sein, da die Jesuiten es mit königlicher Erlaubniss durchsetzten, dass die auf Kosten des ihnen feindlichen Erzbischofs Letellier von Rheims gedruckte Ausgabe in ihren Besitz gelangte. Wie in der Lettre à un amy, so war in dem Stück selbst nichts zu erklären. Der Abdruck ist correct, die Ausstattung des Buches recht hübsch; nur S. 51 im III. Act steht Fon statt Non; S. 29, Sc. 3, Zeile 7 fehlt nach pour nous Punct; S. 40, Zeile 2 ist in Kommata zu schliessen; Act III, Sc. 1, Zeile 5: jetté, besser jette.

Noch sei bemerkt, dass E. Boysse in seinem zu Paris 1880 erschienenen Werke: Le Théâtre des Jésuites diese Mönchskomödie, eines der besten Werke der Jesuiten, denen Molière so viel verdankte, nicht kennt; überhaupt behandelt derselbe in seinem aus Artikeln in der Revue contemporaine hervorgegangenen Buche die Komödie auf drei Seiten viel zu wenig eingehend; auch das Capitel Les commencements du collège de Clermont (S. 16—22) ist ziemlich dürftig; kurz, Boysse geht nicht viel über die von seinem Vorgänger Eug. Despois, Théâtre français sous Louis XIV erreich-

ten wissenschaftlichen Ergebnisse hinaus. Vgl. Félix Hémon, La comédie chez les Jésuites in der Revue politique et littéraire. Gannée, 2 série. No. 23, 6 décembre 1879, p. 529—534, und No. 37, 13 mars 1880, p. 867 bis 874.

Hermann Hormel, Untersuchung über die Chronique Ascendante und ihren Verfasser. Marburg, N. G. Elwert, 1880. 33 Seiten.

Die vorliegende Schrift, welche sich als Marburger Dissertation bekundet, hat Maistre Wace's Chronique ascendante des ducs de Normandie zum Gegenstand und verdankt offenbar ihre Entstehung einer von H. Andresen in seiner Ausgabe des Roman de Rou I, p. 205—206 gegebenen Anregung. Nachdem der Verf. Gründe für Wace's Autorschaft vorgebracht, gelangt er erst mit S. 21 zu dem Resultate, dass die Chron. asc. weder ein Prolog noch ein Epilog, sondern eine kurze Geschichte Heinrichs IV. sei, eine Angabe, die mehrmals wiederholt wird. Zum Ueberfluss werden zuletzt noch die Verse der Chron. asc., welche mit dem Roman de Rou übereinstimmen, zur Vergleichung gegenübergestellt und aus Andresen zur Ausfüllung der 32 Seiten ausgeschrieben; doch wird die Vergleichung nicht sehr weit ausgedehnt, weil der Roman de Rou „zu ausführlich ist.“ Wir wären hier mit einer blossen Angabe der Verse ohne Wiederabdruck derselben wohl zufrieden gewesen. Ueberhaupt hat der Verf. seinen deutschen und französischen Quellen zu sehr das Wort gelassen; ungefähr die ersten 20 Seiten bilden nichts als Excerpte; dabei werden fremde Ansichten zum Ueberdruss wiederholt. S. 13 kehrt ein Citat aus Du Méril wörtlich wieder, das schon S. 6 angeführt war; aus demselben Autor kehrt S. 16 theilweise eine Stelle wieder, die schon S. 5 citirt ist; S. 6 stehen 5 Zeilen Text aus Wace, die mit einem Citat aus Du Méril auf S. 16 und 17 noch zwei mal wiederholt werden; ebenso ist S. 17 das von Du Méril über pastiche littéraire Gesagte, was schon S. 6 stand, nochmals fast wörtlich aufgeführt. Was Andresen über die 315 Zeilen der Chron. asc. beibringt, ist hier zum grössten Theil wiederholt; S. 19 und S. 24 steht dieselbe Stelle aus dem Roman de Rou III, V. 11487—11490, zuletzt fehlerhaft, wie es denn an Druck- und Accentfehlern nicht fehlt, deren Aufzählung überflüssig ist. Auch das Verhältniss der Chron. asc. zum Roman de Rou hat der Verf. nicht erkannt, und erst G. Paris war es vorbehalten, das Richtige zu treffen; vgl. Romania, Oct. 1880, No. 36, p. 592 fg. Kurz, die ganze Arbeit gehört zu den schwächeren Producten, welche in Marburg das Licht der Welt erblickt haben.

Advokat Patelin. Lustspiel in drei Acten von Brueys, für die deutsche Bühne bearbeitet von Anton Bösch. Frankfurt a. M. 1879. VI u. 48 Seiten.

Es ist ein glücklicher Gedanke, das von Brueys (1640—1723) im Jahre 1700 modernisirte alte Lustspiel vom Advokaten Pathelin einem grösseren Publicum durch eine Uebersetzung zugänglich zu machen; denn als Meisterwerk der mittelalterlichen dramatischen Kunst wird es vermöge seines urkomischen Inhaltes für alle Zeiten eine Erheiterung bleiben. Die Bearbeitung des Brueys, welche sich auf die 1656 in Rouen erschienene Komödie „Tromperies, finesses et subtilités de maître Pierre Patelin, avocat à Paris“ stützt, wurde im Jahre 1706 im Théâtre Français aufgeführt und mit grossem Beifall aufgenommen. Die älteste datirte Ausgabe des ursprünglichen Lustspiels vom Maître Pathelin stammt aus dem Jahre 1490, während die Brüder Parfaict eine solche vom Jahre 1474 in ihrer Geschichte des französischen

Theaters erwähnen; nach Brunet's Manuel du libraire stammen aus dem 16. Jahrhundert allein 20 Ausgaben, ein Beweis, wie beliebt das Stück gewesen ist; dasselbe ist auch in das Lateinische übersetzt worden durch Reuchlin und durch Alexander Connibert. Herausgegeben ist das alte Lustspiel von Pathelin im Jahre 1723 von dem Buchhändler Coustelier und im 19. Jahrhundert zweimal, zuerst von Geoffroy-Château u. d. T.: La Farce de Maistre Pierre Pathelin précédée d'un recueil de monuments de l'ancienne langue française, depuis son origine jusqu'à l'an 1500. Paris, Amyot, 1853. p. 1—102; im Jahre 1854 folgte die Ausgabe von Génin; endlich reproducirte den Text der ersten Ausgabe P. L. Jacob (Bibliophile), Recueil de farces, soties et moralités du quinzième siècle réunies pour la première fois et publiées avec des notices et des notes. Paris, Ad. Delahays, 1859. In diesem Buche (Préface p. 6) schreibt Lacroix, welcher als Abfassungszeit etwa 1470 annimmt, indem er dem Vorgange des Godard de Beauchamps, des Verfassers der Recherches sur les théâtres de la France (1735) folgt, die Autorschaft des ursprünglichen Maître Pathelin Pierre Blanchet aus Poitiers zu, während Génin als Verfasser Antoine de La Sale annimmt; andere, darunter A. Bösch, theilen das Stück Guillaume de Lorris zu, eine Ansicht, deren Urheber der Graf de Tressan ist; auch Villon und Clément Marot werden ohne Grund als Verfasser genannt. Wo das Stück entstanden ist, steht nicht mit Sicherheit fest; den Schauplatz setzt Lacroix zwischen Meaux und Brie-Comte-Robert, in dessen Nähe die Abtei Hyvernaux lag. Dass das alte Stück nicht durch die Bearbeitung des Brueys gewonnen, geben die Literarhistoriker zu; in der modernisirten Fassung ist die Colette, die Magd des Pathelin und das Liebesverhältniss zwischen Henriette, der Tochter des Advokaten und dem Sohne des Tuchhändlers Guillaume eingefügt worden.

Die vorliegende deutsche Uebersetzung, welche der Bühne Dienste leisten kann, schliesst sich hier und da frei, aber meist getreu dem Wortlaut im Lustspiele des Brueys an; an wenigen Stellen ist der Lustspielton durch unzutreffenden Ausdruck verwischt. Zusätze des Uebersetzers sind nur die zwei Lieder im zweiten Act, Auftritt 4: „Du, du liegst mir im Herzen" und: „Wart nur Bäbili, wart nur Bäbili"; ausserdem sind im dritten Act noch die Schlusszeilen sowie das Gedicht: „Bestimmung der Damen" hinzugekommen, welches ebensowenig wie die zwei früheren passend gewählt ist. Dadurch nimmt die Uebersetzung mehr den Charakter einer freien Bearbeitung an. Möge dieselbe dazu beitragen, dieses Meisterwerk französischer Komik auf der deutschen Bühne einzubürgern! R.

Zur Gralsage. Untersuchungen von Ernst Martin. Strassburg, Trübner, 1880.

Diese kurze aber sehr inhaltsvolle und geistreich geschriebene Abhandlung, welcher, nach Angabe des Verfassers, ein auf der Philologenversammlung zu Trier 1879 von ihm gehaltener Vortrag zu Grunde liegt, dürfte bei allen jenen Aufsehen erregen, welche sich mit der Gralsage und ihrer Entwickelung beschäftigt oder die einschlägigen Veröffentlichungen der jüngeren Jahre aufmerksam verfolgt haben; denn sie versucht darzulegen, dass die durch die neuesten Untersuchungen gewonnenen und ziemlich allgemein als richtig angesehenen Resultate nicht haltbar seien. Bekanntlich hat Zarncke in seiner Abhandlung: „Zur Geschichte der Gralsage" (s. Paul Braune. Beitr. III p. 304 ff.) und ihm folgend A. Birch-Hirschfeld in seinem Buche: „Die Sage vom Gral, ihre Entwickelung etc." (Leipzig, Vogel, 1877) die Behauptung aufgestellt und ziemlich glaubwürdig bewiesen, dass es nicht möglich sei, dass Wolfram ausser dem Conte de graal des

Chrestien irgend eine andere altfranzösische Quelle gekannt habe, und dass der von ihm angeblich benützte Provenzale Kyot eine fingierte Person sei, eine Ansicht, welche schon früher A. Rochat geäussert hatte. Dieser Behauptung nun tritt Martin in dem I. Kapitel seiner Abhandlung, „Wolfram von Eschenbach und seine Quellen“ betitelt, entgegen, indem er im Anschluss an San Marte und Bartsch zu beweisen sucht, dass uns nichts berechtige, jene Quelle zu bezweifeln und für eine Erdichtung zu erklären, da erstens unter der Menge von Eigennamen, die man für eigene Erfindung Wolfram's ausgeben wollte, nachweisbar eine überwiegende Anzahl sei, bei welchen W. sich an überlieferte Namen hielt (M. selbst führt [p. 5 f.] deren nicht wenige auf eine ganz bestimmte lat. Quelle, Solin's Polyhistor, zurück), so dass man den Schluss ziehen dürfe, er habe auch die übrigen bis jetzt noch nicht bestimmbaren Eigennamen nicht erfunden, sondern aus einer uns nicht bekannten Quelle geschöpft; ferner begegne man den grössten Schwierigkeiten durch die Annahme, als habe W. den Anfang und den Schluss des Parzival, die er in Chrestien's Werk, wäre dies seine Quelle, nicht vorfand, selbst hinzugefügt; Beweis: „die Art, wie im I. u. II. Buch die handelnden Personen ausser Gahmuret eingeführt oder vielmehr nicht eingeführt werden“, ferner der Umstand, dass die Anknüpfung der Schwanrittersage durchaus kein sicheres Beispiel für die durch W. stattgefundene Erweiterung der Gralsage ist, sondern sich auch in der Gerbertschen Fortsetzung des Perceval findet, also bestimmt schon in der von beiden Dichtern benutzten Ueberlieferung vollzogen war, da eine gegenseitige Benützung dieser beiden Gedichte undenkbar ist.

Im II. Kapitel beschäftigt sich der Verf. mit der Krone Heinrich's von dem Türlin, einem bisher nur wenig beachteten Gedicht, an dem er aber einen sehr festen Stützpunkt für seine Behauptung gefunden hat, da es „uns gerade die von W. im Parzival behandelten Sagen wieder in abweichender Gestalt zeigt und so einen Beweis dafür giebt, dass neben Cretiens Perceval noch andere Ueberlieferungen zu Wolfram's Zeit umliefen“ (p. 20). Es wird uns nämlich, nach einigen Worten über den Dichter, gezeigt, dass er selbst angiebt, er habe den Inhalt seines Gedichtes aus einem französischen Buche, dass er zwar auch Chrestien von Troies als Gewährsmann nennt, dass er aber sehr häufig sich neben diesen und Wolfram mit einer dritten Version hinstellt; man könne jedoch Heinrich nicht, wie man es bei Wolfram gethan, wo er von beiden abweicht, ein freies Umdichten seiner Quellen zuschreiben, da dem seine eigene Versicherung, er übersetze aus einem Buche, einem exemplar, entgegenstehe, sowie der Umstand, dass er sich öfters in seinen Namen und anderen Angaben widerspricht, und sich auch ein Theil der in seinem Gedicht zusammengefügten Stücke in späteren franz. und engl. Quellen wiederfindet, die doch sicher nicht aus ihm schöpften, sondern wol zweifellos mit ihm aus einer gemeinsamen Quelle. Diese, schliesst M., mochte etwa eine Compilation gewesen sein, welche den Inhalt von Chrestien's Perceval mit anderen Erzählungen verknüpfte; es würde dies dann auch mit der Angabe Wolfram's stimmen, dass ihm ein derartiges von Kyot verfasstes Werk vorgelegen sei. Wir sehen, M. bewegt sich in dieser seiner Beweisführung möglichst auf sicherem Boden mit sehr grossem Geschick und gutem Erfolg, denn wenn er auch die Frage nach der Richtigkeit der Wolfram'schen Angabe nicht löst, so bringt er doch sicher zu deren Lösung sehr wichtige Faktoren bei, und mehr wollte er nicht, wie er bescheiden selbst bemerkt.

Im III. Kapitel seines Büchleins: „Die Gralsage und ihr Ursprung“ wendet sich der Verfasser der vielbehandelten Frage nach der Herkunft der Gralsage zu, indem er, auch hier wieder gegen Zarncke und Birch-Hirschfeld, behauptet, es sei die Sage von dem wunderthätigen „graal“ eine ursprünglich rein celtische ohne jeden christlichen Zug, aus der bei Robert de Boron eine fromme Legende geworden sei. Bekanntlich ist

diese Behauptung nicht neu, sondern schon La Villemarqué legt der Gralsage gleich der mit ihr so eng verbundenen Artursage celtischen Ursprung bei; allein weder er noch einer seiner Anhänger — es sind Heinrich: „Etude sur le Perzival de Wolfram v. E.", Potoin: „Perceval le Gallois" und Hucher: „Le St. Graal" — vermochten diese Annahme glaubhaft zu beweisen. Ist nun Martin glücklicher als seine Vorgänger? Ich glaube dies verneinen zu müssen, denn wenn es ihm auch in seiner höchst scharfsinnigen Erörterung gelingt, mit Hilfe der bretonischen Heldensage, des germanischen Mythus und celtischer nach Sicilien übertragener Sagen von Artur diesen als den Gralkönig selbst hinzustellen, so enthalten doch seine weiteren Ausführungen, so geistreich sie auch sein mögen, manches Unwahrscheinliche und führen ihn kaum zu dem gewünschten Ziele, denn seine Ansicht, es könne der Gral in seiner Eigenschaft als eine Art Tischlein deck dich, als wunderbarer Spender von Speise und Trank, die er schon nach der bekannten Stelle bei Heliand und noch bei Chrestien und seinem ersten Fortsetzer besitzt, gewiss der Artursage ursprünglich schon angehört haben, ist eben nur eine zweifelhafte Hypothese, der, abgesehen von dem, was schon Zarncke und Birch-Hirschfeld geäussert haben, die, wie es scheint, weniger bekannte Erklärung eines bedeutenden Kenners der celtischen Sagen, Dr. Nash schwerwiegend entgegensteht. Dieser Gelehrte führt in der Vorrede zu der von Furnivall für den Roxburghe Club besorgten und 1861 erschienenen Ausgabe des „Seynt Graal"* genau aus, dass die Legende vom h. Gral offenbar nicht, wie die Artursage, bretonischen Ursprungs sei, und sagt (preface p. VII): „There is nothing in the genuine remains of Irish or Welsh „story" which can be taken as the germ of the legend" und dann in Betreff der Verbindung der Legende mit der Artursage (p. VIII. a. a. O.): „The subsequent addition of the legend of the San Graal seems never to have taken root in Wales and never to have been incorporated with the genuine Welsh or Arthurian romances by the native minstrels or storiawr of Wales." Obgleich also noch immer die von Zarncke und Birch-Hirschfeld vertretene Ansicht, es gehöre der Gral in die Legende von Joseph von Arimathia, die grössere Wahrscheinlichkeit für sich hat, so hat doch gewiss Martin durch seine vortreffliche Abhandlung sich ein Verdienst auch um die Lösung dieser Streitfrage erworben, möge sie nach der einen oder anderen Seite gelingen; auch in der Beweisführung seiner Gegner fehlt noch ein wichtiges Glied, konnten sie ja noch nicht genügend erklären, wie die Legende vom Gral mit der Artursage verknüpft wurde.

Augsburg. Wolpert.

S. de Chiara, Saggio d'un comento alla Comedia di Dante Allaghieri, Inferno Canto quinto. Napoli 1880 (‚Finito di stampare il Febbraio del 1881;' prezzo l. 1, vendibile in Cosenza, presso il Libraio Cesare Altomare), 79 pp.

Dantes Commedia in der Art mit einer Auslegung herauszugeben, dass wir nicht sowol einen, den Herausgeber, als vielmehr die eigenen Worte aller besten Ausleger von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten vor uns

* Da die für den Roxburghe Club herausgegebenen Bücher nur in der für dessen Mitglieder nötigen Anzahl gedruckt werden, so sind sie selbstverständlich sehr selten. Unser „Seynt Graal" erschien nur in 25 oder 26 Exemplaren und ist, meines Wissens, in Deutschland nur in einem Exemplare zu finden, das Herr Stiftsprobst Dr. v. Döllinger besitzt.

haben, ist in neuerer Zeit besonders durch Eugenio Camerinis Ausgaben mit Recht zu hoher Anerkennung und Beliebtheit gelangt. Auch S. de Chiara beabsichtigt in dieser Weise das grosse Gedicht herauszugeben und nach dem vorliegenden Probestücke, der fünfte Gesang des Inferno mit ausführlicher Erklärung ausgewählt aus dem besten was es hier giebt, und zwar neu und in eigener Arbeit des Urteils, können wir nur wünschen, dass diesem Probestücke bald die Veröffentlichung des ganzen folge, welches der Verf. bereits vollständig beisammen hat. Das Schriftchen beginnt mit einem Widmungsbriefe an G. B. Giuliani und dessen Antwortschreiben. Die Vermutung, welche sich hieran schliesst, dass dieses grossen Dantisten Grundsatz, wesentlich darauf bedacht zu sein, Dante durch Dante zu erklären, in diesem Schriftchen hervorleuchten werde, findet ihre Bestätigung, wie man an mehreren Stellen mit Befriedigung sieht. Die Eröffnung macht die Inhaltsangabe des Gesanges in Versen von Boccaccio und auch des Jacopo Allighieri (so, warum nun nicht auch Allaghieri?). Nur wenige, ein bis drei, Zeilen Text des Dante enthält dann jede Seite, darunter die Auslegung und unter dieser noch wieder die genaue Angabe der hier zu Rate gezogenen Schriften, sowie noch erweiternde Zusätze zu denselben. In der Sorgfalt der Quellenbenutzung scheint der Verf. musterhaft, so dass er selbst falsche Citate seiner Quellen berichtigt. Auch in Bezug auf andere Werke Dantes fallen dabei Belehrungen und Berichtigungen ab, wie z. B. dass nach Wittes stichhaltiger Beweisführung das grosse philosophische Werk Convivio und nicht Convito heisst. Zu der von neuem vorgenommenen Durchsuchung und Prüfung der ältesten und älteren und neueren Ausleger kommt die der neuesten und macht gewissenhafte vorurteilsfreie Prüfung und Zurechtweisung derselben, wie z. B. des De Sanctis, das Büchelchen angenehm und wertvoll. Sehr selten wird man finden, dass vom Ausleger selbständig eins fürs andere gesetzt, die Erklärung also wertlos ist, wie zu V. 33, wo es zu den Worten über den Wind, welcher die Sünder herumreisst, Voltando e percotendo gli molesta nur lautet: Li molesta, cioè li tormenta. In der Gestaltung des Textes ist fast durchweg Witte befolgt, nur hin und wieder mit Berufung auf Sinn und andere Stellen Dantes wird mit anderen Ausgaben gelesen. Auch durch Berufungen auf anderer, auch neuester Dichter Worte wird die Erklärung nicht selten in unerwarteter und erwünschter Weise gefördert, wenngleich auch zuweilen und selten das zu sehr selbstverständliche in der Weise der alten Philologen Hollands durch Belegstellen verbreitert scheint. Als ein Fortschritt dürfte es noch zu bezeichnen sein, dass die Aeneide sowie andere alte in ausgedehnterem Masse als bisher zur Auslegung herangezogen sind. Schliesslich will ich bemerken, dass der Ausspruch der Erklärer, in der Zeile E caddi come corpo morto cade werde das Fallen im Klange dargestellt, ohne dass sie doch ihre Meinung begründen, wenig Wert hat. Das caddi cade haben sie nicht einmal hervorgehoben oder bedacht, wie die Vergleichungen von collapsaque corpore toto est und procumbit humi bos beweisen. Nicht zu übersehen ist meines Erachtens, dass der Vers aus lauter trochäischen Worten bestehend die Vorstellung der Mattigkeit begünstigt.

Berlin. H. Buchholtz.

Methodische Grammatik der französischen Sprache. Von Dr. Q. Steinbart. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin 1880. H. W. Müller.

Die Aenderungen, welche der Verf. in dieser neuen Ausgabe vorgenommen hat, bestehen besonders darin, dass der eigentlichen Syntax ein Abriss der Formenlehre vorgedruckt ist (p. 1—55), dass die Tempuslehre

durch einzelne Zusätze, die Tempora in den Relativsätzen betreffend, eine Erweiterung erfahren hat und dass dem Abschnitte über die Präpositionen eine Tabelle „Zur Uebersetzung deutscher Präpositionen“ beigegeben wurde. Diesen Zusätzen gegenüber ist aber die Moduslehre dadurch gekürzt und vereinfacht, dass die umfangreichen Vorbemerkungen und eine Anzahl längerer Auseinandersetzungen, die für eine Schulgrammatik zu doctrinärer Art waren, ausgeschieden sind.

Wenn wir, nun auf den Inhalt der Grammatik im Einzelnen eingehend, hier und da eine von den Ansichten des Verf. abweichende Meinung zu äussern oder einen Zusatz zu machen uns veranlasst sehen, so geschieht dies, um auch unsererseits einen, wenn auch ungefügen, Baustein zum wissenschaftlichen Lehrgebäude der französischen Grammatik zu liefern, indem wir kundigen Baumeistern die Entscheidung überlassen, ob sie denselben verwerthen können oder nicht.* — Steinbart's Syntax wird eingetheilt in 1) Tempuslehre (p. 56 bis 75), 2) Moduslehre (p. 75 bis 104), 3) Die Mittelformen des Verbs (p. 105 bis 123), 4) Kasus und Präpositionen (p. 124 bis 194), 5) Die Rection des Infinitivs (p. 195 bis 216), 7) Die Konstruction nebst der Koncordanz (p. 216 bis 248). Hieran schliessen sich zwei Anhänge, welche die Interpunktion und die Versification behandeln.

Diese Eintheilung scheint uns mit einigen Unzuträglichkeiten verbunden zu sein, weshalb wir der in Schmitz' französischer Grammatik befolgten Gliederung den Vorzug geben möchten. Schmitz unterscheidet: A. Die allgemeine Syntax (Konstruction, Kongruenz oder Koncordanz und Rection = Steinbart 7 A, 7 B und 5, Kap. 1 bis 3) und B. Die besondere Syntax der einzelnen Redetheile (I. Die Begriffswörter, A. Das Verb = Steinbart 2, 3, 4, 6; B. Das Nomen, 1. Hauptwort, Artikel, 2. Das Eigenschaftswort, 3. Die Fürwörter, 4. Die Zahlwörter; II. Die Partikeln, 1. Adverbien, 2. Präpositionen, 3. Konjunctionen. Welche Gründe St. veranlasst haben, von einer weiteren, sonst wohl üblichen Theilung des Stoffes abzusehen, können wir nicht wissen. Jedenfalls aber wäre dadurch ermöglicht worden, eine Reihe von Erscheinungen, welche, weil sie mit den Materien der einzelnen Kapitel in keinem logischen Zusammenhang stehen, dem Erfassen des jedesmaligen Lernstoffes nur hindernd entgegentreten, unter einen besonderen Titel zu bringen.

§ 91 findet sich unter „Moduslehre“ die Regel über Auslassung des pas nach il y a que und depuis que; § 92 ist der Unterschied zwischen pendant que und tandis que angegeben; § 83 wird berichtet, dass nach den Zeitbestimmungen maintenant, à présent, un jour als nur durch que übersetzt wird und dass nach aujourd'hui, au moment und dès l'instant hierfür gewöhnlich où steht. Erst § 94 wird die Moduslehre, die sich nicht einmal durch den Druck von den eingeschalteten Bemerkungen abhebt, wieder fortgesetzt. So steht auch § 392, der von dem Unterschiede zwischen den grammatischen Subjecten il und ce handelt, in keinem Zusammenhange mit den vorgehenden und nachfolgenden Regeln über Wortstellung. Diese und andere** Abschweifungen wären zu vermeiden gewesen, wenn es besondere Kapitel über Pronomen, Adverb (Negation) und Konjunction gäbe.

§ 151 wird der englische resp. lateinische Satz: Cæsar ordered his soldiers to be killed und Cæsar milites occidi jussit verglichen mit dem französischen César fit tuer les soldats. Ebenso gut hätte auch an anderen Stellen auf den übereinstimmenden oder abweichenden lateinischen und englischen Sprachgebrauch aufmerksam gemacht werden können nach dem

---

* In Bezug auf den ersten Abschnitt verweisen wir auf unsere Recension des Elementarbuches von St., in Herrig's Archiv.

** Cf. § 63, § 131 b (tomber wird auch mit avoir gebraucht), § 134 bis 139 und § 145.

Grundsatze: „Alles muss in einander greifen, und eins durch das andere gedeihen und reifen.“ Dagegen freut uns die Thatsache konstatiren zu können, dass die Etymologie, wo sie das Verständniss zu erleichtern geeignet ist, wohl überall zu Hilfe gezogen wurde.

Was die Behandlung des Stoffes in den verschiedenen Abschnitten betrifft, so ist anzuerkennen, dass die französische Syntax nicht als ein Netzwerk „conventioneller“ Regeln, sondern als ein Ausfluss und eine praktische Anwendung der dem französischen Sprachgeiste innewohnenden logischen Gesetze dargestellt wird. Fast überall wird ein bestimmtes Princip, ein centraler Punkt gefunden, worauf die Einzelerscheinungen als Radien zurückweisen, wohl geeignet, die formalbildende Kraft des französischen Sprachunterrichts darzuthun. Auch ist die knappe und präcise Fassung der Regeln als für ein Schulbuch besonders empfehlenswerth hervorzuheben. Dies schliesst nicht aus, dass im Einzelnen unseres Erachtens hier und da die bessernde Hand für eine spätere Auflage angelegt werden könnte. § 3 des zweiten Abschnitts heisst: „Soll eine Handlung der Vergangenheit recht lebhaft dargestellt werden, so dehnt der Erzähler den Zeitraum der Gegenwart so weit zurück, dass jene Handlung in denselben fällt.“ Dieses Verfahren scheint uns in § 10 besser ausgedrückt zu sein durch die Worte: „wenn man durch Hineinlegung der Handlung in die Gegenwart der Erzählung grössere Lebhaftigkeit geben will.“

Zu § 29 wäre noch hinzuzufügen: lorsque, quand, après que und à peine que. — Die Lehre vom Gebrauch der Modi, die 27 Seiten umfasst, liesse sich nach unserer Ansicht wesentlich vereinfachen und verkürzen, wenn man, statt alle Arten der Nebensätze auf den Gebrauch des Indicativ oder Konjunctiv hin zu prüfen, bloss die Fälle erwähnte, wo der Konjunctiv zu stehen hat, und nur dann auf den Gebrauch des französischen Indicativs aufmerksam machte, wenn die deutsche und lateinische Sprache, wie in der oratio obliqua, abweichend den Konjunctiv gebraucht. Wir würden auch mit dem Hauptsatze beginnen und dann die Nebensätze folgen lassen.

Moduslehre. § 74 erklärt den Gebrauch des Konjunctivs nach verneinten Verben des Sagens und Denkens durch den zwischen der Aussage, dem Denken, der Wahrnehmung des Subjectes des Hauptsatzes und dem Inhalte des Nebensatzes stattfindenden Gegensatz. Wir glauben aber, dass das Verhalten des Subjects des Hauptsatzes zum Nebensatze bei einer Aenderung der Modalform in dem letzteren ganz dieselbe bleibt (Il ne croit pas que vous avez raison und il ne croit pas que vous ayez raison). Dagegen drückt der Gebrauch des einen oder des anderen Modus nur aus das Verhältniss des Redenden zu der Aussage, denn, wie Mätzner, franz. Gr. p. 383 bemerkt, der Träger des Konjunctiv ist stets der Redende, welcher dem Inhalte das Gepräge bewusster Reflexion aufdrückt. § 68 und § 75 ist der Grund der Anwendung des ne im Nebensatze nach den Verben des Fürchtens, des Zweifelns etc. nicht angegeben. Auch auf die lateinische Sprache hätte bei dieser Gelegenheit hingewiesen werden können. § 84, 4. Nach den Verben des Beschliessens steht das Futur und Conditionel, weil die Ausführung des Beschlusses in der Zukunft liegt. Zu den die Nachzeitigkeit bezeichnenden Konjunctionen (§ 88, II) rechnen wir auch das erst § 114 erwähnte en attendant que. Dass nach tout que vorwiegend der Indicativ steht, ist nicht auffallend (§ 94), weil der Redende hier die Eigenschaft als im hohen Grade wirklich vorhanden ansieht. Analog wird auch öfter nach malgré que der Indicativ gebraucht.

Vierter Abschnitt. Die Mittelformen des Verbs. § 147 und 148. Dass das mit être verbundene zweite Particip, weil adjectivischer oder passiver Natur, mit dem Subject übereinstimmt, ist leicht erklärlich. Aber warum hat nur ein vorangehender Accusativ Einfluss auf das mit avoir conjugirte zweite Particip? Da diese Erscheinung, so viel wir wissen, bislang noch nicht genügend erläutert ist, so sei es uns gestattet, eine Erklä-

rung zu versuchen. Wir bemerken zunächst, dass das adjectivisch und passivisch gebrauchte Particip seinem Substantive als dem grammatischen Subjecte und logischen Objecte nachsteht:* une ville attaquée = une ville qui est attaquée; trois dames exceptées. Steht dagegen ein Particip vor dem Substantiv, so ist dieses das grammatische und logische Object des Particips, das active Bedeutung hat: excepté trois dames = on a excepté trois dames. Man sieht, dass, wenn auch das logische Verhältniss des vor- oder nachstehenden Substantivs zu dem Particip dasselbe ist, das grammatische Verhältniss, dem die Veränderlichkeit des Particips allein Rechnung trägt, in dem einen oder anderen Falle ein verschiedenes ist. Am klarsten ist dies ersichtlich in Sätzen, die aus Schriftstellern des 17. Jahrhunderts entlehnt sind: Aucun étonnement n'a leur gloire flétrie. Corneille, Horace III, 5. Combien de fois la lune a leurs pas éclairés, Lafontaine. Avoir erscheint hier gleichsam als selbständiges Verb, von dem ein objectiver Accusativ (la gloire, leurs pas) und ein prädicativer Accusativ (flétrie und éclairés) abhängen (vgl. Je trouve la mère guérie). Ebenso kann ich sagen: Je la trouve guérie und la mère que je trouve guérie. Aehnlich heisst es: la ville que l'ennemi a prise und l'ennemi l'a prise, wenn man auch heutzutage nicht mehr, wie früher, schreiben kann: On a la ville prise. Um eine Eigenschaft eines Körpertheils zu bezeichnen wird das Particip jetzt noch in dieser Weise verwendet: Elle avait la tête baissée et les mains jointes. Wenn man seit dem 17. Jahrhundert das Particip mit dem nachfolgenden Accusativ nicht mehr übereinstimmen lässt, so geht man von der richtigen Annahme aus, dass das Particip nur active Bedeutung haben kann in Bezug auf das nachstehende Object und mit dem Verb avoir die temps composés des Activs bildet. Der Satz: on avait battu le chien ist ganz dasselbe wie: on bat le chien, nur in eine andere Zeit gesetzt. § 151 Anm. 1. Der Grund der Unveränderlichkeit des Particips von faire scheint uns darin zu liegen, dass faire nur dazu dient, dem nachfolgenden Infinitiv die Bedeutung eines factitiven Verbs zu geben und mit demselben zu einem Begriffe verschmilzt: faire voir = montrer.

Der Infinitiv. Die Lehre vom Infinitiv findet sich p. 121 bis 123 und in einem späteren Kapitel, betitelt die Rektion des Infinitiv. Abgesehen davon, dass Recensent diese Trennung nicht billigt, möchte er auch den Ausdruck Rektion des Infinitivs beanstanden, da es ihm fraglich erscheint, ob Rektion auch im passiven Sinne üblich ist.

Fünfter Abschnitt: Kasus und Präpositionen. Die Bezeichnung „Unabhängiger Accusativ" möchten wir durch „Adverbialer Accusativ" ersetzen, z. B. in dem Satze: J'ai toujours rêvé que je vous rencontrerais quelque part; denn unter einem unabhängigen oder absoluten Accusativ verstehen wir die dem lateinischen Abl. abs. nachgebildete Konstruction, z. B. Paris tombé, l'expérience a prouvé que la France tombe (Chateaubriand). Auch § 129 ist in einzelnen Sätzen (périr, les armes à la main) eher an die lateinische Analogie als an die Ellipse eines Particips zu denken. § 195, Anm. 2. Das Subject eines Satzes, dessen Prädicat aus être mit einem Substantiv besteht, kann auch absolut nachgestellt werden. . . . que vertritt nur die Stelle eines Kommas. Besser bezeichnet Mätzner, Frz. Gr. p. 344 dieses que als ein das logische Subject einleitendes relativisches Correlat zu dem grammatischen Subject ce. Am plausibelsten erscheint uns die Annahme, dass c'est . . . que auch in diesem Falle als die periphrastische Formel aufzufassen ist, welche hier das Prädicat hervorzuheben bestimmt ist. (Vgl. Une grande fortune est une belle chose und C'est une belle chose qu'une bonne fortune.) § 216. In dem Ausdrucke l'histoire du Portugal möchten wir nicht von einem possessiven Genitiv reden (le Portugal a une histoire). Denn da der

---

* Auf prétendre, ci-joint und ci-inclus brauchen wir wohl hier nicht einzugehen.

possessive Genitiv immer den Artikel verlangt, so wäre nicht einzusehen, warum es heisst l'histoire de France. Vielmehr ist in beiden Fällen der Genitiv qualitativ. Der Artikel steht im ersteren Falle nur, um das bei Ländernamen seltene männliche Geschlecht anzuzeigen. (Vgl. venir du Portugal, du Danemark, l'empereur du Brésil, du Mexique, de la porcelaine du Japon mit venir de France etc.) § 233. Der partitive Genitiv, den Steinbart von dem artikellosen Quantitätsgenitiv unterscheidet, steht nach bien, sehr viel. Wir vermissen die Anführung des Grundes, warum bien, sehr viel, mit dem Artikel gebraucht wird, während beaucoup, viel, das Substantiv ohne Artikel nach sich hat. In dem Satze „Il a beaucoup de pain" ist beaucoup (coup = Substantiv) directes Object des Verbs avoir, und de pain hängt als Genitiv von beaucoup ab (nom. und acc. du pain, gen. de pain, dat. à du pain). Gebrauche ich aber das ursprünglich auch hier qualitative Adverb bien (lat. bene), so heisst der Satz: Il a bien du courage eigentlich so viel wie il a certainement du courage. Du courage hängt als acc. vom Verb avoir ab, ein Verhältniss, das durch die Einschiebung eines Adverbs der Art und Weise, auch wenn es quantitative Bedeutung angenommen hat, nicht geändert werden kann. Die Redensart bien d'autres erklärt sich leicht dadurch, dass autres als Adjectiv zu einem aus dem Vorigen zu ergänzenden Substantiv angesehen werden muss. § 231, Anm. 3. Die Regel über jamais, personne, rien, aucun ist zweideutig, da allein auch heissen kann ohne Verb, während es hier bedeuten soll ohne Negation ne (cf. Qu'avez-vous vu? — Rien). Der Satz: Personne n'en sait rien, p. 146, passt nicht einmal zu der Regel in der ersten Bedeutung. Besser könnte man sagen: Unser deutsches etwas, jemand, irgend einer, jemals in Sätzen mit negativem Sinne wird übersetzt durch rien, personne, aucun, jamais. Sans rien voir = ohne etwas zu sehen. § 248a wird der Genitiv nach Komparativen ein Genitiv der Ursache genannt. Wir möchten hier lieber von dem Genitiv als Bezeichnung des Ausgangspunktes sprechen. Wie kann in dem Satze: Cette maison est plus grande de huit pieds, der angelegte Massstab die Ursache des Ueberschreitens dieses Masses sein? In der Reihe der Fusse von 1 bis n wird 8 als ein fester Punkt gedacht, und die Ausdehnung eines Gegenstandes entfernt sich in positiver (oder negativer) Richtung von diesem Punkte. Auch der Genitiv nach plus und moins begreift sich auf dieselbe Weise. Il y a plus de cent personnes dans cette salle, d. h. die wirkliche Anzahl geht über 100 hinaus. Es ist bekannt, dass man früher de statt que nach allen Komparativen setzen konnte, wie man noch jetzt im Italienischen sagt: Più ricco di me, wo das Quantum meines Reichthums als das Mass angesehen wird, über welches der Reichthum eines anderen hinausgeht. Ebenso fasst Wölfflin (Lat. und rom. Komparation, Herrigs Archiv LXIII, Heft 3 und 4, p. 443) den lateinischen Ablativ der Vergleichung (me doctior) im Gegensatze zu Reissig, Gossran, Madvig, Näger nicht als instrumental, sondern als den des Gegensatzes auf. Bezüglich der Präpositionen hätten wir gewünscht, dass dieselben nicht in alphabetischer Reihenfolge, sondern nach zusammengehörigen Gruppen geordnet vorgeführt würden, z. B. devant, avant; chez, près de, auprès de, wie denn schon parmi neben entre steht. § 340. Zur Uebersetzung deutscher Präpositionen ist ein werthvoller die practische Verwendbarkeit des Buches erhöhender Zusatz. — Zu den § 376 aufgezählten Ausdrücken, in denen Verben mit folgendem Infinitiv adverbiale deutsche Wendungen ersetzen, gehört nicht ne faire que rire, nur (beständig) lachen; denn nur ist hier, wie gewöhnlich, durch ne — que bezeichnet. Faire wird überall zu Hilfe genommen, wenn das Verb selbst hervorgehoben werden soll: Il ne fait que travailler.

§ 420. Beim nicht verneinten Imperativ stehen alle pron. conjoints hinter dem Verb. Vielleicht ist diese Erscheinung auf folgende Weise zu begründen. Da der französische Satzton auf das Ende des Satzes fällt, so

muss auch in dem Satze Il le donne das zu betonende Verb nach dem unemphatischen Pronomen stehen. Beim bejahenden Imperativ jedoch hat das Pronomen den Ton, das deshalb h i n t e r das Verb gesetzt wird, wobei me und te unter der Wucht des Tones zu moi und toi zerdehnt werden. Ist der Imperativ aber verneint, so ist die Negation zu betonen, und das Pronomen tritt somit wieder an die unemphatische Stelle vor dem Verb. Folgen zwei Imperative auf einander, so kann das von dem zweiten abhängige Pronomen auch nachstehen. Ursprünglich galt diese Regel wohl nur in dem Falle, wenn dasselbe Pronomen bei dem zweiten Imperative wiederkehrte und durch diese Wiederholung in seiner Bedeutung abgeschwächt wurde. Erst als man diesen Grund ausser Acht liess, wurde die Regel auch auf ein zum ersten Male beim zweiten Imperative vorkommendes Fürwort angewendet. Auf dieses die Stellung der Pronomina regelnde Accentuationsprincip meinen wir auch die verschiedenen Regeln über die Stellung des Adjectivs zurückführen zu können. Die Wohllautsregel, dass das längere Adjectiv dem kürzeren Substantiv nachzustehen hat, würde sich hierdurch leicht erklären. Denn da der Ton bei der Aussprache eines mit einem Adjectiv verbundenen Substantivs auf die letzte volle Silbe des zweiten Worts fallen wird, so ist anzunehmen, dass das kurze Substantiv des hervorhebenden Tones leichter entbehren kann, als das mehrsilbige Adjectiv (man spreche: ŭne cŏnsĭdĕrăble sómme und ŭne sŏmme cŏnsĭdérăble). Ist die Eigenschaft im Wesen eines Gegenstandes begründet, also eine solche, welche mit Nennung des Substantivs zugleich mitgesetzt ist, so leuchtet ein, dass das diese Eigenschaft bezeichnende Adjectiv nur an die unemphatische Stelle v o r das Substantiv treten kann. Wenn dagegen das Adjectiv unterscheidend wirken und nachdrücklich hervortreten soll, so steht es an der Tonstelle h i n t e r dem Substantiv.

Dies sind die Punkte, die uns eine Erwähnung und Beleuchtung zu verdienen schienen, und die in einer dritten Auflage auf die eine oder andere Weise berücksichtigt zu sehen uns grosse Freude machen würde. Sie sind jedoch an Zahl und Bedeutung verschwindend gering gegenüber denjenigen, mit welchen wir unsere volle Uebereinstimmung aussprechen müssen.

Goslar. Dr. Hilmer.

---

1) Adolf Kressner, Grundriss der französischen Litteratur nebst einem Anhange über französ. Metrik. Frankfurt a. O., G. Harnecker & Co., 1879. II u. 68 S. 8⁰.

2) Adolf Kressner, Leitfaden der französischen Metrik nebst einem Anhange über den altfranzösischen epischen Stil. Leipzig, Teubner, 1880. I u. 116 S. 8⁰.

Das erste Buch des durch mehrere Publicationen bekannten Verfassers enthält in 31 Paragraphen eine gedrängte Uebersicht der französischen Literatur von der ältesten Zeit bis auf die Gegenwart und soll, wie das Vorwort besagt, beim Vortrage und bei Repetitionen gebraucht werden. So erklärt sich die knappe, Details vermeidende Darstellung, in welcher mehr das bibliographische als historische Moment berücksichtigt ist. Vorangehen zwei einleitende Paragraphen über die Bildung der französischen Sprache und über die provenzalische Literatur; mit dem dritten Paragraphen über die ältesten französ. Sprachdenkmäler beginnt die Uebersicht über die Literaturgeschichte, welche dem Studirenden neben H. Breitinger's Grundzügen der französ. Literaturgeschichte einige Dienste leisten kann. Nicht gekannt hat der Verfasser ein mehr in Frankreich als in Deutschland verbreitetes hübsches Compendium, das allerdings nur zum kleinern Theil auf

eigenen Forschungen beruht, aber eine anregende Zusammenstellung der wichtigsten Thatsachen enthält: Ch. Gidel, Histoire de la littérature française. Paris, Alphonse Lemerre. Auf Seite 9 musste wenigstens die grosse Histoire littéraire de la France mit genannt sein, auf die Frankreich stolz sein kann, da ihr kein ähnliches Werk einer andern Nation an die Seite zu stellen ist. Der Druck zeigt mehrere Flüchtigkeiten; so Seite 7: das st. dass; S. 10 fg. findet sich als Abkürzung bald ed. bald éd.; S. 11: inedirt neben unedirt; S. 12, Zeile 8 fehlt in, ebenda Zeile 12 steht Roman du Rou statt de R.; S. 13 heisst es uncorrect: des Callisthenes, ein Zeitgenosse Al.; bibliotheque st. bibliothèque; S. 18: Monmarqué st. Monmerqué; S. 19, Zeile 19 fehlt benannt nach La Vire; S. 23 Tristen st. Tristien; S. 25 seine Art poétique st. sein, ebenso S. 32; S. 31. 47. 66 Démogeot st. Demogeot; S. 39. 66 Didérot st. Diderot; S. 41: Genie st. Génie; S. 66: Fénélon st. Fénelon. Dem Anhange Seite 49—64, welcher in 7 Paragraphen vom Scandiren der Verse, von der Cäsur, vom Hiatus, von den Versarten, vom Reime, von deren Aufeinanderfolge und zuletzt von den poetischen Freiheiten handelt, folgt Seite 65—68 ein Namenregister. Ausführlicher kommt der Verfasser wieder zurück auf die französische Metrik in seinem oben angeführten Leitfaden, welcher eine Uebersicht der metrischen Gesetze alter und neuer Zeit für Studirende bilden soll. Das Werkchen soll dem Vorwort zu Folge „dazu dienen, die in Deutschland noch immer verkannte französische Verskunst zu besserem Ansehen zu bringen.“ Inzwischen jedoch sind neuere Arbeiten über französische Metrik erschienen von F. de Gramont, Becq de Fouquières, K. Foth, E. O. Lubarsch und Ad. Tobler.

Nachdem der Verf. die Hauptunterscheidungsmerkmale des französischen Verses von der Prosa angegeben, handelt er in § 1 bis § 10 von der Silbenmessung, vom Hiatus und von der Elision, von der Cäsur, von den verschiedenen Versarten, vom Reime, von der Aufeinanderfolge der Reime, vom Enjambement, von poetischen Freiheiten, vom Rhythmus, von der Strophe. Während der obige Anhang nur einen kurzen Abriss der Metrik enthielt, ist die Darstellung hier erweitert und sind die gegebenen Regeln durch ausführliche Beispiele erläutert; mehrere Stellen des Anhangs stimmen mit dem Leitfaden wörtlich überein, namentlich die §§ 1, deren Ueberschriften nur verschieden sind; § 2 des Anhanges entspricht § 3 des Leitfadens, § 3 des Anhanges § 2 des Leitfadens; § 4, 5 und § 6 entsprechen sich gegenseitig; § 7 des Anhanges stimmt zu § 8 des Leitfadens. Also sind im Leitfaden neu hinzugefügt § 7 vom Enjambement, § 9 vom Rhythmus und § 10 von der Strophe.

Zwar werden hier keine neuen Thatsachen und Theorien aufgestellt, aber für Anfänger bildet der Leitfaden ein brauchbares Compendium. Zuletzt ist S. 87—116 dem Leitfaden als Anhang der Wiederabdruck einer bekannten im Jahre 1878 nur in beschränkter Anzahl von Exemplaren gedruckten Frankfurter Programmabhandlung über die Eigentümlichkeiten des altfranzösischen epischen Stiles beigefügt, in welcher die Zusammenstellung der im Epos gebrauchten epitheta ornantia und deren Vergleichung mit anderen Literaturen von besonderem Interesse ist.

La langue française. Première partie. Poésie von J. Lebierre, ordentlicher Lehrer am Gymnasium zu Mülhausen im Elsass. Beilage zum Programm des Gymnasiums für das Schuljahr 1878—1879. Mulhouse, Veuve Bader & C[ie] 1879. (Programm 1879 No. 412.) 43 p.

Der erste Theil dieser Abhandlung hat die Technik des französischen Versbaues im Vergleich mit dem deutschen, englischen und italienischen

Verse zum Gegenstande, während der zweite von der französischen Poesie in den Hauptdaten ihrer Geschichte handelt. Von Werken über die französische Metrik hat der Verf. namentlich Quicherat, Weigand (nicht Wiegand), Gramont, Ackermann benutzt; doch hat das letzte Jahr gründlichere Untersuchungen gebracht. Die ganze Arbeit zeugt von ausgedehnter Belesenheit; aber der grösste Theil besteht aus historisch geordneten Citaten, die auf ein geringeres Mass hätten beschränkt werden müssen. Auch gehört, was in dem kürzern zweiten Theile über Cäsur, Enjambement und Hiatus gesagt ist, in den ersten Abschnitt. In beiden Theilen war es nicht überall nöthig, die Worte einzelner Autoren wörtlich anzuführen. Möge der zweite Theil knapper und ohne Ueberladung geschrieben sein!

Martin Schneider, Französisches Lesebuch zum Gebrauch an deutschen Lehrerbildungsanstalten. Köthen, O. Schulze, 1880. XLVII u. 311 S.

Von dem Grundsatze Fénelon's ausgehend, dass dem Schüler Abwechslung geboten werden muss, giebt der Herausgeber in diesem Buche eine Zusammenstellung von 122 prosaischen und poetischen Stücken; unter diesen ist nichts Dramatisches aufgenommen worden, da genug brauchbare und billige Einzelausgaben existiren. In der Auswahl finden sich vorzugsweise Stoffe berücksichtigt, welche das Gebiet der Pädagogik, der deutschen Geschichte und Literatur berühren, also dem Gesichtskreise des Seminaristen am nächsten liegen. Als Zuthat des Herausgebers geht den Lesestücken eine anregende Abhandlung über die Entwicklung der französischen Pädagogik von Rabelais bis Rousseau voran (S. IX—XLVII); als Anhang folgt ein alphabetisches Wörter- und Schriftstellerverzeichniss, welches den Gebrauch eines Lexikons entbehrlich macht. Möge dieses Lehrmittel an den Seminarien zur Förderung des Unterrichts im Französischen beitragen!

R.

Widerruf.

In meiner Besprechung des „Englische Philologie von Joh. Storm" im 65. Bande dieses Archivs habe ich auf Seite 328, Zeile 22 von unten, eines „Herrn Minde, Agenten des Bibliographischen Instituts", in einer Weise Erwähnung gethan, die ich heute als vollkommen unbegründet erklären muss. Der betreffende Herr heisst nicht Minde; er ist von seinem Posten, den er seit vier Jahren inne hat, nicht entlassen worden; er steht nicht in schlechtem Rufe, im Gegentheil: sein Ruf ist vollkommen makellos.

Indem ich meinen Irrthum lebhaft bedaure, füge ich um so lieber hinzu, dass ich auch die Ausdrücke „Vorspiegelungen" und „malitiöse Weise", in Bezug auf jenen Herrn gebraucht, nicht aufrecht erhalte.

Bei dieser Gelegenheit sei auch ein Druckfehler auf S. 326, Z. 27 v. u., wo es statt „Alfred" „Dean Alford" heissen muss, berichtigt.

Leipzig, den 14. Juli 1881. Dr. D. Asher.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

A. de la Calle, La glossologie; essai sur la science expérimentale du langage. I. Partie. Physiologie du langage. (Paris, Maisonneuve.) 10 fr.

A. Mahn, Ueber die Entstehung der italiänischen Sprache aus den lateinischen, griechischen, deutschen und celtischen Elementen und die dabei wirkenden Principien und Ursachen. (Berlin, Dümmler.) 1 Mk.

H. Steinthal, Einleitung in die Psychologie und Sprachwissenschaft. Zusätze zur 1. Aufl. (Berlin, Dümmler.) 50 Pf.

Grammatik.

Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte. Hrsg. v. W. Braune. 2. Bd. Mittelhochdeutsche Grammatik v. H. Paul. (Halle, Niemeyer.) 1 Mk. 20 Pf.

W. Neumann, Ueber die Betonung der Fremdwörter im Deutschen. (Kiel, Lipsius & Tischer.) 80 Pf.

Fr. Bischoff, Der Conjunctiv bei Chrestien. (Halle, Niemeyer.) 3 Mk. 60 Pf.

L. Adam, Les patois lorrains. (Paris, Maisonneuve.) 10 fr.

Lexicographie.

Grimm's Deutsches Wörterbuch. 6. Bd. 7. Lfrg. bearb. von M. Heyne. (Leipzig, Hirzel.) 2 Mk.

Fabre d'Envieu, Le dictionnaire allemand enseigné par l'analyse étymologique des noms propres etc. (Paris, Thorin.) 5 fr.

Literatur.

R. Prölss, Geschichte des neueren Dramas. II. Bd. 1. Hälfte. Das neuere Drama in Frankreich. (Leipzig, Schlicke.) 13 Mk. 50 Pf.

W. Creiznach, Die Bühnengeschichte des Goethe'schen Faust. (Frankfurt a. M., Literar. Anstalt.) 1 Mk. 50 Pf.

W. Scherer, Geschichte der deutschen Literatur. 4. Heft. (Berlin, Weidmann.) 1 Mk.

P. Cassel, Der Grâl und sein Name. II. Ausg. (Berlin, Wohlgemuth.) 75 Pf.

Fr. Reinhardt, Zur Charakteristik des Nibelungenliedes: Vergleich des epischen Stiles der Nibelungen mit dem der Kudrun. (Aschersleben, Huch.) 80 Pf.

Neudrucke deutscher Literaturwerke des 16. u. 17. Jahrh. 30. Der verlorene Sohn, Fastnachtsspiel, hrsg. v. B. Waldis. 32. Dreizehn Fastnachtsspiele v. Hans Sachs, hrsg. v. E. Götze. Ergänzungsheft: Burkard Waldis. Nebst einem Anhang: Ein Lobspruch der alten Deutschen von B. Waldis. Hrsg. v. G. Milchsack. à Heft 60 Pf.

R. Müller u. H. Höppe, Ulfilas, Evangelium Marci, grammatisch erläutert. (Berlin, Grieben.) 1 Mk. 50 Pf.

J. B. Trenkle, Die alemannische Dichtung seit J. P. Hebel. (Tauberbischofsheim, Lang.) 3 Mk.

F. Sintenis, Ueber Gustav Freytag. Ein Vortrag. (Dorpat, Karow.) 80 Pf.

W. Beste, Ueber den Geist der romantischen Dichterschule. (Braunschweig, Grüneberg.) 60 Pf.

J. Fürst, Lessing's Nathan der Weise. Historisch und philosophisch erläutert. (Leipzig, Friedrich.) 1 Mk.

Goethe-Jahrbuch. II. Bd. hrsg. v. L. Geiger. (Frankfurt a. M., Literar. Anstalt.) 11 Mk.

E. Bergius, Lessings Nathan und der Mönch vom Libanon. (Barmen, Klein.) 1 Mk. 20 Pf.

W. Toischer, Lotte Schiller. Vortrag. (Wien, Braumüller.) 60 Pf.

Della-Rocca, Souvenirs de la vie intime de Henri Heine, recueillis par sa nièce. (Paris, Lévy.) 3 fr. 50 ct.

K. Vollmöller, Sammlung franz. Neudrucke. No. 1. Inhalt: De Villiers, le festin de Pierre ou le fils criminel. Neue Ausg. v. W. Knörich. (Heilbronn, Henninger.) 1 Mk. 20 Pf.

Beiträge zur Kritik der franz. Karlsepen. Von H. Perschmann, W. Reimann u. A. Rhode. (Marburg, Elwert.) 5 Mk.

Ch. Fierville, Documents inédits sur Philippes de Commynes. (Paris, Champion.) 5 fr.

F. Brenthel, André Chénier als Dichter und Politiker. (Döbeln, Schmidt.) 2 Mk. 50 Pf.

R. Kerviler u. E. de Barthélemy, Valentin Conrart, premier secrét. perp. de l'Académie fr.; sa vie et sa correspondance. (Paris, Didier.) 8 fr.

H. Monin, Monuments des anciens idiomes gaulois. Textes. Linguistique. (Paris, Thorin.) 4 fr.

P. Sébillot, Littérature de la Haute Bretagne. (Paris, Maisonneuve.) 7 fr. 50 ct.

Christ. de Pizan, le livre du chemin de long estude, publié pour la première fois p. R. Püschel. (Berlin, Damköhler.) 6 Mk.

A. Szczepkowski, Esquisse de la poésie satirique en France du temps de la renaissance. (Hamburg, Jenichen.) 1 Mk. 20 Pf.

C. Coquelin, Molière et le Misanthrope. (Paris, Ollendorf.) 2 fr.

H. Lewin, Das mittelenglische Poema morale. (Halle, Niemeyer.) 2 Mk.

L. Scharf, Literary impressions. (Aschersleben, Schlegel.) 1 Mk. 50 Pf.

E. Hermann, Weitere Mittheilungen über Shakespeare's literarische Kämpfe II. (Erlangen, Deichert.) 4 Mk.

J. Jusserand, Le théâtre en Angleterre, depuis la conquête jusqu'aux prédecesseurs immédiats de Shakespeare. II. Éd. (Paris, Leroux.) 4 fr.

W. Steuerwald, Lyrisches im Shakspere. (München, Ackermann.) 3 Mk.

Ariost's rasender Roland. Illustrirt von Doré; metrisch übersetzt von H. Kurz. Lfrg. 20—26. (Breslau, Schottländer.) à 1 Mk. 50 Pf.

Durante, Il Fiore. Poëme italien du treizième siècle en 232 sonnets. Imité du Roman de la Rose. Texte inédit, publié p. Ferd. Castets. (Paris, Maisonneuve.) 9 fr.

Klassische Bühnendichtungen der Spanier, hrsg. u. erklärt v. Max Krenkel. I. Calderon. Das Leben ein Traum. Der standhafte Prinz. (Leipzig, Barth.) 4 Mk. 50 Pf.

E. Dorer, Die Calderon-Literatur in Deutschland. Bibliogr. Uebersicht. (Leipzig, Friedrich.) 1 Mk. 20 Pf.

J. Fastenrath, Calderon de la Barca. Festgabe. (Leipzig, Friedrich.) 1 Mk. 50 Pf.

M. Lehmann, Sentenzenschatz aus Dichtern und Denkern aller Zeiten. II. Aufl. (Berlin, Haude & Spener.) 2 Mk.

Hilfsbücher.

O. Schmeckebier, Abriss der deutschen Verslehre und der Lehre von den Dichtungsarten. (Berlin, Salewski.) 50 Pf.

Bandow, Uebungsaufgaben zur deutschen Grammatik f. d. Unter- und Mittelklassen höherer Lehranstalten von W. Wilmanns. 2. Heft f. Quarta und Tertia. (Berlin, Klönne & Müller.) 50 Pf.

Normann, Neue Materialien zu deutschen Stilübungen f. d. oberen Klassen höherer Lehranstalten. (Kattowitz, Siwinna.) 3 Mk. 50 Pf.

J. Meyer, Methodischer Leitfaden f. d. Unterricht in der deutschen Rechtschreibung. (Leipzig, Dürr.) 1 Mk. 20 Pf.

L. Frauer. Neuhochdeutsche Grammatik mit besonderer Berücksichtigung auf den Unterricht an höheren Schulen, zugleich als Leitfaden f. akad. Vorträge. (Heidelberg, Winter.) 6 Mk.

T. Seemann, Grundriss der Poetik. (Berlin, Bohne.) 3 Mk.

Aus deutschen Lesebüchern. Dichtungen in Poesie und Prosa, erläutert f. Schule und Haus. I. 2. Lfrg. (Berlin, Hofmann.) 60 Pf.

C. Gude, Erläuterungen deutscher Dichtungen. Nebst Themen zu schriftl. Aufsätzen. 7 Hefte. (Leipzig, Brandstetter.) à 3 Mk.

T. Frieh, La grammaire enseignée par les exemples. Cours élémentaire. Livre du maître. (Paris, Hachette.) 1 fr. 50 ct.

A. Profillet, Nouveau cours pratique de langue française. (Paris, Ollendorff.) 2 fr. 50 ct.

J. Kaiser, Hilfsbüchlein zu K. Plötz' Elementarbuch der franz. Sprache. (Essen, Silbermann.) 50 Pf.

P. C. Pontis, Petite grammaire de la prononciation. (Paris, Hetzel.) 1 fr. 50 ct.

M. Hönigsberg, Neueste theoret.-prakt. Methode die franz. Sprache in 45 Lectionen zu lernen. (Wien, Steckler.) 3 Mk.

Voltaire's ausgewählte Dramen. Erklärt von E. v. Sallwürk. I. Sémiramis. (Berlin, Weidmann.) 2 Mk. 10 Pf.

Cuvier, Discours sur les révolutions de la surface du globe. Erklärt von P. Wassidlo. (Berlin, Weidmann.) 1 Mk. 50 Pf.

Jäger, Die ägyptische Expedition der Franzosen 1798—1801. (Aus Thiers.) (Köln, Römke & Co.) 1 Mk. 40 Pf.

Jäger, Die Gründung des britisch-ostindischen Reiches. (Nach Macaulay.) (Köln, Römke.) 1 Mk. 60 Pf.

R. Boyle u. A. Brehme, Lehrbuch der engl. Sprache. I. Laut- u. Wortlehre. (Petersburg, Kranz.) 2 Mk.

F. Hummel, Die englische Aussprache in systematischer Darstellung. (Weimar, Böhlau.) 30 Pf.

J. Groag, Schulgrammatik der englischen Sprache. 1. Theil. Elementarbuch. (Wien, Hölder.) 2 Mk. 40 Pf.

O. Goldsmith, The history of Rome. Hrsg. v. R. Wilcke. (Halle, Gesenius.) 1 Mk. 80 Pf.

F. Demattio, Letture italiane scelte. P. I. (Innsbruck, Wagner.) 1 Mk. 60 Pf.

ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITERATUREN.

HERAUSGEGEBEN

VON

LUDWIG HERRIG.

XXXV. JAHRGANG, 66. BAND.

BRAUNSCHWEIG,

DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.

1881.

Inhalts-Verzeichniss des LXVI. Bandes.

Abhandlungen.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Seite

Programmenschau.

Miscellen.

Bibliographischer Anzeiger.



Ferdinand Freiligrath
als Vermittler englischer und französischer Dichtung und seine Bedeutung für die Weltlitteratur.

Das Bestreben unserer Nation nach Kenntnis der Weltlitteratur, das liebevolle Sichversenken in die reichen dichterischen Schätze anderer Völker des Erdballs hat in der Gegenwart die erfreulichsten Fortschritte und Erfolge aufzuweisen.

„Den Deutschen ward vor allen anderen Nationen die universelle Empfänglichkeit verliehen, die Weltsprache der Poesie zu hören und zu verstehen, d. h. alle die verschiedenen Klänge heimischer und fremder, urältester und jüngster Gemüts- und Geistesoffenbarung zu beachten, zu werten und zu geniessen. Der weltbürgerliche Zug im deutschen Wesen ist für uns ein höchst wirksames Bildungselement gewesen. Weil wir durch das befreiende Medium des Kosmopolitismus hindurchgegangen sind, ist unser Nationalbewusstsein kein borniertes und kann es nicht sein. Weil wir das Dichten und Trachten der anderen Völker kennen und zu verstehen wissen, vermögen wir auch zu ermessen, was uns selber noch fehlt und zu erringen übrig bleibt. Alle Einseitigkeit, individuelle wie nationale, vermag vor der modernen Civilisation nicht mehr zu bestehen und darum sind Völker, welche in solche Einseitigkeit sich einmauern, unrettbar dem Untergange verfallen.“

Wenn aber irgend jemand, so ist es der deutsche Geist, der den Beruf überkommen, die verschiedenen Volksgeister in sich wiederzuspiegeln, denn Deutschland als das Herz von Europa ist es, welches alle politischen, alle socialen Strömungen unseres Erdballs zusammenfasst und kraft der

centralen Stellung seiner Kultur die Lichtstrahlen und die Weckrufe aller gebildeten Völker sammelt, vereinigt, sie auf sich wirken lässt und ihr Licht wieder zurücksendet, verklärt und gehoben, sowohl in den Kern seines eigenen Wesens hinein, als nach auswärts zu allen Völkern und Geistern, von denen es empfangen hat.

Die Weltlitteratur führt zur Humanität; es wäre ein Unrecht, wollte man einem solchen idealen Ziele Schwäche und Sentimentalität beimessen. Die Weltlitteratur bringt das allgemein Menschliche zum Ausdruck, aber sie lässt immerhin die national und geschichtlich bedingte Erscheinungsform bestehen, wie an dem Werke die Signatur seiner örtlichen und zeitlichen Entstehung. Sie eröffnet dem lebendig quillenden heimatlichen Born neue Quellen der Nahrung; sie erweitert den Gesichts- und Ideenkreis der einzelnen Nation ohne bei einer gesunden Richtung ihrem Streben den Lebensnerv, den nationalen Boden zu entziehen.

Lessing, Hamann und vor allem Herder waren es, welche der Weltlitteratur die Bahnen eröffneten, Göthe war von Begeisterung für dieses Ziel erfüllt; den Romantikern bleibt bei aller Schwäche eigener poetischer Produktion und bei allem Mangel an gesundem Geschmack das grossartige Verdienst, in umfassender Weise zum Studium der fremden Litteraturen angeregt, ihre Erzeugnisse dem deutschen Volke durch musterhafte Uebersetzungen zugänglich gemacht zu haben. „Durch ihr Festhalten an der Herderschen Ansicht, dass die Poesie ein allgemeines Gut aller Völker und aller Zeiten sei, wurden sie veranlasst, sich bei anderen Kulturvölkern umzusehen, studierten und übersetzten die Klassiker der Engländer, Italiener, Spanier, Portugiesen u. s. w., und brachten uns dadurch eine grosse Fülle von Gedanken in unsere Literatur.“ Ja sie gingen zurück in das alte Indien, in den Orient mit seiner phantasiereichen Märchenwelt und seiner blütenreichen Dichtung und lenkten namentlich die Blicke auf das deutsche Mittelalter.

Es ist freilich wahr, dass die Romantik, indem sie zeitlich ins Mittelalter, räumlich über die Erde schweifte, den nationalen Boden verlor, das nationale Bewusstsein untergraben half und damit nur eine Poesie der exclusiven Stände geblieben ist. Die Schuld an diesem Uebelstand liegt in der Einseitigkeit

ihres Geschmackes. Aber auf ihrem Boden wuchs auch wieder schnell die deutsche Sprachforschung der Brüder Grimm und von ihr gingen die ersten Versuche einer Geschichte der Nationallitteratur aus.* Die Abfassung einer methodischen Geschichte der deutschen Litteratur bedingte geradezu ein Hinausgehen über die nationale Schranke als vorausgehend. Seit man sich im Geiste anderer Völker umgesehen, war man reifer im Urteil über die einheimische Poesie heimgekehrt; an dem Masse der fremden Kunst lernte man um so objectiver die eigene messen.

Seit der Zeit der Romantiker ist an der Verwirklichung des Zieles einer Weltlitteratur unablässig weiter gearbeitet; die Neuzeit, welche überhaupt in der wissenschaftlichen Forschung der Litteraturgeschichte in Deutschland so Treffliches geleistet,** hat eine neue Fülle Uebersetzungen von allen zur dichterischen Aeusserung gelangten Nationen geschaffen und wird in dieser segensreichen Arbeit nicht erlahmen. Wir Deutschen haben in der Uebersetzungskunst selbst so Erstaunliches geleistet, die deutsche Sprache überdies ist so wie keine andere zu Uebersetzungen geeignet — denn sie macht uns ausser dem Geist und Inhalt auch die sprachliche Form bis in die feinsten Wendungen hinein empfindbar — dass wir uns dem schönen Ziele immer mehr nähern, neben den eigenen Schätzen diejenigen der übrigen Völker in der Muttersprache zu besitzen, ein Ziel, welches dem deutschen Volke, seinen Idealen und geistigen Interessen zum höchsten und unbestrittenen Ruhme gereicht.*** Von den

* Die Vorlesungen der Gebrüder Schlegel über Litteratur.

** Es ist noch keinem anderen Volke gelungen, die Darstellung seiner Litteratur mit Methode zu behandeln, sie also zum Range der Wissenschaft zu erheben. Was hierin bei den Franzosen und Engländern gethan worden ist, beruht einerseits auf den Resultaten der deutschen Philologie, andererseits auf der durch Gervinus begründeten Methode des litterarischen Objects.

*** Auch die Darstellung der Geschichte der Weltlitteratur hat in Deutschland — und zwar in Deutschland allein — ansehnliche Arbeiten aufzuweisen, so Johannes Scherrs „Allgemeine Geschichte der Litteratur“, 6. Aufl. 1881, und von Leixners „Illustrierte Geschichte der Litteraturen aller Völker“, Leipzig 1880. Von spezifisch katholischem Standpunkte (!) brachte der Büchermarkt vor Kurzem ein opus. Demnächst erscheint in demselben Verlage, in welchem das Organ für die Weltlitteratur erscheint — das Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes (Leipzig, Wilhelm Friedrich) — eine „Geschichte der Weltlitteratur in Einzeldarstellungen“, zu welchem Werke sich Schriftsteller des In- und Auslandes vereinigt haben. Gestattet möge es dem Verfasser sein hier auch auf sein in Kürze erscheinendes Werk hinzuweisen: „Geschichte der Einwirkungen der deutschen Litteratur auf die Litteraturen der europäischen Kulturvölker der Neuzeit.“ Dass übrigens die Kenntnis der Allgemeinen Litteraturgeschichte, der Litte-

Dichtern der Blüteperiode unserer Litteratur im 14. Jahrhundert bis herunter zu den bedeutendsten litterarischen Namen der Gegenwart haben wir neben ihren Originalschöpfungen die wertvollsten Uebertragungen dichterischer Erzeugnisse anderer Nationen aufzuweisen.*

Unter den Uebersetzern der Neuzeit ragt als einer der ersteren Ferdinand Freiligrath hervor. Er hat die Uebersetzungskunst auf eine neue Stufe gehoben. Seine in sechs Bänden im Jahre 1871 erschienenen „Gesammelten Dichtungen“** enthalten nur zur kleineren Hälfte Originalerzeugnisse, die grössere Hälfte besteht aus Uebersetzungen.

Wie bekannt trat Freiligrath mit dem 15. Lebensjahre in Soest bei einem Kaufmann in die Lehre. Seine freie Zeit benutzte er neben Versuchen in der Poesie zur Erlernung der neueren Sprachen und zwar des Englischen und Französischen. Sein Aufenthalt in Amsterdam, nach bestandener Lehrzeit — eine Stadt mit einem Conflux von Vertretern der verschiedensten Nationalitäten — entwickelte seine Fertigkeit in der Handhabung derselben; sein wiederholter Aufenthalt in England, das dem politischen Flüchtling zur zweiten Heimat wurde, machte den Dichter vollkommen mit der englischen Sprache und Litteratur vertraut.

Die grösste Fülle von Uebersetzungen lieferte Freiligrath demgemäss aus der englischen Dichtung, aber auch die Uebertragungen aus der französischen sind zahlreich. Aus dem Italienischen übersetzte er nur den Chor aus der Tragödie „Der Graf von Carmagnola“ von Alessandro Manzoni ins Deutsche.

Von den englischen Dichtern im engeren Sinne sind durch

---

raturgeschichte der germanischen, romanischen, slavischen etc. Völker in gleichem Masse wie die der politischen und der Kunstgeschichte ein unerlässliches Erfordernis der Gegenwart ist, das unterliegt kaum noch einem Zweifel. Wohl aber klingt es unglaublich, dass an den meisten unserer höchsten Bildungsstätten noch keine Lehrstühle für allgemeine Litteratur geschaffen sind. Niemand wird für sich in Anspruch nehmen können, bei der steten Einwirkung der Litteraturen der einzelnen Kulturvölker auf einander, die Geschichte der eigenen Nationallitteratur umfassend zu kennen, ohne eine gleichzeitige Kenntnis der Litteraturen der Franzosen, Engländer, Italiener, Spanier etc. zu besitzen.

* Dass neben dem vielen Trefflichen auch recht viel Mittelmässiges von Unberufenen zur Welt gefördert wird und ist, ist betrübend und besonders im Hinblick auf den Inhalt selbst auch ein Uebelstand von sittlicher Tragweite (z. B. ein Teil der französischen Romanlitteratur). Vergl. Eduard Engel „Die Uebersetzungsseuche in Deutschland“; Leipzig 1880.

** Stuttgart, Göschen.

Uebersetzungen vertreten: Thomas Campbell, Samuel Taylor Coleridge, William Cowper, William Drummond of Hawthorden, Ebenezer Elliot, Felicia Hemans, Thomas Hood, Mary Howitt, John Keats, Charles Lamb, Elisabeth Laetitia Landon, Thomas Babington Macaulay, Richard Monckton Milnes, Sir Philipp Sidney, Robert Southey, Edmund Spenser, Henry Howard, Earl of Surrey, Alfred Tennyson, Walter Whitman, William Wordsworth; von den schottischen Dichtern: Robert Burns, Allan Cunningham, Walter Scott und John Wilson; ferner der irische Dichter Thomas Moore und die nordamerikanischen: William Cullen Bryant und Henry Wadsworth Longfellow. Die französische Litteratur ist durch Beiträge von Auguste Barbier, Marceline Desbordes-Valmore, Pierre Dupont, Victor Hugo, Alfons de Lamartine, Alfred de Musset, Jean Reboul und Pierre de Ronsart vertreten.

Neben den Erzeugnissen aus dem Gebiete der Kunstpoesie übertrug Freiligrath noch einige Volkslieder aus Schottland, von den Shettlandsinseln, aus Irland und Nordamerika; von grösseren epischen Dichtungen übersetzte er Felicia Hemans' „Das Waldheiligtum", Henry Wadsworth Longfellows „Der Sang von Hiawatha", William Shakespeares „Venus und Adonis" und endlich Bruchstücke von Robert Southeys „Thalaba der Zerstörer".

Betrachten wir nunmehr die grosse Reihe der einzelnen Uebersetzungen selbst. Die in den zweiten Band seiner „Gesammelten Dichtungen" aufgenommenen, im Jahre 1838 veröffentlichten Gedichte, enthalten den Chor aus der Tragödie „Der Graf von Carmagnola" von Alessandro Manzoni; ferner von Alfons de Lamartine „Der Genius in der Vergangenheit"; von Jean Reboul „Antwort auf Lamartines Gedicht: Der Genius der Vergangenheit", „Der Engel und das Kind", „Sie ist krank", „Erscheinung", „Der Kahn"; von Alfred de Musset: „Barcelona", „Das Lever", „Madrid", „Die Frau Markisin", „Fragment", „An die Jungfrau", „An Ulrich G.", „Venedig", „Stanzen", „Sonett", „Ballade an den Mond"; von Marceline Desbordes-Valmore: „Der Rufer an der Rhone", „Die Nachtwache des Negers"; von Auguste Barbier: „Nisa"; von Samuel Taylor Coleridge „Der alte Matrose" (ein Romanzencyclus); von Robert Southey „Der Inchcap-Felsen", „Die

Stechpalme"; von Charles Lamb „Die alten bekannten Gesichter"; von John Keats „Sonett" (als er den Homer in Chapmans Uebersetzung kennen lernte); von Thomas Campbell „Der letzte Mensch", „Roland der Held"; von Felicia Hemans „Das bessere Land"; von Walter Scott „Der Pilger", „Jack von Hazeldean," „Pibroch of Donald Dhu", „Noras Gelübde", „Donald Caird ist wieder da", „Wiegenlied für den Sohn eines schottischen Häuptlings", „Das Mädchen von Isla", „Der Einfall" (The Forray), „Das Mädchen von Toro", „Der Troubadour"; von Thomas Moore „This world is all a fleeting show", „Fallen is Thy Throne", „Who is the maid" (St. Hieronymus Geliebte), „The bird, let loose", „Sound the loud timbrel" (Miriams Lied), „Now let the warrior", „O! soon return", „I saw the moon rise clear", „There comes a time", „Hark! the vesper hymn is stealing", „Bei der Vorüberfahrt an der Toten-Insel (Deadman's Island) in der St. Lorenz-Bay", „Bright be thy dreams", „Row gently here" „When first that smile", „Place to the slumberers", „See, the dawn from heaven", „When through the Piazzetta", „Take hence the bowl", „Farewell, Theresa!", „How oft, when watching stars", „When the first summer bee", „Light sounds the harp", „The song of war", „When 'midst the gay I meet", „Will you come to the bower?", „Auf eine schöne Ostindierin"; von Robert Burns endlich die elf Lieder „Nun holt mir eine Kanne Wein", „Die süsse Dirne von Inverness", „O säh' ich auf der Haide dort", „Die finstre Nacht bricht schnell herein", „Einen schlimmen Weg ging gestern ich", „Wenn überm Berg der Abendstern", „Nun kommt der Herbst, nun kommt die Jagd", „Mein Lieb ist eine rote Ros'", „Mein Herz ist schwer, Gott sei's geklagt", „John Anderson, mein Lieb, John", „Mein Herz ist im Hochland".

Im Jahre 1849 veröffentlichte Freiligrath eine neue Sammlung Gedichte „Zwischen den Garben", gleichfalls aufgenommen in den zweiten Band seiner „Gesammelten Dichtungen". Auch dieser fügte er eine Anzahl Uebersetzungen bei. Von Alfons de Lamartine „Die Friedensmarseillaise: An Nicolaus Becker"; von Longfellow „An ein altes dänisches Liederbuch"; von William Wordsworth „Der Dänenknabe"; von Thomas Hood „Ode an meinen kleinen Sohn"; von Allan

Cunningham „Gordon von Brackley“, „Der Geächtete,“ „Carlisle-Thor“, „Das Mädchen von Inverness“, „Im deutschen Niederland“, „Ein Segel naht, ’ne frische See“; ferner die schottischen Balladen und Lieder „Barthrams Grablied“, „O sag mir, wie dich frei’n“, „Lord Randal,“ „Das Weib von Ushers Born“, „Klage der Grenzerswitwe“; das irische Volkslied „Eileen-a-Roon“* und das nordamerikanische „Lied der alten Tschaktas“. Der vierte Band der „Gesammelten Dichtungen“ „Neueres und Neustes; 1852—1870“ enthält zum grössten Teile „Uebersetzungen“. Der dritte Band unter andern die Zeitgedichte „Ein Glaubensbekenntnis“ (1844) und „Neue politische und sociale Gedichte“ (1. Heft 1849, 2. Heft 1851) umfassend, weisen eine Anzahl politischer Gedichte auf, welche sich zu freien Uebertragungen von Erzeugnissen der Dichter William Cullen Bryant, Robert Burns, Thomas Campbell und Thomas Hood stempeln; sie gehören zu den wenig erfreulichen und erquickenden Früchten der Freiligrathschen Muse — sie sind, wie noch manches andere politische Lied, die leidenschaftlichen Ausbrüche eines wütenden, verblendeten Revolutionärs.

Der vierte Band der „Gesammelten Dichtungen Freiligraths“ umfasst — wie oben schon bemerkt — zum grössten Teile Uebersetzungen. Wir finden daselbst von Walter Whitmann die Gedichte: „1861“, „Die Erhebung“, Bivouac am Berge“, „Die Flagge“, „Die Verwundeten“, „Eine Lagerschau“, „Ein Grab“, „Kriegsträume“, „Ueber das Blutbad“, „Alt-Irland“; von Macaulay „Horatius, das erste der Lieder des alten Roms“, und „Die Schlacht bei Naseby“; von Alfred Tennyson die Idylle „Der Bach“ und aus „The Princess“ das „Wiegenlied“; von Barry Cornwall „Im Alter“; von Thomas Moore „Aus den irischen Melodieen“; von Robert Burns „An einen Freund“, „Elegie auf den Tod eines Freundes“ und „An eine Maus, die er mit ihrem Neste aufgepflügt hatte“; von den Shettlandsinseln die Volksballade „Der grosse Seehund von Sule Skerrie“; von Henry Howard, Earl of Surrey „Die süsse Zeit, die Knosp’ und Blume bringt“ und „Ihr würdig Haus kam von Toskanas Auen“; von Sir Philipp Sidney „So gut heut führt’ ich Renner, Hand und Speer“, „Im Waffenspiel halt meines Muts ich

* Eine der liebkosenden Benennungen, deren es in der irischen Sprache so unendlich viele giebt. Eileen ist das englische Ellen (Helene).

Proben", „Ob ihren Neumond der Türkei Gewalten", „Niemalen trank ich Aganippes Quelle"; von Edmund Spenser „Lang sucht' ich, wenn ich diese mächt'gen Augen", „Penelope um ihren Herrn Ulyss", „Süss ist die Rose — süss, doch stachelicht", „So oft ich von ihr scheide, heimatwärts", „Die da den Lauf himmlischer Sphären kennen", „Nach langen Stürmen, wüst und grauenbar", „Gleichwie nach müder Jagd ein Weidgeselle", „Der alten Welt ruhmreiche Krieger pflegten", „Froh seh ich, wie, in deiner Schilderei", „Einst ihren Namen schrieb ich auf den Strand", „Nach meinem langen Zug durch Feenland", „Schön ist mein Lieb, wenn ihr schön golden Haar"; von William Drummond of Hawthorden „Ich weiss, dass alles unterm Mond vergeht", „Dreimal beglückt, wer fern der lauten Welt"; von Pierre de Ronsard „An einen Weissdorn".

Von Victor Hugo veröffentlichte Freiligrath im Jahre 1845 (siehe gleichfalls Band 4) eine grosse Anzahl Dichtungen. Er übersetzte aus den „Oden und vermischten Gedichten" des französischen Dichters „Der Dichter in den Revolutionen", „Die Geschichte" 1. 2, „Das freie Mahl" 1. 2, „Moses auf dem Nil", „An die Akademie der Jeux Floraux", „Das Mädchen von Otaheiti", „Das Lied der Arena", „Das Lied des Circus", „Das Lied des Turniers", „Ein Festlied Neros", „Die Fledermaus", „Der Alp", „Der Morgen", „Meine Kindheit" 1—3, „Landschaft", „Ihr Name", „An meine Freunde", „An die Ruinen von Montfort l'Amaury" 1. 2, „Die Reise" 1—4, „Spaziergang", „An Ramon, Herzog von Benay", „Das Bildnis eines Kindes" 1. 2, „An meinen Freund S. B.", „Sommerregen", „Träume" 1—6, „Der Geiz und der Neid", „Die Kanadierin"; ferner aus den „Orientalen und Balladen" „Navarin", „Kriegsruf des Mufti", „Der Scherz des Pascha," „Mondschein", „Der Schleier", „Der Derwisch", „Das feste Schloss", „Türkischer Marsch", „Die verlorene Schlacht", „Das Kind", „Lazzara", „Die eroberte Stadt", „Lebewohl der arabischen Wirtin", „Bounaberdi", „Die Fee und die Peri" 1—3; aus den „Herbstblättern" „Sobald das Kind sich zeigt" und aus den „Dämmerungsgesängen" „Napoleon der Zweite" 1—6, „Einsam am Fuss des Turmes", „Besiegt, in einem Augenblicke kam", „Mit den Herbstblättern" (An Madame *), 1. 2,

„Anakreon, Poet“, „Neues Lied zu einer alten Weise“, „Weil lechzend meine Lipp' an deinem Kelch gesogen“, „Die arme Blume“, „Weil voll von Thränen unsre Stunden“, „Hoffnung auf Gott“, „Weil blumig uns der Mai“, „An Louis B.“, „Auf das erste Blatt eines Petrarka“, „Du, sei gesegnet allezeit“! „Date Lilia“.

Der fünfte und sechste Band endlich der „Gesammelten Dichtungen“ Freiligraths enthält ausschliesslich Uebersetzungen und zwar sämtlich aus der englischen Litteratur. Der fünfte Band, betitelt „Englische Gedichte aus neuerer Zeit“, wurde im Jahre 1846 während Freiligraths Aufenthalt in Zürich veröffentlicht. Aus dem Vorwort zu dieser Sammlung, welche nach Freiligraths eigener Aufzeichnung einige kleine Uebersetzungen — zehn — seiner Frau, der geistvollen Tochter des Professors Melos in Weimar,* beigefügt sind, entnehmen wir die folgenden Worte. „Nur ein sehr kleiner Teil des Buches“ — so schrieb Freiligrath im Frühjahr 1846 — „gehört meiner jüngsten Vergangenheit an: alles Uebrige ist aus früher Zeit. Die abschliessende Zusammenstellung nach so langer Frist bedarf wohl nicht erst einer Erklärung. Alles will zuletzt geordnet, umgränzt und — abgeschüttelt sein. Sonst wüsst' ich kaum noch etwas hinzuzufügen, es wäre denn, um einem möglichen Verdachte übersetzerischer Willkür zu begegnen, die Bemerkung, dass ich die älteren Tennyson'schen Sachen nach den ersten Auflagen der Originale (London, 1830 und 1832) bearbeitet habe; ein Umstand, den ich vergleichende Besitzer späterer Editionen, in welchen der Dichter manches bis zur Unkenntlichkeit verändert hat (ich erinnere u. a. nur an ‚Marianne im Süden‘) nicht ausser Acht zu lassen bitte. Aus ähnlichem Grunde glaube ich nicht unerwähnt lassen zu dürfen, dass die Stanze des Hemans'schen ‚Waldheiligtums‘, bei sonst verwandtem Bau, sich auch im englischen Texte durch einen vierfachen Reim von der Spenserstanze unterscheidet.“

Der fünfte Band, die „Englischen Gedichte aus neuer Zeit“ umfassen Felicia Hemans' grösstes epische Gedicht „Das

* Bekannt ist, dass auch Freiligraths Tochter, Frau Kate Kroeker, als Uebersetzerin Treffliches leistete. Sie übertrug unter anderen Kriegsgedichte des Jahres 1870/71 ins Englische und veröffentlichte „Poems from the German of Ferdinand Freiligrath.“ Leipzig 1869, Bernhard Tauchnitz

Waldheiligtum“ und von ihren kleineren Gedichten „Des Cids Leichenzug“, „Des Cids Auferstehung“, „Die indische Stadt“, „Die Indianerin“ (von Freiligraths Frau), „Eine romantische Stunde“, „Die Zugvögel“, „Der Sonnenstrahl“, „Nachtlied zur See“, „Lied der Auswanderer“, „Kirchenmusik“, „Englands Tote“, „Troubadour-Lied“, „Die zerbrochene Kette“ (Freiligraths Frau), „Des Kindes erster Kummer“ (Freiligraths Frau), „Weit entfernt“, „Grablied zur See“, „O ihr Stimmen“, „Was da frei, das ist mein Traum“, „Fern überm Meer“, „Der Engel Ruf“, „Verwandte Herzen“, „An den Epheu“, „Man misst euch nicht, ihr schönen Blumen“, „Seit ich dich zuletzt gesehen“ (Freiligraths Frau), „Mutter, o sing mich zur Ruh“ (Freiligraths Frau), „O, lasst sie ziehn“ (Freiligraths Frau), „Die zerbrochene Blume“ (Freiligraths Frau), „Der letzte Wunsch“, „Grabgesang“ (Freiligraths Frau), „Lied“, „Die Träumende“, „Die Heimat an den Verlorenen“, „Die Zauber der Heimat“; ferner von L. E. Landon „Der spanische Paga“, „Erwartung“, „Der Hirtenknabe“, „Das unbekannte Grab“, „Die alte Zeit“, „Der Nordstern“; von Mary Howitt die „Blumenlieder für Kinder“ 1. „Der Ginster“, 2. „Die Glockenblume“; von William Cowper „An Marie“; von Robert Southey „Sankt Romuald“, „Der Krokodilkönig“, „Die Schlacht bei Blenheim“, „Die Klagen der Armen“; von William Wordsworth „Die einsame Schnitterin“, „Eibenbäume“; von John Wilson „Ein Begräbnisplatz“; von Barry Cornwall „Tippo Saibs letzter Tag“; von Thomas Moore „An Lord Byron“; von Richard Mouckton Milnes „Venetianisches Ständchen“; von Ebenezer Elliot „Eine Proletarierfamilie“; von Alfred Tennyson „Marianna im Süden“, „Ein Grablied“, „Die Schwestern“, „Die Ballade von Oriana“, „Der sterbende Schwan“, „Lied“, Die Dame von Shalott“, „Lady Vere de Vere“, „Ulysses“, „Locksley Hall“, „Godiva“, „Amphion“, „Das Bettlermädchen“, „Der Dichter“; von Longfellow „Excelsior“, „Der Regentag“ (Freiligraths Frau), „Das Skelet in der Rüstung“, „Der Belfried von Brügge“, „Nürnberg“, „Warnung“; endlich von Robert Southey Bruchstücke aus dem grösseren epischen Gedichte „Thalaba der Zerstörer“. Ausschliesslich Uebersetzungen epischer Dichtungen enthält der sechste Band von Freiligraths Werken: nämlich des amerikanischen Dichters Henry Wadsworth Longfellow „Sang von Hiawatha“

und Shakespeares „Venus und Adonis", bereits 1849 veröffentlicht. Den „Sang von Hiawatha" veröffentlichte Freiligrath im Jahre 1857; das Vorwort zu demselben, dem wir nachstehende Worte entnehmen, schrieb er in London im October 1856. Es heisst in demselben: „Der Gedanke meines berühmten Freundes, den Sagenschatz der Ureinwohner seiner Heimat in einem Gedichte epischen Gepräges zusammenzufassen, hat sich in überraschender Weise glücklich und erfolgreich erwiesen: ‚Der Sang von Hiawatha' erschien zuerst im October 1855, und ein halbes Jahr später, im April 1856, hatte die Bostoner Originalausgabe bereits dreissig Auflagen, jede von 1000 Exemplaren erlebt, der in England veranstalteten, ebenfalls mehrmals aufgelegten Editionen nicht zu gedenken. . . . Ein gut Teil dieser mannigfachen Erfolge ist gewiss dem Umstande zuzuschreiben, dass das Gedicht neu war, neu dem Stoffe und (für Amerika und England wenigstens) auch so gut wie neu der Form nach. Der Urwald und die Steppe waren bisher tot und seellos gewesen; die vor dem Gange der Civilisation nach Westen flüchtende Rothaut, glaubte man, konnte sie nur mit den Rufen der Jagd oder des Krieges erfüllen; ein höheres Interesse schien sie den ursprünglicheren Zuständen dieser ‚Völkernatur' nicht abgewinnen zu lassen. Das Poetische darin, das bei uns schon vor 60 Jahren Schiller anwehte, und ihn zu seiner ‚Nadowessischen Totenklage' begeisterte, wurde von den nächsten Erben des roten Mannes nicht erkannt, oder gelangte wenigstens nicht zum künstlerischen Ausdruck bei ihnen. . . . . Da kam ein Dichter und bemächtigte sich des bereit liegenden rohen Stoffes, hauchte ihm eine Seele ein, machte ihn lebendig. Der Urwald war jetzt nicht mehr öde. Der Geist des Menschen, nicht auf Mord und Zerstörung bedacht, nein, still und sinnig schaffend und den Gang seiner Entwickelung, in Bild und Sage, wiederspiegelnd, trat uns aus ihm entgegen. So ist das Gedicht ein humanistisches und doch auch wieder ein specifisch amerikanisches. . . . Longfellow, indem er seine amerikanischen Sagen, mit geringen Modificationen, in das analoge Gewand der finnischen Runen kleidete, verfuhr mit einer Umsicht und einem Feingefühl, die wir bewundern müssen." Und weiter äussert Freiligrath daselbst in einer Anmerkung: „Meine Gründe für die Behauptung, dass die Form des ‚Hiawatha' den Trochäen

der finnischen Runen, und nicht etwa den trochäischen Dialogassonanzen der Spanier nachgebildet sei, habe ich bereits an einem anderen Orte (Athenaeum No. 1470, 29. Dec. 1855) entwickelt. Ich trage dem dort Gesagten hier noch zweierlei nach; einmal: dass Longfellow, ohne die Allitteration der Runen durchzuführen, sich derselben dennoch gelegentlich mit Vorliebe bedient, worin ihm meine Uebersetzung möglichst zu folgen bemüht ist; — und dann: dass das zweite charakteristische Attribut der finnischen Volkspoesie, der von Longfellow consequent in Anwendung gebrachte Parallelismus, sich merkwürdigerweise auch in den indianischen Idiomen angedeutet findet.... In dem Pantheon der Weltpoesie, an dem wir seit Herder fort und fort bauen in unsrer Litteratur, dürfte, meines Erachtens, der ‚Sang von Hiawatha' nicht fehlen. Ich entschloss mich darum gleich nach dem Erscheinen des Gedichts zu einer Uebersetzung desselben, und sandte bereits im Dec. 1855 einige Bruchstücke meiner Verdeutschung (ungefähr ein Drittel) an das Morgenblatt ein. Im darauf folgenden Mai war die Uebersetzung, wie sie jetzt vorliegt, druckfertig. Von den zahllosen Ausgaben des Originals ist ihr die erste, gleichzeitig mit dem Bostoner ersten Druck in England erschienene, zu Grunde gelegt, doch sind verschiedene kleinere Aenderungen und Verbesserungen des Dichters (sie betreffen zumeist nur die Quantität des einen oder anderen indianischen Wortes) gewissenhaft berücksichtigt worden." —

Nachdem wir auf die Uebersetzungsthätigkeit Freiligraths bis in ihre Einzelheiten hinein einen Blick geworfen, und jedes Erzeugnis namhaft gemacht haben, um ein umfassendes Bild zu gewinnen, liegt es uns nunmehr ob, die Uebersetzungen ästhetisch und philologisch zu würdigen.

Freiligrath — und hierin liegt ein bedeutsames Moment — hält sich in grösster Treue an das Original. Seine Worte decken fast immer die Gedanken, welche der Dichter selbst hat ausdrücken wollen. Viele unserer ersten Uebersetzungsmeister lassen es an diesem Erfordernis einer guten Uebersetzung häufig fehlen. Ihre Uebersetzungen lesen sich zwar fliessend, der Vers- und Strophenbau sind tadellos, allein bei einem Vergleiche mit dem Urtext finden wir, dass sie oft gar zu weit von diesem abweichen, dass sie nicht mehr Uebertragungen, sondern freie

Nachdichtungen sind. Die Gedanken des Originals sind hier und da durch eigene ersetzt, da den Uebersetzern der treffende Ausdruck, die congruente poetische Gestaltung nicht zur Verfügung standen. Es fehlt diesen Uebersetzungen also die philologisch treue Wiedergabe des Urtextes.

Eine andere Klasse unserer Uebersetzer liefert die getreuste Wiedergabe des Inhaltes, Zeile für Zeile, Wort für Wort ist sozusagen mit dem Wörterbuch in der Hand ins Deutsche übertragen, aber ihre Uebersetzungen ermangeln des Kunstvoll-Vollendeten, des Aesthetisch-Schönen, Erfordernisse, die naturgemäss an ein poetisches Erzeugnis zu stellen sind.

Beide Seiten — getreue Wiedergabe des Originals und künstlerische Vollendung — sind den Uebersetzungen Freiligraths eigen. Beide Eigenschaften verbindet er in ihnen zur schönen Harmonie — er besitzt gleicherweise die höchsten Fähigkeiten eines Sprachmeisters und die eines selbstschaffenden dichterischen Genius. Dazu kommen seine aussergewöhnliche Beherrschung des Reimes und des Metrums und die Kraft seiner Phantasie, welche sich ohne Mühe und in voller Tiefe in die Ideen des fremden Dichters zu versenken und seinen Gemütsstimmungen zu identificieren weiss, aus denen das Lied hervorgegangen ist. Nehmen wir zur Klarlegung dieser Thatsachen aus seinen Uebersetzungen ein beliebiges Gedicht heraus, z. B. das kleine Burns'sche Gedicht „John Anderson", und vergleichen wir das beigefügte Original mit der Uebersetzung.

John Anderson, my jo John, When we were first acquent, Your locks were like the raven, Your bonnie brow was brent; But now your brow is beld, John, Your locks are like the snaw; But blessings on your frosty pow, John Anderson, my jo.	John Anderson, mein Lieb, John, Als ich zuerst dich sah, Wie dunkel war dein Haar, und Wie glatt dein Antlitz da! Doch jetzt ist kahl dein Haupt, John, Schneeweiss dein Haar, und trüb Dein Aug'; doch Heil und Segen dir, John Anderson, mein Lieb!
John Anderson, my jo John, We clamb the hill thegither, And mony a canty day, John, We've had wi' ane anither; Now we maun totter doun, John, But hand in hand we'll go, And sleep thegither at the foot, John Anderson, my jo.	John Anderson, mein Lieb, John, Bergauf stiegst du mit mir; Und manchen lust'gen Tag, John, Zusammen hatten wir. Nun geht's den Berg hinab, John, Doch Hand in Hand! komm, gieb Sie mir! in einem Grab ruhn wir John Anderson, mein Lieb!

Wir haben mit obigem Beispiel keineswegs eine der besseren Uebersetzungen Freiligraths herausgegriffen, wie man leicht an den

in einzelnen Versen vorhandenen Enjambements erkennen wird; allein neben einer getreuen Wiedergabe des Gedankenganges des Originals haben wir dennoch hier ein schönes dichterisches Erzeugnis.

Wir führen ein weiteres Beispiel eines gleichfalls schottischen Dichters an „A wet sheet and a flowing sea“ von Allan Cunningham.

A wet sheet and a flowing sea,
And wind that follows fast,
And fills the white and rusting sail,
And bends the gallant mast;
And bends the gallant mast, my boys,
While, like the eagle free,
Away the good ship flies, and leaves
Old England on the lee.

Oh for a soft and gentle wind!
I heard a fair one cry;
But give to me the snoring breeze,
And white waves heaving high;
And white waves heaving high, my boys,
The good ship tight and free —
The world of waters is our home,
And merry men are we.

There's tempest in yon horned moon,
And lightning in yon cloud;
And hark the music, mariners!
The wind is piping loud;
The wind is piping loud, my boys,
The lightning flashing free —
While the hollow oak our palace is,
Our heritage the sea.

Ein Segel naht, 'ne frische See,
Ein Wind, der passt und fasst,
Der breit die weisse Leinwand füllt
Und beugt den tapfern Mast;
Und beugt den tapfern Mast, Hurrah!
Derweil mit freiem Flug
Das gute Schiff von dannen schiesst,
Alt-England hinterm Bug.

Ein Dämchen sprach: „O nur ein Wehn!
Ein Lüftchen weich und mild!“
Mir aber hebt der Bö Geschnarch
Und Wellen hoch und wild;
Die Wellen hoch und wild, Hurrah!
Die Barke hecht und schier —
Die Wasserwelt ist unser Haus,
Und lust'ge Kerls sind wir.

Die Wolke dort hat Brand und Blitz,
Der Mond hat Sturm gebraut;
Und horcht, ihr Jungens, die Musik!
Der Wind erhebt sich laut;
Der Wind erhebt sich laut, Hurrah!
Der Blitz flammt durch die Bö —
Die hohle Eich' ist unser Schloss,
Und unser Erb' die See!

Ferner schliessen wir an Thomas Moores „Will you come to the bower?“

Will you come to the bower I have shaded for you?
Our bed shall be roses all spangled with dew.
Will you, will you, will you, will you
Come to the bower?

There, under the bower, on roses you'll lie,
With a blush on your cheek, but a smile in your eye.
Will you, will you, will you, will you
Smile, my beloved?

But the roses we press shall not rival your lip,
Nor the dew be so sweet as the kisses we'll sip.

Willst kommen zur Laube, so schattig und kühl?
Da dienen uns Rosen voll Taues zum Pfühl.
Willst du, willst du, willst du, willst du
Kommen, mein Lieb?

Da ruhst du auf Rosen wohl unter dem Strauch,
Errötend die Wänglein, doch Lächeln im Aug'.
Willst du, willst du, willst du, willst du
Lächeln, mein Lieb?

Doch röter als Rosen, mein Lieb, ist dein Mund,
Und süsser als Tau ist dein Küssen zur Stund'.

Will you, will you, will you, will you
Kiss me, my love?

And oh! for the joys that are sweeter
than dew
From languishing roses, as kisses from
you.
Will you, will you, will you, will you,
Won't you, my love?

Willst du, willst du, willst du, willst du
Küssen, mein Lieb?

Und, o, dann der Freuden, die süsser,
fürwahr,
Als Tau und als Rosen und Küsse
sogar!
Willst du, willst du, willst du, willst du,
Willst nicht, mein Lieb?

Wir greifen auch aus den von Freiligrath übersetzten französischen Dichtungen ein Beispiel heraus und zwar den Anfang von „Puisque nos heures sont remplies" aus Victor Hugos „Chants du Crépuscule".

Puisque nos heures sont remplies
De trouble et de calamités;
Puisque les choses que tu lies
Se détachent de tous côtés;

Puisque nos pères et nos mères
Sont allés où nous irons tous,
Puisque des enfants, têtes chères,
Se sont endormis avant nous;

Puisque la terre où tu t'inclines
Et que tu mouilles de tes pleurs,
A déjà toutes nos racines
Et quelques-unes de nos fleurs;

Puisqu'à la voix de ceux qu'on aime
Ceux qu'on aima mêlent leur voix;
Puisque nos illusions même
Sont pleines d'ombres d'autrefois;

Puisqu'à l'heure où l'on boit l'extase
On sent la douleur déborder;
Puisque la vie est comme un vase
Qu'on ne peut emplir ni vider; etc.

Weil von Thränen unsre Stunden,
Und weil von Unruh voll sie sind;
Weil jeden Kranz, den du gewunden,
Entblättert schon ein rauher Wind;

Weil unsre Eltern schon gegangen
Den Weg sind, der uns alle ruft;
Weil Kinder schon mit roten Wangen
Sich vor uns legten in die Gruft;

Weil, die mit deiner Seufzer Schalle
Du füllest, diese Thränenstatt,
Schon längstens unsre Wurzeln alle
Und unsrer Blumen einz'ge hat;

Weil in der jetzt geliebten Stimme
Der einst geliebten Wort sich mengt;
Weil allwärts über uns der schlimme
Schlagschatten des Vergangnen hängt;

Weil, wenn die Brust uns Wonnen
heben, [Meer;
Uns jäh verschlingt des Schmerzes
Und weil wie ein Gefäss das Leben,
Das man nicht voll macht und nicht
leer; etc.

Und zum Schluss: Alfred de Mussets „Au Jungfrau".

Jungfrau, le voyageur qui pourrait
sur ta tête
S'arrêter, et poser le pied sur sa
conquête,
Sentirait en son cœur un noble bat-
tement;
Quand son âme, au penchant de ta
neige éternelle,
Pareille au jeune aiglon qui passe
et lui tend l'aile,
Glisserait et fuirait sous le clair fir-
mament.

O Jungfrau, wenn ein Mann, der
deine steilsten Wände
Erklettert hätte, nun auf deinem
Gipfel stände:
Wohl schlüge stolz sein Herz, wohl
zitterte sein Geist,
Wenn er vom ew'gen Schnee sich
trunken nun erhübe,
Wenn mächt'ge Kreise nun im Aether
er beschriebe,
Dem jungen Adler gleich, der lang-
sam ihn umkreist.

Jungfrau, je sais un cœur qui, comme toi, se cache.
Revêtu, comme toi, d'une robe sans tache,
Il est plus près de Dieu que tu ne l'es du ciel.
Ne t'étonne donc point, ô montagne sublime,
Si la première fois que j'en ai vu la cime,
J'ai cru le lieu trop haut pour être d'un mortel.

Jungfrau, ich weiss ein Herz, gleich dir zum Himmel ragend,
Gleich dir ein fleckenlos und schimmernd Festkleid tragend,
Dem Ew'gen näher noch, als du dem Himmel; kühn
Und rein! — Drum staune nicht, erhabenste der Höhen,
Dass, da zum ersten Mal ich seinen Firn gesehen,
Für einen Sterblichen der Ort zu hoch mir schien.

Von vollendeter Schönheit sind die zahlreichen Uebersetzungen der Dichtungen Felicia Hemans' und Alfred Tennysons, wie auch von den bereits durch Beispiele vorgeführten Thomas Moores und Victor Hugos. Freiligraths Uebersetzung des Burns'schen Liedes „My heart is in the Highland" ist zum Gemeingut der deutschen Nation geworden. Auch die grösseren epischen Dichtungen „Venus und Adonis" von Shakespeare, „Das Waldheiligtum" von Felicia Hemans, „Der alte Matrose" von Samuel Taylor Coleridge und Longfellows „Sang von Hiawatha" sind meisterhaft in der deutschen Sprache wiedergegeben. Die Form, das Versmass und der Reim des Originals sind meist bis in die Details hinein gewahrt. Nirgends eine schwerfällige Construction, nirgends eine Geschraubtheit des Ausdrucks! Selbst die poetischen Bilder, die Epitheta sind — wenn nur eben möglich — beibehalten worden.

Freiligraths Uebersetzungen ist in unserer Litteratur dauernd ein Ehrenplatz zu teil geworden; er hat nicht allein tiefinnige, aus innerstem Gemüte entsprungene Lieder seinem Volke geschenkt, der Poesie ein neues Land, das „farbenreiche Tropengefilde" erschlossen und dem politischen Liede — obschon es hie und da die Muse durch revolutionäre und Parteizwecke in den Staub gezogen — einen höheren Gedankenflug, eine hinreissende Gewalt verliehen; er hat auch in umfassender Weise als geistiger Vermittler zwischen den Hauptnationen Europas gewirkt und der Weltlitteratur in seinen trefflichen Uebersetzungen neue Bausteine zugeführt.

Hamm in Westfalen. Dr. Otto Weddigen.

Addisons Cato und Gottscheds sterbender Cato.

Nicht nur auf politischem und socialem, auch auf poetischem Gebiet ist die Neuzeit eine Zeit der Kritik und der Reform, der Theorie und des Experiments. Im Alterthum, und vor Allem im klassischen Alterthum der Griechen, hatte man wirklich gesungen, „wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnet". Genug, dass gedichtet wurde, und dass das Gedichtete gut oder schön war, d. h., dass es den Bedürfnissen des schaffenden Dichters und des geniessenden Lesers genügte; um das Wie und Warum des Schönen, um das, was wir heute Wesen und Gesetz der Dichtung nennen, kümmerte man sich wenig. Wie in jeder sich organisch entwickelnden Richtung des menschlichen Geistes ging die Praxis der Theorie voran. Erst als der volle Ton der Dichtung in Hellas zu verklingen begann, erst als die Praxis ihre schönsten, ihre vollkommensten Früchte bereits gezeitigt hatte, begann mit Aristoteles und später den Alexandrinern die Theorie und die Kritik; doch auch hier handelte es sich noch weit mehr darum, aus den vorhandenen Kunstwerken die Gesetze, nach denen sie entstanden waren, abzuleiten, als, von einer absoluten Theorie des dichterisch Schönen ausgehend, nach dem ihr entlehnten Maassstab das Vorhandene zu beurtheilen oder Neues zu schaffen.

Auch im Mittelalter konnte es zu einem solchen Streben nach theoretischer Erkenntniss des dichterisch Schönen nicht kommen. Fast das ganze geistige Interesse des Mittelalters ward von der Religion absorbirt. Auf sie concentrirt sich ein

grosser Theil aller Forschung; Kunst und Dichtung, Wissenschaft und Philosophie stehen in ihrem Dienste. Keine Ahnung noch von einer Selbständigkeit, von einem Selbstzweck der Poesie! Das ihr gewidmete Interesse war entweder ein religiöses* resp. politisches oder ein rein stoffliches. Daher ist das Mittelalter die Zeit der Epik und besonders der grossen religiösen Epen, die Zeit der Legenden und Novellen. Das Mittelalter verlangte von der Dichtung Erbauung und Unterhaltung, es liess sie gelten als Trabantin der Religion, hin und wieder auch der Politik; jedes Bestreben, sie um ihrer selbst willen zu schätzen und zu würdigen, lag ihm nothwendig fern.

Den entscheidenden Anstoss zu einem gründlichen Umschwung in diesen Dingen gab die Renaissance.

Brachte das Mittelalter schon den eigenen Dichtungen zum grossen Theil nur stoffliches Interesse entgegen, wie durfte man von ihm ein Verständniss für die vollendete Schönheit der klassischen Dichtwerke erwarten, zumal da die spärliche handschriftliche Ueberlieferung die Beschäftigung mit denselben bedeutend erschwerte? So hat das Mittelalter dem Alterthum in der That stets nur stoffliche Berücksichtigung geschenkt — ich erinnere an die Kaiserchronik und das Alexanderlied, an Heinrichs von Veldeke Eneit und Konrads von Würzburg trojanischen Krieg, ja auch die Dichtungen von Hans Sachs und Shakespeare gehören in dieser Beziehung hieher.

Die Renaissance lehrte das Alterthum, dessen Werke jetzt durch die Buchdruckerkunst schnell vervielfältigt wurden, auch formell kennen; sie führte vor den erstaunten und geblendeten Geist die Gebilde der hellenischen Dichtungswelt in ihrer makellosen Herrlichkeit. Vom Staunen über die Schöpfungen des griechischen Alterthums zur Vergleichung derselben mit den eigenen war nur ein Schritt, dieser Schritt aber führte zur Kritik. Aber die Renaissance that noch mehr; indem die verschiedenen Literaturen verschiedene Stellung zum wiedererstandenen Alterthum nahmen, löste sich naturnothwendig das Band,

---

* Ich glaube es ist Danzel, der einmal in seinem Buch über Gottsched es ausspricht, dass schon darin, dass die Neuzeit zunächst den Zweck der Poesie zu einem allgemein moralischen macht, ein Fortschritt über das Mittelalter liegt.

das sie früher zu einer Einheit im Dichten verbunden hatte, ebenso wie mit der Reformation die einheitliche Form des Christenthums in Europa aufhörte; die einzelnen Nationen traten alsbald mit dem vollen Bewusstsein ihrer Verschiedenheit, ihrer Nichtzusammengehörigkeit einander entgegen, sie sahen einander mit vergleichendem und richtendem Auge an, die Kritik liess sich trennend unter den früher Vereinten nieder, und das einzige Gemeinsame, was den Getrennten noch blieb, war, dass sie Alle, wenn auch aus verschiedenen Gesichtspunkten, zum Alterthum als zum höchsten Richter aufschauten.

Wenn so die vollendete Kunst der Alten auch nicht dem leisesten Zweifel unterlag, so war es doch auch andrerseits natürlich, dass man sich nicht lange der unbedingten Bewunderung derselben hingeben konnte, ohne sich die Frage vorzulegen, worin denn der hohe Vorzug derselben bestünde, der die Schöpfungen der Epigonen so unendlich in Schatten stellte. Diese Frage aber fiel, da man die Dichtungen der Alten für absolut vollkommen hielt, mit der Frage nach dem Wesen und Zweck der Dichtung überhaupt nothwendig zusammen. Diese Frage praktisch und theoretisch zu lösen, ist die grosse Aufgabe, welche sich die Neuzeit auf dem Gebiet der Dichtung gestellt hat.

Seit dem 16. Jahrhundert, besonders aber im 17. und 18. — denn natürlich darf man nicht erwarten, dass die eben gekennzeichneten Wirkungen der Renaissance unmittelbar auf dieselbe folgen sollten — zeigt sich in den hervorragenden Litteraturen Europas ein zuweilen wahrhaft ängstliches und beängstigendes Streben und Ringen, die Frage nach dem Wesen der Dichtkunst so oder so zu lösen. Eine Theorie jagt die andere, ein Regelgebäude verdrängt das andere; es klingt widersinnig, aber es ist der Fall, oft wird gedichtet, nicht aus wirklichem inneren Bedürfniss, sondern nur um für die Theorie nun auch passende, entsprechende Beispiele zu liefern. Fast kein einziges grösseres Werk wird jetzt mehr in die Welt geschickt, ohne dass in Vorreden, Nachreden und Anmerkungen der Autor den Rivalen und Lesern gegenüber Stellung nimmt zu dieser grossen Dichtung bewegenden Frage. Jeder Dichter ist ein Gelehrter, denn jeder muss bereit und im Stande sein, mit den

dem Arsenal der Alten entlehnten wissenschaftlichen Waffen für seine Dichtungstheorie einzustehen. Wie Pilze schiessen die Poetiken hervor. Gödeke zählt, in der Einleitung zum zweiten Buch seiner elf Bücher deutscher Dichtung, mehr als ein Dutzend derselben auf, die sich an Opitz' Prosodia Germanica oder Buch von der teutschen Poeterey, 1624, mit dem für Deutschland diese Zeit beginnt, anschliessen.

Dass diese Bestrebungen, die, um es den missverstandenen Alten gleich zu thun, die Dichtung zu einem nach Regeln zu erlernenden und betreibenden Handwerk erniedrigten — so sagt Gottsched in der Vorrede zur dritten Auflage seiner kritischen Dichtkunst 1742 wörtlich: „Da ich in meiner Dichtkunst, nach der allgemeinen Abhandlung des Zubehörs zur Poesie, von allen üblichen Arten der Gedichte gehandelt, und einer jeden ihre eigenen Regeln vorgeschrieben habe, dadurch Anfänger in den Stand gesetzt werden, sie auf untadeliche Art zu verfertigen“ u. s. w. Und er tadelt die Breitinger'sche Dichtkunst, in der alles dieses nicht steht. „Wer also dieselbe in der Absicht kaufen wollte, diese Arten der Gedichte daraus abfassen zu lernen, der würde sich sehr betrügen, und sein Geld hernach zu spät bereuen“ ebd. — dass diese Bestrebungen, sage ich, abgesehen davon, dass sie als etwas geschichtlich Nothwendiges ihre unabweisbare Berechtigung in sich tragen, auch sonst nicht ohne erspriessliche Folgen geblieben sind, lässt sich nicht läugnen; so glaube ich, dass in ihnen zum Theil der Keim für die grossartige Entwicklung unserer Litteraturbetrachtung liegt. Herder steht in seinen Fragmenten zum Theil noch ganz auf diesem Boden.

Eine andere für die neuzeitliche im Gegensatz zum Mittelalter characteristische Erscheinung ist das Drama. Die Dichtung der Neuzeit ist das Drama. Die Zeit für das Epos war vorbei; die echte Lyrik ist etwas so durchaus Unfassbares, so wenig geeignet, sich dem Zwange beengender Formen zu fügen, dass man sich an ihr schliesslich mit dem schweren Geschütz der Regeln kaum versuchen konnte. Sie flüchtete sich in der Zeit des Theorienkampfes, und trieb nur hin und wieder, besonders im Gebiete des Kirchenliedes eine ihrer unvergänglichen Blüthen. Und dann darf man vor allen Dingen nicht vergessen,

Epos und Lyrik hatten schon ihre Pflege im Mittelalter erfahren, in diesen Gattungen gab es doch, wenn auch verhältnissmässig nur wenig bekannte, Muster aus der früheren Zeit, während sich das Drama als eine vollkommene terra nova darbot, auf die sich denn auch sogleich das ganze Heer der Regelmacher begierig stürzte. Hier hatte man für die so beliebten theoretischen Experimente den gewünschten handlichen Stoff, der, einer festen; organisch entwickelten, auf Jahrhunderte langer Ueberlieferung beruhenden Form noch entbehrend, als vortreffliches Material zur Bearbeitung nach den aus dem missverstandenen Aristoteles und Horaz gezogenen Regeln sich darbot. So tritt das Drama herrschend in den Mittelpunkt, und so stark und ausgesprochen war seine Herrschaft, dass, obgleich im Kampf der Zürcher und Leipziger Bodmer und Breitinger, die als Uebersetzer und kritische Ausleger Miltons doch wohl mehr dem Epos zuneigten, gegen Gottsched, den eifrigen Vertheidiger der an die französische sich anlehnenden Dramatik, dass, sage ich, obgleich in diesem Kampf Bodmer und Breitinger den Sieg davontrugen, dennoch das Drama nicht nur aus seiner Stellung nicht verdrängt wurde, sondern dass ihm sogar durch Lessing die Frucht des Sieges, die freiere Entwicklung, am meisten zu Gute kam.

Es ist interessant zu verfolgen, welchen Verlauf die Entwicklung des Dramas in den drei Hauptculturländern Europas in der hier besprochenen Zeit nahm.

Am schnellsten, und scheinbar auch am weitgreifendsten gelangte die Anlehnung an die Antike in Frankreich zur Geltung. Hier bildete sich in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in dem unter dem Namen siècle de Louis quatorze bekannten Zeitraum eine feste dramatische Form im Anschluss an das antike Drama aus. Aber dieser Anschluss war nur ein äusserlicher. Noch ehe man zu einem vollkommenen Verständniss der in der Poetik des Aristoteles niedergelegten Sätze über das Drama durchgedrungen war, formte man diese Sätze zu einem Regelgebäude, das in seiner ganzen Strenge kaum auf die antike Tragödie anwendbar war, und das für die neuere Dramatik anstatt zu einem leitenden und helfenden Führer zu einem drückenden Hemmniss ward, welches jede freiere Ent-

wicklung der dramatischen Kunst unmöglich machte. Die unselige Regel von den drei Einheiten, der Boileau durch Aufnahme in seinen Art Poétique auf Jahre hinaus, und nicht nur für seine Landsleute, eine unantastbare Herrschaft verlieh,

> Qu'en un lieu, qu'en un jour un seul fait accompli
> Tienne jusqu'à la fin le théâtre rempli (III, 45/46),

diese Regel, welche in den Verhältnissen der alten Bühne ihre Erklärung und Berechtigung fand, ward den Dichtern des 17. Jahrhunderts überall zu einem Stein des Anstosses, der sie zwang ihre Zuflucht oft zu den grössten Ungeheuerlichkeiten, ja Unmöglichkeiten zu nehmen. Und wenn nur noch diese dem Alterthum so ängstlich entlehnte Form mit dem Inhalt sich in Uebereinstimmung gefunden hätte, aber grösstentheils fand gerade das Gegentheil statt, Form und Inhalt standen im schreiendsten Gegensatz; die Helden und Frauen des Alterthums, wo sie im Drama auftraten, handelten und sprachen wie die modernsten Hofleute, denn derselbe Geist des Despotismus, der der Ausbildung und strengen Handhabung einer unverrückbar festen, wenn auch noch so einseitigen und verkehrten, Form in der Dramatik nur günstig sein konnte, verlangte andererseits, da er in der Kunst nur seine tributpflichtige Dienerin sah, dass der Inhalt nach Gedanken und Handlung ein treues Abbild des Hofes sei, wo einzig für den Dichter das höchste Muster von Vollkommenheit im Denken und Handeln zu finden war.

Und dieses Uebel blieb nicht auf Frankreich beschränkt. Gerade, weil hier vor allen andern Ländern zuerst eine feste Form zur Ausbildung gekommen war, richtete sich auch hierher zunächst der Blick der andern Völker, die selbst noch unentschieden schwankend, sich nur gar zu willig dem sie so fest und sicher dünkenden Leitstern des französischen classicistischen Dramas anvertrauten. Richten wir zunächst den Blick auf England.

Zu einem so entschiedenen Siege, wie äusserlich im 17. Jahrhundert in Frankreich und innerlich in den folgenden Jahrhunderten in Deutschland, ist die Renaissance hier eigentlich nie gelangt. Weder hat sie dort ein so fest stehendes Kunstgesetz zu schaffen gewusst wie in Frankreich, noch eine

so vollständige Durchdringung von griechischer Kunst mit deutschem Sinn bewirkt wie in Deutschland.*

Dagegen entwickelte sich in England neben der heimischen Dichtung in der Landessprache eine ansehnliche lateinische und Uebersetzungs-Dichtung. Fast jeder bedeutende Dichter von Milton bis herab auf Byron, besonders aber die Dichter des 17., des beginnenden 18. Jahrhunderts, hat entweder kleinere oder grössere lateinische Dichtungen geschrieben, oder, und dies ist noch häufiger der Fall, einen Dichter des griechischen oder römischen Alterthums übersetzt; nicht selten findet sich auch beides. Ich erinnere an Miltons Elegiae und sylvae, an die lateinischen Gedichte von Addison, an Drydens Vergil und Pope's Homer. Ein lateinisches Gedicht oder eine Uebersetzung war gewissermassen das Probestück, mit dem man sich in die Litteratur einführte.

Dennoch darf man keineswegs annehmen, dass die Renaissance von gar keinem Einfluss auf die englische Literatur gewesen wäre. Die in Shakespeare's Jugendzeit herrschende Lyrik steht durchaus unter italienischer Einwirkung, von der sich deutliche Spuren noch in Form und Behandlung seiner Jugenddichtungen und Sonette nachweisen lassen.

Auch im Drama hatte man eine engere Annäherung an die Antike versucht, freilich mehr in Anlehnung an Seneca, den man auch übersetzt hatte, als an die grossen griechischen Dramendichter.** Aber was den Ausschlag gab, Shakespeare selbst wandte sich, nachdem er in einzelnen seiner Jugenddramen, ganz besonders in Romeo and Juliet, den italienischen Einflüssen vorübergehend Tribut gezollt hatte, mit voller Entschiedenheit dem volksthümlichen Drama zu, in dem er das Alterthum weiter nur als Quelle für seine Stoffe oder für gelegentliche Ausschmückung seiner Dichterrede benutzte. Trotz

---

* „The rules a nation born to serve obeys
And Boileau still in right of Horace sways,
But we brave Britons foreign laws despised
And kept unconquered and uncivilized
Fierce for the liberties of wit and bold,
We still defied the Romans as of old.“
Pope: Essay on Criticism v. 713—718.

** „Even in the old days Seneca not Sophocles had served as a model.“
Ward: History of the English Drama II, 462.

dieser rückhaltlosen Bevorzugung des Volksthümlichen im Drama durch Shakespeare, die man als Ausschlag gebend für alle Zeit hätte ansehen sollen, wurden im 17. Jahrhundert wieder Versuche gemacht, zu den Alten, freilich nicht direct, sondern durch das trübe Medium der Franzosen, zurückzukehren. Nicht allzu lange nach Shakespeare's Tode fanden in England jene gewaltigen politischen Umwälzungen statt, die England den Ruhm eingetragen haben, zuerst die absolute Gewalt der Fürsten in die gebührenden Schranken zurückgewiesen und das unverbrüchliche Recht der Volkssouveränetät geltend gemacht zu haben. 1649 wurde Karl I. hingerichtet, aber schon seit dem Jahre 1642 hatten die Puritaner am Ruder des Staates gelenkt, und eine ihrer ersten Sorgen war es gewesen, in missverstandener Frömmigkeit die Theater zu schliessen, 2. Sept. 1642. Erst achtzehn Jahre später, als Karl II. aus seiner Verbannung nach England zurückkehrte, wurde die Bühne wieder frei gegeben. Der Zeitraum war gross genug gewesen, um das Andenken an das ältere Drama, wenn nicht zu vertilgen, so doch einigermaassen zu schwächen. Die Bühnentradition war unterbrochen, und dem Neuen so wenigstens der Eintritt erleichtert. Noch andere, einflussreiche Umstände traten hinzu, die Einführung dieses Neuen zu begünstigen. Wo hatte sich denn der vertriebene König vor seiner Rückkehr zumeist aufgehalten? In Frankreich. Dort hatte er natürlich vollauf Gelegenheit gehabt, die französische Bühne kennen zu lernen; dass dieselbe seinen vollen Beifall finden musste, kann uns nach den obigen Ausführungen billig nicht Wunder nehmen, ebensowenig, dass er den Wunsch hegen musste, die französische Dramatik auch nach England zu verpflanzen, und dass alle dahin gehenden Bemühungen seiner Aufmunterung und Begünstigung sicher sein durften.

Bald fand sich denn auch der Mann, der es unternahm, die englische Bühne nach französischem Muster umzugestalten. Dieser Mann ist John Dryden. 1631—1701. Es ist unmöglich Addisons Cato litterarhistorisch zu verstehen, ohne sich vorher mit Dryden bekannt gemacht zu haben. Dryden lässt sich in seinen Bestrebungen, und in der Art und Weise, wie er sie an- und auffasste, nicht unpassend mit Gottsched ver-

gleichen. Was Gottsched für Deutschland zu werden sich bemühte, ein Wiederhersteller und Neubegründer der dramatischen Dichtung, das ward Dryden zum Theil für England. Wie Gottsched dachte auch er, das, was seiner Ansicht nach dem Drama zur Vollkommenheit fehlte, durch äusserliche Regeln ihm geben zu können. Beide waren Männer, wie sie nur das 17. und 18. Jahrhundert erzeugen konnte, echte Repräsentanten der Dichtung ihrer Zeit, die in dem Streben nach Einsicht in sich selbst, da ihr die tiefere Erkenntniss noch versagt war, auf Aeusserlichkeiten, als auf letzte Hülfsmittel, verfiel. Aber Dryden war trotz alledem ein wirklicher Dichter, während Gottsched sicher einer der prosaischsten Menschen ist, die je invita Minerva Verse gemacht haben. Drydens Alexanderode gehört zu den besten lyrischen Gedichten der englischen Litteratur und zeichnet sich in der That durch einen wahrhaft bestrickenden Wohllaut der Sprache und durch unendlich melodischen Fall der Verse aus. Als Satiriker erfreut sich unser Dichter eines unbestrittenen Ruhmes, und er ist vor und neben Pope der erste Meister des gereimten Couplets (heroic verse).

Dryden ist eine proteusartige Natur. Man darf wirklich im Zweifel sein, ob er öfter seine politischen und religiösen, oder seine ästhetischen Ansichten änderte; aber während er in Politik und Religion dem von der regierenden Partei angegebenen Tone folgte, war er in der Dichtung und besonders in der dramatischen selbst eine tonangebende Macht. Dryden hat in den Jahren 1669—1694 nicht weniger als 27 Dramen geschrieben. Aber von grösserem Werth als die Dramen sind für den Litterarhistoriker die kritischen Beigaben, in denen er sich und dem Publikum von seinen Ansichten über die dramatische Kunst und seiner Stellung zu derselben Rechenschaft gab. Dryden war sich seiner litterarischen Stellung — als dramatischer Pfadfinder, wenn ich mich so ausdrücken darf — recht wohl bewusst. In diesem Bewusstsein schrieb er seine kleineren und grösseren Abhandlungen, die so nicht nur für unsere Erkenntniss und Beurtheilung seiner eigenen Dichtung, sondern auch für die seiner litterarischen Genossen und Gegner schätzbares Material bieten.

Die hauptsächlichsten dieser Abhandlungen sind:

Essay of dramatic poesy 1667—68.

Essay upon Heroic plays 1670 mit der Defence Grounds of Criticism in tragedy 1679.

Johnson, der als ein classical scholar ein Anhänger der französirenden Richtung war, steht in seinem Life of Dryden nicht an, Dryden auf Grund dieser Abhandlungen als Begründer der englischen Kritik zu bezeichnen. „Dryden may be properly considered as the father of English Criticism, as the writer who first taught us to determine upon principles the merit of composition."

Für einen Hauptunterschied zwischen volksthümlicher und französischer Dramatik galt der Reim. Dieser war in das englische Drama zuerst durch den Grafen von Orrery 1621—79 wieder eingeführt worden, denselben dem Dryden 1664 seine Rival-Ladies widmete. Doch war dies Versmaass nicht der gereimte Alexandriner der Franzosen, sondern die zehnfüssige sogenannte heroic line.* Ueber diesen Vers lässt Dryden selbst in dem seinem annus mirabilis 1667 voraufgeschickten letter to Sir Robert Howard sich des Weiteren aus. Er beginnt damit, denselben versuchsweise in einigen Scenen der schon erwähnten tragy-comedy the Rival-Ladies einzuführen.** In der folgenden Tragödie the Indian Queen aus demselben Jahre, die er gemeinschaftlich mit seinem Schwager Howard verfertigte, findet sich der Reim schon durchgehends, ebenso wie in dem ein Jahr später erscheinenden, Dryden allein angehörigen Indian Emperor, 1665. Einem so gewandten Verskünstler konnte das natürlich wenig Schwierigkeiten bereiten. In dem Essay on Dramatic Poesy vertheidigt er den Reim ausdrücklich mit den Worten: I deny not but Blank verse may be also used and content my self only to assert, that in serious plays where the subjects and characters are great and the plot unmixed with mirth, which might allay or divert the concernments which are produced, Rhyme is there as natural and more effec-

* Er kam hauptsächlich in dem ebenfalls von Orrery begründeten, von Dryden vornehmlich cultivirten heroic play zur Anwendung.

** „The scenes which in my opinion must commend it (i. e. the rhyme), are those of argumentation and discourse, on the result of which the doing or not doing some considerable action should depend." Aus der epistle dedicatory.

tual than Blank verse. Ebenso findet sich eine Vertheidigung des Reimes zu Eingang des essay on heroic plays. Doch um die Mitte der siebziger Jahre beginnt er schon sich vom Reim abzuwenden und später gab er ihn ganz auf.* Das Zugeständniss freilich, welches Dryden hiermit an die volksthümliche Bühne machte, war nur ein scheinbares. Selbst ein so vollendeter Verskünstler wie Dryden musste doch endlich fühlen, wie lästig die Herrschaft des Reimes im Drama ist. Schweigend hatte er dies schon früher zugestanden, indem er sich oft gestattete, einen Vers in der Mitte abzubrechen und dann natürlich reimlos zu lassen. Aber ein solcher Kunstgriff war am Ende nur eine schwache Hülfe gegen die Tyrannei des durchaus undramatischen Reims. Denn was Johnson in seinem Leben Drydens** zu seinen Gunsten sagt: It has this convenience, that sentences stand more independent on each other, and striking passages are therefore easily selected and retained, spricht doch wohl bei dem Einsichtigen mehr gegen als für ihn.

Aber wenn Dryden den Reim auch aufgab, so wandte er sich andererseits nur um so entschiedener den Franzosen zu.

Zuerst zwar suchte er noch eine Verbindung herzustellen zwischen diesen beiden streitenden Elementen, wie er dies uns in seinem essay on heroic plays 1670 mit grosser Naivetät mittheilt. Die Leerheit, der Mangel an Handlung in den französischen Tragödien konnte ihm nicht entgehen. Wie aber war dem abzuhelfen. Hören wir ihn selbst.

I observed what was wanting to the perfection of the Siege of Rhodus,*** which was design and variety of characters. And in the midst of this consideration, by mere accident, I opened the next book that lay by me, which was Ariosto in Italian, and the very first two lines of that poem gave me light to all I could desire.

---

* Zuletzt findet er sich in dem Drama Aureng-Zebe aus dem Jahre 1676, dem fünfzehnten in der Reihe seiner Stücke.

** II, 257 in den lives, wie sie in den sechs ersten Bänden der zweiten Ausgabe der English Poets enthalten sind.

*** von Davenant 1605—68. Mit ihm gemeinschaftlich arbeitete Dryden Shakespeare's Tempest um, 1669—70.

Le donne, i cavalier', l'arme, gl'amori,
Le cortesie, l'audace imprese io canto.

lauten diese wohlbekannten Worte, und da nach Drydens Ansicht an heroic play ought to be the imitation of an heroic poem, so borgt er den Plan einer heroischen Tragödie von den Italienern, die drums and trumpets von Shakespeare und die Form selbstverständlich von den Franzosen. So am Aeusserlichen haftend waren noch die Begriffe von der Tragödie selbst bei demjenigen, der sich und seinen Zeitgenossen für den ersten Dramatiker seiner Zeit galt. Ueber sein Verhältniss zu den Alten giebt uns der essay on dramatic poesy interessanten Aufschluss. I never judged the play of the Greek or Roman comparable to ours. Dann wird den Römern und Griechen ein Vorwurf daraus gemacht, dass sie ihre Stücke nicht in fünf Acte getheilt hätten, und dass ihre Gegenstände immer dieselben seien, womit sie einen Hauptzweck der Poesie, den zu ergötzen, verfehlt hätten. Ein zweiter Vorwurf ist, dass sie auch den anderen Zweck der Tragödie verfehlt haben durch Nichtwahrung der poetischen Gerechtigkeit.

Mehr Gerechtigkeit lässt unser Dichter seinen Vorgängern auf dramatischem Gebiet, wie Ben Jonson, Beaumont und Fletcher — Shakespeare ist in diesem Zusammenhang nicht genannt — widerfahren, who were only capable of bringing us to that degree of perfection which we have; doch darf uns dies um so weniger Wunder nehmen, als nach seinen eigenen Worten der Zweck seiner Abhandlung ist: to vindicate the honour of our English writers from the censure of those who unjustly prefer the French before them.

So sehen wir den Dichter in beständigem Schwanken begriffen; von den Franzosen entlehnt er Norm und Form des Dramas, und doch sollen die Schöpfungen der Franzosen auf dramatischem Gebiete denen der Engländer keineswegs ebenbürtig sein; in dem essay of dramatic poesy blickt er mit Stolz auf die alten englischen Dramatiker zurück, an denen er in dem essay on the poetry of the last age, welcher seine Conquest of Granada 1669—70 begleitete, wieder die kleinlichste Kritik übt, und die er ein Jahrzehnt später in einem seiner zahlreichen Prologe folgendermaassen kennzeichnet:

The plays that take on our corrupted stage
Methinks resemble the distracted age.
Noise, madness, all unreasonable things
That strike at sense as rebels do at kings.
The style of forty one our poets write
And you are grown to judge like forty eight.

Die Gründe für diese auf den ersten Blick so befremdliche Erscheinung sind nicht allzu schwer zu finden.

Zuerst muss man Praxis und Theorie im Drama bei Dryden streng sondern. Wenn man auch nicht gerade in Macaulay's Urtheil einzustimmen braucht, der ihm geradezu jede dramatische Befähigung abspricht,* so war doch sicher diese Befähigung keine übermässig grosse. War er nun ungeachtet dessen doch ein eifriger Dramendichter, so konnte es nicht ausbleiben, dass seine Praxis nachtheiligen Einfluss auf seine Theorie ausüben musste. Letztere musste sich oft genug dazu bequemen, die Mängel der ersteren zu entschuldigen und zu rechtfertigen. Es fehlte Dryden sicher nicht an Verständniss für den Werth der älteren Dramatiker und besonders Shakespeare's, aber Anlage und äussere Umstände trieben ihn der französischen Dramatik in die Arme. Er, der lebenslang um Fürstengunst gebuhlt hatte, musste auch der am Hofe herrschenden Vorliebe für französische Sitte und Litteratur seinen Tribut entrichten.

So zeigt er sich in seinen späteren Abhandlungen, besonders in dem essay on the grounds of criticism der richtigen Würdigung Shakespeare's viel näher als irgend früher, aber in der Praxis folgte er dennoch den Franzosen, und hierin blieb er für die folgenden Dichter mehr oder minder maassgebend.

Zu denjenigen späteren Dramen, die am ausgesprochensten das Gepräge der französirenden Richtung tragen, gehört Addisons Cato.

Addison ist ohne Frage eine der bedeutendsten und einflussreichsten Erscheinungen in der englischen Litteratur. Er ist der Vater eines ganz neuen Litteraturzweiges, des Essays,

---

* Nature has denied him the dramatic faculty. History of England. Tauchnitz Ed. I, 397,

welcher Gegenstände aus den Gebieten der Litteratur und Kunst, der Wissenschaft und Politik, der Moral und Religion in leichter, aber doch gehaltvoller und würdiger Weise zur Sprache bringt und, gleichweit entfernt von dem strengen Ernst wissenschaftlicher Forschung und dem leichten, oberflächlichen Ton des Feuilletons, eine Nation für ihre geistigen Interessen empfänglich macht, und die Verbindung zwischen ihr und ihren grossen Männern herstellt und aufrecht erhält.* Das ist es, was recht eigentlich Addison für England durch seine Wochenschriften, und besonders durch die bedeutendste derselben, den Spectator 1711—1712, geleistet hat.

Zwischen Addison und Dryden existiren directe persönliche und litterarische Beziehungen.

Addison schrieb den einleitenden Essay zu Drydens Uebersetzung von Virgils Georgica, von denen er selbst den grösseren Theil des vierten Gesanges so vorzüglich in Verse brachte, dass Dryden in seinem Postscript zu der Uebersetzung Virgils von ihm, d. i. von Addison, sagte: after his bees my latter swarm is scarcely worth the hiving.

Addisons frühestes uns erhaltenes Gedicht in seiner Muttersprache — denn manche von seinen lateinischen Gedichten, später im zweiten Band der musae Anglicanae gesammelt, sind noch älter — ist eine kurze Anrede in Versen an Dryden aus dem Jahre 1693, also aus Addisons 22. Lebensjahre. Später fand sich noch einmal für ihn Gelegenheit sich speziell über Dryden als Dichter zu äussern, und zwar in seinem an Henry Sacheverell gerichteten account of the greatest English Poets aus dem April 1694. In beiden Gedichten wird Dryden als Uebersetzer und Meister in der Handhabung des Verses höchlich bewundert und gepriesen; von dem Dramatiker Dryden hören wir nichts; und ebenso wenig geschieht der dramatischen Thätigkeit Drydens im Spectator oder Guardian von Addisons Seite irgend welche Erwähnung. Die Ueberzeugung, die uns diese negative Thatsache gewährt, dass Addison, obgleich er im Grossen und Ganzen auf der von Dryden eingeschlagenen dramatischen Bahn weiterschritt, doch im Einzelnen von seinem

* Vgl. Spectator N. 10 u. 16.

Vorgänger vielfältig abwich, erhält ihre positive Bestätigung durch eine Zusammenstellung der hierher gehörigen Aeusserungen über das Drama aus dem Guardian und Spectator, soweit sie von Addison herstammen.

Eine solche Zusammenstellung ist um so anziehender, als sie uns zugleich einen unmittelbaren Einblick in die dramatischen Zustände der damaligen Zeit thun lässt.

Wenn Dryden den Spektakel, den er aus Shakespeare entlehnen wollte, früher geradezu als einen integrirenden Bestandtheil des heroic play angesehen haben wollte, so wandte sich Addison entschieden gegen die Anwendung äusserlicher Mittel zur Hervorbringung der gewünschten theatralischen Effecte. Among the several artifices which are put in practice by the poets to fill the mind of an audience with terror, the first place is due to thunder and lightning. There is nothing which delights and terrifies our English theatre so much as a ghost, especially when he appears in a bloody shirt. A spectre has very often saved a play, though he has done nothing but stalked across the stage or rose through a cleft of it and sunk again without speaking one word.*

Addison nimmt hier Gelegenheit, einen Vergleich zwischen den damals auf der Bühne herrschenden Gespenstern und dem Geist in Hamlet zu ziehen, wie Lessing dies im 11. Stück der Hamburgischen Dramaturgie zwischen diesem Geist und dem Gespenst in Voltaire's Semiramis thut. Ebenso trifft er mit seinem Tadel das damals herrschende lächerliche Bemühen, was dem Helden an proper sentiments abging, durch äussere Theaterflitter zu ersetzen.** The ordinary method of making a hero is to clap a huge plume of feathers upon his head which rises so very high, that there is often a greater length from his chin to the top of his head than to the sole of his

* Spect. No. 44 vgl. No. 592: „they have lately furnished the middle region of the play-house with a new set of meteors in -order to give the sublime to many modern tragedies. I was there last winter at the first rehearsal of the new thunder which is much more deep and sonorous than any hitherto made use of ... not to mention a violent storm locked up in a great chest that is designed for the tempest.“ Vgl. S. 30 dieser Abhandlung.

** Addison nennt dies nach dem italienischen fourberia della Scena, the knavery or trickish-part of the drama.

feet. One would say that we thought a great man and a tall man the same thing. For my own part, when I see a man uttering his complaints under such a mountain of feathers I am apt to look upon him rather as an unfortunate lunatic than a distressed hero. . . . Can all the trappings or equipage of a king or hero give Brutus half that pomp and majesty which he receives from a few lines in Shakespeare.*

Aber Addison bleibt nicht bei diesen Aeusserlichkeiten stehen; nicht nur die Darstellung auf der Bühne, nicht nur die Einzelheiten der Ausführung will er reformiren, seinen Hauptangriff richtet er so recht eigentlich gegen die Entartung, die das Wesen der damaligen Dramatik bildete. Schlüpfrigkeit und Unsittlichkeit gehörten in den Dramen Drydens und seiner Nachfolger an die Tagesordnung. Dom Sebastian und love triumphant haben Incest zu ihrem Gegenstand, und eine verbrecherische Brautnacht bildet den Mittelpunkt einer der berühmtesten Tragödien Otway's: The Orphan.** Die beispiellose Verworfenheit, welche in den Lustspielen eines Wicherley und Congreve herrschte, gab 1696 J. Collier zu seiner berühmten Abhandlung A short view of the immorality and profaneness of the English stage Veranlassung.

Dazu kam noch die Sucht, so viel wie möglich auf der Bühne morden und sterben zu lassen, so dass dieselbe am Ende einer Tragödie einem Leichenfelde nicht unähnlich sah. To delight in seeing man stabbed, poisoned, racked or impaled is certainly the sign of a cruel temper. It's indeed very odd to see our stage strewn with carcasses in the last scene of a tragedy.***

Gegen diese Verkommenheit des Dramas wandte sich Addison mit vollster Entschiedenheit.

The modern tragedy, sagt er, excels that of Greece and

* Spect. No. 42.

** I have often wondered that our ordinary poets cannot frame to themselves the idea of a fine man who is not a whoremaster or of a fine woman that is not a jilt.

*** Spect. 44. Vgl. Voltaire in der Widmung zur Zaire.

Sur votre théâtre infecté
D'horreurs, de gibets, de carnages,
Mettez donc plus de vérité
Avez de plus nobles images.

Rome in the intricacy and disposition of the fable, but what a christian writer would be ashamed to own, falls infinitely short of it in the moral part of the performance"* und an einer andern Stelle: It's one of the most unaccountable things in our age that the lewdness of our theatre should be so much complained of, so well exposed and so little redressed. It is to be hoped that some time or other we may be at leisure to restrain the licentiousness of the theatre etc.**

Es kann keiner Frage unterliegen, dass diesen Bestrebungen auch Cato zum Theil seinen Ursprung verdankt, und dass dies einer der Gesichtspunkte ist, von dem eine historische Betrachtung dieses Dramas ausgehen muss.

Was die formell technische Seite angeht, so finden wir auch hier Addison durchaus nicht immer im Einklang mit Dryden.

Addison ist ein abgesagter Gegner des Reims im Drama, für welches er nur den Blankvers gelten lässt. The blank verse is such a due medium between rhyme and prose that it seems wonderfully adapted to tragedy. I am therefore very much offended when I see a play in rhyme; which is as absurd in English as a tragedy of hexameters would have been in Greek or Latin. I would not however debar the poet from concluding his tragedy, or if he pleases every act of it, with two or three couplets.*** Wir werden sehen, dass Addison von diesem letzteren Zugeständniss in seinem Cato Gebrauch macht. Ein weiterer Fortschritt über Dryden ist es, wenn Addison von jener eingebildeten poetischen Gerechtigkeit nichts wissen will, welche Dryden so hoch hält, und deren Mangel er den Griechen zum Vorwurf macht.† In diesem Sinne wendet er sich in No. 40 des Spectator unter Berufung auf die Natur, auf Aristoteles und das griechische Drama gegen die ridiculous doctrine in modern criticism, that they (i. e. the writers of tragedy) are obliged to an equal distribution of rewards and punishments, and an impartial execution of poetical justice.

---

* Spect. 39.
** Ebd. 446.
*** Spect. No. 39.
† Vgl. Seite 12 dieser Abhandlung.

Freilich darf hierbei nicht unbemerkt bleiben, was Johnson über diesen Punkt im Rambler* und in seinem Leben Addisons sagt: Addison is suspected to have denied the expediency of poetical justice, because his own Cato was condemned to perish in a good cause.

Fragen wir uns nun, nachdem wir uns so nach Kräften mit Addisons Theorie vom Drama bekannt gemacht haben, entspricht seine Praxis, wie sie im Cato zum Ausdruck gebracht ist, dieser Theorie, so dürfen wir mit einem zuversichtlichen Ja antworten.

Der Cato sucht sich mit Erfolg von allen von Addison getadelten Fehlern frei zu halten, dieses negative Verdienst aber ist auch sein einziges, auf ein positives darf er keinen Anspruch machen.

Die Entstehungsgeschichte des Dramas liegt nicht ganz klar vor uns. Nach dem Bericht Thomas Tickells (1686—1740), des vertrauten Freundes von Addison und Herausgebers seiner Werke, war der Plan zum Cato und ein Theil der Ausführung schon während der Universitätsjahre (1687 ff.) des Dichters entstanden, „though not a line as it now stands."

Soviel jedenfalls steht fest, dass die vier ersten Acte schon vor seiner Reise nach Italien (1699—1701) entstanden, und dass ihnen der fünfte 1712 hinzugefügt wurde. Wie Johnson, in Uebereinstimmung mit Anderen, berichtet, war Addison zuerst nicht sehr geneigt, seinen Freunden, die auf Vollendung des Cato drängten, zu Willen zu sein. Wie erzählt wird, soll er einen unbedeutenden Dichter, John Hughes (1677—1719), aufgefordert haben, für ihn den fünften Act zu schreiben. Hughes war denn auch gleich bereit und brachte ihm nach wenigen Tagen einige Scenen zur Ansicht, aber unterdessen hatte sich Addison schon selbst ans Werk gemacht, und bald war der fünfte Act vollendet. Dass die vier ersten Acte schon vor der Aufführung Addisons näheren Freunden bekannt waren, kann keinem Zweifel unterliegen. Ebenso ist es bekannt, dass

* No. 93.

der letzte Vers auf Veranlassung und nach Angabe Pope's eine Aenderung erfuhr.*

Auch das Stück der Bühne zu übergeben, war Addison nicht sogleich willig. Cibber berichtet in seiner Apology for my life, von Steele gehört zu haben „he doubted that he would never have courage enough to let his Cato stand the censure of an English audience, that it (i. e. the play) was never intended for the stage.“ Auch Pope soll sich gegen die Aufführung geäussert haben im Einverständniss mit Addison. Wenn das Drama trotzdem auf die Bühne kam, so hatte dies seinen Hauptgrund in der Lage der politischen Verhältnisse.

In den letzten Tagen der Königin Anna, die sich ihrer schweren Aufgabe ungleich weniger gewachsen zeigte, als ihr grosser Vorgänger, war der alte Hader zwischen Whigs und Tories in erneuter Heftigkeit wieder entbrannt.

Die Königin selbst zeigte entschieden toryistische Neigungen. Die Früchte der Revolution von 1683 standen in Gefahr, für die Whigs verloren zu gehen; es galt alle Waffen aufzubieten, um diese drohende Gefahr abzuwenden und die Menge für sich zu gewinnen. Addisons Cato stellte sich die Aufgabe, dies durch Vermittlung der Bühne zu thun, wie es von Pope unverhohlen in seinem Prolog zu dem Stück ausgesprochen wird:

> Here tears shall flow from a more generous cause,
> Such tears as patriots shed for dying laws;
> He bids your breasts with ancient ardour rise,
> And calls forth Roman drops from British eyes
> While Cato gives his little senate laws
> What bosom beats not in his country's cause?

Den ungeahnten Erfolg, den das Stück auf der Bühne errang, verdankte es sicher zum grössten Theil dieser politischen Tendenz. Ich übergehe hier die Einzelheiten der Auf-

* Der Vers, der ursprünglich lautete:

> And, oh, 'twas this that ended Cato's life,

steht jetzt in der Pope'schen Fassung:

> And robs the guilty world of Cato's life.

führung,* die mehr politischen als literarischen Character tragen, um sogleich zur Betrachtung des Stückes selbst zu schreiten. Zunächst eine gedrängte Inhaltsübersicht.

In dem von Cäsar bedrohten Utica hält Cato sich an der Spitze eines kleinen Senates. Ihm hat sich der ihm enthusiastisch anhängende Juba, Fürst von Numidien, angeschlossen; durchaus nicht im Einverständniss mit seinem heuchlerischen Feldherrn Syphax, der insgeheim im Verein mit dem verrätherischen Senator Sempronius Cato's Sturz und Utica's Auslieferung an Cäsar plant. Doch ist es nicht Bewunderung für den grossen Character allein, was Juba zu Cato zieht, sondern auch die Liebe zu dessen Tochter, Marcia, deren beide Brüder Portius und Marcus andrerseits wieder Nebenbuhler in ihrer Zuneigung zu Lucia, der Tochter des Senators Lucius, sind. Handlung findet sich in dem Stück nun eigentlich nur sehr wenig.

Den beiden Verräthern ist es gelungen, das numidische Heer zum Abfall zu bewegen; aber Sempronius will Utica nicht verlassen, ohne Cato's Tochter Marcia mit sich entführt zu haben. Als Juba verkleidet sucht er sich ihrer zu bemächtigen, wird aber bei diesem Versuch von dem wirklichen Juba überrascht und im Zweikampf erschlagen. Im Gefecht mit den treulosen Numidiern stirbt der junge Sohn Cato's Marcus, nachdem er noch zuvor Syphax den Tod gegeben hat. Utica kann sich jetzt länger gegen Cäsar nicht halten. Um nicht lebend in die Hände des Siegers zu fallen, ersticht sich Cato nach einem langen Selbstgespräch; sterbend giebt er die Hände von Juba und Marcia, sowie die von Portius und Lucia zusammen.

Es ist, so viel ich weiss, Macaulay's Verdienst, in seinem Essay über Addison zuerst auf eine Stelle in dessen Remarks on several parts of Italy 1705 hingewiesen zu haben, die zu dem fünften Act unseres Cato in enger Beziehung steht.** Ich theile diese Stelle hier nach dem Wortlaut mit:

---

* Ueber die erste Aufführung giebt uns Pope in seinem vielcitirten Brief an Trumbull vom 30. April 1713 nähere Mittheilungen. Vgl. auch Hettner: Geschichte der engl. Literatur im 18. Jahrh., S. 254 ff. der ersten Auflage. Vgl. auch Macaulay, Essays. Tauchn. Ed. V, 132 f.

** In seinem Essay über Addison. Critical and historical Essays. Tauchnitz Ed. V, S. 90 f.

The opera that was most in vogue during my stay at Venice, was built on the following subject. Cæsar and Cato are rivals for Scipio's daughter (Cæsar's first words bid his soldiers fly. Si leva Cesare e dice ai Soldati A la fugga; A lo scampo). The daughter gives the preference to Cæsar which is made the occasion of Cato's death. Before he kills himself you see him withdrawn into his library where among his books I observed the titles of Plato and Tasso. After a short soliloquy he strikes himself with the dagger that he holds in his hands, but being interrupted by one of his friends he stabs him for his pains, and by the violence of the blow unluckily breaks the dagger on one of his ribs, so that he is forced to dispatch himself by tearing up the first wound.*

Ich möchte aus dieser Mittheilung Addisons den Schluss ziehen, dass er bei seinem Aufenthalt in Venedig die vier ersten Acte schon beendigt hatte, denn warum würde er sich sonst auf die Angabe nur dessen beschränkt haben, was den Inhalt seines fünften Actes bildet. Macaulay dagegen will hierin die Anregung finden, den Cato überhaupt auf die englische Bühne zu bringen, was mit den Angaben Tickells nicht stimmt.** Jedenfalls ist der Umstand des being interrupted von Addison aufgegriffen worden, der denselben von Portius herbeiführen lässt.

Johnson sagt in seiner Besprechung des Cato:*** „Of a work so much read it is difficult to say any thing new." Dieser Ausspruch gilt heute mit noch viel grösserem Recht, nur dass das feststehende Urtheil, zu dem sich nicht viel mehr hinzufügen lässt, ein ganz anderes geworden ist. Der Cato kann, wenn wir von seiner politischen Bedeutung für die damalige Zeit absehen, heutzutage nur noch Anspruch auf litterarhistorischen Werth machen.

Es ist hier der Ort, was ich oben über das negative Verdienst dieser Dichtung gesagt habe, des einzelnen weiter auszuführen.

---

* Addisons Works, ed. by G. W. Greene, London 1867, II, p. 187 bis 188 (Bohns edition).

** Vgl. S. 18 dieser Abhandlung. Macaulay l. c. S. 91.

*** Lives III, 165.

Die Sprache ist im Ganzen einfach und würdig, ohne sich jedoch auf der Höhe tragischer Darstellung zu bewegen. Was sie vorzugsweise auszeichnet, ist die Abwesenheit all jenes Schwulstes, den die Kritiker jener Zeit als rant zu bezeichnen pflegten und den Addison* als einen der blemishes der englischen Tragödie tadelt: Unnatural exclamations, curses, vows, blasphemies, a defiance of mankind, and an outraging of the gods frequently pass upon the audience for towering thoughts, and have accordingly met with infinite applause.

Als Probe möge eine Beschreibung der Liebe aus der ersten Scene des ersten Actes folgen, welche Marcus in den Mund gelegt wird:

Love is not to be reasoned down or lost
In high ambition and in thirst of greatness.
'Tis second life; it grows into the soul;
Warms every vein and beats in every pulse.

Liebe lässt sich nicht wegvernünfteln, geht
Nicht auf im Ehrgeiz und im Durst nach Grösse.
Sie ist zweites Leben, in die Seel' gewachsen;
Glüht durch die Adern, schlägt in jedem Puls.

Die Kahlheit und Nüchternheit der poetischen Rede bei Addison tritt am schärfsten zu Tage, wenn man Cato's Monolog vor seinem Selbstmord mit Hamlets to be or not to be, oder mit dem hochpathetischen Selbstgespräch von Marlowe's Faust vor seinem entsetzlichen Ende vergleicht. Nur einmal in der Anrede an seine Seele erhebt er sich zu einem etwas höheren Ton:

The stars shall fade away. The sun himself
Grow dim with age and nature sink in years,
But thou shalt flourish in immortal youth,
Unhurt amidst the war of elements,
The wreck of matter and the crush of worlds.

Die Sterne werden fahl, der Sonne Glanz
Trübt sich; Natur selbst sinkt vor Jahren.
Unsterblich jugendlich blühest nur Du
Im Krieg der Elemente unversehrt,
Im Trümmersturz der Dinge und der Welten.

---

* Spect. No. 40.

Ein Einfluss der französischen Dichterrede zeigt sich in der Vorliebe für epigrammatisch-antithetische Zuspitzung der Rede, wie:

It's not in mortals to command success
But we'll do more, Sempronius, we'll deserve it.

Und können wir nicht dem Erfolg gebieten,
Wir können mehr, Sempronius, ihn verdienen.

Der Vers ist der ungereimte fünffüssige Jambus, nur am Ende der einzelnen Acte findet, in Uebereinstimmung der oben* entwickelten Theorie Addisons, der Reim statt.

Der erste bis dritte Act schliessen mit einem Gleichniss ab.

Die Rede bewegt sich leicht und fliessend, und es ist nur die Frage, ob Addison nicht oft gar zu sehr ins Gegentheil von dem, was er vermeiden wollte, in die Prosa, verfällt.

Das Stück hält sich streng innerhalb der Grenzen der Einheit von Ort und Zeit, und zeigt sich auch in dem Punkte vollkommen regelrecht, dass es am Schlusse, um dem utile sein Recht widerfahren zu lassen, die unvermeidliche Moral bringt, und zwar in den denkbar nüchternsten Versen:

From hence let fierce contending nations know
What dire effects from civil discord flow:
'Tis this that shakes our country with alarms,
And gives up Rome a prey to Roman arms,
Produces fraud, and cruelty, and strife,
And robs the guilty world of Cato's life.

Die politische Beziehung auf die Gegenwart ist auch hier nicht zu verkennen.

Addison sagt einmal in seinem Spectator:** A virtuous man says Seneca struggling with misfortunes is such a spectacle as you might look upon with pleasure, and such a pleasure it is which one meets in the representation of a well written tragedy.

Keine Frage, dass Addison in seinem Cato eine solche well written tragedy geliefert zu haben glaubte, nur dass diese

* Vgl. S. 17 dieser Abhandlung.
** No. 39.

tragedy weder eine Tragödie noch ein Drama überhaupt ist. Addison wollte in seiner Dichtung den Sieg der Vaterlandsliebe über alles Andere verherrlichen. Aber jeder Sieg setzt einen Kampf voraus, und von diesem Kampf, der den Höhepunkt des Dramas ausmachen sollte, nehmen wir nichts wahr.

Wenn Antigone in dem Bewusstsein:

ἐπεὶ πλείων χρόνος
ὃν δεῖ μ' ἀρέσκειν τοῖς κάτω τῶν ἐνθαδε
Antigone 74. 75.

muthig den Kampf mit den irdischen Mächten aufnimmt und durch ihren Tod die Heiligkeit des von ihr vertretenen Princips zur Geltung und Anerkennung selbst bei ihrem schlimmsten Widersacher, Kreon, bringt; wenn die Jungfrau von Orleans die Liebe zu Vaterland und Freiheit, der sie um irdischer Liebe willen eine kurze Frist untreu geworden ist, durch das Sühnopfer ihres Todes verherrlicht, so sind das echt tragische Stoffe, aber wo findet sich dergleichen im Cato? Der eine Trieb, der des Patriotismus, ist in ihm so durchaus vorherrschend, dass neben demselben kein anderer zur Geltung gelangen kann. Dass er sich, um als freier Mann zu sterben, den Tod giebt, ist für ihn so natürlich, wie für den Soldaten, dass er in der Schlacht stirbt. Aber wann ist es je einem Dichter eingefallen, den Tod eines Soldaten in der Schlacht unter gewöhnlichen Umständen zum Gegenstand einer Tragödie zu machen?

Es hätte nahe gelegen, Cato den Abschied von der Welt schmerzlich empfinden, die Liebe zum Vaterland mit der Liebe zu seinen Kindern in ihm in Conflict gerathen zu lassen; nichts davon. Als man ihm den Tod seines Sohnes Marcus meldet, weiss er nur zu sagen

I'm satisfied.
Thank to the Gods my boy has done his duty.

Und bei dem Leichnam stellt er Betrachtungen an, als ob er eine Grabrede für einen ihm durchaus fremden gefallenen Helden halten wolle. Geradezu ins Lächerliche fallen Worte wie:

What pity it is
That we can die but once to serve our country.

Es ist klar, Addison wollte mit solchen Zügen den so viel gepriesenen altrömischen Heroismus zeichnen; aber eine Tugend, die über jede Versuchung absolut erhaben ist, kann uns in der Geschichte wohl staunende Bewunderung ablocken; für die Tragödie ist sie schlechterdings nicht zu gebrauchen, und jedenfalls heisst es auch hier, vom Erhabenen zum Lächerlichen, oder wenigstens Unnatürlichen ist nur ein Schritt. Man hat den Cato mit Recht eine Tugendmarionette genannt.

Ein anderer häufig gegen Addison erhobener Vorwurf ist der, dass er Cato, den Helden seines Dramas, nur zweimal handelnd auftreten lässt. Einmal, da er den Aufstand der Soldaten unterdrückt, das anderemal vor seinem Tode. Wie die Verhältnisse einmal liegen, kann man dies kaum anders wünschen. Was sollte Cato denn wohl sonst noch thun? Was bedurfte es vieles Handelns, um uns mit einem Character bekannt zu machen, bei dem von Entwicklung keine Rede sein kann, der von vorn herein von einer Seite überhaupt nur uns interessiren soll, und der uns von dieser Seite von den anderen handelnden, oder auch nicht handelnden Personen schon bis zum Ueberdruss geschildert wird. An eine Entwicklung der Ereignisse aus dem Character des Helden war ebensowenig zu denken, und so bleibt denn, wie A. W. Schlegel sich ausdrückt, für Cato nichts übrig „als sich bewundern zu lassen und zu sterben.“

Es liegt nun aber auf der Hand, dass dieses Minimum von Handlung unmöglich fünf Acte ausfüllen konnte. Der Dichter musste also zu einem andern Auskunftsmittel greifen, und hier zeigt sich denn so recht eigentlich, wie die erste Sünde gegen die Gesetze des Dramas die zweite, schwerere nach sich zieht. Ein zwiefacher Liebeshandel muss aushelfen. Portius und Marcus verlieben sich in Lucia, Juba und Sempronius in Marcia. Unmöglich aber können je zwei Liebhaber ein Mädchen heirathen; folgt daraus, dass zwei von ihnen sterben müssen. Also wird Marcus im Gefecht mit den abtrünnigen Numidiern erschlagen, und im Zweikampf mit Juba fällt Sempronius, dem es ohnehin mit seiner Liebe nicht so ganz Ernst gewesen zu sein scheint, denn er lässt sich einmal gegen Syphax in den folgenden zweifelhaften Worten über sie aus:

I love that woman; though I curse
Her and myself, yet spite of me I love her.

Die übrigen vier aber werden noch vor ihrem Tode von Cato zu zwei glücklichen Paaren vereinigt, so dass das Drama im Grunde einen recht befriedigenden Ausgang nimmt; und wenn man erwägt, dass der Tod Cato's eigentlich weder für ihn noch für seine Kinder, die sich über den Verlust des Vaters schnell im Besitz der Geliebten zu trösten wissen, ein wirkliches Unglück ist, eher den Anspruch auf den Titel eines Schauspiels als auf den eines Trauerspiels erheben darf.

Sicherlich ist es stets ein gewagter Schritt für einen Dramatiker, der Liebe, die er nicht zum Mittelpunkt seiner Dichtung machen will, eine gar zu bedeutende und selbständige Nebenrolle in derselben einzuräumen, da der Leser oder Zuschauer unter solchen Umständen stets Gefahr läuft, zum Nachtheil der Haupthandlung unwillkürlich auf sie sein gesammtes Interesse zu concentriren, weil sie ihm menschlich am nächsten steht.

Schiller hat es im Wallenstein gewagt, und er durfte es wagen, weil er von Anfang an, Wallenstein so durchaus in den Mittelpunkt der Handlung zu stellen, unsere ganze Theilnahme in so hohem Grade für ihn in Anspruch zu nehmen gewusst hat, dass ihm dieselbe trotz Max und Thekla gewahrt bleiben musste, und was die Hauptsache ist, die Episode von Max und Thekla ist dramatisch unerlässlich nothwendig, weil sie dazu dient, das Bild von Wallensteins Charakter zu vervollkommnen. In Addisons Drama aber, in dem wir nur aus dem Titel und den Gesprächen der andern Personen entnehmen können, dass Cato der Held des Stückes ist, wird unser Interesse von ihm fast ganz abgelenkt, und auf die Nebenhandlung, die durchaus keinen nothwendigen innern Zusammenhang mit der Haupthandlung aufzuweisen hat, übertragen.

So ist Addison selbst in den Fehler des double plot verfallen, den er an einem grossen Theil der englischen Tragödien rügt. Freilich wird er selbst den doppelten Liebeshandel nur als ein underplot betrachtet haben, durch dessen sorgfältige Wahl, nach seinen eigenen Worten, dem Uebel des double plot

abgeholfen werden kann, which may bear such a near relation to the principal as to contribute towards the completion of it and be concluded by the same catastrophe. Aber selbst zugegeben, dass dieser doppelte Liebeshandel nur ein solches underplot ist, ist es dann nicht einmal ein schreiender Widersinn, dass dieselbe Catastrophe, die den Tod des tragischen Helden herbeiführt, auch zur glücklichen Vereinigung seiner nächsten Angehörigen Anlass giebt; und dann, wo liegt in der Catastrophe die Nothwendigkeit für einen solchen Anlass, wenn man nicht etwa zu dem Auskunftsmittel greifen will, dass die Nähe des Todes den starren Sinn Cato's erweicht und für sanfte Empfindungen empfänglich gemacht habe; am Ende ist es doch mehr der Schluss des fünften Actes als die Catastrophe, welche die Liebenden vereinigt.

Und doch, trotz dieses double oder under plot, welche Dürftigkeit der Handlung!

Mit der Einfachheit, ja Kahlheit seiner Handlung steht Addison ganz auf dem Boden französischer Dramatik.

Wir erinnern uns, dass Dryden an der heroischen Tragödie the Siege of Rhodus seines älteren Zeitgenossen Davenant Anstoss genommen hatte* wegen des Mangels an design and variety of characters. Auch Addison hatte es als einen Vorzug des englischen Dramas vor dem classischen angeführt;** wir dürfen daher wohl annehmen, dass es mehr Mangel an Erfindungsgabe war als bewusste Absichtlichkeit, welche diese Armuth der Fabel bei Addison bedingte. Jedenfalls ist die Thatsache bemerkenswerth.

Dieselbe Armuth, die wir in der Handlung wahrgenommen haben, kehrt in der Characterzeichnung wieder. Es ist schon ausgeführt worden, dass Cato den absoluten Tugendhelden darstellt, wie er in der Wirklichkeit nicht existirt. Es ist das kein dramatisch idealisirter, es ist ein schlechthin unmöglicher Character. Zwar hat Addison versucht, ihn als auch für die sanf-

---

* S. 11 f. dieser Abhandlung. Vgl. dazu die am Schlusse von Johnsons Life of Dryden abgedruckten Bemerkungen zu E. Rymers Remarks on the tragedies of the last age.

** Spect. No. 39: A modern Tragedy excels that of Greece and Rome in the intricacy and disposition of the fable.

teren Regungen des Herzens empfänglich zu zeigen, Juba preist ihn als good and just and anxious for his friends (I, 4), aber aus seinen eigenen Worten erkennen wir nur den Mann, der im Gefühl der Liebe für Freiheit und Vaterland vollkommen aufgeht und dies Gefühl als einzig maassgebend für sein actives und passives Verhalten hinstellt. Wenn die Nähe des Todes ihn milder stimmt und menschlichen Regungen zugänglicher macht, so ist doch noch sehr die Frage, ob dies wirklich in seinem Character liegt, oder nicht vielmehr ein Zugeständniss ist, welches der Dichter dem fünften Act macht. Oder wie sollte ein Mann, der Juba auf die Bitte um die Hand Marcia's mit den Worten geantwortet hat:

Adieu, young prince, I would not hear a word
Should lessen thee in my esteem. Remember
The hand of fate is over us, and Heaven
Exacts severity from all our thoughts.
It is now not a time to talk of ought
But chains, or conquest; liberty, or death.

Lebt wohl, mein Prinz. Ich wollt' nicht, dass ein Wort
Euch Eintrag thät in meiner Achtung. Drum
Bedenkt, die Hand des Schicksals liegt auf uns
Und ernstes Trachten heischt von uns ein Gott.
Jetzt ist's nicht Zeit von anderem zu reden
Als Ketten oder Sieg, Tod oder Freiheit.

wie sollte dieser Mann am selben Tage in seiner Todesstunde nichts Besseres zu thun wissen, als sich seiner Freunde zu erinnern, Ehen zu stiften, und, was vielleicht am verfehltesten ist, sich einer halben Reue über seine That hinzugeben? Es ist klar, dass bei einem so durchaus einseitig durchgeführten Character die Möglichkeit eines parodischen Elementes nahe liegen musste. Ansätze zu einer solchen parodischen Auffassung, wie sie bei Deschamps und Gottsched durchaus vorwaltet, finde ich unter anderen in den letzten Antworten Cato's an Cäsars Abgesandten Decius:

His (i. e. Cæsar's) cares for me are insolent and vain
Presumtuous man, the Gods take care of Cato.

und in den Worten, mit denen er die Leiche seines Sohnes Marcus begrüsst:

Welcome my son, here lay him down my friends etc.

Die andern Personen des Dramas sind mit Ausnahme der beiden Bösewichter Sempronius und Syphax durchaus nach Cato's Vorbild gemodelt. So besonders sein älterer Sohn Portius, den man geradezu als einen Miniatur-Cato bezeichnen kann, und seine Tochter Marcia, von der Juba sagt

Cato's soul
Shines out in every thing she acts or speaks.

Nur Juba, welcher, obgleich ein Fürst der wilden Numidier, auf das Lob eines durchaus wohlerzogenen Jünglings gerechten Anspruch erheben darf, fällt etwas aus der Rolle; so wenn er erklärt:

Let Cæsar have the world, if Marcia's mine.

Schlegel hat nicht Unrecht, wenn er die Verliebten, mit Ausnahme des Sempronius, sämmtlich als etwas pinselhaft bezeichnet, besonders gilt dies von dem leicht zu täuschenden Juba, der in derselben Scene einmal über die verrätherischen Absichten des Syphax in den höchsten Zorn geräth, um sich dann ebenso schnell wieder von der vollständigen Treue und Ergebenheit desselben überzeugen zu lassen. Noch ein zweites Mal hat Addison sich zu einer solchen Unwahrscheinlichkeit verleiten lassen, wenn Portius, der seinen Vater mit entblösstem Schwert in seiner nächsten Nähe erblickt, sich dennoch von demselben überreden lässt, dass er, Cato, nicht auf Selbstmord sinne, und ihn in Folge dessen unbesorgt allein lässt.

Trotz all dieser grossen Mängel fand das Stück, welches to her Royal Highness the Princess of Wales gewidmet war, die begeistertste Aufnahme. Pope schrieb einen Prolog, dessen politische Seite schon berührt worden ist, und Garth einen Epilog, welcher sich ausschliesslich auf die Liebesepisoden bezieht. Commendatory Verses liefen von allen Seiten ein.* In dem Guardian, an dessen Herausgabe Addison freilich Theil hatte, wurde das Stück bis in den Himmel erhoben. Einer

* The best (commendatory verses) are from an unknown hand, which will perhaps lose somewhat of their praise when the author is known to be Jeffreys. Johnson: Life of A., S. 129.

der an diese Zeitschrift gerichteten Briefe, No. 59, enthält die Aeusserung: The tragedy of Cato exceeds in my opinion any of the dramatic pieces of the ancients, und: Rome herself received not so great advantages from her patriot as Britain will from this admirable representation. Enthusiastische Aeusserungen dieser Art liessen sich mit leichter Mühe häufen. Erwähnt zu werden verdient noch, dass Cato das einzige Drama ist, welches in der grossen von Johnson veranstalteten Sammlung der englischen Dichter, in der sonst nur Lyrik, Epik und Uebersetzungs-Dichtung vertreten ist, Aufnahme gefunden hat.*

Aber auch die tadelnden Stimmen blieben nicht aus.

Johnson berichtet von einem scholar of Oxford, der den Cato als ein party-play tadelte und gegen den es Dr. Sewel in einer favourable examination vertheidigte (vgl. K. Sprengel: Addison. Halle 1810, S. 40). Am lautesten aber erhob sich die Stimme des bekannten und berüchtigten Dramatikers und Kritikers John Dennis, welcher in einer längeren Abhandlung vornehmlich auf die vielen Unmöglichkeiten hinwies, zu denen Addison, um die Einheit von Zeit und Raum zu wahren, seine Zuflucht hatte nehmen müssen.

Addison würdigte ihn keiner Erwiderung, wohl aber schrieb Pope sein Pamphlet: Dr. Norris's narrative of the frenzy of John Dennis, eine der gehässigsten und schonungslosesten persönlichen Schmähschriften, welche die Litteratur kennt. Pope suchte es so darzustellen, als ob er im Interesse und zur Vertheidigung Addisons diese narrative geschrieben hätte, aber Addison lehnte jeden Antheil an derselben entschieden ab, und liess sogar durch Steele dem Veröffentlicher, Dr. Lintot, seine volle Missbilligung aussprechen. Nach Dennis' eigenem Bericht aus dem Jahre 1728** war es übrigens kein anderer als Pope selbst, welcher Dennis aus Eifersucht zu seiner gehässigen

* The tragedy of Cato, which contrary to the rule observed in selecting the works of other poets, has by the weight of its character forced its way into the late collection. Johnson.

Eine Aufzählung der verschiedenen Uebersetzungen des Cato in todte und lebende Sprachen findet sich in Allibone I, S. 39.

** In den Remarks on Pope's Rape of the Lock.

Kritik angeregt hatte.* Wenn Addison aber auch von einer förmlichen Erwiderung auf Dennis' Angriff absah, ganz ungestraft liess er ihm denselben nicht hingehen. Eine Stelle zu Anfang der No. 592 des Spectator enthält unverkennbar eine keineswegs schmeichelhafte Anspielung auf Dennis. I do not indeed wonder that the actors should be such professed enemies to those among our nation who are commonly known by the name of critics, since it is a rule among those gentlemen to fall upon a play, not because it is ill written, but because it takes. Several of them lay it down as a maxim, that whatever dramatic performance has a long run, must of necessity be good for nothing, as though the first precept in poetry were ‚not to please.‘ Whether this rule holds good or not, I shall leave to the determination of those who are better judges than myself, if it does I am sure it tends very much to the honour of those gentlemen who have established it, few of their pieces having been disgraced by a run of three days and most of them being

* Die Einzelheiten dieses vornehmlich durch Pope's Doppelzüngigkeit stark verwickelten litterarischen Scandals liegen jetzt klar vor in dem in der Elwin'schen Ausgabe vollständig veröffentlichten und mit Anmerkungen versehenen Briefwechsel Pope's. Ich lasse hier die wichtigsten Stellen folgen.

Elwins Anmerkung zu Pope's Brief vom 20. Juli 1718 (No. 13): In 1728 Dennis in his remarks on the rape of the lock put forth the statement, that it was Pope himself, who jealous of the success of Cato, wrote to Lintot and persuaded him to engage Dennis to write the disparaging criticism upon it. The year after this damaging assertion was in print, came out the enlarged edition of the Dunciad in which Pope raked together the calumnies that had been uttered against him, and contradicted what he could. ... Dennis reprinted the statement in 1729 in the remarks on the Dunciad and Pope still remained silent.

Steele's in Addisons Auftrag an Lintot geschriebener Brief vom 4. Aug. 1713 (von Lintot an Dennis ausgehändigt und von diesem 1729 veröffentlicht) (No. 14):

Mr. Addison desires me to tell you that he wholly disapproves the manner of treating Mr. Dennis in a little pamphlet by way of Dr. Norris's account. When he thinks fit to take notice of Mr. Dennis's objections he will do it in a way Mr. D. shall have no just reason to complain of. But when the papers above mentioned were offered to him, he said he could not either in honour or conscience be privy to such a treatment and was sorry to hear of it etc.

Später hielt Pope es dann für gerathen, in einem Brief an Caryll vom 17. Oct. 1713 (No. 25) die Urheberschaft des Pamphlets überhaupt in Abrede zu stellen. „As to the whim upon Dennis, Cromwell thought me the author of it, which I assured him I was not“ etc., wozu die Anmerkung Elwins, der Pope auch hier wieder im Widerspruch mit sich selbst nachweist, zu vergleichen ist.

so exquisitely written, that the town would never give them more than one night's hearing. etc. etc.

Für uns ist das Urtheil über den Werth und Unwerth des Stückes entschieden, und wenn noch Voltaire sich in Lobpreisungen desselben ergeht und Addison den Ersten nennt, qui ait fait une pièce raisonnable et écrite d'un bout à l'autre avec élégance, und sein Werk ein chef d'œuvre pour la diction et la beauté des vers, wir sehen in ihm nichts als ein litterarisches Document, ein Document von Werth für die Litteraturgeschichte, welches für uns Deutsche durch Gottsched noch ganz besondere Wichtigkeit erhalten hat, aber jedes Recht eines Anspruchs auf eigenen, selbständigen Kunstwerth versagen wir ihm, und wir lächeln, wenn Macaulay auch nur im entferntesten an die Möglichkeit eines Vergleiches mit den productions of Schiller's manhood* denken kann.

* Macaulay: Essays V, S. 134.

L. Türkheim.

(Schluss folgt.)

Vierzehn Gedichte von C. M. Wieland.

Mitgeteilt

von

Dr. P. v. Hofmann-Wellenhof.

Die nachfolgenden, bisher zum grössten Teile ungedruckten Gedichte Wieland's, deren Originale sich auf der Züricher Stadtbibliothek befinden, stammen sämmtlich aus der ersten Zeit des Züricher Aufenthaltes — allerdings ist nur eines, die „Ode an Serena“ datirt und zwar vom 24. Septbr. 1753. Wahrscheinlich hat Ofterdinger diese Gedichte im Auge, wenn er in seiner Wielandbiographie (p. 91) schreibt: „In dieser Zeit [nach der Auflösung des Verhältnisses mit Sophie Gutermann-Laroche] dichtete er Lieder, in denen er seinen Schmerz schilderte, die aber in Zürich noch als Manuscript vorhanden sind.“

Allerdings sind die Gedichte zum grössten Teile an Sophie-Doris-Serena, seine begeisternde Muse, direct gerichtet und auch in den übrigen begegnet ihr Name. In Oden und Elegien gibt der Dichter der Sehnsucht nach der Geliebten und dem Schmerze über ihren Verlust Ausdruck; doch scheint er noch nicht alle Hoffnung auf ihren Besitz aufgegeben zu haben. Aus diesen auf das Verhältnis zu Sophie sich beziehenden Gedichten lernen wir erst des Dichters Liebesschwärmerei in ihrem ganzen Umfange kennen.

Die vorliegenden Gedichte gehören natürlich, nach Inhalt und Form, ganz in Wieland's seraphisch-klopstock'sche Periode. Religiöse Schwärmerei und Ergüsse der Freundschaft spielen neben der „seraphischen“ Liebe die bedeutendste Rolle. Als

„Oden“ (eines als „Elegie“) bezeichnet, bewegen sie sich in antiken Versmassen, in welchen Wieland bei weitem nicht so geschickt, wie später in freien gereimten Metren, sich bewegt und sich manche Nachlässigkeit zu schulden kommen lässt. — Am nächsten stehen den hier veröffentlichten Dichtungen mehrere der Oden, welche im VI. Teile der Hempel'schen Ausgabe abgedruckt sind. Reminiscenzen aus Klopstock, directe Herübernahme von Klopstock'schen Wendungen und Ausdrücken, besonders auch die bei Klopstock so beliebten Wiederholungen und rhetorischen Fragen begegnen uns häufig; rhetorische Weitschweifigkeit macht sich fast durchwegs geltend.

Klopstock und vor allem Bodmer erscheinen als gepriesene Muster. Von sonstigen Persönlichkeiten spielen Schinz und seine Daphne eine hervorragende Rolle. Aber wer ist z. B. Herr M. C..., an welchen die eine Ode gerichtet ist?

Noch sei bemerkt, dass die beiden Oden Nr. XI und XII in etwas abweichender Fassung (nach Abschriften in Ring's Collectaneen) von Prof. Erich Schmidt in seinen „Beiträgen zur Kenntniss der Klopstock'schen Jugendlyrik“ (Quellen und Forschungen XXXIX, p. 88 ff.) zum Abdrucke gebracht worden sind.

Die übrigen hier veröffentlichten Dichtungen mögen den Forschern auf dem Gebiete der mir persönlich derzeit ferner liegenden Wieland-Literatur als ein kleiner Beitrag zur künftigen historisch-kritischen Edition nicht unwillkommen sein.

I. Ode an Serena.

(Zürich den 24. September 1753.)

Alles schlief um mich her, Traurige Stille lag,
Also schien es dem Schmerz, auf der entschlafnen Welt,
Gleich der schauernden Stille
An dem Morgen des Weltgerichts.

Jeder nächtliche Hauch schien mir ein Wiederhall
Meiner Seufzer zu seyn; wie mit erbleichtem Glanz
Eine sterbende Sonne
Ihren zitternden Welten scheint,

Also schien mir der Mond, aber er hörte nicht
Meine Klagen. Doch der, der in SERENENS Brust
Jeder heiligen Neigung
Sanftgebietende Stimme hört,

Hörte mich! Du auch villeicht, Unter den Seraphim
Vor den andern beglükt, den er Serenen gab,
Dass der Tugenden keine
Ohne himmlischen Zeugen sey,

Auch du sahest villeicht wie ich geängstigt lag,
Ganz mit Kummer umzäunt! Denn sie entflohen mir,
Sie, durch die ich noch lebte,
Tausend goldene* Hofnungen.

Als ich weinend so lag, ringsum von Furchtbaren
Künftigkeiten geschrekt; Siehe, da trat das Bild
Meiner sterbenden Freundin
Vor mein bebendes Angesicht.

Allzuschön für die Welt, die Sie verkennet hat,
Und zum Himmel schon reif, hatte der Ewige
Sie zu seiner Belohnung
Aus dem Staube** gerükt.

Denn sie hatte nunmehr, nach des Geschickes Schluss
Alle Thränen geweint. Schöpfer,*** du zähltest sie
Und bestimmtest zum Lohne
Jeder Thrän' eine Ewigkeit!

Die mit denen Sie oft, unter die Seraphim
Schon zum Thron hin entzückt, betend am Himmel hieng,
Ihre zärtlichen Augen
Fielen ernst und gebrochen zu.

Fromme Unschuld, ein Herz welches nicht heucheln kan
Das gewohnt ist dem Blik dess der allwissend ist
Seine Gedanken zu zeigen,
Und die zärtlichste Menschenhuld

Spricht ihr Angesicht noch! Aber was sagt mir hier
Dieser traurige Zug, der aus dem himmlischen
Sanften Lächeln hervorbricht?
Und auch Englische Seher rührt.

Also lag sie vor mir, die ich mit Zärtlichkeit
Mit Verehrung geliebt, deren erhabner Blik,
Gleich als wär sie mein Schuzgeist,
Mich zu jeglicher Tugend rief.

Ach! der blühende Leib, den die Natur so schön,
Wie zur Ewigkeit, schuf, Soll er zu Staub verblühn?
Und diss Antliz der Liebe,
Seiner Seele getreues Bild!

Weinet, die ihr sie kennt, Edlere Sterbliche!
Nicht ihr, denen der Geist ihres beredten Bliks
Und die Schönheit und Würde
Ihrer Seele nicht sichtbar war,

Weinet Freunde, die ihr je sie gesehen hab't,
Und in ihrem Gesicht mehr als nur Gratien
Mehr als sterbliche Schönheit
Mit Verehrung gesehen habt!

---

* selige. ** Von der Erden. *** Gottmensch.

Weint! izt ist es bald Staub, was ihr bewundernd* sah't!
Ach! wie klopft mir mein Herz! Ach! Sie belohnt nicht mehr
Meinen segnenden Blik, ach! sie vernimmt es nicht
Was die weinende Liebe klagt!

Doch verstumme, mein Schmerz! Lästernde Klage, flieh!
Denn es kommt einst der Tag, da sie wird auferstehn,
Da in himmlischer Schöne
Dieser Leib aus dem Grabe geht.

Der, der einst für sie starb, und für Sie auferstand,
Wird mit eben dem Wort, welches den Welten rief —
Den entschlafnen Gebeinen
Sagen: wachet zum Himmel auf!

Für die Ewigkeit schön, dem der sein Bild ihr gab
Aehnlich, tritt sie alsdann unter die Engel hin
Und umarmet voll Liebe
Ihren wiedergefundnen Freund.

Sey mir heilig, mein Herz! die du geliebet hast
Trug des Ewigen Bild, die dich geliebet hat
Lobt izt über den Sonnen
Mit den Schaaren der Ewigen!

Als die sinkende Brust, die schon erstarrete,
Sich vom lezten Gebet sanft, wie gen Himmel, hub,
War der sterbenden Christin
Leztes heisses Gebet für Dich!

Welche Würde giebt dir, dass sie so für dich bat,
Noch zu irdisches Herz! Sey nun nicht irdisch mehr!
Sey es würdig, noch itzo
Von Serenen geliebt zu seyn!

Hör, Unendlicher, an, was an der Freundin Grab
Meine Seele gelobt! Hör 'auch, verklärter Geist,
Aus den seligen SPhären
Meinen frommen Gelübden zu!

Klagen will ich dich nicht. Denn du bist seliger
Als ein sterblicher fasst. Sollt ich des Christen Tod
Mit unglaubigen Thränen
Und mit sträflichem Schmerz entweyhn?

Aber, was ich noch hier lebe, das sey allein
Dir, mein Schöpfer, gelebt! Wo nun mein Erbe ist,
Sey mein Wandel! im Himmel,
Wo Serena die Gottheit schaut.

Was Vergänglich ist, flieh! Freuden der sterblichen
Euch verschmäh ich! Mir sind schon in die Ewigkeit
Helle Blicke gegönnet!
Sie verdunkeln die Erde ganz.

Wie die Vorsicht es will, fern in der Einsamkeit
Oder unter der Welt, will ich mein übriges
Dir geheiligtes Leben,
Frommer thätiger Weisheit voll,

* mit Wunder.

Still verleben! dem Ruhm unbekannt; wenigen,
Deinen Freunden, bekannt! willig der Thoren Hohn
Unbeweglich zu dulden,
Stets ein weiser, ein Menschenfreund!

So hat die ich geliebt, da Sie im Leibe war,
Stets verkannt von der Welt, aber von Gott gekannt,
Bey den Menschen gewandelt
Gleich unsichtbaren Seraphim.

Also flieget dahin, fliegt in die Ewigkeit
Meine Tage! euch bindt nichts an die Erde mehr
Als die Stimme der Vorsicht.
Fliegt mit meinen Gebeten auf!

Niemals klage mein Mund! nicht ein entfliehender
Seufzer klag euch hinfort, goldene Hofnungen,
Engel-gleiche Gestalten
Einer irdischen Seligkeit

In Serenens Besitz. Gott hat euch weggewinkt!
Diss nur sey mir erlaubt, dass ich in einsamen,
Ernsten, wachenden Nächten
Ins Vergangne zurücke seh!

In den goldnen August, da ich Serenen sah,
Da mein Leben mir nun neu und verhimmelt schien;
Da in weisen Gesprächen
Unsre schüchterne Liebe wuchs;

In die Stunden zurück, die wir der Zärtlichkeit
Und der Freundschaft geweyht; da nur Unsichtbare
Unsern redenden Seelen
Aus der Abendluft zugehört;

Da Ihr geistiger Blick, was keine SPrache sagt,
Was kein Dichter ersinnt, neue Empfindungen
Neue stolze Gedanken,
In mein seliges Herz gestralt;

Da ich Thränen der Lust, Thränen der Dankbarkeit
In Entzückung zu Gott von ihr hinaufgeweint,
Ihrer sittsamen Wange
Stumm vor Freuden entküssete.

Also sey mir erlaubt, in mein vergangnes Glük
Mit wehmüthiger Lust dankbar zurükzuschaun!
Mit verlangenden Augen
Will ich dann, o Serena, dich

Aus den Sternen herab, ringsum von Seraphim
Und von Klarheit umstralt, ehrfurchtvoll sinken sehn,
Wie du mit segnendem Lächeln
Mir zu deiner Umarmung winkst.

* * *

Also trieb mich mein Herz, Trauriger Ahnung voll,
Um die Mitternachts Zeit wachend in Träumen um,
Da dein Schicksal, o Freundin,
Mich in furchtsamen Kummer riss.

Lange sah ich, als wie aus mir herausgezükt,
Mit verbreiteter Seel und mit bethräntem Aug,
Auf den ernsten Gedanken
Deiner frühen Vollendung hin!

Und mit Seufzern der Angst, wie sie des Todes Furcht
Einer Seelen erpresst, die sich für sterblich hält,
Mit gerungenen Händen,
Bat ich zitternd den Ewigen

Um dein Leben. Die Nacht gieng mit verhülltem Haupt
Unter meinem Gebet langsam bey mir vorbey.
Aber, mit den erwachten
Ersten Stralen des Morgens, kam

Eine Stimme zu mir; sanft wie die Frühlingsluft
Weht die Stimme mich an, und mein getröstet Herz
Schlug im Busen gelinder
Und die Thränen versiegten schnell:

Die um welche du batst, ist dir von Gott geschenkt!
Aber dir nicht allein. Auch der verkehrten Welt,
Soll ihr lehrendes Leben
Lang die sichtbare Tugend seyn!

II. Ode.

Amphora coepit
Institui, vertente rota cur urceus exit?

Ihr stillen Tieffen, denen mein Geist sich oft
Betrachtend nähert, Tieffen der Ewigkeit,
Geheimnissvolle dunkle Gründe,
Wo die Gedanken so gern versinken,

Seyd mir gegrüsset! Festliche Ewigkeit,
Ich fühl, ich fühl es, dass ich unsterblich bin.
Ihr Engel, ach! ihr Seher Gottes,
Lächelt mir euerm Freund entgegen!

Die höchste Hofnung welche der Seraph wagt
Ist mir gegeben, bin ich von Staube gleich.
Ich bin ein Christ. O mein Messias,
Auch für mich hast du den Thron erobert.*

Die Mitternächte, die wie unendlich sonst
Mich schrecken würden, hellet mein Glaube auf,
Ich seh durch ungemessne Räume
In die Versammlung der Auserwählten,

Der Sänger Gottes, die Dich, o Menschenfreund,
O Gott Erlöser, die dich mit Augen sehn;
Ich sehe nahmenlose Freuden
Auf den Gefilden des neuen Himmels.

Hat wohl ein Engel sanft, im Vorübergehn,
Mein Aug berühret? Welche Entzückungen
Umglänzen mich! Wie ungleich allem
Was ich vorher mit Entzückung ehrte.

Bin ichs auch selber? O wie erbebt mein Geist,
Wie lieblich bebt er unter der süssen Last
Der hohen schwellenden Gedanken,
Welche den werdenden Engel bilden!

---

* bestiegen.

Fleug, meine Seele, einen behendern Flug
Als Seraphs Schwingen, fleug die Gefilde durch,
Die, voll von Gott der sich enthüllet,
Sich unermesslich vor dir eröfnen.

Wer dürft' es wagen, ohne Vermessenheit
So gross zu hoffen? Ohne Vermessenheit
Darf es der Christ. Der nennt die Himmel
Und die Aeonen sein altes Erbe.

Unsterblichs Leben, Abgrund von Hofnungen,
Was fehlt der Seele, welche dich glauben darf?
Dort wird diss Leben sich entwickeln,
Dorten wird, was ich hier Unglük nannte

Zu Jubel werden. Ach! wie beruhigt mich
Die süsse Hofnung! O wie zerfliesst mein Herz
In Vorempfindung meiner Wonne —
Freunde, dort werd ich euch wiederfinden.

Ihr die ich liebe, die ihr mir ähnlich seid,
Wie ich, gefühlvoll für die harmonische
Erhabne Tugend, ach dort eil' ich
Euch mit verbreitetem Arm entgegen!

Dort drükt dein Antliz, denkender Br***[1]
Dem Cherub ähnlich Eifer für Wahrheit aus,
Dort lächelt meines B**[2] Auge
Mir mit belohnendem Blik entgegen.

Auch du, Philokles, — du, mein geliebter H**[3]
Du auch, du Sipha unsrer verdorbnen Zeit!
Und du mit Dafnens schöner Unschuld
Redlicher Sch***[4] wirst mich da umarmen.

Dann schau ich um mich, denn mein verlangend Herz
Fühlt dass du fehlest — aber nun kommst du auch
Herbey, o zärtliche Melissa,[5]
Und dein gefühlvolles Aug weint Freude.

Mit holdem Lächeln führet Irene dich,
Wie triumphirt Sie dass Sie dich wiederfand!
Wie segnet sie die theure Stunde
Da Ihr auf Erden zuerst euch fandet!

Auch jene Stunde, die mir so festlich ist,
Da mich euch beyde Sariel suchen hiess;
Und jede goldene Minute
Die wir der Weisheit und Freundschaft weyhten.

Izt wird die Freundschaft, welche die Tugend band,
Die schönste Neigung unter den Sterblichen,
Zu Lieb' erhöhet, wie die Engel
Wie sich die Geister im Aether lieben.

Du auch, Ismene,[6] öfne den holden Arm,
Du sanfte Unschuld! lächle mir wieder zu,
Wie an des Neckars grünen Ufern,
Wo die platonische Weisheit lauschte.

---

[1] Breitinger. [2] Bodmer. [3] Hess. [4] Schinz. [5] Ueber Melissa vgl. Scherer, Anz. f. d. Alterthum I, 32. [6] Ueber Ismene s. ebd. p. 38 f.

Doch wer ist diese, welcher die Seraphim
Da sie vorbeygeht, wundernd entgegensehn,
Ihr Blik ist Unschuld, die sich fühlet,
Zärtlich und lächelnd ihr ganzes Wesen.

Wie klopft mein Herze! was für Empfindungen
Was für Entzückung! — ach! so empfand ich einst
Für Eine nur! — ja ja, sie ist es.
Könnte mein Hertze sie wohl verkennen?

Du bists, Serena, lasst mich, ihr Freundinnen!
Sie ist, sie ist es! Ach! sie ist wieder mein!
Lass mich der neuen Liebe Thränen
Von der hellglänzenden Wange küssen.

O weine nicht mehr! Schönste der zärtlichen
Geliebten Seelen, die ich auf Erden fand,
Mit nahmenlosen Sympathien
Mit mir verbunden und mir die gleichste.

Ach! mehr als Liebe, war es, o Göttliche
Viel mehr als Freundschaft, was ich für dich empfand,
Komm, lass uns von den Engeln lernen
Nahmen dem hohen Gefühl zu geben.

Auch warst du schöner als sonst die Seelen sind,
Die, ihres Ursprungs Hoheit uneingedenk,
In Staub verhüllt, entstellt und dämmernd,
Geistlos, nur sinnliche Reitze athmen.

Der Himmel wusst' es! solche Empfindungen
Drükt keine Liebe, keine Umarmung aus;
So wie ich dich, Serena, liebte,
Konnte kein Sterblicher mehr dich lieben.

Sey ganz Entzückung! Kein labyrinthisches
Verborgnes Schiksal trennt uns, o Freundin, mehr,
Sieh diese Paradies' uns winken,
Sieh die Aeonen die um uns schimmern!

Sey mir gegrüsset, himmlische Ewigkeit,
In welche Freuden lässst du hinüber sehn!
Empfangt uns, amaranthne Lauben.
Englische Lauten, ertönt von Liebe!

III. Ode.

Und ich seh dich noch nicht, und mein verlangend Herz
Bebt noch in deiner Umarmung nicht?
Und die Seele, die dich so unaussprechlich liebt,
Freundin, liegt noch, wie vom Gram betäubt,
Wie in Ohnmacht! vom Schmerz ihres äthersrchen Lichts
Und der Stärke beraubt, die sie
Zum Olympus oft hob; seufzet und reist sich nicht
Aus den Fesseln des Kummers los.
Solls vergeblich dann seyn, Göttliche, dass ich dich
Meinen Armen schon nah geglaubt?
Und ich soll dich nicht sehn, die meine Seele liebt,
Die ich von allem, was Gott nicht ist,

Aus der Schöpfung Bezirk (ach wie entbehrt ich dich?)
Ganz allein nicht entbehren kan?
Die mein fyhlendes Herz mächtig zur Tugend reizt
Die zur Freundschaft mich bildete,
Dich, dich soll ich nicht sehn? Sinke nur, banger Geist,
In unsterbliche Schmerzen hin!
Sey verschlossen dem Trost! Hofnung verbreit um mich
Dein zufriednes Gefieder nicht!
Schmerz, dich will ich allein fyhlen, du seyst hinfyr
Meine Wollust! Empfindungen
Meines Jammers, o bebt, bebt, und verstummet nie,
Die entkräftete Seele durch!
Ach, wie kan ich noch seyn! Seele, vor Sie gemacht,
Sie zu lieben von Gott gehaucht,
Ach wie kanst du noch seyn? Sey denn, und weine nur,
Beb, und fyhle, und denke nicht!
Oder fyhlest du noch, denkst du, so sieh in dir,
O so sieh nur ihr Bildnis an,
Ihr olympisches Bild, mit den Empfindungen
Sieh es stumm und zerwallend an,
Wie du sie einst gesehn, da Sie das erste mal
Deinen Augen entgegenkam,
Mit betroffenem Blik, der nur Bewundrung war,
Der erstaunend und unverwandt
Auf ihr ruhte, den Geist, der ihre Bildung schmykt,
Und den lächelnden holden Mund,
Und der redlichen Stirn Heiterkeit sah, und dann
In dem Aug, wo die Göttliche,
Wo die Seele sich mahlt, wo sie der Himmlischen
Mächtig siegende Sprache redt,
Den unsterblichen Hang unserer Seelen las,
Sympathien der Liebe las.
So empfinde mein Herz, wenn du ihr Bildnis siehst,
Das so werth ist, ein EngelsHerz
Einzunehmen! wie werth, ach wie so werth ist es,
Dass du es nur allein noch denkst.
Ja, dich denk ich allein, dich — und die Ewigkeit,
Und den Gott, dem du ähnlich bist.
Die sich sonst mir so schön als ein ätherischer
Frybling zeigte, die Zukunft, hat
Keinen Reiz mehr fyr mich! Bilder der Seligkeit,
Phantasien von Götterlust,
Ach, wo seyd ihr dahin? hin! mein betrogner Geist
Hasst euch, treulose Hofnungen!
Hoft nun nimmer, und sieht, wenn er ins ferne sieht,
Oede, grundlose Tiefen nur.
Ach! wie warst du so kurz, Glyk, das der Himmel nur
Selten nieder zur Erde sendt!
O wie selig war ich! Tage, wo seyd ihr hin,
Die ihr voll unaussprechlicher
Seligkeiten, voll Ruh, voll nie empfundner Lust,
Allzuplözlich voryber floht?
Ja, wenn einst meine Zeit mir, wie ein Morgentraum,
Wie die Jahre der Kindheit scheint,
O so werdet ihr mir, Tage der Liebe, noch
In der Ewigkeit festlich seyn!
Der Erinnerung werth, dass die Unsterblichen

Froh euch wieder empfinden, werth!
Ach! wie selig war ich! da ich, o Doris, dir
Heimlich weinte, da noch mein Herz
Von Empfindung gedrängt, und deiner Wyrde voll,
Dich zu lieben, sich selbst verbarg!
O wie seliger noch, da du das erste mal
Mich mit Augen voll Zärtlichkeit
(O wie redeten sie! o wie viel sagten sie!)
Liebenswyrdigste, angeblikt.
Sey mir heilig, o Tag, da Sie empfindungsvoll,
Voll unschuldiger Liebe mich
Ansah, da mir ihr Aug ewige Treue schwur,
Dreyenzwanzigster des Augusts*
Sey gesegnet! Vor dich bet ich die Vorsicht einst
Mit ätherischen Thränen an;
In der Ewigkeit noch, wenn, die izt prächtig blyhn,
Alle Sonnen verwelket sind,
Wenn Eonen von Zeit in sie geflossen sind,
Feyr ich, seligster Tag, dich noch.
In der Göttlichen Arm, ganz in Entzyckungen,
In Entzyckung des Himmels ganz
Ausgegossen will ich wieder die Seligkeit
Fyhlen, die du mir damals gabst.
Welche Zeiten voll Ruh, Tage der heiligen
Liebe, Stunden der Zärtlichkeit,
Fremd dem irdischen Volk, voll von Empfindungen,
Die keine menschliche Sprache sagt,
Folgten, aber zu schnell, himmlischer Tag, dir nach!
An Umarmung und Kyssen reich,
Reich an heiliger Lust, und an erhabneren
Yberirdischen Freuden reich!
Gott, du hast sie gesehn! Jede Empfindung war,
Jede Neigung in unsrer Brust
War dir sichtbar; du hast segnend uns angestrahlt,
Denn du, Gott, bist die Liebe ja!
Da Du uns so gesehn, da du uns segnetest,
Dachte da nicht dein göttlich Herz:
Euer Wunsch ist erhört, Kinder der Zärtlichkeit,
Die ihr folgsam dem syssen Hang,
Der mit ewger Gewalt Herzen zusammenzieht,
Euch so redlich, so edel liebt,
Ihr sollt glycklicher seyn, als euer zärtliches
Frohes Herze zu wynschen wagt;
Tage warten auf euch, jener Zufriedenheit
Himmelgränzer (sic) Welten voll;
Wie sein Leben man lebt, wenn es der Unschuld Reiz
Und die Weisheit olympisch macht.**
Hast du also gedacht, Vorsicht, so winke mir,
O so winke mir Hofnung zu!
Fyhre Doris zu mir, dass mein erschöpftes Herz
In den syssen Umarmungen
Wieder mächtiger schlag, und dir, geliebtes Herz,
Folge, wenn du so himmlisch fyhlst.

---

* 1750.

** — — — wenn Unschuld und himmlische Liebe
Alle Tritte mit ihren schneeweissen Flygeln beschytzen. Bodmer.

Dass vom lieblichen Glanz, der ihrem Aug entfliest,
Mein erkaltcter Geist, belebt,
Wieder aufblyh, geschikt in die ätherscbe Luft,
Weise Rowe,[1] dir nachzufliehn.
Von ihr zärtlich umarmt, an ihr seraphisch Herz,
Yberwallend von Lust, gedrykt,
Vom melodischen Ton, der ihrem Mund entschallt,
Ganz erfyllt, und zu geistigen
Harmonien entzyckt, will ich, o Tugend, dich
Stärker lieben und wyrksamer
Wie auf Schwingen des Wests will ich in Bodmers Arm
Und in Schinzens Umarmungen
Von ihr eilen. Dann soll Doris mich thränenfrey
Kyssen, und mich entfliehen sehn.

IV. Ode an Doris.

Erseufzte Stunde, da ich sie wiederseh,
Da sich ihr Arm mir zärtlich entgegenstrekt,
Stunde der syssen Freudenschauer,
Eil aus der Liebe Schoos hernieder.

Nur selten steiget eine der Seligen
Aetherschen Stunden, wie sie der Himmel lebt,
Nieder zur Erde, wo die Menschen,
Sich nicht bekannt, die Zeit verträumen.

Aber dich sendet, goldene Stunde, mir
Der Gottheit Tochter, die ich, von wenigen
Gehört, den Menschen sang, die Liebe,
Selber aus ihrer (sic) Schoos hernieder.

So schweben yber Liebende Seraphim
Mit Zephyrsyssen Stunden der Freude hin,
So, wie ich dich geniesen werde,
Fyhlt dich der Jyngling jenes Erdballs;

Der dort im Meer unzählicher Sonnen schwimmt,
Von Glanz bedecket, keinem Cassin bemerkt,
Dir nur sichtbar, dem selbst Eloas
Wohnplaz die himmlische Muse zeigte.

Was werd ich fyhlen? Doris, was fyhlst du dann?
Was keine Zunge sterblicher Sänger spricht,
Was nicht die Seel in seinem Unfang (sic)
Denken kan, was sie entzykt nur fyhlet!

Kaum wird sie glauben, wenn ihr das Auge sagt,
Dass du ihr nah seyst, biss sie vor Freude stumm,
In Umarmungen sanfft zerschmolzen,
Zärtlichste Seele, Dich gegenwärtig

Empfindet, biss die Schauer der Sympathie
Sie sanfft durchdringen, dass von den Schauern dann
Jede Begierde bebt und fröhlich
Ihrer Geliebten entgegenwallet.

---

[1] Die Engländerin Elisa Rowe, das Vorbild für Wieland's „Briefe von Verstorbenen an hinterlassene Freunde.“

Was fyr Gedanken, was fyr Empfindungen,
Dem Mund unnenbar, redst du, o Auge, mir?
Himmlisches Aug, was vor Entzyckung
Weinst du, mit Blicken der holden Liebe

Auf meine Wangen? Heiliger Augenblik,
Da ich zuerst dir, Freundin, entgegenkam!
Da ich dich liebte! Meines Glykes
Und dieser Stunde Quell sey gesegnet!

Wenn nun die Arme myd von Umarmungen
Sich ungern lassen, wenn sich die Seelen nun
Aus der Empfindungen syssem Taumel
Bebend erhohlen und um sich sehen,

Denn blickt ein Auge wundernd das andre an,
Das volle Herz strömt noch von den Lippen nicht,
Stumm, doch voll nahmenloser Freuden
Dankt dann der ernste Blick gen Himmel,

Lange verweilend; sinkt dann zuryk und ruht
Auf dem geliebten Angesicht; jeder Blik,
Jede Miene, des Herzens Ausdruk
Wird der aufmerksamen Liebe sichtbar.

Dann kommt, Stunden, denen mein thränend Aug
So vielmals nachsah, da ihr geflohen wart,
Dann kommt ihr wieder, ihr der Weissheit
Ihr der Unsterblichkeit heilge Stunden.

Da wir von Gott, uns, oder der Tugend Glyck,
Zärtlich besprachen, da wir Empfindungen
Zu Gedanken erhöhten, und Kloppstock
Uns mit den Engeln vertrauter machte.

Da fyhrt uns Bodmer hin in die erste Welt,
Wo er im Garten, den einst sein Milton sang,
Vor eine Eva, Drey voll Unschuld,
Jede Dir ähnlich, o Doris, zeiget.

Mit freyem Blicke sehn wir mit Addison
Ins Herz der Menschen, jeglichen Trieb spyhrt er
Aus seinen Höhlen aus, der Tugend
Herrschenden Wink verstehn zu lernen.

Die Weissheit, die so fremde den Weisen ist,
Die Young so göttlich sang, die der Ewigkeit
Uns leben lehret, zeigt uns Rowe
Menschlicher, schön wie sie selbst, in Bildern.

Sie selber sehn wir, wie sie am Fryhlingsbach
Auf Blumen träumet, oder den Hayn durchschweift,
Und in der einsamen Schatten Stille
Ihre Gedanken behorcht und sammlet.

Wenn sie erzählet, sehn wir mit Augen fast,
Wie Rosalinde, schön wie ein Mayentag
Im Schäferkleide bey dem Jyngling,
Der in der Laube schlummert, still steht,

Ihn sanfft erzitternd ansieht und zweifflend sinnt,
Ob er vielleicht nicht einer der Sylphen sey;

Ihn gerne kyste, doch sonder Unruh
Bald ihn verläst und offt zuryksieht.

So, Doris, eilen nicht nur an Kyssen reich,
Vom Geist genossen, unsere Stunden weg.
Da, Freundin, da verschönt dein Antliz
Denkender Ernst und Begier nach Weisheit.

Wenn deine Lippen mir, was dein Herz empfindt,
Was deine Seele denkt, die so himmlisch denkt,
Natyrlich schön, in freyer Anmuth
Sagen, wenn jeder Gedank des Herzens

Aufrichtigs Bild ist, wenn ich der Augen Glanz
Nun nimmer sehe, wenn mich der schönste Mund
Nicht mehr zu kyssen lockt, wenn jede
Leblose Schönheit vor mir verschwindet:

Da schaut die Seele, voll unaussprechlicher
Geistlicher Freuden, nur deine Seele an,
Sieht, wie in ihr das Bild des Schöpfers
Sich so seraphisch enthyllt und glänzet.

Schön ist der Schimmer der um Auroren her
Aus Thaugewölken nieder zur Erde fliest,
Wenn sich die Rosen ihm eröffnen
Und um ihn jeglicher Hygel aufblyht.

Schön ist des Mädchens redender Blick, wenn er
Die erste Liebe nimmer verheelen kan
Und schon die Thräne der Entzyckung
Zitternd herauf ins Auge dringet.

Schöner als diese ists, wenn ein blyhend Kind,
Des Vaters Bildniss, sich, wie ein Liebesgott,
Um den Busen der holden Mutter,
Die ihm lächelt, voll Unschuld krymmet.

Aber noch schöner, nicht nur dem Auge schön,
Schön vor die Seele, reitzend den Engeln selbst,
Ist die Seele, wenn ihre Triebe
Tugend und Harmonie beleben.

Das auszudrycken was die uns fyhlen lehrt,
Was sie vor Triebe in uns begeisternd zeygt,
Sind Arm und Lippen unvermögend.
Nur durch Gedanken und edler Thaten

Zärtlichen Gleichlaut dryckt es die Liebende
Der Freundin aus, die ihr mit antwortenden
Gleichedlen Handlungen dann sagen,
Dass sie sich ewig Lieben werden.

V. Ode.

Heil dem glyklichen Tag der die Belohnungen
Deiner Tugend dir bringt, und von unzählbaren
Goldnen Tagen begleitet
Vom Olympus herunterkommt!

Nun ist Daphne ganz Dein! Daphne in deren Blik
Lieb und Unschuld dir stralt; Gyte beseelt ihr Herz,
Und ihr holdes Betragen
Tausend sittsame Gratien.

Nun ist Daphne ganz dein! Glyklicher, schau entzykt
In die Zukunft hinaus. Lass von den seligen
Rosenwangichten Stunden
Ungenossen nicht eine fliehn.

Jede Tugend gesellt sich zu den Freuden hin
Die dir winken; oft hebt Young sie zum Himmel auf,
Wenn am festlichen Abend
Euch der lispelnde Hayn empfängt.

Eure Liebe lebt noch, wenn die Narcissen sich
Mit dem Spiegel entzweyn; wenn das Tibullische
Einst vergötterte Mädchen
Unbesungen voryberschleicht.

Denn sie welkt nicht hinweg unter Umarmungen
Wie die comische Glut, die auf der Wang entbrennt,
Die von Kyssen sich nähret,
Und an Kyssen zulezt erstikt.

Euer Leben voll Ruh und vor dem Neid bedekt
Fliesst durch Blumen dahin. Weise, du weisst es, Freund,
Haben oft sich gewynschet,
Was dein selig Geschik dir giebt.

Ach ich sah auch vordem, glyklicher S.,[1] wie du
In die Zukunft hinaus; schönere Hofnungen
Hat die himmlische Liebe
Keinem Sterblichen je gezeigt.

Und nun sind sie dahin — ewig dahin! sie ruft
Keine Thräne zuryk! Und, wie ein Morgentraum,
Wie ein Schatten im Mondlicht
An Gebyschen hinunterschlypft,

Schwebt nur, matt und entfärbt, was einst Empfindung war,
Was Entzykung einst war, meiner Serena Bild,
Jeder Stunde der Liebe
Holder Schatten vor mir vorbey.

Niemals seh ich hinfort ihres geliebten Augs
Heitern himmlischen Geist, ihres Gemythes Bild,
Niemals sink ich vor Freude
An die lächelnden Lippen hin.

Ach wir werden nicht mehr, in die vertrauliche
Gryne Stille gehyllt, unsrer Unsterblichkeit
Und dem Leben der Engel
Halb entkörpert entgegensehn.

Doch, ich klage nicht, Freund, schweigend erkenn ich hier
Eines Weiseren Macht. Oft kommt ein Augenblik
Da mein Herz ihm noch danket,
Und Serenen izt reiner liebt.

---

[1] Schinz.

Und sie ist es auch werth. Selten belebt ein Herz
Wie das ihrige ist, und ein so heller Geist
Einen weiblichen Busen,
Wo die zarte Empfindung glyht.

Mitten unter der Welt wagt es ihr HeldenHerz,
Weis' und edel zu seyn; aber der beste Theil
Den sie lebt, ist verborgen,
Engel sehn ihn und lieben sie.

Doch der heutige Tag ist nur der zärtlichen
Frommen Freude geweyht. Lass kein mitleidig Ach
Keinen Seufzer, o Daphne,
Nach Serenen zuryke fliehn!

Mein beruhigtes Herz fyhlet bey euerm Glyk
Eine reinere Lust, als die Entzykung war,
Die die Hofnung mir ehmals
In Serenens Besitz verhiess.

Lass mir dieses Gefyhl, das mich so glyklich macht,
Freund, dich glyklich zu sehn! Und was ich selber mir
Zu Serena einst wynschte
Sey mit Daphnens Umarmung dein.

Freuden warten auf dich, welche zu sehen oft
Aus den Sphären herab Engel gestiegen sind,
Edle menschliche Freuden
Die die Weisheit dir heilig macht;

Wenn sie, welche mein Herz, S., dich zu lieben neigt,
Und dein redlicher Sinn, wenn auch die sittsame
Schöne Unschuld der Mutter
Bey den spätesten Enkeln lebt.

Dekt ein bräutliches Roth, D., die Wange dir?
Ist die Hofnung nicht schön? Wie wird der Anblik seyn,
Wenn dein lächelndes Nachbild
Um den zärtlichen Busen scherzt?

O dann lehre sie auch, wenn sie sich jugendlich
Mit sanftlächelndem Mund Worte zu reden ybt,
Meinen Nahmen bald stammeln
Und Serena mit Seufzen nennen!

VI. Ode.

O vera Vita, che non sà, che sia
Morir inanzi Morte
Potess' io pur cangiar teco mia sorte!

Wenn Du Daphnen umarmst, und ihr geliebtes Aug
Alles, was Sie empfindet, sagt,
Und vor himmlischer Lust, Freund, dein gefyhlvoll Herz
An dem Herzen der Freundin bebt,
Wenn dein Blik izt an ihr voller Entzyckung hängt,
Sieht, wie Unschuld und Zärtlichkeit
Jede Miene belebt, wenn Du, in ihrem Kuss
Ganz gesättigt, zu gross dich fyhlst,

Goldne Wynsche zu thun; sprich, mein Geliebtester,
Wenn, von Daphnen geliebt zu seyn,
Wenn der grosse Gedank ganz deine Seele fyllt,
Und kein Trieb ist, den Daphne nicht
Ganz beruhiget hat, fyhlst du, o Schinz, dann nicht
Diesen einzigen Wunsch in dir:

„Möchtest Du auch hier seyn, der du mich ferne liebst,
Der du fern von Sophiens Arm
Dein Verhängnis beweinst, und noch die Thränen mehr,
Die die himmlische Freundinn weint,
Möchtest du auch hier seyn! Wärst Du der Seligkeit
Zeuge, die izt mein Leben krönt,
Jener, deren Gestalt sich vor dein wynschend Herz
Stellte, da du Balsoren sangst!
Wäre die auch bey uns, die du so zärtlich liebst,
Die so himmlisch dich wiederliebt!
O, was fyhlten wir dann, Wieland, was fyhlten wir!
O, wie zärtlich umarmten sich
Unsre Freundinnen dann! o, wie umarmten wir
Uns bey ihren Umarmungen!
Auch der segnete dann unsrer Empfindung zu,
Dessen Nahm uns zur Tugend wekt,
Mit Socratischem Blick lächelte Bodmer oft
Unser edleren Liebe zu.
O dann fänd uns die Ruh mit der ätherschen Lust
In gesangvollen Haynen gehn,
Unter Lauben, wo gern, weil sie die Einfalt liebt,
Sich die Weisheit zur Freundschaft findt,
O dann wären wir, Freund, seliger, als voreinst
Die Bewohner Arcadiens,
Wo die Unschuld und Lust lächelnder Nymphen Reyhn
Zu harmonischen Tänzen rief.

Wynscht dein Herz nicht so, wenn Du in Daphnens Arme
Mehr die Triebe nach Freunden fyhlst?
Ja, so wynschet mein Schinz! ach! warum hörest Du
Unsre weiseste Wynsche nicht,
Der du niemals gehört, dass ein gemeiner Wunsch
Mein erhabneres Herz entweyht!
O! wie wären wir dann glyklich! dann wynschten wir
Nimmer! heitre Zufriedenheit,
Wie die Liebe sie schenkt, breitete dann um uns
Ihre Schwanengefieder aus,
Jede Stunde, die wir lebten, der gäbest Du,
Weisheit, neuen verschiedenen Reiz;
O! wir lebten dann so, wie man der Ewigkeit
Und der nähern Gottheit lebt!

VII. Elegie.

An Entzyckungen leer und stillentfliehenden Seufzern
Sysser wallender Lust fliest du, mein Leben, dahin,
Leer an sympathetischen Schlägen im zärtlichen Busen,
Wenn nur ein liebendes Aug sich mit dem andern bespricht,

Schauert mein Herz durch einsame Tag, und suchet die Ruhe,
Die nur die Liebe gewährt, bey den Platonen umsonst.
Ach Sophie! ach himmlische Freundin, in kläglicher Ferne
Weinst du vielleicht auch izt liebende Thränen mir zu!
Ach! du weinest vielleicht, dich sieht dein Engel nur weinen,
Sonst kein Sterblicher nicht! Ach Sophie, weinest du izt,
Und ich soll nicht die Thränen den himmlischen Augen entkyssen,
Und ich höre dich nicht, wenn Du beym Nahmen mich nennst!
Kläglich getrennt weint jedes und seufzt den Tagen éntgegen,
Die uns die Zukunft misgönnt, seufzt den entflohenen nach.
Stunden, wo seyd ihr, da mich an ihrem Arme der Abend
Heitrer gegryst, da ihr Blik um und um Freuden erschuf,
Und von Ihrem sanftthränenden Munde die Harmonien
Mit gesenkten Flygeln lauschende Zephyr geschöpft?
Warum strömt ihr nicht mehr aus ihren begeisternden Augen
In mein erweitertes Herz sysse Empfindungen hin?
Warum fyhl ich nicht mehr die stolzen Engelgedanken
Aus der erhabneren Brust schnell und unzählbar entfliehn?
Neue Gedanken, Geschöpfe der Lieb, in himmlischem Schimmer
Wie ein Maytag dem Schoos feuchter Auroren entspriest.
Warum verlernst du mein Mund mit Seraphinen zu reden?
Warum lächelst du mir, himmlische Freude, nicht mehr?
Ach, Du bist mir geraubt, die Du mich leben gelehret,
Wie das Olympische Volk goldne Eonen durchlebt!
Ach, Du bist mir geraubt! Mit dir verliess mich die Freude
Und der Liebe Gefolg und die ätherische Ruh.
Kaum dass die Muse mich noch mit ihrer Gespielin besuchet,
Und die Leyer mir nicht weinende Töne versagt.
Oft sinkt mein wynschendes Herz in träumrische Dämrung, und siehet
Dein nachahmendes Bild vor sich und eilet ihm nach,
Wallt und bebt, als ob es in deine Umarmungen bebte,
An dein klopfendes Herz, doch Du umarmest mich nicht!
Denn erwach ich, der Schatten zerfliest in die Luft, denn entfliesen
Thränen dem Aug, das bang hin in die Einsamkeit sieht.
Der du mein Klagen oft hörst, und die Augen voll suchender Blicke
Und das seufzende Herz hoch von den Wipfeln erblickst,
Oder aus silbernen Wolken, in deren lazurnem Schoosse,
Ariel, dich oft mein dichtrisches Auge gesehn;
Siehst du auch izt meine Thränen und wie am einöden Bache
Sich dein wehmythiger Freund unter den Tannen verliehrt;
O so höre mich an!- Floss je dein himmlisches Herze,
Wenn es zwey liebende sah, still in Entzyckungen hin,
Strahlte dein Antliz je heller, wenn ein unschuldiges Mädchen,
Das nie die Liebe gefyhlt, stand, und ihr bebendes Herz
Und die erröthende Wange besah und syssere Wynsche
Voll beliebter Unruh in sich sanft thönend vernahm,
Schöner erröthet', und dann den redlichen Jyngling erblikte,
Der Sie die Liebe gelehrt, eh Sie die Liebe gekannt,
Schychtern ihn ansah, und neue Gefyhl im schlagenden Busen
Fyhlt' und im Wiederstehn, Liebe, dich siegend empfand;
Segnete jemals dein lächelndes Aug aus heiliger Stille
Wenn mich Sophie umfieng, unsern Empfindungen zu;
Brachtest du jemals in goldenen Schalen die Thränen der Hofnung
Und der dankenden Brust stille Gebete vor Gott;
O so hör izt, Ariel, mich um der menschlichen Freuden,
Die du oft beym Anblik unsrer Umarmung gefyhlt!
Bringe Sie her, die mein Herze verlangt; du hast Sie begleitet,

Als Sie zuerst, unbewust von mir geliebt zu seyn, kam.
Ach! du warsts auch, der ihr, als ich der göttlichen weinte,
In die zärtliche Brust gleiche Bewegungen goss.
Bringe Sie mir entgegen, und wenn Sie nun nähert, so eile
Von der Göttlichen weg, die Du in Amorsgestalt
Mit sanftwebenden Flygeln umgabst, und eile schnell schauernd,
Wie ein rauschender Nord goldene Aehren durchstyrmt,
Vor ihr und ruffe mich hin auf die Spur, die den eilenden Wagen,
Der dich, Sophie, mir bringt, schöner und festlich begryst.
Doch — verlasse Sie nicht! die sympathetische Liebe
Wird mich mit Göttergewalt schon zu der kommenden ziehn.
Bleibe bey ihr und schwebe zephyrisch mit fröhlichen Flygeln
Bald an der heitern Stirn meiner Geliebten dahin,
Bald um die Rosenwangen der Schönen Schwester, die wyrdig,
Ihre Schwester zu seyn, blyht und Unsterblichen gleicht.

VIII. Ode.

Wen Du o Muse, da er gebohren ward,
Lächelnd umfiengest, den wird kein Siegsgeschrey
Mit Lorbern, die vom Blut der Feinde
Thauen, bekrönt, durch das Schlachtfeld fyhren.

Dass ihn die Nachwelt bey den Erobrern seh,
Klagt keine Mutter, eilt aus des Mädchens Arm,
Das ihm nachweint, kein Jyngling
Hin in die Schlacht, sein Blut zu strömen.

Noch da er kindisch sich um den Busen schmiegt,
Oft mit Entzykung myttерlich angeweint,
Fyhlt er schon mehr als andre, tönet
Etwas harmonsches in seinem Weinen.

Da schon empfindt er lächelnder Blike Kraft,
Da wird sein Herz in ihren Umarmungen
Nach dem Herzen der Mutter gebildet,
Zärtlich und schön, wie ein junger Amor.

Oft stehst du denn in Stunden der Mitternacht,
Erato, bei ihm; wenn izt die Mutter myd
Ihn zu umarmen, eingeschlummert,
Und ihn in Träumen schon glyklich siehet.

Da stehst du bey ihm, wehst in sein offnes Herz
Mit Zephyrlippen deine Empfindungen,
Formst in der wächsernen Brust des Säuglings
Jeglichen Trieb, dir einst nachzufyhlen.

Ihn trägt die hohe einsame Bahn dereinst
Auf Flaccus Spuren, oder den Haynen zu,
Wo dein unsterbliches Lied, o Maro,
Durch die Homerischen Lorbeern rauschet;

Oder in Thäler hin zu dem Silberquell,
Der, wie dein Trinklied, Sänger von Teos, fliest,
Oder wie deines Mädchens Kysse,
Wenn du, von ihnen berauscht, geraset.

Denn lehrt ein Mädchen, welches der Doris gleicht,
So schön, mit Augen, die so begeisternd sind,

Ihn umarmend, die Liebe singen,
Und dich, o Unschuld, der Liebe Schwester.

Er ybt die Hayne, wenn sie der Morgen gryst,
Oder wenn auf den Auen der Fryhling schläft,
Den Ruhm der Tugend nachzuhallen.
Menschen sind taub, doch ihm horcht der Seraph!

Ihn wird die Nachwelt, wenn seine Stimme schon
Sich den Gesängen Englischer Harfen mischt,
Hören, ihn segnen, seine Hymnen
Vor dem nachahmenden Jyngling spielen,

Welcher, sie hörend, sich hingezycket fyhlt,
Göttlich zu singen. Auch weint bey seinem Lied
Einst manch jugendlich weiches Mädchen,
Zärtlich wie Doris, und liebt den Sänger.

IX. Ode.

Die du, als mein Geschik mich zu der Erde rief,
Mich mit segnendem Mund kystest und weyhetest,
Hier dein Sänger zu seyn, Weisheit, begeistre mich,
Dass ich von deiner Schönheit sing.

Ach wie wenige sinds, Göttin, wie wenige,
Denen Du dich vertraut; welche den Sonnenglanz
Deiner Schönheit gesehn und den entzykenden
Syss harmonischen Mund gehört!

Und wie sollten sie dich finden? wo sucht man dich?
Ist der Zugang zu dir mit unersteiglichen
Furchtbarn Alpen verwehrt? oder verbirgst du dich
In cimmerische Finsternis?

Ists ein blumenlos Land öd und von Raben nur
Und von Eulen bewohnt? Sind es cecropische
Labyrinthe, wodurch man zu den Höhen irrt,
Die dein ewiger Tempel krönt?

Ist der runzlichte Duns oder Caritides,
Der den dornichten Weg, Göttin, uns fyhren soll?
Ist dein Heiligtum denn staubichten Träumern nur,
Aquinaten nur aufgethan?

Ach! so suchen sie dich! Dich, die mein Socrates
Bey der holden Natur unter den Gratien,
(Ein entzykend Gesicht!) schwesterlich sitzen fand,
Wie Diana bey Nymphen sizt.

Wenn der stolze Sophist yber die Sterne bald
Deine Larve verfolgt, bald dich im Abgrund späht,
Wenn ein schwärmender Kopf, fiebrischer Flammen voll,
Dich in Wolken zu kyssen wähnt,

So begegnetest du, schön wie Unsterbliche,
Und mit offenem Arm suchenden Tullien,
Epicur sah dich so, unter hymettischen
Rosen kysste dich Platon oft.

Mit wohlredendem Mund, wie ihn Diotima
Und mich Doris gelehrt, hast du den Weisesten,
Was kein Zänker gewust, die vergessne Kunst!
Leben gelehrt und ein Mensch zu seyn.

Höre, Weisheit, auch mich, wenn ie mein junger Fuss
Deine Pfade gesucht, und mich Aurora oft
Wundernd ansah und dann einen zufriednen Glanz
Um mein forschendes Auge goss,

O so zeige dich mir, wie du dich Bodmern zeigst,
Dich zu sehen gewohnt, voll des olympischen
Sanften Lichts, das dein Aug unerschöpft um sich giest,
Mist Er leicht deine Gegenwart,

Lehr auch mich, wie du Ihn lehrtest, die edle Kunst,
Dich in Menschen Gestalt (denn deinen Götterglanz
Trägt kein Sterblicher nicht;) reitzend, dass jedes Herz
Dein eroberndes Lächeln fyhlt,

Vorzumahlen; nicht so, wie dich Anacreon
Unterm taumelnden Chor, wild wie Eurypyle,
Oder jener gleich zeigt, die mit dem jauchzenden
Sich in junge Gesträuch verlohr,

In erhabner Gestalt, doch dass die Majestät
Deines göttlichen Bliks milder durch Anmuth sey,
Ungekynstelt, das Haar oder den Busen nur
Mit dem Schmuk der Natur bekränzt.

Von dir, Weisheit, gelehrt, von dir behaucht will ich
Deiner heiligeren Zahl, edleren Jynglingen,
Oder Mädchen, wie die, welche mich izt umarmt,
Singen, wie du so selig machst,

Wie nur der, nur der lebt, welchem du Heiterkeit
Und harmonisches Licht in seine Seele gabst,
Der gelehret von dir gegen die arme Ruh
Goldne Sorgen nicht tauschen mag,

Der die Gottheit da sieht, wo Sie sich offenbart,
Der in jedem Geschöpf nicht ihren Strahl verkennt,
Und mit ordnendem Blik jeglichem Liebe schenkt,
Das mit Schönheit und Gyte reizt,

Dass der weise nur sey, der es gewaget hat,
In sein Herze zu sehn, ob sein geblendter Geist
Gleich zuryke gebebt, wie wenn ein kyhner Blik
Sich ins Antliz der Sonne wagt.

Der da unterm Geweb zahlloser Neigungen,
Die ins innerste sich, schamhaft gesehn zu seyn,
Oft verstecken, der da seiner Unsterblichkeit
Saamen, der Gottes Nachahmung fand

Und der grossen Idee voll vor sein Herze wacht,
Keinen kleinern Zweck vor seine Augen stekt,
Als, den göttlichen Theil, der seinen Leib beherscht,
Seinem ewigen Quell zu nahn.

Von dir, Weisheit, gestärkt, will ich der Laster Brut
Und den Götzen des Wahns und dem vielköpfigen

Irrthum Wiederstand thun, stets ein erklärter Feind
Allem, was dich, o Menschheit schändt.

In bezauberndem Reiz, jugendlich schön und frey
Will ich die Wahrheit alsdann zeigen, in nackender
Liebenswerther Gestalt, so trat Elise dort,
Ein lebendiger Marmor, her.

Freunde, höret mir zu, und euer edles Herz
Schlage stärker in euch, wenn ihr mich singen hört,
Dann erinnert mich oft: Freund, lass dein Leben stets
Lehrend wie deine Lieder seyn.

X. Ode an Hr. M. C...

Freund, den mein suchendes Herz in diesen fremden Gefilden
Sich am ähnlichsten fand,
Dem die liebende Vorsicht, wie mir, nicht goldene Sorgen
(Ihrem Feind giebt sie die!)
Aber ein zärtliches Hertz, und die himlische Tugend gegeben,
Und des Schönen Gefühl,
Aber die Weisheit, die Freundin der Wahrheit, die Mutter der Ruhe,
Die der Schwätzer verkennt,
Die Sokratische Weisheit, die wenig weiss und viel übt:
Freund, wie glücklich sind wir!
Von der Höhe der Weisheit, benachbart dem besseren Himmel
Sehn wir zur Erde herab,
Nebellos, mit eindringendem Blik, auf die Arbeit der Menschen,
Und ihr niedriges Glük.
Aus der Tiefe strahlt uns der Schimmer von goldnen Triumphen
Und der Thronen Glantz an,
Und der Stolz der marmornen Schlösser; wir sehens und lächeln
Dass der Mensch sie begehrt.
Ach! Sie fliehet erhabne Palläste, die Göttliche Ruhe,
Sorgen, in Drachengestalt
Wachen, o Freund, mit drohenden Zähnen, bey Bergen von Golde
Die der Geitzhals gehäuft.
Auf dem einöden Pfad, den einst die Helden gegangen,
Den izt wenige gehn,
Führt uns an ihren Armen die Tugend; hier gehn wir, die Augen
Nie vom Ziele verwandt;
Ungetroffen vom kindischen Schimmer des Irdischen Glückes
Und mit der Freude vertraut.
Um uns tönt die Stimm' der Natur in holden Accenten,
Wie ein himlisches Lied,
Ungehört den Sclaven der Erde, die laden Syrenen
Lieblich singend zum Tod.
Um uns ergiesst sich der Segen des Schöpfers aus blühenden Auen,
Wir besitzen die Welt;
Und unser Hertz, in die Zukunft erhöht, verlernet die Wünsche
Die der Sterbliche thut.
Ausgebreitet in Ewigkeiten voll göttlicher Freuden
Ruht der wartende Geist
Seines Glückes gewiss und wünscht nicht; nur meine Seele
Wünscht noch Doris und weint!

XI. Ode. An Seine Freundin.

Doris, fühle dis Lied, fühl in der Ferne selbst
Wie dein Thyrsis izt fühlt, hohe Empfindungen,
Gleich dem Gefühl des Dämons
Wenn er die himmlische Nymphe küsst.

Sanft, mit stiller Gewalt, fasse die zarte Brust
Die Bewegung die izt, Göttliche, mich ergreift,
Von sympathetischen Freuden
Bebe dein Hertz und empfind wie ich.

Welche Ruhe, die sich über mein Hertz ergiest?
Welche Himmel von Lust wo sich mein Blick verläuft?
Doris, dich denket mein Geist nur!
Dich und die himmlische Liebe nur.

Tod ist ihm izt die Welt, kein Geschöpf ist ihm mehr,
Du, du winckest ihm izt, lächelnder Himmel, nicht,
Kein einladender Abend
Nimt mich in thauende Schatten ein.

Dein Olympisches Lied tönt nicht mehr in mein Ohr
Du, bey dem ich so oft meinen Virgil vergass,
Der du in Harfen der Engel
Den erhabnen Messias singst!

Doris bleibt mir allein aus der Unendlichkeit
Deiner Bildungen, Gott, ist Sie allein mir noch,
Füllt die Schönste der Seelen,
Gantz dis ihr nur geschafne Hertz.

O wie wallt es so sanft! o wie befriediget
Schlummern tief in der Brust alle Begierden ein,
Und die schauende Seele
Göttliche Schöne, hängt gantz an dir!

Wie Dein himlischer Geist jeglichen Block belebt?
Wie im redenden Aug, ach! im so schönen Aug!
Sich die Seele enthüllet
Die So zärtlich und edel denckt?

Wie den blühenden Leib Anmuth und Huld umfliest?
War nicht Eva so schön, da ihr entstehend Bild
Zur begeisterten Seele
Göttlicher Milton! herunter stieg?

O! wie liebt dich dein Freund? o wie beglükst du ihn!
Wenn dein Hyblischer Mund sich seinen Küssen beut,
Und die Sanftzitternde Lippe
Gleich der Rose in Knospen schwellt.

Wenn mein freudiger Blick an deinen Blicken hängt
Und die Seligkeit sieht, die izt dein Hertz umfasst,
Freuden erhabnerer SPhären
Die kein Sclave der Erden kennt.

O! wie ist er entzückt? o wie begeisternd gläntzt
Ihm dein himmlisches Aug und das zufriedne Roth
Das die Wangen umfliesset
Und im Munde noch frischer blüht.

Doch wenn einst dieser Glantz in deinen Augen löscht,
Wenn der ernstliche Tod Schönheit und Gratien,
Von dem geliebten Leibe,
Den Sie lange bewohnten, treibt,

Doris, ja wenn du einst in meinen Armen stirbst
Wenn dein Auge nun bricht, wenn diese Lippen mir
Nun zum letztenmahl lächeln,
Und mein gleichfals erblasster Leib

Hinsinkt, wenn wir alsdann freudig, dem Leben zu
Dieser Erden entfliehn, wenn dann mein reiner Geist
Mehr dem deinigen gleichet
Und nun bald so seraphisch wird,

Wenn ein himmlischer Leib uns izt umfliest, und wir,
Aufgelöst in der Lust neuer Umarmungen,
Kein Elysium sehen,
O wie werden wir Selig seyn!

XII. Ode. Auf Eben dieselbe.

Komm aus den Armen der Nacht, o Traumgott, vom schertzenden Schwarme
Holder Gesichte umringt,
Komm, die schlummernde Seele, zu deiner Begeistrung geöfnet,
Ligt und erwartet dich hier.
Trüge dis liebende Hertz, zeig ihm die himmlische Freundin,
Zeig ihm das zärtlichste Kind,
Mit den Geistvollen Augen, voll sanfter liebender Blicke,
Mit dem lächelnden Mund;
So wie Sie war, so schön, so voll unbesiegbarer Anmuth,
Und Unsterblicher Pracht,
Wie die Göttliche war, wenn unter zephyrischen Schatten
Uns der Abend umfieng;
Wenn die Natur in Schlummer schon sank, und die einsame Dämrung
Uns zu Betrachtungen lud;
Wenn wir, voll neuer Gedanken, uns in die Zukunft entfernten,
Und die Lieb um uns her
Paradiese von Freuden erschuf, und in reitzender Aussicht
Unser Blick sich verlohr.
Ihres Glückes versichert und deiner Liebe, o Schöpfer!
Flossen die Seelen zu dir,
Aufgelöst in Wünsche, sanft wie den Augen der Doris
Zitternde Thränen, vermischt
Mit den meinen, entflossen, die Kinder der edelsten Freuden,
Traumgott, so zeige Sie mir!
Doris, so komm mit umfassenden Armen, mit küssenden Lippen,
Mit entzükendem Blick.
Aber wenn ich Sie seh, wenn Sie mich liebreich umhalset,
Traumgott, denn eil auch zu ihr,
Dort wo in den Armen der Tugend, die himmlische schlummert,
Oft vom Seraph geküsst,
Gleich dem Frühling, wenn er in Abendwolken gehüllet
Auf der dämmernden Flur
Schlummert; denn eile zu ihr und zeig ihr in gleichen Gesichten
Ihren liebenden Freund,
Mit den Mienen voll Ruh, voll hoher wallender Wonne
Die ihr Anblick erschaft;

Mit dem Auge das dankend hinauf zum Ewigen siehet
Und den wieder auf Sie,
Mit der zärtlichsten Seele, die ihrer Begeistrung zu enge,
Voll wehmüthiger Lust
Kaum noch sich fühlt und in deinen Küssen, o Doris, gesättigt,
Sich und die Schöpfung vergisst.

XIII. Ode. Klagen und Beruhigung.

Du, die unsterblich ist, der Seraphinen Schwester,
Du, deren angebohrnen Glanz
Noch dunkler Stoff, des Todes Kleid verhüllet,
Izt Thier,* doch einst ein Gott!

Fühlst du, o Seele, dich? Bebst du in deinen Banden
Vom Thron gestürzte Königinn? —
Oft angelokt, getäuscht und nie befriedigt ·
Wankt dein ätherscher Blick

Auf dieser Erd umher, dem Vaterland des Irrthums,
Des Lasters mörderischer Gruft!
Wo Traum und Wahrheit nur die Sonn' entscheidet,
Und selbst die Liebe hasst, —**

Mein zarter Wille bebt vorm Anblik der Verwüstung,
Die dich, einst schöne Erd', entstellt.
Er, an der Brust der holden Lieb erzogen,
Trägt nicht des Hasses Blik!

Ach! die der Geister Herr zu gleichen Seligkeiten,
Die Tugend zu geniessen, schuf,
Die jagt der Durst nach unglükselgen*** Gütern
In einen ewgen Krieg!

Wie wird dir, Seele, dann, wenn du voll Menschenliebe
Herab auf dein Geschlechte blikst?
Sie, die du gern mit deinem Schmerz beglüktest,
Sie sind des Elends Raub!

Du weinst! — Du breitest dich mit allen deinen Wünschen
Zum göttlichsten Geschäfte aus,
Zum Wohlthun! Der Gedank, Glük um dich her zu schaffen,
Schon der belohnte dich!†

Und ach! was hindert dich? dein Wille bleibt nur Wünschen!
Du, die des Himmels Grenzen selbst
Mit der Gedanken Seraphs-Flug erreichet,
Bist arm an äussrer Kraft.

Beschämt, bestürzt, verirrt im Labyrinth des Schicksals
Entfliehst du in dich selbst — doch ach!
Auch in dich selbst, auch in den Sitz der Liebe
Verfolgt der Kummer dich!

Ich fühl es, wie du oft die leichtern Flügel schwingest
In reinre Gegenden empor,

---

* Wurm.

** Wo selbst die Wahrheit Träumen gleicht,
Wo Laster sich der Tugend Miene geben.

*** freudenleeren. † Wie sehr belohnt' er dich?

Doch drükt ein innrer Zug, der Feind des Wesens
Dein Nichts, dich stets zurük! —

O Schöpfer! ist denn hier der Wunsch der Ruh Verbrechen?
Wie? Oder ist der Freude Fuss
Nur an des Himmels goldne Flur geheftet,
Wo du sie lächelnd schufst?

Soll auch der Edlere, den die SyrenenKehle
Der Erdenfreude nicht entzükt
Der, sich bewusst, tief unter seinen Wünschen
Der Thronen Schimmer sieht,

Soll denn auch der umsonst nach echter Ruhe schmachten,
Auch der? — So fragt ich Kummervoll,
In eine Nacht von Hofnungslosen Sorgen
Und in mich selbst verirrt.

Da sah ich plözlich dich, Serena, vor mir stehen,
Die Tugend lächelte aus Dir,
Dein Auge winkte Ruh, und alsbald wurden
Die Winternächte hell.

O Göttliche! Dich gab mir meines Schicksals Güte
Zur zärtlichen Begleiterin,
Der Weg zur Ewigkeit, sonst öd und finster,
Wie blüht er um Dich her!

Dein zärtlich Herz, das nach dem Ebenbild der Unschuld
Die freye Wahrheit bildete,
Das zu besitzen — o wie reich, Serena,
Wie selig macht das mich!

Du, Freundin, lehrtest mich der Tugend Werth empfinden,
Du machtest mich mir selbst bekannt.
Dir dank ich es, dass mich in goldnen Stunden
Der Muse Gunst besucht. —

Entflieh, o Kummer! weicht, ihr Sorgen für die Zukunft,
Missgönnt mein izig Glück mir nicht!
Serena, wen Du liebst, der kränkt die Vorsicht
Durch jeden niedern Gram.

Und hat sie mir nicht auch Dein grosses Herz geschenket,
Mein Bodmer, dem Urania
Die Weisheit vom Olymp und Symphonien
Aus ihrer Harfe gab?

Du liebest mich! Mir giebt mein dreymal selig Schicksal
Dein menschenfreundlich Aug zu sehn.
Du reitzest mich mit deiner höhern Tugend
Und siehst mir liebreich nach.

O Himmel bin ich nicht zu kühn noch mehr zu wünschen? —
(Doch Bodmer selber wünschte so!)
O dürftest du den frommen Wunsch erlauben!
Soll er unmöglich seyn?

Wie selig! Lebt ich einst in einer armen Hütte
Die Freyheit mehr als golden macht,
In deinem Umgang, zärtliche Serena,
Dir und dem Himmel nur!

Zwar von der Welt getrennt, in einer holden Wildnis
(Gleich dem beglükten Aufenthalt,
Wo Billeter* mein Herz mir abgewonnen,
Wo deine Unschuld mich,

O Daphne, still entzükt, wo ich den Freund gesegnet,
Den dein geliebtes Herz beglükt —)
Doch nicht allein! oft von den jungen Nymphen
Des Eichenwalds gesehn

Zuweilen giengen wir mit Siphas holden Töchtern
Am See, der Evans SPiegel war;
Bald macht ein Freund, ein Hess, uns mit der Weisheit
Durch sein Gespräch vertraut.

Ja, unsre Seligkeit entlokte selbst die Engel
Gott nähern Welten, uns zu sehn;
Wir hörten denn in hellen Mitternächten
Ihr empyreisch Lied.

O mille volte fortunato e mille
chi nasce in tale stella!

XIV. Der erste Gesang.
Das Rätzel.

Nymphe, welche mich einst auf ihren begeisterten Schwingen
Ueber die Pfade der Sonne in fremde SPhären getragen
Und mir Götter und Welten und Wundergestalten gezeiget,
Und Du, welche sich nur der Engel heiligem Auge
Nackend vertraut, und uns kaum ihres hellen Gewandes
Aeussersten Saum zu sehen erlaubt, allmächtige Wahrheit,
Zwinget die Seelen mit unsichtbarem sanftfesselndem Reitze
Meiner Erzählung zu glauben, wenn gleich ihr Innhalt dem Glauben
Trotz zu bieten und Träumen der Fieberschwindelnden gleich scheint.
Denn ich singe von neuen und abentheurlichen Wundern
Welche die Weisheit der Deutschen, die was sie betastet nur glaubet,
Schwehrlich zu denken vermag. — Was in satyrischen Reisen
Bergerrac sah, und was in den AmbraThälern der Wollust
Bey dem Propheten von Mecca seine Abulföuaris** sahe,
Houris mit honigten Lippen und runden Augen wie So[1]
Ungeheure Afriten und zaubrische Hippogryphen,
Und was sonst in den balsamschen Schatten begeisternd
Morgenländischer Witz für Abentheuer gestaunet,
Ja, was der feurige (flammende) Don Fulgoran in magische
Ungereimtes gesehn und fürchterliches bestanden,
Alles diss wird bescheidner erdacht und möglich
Als das wahre Gemähld vom seltsamsten unter
Welches zu schildern mir izt die Natur die Fa
Und den Pinsel geführt. Wie viele vergebliche
S. 2. Haben die Weisen durchwacht diss Wunderthier zu erspähen —
Das dem Cameleon gleich die Farben immerfort wechselt.
Zwar sie haben vom Adler biss zu der wurzelnden Muschel

---

* Mütterlicher Oheim von Schinz's Braut.

** einst bey seinem Propheten gesehen.

[1] Durch 10 Zeilen der Rand abgerissen.

Und von Libanons Ceder zum Ysop der Mauer herunter
Alles was lebet und sprosst in Classen und Arten geordnet,
Aber für dieses Geschöpf ist in der Leiter der Wesen
Keine bequeme Stelle zu finden. Man lässt es deswegen
Wie es ihm selber gefällt, im Raum vom Himmel zur Erde
Zwischen Engeln und Vieh mit des Aethers Schmetterling flattern.
Wird mir auch in der SPrache der Menschen der Ausdruck gehorchen,
Eine so fremde Bildung für ihre Augen zu bringen.

Wie die Homer'sche Syren und die Sünde des Himmlischen Milton
Zwar von oben mit weiblichem Hals und funkelnden Augen
Eine reitzende Nymphe den lüsternen Blicken verheissen,
Aber sich um die Hüften in grässlich verschlungene Zöpfe
Blutiger Schlangen und Hydern und bellender Hunde verliehren:
Eben so zeiget diss Thier von oben das schimmernde Antlitz
Eines Cherubs, und schleppt den Schweif von Schlangen im Staube
. . [1] ter sich nach. Ein seltsam Gemisch von Himmel und Hölle
. . . . . . und schön! Der Seher der ihm zu begegnen verdammt ist[2]
. . . . . in der Mitte von Liebe und Hass und zweiffelt und schauert
. . . . . . blumichten Rand crystallener Brunnen gebücket
. . . . sich selbst in dem fliessenden Spiegel betrachten.
. . . . daselbst in tieffe Beschauung entzücket
. . . . und bewundert an sich die Bildung des Engels
. . . . Augs für seine unflätige Helfte
. . . . selber entzündet, enthüllt es die Flügel und rauschet
. . . . . olken empor, und wähnt den Olymp zu ersteigen.
S. 3. Warum solltet ihr zürnen? Ein Krüppel verdienet nur Mitleid,
Weder Gelächter noch Hass. Zu dem so sing ich ja Menschen,
Selber ein Mensch. Das Klügste ist hier, einander den Schaden
Frey zu gestehn und den Arzt aus falscher Schaam nicht zu fliehen.
Eitel ist unter der Sonnen was unsern Blicken begegnet,
Unbeständig wie sie.* Der Frühling verdorrt vor dem Sommer
Und ein lachender Tag wird bald von trüben verschlungen.
Siehe, wie diese Rose gleich einer Nymphe sich brüstet,
Unter den Blumen so schön, als unter den Gratien Venus,
Morgen wird sie im Stral des glühenden Mittags verschmachten.
Diese vielarmichte Fichte, die wie ein Wald sich emporhub,
Morgen wird ihr gigantischer Sturtz die Gegend erschüttern.
Selbst den marmornen Fels zermorscht das eiserne Alter.

Aber von allen Geschöpfen ist keines so unbeständig,
Als dies seltsame Ding, das, Müh zu ersparen
Plato gar listig ein Federlos Thier auf zween Beinen erklärte.
Leichter war es die geistige Luft in der Faust zu verschliessen,
Leichter des Blitzes Pfad und der Winde Flucht zu bezeichnen,
Als das menschliche Hertz und seinen Gang zu bestimmen.
Alles übrige bleibt, wie die Natur es gebildet,
Biss es zerstört wird. Wen hat die wollustathmende Rose
Jemals mit dem Geruch der giftigen betrogen?
Wenn hat der Sonnichte Adler verzagte Tauben gehecket,
Oder wenn hat man wohl honigte Feigen von Disteln gelesen.
Aber der Mensch ist immer das Wiederspiel von sich selber,
Immer täuschet in ihm die Würkung die Ursach,

[1] Durch 10 Zeilen der Rand abgerissen.
[2] Diese zwei Worte sind durchgestrichen.
* Und wie Sonnenstaub flüchtig.

Und mit jeglichem Tag scheint er ein anderes Wesen.
Heute so sanft wie ein Lamm, und morgen ein grimmiger Tyger
Izt ein Menschenfreund, izt Aristid, in Kurtzem ein Nero
Itzo beherzt, izt feig; in einem eintzigen Tage
Geitzig, verschwendrisch, geschwätzig, verschwiegen, behutsam und sorgloss
Gottloss und fromm. Izt schmiegt er sich gleich den Schlangen im Staube
Morgen schielt er auf dich vom stoltzen Auge herunter.
Liebet dich Phryne, Amint? Sag, wird es morgen nicht wittern
Wenn du das kanst, so errath, ob Phryne dir morgen noch lächelt.

S. 4. Und doch ist es nicht allemal Bossheit, wenn Thaten und Worte
Sich bey den Menschen entzweyhen, oft ist es Schwäche des Geistes
Ach die Stunden der Menschen sind nicht wie im Garten der Unschuld
Siphas Stunden, von einer Mutter gesäugete Schwestern.
Oftmals schwellet das Hertz von edlen kühnen Entschlüssen
Schimmernd, in himmlischem Ansehn vor unsrer Seele verbreitet
Winkt uns die Tugend, dann glühen die Adern von brünstiger Liebe
Fordern den Feind heraus und trotzen allen Gefahren.
Wie ein erzürnter Buhler, von seiner Thais entfernet
Ihre Fesseln zerreisst und starke Entschliessungen schnaubet
Biss ein besiegendes Lächeln ihn in den Gehorsam zurükzwingt.
Redlich sind in den goldnen Minuten, in denen die Seele
Freyer athmet, ihr zärtlich Gefühl für die Tugend und redlich
Ihre Gelübde. Doch warum sind immer die besten Gedanken
Auch die flüchtigsten? Gleich ätherischen Wolkengestalten
Die an SommerAuroren* des Tages Ankunft vertreibet,
Gleissen sie nur fürs Aug und fliehn wie liebliche Träume.
Tugenden, schützende Engel der Menschen, so nennt der Verstand euch
Seyd ihr nicht mächtig genug auch unser Hertz zu gewinnen
Oder seyd ihr zufrieden, dass wir in kurzer Erhitzung
Euer phantastisches Bild, Empfindungs-Wolken! umarmen?
Oder seyd ihr nur streitbar wenn Spinnen den Panzer verweben.
Freylich wird es uns leicht wie Epictetus zu reden,
Wenn wir aus Einsiedleyen auf diese Welt herabschielen.
Leicht ists, wenn sich die Seel ungestört in sich selber zurükzieht
Biss zur Entzückung die Tugend um ihre Schönheit zu lieben.
Weisheitvoll straft der Jüngling den Uebermuth der Tyrannen
Brennt von Menschenlieb und hasset die Sclaven der Sclaven.
Ganz von der alten Tugend plutarchischer Helden erfüllet
Athmet er zürnend nach Freyheit und SPottet der goldenen Kerker
Und der Reitze des Hofes, und tritt im Geist auf die Häupter
Jener glänzenden Sclaven, die um die Despoten** sich schmiegen.
Gieb ihm, o Herrscher der Welt, den Zepter jenes Tyrannen.
Plötzlich werden die Wüsten wie Rosen unter ihm aufblühn
Und die Seufzer des Volks wird lautes Jauchzen verschlingen.
Musen, eilet ihm zu, ihr Weisen, ihr Dichter
Und ihr Händel und Raphaels, fliegt zum Weisen im Purpur.
Unter ihm werden Saturnische (Zeit) Tag' und ein ewiger Friede
Ihre goldenen Schwingen weit über die Erde verbreiten.[1]

---

* Welche an Frühlingshimmeln.

** (Auguste.)

[1] Es ist sehr fraglich, ob nicht zwischen Seite 3 und 4 eine Lage ausgefallen ist, so wie das Ende offenbar fehlt.

Über die Anordnung der Vokale.

(Nachtrag.)

In dem obigen konnte eine Reihe von Beſtrebungen aus dem Anfange unſeres Jarhunderts keine beſondere Berückſichtigung finden; der Vollſtändigkeit wegen mögen dieſelben indes hier noch hinzugefügt werden. Ich knüpfe daran zugleich noch einen Bericht über einige wichtigere Arbeiten der neuesten Zeit.

Heinrich Gustav Flörke (geb. zu Alten Kaldau bei Bützow 1764, geſt. zu Rostock 1835), Die Tonleiter der Vokale. Neue Berliniſche Monatsſchrift hrsg. von Biester. Sept. 1803. (Nachträge Nov. 1803, Febr. Juni 1804.) Der Verf. bemerkte, dass die Mundhöle, für die verſchidenen Vokale eingeſtellt, beim Flüstern eine ganz beſtimmte Tonhöhe zeigt, welche ein vortreffliches Mittel an die Hand gebe, den Vokal wider aufzufinden und auszuſprechen, wenn man auch gar nicht wüsste, wie er eigentlich ausgeſprochen worden wäre. Das Verhältnis der Tonhöhen für die verſchidenen Vokale ist gegeben durch die Skala:

u	o	a	ö	ä	ü	e	i
c	*g*	*c′*	*e′*	*g′*	*g′*	*a′*	*c″*,

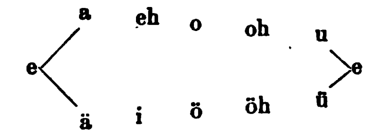
ſo dass *u*, *a*, *i* um je eine Octave abſtehen und die übrigen Vokale damit Akkorde bilden.

Er teilt die Vokale in offene: *a*, *ä*, *e*, *i*, halboffene: *o*, *ö* und hole: *u*, *ü*. Von *a* ausgehend erhält man durch allmähliche Erhebung der Zunge gegen den Gaumen und Andrückung der Wangen gegen die Zäne *ä*, *e*, *i*. — *ü* erhält man, wenn man den Ton des *ä* mit dem

Munde pfeifen will und dann die Stimme ertönen lässt. — *u*, wenn man den Ton, welcher eine Oktave unter dem *a* ligt, pfeifen will und dann die Stimme tönen lässt; *o* und *ö* halten das Mittel zwifchen den offnen und den holen Vokalen.

Die deutfchen Diphthongen *ai*, *au*, *aü* entftehen, wenn man die einfachen Laute gefchleift ausfpricht, d. h. one merklichen Abfatz, fo dass fie fich an iren Grenzen in einander verlieren. One Grund hat man die alte Schreibweife *aü* verlassen und dafür *äu* eingefürt.

Louis Henri Ferd. Olivier (geb. zu la Sarra, Canton Waadt, 1759, geft. zu Wien 1815), Ortho-epo-graphifches Elementarwerk. Dessau 1804, ordnet die Vokale auf zwei gegeneinander geneigten geraden Linien, je nach der Größe der Mundöffnung an, und fetzt an die Spitze des Winkels, von den übrigen Vokalen gefondert, e (ə):



Die oberen *a*, *eh*, *o*, *oh*, *u* bezeichnen diejenigen Vokallaute, deren Tonform zunächst durch die Öffnung oder Geftaltung des Mundes beftimmt ist, fie heißen darum Grundlaute. — Die untern *ä*, *i*, *ö*, *öh*, *ü* bezeichnen diejenigen Vokallaute, die bei eben derfelben Mundöffnung als die oberen bloß durch eine befondere Veränderung in der Lage der Zunge hervorgebracht werden, fie heißen ihm daher Umlaute. — Der Vokal an der Spitze *e* (*ə*) bezeichnet den natürlichen Hülfslaut oder das Schwa, welches ein durchaus für fich abgefonderter Vokallaut ist. (Vgl. du Bois-Reymond, Kadmus. S. 189.)

Nach der Tonhöhe ordnet er die Vokale abfteigend:

i, *eh*, *öh*, *ü*, *ö*, *ä*, *a*, *o*, *oh*, *u*, *e*.

Aug. Ferd. Bernhardi (geb. zu Berlin 1759, geft. dafelbst 1820), Anfangsgründe der Sprachwissenfchaft, 1805.

Der Verf., der uns in die Zeit der Romantiker fürt, gründet das Vokalfystem ausfchließlich auf die Bewegungen der Lippen. In der Empfindung als folcher ist nach B. nichts zu unterfcheiden als die Dauer derfelben und der Grad; jener wird im artikulirten Tone

durch Länge und Kürze, diſer durch Höhe und Tiefe ausgedrückt.

Empfindung ist innere, gleichartige, ſich nach außen drängende Bewegung. Um diſes gleichartige darzuſtellen, bedarf es eines mannigfaltiger Modifikazionen an ſich fähigen Organs. Ein ſolches ſind die Lippen, deren mannigfache Modifikazionen eine ſer große Einheit haben, denn es ist nur ein Erweitern und Verengern, ein Verlängern oder Verkürzen.

Die ſchnelle Empfindung wird ſich nach der Äüßerung drängen; dis kann aber nicht anders als dadurch geſchehen, dass der Weg von der Brust zu der Spitze der Lippen durch Zusammenziehung der leztern verkürzt wird. Die langſame Empfindung dagegen verlängert den zu durchlaufenden Weg durch Vorſtoßen und Spitzen der Lippen. Endlich die natürlich einhergehende Empfindung wird die Lippen in irer natürlichen Lage lassen.

Mit der wechselnden Öffnung der Lippen wird zugleich die Höhe und Tiefe des Tones beſtimmt:

tiefster Vokal — U — ſpitzer Mund,
Mittelvokal — A — grader Mund,
höchster Vokal — I — breiter Mund.
zwiſchen U und A ligt — O — } runder Mund.
zwiſchen A und I ligt — E — }

Alle diſe reinen Punkte ſind ganze und volle Töne; ſie werden aber zu halben, wenn man I und E umbeugt und ſie verknüpft, ſo dass man mit E ſteigt nach dem Schema: I, E offen, Ä, Ö, Ü.

Die Vokalſkala ist danach vollſtändig:

I, offenes E, gew. E, Ä, A, Ö, O, Ü, U.

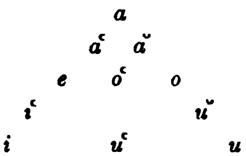
Die größte Tätigkeit der Lippen ligt an den Endpunkten U und I und da der Konſonans durch die relativ größere Tätigkeit der Sprachwerkzeuge gebildet wird, ſo wird ſich wol an jedem Ende ein Konſonans anknüpfen können.

Die langen Vokale rechnet Bernhardi ſchon zu den Diphthongen; durch Widerholung unter einem Spiritus entſtehen *ii*, *ee*, *aa*, *oo*, *uu*. Sind die zu verſchmelzenden Vokale heterogen, dann gelingt die Verſchmelzung nur ſcheinbar und ſie wird durch eine ſer ſchnelle Ausſprache für das Or bewirkt; dann entſtehen uneigentliche Diphthongen;

alle durch die Endpunkte der Vokalſkala ſich bildende, dem Konſonanten änliche Vokale.

C. F. v. Aretin's Neuer literariſcher Anzeiger 1808, No. 22 enthält: „Streifzüge in das Gebiet der Sprache und Schrift." 14. Lfrg.

Der Verf. ſagt: Zwei Dinge ſind es, die bei der Bildung der Vokale berückſichtigt werden müssen: a) die größere oder kleinere Entfernung der Kinnladen von einander (nach der Reihe *a, e, i, o, u*); b) die vorwärts und hinauf- und die rückwärts und hinabgehende Bewegung der Zunge (die Zungenſpitze zieht ſich zurück in der Ordnung *i, e, a, o, u*). Danach conſtruirt er krumme Linien, die die Form des Sprachkanals beſchreiben. *a* ist der Stammvokal, der bei der natürlichen Öffnung des Mundes entſteht und von den indiſchen Grammatikern als allen Konſonanten eingeboren angenommen wird. Er ſtellt dann folgendes Dreieck auf:



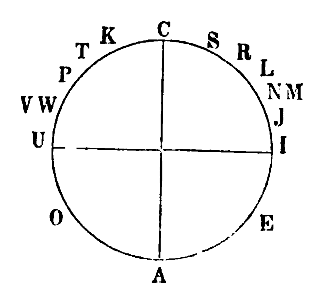
a: *tasten, Harfe.* — *a*: *Äste, rächen.* — *e*: *nett, Hemd.* — *i*: bair. *nit.* — *i*: *ſitzen, mich.* — *o*: *Götter, Mörder.* — *u*: *Sünde, rümpfen.* — *o* (ă): engl. *not, fox.* — *o*: *Sonne, Ort.* — *u*: engl. *Lunn, but.* — *u*: *Schlund, herum.*

Das ſog. ſtumme *e*, ſagt er, ist nicht hierher gerechnet, da es nicht in diſe Reihe gehört und gleichſam nur den ungebildeten Vokal und den Träger der Konſonanten, ſo wie der einfache Hauch den ungebildeten Konſonanten und den Träger der Vokale vorſtellt.

Hier ist wol zum ersten male das engl. *u* (*but*) in das deutſche Vokaldreieck eingereiht, und zwar zwiſchen *o* und *u*, wohin es etymologiſch gehört (= dem *u°* meiner Theſen), wovon die heutige Ausſprache allerdings zimlich weit abweicht.

August Boeckh (geb. zu Karlsruhe 1785, Prof. zu Heidelberg, ſeit 1810 zu Berlin, geſt. 1867) veröffentlichte in den Studien herausgegeben von C. Daub und Fr. Creuzer, Bd. IV, Heidelberg 1808: „Vom Übergange der Buchſtaben in einander", — Geſammelte kleine Schriften, Bd. III, herausg. von F. Aſcherſon, 1866.

Boeckh ging dabei von dem Gedanken aus, der Organismus des Alphabetes lasse ſich füglich unter der für alle Organismen angenommenen Form einer in ſich ſelbst zurücklaufenden Linie darſtellen. Danach ordnet er das Alphabet in einen Kreis:



Der Vokal, ſagt er änlich wie Bernhardi, ist der Ausdruck der Empfindung, nach außen ſich drängende, fließende Bewegung, der Konſonant das ſtarre, feste, dauernde ... jener ist der Träger der Gefüle, der gleichſam nur die Farbe des Begriffs und die Höhe und Tiefe der Empfindung beſtimmt, diſer ist für den Begriff ſelber bezeichnender.

Unter den Vokalen gibt die natürlichste gewönlichste Öffnung des Mundes zum Hauche, ſobald ein Schall damit verbunden ist, das reine A, die Wurzel und den Stamm der Vokale. Der Mund wird dabei weder geſpitzt noch breit gemacht, die Kinnladen ſtehen in einer mittleren Entfernung und die Zunge zeigt nur ein mittleres Vordringen im Munde. Offenbar ligt daher A in der Reihe der Vokale in der Mitte:

I, E, A, O, U.

Das A trennt die hellen Vokale Ä, E, I und die dunkeln A°, O, U. Das eine Extrem bildet ſich bei der breitesten Öffnung der Kinnladen und Lippen und dem weitesten Vordringen der Zunge, das andere U bei der zugeſpitzten Öffnung der Lippen und Kinnladen und möglichster Zurückziehung der Zunge. In der Mitte zwiſchen A und I ligt das E, zwiſchen A und U das O ſowol nach dem Tone als nach der Bildung der Organe. Dass von A durch E nach I und durch O nach U ein ſteter Übergang ſei von Mitteltönen, zeigen unzälige Beiſpile.

Ö und Ü ligen zwiſchen O und E, U und I, gehören alſo gar nicht in die Peripherie des vokaliſchen Halbkreiſes, ſondern ſind kollaterale Abweichungen.

Als weitere Zwiſchenlaute vermutet Boeckh hier:

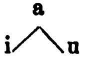
griech. *ᾳ* zwiſchen *a* und *ä* [a^e meiner Theſen],
ει zwiſchen *e* und *i* [mein i^e],
ῃ zwiſchen *e* und *ei* [mein e^i],
ῳ zwiſchen *o* und *ö* [mein o^e],
υι zwiſchen *ü* (gr. *υ*, y) und *i* [mein i^u].

Es ist danach hier bereits ein Verſuch gemacht zwiſchen den beiden Hauptreihen und der Mittelreihe des Hellwagſchen Dreiecks noch Übergangsvokale anzunemen, was ſpäter von Brücke und mir weiter ausgefürt ist. — Die zu den beiden Enden ligenden Vokale U und I erfordern zu irer Ausſprache unter den einfachen die größte Tätigkeit des Mundes und nähern ſich dadurch der zur Hervorbringung der Konſonanten erforderlichen Hemmung.

Was der geistreiche Verfasser über die Verſuche die Bedeutſamkeit der Laute zu erforſchen ſagt, ist noch heute von hohem Interesse, doch kann ich hier nicht darauf eingehen.

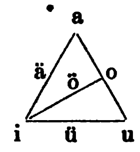
J. G. Radlof (geb. zu Lauchſtädt 1775), Trefflichkeiten der ſüdd. Mundarten 1811, S. 14, nannte a, o, u volle Reiblaute; ä, ö, ü ſchwächere; e, i ſpizige.

Hermann Hupfeld (geb. 1796 zu Marburg, ſeit 1843 Nachfolger von Geſenius in Halle, geſt. 1866) veröffentlichte eine Abhandlung: „Von der Natur und den Arten der Sprachlaute, als phyſiologiſche Grundlage der Grammatik.“ Jahns Jarbücher, 1829, I. Angeregt dazu wurde er durch Boeckhs Abhandlung und beſonders durch Grimms Grammatik. Auch er ſiht *a* als den Urvokal an, der weder hell noch dunkel ist, ſondern beides, „ungefär wie das Licht noch keinen Farbenunterſchid zeigt, aber den Keim dazu in ſich trägt, und daher in dem ſemitiſchen Uralphabet und der Dewanagari gar nicht bezeichnet, ſondern zu jedem Buchſtaben hinzugeſprochen wird.“ Die Abweichung von da nach zwei Seiten hin, nach der dunkeln und hellen, fürt von ſelbst zu *u* und *i*, an welche ſich bei weiterer Annäherung der Organe die Halbkonſonanten *w* und *j* anſchließen. So entſteht naturgemäß das Dreieck:



In Bezug auf die Einreihung der Zwiſchenvokale ſchließt er ſich

ganz an Chladni an. Die Entſtehung der Umlaute durch Einwirkung eines nachfolgenden *i* wird erläutert durch die Figur:

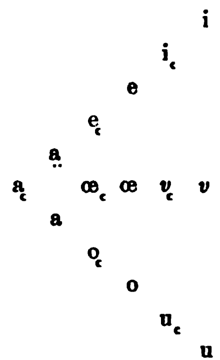


In den Diphthongen *ai*, *au* (*ei*, *ou*) ſiht Hupfeld bereits den Endvokal als Halbkonſonanten an.

Oskar Wolf, Orenarzt in Frankfurt a. M., in ſeinem Buche: Sprache und Or, Braunſchweig 1871, p. 60 u. 71, ordnet die Vokale nach der Weite der Hörbarkeit, im Freien in einer Allee von ihm zur Nachmittagszeit gemessen:

A	O	Ei (Ai)	E	I	Eu	Au	U
360	350	340	330	300	290	285	280 Schritt.

Eduard Boehmer, jezt Professor in Straßburg, De sonis grammaticis, Romaniſche Studien Bd. I, 1875, S. 295 f. gibt folgendes Vokaldreieck:



Dazu zwei Zwiſchenvokale, ę und ǫ, über die er folgendes bemerkt: „Trigono superiori inscribenda vocalis fusca Francogallica ę, inferiori ǫ fuscum Dacoromanum.“

Zur Erläuterung dienen folgende Beiſpile, wobei cl. = clausum, ap. = apertum, lg. = longum, br. = breve:

ū cl. lg. fr. *jour*, *four*, *boue*, *jouerons*; it. *uno*; d. *kuh*. — u cl. br.

fr. *pour*, *bijou*, *fou*, *bout*, *souper*; it. *unto*; d. *kund*. — ū̜ ap. lg. — u̜ ap. br. d. *kumme*.

v̄ cl. lg. fr. *jure*, *piqûre*, *tue*, d. *kün*. — *v* cl. br. fr. *juste*, *menu*, *tu*; d. *künden*. — v̜̄ ap. lg. — v̜ ap. br. d. *kümmel*.

ī cl. lg. fr. *machine*, *dîme*, *île*, *amie*; it. *vino*, d. *kien*. — i cl. br. fr. *pipe*, *midi*, *imite*, *fini*, *ami*; it. *vinto*; d. *kind*. — ī̜ ap. lg. — i̜ ap. br. d. *kinn*.

ō cl. lg. fr. *môle*, *eau*, *rose*, it. *ora* (i. e. hora), *dona*, d. *kol*. — o cl. lg. fr. *aussi*, *total*, *rosée*; it. *dover*, *quando*, d. *kolrábi*. — ō̜ ap. lg. fr. *fort*; it. *ora* (i. e. aura). — o̜ ap. br. fr. *fol*, *connu*; it. *donna*; d. *konnte*.

œ̄ cl. lg. fr. *lieue*, *heureuse* in secunda, d. *kőnig*. — œ cl. br. fr. *lieu*, *heureux* in secunda; d. *unkőniglich*. — œ̜̄ ap. lg. fr. *peur*, *soeur*. — œ ap. br. fr. *seul*, *boeuf*, *heureux*; d. *können*.

ē cl. lg. fr. *gelée*, *épée* in secundis; it. *bevi* et *bei* (lat. bibis); d. *keren*. — e cl. br. fr. *serai* in secunda, *épée* in prima; it. *legge* (lat. legit); d. *úmkeren*. — ē̜ ap. lg. fr. *mes*, *reine*. — e̜ ap. br. fr. *bel*, *pèlerin*; it. *belli* et *bei legge* (lat. belli, legem).

ā lg. fr. *tâche*, *las*, *mâle*, *âme*; d. *kan*. — a br. fr. *combat*; d. *kalt*. — ā̤ lg. fr. *paraître*. — ą br. fr. *comparaison*. — a̜ lg. fr. *madame* in secunda. — a̜ br. fr. *déjà*, *là*, *ma*, *mal*, *ami*.

ō̹ lg. dac. *tsᵛó̹tro̹* in priore. — ọ br. dac. *tsᵛóṭro̹* in posteriore.

e̹ lg. — e̹ br. fr. *besoin*. brevissimum: fr. *cheval*.

Das a̜, welches Boehmer an die Spitze des Vokaldreiecks geſtellt hat, ligt etwas höher als das it. a, welches ſonst gewönlich an die Spitze geſtellt wird, etwas nach dem engl. a in *fat* zu, wie man es vilfach in dem Namen der franzöſiſchen Hauptſtadt *Paris* hört. Das zweite a in *madame* ist nicht bloß ſtärker betont und länger als das erste, ſondern hat auch einen etwas höheren Klang.

Boehmer ſtellt dann auch ein Erhöhungs- und Ernidrigungszeichen und ein Vor- und Rückſchiebungszeichen auf: „Quum vero ex alia in aliam vocalem transitus infiniti sint, litera in diagrammate scripta medium dicionis cuiusque locum ostendit. Pronuntiationem media altiorem solitus eram scribere e. g. *œ*ˣ, depressiorem *œ*ₓ; ac similiter, si in eodem gradu sonus dextrorsum (ut figurate loquar) a medio declinat, scribebam e. g. œ + x, si vice verso sinistrorsum, œ — x.“ *

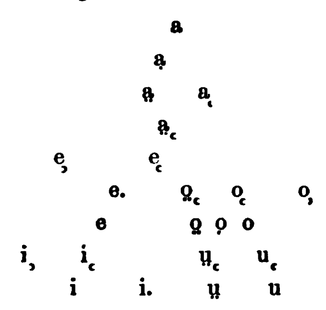
---

* Es ſei hier noch gelegentlich bemerkt, dass Boehmer p. 628 als Gegenſatz zu *dorſal* die Artikulation mit der Zungenſpitze (ſtatt meines

An **Boehmer** ſchließen ſich **Eugen Prym** und **Albert Socin**, der neu-aramäiſche Dialekt des T.ûr 'abdîn. Göttingen 1881.

Die Verfasser ſagen über ir Transſkriptionsſystem: „Wir hielten im allgemeinen an folgenden zwei Hauptpunkten des Lepsiusſchen Systems fest: 1) alle diakritiſchen Zeichen mit Ausname der Quantitäts- und Tonbezeichnung unter den Vokal zu ſetzen, 2) uns die Beziehungen der Vokale zu einander ſo vorzuſtellen dass die drei reinen Vokale die drei Spitzen des Dreiecks bilden, auf dessen Seiten und in dessen Inneren die Übergangsbewegungen von einem Vokal zum andern ſich vollziehen.“

Sie ſtellen danach folgendes Dreieck auf:



Es ist ſchade dass die Verfasser nicht die Boehmerſche Stellung des Dreiecks beibehalten haben.

„Neben den Umlauten ạ, ọ, ụ (ſagen ſie) bezeichnen wir mit einem Punkte: ạ (das zweite a in fr. *madame*) ọ, ụ, Mittelſtufen zwiſchen diſen und den entſprechenden einfachen Vokalen, ebenſo mit i. die Mittelſtufe zwiſchen i und ụ, mit e. die zwiſchen e (frz. é) und ạ. Die Trübung der Vokale ſowol wie irer Umlaute wird durch den nach rechts offenen Haken ausgedrückt: ſo a̜ e̜ i̜ o̜ u̜ ạ̜ ọ̜ ụ̜. Die Ausſprache diſer acht Laute ist durch ire Stellung in der Lautpyramide gegeben: ſo ist

a̜	als ein nach	o	hin gehendes	a	zu ſprechen	[unſer *a*°],
o̜	„	a	„	o	„	[*o*ᵃ]
u̜	„	o	„	u	„	[*u*°]
ạ̜	„	ọ	„	ạ	„	[*ä*°]

---

apical und Sievers früheren *oral*, jetzigen *coronal*) *acuminal* nennt, was jedoch von niemand ſonst angenommen zu ſein ſcheint.

o als ein nach a hin gehendes o zu sprechen [unser ŏ],						
u	„	o	„	u	„	[ŭ°]
i	„	e	„	i	„	[iᵉ]
e	„	a	„	e	„	[eᵃ].

Der horizontale Strich über dem Vokal drückt die Länge, das Zeichen ˜ nach dem Vokal das lange Anhalten desselben aus. — Zur Bezeichnung der unbestimmten Vokale der drei Klassen haben wir i, e, o gewält, die beiden leztern, weil sie innerhalb irer Klasse disen beiden Vokalen dem Gehör und der Aussprache nach am nächsten stehen [i_o, e_o, o_o]. Diphthonge sind ai, ai, ou; āi, āu, āo, āo, ōe..“

A. Grabow, Über die Musik in der deutschen Sprache, 1876, ordnet die Vokale nach der Tonhöhe, die sie beim flüsternden Gesange annemen, in folgende Reihe: u (*brûch*), u (*bruch*), o (*or*), o (*ort*), å (engl. *not*), a (*bart, hart*), ö (*öffne*), ä (engl. *man*), ö (*öfen*), ä (*nähe*), e (= tonlosem ə, e_o), ü (*lücke*), e (*leer, herr*), ü (*blühe*), e (*lehre, be*), i (*ritt*), i (*dir*). Vgl. meine Schrift: Zur Lere von den Klängen der Konsonanten S. 6.

An die fundamentalen Arbeiten von Helmholtz schließen sich die umfangreichen Beobachtungen an, welche Felix Auerbach (jezt Docent in Breslau) in dem physikalischen Institute der Berliner Universität unter Helmholtz Leitung angestellt hat. Sihe Annalen der Physik. N. F. Erg. Bd. VIII, 1876, und dazu Grützner, Physiologie der Stimme und Sprache, S. 177 ff. Techmer, Phonetik S. 39 f.

Auerbach hat die Partialtöne der in verschidenen Tonhöhen gesungenen Vokale mit Hilfe der Resonatoren namentlich in Bezug auf ire relative Stärke untersucht. Er ist dabei zu dem Ergebnis gekommen, dass allgemein der erste Partialton (der Grundton) der stärkste ist: „Beim dumpfen U nimmt die Intensität am schnellsten ab, schon beim 7. Partialtone beträgt sie nur noch 1½ Proc. der Gesamtstärke; beim hellen U und beim scharfen O ist die Intensität erst beim 8., bei A beim 11., bei E beim 12. und bei I gar erst beim 14. Partialtone auf den entsprechenden Bruchteil herabgesunken. Die Vokale Ü, Ö, Ä entsprechen in diser Beziehung ungefär resp. den Vokalen O, A°, A.“

Nach der Größe der Mundöffnung ordnen ſich die Vokale in ſteigender Reihe:

Ū, Ü̆, Ŭ, O, Ö̆, I, E, A°, Ä, A;

nach dem Volumen der Mundhöle ebenfalls in ſteigender Reihe:

I, E, Ü̆, Ö̆, O, Ŭ, Ū, A°, Ä, A.

In den Annalen der Phyſik, N. F. Bd. III, p. 154 gibt Auerbach die Eigentöne des Mundes an, wie ſie ſich bei der Perkussion für die verſchidenen Vokale ergaben:

U	OU	O	A°	A (voll)	A (ſcharf)	Ä	E	I	y engl.	Ö	Ü
f''	fis' bis g'	a'	c''	f''	g'' bis b''	c'' bis d''	g' bis a'	f''	e' bis b	gis' bis a'	e' bis f'

Für die Dreiecksanordnung der Vokale ſprechen übrigens auch die Unterſuchungen von Hermann Grassmann (geb. zu Stettin 1809, geſt. daſelbst 1877), einem genialen Forſcher, der ſich auf mathematiſchem und ſprachwissenſchaftlichem Gebiete einen Namen gemacht hat.

Schon in dem Programm des Stettiner Gymnaſiums 1854 ſagte er im Anſchluss an die Unterſuchungen von Robert Willis: „Die Stimmbänder ſetzen zugleich die in der Mundhöle befindliche Luft in Schwingungen; es entſtehen dadurch leiſe Nebentöne, welche je nach der Form, die man der Mundhöle gibt, verſchiden ausfallen und welche der Reihe der harmoniſchen Töne angehören, die den Ton der Stimmbänder zum Grundton hat. Auf diſe Weiſe entſtehen die Vokale. Ein aufmerkſames Or hört leicht beim Übergange von *u* durch *ü* zu *i* eine Reihe leiſer harmoniſcher Nebentöne, welche von c_2 bis zu c_5 fortſchreiten können, und welche man bei denſelben Mundſtellungen auch für ſich hervorbringen kann. Beim Vokal *a* klingt eine ganze Reihe der harmoniſchen Nebentöne mit, welche das Or in der Regel noch bis zur 4. Oktave vom Grundton aus warnemen kann, ſo dass alſo beim *a* ein voller Akkord von Nebentönen mitklingt. Hierdurch ist zugleich der Übergang von *a* durch *o* zu *u*, ſowie der von *a* durch *e* zu *i*, oder durch *ö* zu *ü* erklärt."

Ausfürlicher ſprach ſich Grassmann in der Abhandlung: Über die phyſikaliſche Natur der Sprachlaute, Annalen der Phyſik, N. F. Bd. I (1877) S. 606—29, aus. Er bemerkt zunächst dass unter allen Vokalen die der Reihe *u*, *ü*, *i* am leichtesten akustiſch festzuſtellen ſeien. Die einfachen Töne der Stimmgabeln und bauchiger

Gläſer „zeigen auf das entſchidenste den Charakter diſer Reihe, die tieferen bis etwa zu c_3 hinauf den eines in der Tiefe dumpfen, dann immer heller werdenden, zulezt dem *ü* ſich nähernden *u*, von c_3 bis etwa zu e_4 den eines *ü*, von da ab bis zu einer beliebigen Höhe den des *i*. Denſelben Charakter zeigen höchst deutlich die Töne, welche man durch Pfeifen mit dem Munde hervorbringen kann ... Flüstert man die Vokale diſer Reihe *u, ü, i*, ſo entſtehen Geräuſche, die den entſprechenden Pfeifentönen ſer nahe ligen. ... Oft geht bei energiſchem Flüstern diſer Vokalreihe unwillkürlich das Geräuſch in den entſprechenden Pfeifenton über.“

Für den Grundton *c* ſind die Partialtöne:

c	c_1	g_1	c_2	e_2	g_2	b_2	c_3	d_3	e_3	x	g_3	x	b_3	h_3	c_4	cis_4	d_4
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18
			u				| [u^{i}]							*ü*			

dis_4	e_4	f_4	x	x	g_4	gis_4 ...
19	20	21	22	23	24	25 ...
	| [i^{u}]				*i*	

„Singt man den Grundton *c* und macht dazu die Mundſtellung, mit welcher man den Ton c_1 pfeifen würde, ſo wird von den Obertönen, die die Stimmbänder außer dem Grundton erklingen lassen, der Ton c_1 bedeutend verſtärkt, wärend die übrigen Obertöne fast erlöſchen. Der vokaliſche Klang, den man dabei vernimmt, ist ganz der eines ſchönen dunkeln *u*. Ganz das entſprechende geſchiht, wenn man die Mundhöle einrichtet, wie ſie bei dem Pfeifen eines der folgenden Partialtöne ſtattfinden würde, wobei der Vokalklang allmählich die verſchidenen Abſtufungen des *u, ü, i* durchläuft.“

„Singt man ſtatt des *c* einen andern Grundton, ſo verändert ſich zwar die Reihe der Partialtöne, aber der Charakter der Vokale der Reihe *u, ü, i* bleibt an die abſolute Höhe der Partialtöne gebunden, in der Art dass auch hier die einzelnen Partialtöne bis etwa zu c_3 hinauf den Charakter des *u* lifern, von da ab bis e_4 den des *ü*, und von da ab den des *i*.“

Ich habe in meinen Theſen über die Schreibung der Dialekte verſucht, den allmählichen Übergang von *u* durch *ü* zu *i* etwas näher dadurch zu fixiren, dass ich ſtatt der drei Stufen *u, ü, i* deren fünf:

u, u^{I}, *ü*, i^{u}, *i* hingeſtellt habe. Die Zeichen u^{I}, i^{u} ſind zugleich die des Brückeſchen Vokaldreiecks.

Über den Vokal *a* ſagt Grassmann: „Beim Vokal *a* ergibt ſich, dass die Obertöne bis zum 8., oder bei hellerer Ausſprache auch wol bis zum 10. Partialtone hin in fast gleicher Stärke ertönen, und ſomit ein voller Akkord, z. B. über *c* der Akkord $c\ c_1\ g_1\ c_2\ e_2\ g_2\ b_2\ c_3$ $(d_3\ e_3)$ erklingt. Lässt man alſo über dem Grundton *c* die Reihe der Vokale von *u* durch *o* und a_0 zu *a* ertönen, ſo treten zu dem Obertone c_1 nach und nach die Obertöne $g_1\ c_2$ etc. bis c_3 (oder e_3) hinzu, one dass die tieferen Obertöne verſchwinden. Es beſitzt alſo der Vokal *a* keinen charakteristiſchen, die andern überwigenden Oberton, ſondern für ihn ist die ganze Reihe der Obertöne bis zur 3. Oktave des Grundtons charakteristiſch.“

Aus diſer Natur des *a* würde ſich villeicht die große Zal der feinen Nüancirungen, welche das *a* in verſchidenen Dialekten und Sprachen wie etwa der engliſchen erfärt, erklären, indem dabei nur der eine oder andere der Obertöne etwas verſtärkt oder geſchwächt zu werden braucht, wodurch das *a* ſich in ſeinem Klange etwas nach dem *u* oder *ü* oder *i* hinneigt.

„Alle übrigen Vokale, ſagt Grassmann weiter, lassen ſich aus diſen durch Übergänge ableiten: durch den Übergang eines der Vokale der Reihe *u*, *ü*, *i* in *a* oder umgekert.“

Grassmann ſucht dann nach den Grundſätzen ſeiner Ausdenungslere von 1844 und 1862 durch Rechnung die Stelle zu fixiren, die irgend ein mittlerer Vokal bei einem ſolchen Übergange erhält. „Man kann hiernach, wenn man U, I, A, oder irgend drei Vokale, von denen einer nicht als zwiſchen den andern ligend erſcheint, durch drei Punkte einer Ebene darſtellt, jeden andern Vokal durch einen genau beſtimmten Punkt diſer Ebene darſtellen.“

Ganz ſo einfach ſcheint mir freilich die Löſung der Aufgabe doch nicht zu ſein.

F. Auerbach (Annalen der Phyſik N. F. Bd. IV, 1868, S. 508—15) hat Grassmanns Vokaltheorie mit Hilfe der Reſonatoren, welche Grassmann wol mit Unrecht zu diſem Zwecke verworfen hatte, einer genauen Prüfung unterzogen. Er bemerkt zunächst, dass wenn man den Mund in die Stellung bringt, bei welcher man c_1 pfeifen würde, und nun *c* ſingt, dumpfes *u* entſteht. Daraus ſei aber nicht zu ſchließen, dass nur diſer Ton mitklingt; bei aufmerkſamer Beobach-

tung höre man auch andere Partialtöne neben dem c_1. Auch bei *a* trete ein Partialton immer als der ſtärkste hervor. Daraus ergebe ſich der Satz: „Unſere Vokalklänge erfüllen den im endlichen ligenden Teil einer Dreiecksfläche, deren unendlich entfernte Ecken drei idealen Klängen entſprechen, nämlich 1) dem idealen *u*-Klange (Grundton und erster Oberton), 2) dem idealen *i*-Klange (Grundton und lezter Oberton), und 3) dem idealen *a*-Klange (Grundton und ſämtliche Obertöne).“

Über die geſchärften (Klopſtocks abgebrochene) Vokale ſagt Grassmann: „Wenn auf den Vokal zwei Konſonanten, namentlich zwei gleiche Konſonanten (*ll*, *mm* etc.) folgen, ſo ändern alle Vokale außer *a* iren Charakter, indem ſie nämlich dem *a* um eine Stelle näher rücken. Wir nennen diſe Vokale geſchärfte. Die Vokale in *ſtumm*, *dünn*, *ſtill* haben den Charakter eines etwas zugeſpitzten *o*, *ö*, *e*; ferner die Vokale in *voll*, *völlig*, *hell* haben durchaus nicht mer den Charakter des *o*, *ö*, *e*, ſondern den einer Mittelſtufe zwiſchen diſen Vokalen und dem *a*, alſo den Charakter a_0, $ä_0$, *ä*, und zwar eines *ä*, wie wir es als langen Vokal gar nicht kennen.“

Ich bemerke dazu dass auch bei den naſalirten Vokalen, die ſtets aus geſchlossenen Silben hervorgegangen ſind, im allgemeinen eine meist zimlich ſtarke Annäherung an *a* ſtattfindet. Alle diſe Zwiſchenſtufen treten in unſerer Dreiecksanordnung an den inen entſprechenden Stellen klar und beſtimmt hervor. Ganz felt übrigens die Einwirkung auf *a* auch wol nicht. In dem phyſiologiſchen Abſchnitt meiner engliſchen Stenographie von 1863 habe ich zwei Dreiecke neben einander geſtellt: eins für die gedenten und eins für die geſchärften Vokale.

Ich will hier noch kurz anfüren, was Grassmann über die Diphthongen und Halbvokale ſagt.

Über die Diphthongen heißt es: „Wir haben in der jetzigen deutſchen Sprache nur drei Diphthongen, die ich mit *ai*, *au*, *aü* bezeichne, und von denen wir den ersten *ai* und *ei*, den lezten *äu* und *eu* ſchreiben, one irgend einen phonetiſchen Unterſchid dadurch zu bezeichnen. Beim Geſange werden diſe Diphthongen fast in irer ganzen Dauer als *a* geſungen und erst ganz am Schlusse der Übergang in den lezten Laut der Diphthongen bewirkt, alſo von *a* durch *ä*, *e* zu *i*, oder durch a_0, *o* zu *u*, oder durch $ä_0$, *ö* zu *ü*. Dagegen lassen wir beim Sprechen, wenigstens in Norddeutſchland, das *a* fort und ſprechen $au = a_0 - o - u$, $aü = ä_0 - ö - ü$, $ai = ä - e - i$.“

In den verſchidenen Mundarten, wie z. B. in den ſchweizeriſchen,

ist indes die Spannweite der Diphthongen verſchiden, und manche Dialekte unterſcheiden deutlich *ai* und *ei*, *au* und *ou*.

An die Vokale ſchließen ſich aufs engste die Halbvokale *m*, *n*, *ng*; *l*, *r* und *j*, *v* wenn ſie vokaliſch ausgeſprochen werden (nach E. Sievers' Bezeichnung i̯, u̯). Grassmann ſagt über die Halbvokale: „Bei inen tritt, wie bei den Vokalen, kein Geräuſch hervor, ſondern nur der Grundton mit ſeinen Obertönen, ſo dass man mit jedem derſelben, one einen Vokal zu Hülfe zu nemen, ebenſo deutlich eine Melodie ſingen kann wie mit den Vokalen. Ir weſentlicher Unterſchid von den Vokalen beſteht nur darin, dass der Grundton ſchwächer ist als dort, wogegen die Obertöne kräftig hervortreten. — Das engl. *w* ſtellt ſeiner Ausſprache nach den Halbvokal u̯ und der Laut, der z. B. im engl. *use* dem u-Vokale vorhergeht, den Halbvokal i̯ getreu dar. Ebenſo erſcheint der Halbvokal u̯ im Deutſchen in der Verbindung *qu*. Akustiſch möglich wäre auch der Halbvokal *ü̯*, der jedoch nirgends gebraüchlich zu ſein ſcheint."

Das franz. *u* in Wörtern wie *cuir* ist doch wol hierher zu ziehen.

Diſe i̯, u̯, ü̯ dürften in meinen Theſen wol noch hinzuzufügen ſein. Änlich erſcheint auch ein halbvokaliſches e̯, auch ein o̯.

Die von König mit Hilfe ſeiner manometriſchen Kapseln hergeſtellten Flammenbilder (Annalen der Phyſik, Bd. 146, 1872 — Grützner a. a. O. 186), ſo wie die mit dem Phonautographen von Scott und König von Hensen (bei Grützner, S. 188) und von Schneebeli (Arch. des sc. phys. et nat. LXIII, Genève 1878) hergeſtellten Schwingungskurven zeigen für das *a* auffallend complicirtere Formen als die in der Nähe der *u*-*i*-Reihe ligenden Vokale, was ſich wol im allgemeinen mit Grassmanns Anſichten würde vereinigen lassen.

Die an Edisons Phonographen von den Engländern Fleming, Jenkin und Ewing (The Nature XVII, 1878, p. 384), von M. Mayer (ib. p. 469), von Grützner (Phyſiologie der Stimme und Sprache, S. 184) angeſtellten Beobachtungen zeigen, dass bei verſchidener Drehungsgeſchwindigkeit der Walze die Klangfarbe der Vokale im allgemeinen unverändert bleibt, was für den überwigenden Einfluss namentlich des ersten Obertones ſpricht, doch bietet die Theorie des Phonographen noch mannigfache Schwirigkeiten.

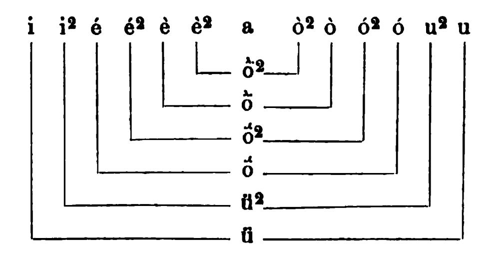
Im ganzen ſcheinen danach alle mit den neuen akuſtiſchen Apparaten angeſtellten Unterſuchungen, ſoweit wir ſie für jezt zu überſehen im ſtande ſind, die Richtigkeit der phyſiologiſchen und akuſtiſchen Grundlagen, auf welchen die deutſchen Forſcher die Dreiecksanordnung der Vokale aufgebaut haben, zu beſtätigen; doch ſchließt das natürlich nicht aus, dass ſich nicht auch neue Seiten der Betrachtung, die zu andern Anordnungen füren, darbieten ſollten, wie ſolche namentlich von den engliſchen Forſchern in den Vordergrund geſtellt ſind.

Fricke, Orth. 1877, reduzirte das Dreieck, etwas verſchoben, auf acht Normalſtellen:

ſpitze:		e	i
mittlere:	ä	ö	ü
volle:	a	o	u

Bei den vollen ſoll der Luftſtrom dicht über der nidergelegten Zunge hinſtreichen, bei den ſpitzen unter dem Gaumen, bei den mittleren dazwiſchen. Man vergleiche dagegen v. Meyer, Unſere Sprachwerkzeuge, 1880. S. 289.

Moriz Trautmann in der Anglia, Bd. I (1878), p. 592 ordnet die Vokale, ſich im ganzen an Sievers anſchließend:



Indes der Bewegung der Organe nach ligt zwiſchen *u* und *i* unmittelbar nicht *a*, ſondern *ü*, da der Übergang von *u* nach *a* Bewegungen in weſentlich anderer Richtung erfordert als der von *a* nach *i*,

i
weshalb die Dreiecksordnung a ü, wie wir ſchon widerholt bemerkt
u

haben, entſchiden den Vorzug verdient vor der von Trautmann gewälten. Von den Sieversſchen Exponenten i^1 i^2 . . . $ü^1$ $ü^2$ . . . $u^1 u^2$ hat Trautmann den Exponenten 1 als entberlich fortgelaſſen, nach dem

Grundſatze, dass von je zwei Modifikazionen immer nur je eine einer beſondern Bezeichnung bedarf.

Die Herausgeber des ſeit lange vorbereiteten Schweizer Idiotikons, von welchem jezt (Frühjar 1881) das erste Heft, bearbeitet von Fridrich Staub und Ludwig Tobler, vorligt, haben ſich nach ſer umfangreichen Beratungen über das zu befolgende phonetiſche Transſkriptionsſystem zu folgenden Vokalzeichen entſchlossen:

a^1, e^1, i^1, o^1, $ö^1$, u^1, $ü^1$ reine Ausſprache wie im deutſchen und italieniſchen Alphabete [= *a*, *e*, *i*, *o*, *ö*, *u*, *ü* meiner Theſen].
a^2 nach *o* hin ſpilend, engl. a^3 [mein a^o].
e^2 frz. *è*, *ê* [mein e^a].
i^2 trüb, gegen *e* hin [mein i^e].
o^2 nach *a* hin ſpilend, engl. o^3 oder o^4 [mein o^a].
$ö^2$ zwiſchen $ö^1$ und *ä*, engl. u^2, frz. *eu* in *peur*, *beurre* [mein $ö^a$].
u^2 trüb, gegen *o* ſpilend [mein u^o].
$ü^2$ trüb, gegen *ö* ſpilend [mein $ü^o$].
æ zwiſchen *a* und *e*, engl. a^4 [mein a^e]. Dafür
ë in den Stichwörtern und den Beiſpilſätzen, wo es galt, das mit *i* wechselnde *e* beſonders zu markiren.
e_o (auch a_o u. ſ. w.) reduzirter Vokal der Vor- und Nachſilben [mein *ə* oder e_o].
ie, *ue*, *üe* wirkliche Doppellaute (wegen techniſcher Urſachen ſo geſchriben ſtatt $iæ_o$ u. ſ. w.).
uei, *üei* Triphthonge.
ai, *æi*, e^2i provinzielle Variazionen für den alten Diphthong (*nein*).
e^1i neuer Diphthong aus älterm ī (*frei*).
a^1u, *æu* provinzielle Variazionen für den alten Diphthong (*Baum*).
aü, $ö^2ü$ Umlaut dazu (*Bäum*).
o^1u neuer Diphthong aus älterm *ū* (*Sau*) .
$ö^1ü$ Umlaut dazu oder für altd. *iu* (*Säu*, *neu*).
$\bar{a}^e$, $\bar{e}^e$, $\bar{\imath}^e$, $\bar{o}^e$, $\bar{ö}^e$, $\bar{o}^u$, $\tilde{e}^i$ Vokale mit ausklingender Produktion.
${}^i\bar{e}$ Vokal mit furtivem Vorſchlag.

Für æ ist ein etwas anders geformtes Zeichen, änlich dem Sieversſchen ꞡ, aufgeſtellt. Die Abweichung von den ſonst angewandten Zeichen ligt im weſentlichen in der Hinzufügung des Exponenten 1 und in der Erſetzung der von Brücke angewandten und von mir etwas

weiter ausgedenten Vokalexponenten (refp. Kräuters Zurückfchiebungs- und Böhmers Aperturzeichen) durch den Exponenten 2.

Schon Hupfeld, Über den historifch-grammatifchen Wert der bessern deutfchen Volksmundarten, Jahns Jarbücher 1829, I, 363, fagte: „Ein gemeinfchaftlicher Vorzug der fchweizerifchen und fchwäbifchen Mundart ist der, dass die alten hd. Diphthongen *uo* (*ua*), Umlaut *ue* (aus got. *ô*) und *ia* oder *ie* (got. *iu*), welche die Schriftfprache und die ndd. Dialekte in *û*, Umlaut *ū* und *î* zufammengezogen und dadurch mit den urfprünglichen Denlauten *û*, *ū*, *î* vermifcht haben, durch ein nachfchlagendes *a* (*ă*, *e*) oder *o*: *û*^{a} (*û*^{x}, *û*^{o}), Uml. *ū*^{a} (*ū*^{x}), *î*^{a} (*î*^{x}) nachempfinden lässt, z. B. *Rû*^{o}*ff* (nom. pr.), *gû*^{o}*t*, *Mu*^{o}*ter*, *Grû*^{e}*ss*, *grû*^{e}*ssen*, *Gü*^{e}*ter*; *Li*^{a}*cht*, *Li*^{e}*be*, *di*^{e}*nen*."

Nähere Auskunft wird die erst fpäter zu erwartende ausfürliche Einleitung zum Idiotikon geben. Möge das große Werk, welches einen reichen Schatz allgemein zugänglich macht und ein fchönes Seitenftück zu Schmellers bairifchem Wörterbuch bildet, einen glücklichen Fortgang nemen!

F. G. Fleay hat im Mai 1880 in der English Spelling Reform Association einen Vortrag gehalten, in welchem er Bells System durch Streichung der mixed-Reihen für das gewönliche Bedürfnis der europäifchen Hauptfprachen zu vereinfachen gefucht hat. Vgl. Zeitfchrift für Orth. I, 186 ff. Indem er den umgekerten Gravis als Zeichen der gefchlossenen Laute verwendet, erhält er folgendes Schema:

		Unround		Round	
		wide	narrow	narrow	wide
Front	High	1. i	4. i,	7. ɥ,	10. ɥ
	Mid	2. e	5. e,	8. œ,	11. œ
	Low	3. æ	6. æ,	9. ə,	12. ə
Back	High	22. ʌ	19. ʌ,	16. ɔ,	13. ɔ
	Mid	23. a	20. a,	17. o,	14. o
	Low	24. ɯ	21. ɯ,	18. u,	15. u

1. engl. *pit.* — 2. engl. *pet*, fr. *jette*, d. *fett.* — 3. engl. *pat.* — 4. fr. *fini*, engl. *feel.* — 5. fr. *été*, it. *e* chiuso, engl. *fate*, when purely pronounced. — 6. it. *e* aperto. — 7. dän. *lys*, schwed. *y*, d. *ü.* — 8. d. *fchön*, dän. *föle*, fr. *feu.* — 9. d. *Götter*, dän. *störst.* — 10. dän.

synd. — 11. fr. *jeune*, dän. *ö.* — 12. The widened sound of 9. — 13. engl. *hot.* — 14. it. *o* aperto, fr. *homme.* — 15. engl. *full.* — 16. engl. *fall.* — 17. d. *Sohn*, engl. *note*, when purely sounded. — 18. engl. *fool*, fr. *poule.* — 19, 20. The narrowed sounds of 22, 23. — 21. gael. *ao.* — 22. d. *Mann*, fr. *las.* — 23. it. *matto*, fr. *chatte*, engl. *father.* — 24. engl. *mention.* — 25. engl. *nut*; unaccented German e (cf. no. 12).

Ordnen wir diſe Zeichen in folgender Weiſe:

æ æ, e e, i i,

ɵ ɵ, œ œ, y y,

ɔ ɔ, o o, u u,

ʌ ʌ, a a, ɯ ɯ,,

ſo haben wir die vier Bellſchen Hexaden, welche übrig bleiben, wenn wir die beiden mixed-Hexaden fortlassen.

Villeicht wäre das Abzeichen besser den offneren Lauten gegeben.

Die Hauptabweichung von Sweet beſteht im übrigen darin, dass der eine engl. *ŭ* als unround, der andere als round auffasst, wie überhaupt die Stellung des engl. *ŭ* ein Punkt ist, über den die verſchidenen Forſcher noch keineswegs vollkommen einig ſind.

Zum Schlusse ſei noch bemerkt, dass in neuster Zeit merſache Verſuche gemacht worden ſind, analog den von Ari hinn frodi in Island eingefürten Vokalzeichen, ſtatt der Umlautzeichen *ä*, *ö*, *ü* Modifikazionen von *a*, *o*, *u* einzufüren, welche die lästigen übergeſetzten Punkte entberlich machen. Ich erwäne hier Kräuters Verſuch, bei Frommann VII. Fig. 1, für *ä*, *ö* Verſchlingungen von *e* mit *a* und *o*, und für *ü* mit Ari *y* zu ſetzen; ferner Frickes Vorſchlag durchſtrichener a, o, u, und ſeinen ſpäteren, in neuster Zeit an verſchidenen Orten empfolenen, der mir den Vorzug zu verdienen ſcheint, die Modifikazionen durch Einbiegung des ersten Schriftzuges zu gewinnen:

a o u

Entſprechende Majuskelformen würden ſich dazu one jede Schwirigkeit bilden lassen. Vgl. Reform 1877. No. 2 f.

Sollten ſolche Formen durchdringen, ſo müssten wir dis allerdings als einen erfreulichen Fortſchritt begrüßen. Es würde dazu beitragen, der Überzeugung von der Notwendigkeit einer Fortbildung des lateiniſchen Alphabets in der Richtung des Pitman-Ellisſchen und des Lundellſchen Alphabets in weiteren Kreiſen Eingang zu verſchaffen.

Trotz des Warnungsrufes, welchen Ellis im Jare 1870 ergehen ließ: „*As I am one of those unfortunate individuals who have tried to introduce a new alphabet with new letters, I may be allowed to say, from my own experience, that there is no present hope of such a scheme succeeding. The expense which attends the provision of new types, and the training of new compositors, is enough of itself to stop it*“ (vgl. Zeitſchr. f. Sten. u. Orth. XIX. Jarg. 1871, S. 33 ff.) — trotz allen Sträubens der Buchdrucker, und trotz der Schwirigkeiten und Gefaren diſes Weges, die ich keineswegs verkenne (ich habe ja in kleinem Maßſtabe mit meiner Zeitſchr. f. Sten. u. Orth. 1853—1879 und ſonſt änliche Erfarungen wie Ellis genug gemacht), bin ich doch überzeugt dass uns die Zukunft eine wenn auch nur langſam fortſchreitende allmähliche Fortbildung des lateiniſchen Alphabets in diſer Richtung bringen wird. Auch unſere *w*, *j*, *ß*, Ä, Ö, Ü haben ſich ja nur langſam Ban zu brechen vermocht. Je mer aber richtige und klare Einſichten in die phyſiologiſche Natur der Laute und in die Geſchichte irer Entwicklung durchdringen werden, um ſo weiter wird man auch in diſer Entwicklung kommen.

Auf die zumteil auf einem von dem unſrigen etwas verſchidenen Standpunkte ſtehenden Vokalſysteme der Franzoſen Sylvius 1531, Meigret 1545—51, Ramus 1562. 72, de Baïf 1574, Rambaud 1578, Simon 1609, Dangeau 1694—1722, Regnier des Marais 1706, Buffier 1729, de Wailly 1754. 71, Maloet 1757, Beauzée 1789, Domergue 1778—1810, Volney 1821, Marle 1827—29, *Solvique et phonique* 1829, Gentelet 1838, Féline 1848. 51, Jullien 1855, Raoux (Lausanne) 1865. 70. 78, Havet 1875 u. a. hoffe ich an andrer Stelle näher eingehen zu können.

Berlin. G. Michaelis.

Berichtigung.

Bd. LXV, Seite 434, Zeile 19 v. o. ſtatt 1802 lis 1804.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Der Conjunctiv bei Chrestien, von Dr. Fritz Bischoff. Halle a. S., Max Niemeyer.

Der Verfasser der vorliegenden Abhandlung hat den Versuch gemacht eine zusammenhängende Darstellung des gesammten französischen Conjunctivgebrauchs auf der Grundlage des in den Werken Chrestien's vorgefundenen und mit erschöpfender Vollständigkeit zusammengetragenen Materials zu geben. Wo dieses nicht zureichte, wie bei dem Conjunctiv in Vergleichungssätzen nach einem Comparativ p. 95 (Rom. u. Part. II, 30, 32: Et dist: je chantarse, Mais antre vos trois saves Plus que je ne face), sind andere Werke, hier auch eine andere Sprache, das Altenglische oder Angelsächsische, zu Hilfe genommen worden. Das Gleiche hat stattgefunden, wenn Chrestien von einer interessanteren Conj.-Construction nur ein oder das andere Beispiel bot, so dass es schwer gehalten haben würde, von ihm aus eine Erklärung des in Rede stehenden Falles zu finden. (Man vergleiche die p. 87 zu „je ne gart l'eure que“ beigebrachten Beispiele.)

Von der sonst üblichen Art der Behandlung des Conjunctivgebrauches unterscheidet sich die in der vorliegenden Abhandlung gegebene insofern, als das bisher gebräuchliche Princip, die Conjunctivsätze nach ihrem Satzwerte einzuteilen, aufgegeben worden ist. Bekanntlich scheidet Mätzner, franz. Gramm. p. 338—352: I. Conj. in Hauptsätzen. II. Conj. in Nebensätzen. II. A. In Substantivsätzen. B. In adverbialen Nebensätzen. C. Im adjectivischen Nebensatze.

Lücking, franz. Schulgramm., unterscheidet: A. Conj. in Hauptsätzen. B. Conj. in Nebensätzen. B I. In attributiven Relativsätzen. II. In Conjunctionalsätzen. Diez III, 325 deutet kurz dasselbe Prinzip der Einteilung an. Benecke, franz. Schulgramm. II, 269 ff. schliesst sich dem von Mätzner beobachteten Verfahren an, stellt indessen die Relativsätze vor die Adverbialsätze. Hölder sondert ebenfalls nach dem Satzwerte Substantivsätze, Adjectivsätze und Adverbialsätze, in der Einleitung aber, welche er p. 363 ff. der Besprechung der Modusverhältnisse in den Substantivsätzen voraufschickt, stellt er den durchaus richtigen Grundsatz auf, dass es für die Gesetze, nach welchen das Zeitwort des Substantivsatzes im Indicativ oder Conj. steht, gleichgültig ist, ob der Nebensatz die Rolle des Subjects, des Objects, des Attributs oder des Prädicats übernimmt. Nur hätte er die Adjectivsätze, deren Modusverhältnisse p. 417 ff., und die Adverbialsätze, deren Modusverhältnisse überhaupt nicht im Zusammenhange behandelt werden, ohne weiteres anschliessen sollen; da auch bei diesen nicht die adverbiale oder adjectivische Natur des bezüglichen Satzes das Ausschlaggebende für die Wahl seines Modus bildet.

Wer mit den angeführten Grammatikern den Satzwert der in Frage kommenden Sätze zur Grundlage der Gliederung des Conj.-Gebrauches macht, kommt in die missliche Lage, in den einzelnen Abteilungen immer wieder dieselben Arten von Conjunctiven anzutreffen. Er findet Conjunctive des Wunsches ebensowohl in den Hauptsätzen, wie in den substantivischen, den adverbialen, und, nach der hergebrachten Art der Darstellung, in den adjectivischen Nebensätzen. Conjunctive der Irrealität kehren in allen Arten von Nebensätzen wieder. Geringer anzuschlagen ist der mehr äusserliche Nachteil, dass die beiden Hauptteile sehr ungleichmässig ausfallen, da, nach der von Tobler Ztschr. II, 561 zu „que je sache" gegebenen Auseinandersetzung, für den Conj. in Hauptsätzen ausser dem, seiner Natur nach noch nicht erklärten „je ne sache pas", und dem überhaupt für sich dastehenden Conj. im Hauptsatze hypothetischer Satzgefüge nur Conjunctive des (directen oder indirecten) Wunsches übrig bleiben, denen auf der Seite des Conj. in Nebensätzen ein durch Massenhaftigkeit des Materials nicht minder als durch Feinheit der Nuancierung bei weitem überlegenes Gebiet gegenübersteht.

Man vermeidet diese Uebelstände, wenn man, wie es der Verfasser des „Conj. bei Chrestien" gethan hat, die Gliederung des Stoffes auf die innere Natur des Conj.-Satzes basiert, wo dann die Conjunctive des Wunsches auf die eine, die der Irrealität auf die andere Seite zu stehen kommen. Eine Zusammenfassung beider unter dem Gesichtspunkte der Irrealität, wie sie bei Hölder stattgefunden hat, halten auch wir nicht für thunlich, doch hätten wir es lieber gesehen, wenn der Conj. in hypothetischen Sätzen dem der Irrealität angeschlossen worden wäre, anstatt eine Abteilung für sich zu bilden, wodurch eine Dreiteilung, statt der vom Verfasser in der Einleitung versprochenen Zweiteilung, herbeigeführt wird.

Ueber die weitere Gliederung giebt das der Abhandlung voraufgehende, und bei der ganz neuen Art der Anordnung unentbehrliche Inhaltsverzeichniss ausreichenden Aufschluss. Dasselbe lässt auf den ersten Blick erkennen, dass der Verfasser auch bis in die kleinsten Einzelnheiten hinein seinen eigenen Weg gegangen ist, was zur Folge gehabt hat, dass sich manche Erscheinungen aus dem Bereiche des Conj. in einer Umgebung untergebracht finden, wo man sie nicht gesucht hätte; so die Verba des Fürchtens bei den Wunschsätzen im engeren Sinne; die Absichtssätze als Wunschsätze, bei denen der Wunsch sich in einer Handlung äussert, die auf ein Ziel hingeht; die interessanten und sehr gründlich besprochenen Fälle von „mais que" bei den unabhängigen Sätzen der Aufforderung an eine dritte Person; die zahlreich zusammengetragenen Fälle von „je ne gart l'ore que" unter den qualitativ determinierenden attributiven Relativsätzen, und ebendaselbst auch die Verallgemeinerungssätze.

Speciell eigentümlich ist der Abhandlung die Aufstellung ganz neuer Kategorien von Conjunctiven, wie der Conj. der Beurteilung, der das vierte Capitel des Conj. des Wunsches bildet; ferner des Conj. in determinierenden Adverbialsätzen, welche einen die Handlung des Hauptsatzes begleitenden Nebenumstand angeben; des Conj. in Determinierungssätzen der Gradbestimmung.

Das Bestreben, den sehr reichhaltigen Stoff möglichst übersichtlich zu gruppieren, hat in einigen Fällen den Verfasser zu weit geführt. Wir wollen von der etwas minutiösen, wenn auch in ihrer Art berechtigten und haltbaren Gliederung der unabhängigen Wunschsätze absehen, können aber nicht umhin zu bemerken, dass eine Sonderung der attributiven Relativsätze in qualitativ und in quantitativ determinierende, so ausführlich sie auch auf p. 77 ff. begründet ist, nicht aufrecht erhalten werden kann. Die sogenannten quantitativ determinierenden gehören entschieden mit zu den qualitativ determinierenden, denen sie ohne weiteres hätten beigesellt werden sollen.

Bei dem Bestreben, auch lautliche Erscheinungen möglichst zahlreich

mit Beispielen zu belegen, ist es dem Verfasser begegnet, dass er verschiedenartiges zusammengeworfen hat, wie dies auf p. 67 zu Erec 914 agrigneroit, und p. 112 zu Erec 2581 forsonage geschehen ist.

Doch sind das Kleinigkeiten, die mit der Sache an sich nichts zu thun haben.

Der bleibende Wert der sehr guten Arbeit, welche die Grenzen einer Doctor-Dissertation, wozu sie zunächst gedient hat, sowohl dem Umfange, wie auch dem Inhalte nach weit überschreitet, besteht in der wohldurchdachten Ausführung eines klar vorgezeichneten Planes, der, wenn auch nicht in seiner ersten Anlage, so doch in der consequenten Ausführung derselben original zu nennen ist. Auch Fachgenossen in weiteren Kreisen dürften in Abschnitten, wie in der Einleitung zu den determinierenden Sätzen, in dem von p. 55 bis 58 über den Conj. nach Verben des Denkens gesagten, in den auf die Aneinanderreihung von Bedingungssätzen (p. 123 f.) bezüglichen Aufstellungen manche neue Anregung finden. H.

Julius Petzholdt, Bibliographia Dantea ab anno mdccclxv inchoata accedente conspectu tabularum Divinam Comoediam vel stilo vel calamo vel penicillo adhibitis illustrantium, nova editio duobus supplementis aucta. Dresdae mdccclxxx. Supplementum ... Dresdae mdccclxxvi, Supplementum alterum ... Dresdae mdccclxxx. VI u. 90, 32, 46 S.

Die Bibliographia Dantea von J. Petzholdt ist das Ergebnis eines rüstigen Sammelfleisses und ein treffliches Rüstzeug für den Danteforscher, welches für die neueste Zeit das leistet, was für die ältere und älteste das bekannte Werk des Colomb de Batines. Die Anordnung des Stoffes ist die, dass zuerst unter 'Generalia' Zeitschriften, Sammelwerke, Nachweise ähnlicher Art als das vorliegende Werk zusammengestellt werden, dann unter 'Specialia' einzelne Schriften über Dantes Leben und Werke, ferner in Versen geschriebenes und auf dem Gebiete der Kunst geleistetes wie besonders Bildnisse. Demnächst folgen Ausgaben der sämmtlichen Werke, einzelner Schriften, Uebersetzungen, Erklärungen, Pläne und Zeichnungen zur Commedia u. s. w., zuletzt indices. Was der Verf. nur dem Namen nach kennt, hat ein Sternchen. Der Reichtum und die annähernde Vollständigkeit ist gross; selbst Bücherkataloge von Antiquaren findet man, und nur auf dem weiteren Gebiete der Recensionen, z. B. auch aus diesem Archiv und von mir selbst, sowie von den Dante mehr nebenbei berührenden Büchern — so fehlt z. B. auch noch das neulich in diesem Archiv von mir angezeigte grosse Werk des A. Hortis über Boccaccios lateinische Schriften — könnte ich Mängel nachweisen. Die blossen Titel nebst Preis werden vielfach noch von einer Nachricht begleitet wie 'gehört zu der und der Sammlung, in so und so viel Exemplaren gedruckt, bezieht sich auf die und die Stelle', sowie zu den Bildnissen 'so und so hoch und breit, sehr schön gezeichnet, mittelmässig' u. s. w., nicht aber wird angedeutet, welches die Absicht dieses oder jenes Verfs. ist.

Johann Lardelli, Piccolo Epistolario italiano, Kleiner italienischer Briefsteller. Leipzig 1880. X u. 86 S. kl. 8⁰.

Das Büchelchen Lardellis für den italienischen Briefstil bestehend in Musterstücken aus den besten klassischen und neueren, weniger alten, Briefsammlungen, mit Einmischung auch solcher aus dem neuesten Geschäftsverkehr und dem gegenwärtigen Leben, erfüllt seinen Zweck vortrefflich und gewährt die angenehmste Unterhaltung und Belehrung. Sehr zu

loben ist des Herausgebers weise Beschränkung in der räumlichen Ausdehnung, welche dem Buche zur weitern Verbreitung gewiss wesentlich hülfreich sein wird. Dass die Briefe nicht nach den Arten der Gegenstände geordnet, sondern wie in einem Unterhaltungsbuche bunt durch einander geworfen sind, wäre bei grösserer Ausdehnung des Buches freilich zu tadeln; in diesem kleinen Heftchen aber findet sich jeder doch bald zurecht und stört es nicht. Bis auf einen kleinen Anhang der letzten beiden Seiten, wo Anreden, Unterschriften, Aufschriften angegeben werden, fehlt das eigentliche Lehren dem Buche ganz und gar und findet es eben nur durch die Musterbeispiele statt, welches abgekürzte und sichere Verfahren gewiss jeden im höchsten Grade befriedigen wird. Auch die ganz kurzen Bemerkungen über diesen und jenen der berühmten Verfasser und deutsche Ausdrücke unter dem Texte, durchschnittlich drei Zeilen auf die Seite, werden willkommen sein. Nur ganz selten kann man hier nicht recht einverstanden sein, wie wenn es heisst zu stringere vieppiù i legami della nostra amicizia, 'anknüpfen', da es fester machen, schnüren heissen sollte. Nach den geringeren und grösseren sprachlichen Schwierigkeiten sind sämmtliche Briefe in zwei Abteilungen, die erste 60, die zweite 40 enthaltend, untergebracht.

C. M. Sauer, Biblioteca moderna italiana, für den Unterricht im Italienischen. I Un cuor morto, commedia in tre atti di Leo di Castelnuovo, II La Nunziata, racconto di Giulio Carcano, III Origine d'una gran casa bancaria. H. Vockeradt, Biblioteca moderna italiana, für den Unterricht im Italienischen. IV Perchè al cavallo gli si guarda in bocca? commedia in tre atti di Leop. Marenco, V Il più bel giorno della vita, bozzetto della vita militare di Eduardo de Amicis, VI, VII Le coscienze elastiche, commedia in cinque atti di T. Gherardi del Testa. 64, 63, 64 S. Leipzig 1878. 63, 61, 119 S. Leipzig 1880.

Die Biblioteca moderna italiana kommt dem Bedürfnisse auch die neueste italienische Litteratur leichter und auch dem Anfänger zugänglich zu machen in angenehmer Weise entgegen. Ueber die ersten drei Hefte oder Bändchen, welche Sauer besorgte, habe ich schon früher einige Worte in Stracks Centralorgan gesagt, vgl. auch in diesem Archiv LXIV S. 112 zu Locella, Teatro italiano. Die Auswahl der Stücke, kann man durchweg sagen, ist gut. Die kurzen Einleitungen, welche der erste Herausgeber bringt mit Nachricht über die Verfasser, hat der zweite noch etwas ausgedehnt. Ist der Wert dieser weiteren Ausführung, die Werke und insbesondere das gerade vorliegende betreffend, nicht grade gross, so enthält sie doch manches dankenswerte. Sind die erklärenden Anmerkungen der ersten drei Bändchen von einem guten Kenner der jetzigen italienischen Sprache flüchtig hingeworfen, so erkennt man in IV—VII mehr Streben den Leser auch das einzelne erfassen zu lassen. Trotzdem geschieht es auch diesem zweiten Herausgeber zuweilen, dass er zu rasch arbeitet: er scheint ein bis zwei Worte aber nicht den ganzen Satz, noch weniger die ganze Stelle, das ganze Büchelchen, vor Augen zu haben, wenn die Anmerkung schon fertig da steht. Ein Beispiel aus dem fünften Hefte dürfte dies zeigen. Ma se noi non lo conosciamo il signor colonello? 'ob wir ihn wol kennen, den Herrn Oberst, d. h. wir kennen ihn ja (vgl. das deutsche 'und ob').' Freilich ist der Sprache des Italieners die auch uns eigene Art einer Bejahung durch einen indirecten Fragesatz mit 'ob, se' geläufig. Habt ihr Hunger? Antwort: ob wir Hunger haben! Avete fame? Se abbiam fame, sì che abbiam fame. Aber die Natur der Sache lehrt, dass für Sätze mit 'nicht,

non' diese Ausdrucksweise schlecht passt, und die Beispiele dieser Art sind deshalb in beiden Sprachen so selten, dass dies non allein schon in unserem Satze des de Amicis den Herausgeber vor einer solchen Erklärung warnen musste. Der Zusammenhang lehrt aber deutlich, dass hier nicht 'ob' sondern 'wenn' zu übersetzen ist. Der alte Oberst a. D. fragt den ihm lieb gewordenen ausgedienten an dem Tage der Erzählung heiratenden jungen Burschen: hast du denn auch nach meinem Worte mehrere Soldaten eingeladen? Ja, ist die Antwort, es war aber schwierig, doch habe ich so fünfzehn zusammengebracht. Alle gesehen habe ich sie noch nicht, da habe ich die Bestellung an ihre Angehörigen ausgerichtet (sie sollen alle kommen, in Uniform; die Hochzeit eines Kameraden soll sein, dessen Freund, der Herr Oberst will es so und lädt sie ein) und da werden sie eben so gut kommen als wenn ich sie selbst gesehen hätte. Ich fand auch vier, fünf, welche nicht glauben wollten. Sie fragten: aber wenn wir den Herrn Oberst doch gar nicht kennen, wie ist ihm dieser Einfall gekommen? Und sie wollten sich noch nicht geben und sagten: nimms nicht übel, so etwas hat man ja aber noch gar nicht gesehen. Na ihr werdets nun sehen, sagte ich, und erklärte immerzu ohne vom Flecke zu kommen, dass Sie Oberst sind und mir gut sind, dass ich auch Soldat gewesen, dass ich heute heirate u. s. w. Sie sagen offenbar nur dies: wir kennen ihn ja gar nicht, da können wir doch nicht seine geladenen Gäste sein? Ein ander Mal ebendort S. 44 tut die Braut einen Rückblick auf ihr elendes bisheriges Leben: ich war arm, ohne Vater und Mutter, von allen verlassen, ich arbeitete für meinen Unterhalt, und hatte nicht einmal Kleider mich zu bedecken, musste Kälte leiden und manchmal sogar ... Zu diesen Punkten sagt der Herausgeber: sie denkt wol der Schläge des Bruders. Ach nein. Der Taugenichts hat sich ja bekehrt, ist als Freiwilliger mit in den Krieg gezogen und den Heldentod gestorben — wie sollte sie den Toten noch mit einem Gedanken kränken? Wie nahe und wie viel näher liegt es zu vervollständigen: ich musste frieren und manchmal sogar . . . hungern. Wissen wir doch, dass ihr kleinerer Bruder von Cesare Kommissbrot annahm und ihr davon mitteilte: S. 21 ne do a mia sorella, mi rispose. Schliesslich will ich noch auf einen Ausdruck des ersteren Herausgebers aufmerksam machen. In dieser Biblioteca sind nämlich dem Anfänger zu helfen Accentzeichen verwendet, über welches Verfahren es zu Anfange jedes der ersten drei Hefte heisst: 'NB. Die spitzen Accente (ˊ) bezeichnen die betonte Silbe, insofern' u. s. w. und ich erkenne an, dass der unphilologische unsinnige Ausdruck Sauers 'spitze Accente' — warum brauche ich wol nicht zu erklären — von dem zweiten Herausgeber mit Recht im vierten und sechs bis siebenten Hefte beseitigt ist; im fünften ist er wol nur durch Versehen noch einmal aufgetaucht. Uebrigens hatte Sauer Recht signor conte, signor padrone zu schreiben, und des zweiten Herausgebers signór colonello und dgl. ist falsch, da in solchen Verbindungen signór seinen Accent zu Gunsten des nachfolgenden wichtigen Wortes oder Namens verliert, so dass beide Silben von signor gleich wenig betont sind: vgl. die Verwandlung des griechischen Acutus auf der letzten in den Gravis aus ungefähr demselben Grunde.

H. Michaelis, Dizionario completo italiano-tedesco e tedesco-italiano, parte seconda: tedesco-italiano. Vollständiges Wörterbuch der italienischen und deutschen Sprache, zweiter Teil: Deutsch-Italienisch. Leipzig 1881. 720 S. Vgl. Arch. LXIII, S. 441—443.

Ungefähr in Jahresfrist ist der zweite Band von H. Michaelis italienischem Wörterbuche, den deutsch-italienischen Teil enthaltend, dem ersten

gefolgt und das schöne Werk somit jetzt abgeschlossen. Fanden wir in jenem ersten Teile als Hauptvorzug dieses Buches vor den meisten oder allen seines gleichen in der Vollständigkeit, der Seltenheit von ganz vermissten Wörtern, so mag dies in dem zweiten Teile ähnlich der Fall sein, wie ich nicht nur vermute nach dem Vorgange des ersten Teiles und weil dieser zweite um noch 80 Seiten stärker als jener erste ist, sondern auf fast allen Seiten mit und ohne Vergleichung anderer Wörterbücher leicht sehe an für den Deutschen selbst nicht alltäglichen Wörtern. Man sehe z. B. aus'gipfeln v. n. (giard.) svettare spuntare dicimare, Aus'guck, Aus'gucker m. (mar.) sentinella per le scoperte u. s. w. Manchmal freilich wird man bei solchen Wörtern weder als Inländer, wenn man das betreffende eben als einen terminus technicus nicht kennen sollte, noch als Ausländer durch den betreffenden Artikel des vorliegenden Wörterbuches aufgeklärt. So geht es mir z. B. bei diesem: Aus'giessblech, n. lastra, piastra, lamina, placca f. und wenn ich unter diesen Wörtern allen im italienischen Teile dieses Werkes 'Ausgiessblech' nur unter placca, aber auch nur dies blosse Wort finde, 'placca f. Platte f. — neg., positive Platte, f. Ausgiessblech; Schild (als Abzeichen)', so komme ich damit eben nicht weiter. Selten ist an dem deutschen Ausdrucke ein Mangel zu bemerken, welcher den Ausländer, der sich hier belehren wollte, irre leiten könnte, wie wenn es heisst: 'aus'greifen v. a. scegliere' statt herausgreifen. Oft aber wird man vielleicht sich auch hier erst belehrt finden über entlegene Wörter der deutschen Sprache, wie bei Barutsche, zweiräderige oder Halbkutsche. Die unterscheidenden Betonungen sind richtig angegeben, als in ü'berstürzen und überstür'zen, um'geben einem den Mantel, umge'ben etwas womit und dgl. Auch Redewendungen des alltäglichen Gebrauches, wie sie den Büchern mehr fremd sind, findet man zahlreich aufgenommen als: 'umgekehrt wird ein Schuh daraus, prendete il rovescio della medaglia'. Ueberhaupt ist zu sagen: was an einem Wörterbuche am wenigsten eine Tugend wäre, sparsam aus Purismus und Vornehmheit ist auch diese vorliegende deutsch-italienische Hälfte keineswegs: ein Beispiel mag für viele hier stehen: 'petzen v. a. fam. rapportare, riferire'. Geographische und andere Namen findet man ferner auch in diesem Teile aufs reichlichste und beste, auch die heute mehr der gelehrten Forschung angehörigen nicht abgerechnet. War hingegen die Grenze dieses Wörterbuches im ersten Teile zu finden, sobald man sich in ältere italienische Schriftsteller vertiefte, so steht es in diesem zweiten Teile ähnlich. Es versteht sich, dass niemand daran denken wird in einem deutsch-italienischen Wörterbuche Mittelhochdeutsches zu suchen; ja selbst wer etwa Schriftsteller wie Hans Sachs (1494—1576) hier berücksichtigt erwartete, würde doch mehr suchen als wenn er mit dem ersten Teile die ältesten italienischen Schriftsteller lesen wollte. Nehmen wir aber unsere Zeitgenossen wie etwa Schiller zur Hand und finden nicht, was mir so aus dem Kopfe einfällt, die Petrarde aus dem Wallenstein oder gar aus dem Tell Gebresten, Ehewirt u. s. w., so werden wir auch dergleichen Mängel verzeihlich finden, da solche Ausdrücke einer Sprache entlehnt sind, welche nicht die jetzige ist, vielmehr jener des Hans Sachs an Altertümlichkeit oder mundartlicher Färbung sich an die Seite stellt. Versuche ich es aber mit Lessings oder Schillers Prosa, so will sich kein Mangel zeigen; ich finde den Vorwurf (wie bei Winkelmann und auch jetzt selbst in neuester Zeit übrigens) als oggetto, soggetto, es fehlt nicht der Wahnbegriff, das Falkonet, der Kurhut; höchstens muss ich einmal mit einer Nebenform fürlieb nehmen wie statt unleidig mit unleidlich. Auch unter den deutschen unregelmässigen Zeitwörtern vermisst man einige altertümliche jetzt aber doch noch vorkommende Formen, wie schleusst, fleuch.

Wir werden nach den im vorstehenden angedeuteten Ergebnissen unserer ersten Bekanntschaft mit dieser zweiten Hälfte des italienischen Wörterbuches von H. Michaelis urteilen, dass das gesammte Werk wie aus

einem Gusse und Geiste durchweg gleichmässig gearbeitet ist, dass jenes dem ganzen eigentümlich gesteckte Ziel, welches die im ersten Teile sich findende Vorrede andeutet und welches wir in unserer Anzeige der ersten Hälfte als erkannt darlegten, nämlich dem Bedürfnisse des gegenwärtigen Lebens zu dienen, fortwährend im Auge behalten ist; hier ist des Werkes Beschränkung, hier aber auch seine Grösse und Trefflichkeit zu suchen und zu finden.

C. v. Reinhardstöttner, Die plautinischen Lustspiele in späteren Bearbeitungen. I. Amphitruo. Leipzig 1880. II u. 77 S.

Das Unternehmen die Spuren von Plautus Werken in der neueren Litteratur und insbesondere bei den romanischen Völkern zu suchen ist als angenehm und wertvoll zu begrüssen und der Fleiss in der Erforschung und die Kraft des Urteils anzuerkennen. Ausgegangen wird in diesem ersten den Amphitruo und zugleich auch das ganze Unternehmen in einleitender Weise betreffenden Hefte, versteht sich, von Plautus selbst an der Hand von Bernhardy und Teuffel sowie der in ihren römischen Litteraturgeschichten sich findenden Quellen. Es folgen die mittelalterlichen lateinischen Dichtungen im Anschluss an diesen ursprünglichen Amphitruo. Danach kommen wir nach Spanien, zu Perez de Olivas Nascimiento de Hercule o comedia de Amphitrion, in welchem nur eine Verhöhnung des altertümlichen, nichts von dem kräftigen Witze des Originals vorliegt. Es folgen von Luiz de Camões os Amphitriões. Dieser Teil nimmt viel Raum in dem Schriftchen ein, so dass es zugleich als ein Zeugnis der Teilnahme an der Feier dieses grossen Dichters gelten kann und will. Derselbe hat das Original nach Kräften gemildert, lässt die Zeugung des Hercules mehr von Venus als von Juppiter ausgehen. Das Werk steht richtig in der Zeit des Verfs. und ist grossartig in der Form, worin sich ihm einzig Molières Arbeit an die Seite stellen könnte, keine andere der späteren Bearbeitungen. Von Italienern gab Collanuccio 1530 eine sich ziemlich eng an Plautus schliessende Bearbeitung in terza rima. Der Marito des Lodovico Dolce nach unserem plautinischen Stücke ist ein die Sitten der Zeit in schlimmem Lichte erscheinen lassendes Zerrbild. Luigi Grito Cieco di Hadria gab in dem Pastoraldrama La Calisto (Ven. 1583) einen ovidischen Stoff mit der Inscenirung nach dem Amphitruo. Der erste Amphitruo Frankreichs ist Les Sosies von Jean Rotrou, eine freie Uebertragung des Originals und ein gutes Bühnenstück. Eine Pantomime, comédie muette, Amphitryon gab Benserade. Ueber Molières Verhältnis zum Original, da es öfter schon behandelt wurde, geht der Verf. kürzer hinweg. Sédaine gab den Amphitruo als Operntext. Hiernach folgt England, Dryden, welcher sich an Molière und Plautus hält. Den Schluss macht dann kurz Heinrich von Kleists Amphitryon, welcher dem Molière ebenfalls viel verdankt.

Konrad Hofmann und Franz Muncker, Joufrois, altfranzösisches Rittergedicht, zum ersten Mal herausgegeben. Halle a. S. 1880. VIII u. 134 S.

Für die Feinheit der Ausgabe des altfranzösischen Rittergedichtes Joufrois von einem unbekannten Verfasser bürgt allein schon der Name des ersteren Herausgebers. Die Abschrift des als Bruchstück überlieferten, vielleicht aber nicht weiter vollendeten Werkes von der Kopenhagener Handschrift nahmen der zweite Herausgeber und Dr. Karl von Bahder und Ludwig Erling. Die Lesung derselben ist genau gegeben und die je 2 bis 6 Zeilen Anmerkungen unter dem Texte bringen die feinsten Verbesserungen des Originals in höchst anerkennenswerter Beschränkung. Es ist hier ein vortrefflicher Unterschied gemacht in der Anwendung der Worte 'lies' und

'soviel als (=)', welcher mir unter anderem bei Gelegenheit des Schlusses sehr wol tat, und werden auch mehrfach burgundische von der gemeinfranzösischen Sprache abweichende Formen erklärt. Die Schwierigkeit der Lesung ist daher geringer, Genuss und Belehrung grösser als man zunächst beim Anblick des neuen mit wenig Hilfsmitteln versehenen Textes erwartet. Auch sind die Vorrede und die Register, nämlich erstens von ungewöhnlichen Reimen und zweitens von den Eigennamen und drittens von den selteneren Wörtern und Formen, eine grössere Hilfe als man zuerst sich denkt. Das im burgundischen Dialect verfasste Gedicht wird in den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts verwiesen. Ein Graf Joufrois von Poitiers ist sonst unbekannt, der Trobador Marcabru aus der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts wird gegen Ende kurz erwähnt. Die Abenteuer reihen sich leicht und bunt aneinander und zeigen grosse Kenntnis des Rittertumes. Die Hs. wird dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts zugewiesen. Fleissige Durchforschung des Gedichtes dürfte noch manches gute erwarten lassen.

Max von Napolski, Leben und Werke des Trobadors Ponz de Capduoill. Halle a. S. 1880. 152 S.

Die Arbeit von Napolskis über Leben und Werke des Ponz de Capduoill sowie die Herausgabe seiner Werke ist schön und dankenswert zu nennen. Die Einleitung (bis S. 46) zerfällt in zwei Kapitel, deren erstes das Leben des Dichters behandelt. § 1 giebt den kritischen Text der Biographie mit vollständiger Angabe der Handschriften, Drucke, Lesarten, § 2 bespricht die bisherigen Versuche dieselbe festzustellen und der dritte den Versuch des Verfs. Sinn in das überlieferte zu bringen geht darauf hinaus, dass der zweite Teil der provenzalischen Biographie des Dichters für die Feststellung der Wahrheit nicht zu benutzen sei. Vom zweiten Kapitel über die Werke des Dichters werden im ersten Paragraphen die echten Lieder behandelt. Auf chronologische Anordnung derselben wird verzichtet, wenn auch wahrscheinlich sei, dass die Klage auf Azalais Tod und die drei Kreuzlieder von den letzten oder die letzten sind. Eingehender wird die Form der Gedichte geprüft und werden insonderheit die verschiedenen Reimarten trefflich beleuchtet. § 2 geht auf die unechten Lieder. Von den nur hin und wieder in Hss. dem Ponz zugeschriebenen neun Liedern ist bei achten entschieden nach der Reimlehre die Echtheit in Abrede zu stellen; bei dem neunten (B. G. p. 41), von welchem Bartsch selbst zweifelt, verhält sich der Herausgeber gleichfalls ablehnend, da es an einer Stelle (Zeile 107—120) nicht zu dem ersten Teile der Biographie von Ponz passe; auch hat es Bedenken erregende Reime. Von S. 47 bis 115 folgen die Gedichte. Jedem geht eine Nachricht über Hss. und Drucke voran. Von S. 117 bis zum Ende Varianten. Von einer Einteilung und Classificirung der Hss. ist Abstand genommen, da hierzu, wie der Verf. meint, eine ins kleinste gehende Prüfung sämmtlicher provenzalischer Texte gehöre.

Adolf Kressner, Leitfaden der französischen Metrik nebst einem Anhange über den altfranzösischen epischen Stil. Leipzig 1880. IV u. 116 S.

Wie die klassische Philologie wesentlich durch Bentleys metrische Untersuchungen ins Mannesalter trat, so dürfte es für die neuere romanische ein bedeutendes erfreuliches Zeichen sein, wenn die französische Metrik in der allerneuesten Zeit in mehreren — nun wol fünf — grösseren und kleineren Schriften dargelegt wurde. Kressners kleines Schriftchen von 86 Seiten ist zunächst für die Studirenden berechnet. Es will die wesentlichen Eigentümlichkeiten der neufranzösischen Verskunst deutlich machen und setzt

jedem Falle noch die Erwägung eben desselben im Altfranzösischen hinzu. Die grössere Vollständigkeit lässt sich bei diesem Verfahren für das neuere erwarten und hat der Verf. auch eben dieses im Auge gehabt. Aeusserst angenehm ist hierbei die Uebersichtlichkeit und die Zweifellosigkeit, welche reichlich und gut gewählte Beispiele mit voller Angabe des Woher zu Stande bringen. Der Stoff ist in folgende Paragraphen eingeteilt: 1) Silbenmessung, 2) Hiat und Elision, 3) Cäsur, 4) Versarten, 5) Reim, 6) Reimfolge, 7) Enjambement, 8) Freiheiten, a) orthographische, b) der Wortstellung, c) grammatische, d) in besonderen Ausdrücken, 9) Rhythmus, 10) Strophe. Die Freiheiten (§ 8) hätten meines Erachtens den Schluss bilden müssen und vom Rhythmus hätte zuerst oder in einem der ersten Paragraphen gehandelt werden sollen. Bei diesem letzteren schwierigen Punkte, über welchen die Verslehre der klassischen Philologie hinwegzukommen die grössten Anstrengungen gemacht hat, herrscht unter den neueren franz. Metrikern noch die grosse Unklarheit, dass man ihn meistens aus dem Worttone in jedem Augenblicke erkennbar glaubt und dem entsprechend aufs wunderlichste wechseln lässt. Mancher sagt einfach: die Silben werden gezählt und damit gut. Dass aber damit kein Rhythmus gegeben, das Wesen des Verses nicht erschöpft sei, ist klar, und tun jene, welchen sich unser Verf. anschliesst, immerhin besser, welche sich die Mühe nicht verdriessen lassen ihn irgendwie erkennen zu wollen. Unser Verf. meint, die Tonstellen im Alexandriner können wechseln, die gewöhnlichsten Betonungsstellen seien

2 6 8 12
" " 9 "
3 6 8 12
" " 9 "

Solche Beobachtung trifft aber offenbar, und dies ist das unrichtige der Auffassung, nur die Neigung des Dichters den Rhythmus beim Vortrage nicht zu scharf hervortreten zu lassen oder, wie wir dies nennen, das Leiern zu verhüten, nicht aber den Rhythmus selbst. Obendrein ist hierbei auch die Hauptvorliebe aller Dichter die erste Silbe des Verses gegen den Verston doch kräftig sein zu lassen übergangen, wie wenn griechische Iamben anheben ἥκω, lateinische Id sibi negoti, französische Oui, je viens, deutsche Streiften die kühnen Degen. Der Alexandriner ist iambisch und nicht anders; aber wie der daktylische Hexameter den Ton immer wieder auf der natürlichen oder wesentlichen, d. i. nicht durch zwei Kürzen ersetzbaren Länge des Daktylen hat, die verschiedenartigsten Worte aber und ein guter Vortrag dafür sorgen, dass dies dem Hörer nicht widerwärtiger Weise wie in einer Quarta vorgedrängt werde, so ist es dem Dichter angenehm statt 2 auch einmal 3, statt 8 auch einmal 9 eine dem Sinne und natürlichen Worttone gute Silbe sein zu lassen. Sagt man: warum denn nicht lieber anapästisch, wie z. B. Tobler unter Anführung der Zeile Rien n'est beau que le vrai, le vrai seul est aimable, so habe ich auf dies Warum folgende Antwort. Erstens kann ein und derselbe tausendmal in demselben Gedichte sich widerholende, stichisch gebrauchte Vers nur einen bestimmten Rhythmus haben. Wer hier wechseln will, sagt, das Gedicht bestehe aus verschiedenen Versarten. Zweitens, wer nur eine Betonung für den Alexandriner sucht, der findet bei Vergleichung recht vieler Verse, dass die iambische als diese eine anzuerkennen ist. Die Herkunft der Versarten zu beleuchten müsste der Verf. in einer zweiten Auflage etwas mehr bedacht sein. Hier beim Alexandriner fehlt z. B., dass er für den genauer zusehenden kein Vers ist, sondern die Zusammenfassung zweier, wie trotz des in der Mitte fehlenden Reimes ältere Fälle von Katalexis der ersten Hälfte zeigen. Dasselbe bei dem anderen längeren Verse. Der Anhang über die altfrz. epische Sprache, zuerst im Programm Frkf. a. O. 1876 erschienen, zeigt in hübscher Belesenheit und trefflicher Vergleichung der altklassischen und germanischen Sprachen das eigentümliche Gepräge der

altfranzösischen Epik. Ich empfehle das Büchelchen bestens und wünsche ihm gute Erfolge.

William H. Carpenter, Grundriss der Neuisländischen Grammatik. Leipzig 1880. XIV u. 130 S.

Carpenters neuisländische Grammatik ist ein äusserst anziehendes und wertvolles Werk für die Kenner der altnordischen und neuisländischen sowie für die Freunde der nordischen Sprachen und Litteraturen überhaupt nicht nur, sondern auch selbst für weitere Kreise, weil sie nach auf Island selbst angestellten Forschungen gearbeitet ist. Das denkwürdige und feine Bemerkungen bringende Vorwort lehrt in einem kurzen Ueberblicke den Zusammenhang Islands mit dem Stammlande der altnordischen Sprache, wie es in seiner Abgeschlossenheit dieselbe erhielt und pflegte und noch pflegt, wie sich das älteste und neueste hier berührt, wie die Litteratursprache dort heutiges Tages im Wesentlichen die allgemeine ist, wie Dialecte eigentlich fehlen, nur einzelne Eigentümlichkeiten hier und da sich finden. In Bezug auf letzteren Punkt bin ich allerdings der Meinung, welche auch der Verf. nicht ausschliesst, dass genauere Forschungen auf der Insel allerdings solche noch nachweisen könnten. Der Verf. hat sechs Monate des Winters 1879—80 auf der Insel zugebracht und die grosse Schwierigkeit der Erlernung der jetzigen Sprache bei dem Mangel genügender Hilfsmittel durch seine Kraft und Ausdauer sowie durch die Hilfe seiner zahlreichen Freunde auf der Insel überwunden. Die bisher vorhandenen Werke sind überall benutzt und auch in dem Anhange Lesestücke aus Jón Arnason, Leipzig 1862—64, Jón Thóroddsen, Kaupmannahöfn 1876 (S. 95—110) gegeben, zu welchen ein Wörterverzeichnis (S. 111—123) kommt. Besonders willkommen, schätzbar und gewiss vielfach überraschend sind die Lehren von der Aussprache, wie á = au, au = öí. Ich meines Teils kann wenigstens letzteres nur für eine neuere Abweichung halten, obgleich es schwedische Fälle wie öga = Auge neben sich haben mag, denn wie erklärte sich sonst die Schreibung? Ehrwürdig ist die Masculinendung ur, welche bis auf wenige Ausnahmen allgemein ist, wie bei úlfur (Wolf), sandur (Sand) entsprechend lateinischem und gotischem us, welchen sich solche Feminina wie kýr (Kuh), syr (Sau), aer (weibliches Schaf) als seltener gegenüber stellen; freilich kann man dem zweiten das lateinische und griechische Wort zur Seite stellen. Auch giebt es auf pronominalem Gebiete noch nokkur nokkar, irgend einer, irgend eine, annar önnur, anderer, andre, doch mag hier das r etwas mehr als zum Stamme gehörig anzusehen sein. Entsprechend unserem nhd. guter Mann, ein guter Mann, aber der gute Mann heisst es: góđur mađur ein guter Mann, hinn góđi mađur der gute Mann. Hinn, jener steht nämlich auch als bestimmter Artikel vor Adjectiven, aber bei Substantiven erscheint es hinten angesetzt wie im Schwedischen und Dänischen; also hinn hin hiđ, jener jene jenes, úlfurinn, der Wolf, largin, f. das Bad, orđiđ, das Wort. Die Zeitwörter haben vieles durch Vergleichung des Althochdeutschen und Mhd. anziehende.

August Boltz, Lehrgang der Russischen Sprache für den Schul-, Privat- und Selbstunterricht bearbeitet, der praktische Teil nach der Robertsonschen Methode, der wissenschaftliche auf Grund der Ergebnisse der vergleichenden Sprachforschung. Erster Teil, fünfte völlig umgearbeitete Auflage. Berlin 1880. X u. 232 S.

In seiner russischen Sprachlehre hat es Boltz verstanden eine Verbindung von Praxis und Theorie herzustellen, von unermüdlichem Leiten des

Anfängers in seiner Aufnahme der ersten richtigen Vorstellungen und Fertigkeiten sowie von tief eingehendem Verknüpfen des besten was man auf diesem Gebiete weit und breit weiss. Es ist eine Freude diese Arbeit in der fünften Auflage zu begrüssen. Man erstaunt, was dieses Buch auf so engem Raume alles vereinigt, was andere ähnliche Lehrbücher oft auf dem dreifachen nicht zusammendrängen. Dazu ist der Verf. nicht nur aufnehmend und sichtend in dem gelehrten, namentlich dem etymologischen Teile seines Buches, sondern auch selbst tätig und aufbauend. Viele Seiten des Werkes selbst führen leicht hierauf, aber auch eigene Worte des Verfs. in der Vorrede sagen es, dass er in der gesammten hierher gehörigen Litteratur zu Hause ist und weiss, wo die Grenzen derselben sind und wo es wünschenswert bleibt, dass über dieselben hinaus gegangen werde, und er tut es mehrfach in diesem seinem Lehrgange. In der Einleitung S. 1—3 sind meines Erachtens für eine neue Auflage einige Erweiterungen dem hohen Gesichtspunkte des ganzen entsprechend anzubringen, als bei den geographischen Nachrichten über die Ausbreitung der Sprache und ihrer Mundarten, sowie in Betreff der Schrift (S. 7), bei welchen Bemerkungen die glagolitische Schrift gar nicht erwähnt ist. Ob die Einteilung der slavischen Sprachen in westliche und östliche recht treffend sei, ist mir insofern öfter zweifelhaft erschienen, als dem Wendischen das Russische näher als das Polnische stehen dürfte. Ich habe selbst einmal gesehen und gehört, wie zwei Freunde von mir, der eine aus Jaroslawl, der andere ein niederlausitzer Wende, in ihrer Sprache trefflich zusammen redeten, und der Russe sagte mir später, dass er sehr beglückt gewesen sei den 'Serben' (vgl. wendisch szerski) zu treffen, indem er dessen Sprache wol der alten Kirchensprache nahe setzte. Der eigentliche Lehrgang unseres Buches ist dieser. Nach den erwähnten Einleitungen folgt eine hübsche russische Geschichte Bjälkins in kleine Abschnitte zerlegt; es wird gelehrt, wie das Russische zu lesen, zu verstehen, zurückzuübersetzen, über den Inhalt in ein paar russischen Worten Rechenschaft zu geben. Daran schliesst sich sogleich eine ernstwissenschaftliche etymologisch-grammatische Erklärung von allem was hier wissenswert ist. Dies reicht bis S. 128, wonach die grammatische Uebersicht beginnt: 1) Wortbildung, 2) Verbum, 3) Nomen u. s. w. bis S. 210, wo der Anhang beginnt, welcher Redensarten für den praktischen Gebrauch bringt. Ein Wörterverzeichnis befindet sich auf den letzten fünf Seiten, welches Verweisungen auf Seiten und Paragraphen des Buches giebt, während ein vollständiges Sachregister das Ende des zweiten Bandes bringen soll.

F. Techmer, Einleitung in die Sprachwissenschaft, erster Band: Die akustischen Ausdrucksbewegungen. Phonetik, Zur vergleichenden Physiologie der Stimme und Sprache. Erster Teil: Text und Anmerkungen. Leipzig 1880. X u. 219 S. Lex.-8°. Phonetik, Zur vgl. Phys. der St. und Spr. Zweiter Teil: Atlas mit 8 lithographischen Tafeln und 188 Holzschnitten, nebst einer Gesammtübersicht über das Gebiet der Phonetik. Leipzig 1880. VIII u. 112 S. Lex.-8°.

Die Sprache des Menschen zu erforschen heisst zum Teil sich in das Gebiet des Naturforschers und Mediciners begeben: das zeigt jede auch nur oberflächliche Betrachtung der Lautlehre irgend welcher Sprache, und eine eigene der Sprachwissenschaft angehängte, im Wesentlichen in den letzten Jahrzehnten aufgekommene Forschung über Lautphysiologie kann es uns noch deutlicher sagen. Habe ich seiner Zeit in diesem Archiv bei Gelegenheit der Anzeige von Sievers Lautphysiologie diese Forschung eine schöne wissenschaftliche Bemühung genannt, aber vor einem übereilten Vor-

teilziehen aus derselben für Lautwandel, Etymologie und Grammatik noch gewarnt, und glaube ich im Wesentlichen diese Ansicht noch jetzt festhalten zu müssen, so habe ich dem jetzt vorliegenden Werke Techmers über Phonetik gegenüber vor allem zu bekennen, dass es sich jenes Vorwurfes übereilter Anwendung auf die Grammatik nicht schuldig macht, vielmehr zum grösseren Teile innerhalb der Grenzen medicinisch-naturwissenschaftlicher Forschung sich verhält, und dass ich deshalb mehr dem Wunsche der Redaction als eigener freier Berufung gehorche, wenn ich um des allerdings ebenfalls zahlreichen und wertvollen sprachwissenschaftlichen willen, was es enthält, hier in der Kürze eine Vorstellung von dem schönen und reichen Werke zu geben versuche. An die Betrachtung der Anatomie des Windrohres, der Stimmbänder, des Ansatzrohres, die Physiologie des Windrohres und der Stimmbänder schliessen sich Eröffnungen über die laryngoskopische Methode, über die Rhinoskopie und die Stomatoskopie. Danach folgen Betrachtungen der Laute, ein Lautsystem, eine dem Verf. eigene Artikulationsnotenschrift, welche auf einer der Tafeln des zweiten Teiles zu genauer Anschauung gebracht wird. Weiterhin folgt eine Betrachtung des menschlichen Gehörs, Anatomie des Ohres, der Nerven, Schätzung des Willens und Gedächtnisses. Dies etwa die Hauptpunkte des Inhaltes, in welchem als selbständig aufbauend besonders der Teil von der Artikulation, das ganze aber als treffliche Zusammenstellung des von anderen geleisteten, meist in eigenen Worten der Verfasser, anzuerkennen ist. In letzterer Beziehung sind besonders bemerkenswert auch die Anmerkungen von S. 133 bis zum Ende des ersten Teiles nebst den gegen Ende des zweiten gegebenen litterarischen Nachweisen, so dass das Werk auch jedem etwaigen Gegner von grossem Werte bleiben muss. Zu dem Nasaliren von r, worüber Hoffory angeführt ist, will ich bemerken, dass ich ein dem nasalirten französischen n ganz ähnliches r in eben dieser Sprache am Genfer See beobachtet habe, wo ich z. B. die Stadt Morges so ausgesprochen hörte, dass ich mich veranlasst fühlte widerholt genau darauf zu achten, ob hier die Stadt in ihrem Namen nicht etwa eine Nebenform, nämlich Monges, hätte.

Der zweite Teil des Werkes, welcher Atlas und Inhaltsangabe zur Phonetik überschrieben ist, und dem Anfänger vor dem ersten zur Benutzung empfohlen wird, ist in der Tat überraschend durch die Anschaulichkeit, welche durch Wort und Bild den hier wesentlichen Fragen und Lehren gegeben wird. Aus dem reichen Vorrate der Holzschnitte seien nur erwähnt: Flötenpfeife und Zungenpfeife der Orgel, künstlicher Kehlkopf, Fabersche Sprechmaschine, Eddisons Phonograph mit Mundstück von Kleist, menschlicher Kehlkopf, Kehlkopfspiegelungen, Rhinoskopie, räumliche Darstellung des Farbensystems nach Wundt, Bilder für das Gehör, Gehirn u. s. w. Tafel II bringt die 'figurae laryngoscopicae' je nach den Lauten.

Berlin. H. Buchholtz.

Die Sage vom Kaiser Friedrich im Kiffhäuser nach ihrer mythischen, historischen und poetisch-nationalen Bedeutung erklärt von Dr. Ernst Koch, Prof. an der K. S. Fürsten- und Landesschule zu Grimma. Grimma, in Commission bei G. Gensel, 1880. 40 Seiten 4⁰.

Der Verfasser dieser Abhandlung über die Sage vom Kaiser Friedrich im Kiffhäuser, bereits bekannt durch die Untersuchung über „die Nibelungensage nach ihren ältesten Ueberlieferungen“ und durch die Preisschrift: „Richard Wagner's Bühnenfestspiel Der Ring des Nibelungen“, fasst seine Aufgabe, wie der Titel andeutet, von drei Gesichtspunkten auf, die er in Form einer zur Feier des Geburtstages Sr. Majestät des Königs

Albert von Sachsen am 23. April 1875 gehaltenen Rede entwickelt. Der dritte Theil über die poetisch-nationale Bedeutung der Sage, welche von ihrem Ursprunge bis auf die neueste Zeit verfolgt wird, erregt das Interesse des Lesers in besonderem Masse. Vgl. hierzu E. Martin's Abhandlung über die Gralsage. Zuletzt folgen noch vier Anhänge nebst Nachträgen, in welchen mehrere seltenere poetische und prosaische Fassungen der Barbarossasage wieder abgedruckt und deren Quellen eingehend untersucht werden. Aus dem Nachtrag zu Seite 31 ist ersichtlich, dass die Rothbartsage auch dramatisch behandelt worden ist und zwar von Karl Blitz, Otto Devrient, Julius Grosse, Hans Herrig, Ludwig Bauer. Die ganze Abhandlung ist als eine sorgfältige und lehrreiche zu bezeichnen, wiewohl nicht das gesammte vorhandene Material benutzt ist. So hat der Herausgeber u. a. nicht gekannt: J. W. Otto Richter, Deutsches Kyffhäuserbuch. Natur, Geschichte, Sage und Volksleben des Kyffhäusergebirges, dem deutschen Volke dargestellt. Eisleben (1876), wo auf Seite 81—127 die Kaiser- und Bergsage behandelt ist. Ebenso ist Koch das Werk von W. J. Thoms, Lays and Legends of various Nations. London 1834. I. Lays and Legends of Germany unbekannt, aus welchem Le Roux de Lincy in seinem Livre des Légendes, Paris 1836 p. 98—103 geschöpft hat. Letzterer giebt a. a. O., nachdem er die Barbarossasage analysirt hat, folgende Notiz, eine Probe französischer Geographiekenntniss, welche hier zum Schluss folgen mag: „Le Kyffhauser est une montagne du pays de Salzburg, dans la Haute-Autriche, et située non loin de Tilleda."

H. Normann, Klassische Dichterwerke aus allen Litteraturen. Auf Grund der vorzüglichsten Commentare erläutert. Erster Band. Stuttgart, Levy & Müller, 1880. 176 S.

Mit diesem in hübscher Form erscheinenden Buche, welches das Motto führt: „Indocti discant, et ament meminisse periti," wendet sich der durch seine ästhetische Erläuterung der griechischen und römischen Literatur bekannte Verfasser an einen gebildeten Leserkreis, um ihm die poetischen Meisterwerke der Weltliteratur nach Form und Inhalt zu analysiren. Von den Hauptwerken der europäischen Literaturen werden hier in leicht verständlicher und anregender Darstellungsweise folgende sieben Dichtungen ästhetisch erläutert: Antigone von Sophokles; Dante's Göttliche Comödie; die Lusiaden von Camoëns; das Leben ein Traum von Calderon: das verlorene Paradies von Milton; Molière's Tartuffe und Uriel Akosta von Gutzkow. Aller gelehrte Ballast ist hier vermieden, um die Lectüre leicht fasslich und spannend zu machen. Es würde dem Buche noch zum Vortheil gereichen, wenn die Uebersetzungsproben an einzelnen Stellen mehr beschränkt und an deren Stelle ausführliche Inhaltsübersichten gegeben wären. Die vom Verfasser benutzten Hilfsmittel, so z. B. die Schriften von Bouterwek, Rosenkranz, Schlosser, Wegele, Kurz, Gottschall, Rötscher, Stern, v. Treitschke u. a. sind gehörigen Ortes angegeben worden. Möge das gewandt geschriebene Buch auch unter Kennern der Literatur Verbreitung finden!

Petöfi's Tod vor dreissig Jahren 1849. Jókai's Erinnerungen an Petöfi 1879. Historisch-literarische Daten und Enthüllungen, bibliografische Nachweise. Zusammengestellt von K. M. Kertbeny. Mit einem Plane der Schlacht von Schässburg. Leipzig, W. Friedrich, 1880. 100 Seiten.

Der grosse ungarische Dichter Alexander Petöfi ist, wie bekannt, seit der Schlacht bei Schässburg in Siebenbürgen (31. Juli 1849) in räthsel-

hafter Weise verschollen, nachdem er ein Alter von nur 26 Jahren erreicht hatte. Ihm widmete Maurus Jókai im Jahre 1879 eine Schrift: „Petöfi und seine Feinde", aus der ein Abschnitt hier S. 12—25 von dem Ungarn Kertbeny (geb. 1824) deutsch übersetzt ist. Beide in ihrer Jugend befreundeten Männer, Petöfi wie Jókai, zeichnen sich durch eine erstaunliche Productivität aus und haben auf die ungarische Nation den grössten Einfluss ausgeübt. Schuf Petöfi in dem kurzen Zeitraum von 1844—1849 allein 775 lyrische und 11 epische Gedichte, so gab Jókai der ungarischen Nation von 1846 bis jetzt etwa 500 Bände. Die Bekanntschaft mit Petöfi hat Deutschland vorzugsweise dem rastlosen Kertbeny zu danken, welcher von 1849—1866 die Gedichte aus dem Ungarischen in das Deutsche übertrug; erst nach ihm sind als Uebersetzer zu nennen Meltzl, Dux, Szarvady, Neugebauer, Schnitzer, Opitz. Aber durch seinen Einfluss haben auch Béranger und Taillandier Petöfi in Frankreich eingeführt. Ausser den 17 deutschen und den 10 französischen Uebersetzungen Petöfi's, welche Kertbeny alle verzeichnet, existiren solche auch in englischer, dänischer, schwedischer, spanischer, italienischer, russischer, polnischer, tschechischer, serbischer und finnischer Sprache; Jókai's Romane existiren bereits in 14 Sprachen. Der Nachtrag enthält eine Erklärung von Maurus Jókai vom 10. August 1879, dass es doch einen Doppelgänger Petöfi's gab; der Anhang giebt Nachricht über verschiedene deutsche Nachdichtungen Petöfi's von Kertbeny, Opitz, Meltzl, Aigner, Neugebauer, Fest. Zuletzt folgen noch ungarische Originale und deutsche Uebersetzungen nebst einer französischen des Genfer Professors Frédéric Amiel. Das ganze Buch, wenn es auch theilweise nur Uebersetzung enthält, zeigt die bekannte Schreibweise des Verfassers, welcher an einzelnen Stellen einen burschikosen Ton anschlägt; von auffälligern Ausdrücken mögen nur notirt sein die folgenden: S. 15, Zeile 9: Aesthetikisirerei; halbtalentirt; Singerei; S. 16: Kavaliercontenance; S. 17: bauchkriecherisch; Modelöwe; S. 18: zu Tode ignoriren; S. 32: spektakulirende Bauernlümmel; heinelt; S. 38: entnationalisirend; S. 39: durchspickt; S. 40: keulen; S. 53: Ladenhocker; makulirt; S. 65: pyramidal; S. 66: Geldprotz; S. 31 heisst es: bei uns Jugend; S. 12 Zeile 18 steht 13 statt 31; S. 44 findet sich acquiera für acquerra; S. 46 le jour au P. statt où u. a. Hoffentlich bietet sich noch einmal die Gelegenheit, auf dies interessante hiermit empfohlene Werk zurückzukommen bei Besprechung der von demselben Verfasser erst theilweise veröffentlichten und durch die Anregung des ungarischen Cultus- und Unterrichts-Ministers entstandenen Bibliographie ungarischer, nationaler und internationaler Literatur.

Geschichte der Literatur des Skandinavischen Nordens von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Dargestellt von Frederik Winkel Horn, Dr. phil. zu Kopenhagen. Leipzig, B. Schlicke, 1880. Fünfte und sechste (Schluss-)Lieferung.

Dieses den Professoren Konrad Maurer, Theodor Möbius und Friedrich Zarncke gewidmete Werk enthält in der vorliegenden Schluss-Lieferung (Seite 273—404) die Fortsetzung des siebenten Abschnitts der zweiten Abtheilung über die neuere norwegische Literatur, nachdem im Vorhergehenden die altnordische und dänische Literatur dargestellt war. Hier werden, von unbedeutenderen Schriftstellern abgesehen, die beiden grössten Dichter Norwegens, Björnstjerne Björnson (geb. 1832) und Henrik Ibsen (geb. 1828) nach ihren poetischen und prosaischen Werken kurz und treffend charakterisirt; auch die bedeutendsten Naturforscher, Philosophen, Theologen, Historiker (darunter P. A. Munch, R. Keyser und J. E. Sars), sowie die Sprachforscher C. R. Unger, Johan Fritzner als Herausgeber des altnordischen Wörterbuches, endlich Sophus Bugge als Herausgeber der ältern

Edda, wie als Verfasser verschiedener philologischer Untersuchungen, werden unter den hervorragendsten Vertretern der neueren norwegischen Literatur mit aufgezählt. Die dritte Abtheilung (Seite 285—377) behandelt die Geschichte der Literatur Schwedens von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart in sechs Abschnitten. Nach einer allgemeinen Uebersicht über die Entwicklung der schwedischen Sprache giebt der Verfasser im ersten Abschnitt eine Geschichte der schwedischen Literatur im Mittelalter. Hier hätten wir gern die Reimchroniken, die Ritterromane und die Legendendichtung ausführlicher behandelt gesehen wegen der Berührung mit anderen Literaturen. Der zweite Abschnitt schildert die Reformationszeit, welche besonders an theologischen Schriftwerken reich ist; so erschien die erste Bibelübersetzung von dem Reformator Laurentius Petri 1540/41 in Upsala. Wie in der mittelalterlichen Periode, werden auch hier die dramatischen Erzeugnisse berücksichtigt; dieselben nehmen jedoch noch keine hervorragende Stellung in der Literatur in diesem Zeitraume ein. Der dritte Abschnitt umfasst das Stjernhelm'sche Zeitalter von 1640—1740, die Blüthezeit der schwedischen Geschichte. Obenan steht hier der Name Georg Stjernhelm, der Vater der schwedischen Poesie, der dem ganzen Zeitalter das Gepräge seines Geistes gab. Eines merkwürdigen Mannes wird noch weiter gedacht, des Polyhistors Olof Rudbeck, dessen Zeitgenosse Pufendorf war. In dieser Periode tritt auch die erste schwedische Sprachlehre von Nils Tjällman hervor. Wiederum werden zuletzt die Vertreter der Medizin, der Jurisprudenz, der Physik (Anders Celsius † 1744), der Theologie und der Philosophie (Anders Rydelius) genannt; des allgemeinen bekannten Geistersehers Emanuel Swedenborg Name schliesst diesen Zeitraum ab. Im vierten Abschnitt wird das Dalin'sche Zeitalter von 1740—1780 charakterisirt und der französische Einfluss auf die Literatur hervorgehoben, welcher sich, seitdem Louise Ulrike, die Schwester Friedrich's des Grossen, Königin war, steigerte. Der Hofdichter Olof von Dalin, der dem Zeitraum den Namen giebt, gewann den grössten Einfluss durch seine Zeitschrift „Den svenska Argus“ und seine Gedichte. Als ein Nachahmer von Voltaire's Henriade erscheint G. F. Gyllenborg. Der bekannteste Name dieser Zeit ist der des Königs der Botaniker Karl von Linné († 1778). Unter den Sprachforschern sind bedeutend Johan Ihre, Sven Hof und Abraham Sahlstedt. In dem fünften Abschnitt werden die literarischen Erzeugnisse des Gustavianischen Zeitalters von 1780—1809 vorgeführt. Beachtenswerth als Uebersetzer von Milton's Paradise lost und Tasso's Befreitem Jerusalem ist J. G. Oxenstjerna; weit bedeutender ist K. M. Bellmann, der Uebersetzer von Gellert's Fabeln. Auch die deutsche Philosophie fand Eingang in Schweden, namentlich durch Daniel Boëthius. Der sechste Abschnitt endlich schildert das neunzehnte Jahrhundert. Hier werden dem bedeutendsten Vertreter der gothischen Schule Esaias Tegnér drei Seiten gewidmet und seine Nachfolger einzeln aufgeführt. Auch die finnische Literatur wird hier skizzirt, indem namentlich das vortreffliche episch-lyrische Gedicht Kalevala sowie der Dichter J. L. Runeberg nebst seiner Schule Erwähnung finden. Die neuesten schwedischen Dichter, darunter König Karl XV. und Oskar II., der Uebersetzer von Herder's Cid und Goethe's Tasso werden nebst den verschiedenen Vertretern einzelner wissenschaftlicher Fächer genannt. Vollständigkeit ist, wie es scheint, hier vom Verfasser nicht erstrebt. An die Geschichte der Literatur schliesst sich ein bibliographischer Anhang, welcher alles Lob verdient; in der ersten Abtheilung S. 378—382 ist die Bibliographie der altnordisch-isländischen Literatur zusammengetragen; da auch die Uebersetzungen verzeichnet werden, so wird Seite 380 No. 12 vermisst E. Kölbing, Die Geschichte von Gunlaug Schlangenzunge. Aus dem isländischen Urtext übertragen. Heilbronn, Henninger. S. 383—393 enthält den bibliographischen Nachweis über die Literatur Dänemarks und Norwegens in 119 Nummern. Die dritte Abtheilung über Schweden Seite 393

bis 398 bildet mit 76 Nummern den Schluss. Ein sorgfältiges Register Seite 399—404, welches das Nachschlagen erleichtert, erhöht die Brauchbarkeit dieses praktisch angelegten und in fliessendem Deutsch geschriebenen Werkes. Dr. Frederik Winkel Horn hat sich durch dieses mit Hingebung gearbeitete Buch, welches die erste in Deutschland erschienene zusammenhängende Literaturgeschichte des skandinavischen Nordens bildet und bereits in weiteren Kreisen Eingang gefunden hat, um die Wissenschaft ein dauerndes Verdienst erworben. Möge die Anerkennung für diese tüchtige Leistung nicht ausbleiben!

Zur politischen Geschichte Islands. Gesammelte Aufsätze von Konrad Maurer, Professor der nordischen Rechtsgeschichte an der Univ. München. Leipzig, B. Schlicke, 1880. XI u. 318 Seiten.

Dieser hübsche Band enthält eine Sammlung von Abhandlungen, welche in den Jahren 1856—1880 entstanden sind und vom Verfasser zuerst in der „Allgemeinen Zeitung“ und in „Sybel's Historischer Zeitschrift“ veröffentlicht worden waren. Dieselben verdienen die Vereinigung zur Buchform in vollem Maasse, da sie mit Fleiss gearbeitet sind und dem Leser vielfache Belehrung über die Kämpfe Islands mit Dänemark bieten. Den Anfang und Schluss des Buches bildet der Name des isländischen Archivars und politischen Kämpfers Jón Sigurdsson († 1879), dessen Andenken der Herausgeber sein Werk gewidmet hat. Der erste Aufsatz: „Island und das dänische Grundgesetz“ stammt aus dem Jahre 1856, der zweite: „Islands Verfassungskampf gegen Dänemark“ aus dem Jahre 1859, während der dritte und vierte: „Zum isländischen Verfassungsstreite“ im Jahre 1870 und 1874 entstanden sind. Hieran schliesst sich ein Aufsatz aus dem Jahre 1874: „Zum Jubelfeste Islands“ und Jón Sigurdsson's Nekrolog aus dem Jahre 1880. Mögen sich diese lehrreichen Aufsätze in dieser Form unter den Germanisten neue Freunde erwerben! R.

Weisheit und Witz in altdeutschen Reimen und Sprüchen. Berlin, bei T. Chr. Fr. Enslin, 1881.

Diese ansprechende kleine Sammlung ist von dem rühmlichst bekannten Herausgeber von „Altdeutscher Witz und Verstand“ veranstaltet und empfiehlt sich als ein ausserordentlich schönes Hausbuch, welches wegen des Reichthums seines Inhalts sowohl, als auch wegen der Eleganz der Ausstattung allseitig viele Freunde finden wird. Der Herausgeber bietet das Büchlein allen denen, welche die Wege und Stege zu den im köstlichsten Feldblumenschmuck prangenden Gemeindetriften deutschen Witzes und deutschen Gemüthes nicht verschmähen und an frisch und kräftig hervortretender Eigenart der Sprach- und Denkweise unserer Altvorderen Lust und Erquickung finden. Jeder Leser wird durch die Treuherzigkeit und den Humor der anmuthigen Sprüche in die angenehmste Stimmung versetzt werden.

H.

Zeitschriftenschau.

Literaturblatt für german. und roman. Philologie. Nr. 10. October 1880.

357—396: O. Bindewald, Zur Erinnerung an Karl Weigand. Giessen 1879 (W. Crecelius). K. Sallmann, Neue Beiträge zur deutschen Mundart

in Estland. Reval (K. v. Bahder). J. Hobbing, Die Laute der Mundart von Greetsiel in Ostfriesland. Emden 1879. Humpert, Ueber den sauerländischen Dialekt im Hönnethale. Bonn 1878. Fr. Koch, Die Laute der Werdener Mundart. Aachen 1879. G. Schulze, Ewerharzische Zitter. Harzische Ged. mit Grammatik und Wörterbuch (Ph. Wegener). H. S. Denifle, Tauler's Bekehrung. Strassburg 1879 (A. Lasson). Sammlung altdeutscher Werke in neuen Bearbeitungen. Naumburg 1879 (R. Bechstein). G. Gödeke, Schwänke des 16. Jahrh. Leipzig 1879 (H. Ullrich). J. Minor, Chr. Fel. Weisse und seine Beziehungen zur deutschen Lit. des 18. Jahrh. Innsbruck 1880 (Max Koch). H. Pröhle, Deutsche Sagen. Berlin 1879 (E. Martin). K. F. Söderwall, Studier öfver Konunga-Styrelsen. Lund 1880 (K. Maurer). O. Danker, Die Laut- und Flexionslehre der mittelkentischen Denkmäler. Strassburg 1879 (Th. Wissmann). S. J. Herrtage, Sir Firumbras. London 1879 (F. H. Stratmann). L. Eichelmann, Ueber Flexion und attributive Stellung des Adjectivs in den ältesten frz. Sprachdenkmälern. Marburg 1879 (A. Mussafia). F. Joüon des Longrais, Le roman d'Aquin. Nantes (G. Raynaud). G. Raynaud, Voyage de Charles-Quint par la France, poème hist. de René Macé. Paris 1879 (E. Picot). A. S. Vögelin, Herder's Cid. Heilbronn 1879 (G. Baist). Culegător tipograf, Snóve saŭ Povesti adunate din gura poporuluĭ de Un... 1879; G. Ispirescu, Culegător tipograf. Bucuresci 1879 (M. Gaster). Programme: Al. Würzner, Ueber Chaucer's lyrische Gedichte. Steyr 1879 (J. Koch). Fr. Wentrup, Beiträge zur Kenntniss des sicilianischen Dialektes. Halle 1880 (A. Gaspary). Zeitschriften. Neue Bücher. Recensionen. Lit. Mittheilungen.

Nr. 11. November 1880. 397—436: Reinsch, Die Pseudo-Evangelien von Jesu und Maria's Kindheit in der romanischen und germanischen Literatur. Halle 1879 (A. Mussafia). A. v. Keller, Das Nibelungenlied nach der Piaristenhandschrift hrsg. Stuttgart 1879 (K. Bartsch). Br. Philipp, Zum Rosengarten. Halle 1879 (A. Edzardi). Fr. Muncker, Lessings persönl. und lit. Verhältniss zu Klopstock. Frankf. a. M. 1880 (G. Wendt). G. v. Löper, Briefe Goethe's an Sophie von La Roche und Bettina Brentano. Berlin 1879 (H. Düntzer). Meyer v. Waldeck, Goethe's Märchendichtungen. Heidelberg 1879 (J. Minor). J. Meyer, Die drei Zelgen. Frauenfeld 1880 (Ludw. Tobler). Ph. Wegener, Volksthüml. Lieder aus Norddeutschland. Leipzig 1879 (Th. Gelbe). K. Maurer, Zur polit. Geschichte Islands. Leipzig (F. Dahn). K. Warnke, On the Formation of English Words by Means of Ablaut. Halle 1878 (Th. Wissmann). P. R. Wülcker, Altengl. Lesebuch. Halle 1879 (Th. Wissmann). W. Kulpe, Lafontaine, seine Fabeln und ihre Gegner. Leipzig 1880 (A. Laun). Becq de Fouquières, Traité général de versification fr. Paris 1879 (Ad. Tobler). F. M. Luzel, Veillées bretonnes. Morlaix; Paris (Felix Liebrecht). O. Guerrini, La vita e le opere di Giulio Cesare Croce. Bologna 1879 (R. Köhler). Joh. Alton, Die ladinischen Idiome in Ladinien, Gröden, Fassa, Buchenstein, Ampezzo. Innsbruck 1879 (Th. Gartner). Zeitschriften. Neue Bücher. Recensionen. Lit. Mittheilungen.

Nr. 12. Dezember 1880. 437—476: K. v. Bahder, Ueber ein vocalisches Problem des Mitteldeutschen. Leipzig (O. B.). E. Nader, Zur Syntax des Beówulf. Brünn 1879 (Bernhardt). H. Harkensee, Untersuchungen über das Spielmannsgedicht Orendel. Kiel (Fr. Vogt). M. Koch, H. Peter Sturz nebst einer Abhandlung über die Schleswigischen Literaturbriefe. München 1879 (H. Lambel). Fr. Meyer v. Waldeck: Goethe-Literatur. G. Vigfuson and F. York Powell, An Icelandic Prose Reader with Notes, Grammar and Glossary. Oxford 1879 (O. Brenner). Carl af Petersens, Jómsvíkinga saga samt Jómsvíkinga drápa. Lund 1879 (K. Maurer). W. Bischoff, Systemat. Grammatik der engl. Sprache. Berlin 1879. A. Hoppe, Lehrbuch der engl. Sprache für Schulen. Berlin 1879. F. B. Nor-

man, Theoret. und prakt. engl. Konversations-Grammatik. Wien 1878. Th. Weischer, Lehrbuch der engl. Sprache. Köln 1877 (W. Victor). C. Humbert, Die frz. Wortstellung auf eine Hauptregel zurückgeführt (K. Foth). Eiben, Brutus, Tragödie von Voltaire. Dortmund 1880 (G. Willenberg). C. v. Reinhardstöttner, Theoretisch-prakt. Grammatik der italienischen Sprache. II. Aufl. München 1880 (H. Vockeradt). G. Pitrè, Proverbi siciliani. Palermo 1880 (F. Liebrecht). K. A. M. Hartmann, Ueber das altspanische Dreikönigsspiel. Bautzen 1879 (E. Lidforss). W. Storck, Luis' de Camoens sämmtliche Gedichte, zum ersten Male deutsch. Paderborn (Reinhardstöttner). Zeitschriften. Neue Bücher. Recensionen. Lit. Mittheilungen.

Nr. 1. Januar 1881. p. 1—40: Al. Reifferscheid, Freundesbriefe von W. und J. Grimm. Heilbronn 1878. K. H. G. v. Meusebach, Fischartstudien ed. C. Wendeler. Halle 1879. Meusebach's Briefwechsel mit J. und W. Grimm, ed. C. Wendeler. Heilbronn 1880 (H. Fischer). W. Bangert, Der Einfluss latein. Quellen auf die got. Bibelübersetzung des Ulfila. Rudolstadt 1880 (C. Marold). Th. Möbius, Háttatal Snorra Sturlusonar. Halle 1879 (B. Symons). K. Stejskal, Hadamars von Laber Jagd. Wien 1880 (W. Wilmanns). Fr. Vogt, Die deutschen Dichtungen von Salomon und Markolf. I. Bd. Halle 1880 (H. Paul). W. Fielitz, Jugendbriefe Goethe's. Berlin 1880 (Löwe). J. Schuldes, Nordböhmische Volkssagen. Tetschen 1879 (Fr. Branky). C. W. M. Grein, Kurzgefasste Angelsächs. Grammatik. Kassel 1880 (E. Kölbing). E. Dowden, Shakspere. Uebers. von W. Wagner. Heilbronn 1879 (L. Pröscholdt). E. Picot et Chr. Nyrop, Nouveau recueil de farces françaises. Paris 1880 (O. Ulbrich). Demattio, Grammatica della Lingua Provenzale. Innsbruck 1880 (J. Ulrich). G. Körting, Geschichte der Litteratur Italiens im Zeitalter der Renaissance. II. Leipzig 1880 (A. Gaspary). R. Prölss, Geschichte des neuern Dramas. I. Bd. (L. Lemcke). Zeitschriften. Neue Bücher. Recensionen. Lit. Mittheilungen. [Die vorliegende erste Nummer des neuen Jahrganges ist auf besseres Papier gedruckt und hat insofern eine Verbesserung erfahren, als den Beurtheilungen nach dem Vorbilde des Lit. Centralblattes eine übersichtliche Inhaltsangabe vorangeht.]

Nr. 2. Februar 1881. p. 41—80: A. Kock, Om några atona. Lund 1879. Kock, Bidrag til svensk etymologi. Lund 1880 (E. Sievers). W. Carpenter, Grundriss der neuisländischen Grammatik. Leipzig (F. Jónsson). L. Grundtvig, Lösningsstenen. Kjöbenhavn 1878 (F. Liebrecht). A. Kollewijn, Ueber den Einfluss des holländ. Dramas auf A. Gryphius. Heilbronn 1880 (E. Martin). K. Siegen, H. v. Kleist und der zerbrochene Krug. Sondershausen 1879 (Muncker). O. Brahm, Das deutsche Ritterdrama des 18. Jahrh. Strassburg 1880 (M. Koch). H. Hessels, Lex Salica. London 1880 (A. Holder). E. Müller, Etymolog. Wörterbuch der engl. Sprache. II. Aufl. Köthen 1878/79 (Fr. Neumann). W. Hertzberg, The Libell of Englishe Policye. Leipzig 1878 (Böddeker). M. Wolff, John Ford, ein Nachahmer Shakespeare's. Heidelberg 1880 (L. Pröscholdt). A. Schaffner, Byron's Cain und seine Quellen. Strassburg 1880 (Pröscholdt). U. Jarník, Index zu Diez' etymol. Wörterbuch. Berlin 1878 (G. Baist). T. Merkel, Der französ. Wortton. Freiburg 1880 (Joh. Storm). K. Hofmann u. Fr. Muncker, Joufrois. Altfranz. Rittergedicht. Halle 1880 (A. Mussafia). W. Zingerle, Ueber Raoul de Houdenc und seine Werke. Erlangen 1880 (Suchier). Gautier, Les épopées françaises. II. éd. Paris 1878/80 (E. Stengel). S. Prato, Quattro Novelline popolari Livornesi. Spoleto 1880 (Liebrecht). G. Grassi, Saggio intorno ai sinonimi della lingua italiana. Paravia 1879 (H. Vockeradt). Bacchi Della Lega, Bibliografia dei Vocabolari ne' dialetti italiani. Bologna 1879 (Fr. Neumann). Th. Gartner, Die Gredner Mundart. Linz 1879 (J. Alton).

Nr. 3. März 1881. p. 81—120: G. Vigfusson, Sturlunga Saga. Ox-

ford 1878 (O. Brenner). K. Domanig, Parzivalstudien. Paderborn 1880 (H. Paul). Fr. Pfeiffer-Strobl, Berthold v. Regensburg. Wien 1880 (Joh. Schmidt). F. Bobertag, Geschichte des Romans. Breslau 1879 (E. Brenning). J. Ries, Die Stellung von Subject und Prädicatsverb im Hêliand. Strassburg 1880 (K. Tomanetz). K. G. Keller, Deutscher Antibarbarus. Stuttg. 1879. K. G. Andresen, Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen. Heilbronn 1866 (O. Behaghel). H. Paul, Zur orthogr. Frage. Berlin 1880 (Kräuter). E. Haufe, Die Fragmente der Rede der Seele an den Leichnam in der Hs. der Cathedrale zu Worcester neu hrsg. Greifswald 1880 (Th. Wissmann). K. Elze, Notes on Elizabethan Dramatists. Halle 1880 (Pröscholdt). Fr. Kreyssig-Lamprecht, Geschichte der franz. Nationalliteratur. Berlin 1879 (K. Vollmöller). O. Faulde, Ueber Gemination im Altfranzösischen. Halle 1881 (Suchier). Perschmann, Die Stellung von O in der Ueberlieferung des altfranz. Rolandsliedes. Marburg 1881 (Scholle). E. Despois et P. Mesnard, Les grands écrivains de la France. Molière. T. V. Paris 1880 (Mahrenholtz). Vayssier, Dictionnaire patois-français. Carrère 1879 (J. Aymeric). A. Hortis, Studi sulle opere latine del Boccaccio. Trieste 1879 (G. Körting). [O. Vitali], Cantare di Madonna Elena Imperatrice. Livorno 1880 (F. Liebrecht).

Nr. 4. April 1881. p. 121—160: H. Paul, Principien der Sprachgeschichte. Halle 1880 (L. Tobler). F. Bechtel, Ueber die Bezeichnungen der sinnlichen Wahrnehmungen in den indogermanischen Sprachen. Weimar 1879 (K. Brugman). Fr. Tamm, Tränne tyska ändelser i Svenskan. Göteborg 1878. Om tyska ändelser i Svenskan. Upsala 1880. Om främmande ord förmedlade genom Tyskan. Upsala 1880 (E. Sievers). R. B. Anderson, The Younger Edda. Chicago, London 1880 (B. Symons). R. Medem, Ueber das Abhängigkeitsverhältniss Wirnt's von Gravenberg von Hartmann von Aue und Wolfram von Eschenbach. Danzig 1880 (R. Sprenger). K. J. Schröer, Faust von Goethe. Th. I. Heilbronn 1881 (G. v. Löper). [G. Wendt], Götz von Berlichingen, erste vollst. Bühnenbearbeitung, nach der Goethe-Hs. der Universitätsbibl. in Heidelberg. Bielefeld, Karlsruhe 1878 (O. Behaghel). O. Zielcke, Sir Orfeo, ein englisches Feenmärchen aus dem Mittelalter. Breslau 1880 (Th. Wissmann). J. Riese, Recherches sur l'usage syntaxique de Froissart. Halle 1880 (A. Stimming). Hormel, Untersuchung über die Chronique ascendante und ihren Verfasser. Marburg 1880 (G. Körting). Wilke, Ce que Molière doit aux anciens poètes français. Progr. Lauban 1880 (K. Foth). Willenberg, Analyse et examen critique de l'École des Femmes. Ohrdruf 1880 (K. Foth). A. d'Ancona, Studj di Critica e Storia Letteraria. Bologna 1880 (A. Gaspary). G. J. Ferrazzi, Torquato Tasso. Studj biografici-critici-bibliografici. Bassano 1880. P. L. Cecchi, Torquato Tasso und Italienisches Leben im 16. Jahrh., übersetzt von Frh. v. Lebzeltrn. Leipzig 1880 (Scartazzini). P. J. Andeer, RhätoromanischeElementargrammatik. Zürich 1880 (J. Ulrich).

Revue des langues romanes. III. série. Tome IV. Montpellier. Paris 1880.

5—11: V. Smith, Chansons populaires. Femmes-soldats. 12—17: Poésies. William C. Bonaparte-Wyse, La deificacioun dou vent-terreau; Cansoun. Chassary, A la poulida que sauprés pas soun noum. 18—19: Variétés. C. C., A(n)fara = flamme; Un planh catalan. 20—26: Bibliographie. J. H. Albanés, La vie de sainte Douceline. Marseille 1879 (C. C.). Société des anciens textes: Chronique du Mont-Saint-Michel publ. p. Siméon Luce, tome I. Le livre des métiers d'Étienne Boileau. Glossaire-Index par Fr. Bonnardot. Paris 1879 (A. B.). Ramellets de Proverbis, maximas, refrans y adagis catalans, escullits y posats en quartetas, per Justin Pepratx. Perpinyá 1880. Malemort du Comtat, Curiosités de ses anciens livres de

paroisse. Avignon 1879. La transitivité du verbe français, Esquisse hist. p. Axel Klint. Stockholm 1879. 27—46: Périodiques. Romania, Nr. 31 (L. Constans). Zeitschrift für roman. Philologie. III. Band. 4. Heft. (L. Constans). Romanische Studien. Heft XV (A. B.). Literaturblatt für roman. und germ. Philologie. 1—6 (C. C.). Il Propugnatore. Anno XIII, Parte 1 (C. C.). Bulletin de la Société des anciens textes fr. 1879, Nr. 3 (A. B.). Lo Gay Saber, Nr. XIV (A. Balaguer y Merino). Bulletin de la Société des études du Lot, t. V (C. C.). Bulletin historique et archéologique de Vaucluse, I année (J. Bauquier). Les lettres chrétiennes. Revue d'enseignement, de philologie et de critique 1880. Nr. 1 (J. Bauquier). A. Roque-Ferrier, Les pluriels de l'article archaïque à Lansargues, à Nîmes et dans les Alpes; Le pater noster montpelliérain du poète Gervais. J. Aymeric, Le dialecte roueragat (L. Constans). 47—52: Chronique. Errata. — Revue des langues romanes. III. série, t. IV. 105—146: C. C., Sermons et préceptes religieux en langue d'oc du XIIe siècle. 147—150: Poésies. Abat Rieux, Tout en Dieu. L. de Berluc-Perussis, A Frederi Mistral. 151—155: Bibliographie. Le romant de la vie des Peres hermites p. F. Castets (A. Boucherie). Le juif errant, par G. Paris. Paris 1880 (A. Roque-Ferrier). 156: Chronique.

Revue des langues romanes. III. série. t. IV (fasc. 4). 157—178: C. C., Les sorts des apôtres. Texte provençal du XIIIe siècle. 179—182: Les provençalistes du XVIIIe siècle (Suite). 183—192: Poésies: A. Langlade, Malhan e Daudet; P. Fesquet, Redoundel; G. Azais, Lous dous loups; F. Delille, Perqué? 193—194: Variétés. 195—198: Bibliographie. G. Raynaud, Les chansons de Jean Bretel. Paris (A. B.). E. Ritter, Poésies des XIVe et XVe siècles. Genève 1880 (A. B.). E. Koschwitz, Karls des Grossen Reise nach Jerusalem. Heilbronn 1880 (A. B.). Ph. Tamizey de Larroque, Sonnets inédits d'Olivier de Magny. Paris 1880 (C. C.). 199—206: Périodiques. Archives des Missions scientifiques et littéraires. 3. série. t. VI. 3. livr.: Fr. Michel, Rapport sur une mission en Espagne (C. C.). Archivio glottologico italiano (A. B.). Le Courrier littéraire de l'Ouest (A. B.). 207—208: Chronique.

Romania. Nr. 36. Octobre 1880.

497—514: Wilhelmo Braghirolli, P. Meyer & G. Paris, Inventaire des mss. en langue française possédés par Francesco Gonzaga I, capitaine de Mantoue, mort en 1407. 515—546: G. Paris, Sur un épisode d'Aimeri de Narbonne. 547—570: V. Smith, Un mariage dans le Haut-Forez. Usages et chants. 571—578: A. Bos, Note sur le créole que l'on parle à l'île Maurice ancienne île de France. 579—591: Mélanges (J. Ulrich; Ch. Joret; J. Cornu; G. Paris; J. Havet). 592—614: H. Andresen, Maistre Wace's Roman de Rou et des ducs de Normandie. Heilbronn 1877/79 (G. P.). 614—617: A. Mercier, Histoire des participes fr. Paris 1879; J. Bastin, Le participe passé dans la langue fr. et son histoire. St. Petersbourg 1880 (Kr. Nyrop). 617—618: Fr. Sabatini, Abelardo ed Eloisa secondo la tradizione popolare. Roma 1880 (G. P.). 619—628: Périodiques. 1) Revue des langues romanes III, 4—6 (P. M.). 2) Giornale di filologia romanza (G. P.). 3) Archivio glottologico italiano, Nr. 5 (G. P.). 4) Roman. Studien IV, 2 (G. P.). 5) Literaturblatt für germ. und rom. Philologie. 6) Revue celtique. 7) Revue critique. 8) Literarisches Centralblatt. 629 bis 635: Chronique.

Miscellen.

Agilo, Aliruna und Aruwentil,

Gottheiten und Heilige im Rhein-Mosel-Gaue.

Ausser den der altgermanischen Götterwelt feindseligen Natur-Riesen (Verleiblichungen schädlicher Natur-Einflüsse) gab es auch denselben befreundete riesische Sippen, welche als Riesengötter bezeichnet werden können. Letztere entstanden bei Vermischung der germanischen Einwanderer mit der unterjochten Urbevölkerung: sie sind die germanisirten Götter dieser. Zu den Riesengöttern gehörte das bedeutende Geschlecht des Wilkin (lat. Vilkinus), höchst wahrscheinlich keltisch-gallischen Ursprunges. Dieses Urgottes Sohn Wato (Wate), mit einem Seeweibe Wakhilt (Waghilde, Wachilt) gezeugt, ist ursprünglich als ein riesiger, alle Elemente in sich fassender Allgott zu denken; er wird in der späteren (nordischen) Sage zum finnischen König gemacht, was wol nur allgemein den fremden Ursprung andeuten soll. Dessen Söhne waren Wiolant (Wieland), Agilo und Slagifedara, in ihrer Urbedeutung den Elementen Feuer, Wasser, Luft entsprechend. Die wilkinische Sippe ward von dem einwandernden Göttergeschlechte zurückgedrängt, versöhnte sich aber später mit den mächtigen Germanengöttern und behielt bescheidene Plätze neben ihnen; das heisst: einige germanische und keltische Stämme schlossen Frieden und Freundschaft, vermischten das Blut, das Volksthum und den Götterglauben. Dies geschah am wahrscheinlichsten beim Vorrücken der Germanen (vor Allem der Trevirer) über den Rhein auf gallisches Gebiet; dabei überwog aber das Germanenthum, und die neuen Gottheiten tragen durchaus germanische Namen. Die Götter der beiden indogermanischen, aber sich fremd gewordenen Völker lassen sich, soweit es auf die wilkinische Gruppe Bezug hat, folgenderweise neben einander stellen: Wilkin, der Ahnherr, vergleicht sich dem Poro (nord. Buri), Wato (nord. Vadi)* dem Paru (nord. Börr) der Germanen; die drei Brüder entsprechen sich also: Wiolant (Völundr)** = Locho (Loki),*** Agilo (Egill = Hanu (Hoenir),

---

* Hieher wird wol etymologisch der keltisch-britische Gwydion, Sohn des Don, gehören.

** Der Name würde altfranz. Guilans lauten müssen; er lautet aber Galans, Galland, was vielleicht den Gallischen, Welschen bedeutet. Es ist dies ein Beispiel, in welcher Weise die Germanen mit den Namenumwandlungen vorgingen: sie ersetzten den alten Namen durch einen ähnlichklingenden, wobei zugleich dem Wesen des Riesengottes Rechnung getragen ward — Wiolant bedeutet der „Kunstreiche", ebenso wie der griechische Vetter Daidalos (Dädalus).

*** Wie Locho seine Geschöpfe, die Zwerge, für sich arbeiten lässt, heisst Wiolant (Völundr) Führer (Fürst) der Alfen (Elben, Zwerge).

Slagifedara (Slagfidhr) = Wuotan (Odhinn).* Die Vermengung der beiderseitigen Glaubensansichten brachte den Nachtheil, da dieselben trotz der indogermanischen Verwandtschaft sich sehr verschiedenartig ausgebildet hatten, dass vielfach Verwirrung in die früher einfache germanische Mythologie kam. Die im Rhein-Mosel-Gau entstandenen, beziehentlich umgebildeten Sagen wurden alsdann bei der lebhaften Wechselwirkung der germanischen Stämme auch in andere, rein germanische Gegenden, später sogar nach Skandinavien übergeführt.

Wir wollen uns zunächst mit Agilo beschäftigen: Agilo (Aigilo, Eigil, Egilo, Egil — mhd. Eigel, Eugel, Eugelin, Euglein, Oegel — nord. Egill, Egil — ags. Aegle u. s. w.) berührt sich schon dem Namen nach so eng mit dem riesigen Seegotte Aki (Uoki — Ecke, Ueke — Aegir, Oegir u. s. w.), dass auch er als Wasserwesen deutlich zu erkennen ist. Man wird Aki und Agilo als Salz- und Süss-Wasserherrscher auseinander halten können. Die Namenform Agilo begegnet, mehr oder weniger rein, vielfach, auch in Zusammensetzungen. Von Agilolf, Agilulf leitete sich ein berühmtes Fürstengeschlecht her. Eine Mainzer Familie hiess „zum Eigel, Aigel oder Auglein", eine Züricher Familie „Oeüglin, Oiglin, Oeglin". — Agilo muss eine grosse Verehrung genossen haben; denn in der Rhein-Mosel-Gegend nennt man bis heutigen Tages Felsberge und thurmähnliche Gemäuer häufig Eigelsteine, mehrfach allerdings in verstümmelter Sprachform: Hinter der Citadelle der Festung Mainz liegt der berühmteste der Eigelsteine, ein Thurmbau, auch Dursen- oder Drusenthurm (d. i. Riesenthurm, fälschlich: Drususthurm) genannt. Ein solcher Eigelstein befindet sich ferner in Köln, wo ein Gericht (Mal, Ding) auf dem Bühel (Büchel, d. i. Hügel) am Eigelsteine (Malbüchel) bestand. Zwischen Trier und Lützenburg (frz. Luxembourg) liegt das Dorf Igel (früher: Agullia, Egla), welches gleichfalls als Dingstätte nachgewiesen ist und einen Eigelstein gehabt haben wird (nicht zu verwechseln mit der Igeler Säule römischen Ursprunges). Die höchste Spitze des Siebengebirges, der Oelberg, Malstätte des Auelgaues, könnte ursprünglich Auel- oder Aeulberg für Aeugelberg geheissen haben. Auch der Name des Dorfes Ayl bei preussisch Saarburg wäre zu beachten. Ausserdem gibt es viele örtliche Namenanklänge über den Rhein-Mosel-Gau hinaus in der Maingegend, im Elsass, in der Schweiz, in Baiern u. s. w., sogar in England.** Aber unstreitig war die Gegend zwischen Mosel und Rhein die Haupt-Verehrungsstätte Agilo's, und in der Heldensage ist Eigel König von Trier.

Agilo galt für einen sehr berühmten Bogenschützen; davon zeugt noch der rheinische Familienname Schützeichel. Er wird der Pfeilkundige und der Treffende zubenannt. Die Vorstellung des Schiessens für das Hereinbrechen der Flut ist eigenthümlich; der Ausdruck „die Wellen schiessen" ist bestehen geblieben, und dem entsprechend wird die Stromrichtung durch einen Pfeil angedeutet. Dazu beachte man, dass ein urweltlicher Strom Geirwimul (Geerwimmler) hiess, was mit einer Höllenstrafe in Verbindung gebracht zu sein scheint; ebenso heisst es vom Flusse Slidhr:

Ein Strom wälzt östlich durch giftige Ufer
Schwerte und schneidige Messer, der Slidhr.

* Auffallend ist, dass Slagifedara keinen Sagenkreis hat, während Wuotan der Hauptgott der Germanen war. — Vielleicht eben deshalb! Es muss der Forschung anheim gestellt werden, die Bezüge noch näher aufzuhellen.

** Alle diese Gegenden, wie überhaupt der grösste Theil Deutschlands, haben früher keltischen Einfluss erfahren; denn die Kelten waren vor der germanischen Einwanderung die Bewohner Deutschlands. Aber ich glaube, dass diese älteren Spuren unterdessen verwischt waren. Nachhaltiger gestaltete sich das Verhältniss am linken Rheinufer, wo die Urbewohner den Zusammenhang mit den verwandten Nachbarstaaten nicht ganz verloren. Auch die alten Briten sind keltisch.

Auch in der Hadding-(Hartung-)Sage von Saxo (Grammaticus) begegnet ein Fluss, in welchem Pfeile schwammen. Agilo's germanisch-ansisches Ebenbild Hanu (Hoenir) wird Pfeilkönig genannt. Eins mit Agilo scheint der Schütze An (zusammengezogen aus der Namenform Agino anstatt Agilo); von ihm erzählt Saxo, dass er mit dem ersten Pfeile des Gegners Sehne entzwei geschnitten, den zweiten Pfeil ihm zwischen den Finger durchgejagt und mit dem dritten ihm den Pfeil aus der Hand geschossen habe. Der rheinische Familienname Anschütz gemahnt an Schützeichel. Die nordische Wilkinasage überträgt auf Agilo (Egil) die Sage, welche sonst von dem germanischen Morgengotte Tellingar (nord. Dellingr, Dallr, md. Döllinger, schweiz. Tell) geht.* Agilo führte auch den Beinamen Gerwentil (Kerwentil, md. Karwendel), d. i. der Geergewandte.

Gleich seinen zwei Brüdern hatte Agilo ein halbgöttliches Weib, eine Walachura (Walkure, Todtenwählerin, Schlachtenmädchen) zur Gattin: Aliruna (Alioruna, Alaruna, Alirun, Elirun, Elrun; später: Alerun, Alraun; nord. Aelrun, Oelrun — d. i. wahrscheinlich: „Fremdkundig"), die Tochter des sagenhaften Königs Kiar von Walland (Welschland, Gallien?), welche den Beinamen Alwit (alvitr, allweise) führte. Der Name Aliruna ward latinisirt in Auruna (verschrieben: Aurinia). Tacitus sagt: „Der Germane spricht dem Weibe eine gewisse Heiligkeit und Sehergabe zu; man beachtet ihren Rath und lauscht ihrem Ausspruche. Wir selber haben unter dem verewigten Vespasian jene Veleda gesehen, welche weit und breit für ein göttliches Wesen galt. So haben sie auch vor Zeiten Auruna und andere Frauen verehrt." In einem mittelalterlichen Gedichte heisst es: „Alraun, du viel gute," und noch Hans Sachs schildert sie als eine am Scheidewege begegnende Göttin. — Nach dieser allweisen Walkure nannten zauberkundige Weiber sich Aliorunen, Alirunen, Alraunen. Sie muss auch der Heilkunde mächtig gewesen sein, wie man solche vorzugweise den Frauen zuertheilte. Das breitblätterige, gelbblumige Kraut Alraun wird Agilo's Gattin heilig gewesen sein. Die Alraunwurzeln sind seltsam behandelte Wurzeln zauberhafter Wirkung. — Aliruna blieb sieben Winter (Jahre) lang bei Agilo. Da hielt die Sehnsucht nach dem kriegerischen Gewerbe sie nicht länger; sie entflog mit ihren Schwägerinnen mittels der Schwanengewande auf Nimmerwiedersehen — eine herrliche Sage, welche noch von dem Märchensammler Musäus aus Volksmunde vernommen ward, und welche merkwürdig übereinstimmend uns auch in indischem Gewande begegnet.

Der latinisirte Name Aurûna ward verschrieben in Aurâna und also französirt in Auranna, wo die Verdoppelung des n die Dehnung des vorhergehenden a bezeichnet. Die so verstümmelte Namenform ward endlich im Grenzverkehre nach Deutschland zurückversetzt als Oranna — dieselbe Umwandlung, welche z. B. von Alberich, Alberon auf Aubéron, Oberon führte. Aliruna-Oranna ist bei Einführung des Christenthums zur Heiligen geworden und wird als Patronin von Deutsch-Lothringen gefeiert. Die ältesten Verehrungsstätten der St. Oranna sind Eschweiler oder Esch und Berus (bei Saarlouis); der erstere Ortsname weist vielleicht auf einen heiligen Baum der Halbgöttin. Gebete zur St. Oranna haben heilende Wirkung (Laiendeutung bringt den Namen mit Ohrleiden zusammen).

Aruwentil war der Sohn Agilo's und der Aliruna. Der Name (Aruwéntil, Orwéntil, Oréntil, Eréntil; md. Oréndel, Eréndel; nord. Oerwándil, Horwándil, Horwéndil; ags. Earéndel) bedeutet „Pfeilgewandt"; und in der That erscheint Aruwentil, der „Kecke" zubenannt, als Bogenschütz gleich seinem Vater dem Schützen-Eigel, Gerwentil. Ein Dorf Orendelsal (Orendensall) liegt im Hohenlohischen. Im Kräuter-Aberglauben stehen die zwei Pflanzen „Doste und Dorant (Durant)" stabreimend neben einander; vor

* Vergl. Archiv LXIII „Neues zur Tell-Sage" Seite 14, 15.

ihnen fliehen Zwerge und Nixen. Für Dorant (lat. antirrhinum oder marrubium?) kommt auch die Form Orant vor; es scheint, dass das D in Dorant nur in der Aussprache aus „und“ hinüber gezogen, vielleicht auch zur Herbeiführung des Stabreimes mit Doste vorgesetzt ist. Wahrscheinlich ist das Kraut Orant dem Aruwentil-Orentil geweiht gewesen.

Die Bedeutung Aruwentil's lässt sich sehr schwierig fassen: Es scheint, dass durch die Verbindung des an die Erde gebundenen Elementar-Riesen mit der luftigen Walachure der Sprössling zum riesigen Sonnengotte erhoben ward. Ein Uebergang lässt sich vielleicht in dem Gedanken finden, dass das Wasserreich nicht als ein dunkler, sondern als ein durch leuchtendes Gold (Hort) erhellter Raum angenommen ward. Man kann wol auch an die Vorstellung denken, dass den Seevölkern die Sonne aus dem Wasser emporzusteigen scheint. So entspricht Aruwentil den germanischen Göttern Paltar (Balder) und Frouwo (Fro, Freyr). Wie schon im Angelsächsischen Earendel als Strahl gedeutet ward, so bezeichnen die Pfeile (Sträle) des pfeilgewandten Gottes, entgegen seinem Vater, die Lichtstrahlen, wie auch bei Tellingar. Diese wecken in dem Erdboden die schlummernden Keime, und so verdankte man Aruwentil das Gedeihen des Pflanzenlebens, der Fruchtbarkeit; ja, er selber erscheint als die Verleiblichung des Keimes, welcher nicht umsonst männlich genannt ist. Seltsam entwickelte sich aus Aruwentil's Schützenkunst hinwiederum die Vorstellung vom „Schiessen“ der Pflanzen und Fruchtkeime, welche wie Pfeilspitzen keck aus dem Boden hervorbrechen.

Neben der Form Aruwentil besteht die Namenkürzung Wentil (md. Wendel, Wendelin; nord. Vandil), d. i. der „Geschäftige, Thätige, Rastlose“; noch bezeichnet „wandeln“ die Fussrüstigkeit. Aruwentil erscheint als rüstiger Wanderer, was den scheinbaren Gang der Sonne um die Erde bedeutet. Der nordische Ortsname „Vandils ve“ besagt „(Aru-)Wentil's Weihthum“. Die Stammnamen Wandiler, Wandaler, Windiler gehören nach der Wurzel des Wortes hieher; vielleicht leiteten diese Stämme ihre Abkunft von Aruwentil her.

Es ist nicht bekannt, dass der lichte Riesengott Aruwentil einen Wagen gehabt habe, während anderwärts häufig ein Sonnenwagen vorkömmt. Aber eine andere schöne Vorstellung begegnet: Die Seeanwohner dachten sich, dass der Sonnengott nach Zurücklegung der Erdwanderung allabendlich am westlichen Seestrande ein Schiff besteige, um auf unbekannten Seewegen nach dem Osten zurückzufahren. So tritt denn Aruwentil als kühner Fährmann auf; das Mittelmeer hiess nach ihm Wendelsee. — Eigenthümlich ist, dass Aruwentil auch als Hirte aufzutreten scheint; man dachte sich wol die Wolken als Heerde.

Von Aruwentil besteht ein reiches Sagenfeld. Ich berühre nur einen Theil desselben: Als Knabe scheint er nicht den Erwartungen, welche Agilo von ihm gehegt hatte, entsprochen zu haben, und ihm daher das Hüten des Viehes übertragen worden zu sein. Aber plötzlich brach sein kühner Geist durch. Er liess sich von dem Vater eine Flotte bauen und fuhr mit zahlreichem Gefolge Mosel und Rhein hinab auf die grosse See, um die fern wohnende schöne Jungfrau Groa (d. i. die „Grünende“, die sommerliche Erde; bei Saxo: Geruta — Hruoda?), welche zauberkundig war, zu gewinnen. Aber die ganze Flotte ging unterwegs zu Grunde, und nur der Jüngling Aruwentil entrann dem Tode und ward an Land geworfen. Von dem mächtigen Seeriesen Aki, welcher ihm als schlichter Fischer Iso (Ise) erschien, erhielt er als Lohn für geleistete Dienste einen unscheinbaren grauen Rock, welchem geheime Wunderkraft innewohnte. Der kühne Jüngling erkämpfte nun das schöne Weib und kam nach langen Fahrten und vielen Erlebnissen und Fährnissen in das väterliche Land zurück, wo ihm die Gattin einen Sohn Amleth (Shakespeare's: Hamlet) gebar. Die Schönheit der Groa erregte in Aruwentils missgünstigem jün-

geren Bruder Fengo Begierden, und diesem wuchs der Neid derart, dass er den Bruder heimlich vergiftete. Mit heuchlerischen Worten gewann er nun die schönste der Frauen zu seinem Weibe. Aber als Amlet erwachsen war, rächte er den Vater. Fengo scheint ein winterlicher, düsterer Riese zu sein, welcher die Erde nach des lichten Riesen Tode in Besitz nahm, bis Amlet, der junge Lichtgott, seiner Macht entgegentrat. Die wahrscheinlich keltische Sage berührt sich auffallend mit der germanischen Sage von Paltar und Hadu (Baldr und Hödhr). — Nur dass Nanda (Nanna), Paltar's Gattin, in die Unterwelt folgt, was spätere Sagenbildung zu sein scheint. In der verwandten Sage der Frouwa (Freyia) sucht diese ihren verlorenen Gemahl weinend in allen Ländern. In der jungmythischen Erzählung von Balder und Hother bei Saxo kämpfen diese, von Göttern zu Helden herabgesunken, um den Besitz der schönen Nanna; Hother vermählt sich nach einer siegreichen Schlacht dem Gegenstande des Ringens.

Die Irrfahrten Aruwentil's legten den Römern den Gedanken nahe, jenen mit Ulixes-Odysseus zu vergleichen. Dass dieser germanische Ulixes als Stifter von Asciburg (Askiburg = Eschburg — — Asburg bei Meurs am Niederrhein?) angeführt wird, erinnert an Eschweiler, das Heiligthum der Mutter Oranna. — Ueber das erwähnte zauberkräftige Kraut Orant, welches als Amulet getragen worden zu sein scheint, besteht der Reim:

„Stoss mir nicht an den Durant,
Sonst kommen wir nimmer in unser Vaterland!"

Die Oriande, welche (nach dem Volksbuche von Malegis) am Grabe des heiligen Patricius Auskunft sucht, ob ihr Geliebter todt oder am Leben sei, und wo er sich aufhalte, erinnert schon dem Namen nach lebhaft an Orendel's Gattin.

Der graue Rock, welchen Aruwentil von Ise erhielt, ward später für den heiligen Rock Christi in Trier genommen, und die Heimbringung desselben in einem längeren Gedichte des 12. Jahrhunderts „Der ungenähte Rock" oder „König Orendel, wie er den grauen Rock gen Trier brachte" geschildert. Wenngleich diese Sage einen gewissen Heiligenschein trägt, so hat sie doch nicht das officielle Legendenrecht erworben. Aber Orendel ward zum heiligen Wendel oder Wendelin umgebildet. Nach der Kirchensage soll er ein schottischer Königssohn gewesen sein, welcher, um demüthigen Sinn zu bewähren, sich zum Hirten erniedrigte. Er hütete die Heerden eines trierer Edelmannes und führte sie zur Weide durch die Lüfte nach dem Landstrich, welcher Westrich heisst, und wo ihm zu Ehren später die Stadt St. Wendel erstand. Als er einst den Hirtenstab in die Erde stiess, sprang ein Quell hervor, der Wendelsbrunn bei St. Wendel. Wendel ist Schutzherr der Hirten; er schützt das Vieh vor Seuchen und befördert seine Vermehrung. Sein Hauptfest ist zu Pfingsten, besser wol Johannis, Sommersonnenwende, wo die Sonne den höchsten Stand hat. Wendel's Tod wird in den October gesetzt, also in den Herbst, wo die Sonne ihre Kraft verloren hat und die Natur abzusterben beginnt. St. Wendelin wird irrthümlich als Bruder der St. Oranna angegeben; er ist ihr Sohn, wie wir gesehen haben. Auf dem Altar der Capelle zu St. Oranna bei Berus befindet sich sein Bild neben dem der Mutter.

Die schöne Groa wird auch mit dem allgemein-göttlichen Beinamen Perahta (Perchta, Berta; in dem Gedichte des 12. Jahrhunderts verstümmelt in Breide), d. i. die „Prächtige" benannt. Ein Vorort der Stadt St. Wendel heisst merkwürdiger Weise Breiten, was — wenn keine andere Deutung dafür gefunden wird — füglich auf Wendel's Gattin bezogen werden dürfte.

Adalbert Rudolf.

Orthographisches aus Frankreich.

Band 65, Heft 1 des „Archivs" brachte eine Miscelle von A. W. aus Landsberg a. d. W., unter dem Titel „Orthographisches aus Frankreich", deren Lectüre mich in nicht geringes Staunen versetzt hat. Wenn ich zunächst die Angabe, dass „selbst gebildetere Franzosen" mit der Orthographie auf dem Kriegsfusse zu stehen pflegen, dahin berichtigen muss, dass höchstens bei der Anwendung des Participe passé ab und zu gesündigt wird (und wem könnte dies bei der Willkür der Regeln und bei der Schwierigkeit der einzelnen Fälle besonders auffallen?), so trete ich den geradezu auf falscher Auffassung beruhenden Ausführungen des Verfassers entschieden entgegen. Hat Herr A. W. wirklich auch gewusst, was die „Lanterne de Boquillon" ist? Vor allen Dingen kein „Provinzialblatt", denn in Paris wird sie herausgegeben, und zwar nicht einmal im Zeitungs-, sondern im schlichten Duodezformat. Das betreffende Blättchen verfolgt hauptsächlich den Zweck, den Klerikalismus und den Legitimismus zu bekämpfen. Der Redacteur ahmt absichtlich nicht bloss die Bauernsprache nach, sondern er versetzt sich auch in die Gedanken, wie der spiessbürgerlichste Bourgeois, der mit seinem gesunden Menschenverstand in der innern Politik seines Landes etwas heller sieht, als gerade die unterste Volksschicht, dieselben ausdrücken würde. Und dem entspricht durchweg die phantastisch gekünstelte Orthographie. Daher ist diese, übrigens nicht gedruckte, sondern autographirte Publication auch mit möglichst plumpen, unbeholfenen Schriftzügen geschrieben, die mit den groteskesten Bildchen abwechseln (in denen besonders die Geistlichkeit und die Magistratur stark karrikirt werden), als rührte die ganze Geschichte wirklich von einem in der Zeichen- und Kalligraphirkunst recht ungeübten Verfasser her. Von „grammatischen Eigenthümlichkeiten" kann also ebenso wenig die Rede sein, als wenn etwa die bekannte „Revue critique d'histoire et de littérature" behaupten wollte, in Deutschland verstehe man seine eigene Sprache so schlecht, dass „selbst Gebildetere" z. B. „mir" statt „mich", „jut" statt „gut" (Kladderadatsch), „koa" statt „kein", „Bua" statt „Bube" (Fliegende Blätter) u. s. w. anwenden! Herr A. W. hätte demnach die Sache nur als Witz auffassen sollen; denn Onésime Boquillon übertrifft mit seinen, allerdings nicht sehr gewählten Redensarten Politiker, wie Müller und Schulze oder wie Nunne, bei weitem, was durch Ausdrücke wie quéque chôse, badingouinard, quééé farce, épastrouillant, oder wie (an anderen Stellen) cléricochons (= cléricaux), les vobiscôme (= les prêtres) u. s. w. „deutlich genug dokumentirt wird".

Ich habe die betreffende Notiz einigen gebildeten Elsässern mitgetheilt, und kann Herrn A. W. versichern, dass die Bezeichnung „homerisches Gelächter" wohl nur einen schwachen Begriff von der Heiterkeit geben würde, die seine jedenfalls allen Ernstes entworfenen Zeilen hervorgebracht haben.

Wenn Herr A. W. zu behaupten sucht, „die für die unteren Schichten des Volkes arbeitende Presse" leiste auf orthographischem Gebiete „wahrhaft Unglaubliches", und wenn er als Beweis hiefür die humoristisch-sarkastische „Lanterne de Boquillon" anführt, so behaupte ich meinerseits, dass es mir noch viel unglaublicher vorkommt, dass er ein so leicht hingeworfenes und auf so schwachen Füssen stehendes Urtheil gewagt hat.

Zum Beleg meiner Angaben füge ich diesen Bemerkungen nicht blos eine Nummer der hierzuland recht wohl bekannten „Lanterne de Boquillon", sondern auch den „Double Almanach de Boquillon pour 1881" bei, aus welch Letzterem man ersehen kann, dass der Verfasser beider Werkchen, der pariser Pamphletist A. Humbert, sowohl in seiner Art geistreich zu schreiben, als auch überhaupt richtig zu orthographiren versteht.

Altkirch i. Els. Th. Kr...t.

Sir Oluf and the elf-king's daughter.

Schottische Uebersetzung nach dänischem Original.

Ein Beitrag zur „Erlkönig“-Literatur.

Mitgeteilt
von
Dr. Otto Weddigen.

Sir Oluf the hend has ridden sae wide,
All unto his bridal feast to bid.

And lightly the elves, sae feat and free,
They dance all under the greenwood tree.

And there danced four, and there danced five;
The elf-king's daughter she reekit bilive.

Her hand to Sir Oluf, sae fair and free;
„O welcome, Sir Oluf, come dance wi' me!

O welcome, Sir Oluf! now lat thy love gae,
And tread wi' me in the dance sae gay.“

„To dance wi' thee ne dare I, ne may;
The morn it is my bridal day.“

„O come, Sir Oluf, and dance wi' me;
Twa buckskin boots I'll give to thee;

A silken sark, sae white and fine,
That my mother bleached in the moonshine.“

„I darenna, I maunna come dance wi' thee;
For the morn my bridal day maun be.“

„O hear ye, Sir Oluf! come dance wi' me,
And a helmet o' gowd I'll give to thee.“

„A helmet o' gowd I well may hae;
But dance wi' thee, ne dare I, ne may.“

„And winna thou dance, Sir Oluf, wi' me?
Then sickness and pain shall follow thee!“

She's smitten Sir Oluf — it strak to my heart;
He never before had kent sic a smart;

Then lifted him up on his ambler red;
„And now, Sir Oluf, ride hame to thy bride.“

And whan he came till the castell yett,
His mither she stood and leant thereat.

„O hear ye, Sir Oluf, my ain dear son,
Whareto is your live sae blae and wan?“

„O well may my live be wan and blae,
For I hae been in the elf-woman's play.“

„O hear ye, Sir Oluf, my son, my pride,
And what shall I say to thy young bride?“

„Ye'll say that I've ridden but into the wood,
To prieve gin my horse and hounds are good.“

Ear on the morn, when night was gone,
The bride she cam' wi' the bridal train.

They shinked the mead, and they shinked the wine:
„O whare is Sir Oluf, bridegroom mine?"

Sir Oluf has ridden but into the wood,
To prieve gin his horse and hounds are good."

And she took up the scarlet ved,
And there lay Sir Oluf, and he was dead!

Ear on the morn, whan it was day,
Three likes were ta'en frae the castle away;

Sir Oluf the leal, and his bride sae fair,
And his mither, that died wi' sorrow and care.

And lightly the elves sae feat and free,
They dance all under the greenwood tree!

Robert Jamieson.*

Anakoluthien.

Anakoluthien finden sich im Deutschen wol kaum irgendwo so häufig wie bei Göthe, der sie mit besonderer Vorliebe gebraucht — zum Theil vielleicht absichtlich, um der Darstellung dadurch den Charakter einer gewissen Ungezwungenheit und Natürlichkeit zu geben: vgl. Ges. W. XVIII, 80 (— das sich der alte Herr gefallen liess, zuletzt aber aufstand); ibid. 242 (— die er für Uebel nahm und sich geduldiger dabei bewies etc.); XIX, 75 (mit denen wir nicht immer in gutem Verhältniss stehen und deswegen oft von ihnen geplagt werden = und von denen wir deshalb oft geplagt werden); XX, 128 (Eine Abschrift, die ich meinem Vater überreichte und dadurch so viel erlangte, dass etc.); ibid. 184 (— welche er denn auch einschaltete und das Ganze zusammenbildete); ibid. 193 (ein Buch, das er mir besonders empfahl und mein junges Gehirn dadurch in Verwirrung setzte); XXI, 278 (Kleider, die ich ablehnte und mir vorbehielt, ihm die seinigen wieder zuzustellen). — Ob solche und ähnliche Anakoluthien wirklich zu den Zierden der Darstellung gehören, darüber lässt sich streiten. Denn nicht alle Leute sind unbedingte Götheanbeter. Eins aber kann man wol unbedenklich behaupten, dass nämlich Anakoluthien der angegebenen Art in unsern Tagen bei einem Schriftsteller schwerlich unangefochten durchgehen würden. — Ausser bei Göthe sind denn auch Beispiele solcher Anakoluthien sehr selten. Aus Schiller ist zu erwähnen eine bekannte Stelle aus dem „Gang nach dem Eisenhammer" (Seht da die Verse, die er schrieb und seine Glut gesteht = und in denen er seine Glut gesteht). Unter den Neueren zeigt Holtei (der ja in seiner

---

* Jamieson, ein ausgezeichneter Gelehrter und Altertumsforscher, wurde geboren im Jahre 1780 in Morayshire. Im Jahre 1806 veröffentlichte er zu Edinburgh das bedeutende Werk: Popular ballads and songs, from tradition, manuscripts, and scarce editions; with translations of similar pieces from the ancient Danish language, and a few originals by the editor. Seine Vertrautheit mit den nordischen Sprachen setzte ihn in den Stand sich mit Walter Scott und Henry Weber an der Herausgabe von „Illustrations of Northern antiquities from the earlier Teutonic and Scandinavian romances" zu beteiligen, woraus unser Beitrag entnommen ist. Er starb im Jahre 1844 zu London.

Prosa auch sonst manchmal an Göthe erinnert) zuweilen leise Anklänge an jene sprachliche Eigentümlichkeit: Vgl. H. „Vierzig Jahre“ (Breslau bei Trewendt 1862) Bd. III, S. 198 (Ich vollendete hier ein romantisches Schauspiel „Die Sterne“, dessen erste Akte ich in Berlin schon meinem alten Freunde Wilibald Alexis vorgelesen hatte und es nun [= und das ich nun] in Hamburg dem bühnenkundigen Schmidt vorlegte).

Auslassung des bestimmten Artikels.

Bei den Klassikern der neueren (nicht der neuesten) Zeit finden sich nicht selten auffallende Fälle von Auslassung des Artikels — auffallend wenigstens für unser gegenwärtiges Sprachgefühl. Wir sagen: In den Himmel eingehen, in den Tag hinein leben, an den Tag kommen, an den Tag bringen, in den besten Jahren stehen, in den letzten Zügen liegen u. s. w. Bei Lessing, wie bei Göthe, Schiller u. A. finden wir aber auch: In Himmel eingehn, in Tag hinein leben u. s. w. Man vgl. Less. G. W. (Leipzig, Göschen, 1841) I, 118 (Und machte sich rechtschaffne Plage, in Himmel mühsam einzugehn); ähnlich ibid. S. 69 (Er — der Esel — fand sich selbst in Stall hinein); ibid. S. 125 (Sie ist nur einmal in Wald gekommen, den Pater Eremit zu sehen). Auch bei Göthe ist diese Erscheinung ziemlich häufig: vgl. G. Ges. W. VII, 42 (— in kleinen Vorsaal gehen); ibid. S. 46 (— lebst in Tag hinein); XI, 102 (Setz dich in Sessel!); ibid. S. 127 (er fabelte gewiss in letzten Zügen). Ebenso finden sich Beispiele der Art bei Schiller: vgl. V, 205 (Der Helm blieb mir in Händen); VI, 289 (Wer dacht' es, dass der alte Mann noch soviel Blut in Adern hätte); ibid. S. 345 (Ihr habt in Wind gesprochen, alter Meister). Auch sonst kommt Aehnliches bisweilen vor: vgl. Platen, Der alte Gondelier (Er stand in besten Jahren) und in dem bekannten Gedichte „Kaiser Albrechts Hund“ heisst es Str. 12: „Die That muss mir an Tag!“ — Was die Redensart „In den Händen haben“ betrifft, so ist daneben die andere Form „In Händen haben“ auch dem neueren Sprachgebrauch ganz geläufig, nur ist zu bemerken, dass die Redensart mit dem Artikel jetzt vorzugsweise (aber durchaus nicht ausschliesslich!) im eigentlichen Sinne gebraucht wird („Ein Buch, ein Schwert etc. in den Händen haben“), während im bildlichen Sinne („einen oder etwas in Händen haben = in potestate sua habere) die Auslassung des Artikels auch jetzt noch ziemlich häufig vorkommt.

A. W.

Giornale di filologia romanza diretto da Ernesto Monaci. No. 4, T II, Fasc. 1 e 2, Gennajo 1879. Pag. 1—9 N. Caix, Sulla declinazione romanza, I L'articolo italiano. Hält gegen Gröber il als nicht aus lo entstandene, sondern alte Form. P. 10—18 N. Caix, Sull influenza dell' accento nella coniugazione, manducare, adiutare. Manúcano, manicare, ferner aiutare aitare, computare compitare erwogen. P. 19—43 P. Vigo, Delle rime di fra Guittone d'Arezzo, mit einer Vertragsurkunde. P. 45—56 W. Förster, Un testo dialettale ital. del sec. XIII. Aus der Municipalbibliothek von Lion: 16 fromme Dichtungen, zusammen 208 Zeilen. 57—62 P. Rajna, Tosto. 63—76 Varietà: D'Ovidio, Ancora del perf. debole; Caix, Etimologia spagnuola, Malato; D'Ancona, Osservazioni ad un articolo del prof. Borgognoni sul sonetto; Rajna, Postille all' art. un serventese contro Roma. 75—105 Rassegna bibliogr. Beschnidt Biogr. des Guillem de Cabestaing und ihr histor. Wert, Marb. 1879, von Canello; Fr. Zambrini opere volg. a stampa dei secoli XIII e XIV, quarta ed. Bol. 1878, ausführliche berichtigende Anzeige von M[onaci]; A. Gaspary, Sic. Dichterschule, Berlin 1878,

von Navone; Passano novellini ital. indicati e descritti, sec. ed., 2 voll. 1878, von Zenatti. 106—114 Bull. bibliogr., 115—117 Periodici, 118—120 Notizie.

No. 5 (T. II, Fasc. 3—4) Luglio 1879. Pag. 121—152 F. Novati Una poesia politica del cinquecento: Il pater noster dei Lombardi. 153—163 R. Putelli, Un nuovo testo Veneto del Renard. Aus einem Miscellancodex der erzbisch. Bibl. in Udine. SEgnori e done che se qui Plasve intender et aldir 703 Zeilen. 164—171 G. Bernardi, Noterella al v. 46 del III dell' Inf. Questi non hanno speranzo di morte. 172—178 F. Settegast, Jacos de Forest e la sua fonte. 179—193 A. d'Ancona, Strambotti di Leonardo Giustiniani. Lyrische Volkslieder. 194—204 G. Salvadori, Storie pop. toscane, keine Erzählungen sondern erzählende Volkslieder. 205—212 A. Thomas, De la confusion entre r et s z en Provençal et en Français, documents nouveaux. 213—233 Varietà. J. Giorgi, Aneddoto di un codice Dantesco: neue Interpolationen zur Commedia: Capitulum de usurariis, de gulosis. Poesie civili del sec. XV. Due rispetti popolari. Della novella del Petit Poucet. 234—240 Rassegna bibl.: Zumbini, Filocopo del Bocc. von Monaci; Fornaciari, gramm. ital. dell' uso moderno von Navone; Baragiola Ital. Gramm. von Navone. 241—250 Bull. bibl., 251—253 Periodici, 254 Notizie.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

N. Beeck, Handlexicon der Geschichte und Biographie. (Berlin, Bolm.) 5 Mk.

Grammatik.

G. Humperdinck, Die Vocale und die phonetischen Erscheinungen ihres Wandels in Sprachen und Mundarten. (Bonn, Behrendt.) 60 Pf.

Lexicographie.

K. Rossberg, Deutsche Lehnwörter in alphabetischer Anordnung. Zusammengestellt und auf ihren Ursprung zurückgeführt. (Hagen, Risel.) 3 Mk.

H. Lukaszewsky u. A. Mosbach, Polnisch-deutsches und deutsch-polnisches Taschenwörterbuch. 2 Theile. (Berlin, Behr.) 4 Mk. 50 Pf.

Literatur.

A. Schönbach, Mittheilungen aus altdeutschen Handschriften. 3. Stück: Neue Fragmente des Gedichtes über die Zerstörung von Accon. (Wien, Gerold.) 30 Pf.

Hartmann v. Aue, Der arme Heinrich. Il povero Enrico. Versione in prosa di Aristide Baragiola. (Strassburg, Trübner.) 1 Mk. 20 Pf.

R. v. Gottschall, Die deutsche Nationalliteratur des 19. Jahrh. 5. verb. Aufl. (Breslau, Trewendt.) 20 Mk.

C. R. Pabst, Vorlesungen über Lessing's Nathan. Aus den hinterlassenen Papieren desselben hrsg. v. Fr. Edinger. (Bern, Haller.) 4 Mk.

H. Schreyer, Goethe's Faust als einheitliche Dichtung erläutert und vertheidigt. (Halle, Waisenhaus.) 4 Mk. 50 Pf.

Poètes contemporains. Poésies françaises, Poésies provençales et wallones avec traductions en prose ou en vers p. Jules vom Hag. Ie année. (Leipzig, Lenz.) 75 Pf.

K. Kruse, Die pädagogischen Meinungen des Michel Montaigne. (Jena, Neuenhahn.) 1 Mk. 35 Pf.

F. Miklosich, Rumänische Untersuchungen. I. Istro u. Macedo-rum. Sprachdenkmäler. (Wien, Gerold.) 4 Mk.

H. Zimmer, Keltische Studien. I. Heft. Irische Texte mit Wörterbuch v. E. Windisch. (Berlin, Weidmann.) 3 Mk.

Eug. Einenkel, Ueber die Verfasser einiger neuangelsächsischer Schriften. (Leipzig, Fock.) 3 Mk. 50 Pf.
Russische Nationalbibliothek (Interlinear-Uebersetzung. Accentuirter Text). 2. Jahrg. 12 Hefte. (Leipzig, Gerhard.) 10 Mk.

Hilfsbücher.

F. Blatz, Neuhochdeutsche Schulgrammatik für höhere Lehranstalten. (Tauberbischofsheim, Lang.) 1 Mk. 60 Pf.
W. Schwarz, Uebungsmaterial f. d. orthographischen Unterricht, methodisch bearbeitet. (Mannheim, Bensheimer.) 35 Pf.
G. E. Lessing, Minna v. Barnhelm. Schulausgabe mit Anmerkungen. (Stuttgart, Göschen.) 80 Pf.
A. E. Switzers, Kudrun. Nach Müllenhoff und Martin verkürzte Ausg. mit gramm. u. metr. Einleitung u. Wörterbuch für Schulen und zum Selbstunterricht. (Hannover, Hahn.) 1 Mk.
Bürgel u. P. Wimmers, Die deutsche Lektüre in Lehrerbildungsanstalten. Litteraturkunde und Methodik. I. Jahr: Die Arten der didaktisch-epischen Dichtung. (Aachen, Barth.) 80 Pf.
Corneille, Ausgewählte Dramen. 2. Bd. Horace hrsg. v. E. Richter. (Wien, Klinkhardt.) 1 Mk.
F. Arago, La vie de L. N. M. Carnot. Im Auszuge für die Schule bearb. v. G. Geilfus. (Zürich, Schulthess.) 1 Mk. 20 Pf.
H. Siegl, Die Formenlehre des franz. Zeitwortes in schulmässiger Fassung. (Wien, Klinkhardt.) 60 Pf.
F. Basedow, Das franz. Verb in der Schule. (Berlin, Weidmann.) 1 Mk.
Englisches Vocabular und Hamilton's Reise nach London. Praktische Anleitung zum mündlichen Gebrauche der engl. Sprache. Hrsg. v. L. Herrig. 3. Auflage. (Iserlohn, J. Bädeker.)
M. Maass, The English pronunciation. Die Kunst, elegant und richtig englisch zu sprechen. (Berlin, Horrwitz.) 2 Mk. 50 Pf.
J. Koncewicz, Elementarbuch der russischen Sprache. (Reval, Kluge.) 2 Mk. 40 Pf.



Shakespeare's Richard II. und Heinrich IV.

Von

Dr. B. T. Sträter.

I.

Indem ich, in Anknüpfung an meine chronologischen Untersuchungen in den beiden früheren Abhandlungen dieser Zeitschrift, zuvor bemerke, dass unter den sämmtlichen historischen Stücken Shakespeare's aus der englischen Geschichte nur „King John" einer genaueren Zeitbestimmung entbehrt, weil wir ausser dem terminus ad quem, der Erwähnung bei Meres im Jahre 1598, keine zeitgenössische Notiz aus jenen Jahren über das Stück besitzen, namentlich keine Quartausgabe vor dem Abdruck in der Folio von 1623, so darf ich wohl im Voraus der allgemeinen Zustimmung gewiss sein, wenn ich mit Delius die zweite grosse Tetralogie als in den Jahren von 1595—1599 in einem ununterbrochenen Zuge geschaffen betrachte. Denn über Richard II. haben wir (ausser der bereits erwähnten Notiz von Wever aus dem Jahre 1595) die werthvolle, correcte Quartsusgabe (Q. A.) vom Jahre 1597 und die Eintragung in die Buchhändler-Register vom 29. August dieses selben Jahres. Von dem über Alles genial ausgeführten Ersten Theile Heinrichs IV. liegt ebenfalls eine gute Quartausgabe vom Jahre 1598 vor, vom Zweiten Theile ausser der einzigen Quart-Ausgabe von 1600 auch noch eine Anspielung Ben Jonsons aus dem Jahre 1599 auf den „Justice Silence", und ähnlich über Heinrich V. die (arg verstümmelte)

erste Quart-Ausgabe vom Jahre 1600 und Shakespeare's eigene Anspielung im Chorus des fünften Aktes auf ein Ereigniss des Jahres 1599, die Expedition des Grafen Essex nach Irland.

Da Meres zudem Heinrich den V. noch nicht erwähnt, wohl aber Heinrich IV., so fällt jener bestimmt in das Jahr 1599 — nebenbei gesagt die einzige Jahreszahl, in welcher alle Forscher völlig übereinstimmen* — Heinrich IV. fast ebenso sicher in die Jahre 1597—98; und da Richard II. ebenfalls wohl nur ein Jahr ausfüllen kann, so muss King John in dieselbe Zeit, 1595 oder spätestens 1596, fallen. Darüber sind die vorzüglichsten Forscher jetzt so ziemlich einverstanden, und brauchen wir deshalb bei dieser Periode weitere chronologische Detail-Untersuchungen wohl nicht anzutsellen. Wenn Furnivall nach ausschliesslich metrischen Symptomen Richard II. ein Jahr früher entstehen lässt, als Richard III., also schon 1593 bis 1594, so hat er damit wohl nirgends Beifall gefunden, da das Stück jedem den Gesammteindruck unbefangen Prüfenden ungleich milder und reifer erscheinen muss, als der noch halb im Marlow'schen Style geschriebene Richard III.

Man beachte nur einmal die äusserst geschickte Art und Weise, wie der in der Kunst der feineren dramatischen Composition höchst energisch fortschreitende, etwa zweiunddreissigjährige Dichter die Erzählung des Holinshed in seinen Dialog verwandelt. Der erste Akt des Stückes enthält bekanntlich in breit entwickelter Ausführung den Streit zwischen dem Herzoge von Norfolk und Heinrich Bolingbroke vor König Richard II. (erste Scene), dann die exponirende (zweite) Zwischenscene zwischen dem Herzoge von Lancaster, dem Vater des Heinrich Bolingbroke, Johann von Gaunt, einem der sieben Söhne Eduards III., und der Herzoginn von Gloster, seiner Schwägerinn, der König Richard ohne Urtheil und Recht ihren Gemahl Thomas von Gloster hat erschlagen lassen — endlich das (in der dritten Scene) beginnende Gottesurtheil des ritterlichen Zweikampfes zwischen den beiden Gegnern, welcher aber unter-

---

* Vgl. meine Zusammenstellung sämmtlicher chronologischen Daten nach Malone, Dyce, Collier, Gervinus, Delius, Furnivall und Dowden im XVI. Bande des Shakespeare-Jahrbuches, herausgegeben von Fr. Aug. Leo, 1881, pag. 415 (Weimar, A. Huschke).

brochen wird durch des Königs Machtspruch, dass die Ritter beide sollen verbannt werden vom Boden Englands.* Jene erste Scene erzählt nun Holinshed folgendermassen:

„Nun geschah es, dass in dieser Parlamentssitzung zu Shrewsbury der Herzog Heinrich (Bolingbroke) von Hereford den Herzog Thomas Mowbray von Norfolk wegen gewisser Reden verklagte, die er im Gespräch mit ihm sollte geführt haben, als sie vor Kurzem zusammen zwischen London und Brainford ritten, und die dem Könige keineswegs ehrenvoll klangen. Zu weiterem Beweise dafür reichte er eine Bittschrift an den König ein, in welcher er den Herzog von Norfolk zum Zweikampf ins Feld forderte, weil er ein Verräther sei, falsch und untreu dem Könige. Der Herzog von Norfolk aber übernahm es kühn, sich zu verantworten, indem er erklärte, dass, was auch immer der Herzog von Hereford gegen ihn gesagt hätte, so hätte er das gelogen als ein ungetreuer Ritter, der er

* In der uns vorliegenden Uebersetzung von Schlegel und Tieck (Neue Ausgabe von 1853, 9 B.) schliesst der erste Akt mit dieser dritten Scene, und in dieser Gestalt wird gewöhnlich auch das Stück bei uns aufgeführt. Aber im englischen Original-Texte folgt noch eine vierte Scene, welche für die erste Exposition der ganzen Sachlage durchaus nicht so unbedeutend erscheint, dass sie in den zweiten Akt verlegt werden dürfte, wie das zuerst Johnson vorgeschlagen hat, ohne dass irgend ein Herausgeber ihm zugestimmt hätte: denn sie enthält die gereizte Stimmung des Königs gegen den jungen Heinrich Bolingbroke, weil er sich so populär zu machen versteht, ferner den Entschluss, gegen Irland auszuziehn und zur Bestreitung der Kosten dieses Feldzuges das eigene Königreich zu verpfänden und zu verpachten, und endlich die Nachricht, dass der alte Gaunt von Lancaster, der Oheim des Königs und Vater des Verbannten, tödtlich erkrankt sei, bei welcher Gelegenheit denn das unchristlich herzlose Verfahren des Königs Richard II. gegen seine guten Oheime als charakteristisches Kennzeichen der leichtsinnigen Unvorsichtigkeit seines Charakters treffend vom Dichter hervorgehoben wird. Der Akt schliesst nemlich im Englischen mit den Worten Richards:

> Gib, Himmel, seinem Arzt nun in den Sinn,
> Ihm augenblicklich in sein Grab zu helfen!
> Die Füllung seiner Kisten soll zu Röcken
> Der Truppen dienen im Irländ'schen Krieg.
> Ihr Herren, kommt, gehn wir, ihn zu besuchen,
> Und gebe Gott, wir kommen schon zu spät!*

* Nebenbei mache ich darauf aufmerksam, dass „The lining of his coffers" hier nicht heisst „die Fütterung seiner Koffer", sondern „der Inhalt oder die Füllung seiner Geldkisten". Die Uebersetzung rührt wohl noch von der ersten Ausgabe Schlegels her, die bekanntlich schon 1797—1801 erschienen ist (Siehe G. Vincke „Zur Geschichte der deutschen Sh.-Uebersetzungen", 1881, Band XVI des Shakesp.-Jahrbuches).

wäre. Und als der König den Duke of Hereford fragte, was er dazu sagte, nahm dieser sein Barett ab und sagte: ‚Mein Souverän, wie es in meiner Bitte an Euch eben enthalten ist, so sage ich der Wahrheit vollkommen gemäss, dass Thomas Mowbray ein Verräther ist, falsch und ungetreu Eurer Königlichen Majestät, Eurer Krone und allen Staaten Eures Königreiches.‘ — Und in ähnlicher Weise werden später die einzelnen Beschuldigungen, wie sie Shakespeare verwerthet hat, angeführt: ‚dass Thomas Mowbray, Herzog von Norfolk, achttausend Nobles erhalten hätte, um die Soldaten zu bezahlen, welche die Stadt Calais besetzt halten — und das habe er nicht gethan, wie er sollte. Und ferner wäre der Herzog schon seit achtzehn Jahren die Veranlassung zu aller Verrätherei gewesen, die im Königreich stattgefunden hätte. Und durch sein falsches Vorgeben und seine boshaften Rathschläge hätte er den Mord und Tod Eures theuren Oheims veranlasst, des Herzogs von Glocester, des Sohnes von König Eduard III.“

Wie einfach und unmittelbar, und dennoch wie geschickt hat Shakespeare solche Daten der Geschichte in seine prächtigen Blankverse übertragen:

Look, what I speak,* my life shall prove it true:
That Mowbray hath receiv'd eight thousand nobles,
In name of lendings for your highness' soldiers,
The which he has detain'd for lewd employments,
Like a false traitor and injurious villain.
Besides I say and will in battle prove,
Or here or elsewhere, to the furthest verge
That ever was survey'd by English eye,
That all the treasons, for these eighteen years
Complotted and contrived in this land, 10
Fetch ** from false Mowbray their first head and spring.

---

* Q. A. hat speak statt said, welche erstere Lesart doch wohl vorzuziehen wäre, da er mit seinem Leben einstehen will für Alles, was er jetzt und überhaupt sonst auch spricht. Delius bezieht said auf das schon früher Gesagte und folgt darin der Autorität der Folio A. (1623) und der Q. B. und D. und E. von 1598, 1608 und 1615.

** Nur in Q. A. (1597) steht fetch, alle späteren Drucke fetch'd, was zu verwerfen des Verses wegen schon, der in dieser unbetonten Silbe des ersten Jambus offenbar zu hart durch die sechs gehäuften Consonanten wird. Die Präsens-Form entspricht ausserdem dem vorhergehenden Perfect (hath received — hath detained) und dem nachfolgenden Present Tense

Further I say, and further will maintain
Upon his bad life to make all this good,
That he did plot the duke of Gloster's death,
Suggest his soon-believing adversaries, 15
And, consequently, like a traitor coward,
Sluic'd out his innocent soul through streams of blood:
Which blood, like sacrificing Abel's, cries,
Even from the tongueless caverns of the earth,
To me for justice and rough chastisement; 20
And, by the glorious worth of my descent,
This arm shall do it, or this life be spent.

In ähnlicher Weise ist die zweite und dritte Scene ganz nach den historischen Daten äusserst genau und sorgsam ausgearbeitet, ich möchte sagen, mit einer gewissen Umsichtigkeit und historischen Gründlichkeit, wie das nur ein Dichter kann, der bereits mit einem geschichtlichen Stücke (Richard III.) einen durchschlagenden Erfolg errungen hat und deshalb glaubt, dass er nun um so gewissenhafter für sorgfältige Behandlung des Stoffes einzustehen hat. Namentlich der Zweikampf ist in allen Formen eines feierlichen Turnieres vortrefflich entworfen, ein historisches Freskogemälde ersten Ranges, in dessen Ausführung wir bereits die grössere Reife des jungen Künstlers sehen, die wir vorhin an Richard II. gerühmt haben. Für die Engländer seiner Zeit muss der Eindruck eines so lebendigen Bildes von dem beginnenden Streite zwischen Richard II. und Heinrich IV. ein wahrhaft überwältigender gewesen sein.

Und wie belebt sich nun dieses getreue Bild der tiefbewegten Zeit im zweiten Akte durch die Kunst des Dichters, in der ergreifenden Scene am Sterbebette des alten Johann von Gaunt, des Stammvaters der Lancaster-Familie! Das stand freilich nicht so in seinen Quellen verzeichnet: aber der Dichter zieht einfach die Consequenz aus den bereits vorliegenden That-

(cries) und ist Ausdruck der lebhaften Erzählung und des nach der Beschuldigung noch fortdauernden Verrathes. — Die ganze Rede des jungen Heinrich Bolingbroke ist dramatisch höchst bedeutend und philologisch äusserst interessant: Der höhere Werth der Q. A. vom Jahre 1597 geht schon aus ihr unzweifelhaft hervor; sie steht den späteren Emendationen wie eine ältere echte Handschrift des Dichters gegenüber.

V. 2—5 Vier elfsilbige Verse nacheinander. V. 7—8, 9—10, 12—13 Enjambements. V. 15—16 Elfsilbige Verse: Beweise gegen Furnivall.

sachen und schildert uns meisterhaft die tiefe Bedeutung des Geschehenen durch den gewaltigen Eindruck, den dasselbe im Gemüthe eines sterbenden Helden und begeisterten Patrioten hinterlässt. Die ganze erste Scene ist überaus grossartig componirt; dreimal setzt der Dichter gleichsam an, um in immer neuem, immer wiederholten Anlaufe uns die Schmach Englands unter der unwürdigen Regierung des leichtsinnigen Richard vorzuführen, zuerst in den hochpoetischen Klagen des Sterbenden, dann in den Vorwürfen des einzigen noch überlebenden Oheims, des alten York, endlich in der Verschwörung der Zeugen dieser Scene, des tapferen Northumberland, des vorsichtigen Ross, des kühnen Willoughby, bis sie zu dem Entschlusse kommen, solcher heillosen Wirthschaft des unfähigen Königthums ein Ende zu machen durch Vereinigung mit dem zurückkehrenden Heinrich Bolingbroke. Was glaubt man wohl, dass die stolzen Engländer, nach all ihren Niederlagen in drei Welttheilen, (1881) noch jetzt empfinden müssen, wenn der Dichter ihnen mit den letzten Worten eines Sterbenden in die Seele donnert:

Ich bin ein neu begeisterter Prophet!
Und so weissag' ich über ihn, verscheidend:
Sein wildes wüstes Brausen kann nicht dauern,
Denn heft'ge Feuer brennen bald sich aus!
Ein sanfter Schau'r hält an, ein Wetter nicht,
Wer frühe spornt, ermüdet früh sein Pferd,
Und Speis' erstickt den, der zu hastig speist.
Die Eitelkeit, der nimmersatte Geyer,
Fällt nach verzehrtem Vorrath selbst sich an.
Der Königsthron hier, dies gekrönte Eiland,
Dies Land der Majestät, der Sitz des Mars,
Dies zweite Eden, gleich dem Paradiese,*
Dies Bollwerk, das Natur für sich erbaut
Des Krieges Mörderhänden kühn zu trotzen —
Dies Volk des Segens, diese kleine Welt,
Dies Kleinod, in die Silbersee gefasst,
Die ihr den Dienst von Wall und Graben leistet...

* Demi-Paradise heisst nach Shakespeare's Sprachgebrauch nicht „ein halbes Paradies" — was ja wohl nur ein halbes Lob wäre — sondern eine Art von Paradies, ein anderes Paradies, also ähnlich dem ersten in der biblischen Erzählung. Auch hier ist die alte Uebersetzung also zu revidiren.

Ein Fleckchen Erde, voll von Himmelssegen,
Ein Königreich, wie keines, dieses England,
Die Amm' und schwangrer Schooss erhabner Fürsten,
Furchtbare Brut von löwengleichem Stamme,
So weit von Haus berühmt für ihre Thaten,
Für Christendienst und echte Ritterschaft,
Als fern im starren Judenthum das Grab
Des Weltheilandes liegt, der Jungfrau Sohn —
Dies theure, theure Land so theurer Seelen,
Durch seinen Ruhm in aller Welt so theuer,
Ist nun verpachtet! — sterbend sag' ich dies —
Gleich einem Landgut oder Meierhof! —

Ja, England, eingefasst vom stolzen Meer,
Dess Felsgestade jeden Wellensturm
Des neidischen Neptunus wirft zurück,
Ist nun in Schmach gefasst, mit Dintenflecken
Und wurmzerfressnen Pergament-Verträgen.
Das England, das gewohnt zu siegen war
In fremden, fernen Ländern, hat jetzt Siege
Voll Schmach im eignen Lande nur gewonnen!
O, wich' das Aergerniss mit meinem Leben,
Wie glücklich wäre dann mein naher Tod!

Und wie der König Richard II. selbst erscheint, da wirft der alte John ihm vor, er sei krank an üblem Rufe und *sein* Todbett sei nicht kleiner, als sein ganzes Land: und trotzdem vertraue der sorglose Kranke den gesalbten Leib wieder denselben Aerzten an, die ihn krank gemacht hätten — den falschen Schmeichlern, die in seiner Krone nisteten. Vor seiner Einsetzung hätte er schon abgesetzt werden müssen: denn wenn er auch Regent der Welt wäre, so wäre es doch eine Schande für ihn, dies sein eigenes Land in Pacht zu geben und so dort den schlechten *Landwirth* nur zu spielen, den übel wirthschaftenden *Gutsbesitzer*, wo er ein *König des ganzen Volkes* sein sollte.

Wer gegen so ernste Worte eines Todgeweihten unempfindlich bleiben, so schwerwiegende Warnung des nächsten und ältesten Anverwandten des königlichen Hauses unbeachtet lassen kann, der ist schon verloren. Und so folgt bereits in diesem zweiten Akte Schlag auf Schlag der beginnenden Verwickelung: durch die Einziehung der Güter des sterbenden John Gaunt

von Lancaster ruft Richard selbst den Sohn als Rächer seines Vaters zurück, verstimmt ausserdem den guten alten York, die letzte Stütze seines Hauses, und entfremdet sich alle Anwesenden, die in gleicher Weise für ihre eigenen Besitzungen besorgt sein müssen, wenn der König so willkührlich rechtlos verfahren kann. So strömen alle Unzufriedenen dem verbannten Heinrich Bolingbroke zu, der in der dritten Scene des zweiten Aktes schon mit seinen Truppen in Gloucester-Shire gelandet ist und den der alte York nun freiwillig in das feste Schloss Berkley aufnimmt, wenngleich er ihm noch Vorwürfe macht über sein gewaltsames Auftreten.

Dazwischen aber hat der Dichter nun eine Scene (2.) eingeschoben, die uns das bisherige Treiben am Hofe Richards II. völlig enthüllt. Denn hier treten nun die gemeinen Creaturen des jungen Königs, Bushy, Bagot und Green, auf, und zwar im vertrauten Verkehr mit der jungen Königinn, die sie vergebens über die Abreise ihres Gemahls nach Irland zu trösten suchen. Sie hat schon eine unbestimmte Ahnung des nahenden Unglücks. Und als Green nun die Nachricht bringt, wie Alles zum Hereford strömt, da hält sie gleich Alles für verloren, und auch der alte York, der dazu kommt, weiss nicht mehr, wie er so allgemeinem Abfall begegnen soll. Die Günstlinge aber fürchten den Unwillen des Volkes jetzt auf sich zu ziehen und flüchten eilig, die Einen nach Irland, die Andern nach dem festen Bristol-Schlosse, wo der Graf von Wiltshire einige Truppen für Richard gesammelt hat.

Die deutsche Uebersetzung, am Ende der eben besprochenen Scene kaum verständlich, wenn man nicht den englischen Text daneben hat,* lässt hier wieder die letzte Scene des zweiten Aktes aus, um mit derselben den dritten Akt zu beginnen. Es ist die kurze Scene zwischen dem Hauptmann der Walliser Truppen und dem Earl of Salisbury, in welcher dieser den tapferen Vertheidiger der königlichen Rechte vergebens zu be-

* Ich meine die Rede des Green, im englischen Texte durchaus sinnvoll und deutlich und leicht zu verstehen:

> Alas, poor duke! The task he undertakes
> Is numbering sands and drinking oceans dry.
> Where one on his side fights, thousands will fly.

wegen sucht, nur noch einen Tag zu bleiben, nachdem er bereits zehn Tage auf Nachrichten und Befehle vom Könige gewartet hat. Wie kann man eine so charakteristische Scene, die nach des Dichters Anordnung nothwendig die Schilderung der Sachlage von dem beginnenden Sturze Richards abschliesst, an dieser entscheidenden Stelle am Schlusse des zweiten Aktes auslassen! Gegen ein solches Verfahren müssen wir durchaus protestiren. Die Rede des schwachen alten York in der dritten Scene gibt keinen genügenden Aktschluss. Wie bezeichnend dagegen, wie abschliessend und alles Vorherige zusammenfassend klingen die Worte des Hauptmanns und des Earls:

Hauptmann.

Man glaubt den König todt — wir warten nicht mehr!
Die Lorbeerbäum' im Lande sind verdorrt,
Und Meteore drohn den festen Sternen!
Der bleiche Mond schaut blutig auf die Erde,
Hohläugig flüstern Seher furchtbarn Wechsel:
Der Reiche bangt, Gesindel tanzt und springt,
Der, in der Furcht, was er geniesst, zu missen,
Dies, zu geniessen durch Gewalt und Krieg.
Tod oder Fall von Königen deutet das! * —

---

* „These signs forerun the death or fall of kings." Der nothwendige Zusatz or fall, der erst den Vers vollständig macht, findet sich wieder nur in der Q. A. von 1597, während die übrigen Quartos und die Folio ihn einfach auslassen. Ich benutze diese Gelegenheit, um noch auf einige Stellen aufmerksam zu machen, in welchen der hervorragende Werth der ersten Quartausgabe deutlich zu Tage tritt:

Akt I, 1. Sc.:

Boling. Pale, trembling coward, there I throw my gage,
Disclaiming here the kindred of the king." — — —
„If guilty dread have left thee so much strength,
As to take up mine honour's pawn, then stoop.
By that, and all the rights of knighthood else,
Will I make good against thee, arm to arm,
What I have spoke or thou canst worse devise."

Der bestimmte Artikel the bezieht sich hier auf den eigenen König, dessen Vetter er ist (Qs. und Fol. lesen of a king). Der Conjunktiv have left ist hier ausdrucksvoller, weil er nach der Conjunktion if die verächtliche Meinung ausdrückt: „Wenn etwa Schuld und Furcht dir noch so viel Kraft sollten gelassen haben, was ich meinerseits bezweifle!" — Fol. hat hath. — Und worse in der letzten Zeile, ebenfalls nur in Q. A. enthalten, enthält den energischen Sinn: „Was ich gesagt habe oder was du nur sonst an noch schlimmeren Beschuldigungen vermuthen magst oder dir aus-

Lebt wohl! — Auf und davon sind unsre Schaaren,
Weil für gewiss sie Richards Tod erfahren.

Salisbury.

Ach Richard! Mit den Augen bangen Muthes
Seh ich, wie einen Sternschuss, deinen Ruhm
Vom Firmament zur niedern Erde fallen.
Es senkt sich weinend deine Sonn' im West,
Ein Zeichen kommender Stürme, Wehn und Unruhn!
Zu deinen Feinden sind die Freund' entflohn,
Und widrig Glück spricht jeder Mühe Hohn. — —

II.

Der dritte Akt Richards II. beginnt also im englischen Texte mit dem energischen Auftreten Heinrich Bolingbroke's in seinem Lager vor Bristol: „Führt diese Männer vor!"

---

denken kannst." Der Vorzug der Q. A. (1597) tritt hier ganz unzweifelhaft deutlich hervor.

I, 1 (letzte Rede des Bolingbr.):

O God, defend my soul from such deep sin!
Shall I seem crest-fall'n in my father's sight?
Or with pale beggar-fear impeach my height
Before this outdar'd dastard?

In dieser leidenschaftlich bewegten Rede ist es besonders interessant wahrzunehmen, wie die späteren Quartos und die Folio förmlich wetteifern um die Ehre der Uebereinstimmung mit Q. A.: denn deep sin haben die sämmtlichen Qs. übereinstimmend, während die Fol. das schwächere foul dafür hineincorrigirt hat, ebenso wie heaven für God, nach der Theater-Censur Jacobs I.

In dem Worte beggar-fear = Bettlerfurcht dagegen stimmt die Folio mit Q. A. überein, während die andern Qs. beggar-face = Bettler-Antlitz haben, was offenbar schwächer und unbedeutender.

In beiden Fällen entscheidet also wieder die Autorität der Q. A. vom Jahre 1597. — —

Ferner ist die Correktur der Folio in I, 2, 20: vaded statt des in allen Qs. enthaltenen faded mindestens überflüssig; denn faded (= verwelkt) passt weit besser zu „des Sommers Blättern am abgehauenen Zweige", als vaded (= verschwunden, vergangen), ein Wort, das sonst bei Shakespeare gar nicht vorkommt, als nur etwa in dem zweifellos unechten „The Passionate Pilgrim". Ich lese also, nicht übereinstimmend hier mit Delius: „his summer leaves all faded."

Es mag dies vorläufig genügen, um die Autorität der Q. A. sicher zu stellen. Ich komme im weiteren Verlaufe der Darstellung noch einmal auf diese interessante Frage zurück. — — —

Aehnliche andere Stellen: II, 1, 18; II, 2, 3; II, 3, 77; III, 2, 1; III, 2, 26, und 29—32 (4 Zeilen); 35 (power statt substance); 43; 55; 85. III, 3, 17.

(Bring forth these men!) Er hat Bushy und Green gefangen genommen und lässt sie hinrichten, nachdem er ihnen all ihre Frevel nochmals vorgehalten:

Ihr habt missleitet einen edlen Fürsten . . .
Mit euren sündigen Stunden schiedet Ihr
Gewissermassen ihn und sein Gemahl:
Ihr bracht den Bund des königlichen Lagers
Und trübtet einer holden Fürstinn Wange
Mit Thränen, die Eu'r Unrecht ihr entlockte.
Ich selbst, ein Prinz durch Rechte der Geburt,
Dem König nah im Blut und nah in Liebe,
Bis Ihr bewirkt, dass er mich missgedeutet,
Musst' Eurem Unrecht meinen Nacken beugen,
In fremde Wolken meinen Odem seufzen
Und essen der Verbannung bittres Brod,
Indessen Ihr geschwelgt auf meinen Gütern . . .
Und das verdammt zum Tode Euch! —

Dann rückt er weiter nach Wales vor, wo nun in der zweiten Scene König Richard an der Küste vor Barkloughly-Schloss landend erscheint. Noch ist Aumerle bei ihm, der Sohn des alten York, derselbe, der 1415 in der Schlacht bei Azincourt fiel, und ausserdem der Bischof von Carlisle, der mit des Himmels Beistand ersetzen möchte, was an irdischer Schlagfertigkeit dem säumigen Richard — „Ein Tag zu spät!“ — fehlt. Aber die schönen Reden, mit welchen der feinsinnige Dichter ihn hier noch prunken lässt, nutzen Nichts mehr gegenüber den zerschmetternden Nachrichten, die gleich darauf durch Earl Salisbury und Sir Stephan Scroop eintreffen. Seine rasche Verzweiflung zeigt, welchen Halt er in sich selbst hat: da ist Richard III. doch ein anderer Mann.

Nun wirft er sich mit wenigen Getreuen in die feste Flintburg. Und hier erscheint Bolingbroke (dritte Scene) mit seinem Heere und weiss den zur Vertheidigung selbst schon nicht mehr fähigen König durch scheinbare Demuth, als ob er nur seine Güter zurückverlange, wie sie ihm als Erben des Lancaster-Hauses zukommen, zu bewegen, ihm willig nach London zu folgen. Die Scene ist höchst eigenthümlich, sehr schwer wirksam zu spielen und keineswegs von jener dramatischen Schlagkraft auf der Bühne, wie sie sonst Shakespeare aus-

zeichnet. Aber der Dichter* glaubte sich genau an das historische Faktum, wie es Holinshed erzählt, halten zu müssen. Und indem er den Charakter Richards mit dieser eigenthümlich weichen und wortreichen Phantastik ausstattet, die ihn poetisch so interessant macht, so erhält das ganze Drama im Gegensatze zu der harten Tragik Richards III. etwas schwärmerisch Klagendes, wie eine Elegie auf das sinkende Königthum der guten alten Zeit. Für den Leser bekommt das Stück dadurch oft gerade dort den grössten Reiz durch die wunderbare Schönheit, Süsse und Reife seiner Sprache, wo es auf der Bühne weniger wirksam erscheint. Durch diesen ich möchte sagen lyrischen Charakter des schönen Stückes mag sich Mr. Furnivall auch erklären, weshalb des Dichters Kunst hier, so spät noch, im Jahre 1595—96, so viel Reime angewandt hat: nicht die Zeit der Entstehung, sondern der Charakter des Stückes war die Ursache dieser allerdings auffallenden Eigenthümlichkeit.

Noch folgt, nachdem in solcher Weise bereits das Schicksal König Richards II. entschieden ist, am Schlusse des dritten Aktes eine vierte Scene, in welcher die Königinn, die im Garten des Herzogs von York mit ihren Damen spazieren geht, zufällig durch die Gespräche der Gärtner erfährt, welche Wendung eingetreten. Auch benutzt der Dichter zunächst wieder den charakteristischen Zug, dass sie sich mit Witzen und Wortspielen und geistreichen Wendungen über ihr Unglück zu trösten und hinwegzuhelfen sucht. Dann aber enthüllt er eine

---

* Nach Holinshed fand die seltsame Zusammenkunft in folgender Weise statt:

„Sobald der Herzog den König erblickte, bewies er ihm die schuldige Ehrerbietung dadurch, dass er sein Knie vor ihm beugte. Und er wiederholte dieses ein zweites und drittes Mal, indem er weiter vorging, bis der König seine Hand ergriff und ihn aufhob mit den Worten: ‚Theurer Vetter, Ihr seid willkommen!' Der Herzog dankte ihm demüthig und sagte: ‚Mein Souverän, mein Herr und König, die Ursache meines Kommens ist, dass ich in meinen Rang, meine Güter und mein Erbtheil wieder eingesetzt werden möchte durch Eure gütige Erlaubniss.' Und der König antwortete darauf: ‚Mein theurer Vetter, ich bin bereit Euren Willen zu erfüllen, so dass Ihr alles Dessen Euch im Besitze erfreuen könnt, was Euer ist, ohne Ausnahme.' — Es ging seltsam her in jenen alten Zeiten zwischen Souverän und Vasall: die Scene erinnert fast an die Zusammenkunft Ludwigs XI. mit Karl dem Kühnen in Peronne."

staatsmännische Weisheit ersten Ranges, indem er die Gärtner unter einander sprechen und die Königinn versteckt zuhören lässt:

Gärtner.

Du, bind hinauf die schwanken Aprikosen,
Die, eigenwilligen Kindern gleich, den Vater
Mit ihrer üppigen Bürde niederdrücken:
Gib eine Stütze den gebogenen Zweigen.

(Zu einem anderen Gesellen:)

Geh du und hau als Diener des Gerichtes
Zu schnell gewachsener Sprossen Häupter ab,
Die all zu hoch stehn im gemeinen Wesen:
In unserm Staat muss Alles eben sein. —
Nehmt ihr das vor! Ich geh und jät' indess
Das Unkraut aus, das den gesunden Blumen
Die Kraft des Bodens unnütz saugt hinweg.

Erster Geselle.

Was sollen wir, im Umfang unsres Gartens,
Gesetz und Form und recht Verhältniss halten,
Als Vorbild zeigend unsern festen Staat?
Da unser Land, der See-umzäunte Garten,
Voll Unkraut ist, erstickt die schönsten Blumen,
Die Fruchtbäum' unbeschnitten, dürr die Hecken,
Zerwühlt die Beete, die heilsamen Kräuter
Von Raupen wimmelnd.*

Gärtner.

Still, o still, mein Junge!
Der diesen ausgelassnen Frühling litt,
Hat selbst nunmehr der Blätter Fall erlebt.
Die Ranken, die sein breites Laub beschirmte,
Die, an ihm zehrend, ihn zu stützen schienen,
Sind ausgerauft, vertilgt von Bolingbroke —
Der Graf von Wiltshire, mein' ich, Bushy, Green!

Erster Geselle.

Was, sind sie todt?

---

* „Her fruit-trees, all unprun'd, her hedges ruin'd,
Her knots disorder'd, and her wholesome herbs
Swarming with caterpillars."

Die Uebersetzung Schlegels ist wieder sehr ungenau: wholesome heisst hier nicht „gesund", sondern heilsam, heilkräftig, Caterpillars sind Raupen, nicht Ungeziefer, und knots sind entweder gewundene Gartenpfade, oder, wie Delius es erklärt, Taxus-Hecken, Taxuswände.

Gärtner.

Ja wohl, und Bolingbroke
Hat unsres üppigen Königs sich bemeistert.
O welch ein Jammer ist es, dass er nicht
Sein Land so eingerichtet und gepflegt,
Wie wir den Garten! — denn zur rechten Zeit*
Verwunden wir des Fruchtbaums Haut, die Rinde,
Dass er nicht überstolz vor Saft und Blut
In seinem eigenen Reichthum sich verzehre:
Hätt' er erhöhten Grossen das gethan,
So konnten sie des Dienstes Frucht noch bringen,
Er sie geniessen! — Ueberflüssige Aeste
Haun wir hinweg, damit der Fruchtzweig lebe.
That er's — so konnt er selbst die Krone tragen,
Die eitler Zeitvertreib nun ganz zerschlagen!**

III.

Der ganze vierte Akt, nur eine einzige grosse Scene enthaltend, ist wieder eine sehr bedeutende Composition des Dichters.*** Er beginnt mit den Beschuldigungen des Bagot gegen Aumerle, den Sohn Yorks, dass er den im Anfang des Stückes schon wiederholt betonten Mord des Thomas Woodstock

* At time of year heisst: zur rechten Zeit im Jahre, nicht „um die Jahreszeit", wie Schlegel übersetzt, was überhaupt gar Nichts heisst.

** Die englische Lesart in Q. A. lautet nach Delius:

O what pity is it,
That he had not so trimm'd and dress'd his land
As we this garden (do) at time of year,
And wound the bark, the skin of our fruit-trees,
Lest, being over-proud in sap and blood,
With too much riches it confound itself:
Had he done so to great and growing men,
They might have lived to bear, and he to taste
Their fruits of duty. All* superfluous branches
We lop away, that bearing boughs may live.
Had he done so, himself had borne the crown,
Which waste of idle hours hath quite thrown down.

*** Auch hier entspricht die Uebersetzung nicht den Intentionen des Originals, indem sie die erste Scene des fünften Aktes in den vierten Akt zurückversetzt. Der Gesammteindruck wird nicht dadurch erhöht, dass der grossen Staatsaktion des vierten Aktes die weniger bedeutende Abschiedsscene unmittelbar angefügt wird, während sie sehr passend den fünften Akt einleitet und den tragischen Schluss vorbereitet.

* All ist ein Zusatz, der sich erst in der Folio von 1632 findet, wohl des Verses wegen.

von Gloster veranlasst habe. Daran knüpfen sich weitere Streitigkeiten zwischen Aumerle und den andern Lords und verschiedene Herausforderungen zum Zweikampfe, so dass also das Motiv des ersten Aktes wiederholt und variirt erscheint, wie das grosse Componisten der Musik in ihren Symphonien ähnlich machen. Heinrich Bolingbroke, in Westminster-Hall grosse Staatssitzung haltend, schiebt die Entscheidung durch Zweikampf vorläufig auf, da eben der alte York mit grossem Gefolge eintritt, um die Thronentsagung Richards II. dem neuen Könige zu überbringen. Vergebens protestirt der Bischof von Carlisle dagegen, schweres Unheil künftigen Bürgerkrieges verkündend, wenn in solcher Weise die höchsten Autoritäten des Landes entsetzt werden. Northumberland verhaftet ihn für diese unzeitige Einmischung, und Heinrich Bolingbroke lässt, um allen Verdacht einer nicht freiwilligen Entsagung abzuwehren, den König selbst eintreten.

Und nun beginnt denn die zweite Hauptabtheilung dieser grossen Scene, vom Dichter höchst genial ausgeführt, so dass dieser vierte Akt auch auf der Bühne bei gutem Spiel eine Wirkung erzielt, wie sie bei dem überhaupt zur Katastrophe nur überleitenden vierten Akte in dramatischen Dichtungen sehr schwer zu erreichen und sehr selten zu finden ist. Die feinsten Hülfsmittel seiner Kunst, die schärfsten Züge charakteristischer Zeichnung hat der grosse dramatische Dichter hier mit äusserstem Geschick angewandt, um uns das Bild Richards noch einmal in seiner ganzen Schwäche, aber zugleich in seiner ganzen Schönheit zu zeigen und dadurch *jene tiefe Rührung, jenes reine Mitleid* mit dem Falle eines Königs hervorzubringen, auf welches Aristoteles und Lessing so grosses Gewicht legen in der Wirkung der Tragödie. So beginnt denn der Eintretende gleich mit der klagenden Erinnerung an seine frühere Macht:

> Ach, warum ruft man mich vor einen König,
> Bevor die fürstlichen Gedanken noch
> Ich abgeschüttelt, die mich einst erfüllten?
> Noch lernt' ich kaum, zu schmeicheln, mich zu schmiegen,
> Das Knie zu beugen — lasst denn eine Weile
> Das Leid mich noch erziehn zur Unterwerfung!

Und als man ihm gesagt, zu welchem Zwecke er herberufen sei, da wendet er sich an den neuen König, die Krone in der Hand:

Gebt mir die Krone! — Vetter, fasst die Krone!
Legt Eure Hand dort an, ich meine hier.
Nun ist die goldne Kron' ein tiefer Brunnen
Mit zweien Eimern, die einander füllen:
Der leere, immer tanzend in der Luft,
Der andre unten, ungesehn, voll Wasser.
Der Eimer unten, thränenvoll, bin Ich:
Mein Leiden trink' ich und erhöhe dich.

Dann macht er in seiner gewohnten Art wieder Wortspiele mit der eigenen Sorge (care), spricht endlich in aller Form die Thronentsagung aus, widerstrebt aber mit Heftigkeit dem Verlangen Northumberlands, dass er seine eigenen Vergehen verzeichnet lesen und unterschreiben soll. Und zuletzt fügt der Dichter noch einen höchst merkwürdigen Zug hinzu, wie ihn nur der charakteristische Styl gestattet: Der entthronte König lässt sich einen Spiegel bringen, sieht noch einmal sein strahlendes Herrscher-Antlitz in dem Spiegel, dann wirft er ihn zu Boden, dass mit dem schmeichelnden Glase das jetzt falsche Bild in tausend Stücke zerbricht. Und nun lässt er sich in den Tower abführen, einem traurigen Ende entgegenzugehen.*

Der Abt von Westminster, der Bischof von Carlisle und der junge Herzog von York, Aumerle, bleiben nach dem Abgange der beiden Herrscher zurück und der Abt gibt der Stimmung des Ganzen entsprechenden Ausdruck, wenn er sagt:

Ein schmerzenvolles Schauspiel sahen wir!

---

* Diese ganze wundervolle Scene von Richards eigener Entsagung fehlt bekanntlich in Q. A. und Q. B. von 1597 und 1598, und erst die beiden weiteren Quartos C. und D. (1608 und 1615) enthalten dieselbe in der Weise, wie sie auch die Folio von 1623 aufgenommen hat; einzelne Abweichungen sieh in Delius' Ausgabe. Dass Shakespeare diese zweite Hauptpartie des vierten Aktes etwa erst später sollte hinzugedichtet haben, ist schon deshalb nicht anzunehmen, weil dadurch der Akt viel zu kurz, ja völlig unbedeutend erscheinen würde. Die Theatercensur der Königinn Elisabeth wird also Aufführung und Druck nicht gestattet haben, weil die Wirkung eine zu mächtige war. Wurde doch bei einem Aufstande Richard II. gespielt, um das Volk aufzuregen!

Bischof.

Ja, künft'ge Schmerzen: Die noch Ungebornen
Wird dieser Tag einst stechen, scharf wie Dornen!

So bereitet der Dichter sich hier bereits die Wirkung vor, welche die Darstellung der Bürgerkriege in den weiteren Dramen zu machen bestimmt ist. Die Verschwörung der drei Unzufriedenen gegen König Heinrich IV. beschliesst den Akt — ein meisterhafter Zug des Dichters, um hier schon die unsichere Basis zu enthüllen, auf welche die beginnende Dynastie der Lancaster gegründet ist. — —

Der fünfte und letzte Akt enthält sechs Scenen, die theils Richard dem II., theils der Regierung des neuen Königs und den gegen ihn nun beginnenden Unruhen und Verschwörungen gewidmet sind. In der ersten Scene, dem Abschied zwischen König und Königinn, steht die berühmte Stelle, in welcher sich die ganze elegische Stimmung des schönen Stückes noch einmal concentrirt:

Richard.

Doch, gute weiland Königinn, bereite
Nach Frankreich dich zu gehn: denk', ich sei todt,
Und dass du, wie an meinem Todbett, hier
Mein scheidend letztes Lebewohl empfängst.
In langen Winternächten sitz' am Feuer
Bei guten alten Leuten, lass sie dir
Betrübte Fäll' aus ferner Vorzeit sagen,
Und eh du gute Nacht sagst, zur Erwiedrung
Erzähl' du meinen klagenswerthen Fall
Und schick' die Hörer weinend in ihr Bett,
Und die fühllosen Brände werden stimmen
Zum dumpfen Tone der betrübten Zunge:
Sie weinen mitleidvoll das Feuer aus
Und trauern, theils in Asche, theils kohlschwarz,
Um die Entsetzung eines echten Königs. —

In den letzten kurzen Reden zwischen Richard und seiner Gemahlinn finde ich die merkwürdige Notiz, dass Q. A. und die sämmtlichen übrigen Quartos die gewöhnlich dem Northumberland zugetheilten Worte:

Das wäre Liebe, doch nicht Politik!* —

* „That were some love, but little policy!"

nemlich die Gatten vereinigt zu lassen und beide nach Frankreich zu verbannen — ursprünglich von König Richard selbst sind gesprochen worden. So hat also der Dichter selbst sie wohl auch geschrieben und bei der Aufführung stimmte es ganz zu dem geistreich-vorlauten und unvorsichtigen Charakter des früheren Königs, selbst die Klugheit der Massregel hervorzuheben, die ihn doch so empfindlich treffen musste. Zudem war Northumberland eigentlich mit seinen letzten Worten vorher schon aus dem Gespräch ausgeschieden, hatte sein letztes Wort bereits gesagt: „Nehmt Abschied und macht vorwärts, denn jetzt müsst ihr scheiden, und damit gut und genug!" Dass er sich danach noch einmal in die ergreifende Abschiedsscene einmischen sollte, ist nicht wahrscheinlich; vielmehr hatte er sich jetzt abgewendet und ist schon vorausgegangen, da ihm in seiner kurz entschlossenen Weise — er ist der Vater des Heisssporns Percy! — das sentimentale Abschiednehmen ohnehin schon zu lange dauert. Erst die Folio hat die allerdings sehr plausible, aber nicht eben feinsinnige Aenderung eintreten lassen.

Es folgt in der zweiten Scene zuerst die Erzählung des alten York an seine Gemahlinn vom Einzuge des neuen Königs in London, dann die Entdeckung der Verschwörung an dem eigenen Sohne Aumerle und die eilige Abreise der ganzen Familie zum Könige, um die Verschwörung zu verrathen und seine Gnade zu erflehen. Das Erste ist wieder eine durch ihre Schönheit hochberühmte Stelle:

Der grosse Bolingbroke,
Auf einem feurigen und muth'gen Ross,
Das seinen stolzen Reiter schien zu kennen,
Ritt vor in stattlichem, gemessnem Schritt,
Weil Alles rief: „Gott schütz' dich, Bolingbroke!"
Es war, als wenn die Fenster selber sprächen,
So manches gierige Aug' von Jung und Alt
Schoss durch die Flügel sehnsuchtsvolle Blicke
Auf sein Gesicht — als hätten alle Wände,
Behängt mit Schilderein, mit Eins gesagt:
„Gott segne dich! Willkommen, Bolingbroke!"
Er aber, sich nach beiden Seiten wendend,
Barhäuptig, tiefer, als des Gaules Nacken,
Sprach so sie an: „Ich dank' Euch, liebe Landsleut'!"
Und so stets thuend, zog er so entlang!

Herzoginn.

Ach, armer Richard, wo ritt er indess?*

York.

Wie im Theater wohl der Menschen Augen,
Wenn ein beliebter Spieler abgetreten,
Auf den, der nach ihm kommt, sich lässig wenden
Und sein Geschwätz langweilig ihnen dünkt —
Ganz so und mit viel mehr Verachtung blickten
Sie scheel auf Richard. Niemand rief: „Gott schütz' ihn!"
Kein froher Mund bewillkommt' ihn zu Haus.
Man warf ihm Staub auf sein geweihtes Haupt:
Den schüttelt' er so mild im Gram sich ab,
Indess im Antlitz Thränen noch und Lächeln
Als Zeugen seiner Leiden und Geduld
Einander schwer bekämpften! — — —

Noch eine kurze Retardirung geht der Katastrophe des Stückes vorher, indem in der dritten Scene Heinrich IV. als König (den jungen Percy) zum ersten Male nach seinem lustigen Sohne fragt und damit die Hauptfiguren des folgenden Stückes, Falstaff und den Prinzen Heinz, bereits vorbereitet. Dann aber, nachdem noch die Yorks Verzeihung erbeten und erhalten haben, geht die Tragödie rasch ihrem Ende entgegen. Exton, Sir Pierce von Exton, glaubt in des Königs Mienen eine Aufforderung gelesen zu haben (vierte Scene), seiner ewigen Sorge Richards wegen ein Ende zu machen.** Er dringt also mit seinen bewaffneten Mördern in Richards Gefängniss zu Pomfret ein — vorher hier Richards Monolog und das Gespräch mit dem Stallknecht — und stösst ihn nach kurzem Kampfe nieder (fünfte Scene), findet aber freilich nicht den erwarteten Lohn und Dank bei König Heinrich IV., der unterdessen all seine Feinde schon durch seine Getreuen besiegt hat.

* Nur die Q. A. hat hier rode statt rides, welche erstere Lesart allein den richtigen Sinn gibt.

** Sollte die Lesart der Q. A. hier nicht zu retten sein, wishtly = wishedly = wishfully, d. h. verlangend, sehnsuchtsvoll, heftig heischend, statt des matteren wistly = aufmerksam, beobachtend, welches alle Herausgeber aus den späteren Quartos aufgenommen? Q. B. (1598) hat ebenfalls noch wishtly: der Dichter hat es also doch wohl so gewollt. Vielleicht hat der Dichter auch wishly geschrieben, welches Wort zwar jetzt nicht mehr gebräuchlich, aber immer noch im Sprachschatze vorhanden ist. Es hat dieselbe Bedeutung.

Das Stück schliesst damit, dass der Sarg des Entsetzten (sechste Scene) auf die Bühne gebracht und vor den neuen König hingestellt wird und dass dieser, die Blutschuld von sich abwälzend, eine Fahrt zum heiligen Lande unternehmen will. So beklagt Bolingbroke als König Henry IV. edelmüthig auch den gefallenen Feind noch:

Der liebt das Gift nicht, der es nöthig hat —
So ich dich! Ob sein Tod erwünscht mir schien,
Den Mörder hass' ich, lieb' ermordet ihn.
Nimm für die Mühe des Gewissens Schuld,
Doch weder mein gut Wort, noch hohe Huld.
Wie Kain wandre nun in nächt'gem Graun
Und lass dein Haupt bei Tage nimmer schaun.
Lords, ich betheur' es, meiner Seel' ist weh,
Dass ich mein Glück bespritzt mit Blute seh.
Kommt und betrauert mit, was ich beklage,
Dass düster Schwarz sofort ein Jeder trage!
Ich will die Fahrt thun in das heil'ge Land,
Dies Blut zu waschen von der schuld'gen Hand.
Zieht ernst mir nach, und keine Thränen spare,
Wer meine Trauer ehrt, an dieser frühen Bahre.*

* Von texterklärenden Schulausgaben Richards II. möchte die von Delius wohl noch immer als die beste gelten dürfen. Die Ausgabe von Noiré (Mainz 1868) ist völlig ungenügend, der Inhalt durchaus dürftig. Die Erklärung von Robert Prölss (1877) entspricht ebenfalls nicht dem, was man von dem trefflichen Verfasser der „Geschichte des Dramas" hätte erwarten sollen. Ueber die in England und Amerika herausgegebenen englischen Ausgaben von Hudson und Meiklejohn (1879 und 1880) ist das Shakespeare-Jahrbuch nachzusehen. Von deutschen Schulausgaben (d. h. englischer Text mit deutschen Anmerkungen) erwähne ich nur noch die von Dr. L. Riechelmann, Oberlehrer am Gymnasium zu Plauen, bei Teubner in Leipzig erschienene Edition (1869). Sie leidet zwar an einer höchst widerwärtigen Orthographie, indem die Vorrede alle Substantive klein schreibt, die Einleitung dann wieder gross, in den Anmerkungen Worte wie „bejaend" (statt bejahend) erscheinen; der kritische Apparat fehlt gänzlich, ein schwacher Versuch zur Textkritik in der Vorrede ist höchst unglücklich ausgefallen: der Verfasser hält sich im Ganzen an die Cambridge Edition, die seitdem durch die Kritik unseres Delius doch wohl Etwas an Autorität möchte verloren haben. Auch die einleitenden Paragraphen über Shakespeare's Leben und Werke, Sprache und Versbau ist selbst für Schüler viel zu dürftig ausgefallen: einem Berliner Primaner wenigstens darf der Verfasser nicht mit solchen Oberflächlichkeiten kommen, wie es die halbe Seite über Shakespeare's Werke ist (§ 2). Das Beste in der Ausgabe sind die historischen Citate aus Holinshed und Pauli's „Geschichte Englands", sowie in den texterklärenden Anmerkungen die zahlreichen Bemerkungen über den Sprachgebrauch Shakespeare's im Unterschiede von der heutigen Sprache: so „the which" als Relativ-Form (I, 1, 90), „for

IV.

„König Heinrich IV.“ muss in unmittelbarem Zusammenhange mit Richard II., wie das Stück entstanden ist, auch gelesen werden, da die mannigfaltigsten Beziehungen beide Dramen als sich gegenseitig ergänzend erscheinen lassen. Zudem kehrt Shakespeare, wie in Richard II. zum Reime, so in Heinrich IV. zum strengeren zehnsilbigen Blankverse seiner ersten Jugendstücke zurück, und die wieder äusserst correcte erste Quartausgabe von 1598, als Q. A. bezeichnet, lässt es uns höchst wahrscheinlich erscheinen, dass der Dichter bei dem ersten Drucke dieses seines Lieblingsstückes die Hand im Spiele gehabt hat.* Der erste Eindruck auf das Publikum seiner Zeit muss ein völlig durchschlagender und absolut hinreissender gewesen sein: denn lebensvoller ist noch niemals eine beliebte Heldengestalt der eigenen Geschichte einem Volke vorgeführt worden, als Prinz Heinrich in diesem nach seinem königlichen Vater benannten Stücke. Durchaus eigenthümlich dem Dichter und eine entscheidende Phase seiner dichterischen Entwickelung dokumentirend ist dabei die seltsam-geniale Vermischung des Tragischen und Komischen, wie der Autor sie bisher in historischen Stücken nicht angewandt hatte: dazu fand er im Holinshed, der für die Verschwörungen und kriegerischen Verwickelungen wieder seine Quelle war, nur ganz oberflächliche Andeutungen, und in dem bereits früher existirenden Stücke** nur einen ganz rohen Entwurf voll von schlechten Spässen und noch schlechteren Versen. Welch eine formgestaltende Kraft muss also um diese Zeit in dem Genius

---

that“ statt because (I, 1, 129), Ye statt You, Yea statt Yes, und Nay statt No u. s. w. Bei dem Particip. clad (I, 3, 12) hätte er erwähnen können, dass Chaucers „yclad“ auch bei Shakespeare im Pericles noch einmal vorkommt. Mit einer besseren Einleitung und einem textkritischen Apparate versehen, würde also die Ausgabe schon brauchbar sein.

* Es erschienen ausserdem Q. B. 1599, Q. C. 1604, Q. D. 1608, Q. E. 1613, alle weniger correct und sorgfältig redigirt, als die erste Ausgabe. Aus der Quarto von 1613 ist der Abdruck der ersten Folio von 1623 entnommen.

Die Textkritik hat also vorzugsweise die Q. A. und die Folio zu vergleichen.

** „The famous Victories of Henry the Fifth“, schon vor 1588 von unbekanntem Verfasser geschrieben, nach 1594 und 1598 und unter dem König Jacob I. nochmals gedruckt.

des Dichters zum Durchbruch gekommen sein, dass er aus so wenigem und so schlechtem Material ein so vorzügliches Kunstwerk hat zu Stande bringen können, wie es Heinrich IV. nach dem einstimmigen Urtheil aller Literarhistoriker wirklich ist! Unter den historischen Dramen bezeichnet der erste Theil dieses Titels geradezu den absoluten Höhepunkt seiner künstlerischen Genialität: so frei und kühn, so absolut heiter und humoristisch und zugleich so scharf und sicher in der Zeichnung der Charaktere und der Entwickelung der Handlung erscheint der grosse Dramatiker in keinem anderen geschichtlichen Stücke der neunziger Jahre: nur im Kaufmann von Venedig drei Jahre vorher und in „Was Ihr wollt“ drei Jahre nachher finden wir wieder eine so glückliche Entfesselung aller schönsten Gaben seines dichterischen Genius.

Der Inhalt des Stückes ist die jugendliche Entwickelung des Helden von Azincourt, des späteren Königs Heinrich V., in der dreifachen Beziehung zu den lockeren Genossen seines Jugendlebens, zu seinem strengen Vater und zu den Empörern gegen diesen, namentlich zu Percy. Doch umfasst dieser erste Theil nur die geschichtlichen Ereignisse eines Jahres von 1402—1403, von der Schlacht bei Holmedon bis zur Schlacht bei Shrewsbury, genauer also vom 14. September 1402 bis zum 21. Juli des Jahres 1403.*

Der erste Akt enthält daher gleich in drei reich ausgearbeiteten Scenen die Andeutung zu Allem, was das Stück brin-

* Es ist zu bedauern, dass die lesenswerthe Abhandlung von Wilhelm König im XII. Bande des Shakespeare-Jahrbuches (1877), betitelt: „Shakespeare's Königsdramen, ihr Zusammenhang und ihr Werth für die Bühne“, so wenig auf die feine Composition der Stücke im Einzelnen eingeht: und doch beruht das volle Verständniss des eigentlich Künstlerischen und Dichterischen im Drama nur auf dieser klaren Einsicht in die dramatische Composition. Ich muss daher allen früheren Erklärungen gegenüber — auch Ulrici und Gervinus — immer wieder auf das berühmte Wort unseres grossen Aesthetikers Friedrich Theodor Vischer zurückkommen: „Shakespeare ist ein noch unerklärter Compositionskünstler.“ Will man wissen, was wir darunter verstehen, so lese man ausser den hier vorliegenden Abhandlungen einmal die Erklärung, die Vischer selbst vom König Lear gegeben hat, sowie mein besonderes Werk: „Die Composition von Shakespeare's Romeo und Julia“ (Bonn 1861). Mit Leo werde ich über diesen wichtigen Punkt gelegentlich auch noch ein ernstes Wort zu reden haben.

gen soll: die Unruhen in Wales und die Schlacht bei Holmedon in Schottland geben ein Bild von der bewegten Zeit der ersten Regierungsjahre Heinrichs IV. und veranlassen diesen Herrscher, wie er in seinem Pallaste zu London die Nachrichten erhält, einen Vergleich anzustellen zwischen Heinrich Percy, dem Sieger bei Holmedon, und seinem Sohne Heinrich, der sich unterdessen mit Falstaff in den Kneipen herumtreibt. Die zweite Scene führt diesen selbst vor und Falstaff — so unübertrefflich geistreich, dass noch heutzutage die humoristische Wirkung beider Erscheinungen auf der Bühne sofort eine durchschlagende ist. Die dritte Scene gibt einen überaus prächtigen Contrast dazu in dem Auftreten des Heisssporns selbst, des immer aufgeregten, unermüdlichen und — im Kämpfen, wie im Reden — unerschöpflichen Percy, der die Gefangenen dem Könige nicht ausliefern will und darüber in seiner immerfortsprudelnden Heftigkeit beinahe überhört, dass die Grafen von Northumberland (s. Vater) und Worcester ihn zu einer Empörung gegen den König deshalb veranlassen wollen. So spielt das ganze Stück sogleich in der Tonart, welche im vorigen Stücke Richard II. selbst bereits hat anklingen lassen, als er in der ersten Scene des fünften Aktes zu eben diesem Grafen Northumberland sagte:

Northumberland, du Leiter, mittelst deren
Der kühne Bolingbroke den Thron besteigt,
Die Zeit wird nicht viel Stunden älter sein,
Als sie nun ist, eh arge Sünde, reifend,
Ausbrechen wird in Fäulniss: Du wirst denken,
Wenn er das Reich auch theilt und halb dir gibt,
Zu wenig sei's, da du ihm Alles schafftest;
Und er wird denken, du, der Mittel weiss,
Ein unrechtmässig Königthum zu stiften,
Du werdest, leicht gereizt, auch Mittel wissen,
Wie man ihn stürzt vom angemassten Thron.
Die Liebe böser Freunde wird zur Furcht,
Die Furcht zum Hass, und einem oder beiden
Bringt Hass Gefahren und verdienten Tod.

Aber wie wundervoll die Ausführung im Einzelnen gelungen ist, das merkt man erst bei einem genaueren Studium des englischen Textes — in der That eine Sprache, die den

Dichter auf der vollen Höhe seiner schöpferischen Potenz als Dichter zeigt. Wir wollen auf Einzelnes genauer aufmerksam machen.

Die das Drama beginnende Rede des Königs Heinrich IV. spricht in grossartigen Versen, mit einem edlen feierlichen Aufschwunge den Entschluss zu einem Kreuzzuge ins heilige Land aus, damit der Bürgerkrieg nicht ferner das eigene Land schädige:

> So shaken as we are, so wan with care,
> Find we a time for frighted peace to pant
> And breathe short-winded accents of new broils
> To be commenc'd in stronds afar remote.
> No more the thirsty entrance of this soil
> Shall daub her lips with her own children's blood,
> No more shall trenching war channel her fields,
> Nor bruise her flowrets with the armed hoofs
> Of hostile paces: those opposed eyes etc. etc.

Der Sinn ist nicht ganz leicht zu verstehen für Schüler, die mit Shakespeare's Sprache noch nicht völlig vertraut sind. Der Dichter will sagen:

„So sehr wir auch erschüttert sein mögen (durch die bisherigen Ereignisse), so bleich vor Besorgniss (über Alles, was uns vielleicht noch bevorsteht), so finden wir (für unser eigenes Land) doch Zeit und Gelegenheit, dass der (wie ein Wild) aufgescheuchte und gehetzte Friede einmal Athem holen und sich ein wenig verschnaufen kann, um (dann) abgebrochene Laute zu stammeln von neuen Kämpfen, welche an fernen Gestaden sollen begonnen werden. Nicht soll ferner der durstige Schlund dieses Bodens seine Lippen besudeln mit der eigenen Kinder Blute u. s. w.“ Das Uebrige ist leichter zu verstehen, auch von Schlegel recht gut übersetzt. Statt des auffallenden „entrance“, was eigentlich Eingang, Oeffnung heisst, würde ich lieber entrails (das Innere) lesen, wenn nicht das folgende „her lips“ deutlich darauf hinwiese, dass der Phantasie des Dichters hier ein Schlund zum Einschlingen, gleichsam ein Raubthierrachen vorschwebt; auch das sonst vorgeschlagene crannies (= Spalten des Bodens) gäbe einen erträglichen Sinn: daraus könnte aber nicht so leicht entrance entstanden sein. Behalten wir also lieber das allerdings furchtbare Bild des blutdürstigen

Schlundes bei, da der Dichter offenbar in starken Ausdrücken die Schrecken des Bürgerkrieges bezeichnen will.

Den Entschluss, ins heilige Land zu ziehen, um alle Schuld seiner Thronbesteigung abzubüssen, hatte König Heinrich IV. schon am Ende von Richard II. ausgesprochen. Nun finden wir Zeile 28 den Vers:

But this our purpose now is twelve month old.

Sollte darin nicht eine Andeutung enthalten sein, dass der Dichter ein Jahr später, als er Richard II. beendigt, das neue Stück Heinrich IV. begonnen habe? Es ist doch jedenfalls höchst merkwürdig, dass die späteren Quartos schon — also als es „jetzt" nicht mehr gerade ein Jahr war — dieses now ausgelassen haben und dass nach ihnen die Folio den Vers so bringt:

But this our purpose is a twelvemonth old.

Danach müsste also, wenn Richard II. schon im Laufe des Jahres 1595 zum Abschluss und zur ersten Aufführung kam, Heinrich IV. bestimmt 1596 begonnen und spätestens 1597 zum Abschluss gekommen sein, welche Jahreszahl der Vollendung wir nach dem Erscheinen der ersten Quarto (1598) allerdings auch als den spätesten wahrscheinlichen terminus ad quem für dieses Stück angenommen haben. Man vergesse nur nicht bei all diesen genaueren Zeitbestimmungen, dass damals das alte Jahr bis zu Frühlingsanfang gerechnet und weitergezählt wurde, so dass also, wenn im Winter 1596, im Januar etwa, Heinrich IV. als beendigt und aufgeführt nachgewiesen würde, dies nach unserer Zeitrechnung der Januar des Jahres 1597 sein würde; der October, November, December des Jahres 1597 aber würde mit unserer Zeitrechnung übereinstimmen.

Als die Nachricht von den Unruhen in Wales angekommen, bemerkt König Heinrich:

It seems then, that the tidings of this broil
Brake off our business for the Holy Land.

Westmoreland.

This match'd with other did, my gracious lord.
Far more uneven and unwelcome news
Came from the north, and thus it did import. . . .

So lesen die ersten Quartos, und ich ziehe diese Lesart entschieden derjenigen der Folio vor, welche statt did liest: like, ferner far (Folio und Qs.) statt for, und report statt impórt. Ich übersetze also folgendermassen:

Westm. „Ja, dieses zusammen mit andern Nachrichten hat wirklich unserem Plane nach dem heiligen Lande vorläufig ein Ende gemacht. Weit unangenehmere Nachrichten kamen aus dem Norden, und folgendermassen lautete ihr wichtiger Inhalt ...“

Man erkennt leicht, dass durch diese Combinirung der verschiedenen Lesarten der Sinn vollkommen deutlich und zudem bedeutender wird, als durch die Lesart der Folio allein. Namentlich ist das like der Folio schon deshalb zu verwerfen, weil die zweite Nachricht der ersten durchaus nicht ähnlich ist.

Auf diese zweite Nachricht, den Sieg des bis jetzt noch treuen Percy bei Holmedon, bemerkt der König, indem er an seinen heranwachsenden Sohn Prinz Heinrich denkt:

> Yea, there thou mak'st me sad, and mak'st me sin,
> In envy that my lord Northumberland
> Should be the father to so blest a son:
> A son, who is the theme of honour's tongue,
> Amongst a grove the very straightest plant,
> Who is sweet Fortune's minion and her pride —
> Whilst I, by looking on the praise of him,
> See riot and dishonour stain the brow
> Of my young Harry! — O! that it could be prov'd,
> That some night-tripping fairy had exchang'd
> In cradle-clothes our children where they lay,
> And call'd mine Percy, his Plantagenet!
> Then would I have his Harry and he mine.
> But let him from my thoughts!

Die späteren Quartos und die Folio verändern ohne Grund to in of so blest a son: ich ziehe denn doch die erstere Lesart vor, weil der Dativ die Beziehung auf den Sohn, von dem hier die Rede ist, entschiedener hervorhebt.

Diese ganze Rede des Königs hier ist äusserst wichtig für das Verständniss der Composition des Dramas: Der getadelte Sohn erscheint in der zweiten Scene, der gepriesene Percy in der dritten Scene, und es zeigt sich gleich, welch eine

Ironie der gewöhnlichen Auffassung der Dichter hier in der Entwickelung der Charaktere selbst zum Vorschein kommen und in dramatische Wirkung treten lässt.*

Zunächst also die kostbare zweite Scene: Prinz Henry und Sir John Falstaff!

Ich habe mir oft die Frage aufgeworfen, wie der Dichter es nur angefangen hat, aus so unbedeutendem Material, wie ein dicker alter Mann, ein magerer junger Prinz und ein paar Lumpen von Strassenräubern und Kneipgenossen doch eigentlich sind, einen so unsterblichen Humor zu entbinden, wie es gleich hier geschieht. Und ich habe die Antwort darauf nur in der absolut fessellosen Freiheit der übermüthigsten Laune des Dichters selbst verbunden mit einer Meisterschaft und Leichtigkeit in der Behandlung der Sprache finden können, die ihres Gleichen nicht hat in der Literatur. Der eigentliche Träger dieser grenzenlos genialen Ausgelassenheit, Sicherheit und Kühnheit in der Behandlung aller sonst respektirten Verhältnisse ist nicht Falstaff, sondern in dieser Scene wenigstens nur der junge Prinz Heinz, der dadurch das bedeutendste geistige Relief erhält, namentlich im Contrast zu dem im Grunde geistlosen Raufbold und Renommisten Percy. Wie der magere Jüngling hier den fetten alten Sünder verhöhnt, wie er auffährt: „What! none?“ als der dicke Satansbraten ihm zu versichern sich untersteht, er werde schwerlich Gnade finden, wie kurz angebunden er zu befehlen und solches Befehlen zu schildern versteht: „Lay by — bring in!“ — wie er ferner die Unanständigkeiten Falstaffs sich vom Leibe zu halten und überhaupt ihn abzutrumpfen,** mit wahrhaft vernichtenden Wort-

---

* Ich habe in Bezug auf das Metrisch-Technische schon vorher bemerkt, dass der strengere Gebrauch des zehnsilbigen Blankverses in Heinrich IV. überhaupt, und besonders in dieser ganzen ersten Scene eine allerdings auffallende Erscheinung ist. Ferner aber findet sich kein Reim in derselben, selbst am Schluss nicht; vielmehr bricht die Scene mit einem halben Verse ab (broken speech-ending), eine Eigenthümlichkeit der reiferen Stücke, welche in den folgenden immer deutlicher hervortritt. Vgl. Herzberg und Dowden.

** Why, what a pox have I to do with my hostess of the tavern? — Und:

„Did I ever call for thee to pay thy part?“ — „I care not!“

spielen ihn gleichsam anzubohren,* mit seinen Gleichnissen zu übertrumpfen, seine guten Vorsätze zu ironisiren, endlich mit gutem Humor gleichsam spielend auf den Scherz des Poins, die Räuber auszurauben, einzugehen weiss, das Alles ist mit einem Geiste und in einer Sprache ohne Gleichen ausgeführt — eine Virtuosität im Gesprächstone bekundend, im dramatischen Dialog, die uns ein Bild geben mag von der Art und Weise, wie Shakespeare selbst mit seinen Genossen, Ben Jonson, Richard Burbadge und Anderen mag verkehrt haben in der Mermaid zu London! Und damit wir ja nicht im Zweifel bleiben, wie er diese Scene will verstanden wissen, folgt ihr gleich der wundervolle Monolog dieses nervösen, schlagfertigen, blitzartigen Jünglings:

> Ich kenn' Euch Alle, und ich duld' ein Weilchen
> Die wilden Launen eures Müssiggehens! . . .
> Doch wenn ich ab dies lose Wesen werfe,
> Und Schulden zahle, die ich nie versprach,
> Täusch' ich der Welt Erwartung um so mehr,
> Um wie viel besser als mein Wort ich bin!
> Und, wie ein hell Metall auf dunklem Grunde,
> Wird meine Bessrung, Fehler überglänzend,
> Sich schöner zeigen und mehr Augen anziehn,
> Als was durch keine Folie wird erhöht.
> Ich will mit Kunst die Ausschweifungen lenken,
> Die Zeit einbringen, eh die Leut' es denken.** — —

---

* For obtaining of suits? — Sieh die vortreffliche Erklärung bei Delius I, 2, Anmerkung 21.

** Erst hier finden wir in den beiden letzten Versen der Scene einmal den Reim angewandt:

> I'll so offend, to make offence a skill, (Geschick, Kenntniss, Kunst)
> Redeeming time, when men think least I will.

In der Prosa-Scene vorher lassen die Quartos sämmtlich das „but" der Folio aus, so dass Prinz Heinrich also kürzer und weniger bedenklich sagt:

> How shall we part with them in setting forth?

Die Lesart ist vorzuziehen; das Bedenken kommt ihm erst in der folgenden Rede, aus welcher die Folio das „but" auch in diese herübergenommen hat.

Der Ton, in welchem Prinz Heinz sowohl wie Poins in dieser Scene den alten Falstaff behandeln, ist der beste Schlüssel zur richtigen Auffassung dieses komischen Charakters. Als Poins eintritt, begrüsst er ihn mit den Worten:

„What says monsieur Remorse? What says Sir John Sack-and-Sugar? Jack, how agrees the devil and thee about thy soul, that thou

Die folgende dritte Scene, die beginnende Empörung Percy's darstellend, muss man einmal von einem guten Schauspieler auf der Bühne gesehen haben, um sie völlig zu verstehen. Seine Schilderung des feinen Hofherrn mit dem Bisambüchslein im Contrast zu den „kalt gewordenen Wunden des Schlachtgewühles", seine Vertheidigung Mortimers, seine Weigerung, die Gefangenen herauszugeben — „Und wenn der Teufel kommt und brüllt nach ihnen!" — und wie er sich nun immer tiefer in seine eigene Leidenschaft und Heftigkeit hineinredet und hineinwühlt, bis zu dem Aerger, dass sein Vater „die süsse Rose Richard ausgerauft, Um diesen Dornstrauch Bolingbroke zu pflanzen", und bis zu dem Entschluss, „das stolze, höhnische Verschmähn zu rächen" — das Alles sind Züge einer Zeichnung, die lebensvoller und energischer gar nicht zu denken ist. Meisterhaft ist besonders die kolossale Steigerung seines heldenhaften Ingrimms, als ihm die Aussicht auf Rache eröffnet wird:

> Schickt nur Gefahr von Osten bis zum West,
> Wenn Ehre sie von Nord nach Süden kreuzt,
> Und lasst sie ringen: o, das Blut wallt mehr
> Beim Löwenhetzen, als beim Hasentreiben!
> Bei Gott, mich dünkt, es wär' ein leichter Sprung,
> Vom blassen Mond die lichte Ehre reissen,

---

soldest him on Good-Friday last for a cup of Madeira and a cold capon's leg?" Und als Falstaff abgeht, ruft ihm der Prinz noch nach: „Lebewohl, du Spätfrühling! Lebe wohl, du Altweibersommer!"

Falstaff ist also zunächst die Ursache, dass andere Leute Witze über ihn machen. Wir werden indessen bald sehen, dass er auch selbst geistreich genug ist, um auf anderer Leute Kosten Witze zu machen und die Lacher auf seine Seite zu bringen.

Für die prävalirende Autorität der Q. A. (1598) will ich nur noch anführen, dass sie allein das stärkere „upon me" hat statt unto me in Falstaffs Rede; sie liest also:

„Thou hast done much harm upon me, Hal — God forgive thee for it. Before I knew thee, Hal, I knew nothing; and now am I, if a man should speak truly, little better than one of the wicked. I must give over this life, and I will give it over . . . I'll be damned for never a king's son in Christendom." —

Zu beachten ist ausserdem, dass erst die Folio B. von 1632 aus dem boshaft-ironischen Lächeln des Prinzen „die abgeschmacktesten Gleichnisse" gemacht hat: statt similes haben sämmtliche Quartos und die Folio A. von 1623 das weit bessere „the most unsavoury smiles". Man denke sich doch die Miene, mit der der Prinz ihn fragt: „What say'st thou to a hare or the melancholy of Moorditch?"

Oder sich tauchen in der Tiefe Grund,
Wo nie das Senkblei bis zum Boden reichte,
Und die ertränkte Ehre bei den Locken
Heraufziehn — dürft' ihr Retter ihre Würden
Dann alle tragen, ohne Nebenbuhler!

Und die feinste psychologische Beobachtung solcher jungen Brauseköpfe in ihrer leidenschaftlichen Aufregung verräth namentlich der köstliche Zug, wie er nach bereits eingetretener Beruhigung — „Habt Nachsicht mit mir!" — plötzlich wieder aufflammt, dem Andern in die Rede fällt und weiter tobt, als Worcester beginnt:

Jene edlen Schotten,
Die ihr gefangen —

Percy.

Die behalt' ich alle!
Bei Gott! Er soll nicht einen Schotten haben u. s. w.

Diesem unaufhörlichen Fortstürmen entspricht dann die kopflose Verschwörung gegen den „Politiker" Bolingbroke und seinen „Schwadroneur" von Prinzen, in welche er sich so ohne alles Bedenken hineinziehen lässt. Und so hat der Dichter hier eine Reihe von Zügen vereinigt, die uns wenig Zweifel darüber lassen, auf welcher Seite unter den beiden jungen Helden er eigentlich Partei nimmt, ob für diesen überkühnen Raufbold, Raisonneur und Verschwörer, oder für den schneidigen jungen Prinzen, der die Ausgelassenheit und geniale Liederlichkeit nur als Maske und Folie benutzen will, um seine Heldenkraft einst desto heller emporstrahlen zu lassen.

V.

Nachdem wir in dieser Weise einmal den Grundplan des Stückes durchschaut und die Hauptcharaktere gezeichnet haben, können wir über das Folgende rascher hinweggehen. Der zweite Akt enthält, ausser der einleitenden Kärrner- und Hausknechtsscene (1) wieder nur drei Scenen, die sich abwechselnd um Prinz Heinz und Percy bewegen: die zweite und vierte schildern die Streiche, die jener als Wegelagerer bei Gadshill und in der Kneipe zum wilden Schweinskopf in Eastcheap aus-

führt, während in der dritten zwischenliegenden Scene der Verschwörer Percy seine Vorbereitungen zur Ausführung seines Unternehmens trifft, ohne seiner Lady Percy, die übrigens allerliebst gezeichnet ist, auch nur das Geringste mittheilen zu wollen. Die feinsten Geister seines unsterblichen Humors lässt der Dichter in der vierten Scene sprühen: wie hier Falstaff und Prinz Heinrich abwechselnd die Scene als Parodie spielen, welche im folgenden Akte mit dem höchsten Ernste behandelt wird — Prinz Heinz von seinem Vater zur Rede gestellt wegen seines Lebenswandels — das ist eine der köstlichsten Erfindungen der gesammten Komödien-Literatur. Es spielen dabei allerlei feine literarische Anzüglichkeiten mit, die für uns jetzt freilich nicht mehr die unmittelbare Wirkung haben können, welche sie damals müssen ausgeübt haben, wo der Dichter selbst eben erst angefangen hatte, sich von dem italianisirenden Conzettisten-Styl eines Lyly zu befreien. Meisterhaft übertrumpft er aber dann wieder die Rede Falstaffs durch den Prinzen selbst:

„Swearest thou, ungracious boy? Henceforth never look on me! — Thou art violently carried away from grace: there is a devil haunts thee, in the likeness of a fat old man — a tun of man is thy companion. Why dost thou converse with that trunk of humours, that bolting-hutch of beastliness, that swoln parcel of dropsies, that huge bombard of sack, that stuffed cloak-bag of guts, that roasted Manningtree-Ox with the pudding in his belly, — that reverend vice, that grey iniquity, that father ruffian, that vanity in years?" ...

Welch eine Sammlung von Schimpfwörtern! So kann nur Shakespeare schimpfen: „Warum verkehrst du ruchloser Bube mit dem Kasten voll wüster Einfälle, dem Beuteltrog der Bestialität, dem aufgedunsenen Ballen Wassersucht, dem ungeheuren Fasse voll Sekt, dem vollgestopften Kaldaunensack, dem gebratenen Krönungs-Ochsen mit dem Pudding im Leibe, diesem ehrwürdigen Laster, dieser grauen Ruchlosigkeit, diesem Vater aller Kuppelei und Schurkerei, dieser Eitelkeit bei Jahren?"*

* Falstaff hat übrigens solche drollige Schimpferei dem Prinzen schon vorher reichlich wiedergegeben. Als dieser ihn anfährt: „Diese vollblütige

Wie Falstaff dann mit der unschuldigsten Miene von der Welt fragt: „Wen meinen Eure Gnaden?“ — wie er sich dann vertheidigt — dann vor dem Sheriff und der Wache hinter der Tapete versteckt — und wie endlich „der ölichte Schlingel“ fest eingeschlafen dort gefunden wird, mit einer Rechnung in der Tasche, auf welcher für mehr als zehn Mark Sekt und Kapaunenbraten und nur für $^1/_2$ Pfennig Brot dazu angeschrieben steht — das Alles sind Züge eines so übermüthigen Humors, einer so ausgelassen fröhlichen Laune, dass der Dichter selten eine reinere und vollkommnere komische Wirkung erreicht hat. Der Prinz lässt ihn dann ruhig seinen Rausch ausschlafen und will ihm eine Stelle zu Fuss in dem beginnenden Kriege verschaffen, wo der erste Marsch von hundert Schritten schon dem dicken alten Sünder zum Verderben gereichen muss.

Man muss schon hier solche Züge der unbarmherzigsten Ironie ins Auge fassen, und man wird sich dann später nicht so sehr darüber wundern, dass der Prinz solche Vertraulichkeit unmöglich immer fortsetzen kann und dass er den alten Hans Narren muss fallen lassen, sobald die erlangte Königskrone ihm persönliche Würde und strengere Haltung gebietet.

Der englische Text dieses ganzen Aktes ist auffallend correct — als ob Herausgeber wie Setzer besonderes Vergnügen an demselben gefunden und sich daher möglichst Mühe gegeben hätten, ihre Sache gut zu machen. In der ganzen ersten und zweiten Scene ist keine Differenz zwischen Quartos und Folio zu bemerken. In den folgenden sind nur in einzelnen wenigen Worten die Folio-Editionen durch die Quartos zu emendiren, namentlich durch Q. A. (1598), welche auch hier meistens, wie bei Richard II., die entscheidende Autorität bildet: so in der Rede der Lady Percy die Correctur

In thy faint slumbers,

während die Folio „in my f. sl.“ hat, was zu dem folgenden

Memme, dieser Bettdrücker, dieser Pferderückenbrecher, dieser Fleischberg“ — da fährt er ihm dazwischen: „Fort mit dir, du Hungerbild, du Aalhaut, du getrocknete Rinderzunge, du Ochsenziemer, du Stockfisch, du Schneiderelle, du Degenfutteral, du erbärmliches Rappier du — o hätt' ich nur Odem, zu nennen, was dir gleicht!“

„I by thee have watched" keinen Sinn gibt. Ferner 15 Verse weiter: „On some great sudden hest = bei einem plötzlichen grossen Geheiss, Befehl, Auftrag", dessen Ausführung alle Kräfte in Anspruch nimmt und daher die Seele in grosse Aufregung versetzt.*

Der Contrast zwischen Heinrich Plantagenet, Prinz von Wales, und dem Heisssporn Heinrich Percy ist in diesen Scenen vortrefflich vom Dichter weitergeführt. Der Prinz selbst gibt demselben den schönsten Ausdruck, wenn er (Scene 4) ausruft:

„Ich bin jetzt zu allen Humoren aufgelegt, die sich seit den alten Tagen des guten Vater Adam bis zu dem unmündigen Alter der gegenwärtigen Mitternacht als Humore gezeigt haben. ... Ich bin noch nicht so gesinnt, wie Percy, der Heisssporn des Nordens, der euch sechs bis sieben Dutzend Schotten zum Frühstück umbringt, sich die Hände wäscht und zu seiner Frau sagt: ‚Pfui über dies stille Leben! Ich muss zu thun haben!' " —

„O mein Herzens-Heinrich" — sagt sie — „wie viele hast du heute umgebracht?" —

„Gebt meinem Rappen zu saufen!" — sagt er, und eine Stunde darauf antwortet er: „Ein Stücker vierzehn! Bagatell! Bagatell!" — — —

Im dritten Akte wird es nun aber wirklich Ernst mit dem Kriege gegen die Empörer, deren vollständig alberne Kopflosigkeit in der ersten Scene fast zu drastisch vorgeführt wird: Dass dieser Glendower für seinen Unsinn auch noch Respekt von dem tapferen Percy verlangt! Die gleich darauf folgende ernste Scene zwischen Prinz Heinrich und seinem Vater bildet wieder den schönsten Contrast zum Vorhergehenden: wie der Vater hier dem Sohne warnend das Beispiel Richards II. vorhält und wie der Prinz gerade an dem ihm als Muster immer vorgeführten Percy nun zu zeigen verspricht, dass er ihm wie an Geist, so auch an tapferer Heldenkraft unendlich überlegen sei, das ist genau der richtige Styl, um die ausgelassene

* Vgl. Delius II, 3, Anmerk. 11 und 15.

Komödie wieder auf den hohen Tragödienton zu stimmen, welcher der Würde und dem Schwergewicht grosser geschichtlicher Ereignisse entspricht. Bei Shrewsbury sollen sie auf die Feinde treffen: es geht einer Entscheidung entgegen, bei der es sich in der That für Heinrich IV. um seine Krone handelt. Dass der Dichter unmittelbar darauf aber dennoch wieder eine äusserst komische (dritte) Scene in Eastcheap wagt folgen zu lassen — Falstaffs Betrachtungen über Bardolphs Nase, seinen Zank mit der Wirthinn, und endlich seine Entschuldigung, als er über all seinen Lügen ertappt wird, damit, dass doch „Adam im Stande der Unschuld gefallen — was soll also der arme alte Hans Falstaff in den Tagen der Verderbniss thun?" — das zeigt uns die unbedingte Herrschaft, die der Dichter damals über die Stimmung der Zuschauer wird ausgeübt haben. Und doch wird auch diese Komödie wieder in die ernste Strömung des Ganzen eingelenkt, indem der Prinz zuletzt kurz und scharf seine Befehle gibt, mit Poins noch dreissig (engl.) Meilen heute vor Tisch reiten will und den Akt beschliesst mit den Worten:

Es brennt das Land, Percy ist hoch gestiegen:
Wir müssen oder sie nun unterliegen!

Der vierte Akt entwickelt die schlechte Lage der Empörer in der ersten Scene, da der alte Northumberland krank geworden und der verrückte Glendower mit seinen Truppen ausgeblieben (1). Falstaff bringt in der zweiten Scene sein „Futter für Pulver" herbei — in der dritten wird nochmals das Lager der Rebellen bei Shrewsbury vorgeführt: es finden Unterhandlungen statt vermittelst des Sir Walter Blunt, dem Percy nun die ganze Sachlage auseinandersetzt, weshalb die Northumberlands, die Königsmacher, die Empörung begonnen haben. Eine kurze vierte Scene hat der Dichter noch hinzugefügt, um zu zeigen, wie jetzt Alles zur Entscheidung hindrängt: der Erzbischof von York sendet in äusserster Eile noch einen Edelmann, den Sir Michael, als Boten ab, um verschiedene der Verschworenen mit der noch zu schwachen Macht Percy's im letzten Augenblicke unmittelbar vor der Schlacht bei Shrewsbury zu vereinigen.

Die Entscheidung erfolgt denn bald im fünften Akte, einem Meisterstücke von besonders feiner Composition! Noch versucht König Heinrich, dem Worcester als Repräsentanten der Rebellen Gnade anzubieten, und der Prinz Heinrich will es im Einzelkampfe mit Percy aufnehmen, um auf beiden Seiten Blut zu sparen; Falstaff aber geht bedächtiger in die Schlacht, nachdem der Prinz ihn nochmals abgetrumpft: „Still, Fricassée!" — und jener dann seinen berüchtigten Monolog über die Ehre gehalten (1). Worcester aber überbringt in Scene 2 das Angebot der Gnade nicht an Percy, sondern nur die Herausforderung des Prinzen: so rüstet sich denn Alles zur Schlacht, die in den beiden folgenden Scenen (3 und 4) in der bekannten Weise entschieden wird. Percy fällt, Falstaff stellt sich nur todt, nachdem er seine Compagnie hingeführt hat, wo sie eingepökelt worden sind bis auf drei von 150 Mann, und steht dann zum grossen Ergötzen aller Gründlinge des Parterres mit der Behauptung wieder auf, er habe eigentlich den Percy umgebracht. Das Stück schliesst dann in der 5. Scene mit der Bestrafung der lebend gefangenen Rebellen, des Worcester, Vernon etc., nur dem tapferen Schotten Douglas wird vom Prinzen Heinrich das Leben und die Freiheit ohne Lösegeld geschenkt. Der König aber will sogleich weiter ziehen, um auch die übrigen Empörer zu fassen: und damit wird der zweite Theil Heinrichs IV. vorbereitet.

Was den englischen Text der alten Ausgaben in diesen drei letzten Akten betrifft, so ist er ebenfalls ziemlich correct und im Ganzen übereinstimmend derselbe in Quartos und Folio, nur dass die Folio von 1623 zuweilen ganz überflüssige Correcturen in einzelnen Worten an den Quartos vorgenommen hat, wo die ältere Lesart entschieden einen guten Sinn gibt und also beizubehalten ist. Ich kann daher dem von Delius gewählten Texte nicht überall meine Zustimmung geben; so in III, 2, Vers 63, wo nur Q. A. liest:

Mingled his royalty with c a p e r i n g fools,

d. h. „mit springenden und tanzenden Narren" — ein höchst anschauliches Bild, welches ich an dieser Stelle hier um so weniger entbehren möchte, als das Beiwort „spottend", was das von Delius gewählte carping (Qs. und Fol.) bedeutet, dann in

dem folgenden „gibing boys“ ja noch einmal wiederholt würde. —— Ferner lesen die sämmtlichen Quartos III, 2, 144, in der Rede des Prince Henry:

> Percy is but my factor, good my lord,
> To engross up glorious deeds on my behalf,
> And I will call him to so strict account,
> That he shall render every glory up,
> Yea, even the slightest worship of his time,
> Or I will tear the reckoning from his heart.
> This, in the name of God, I promise here:
> The which if he be pleased I shall perform,
> I do beseech your Majesty, may salve
> The long-grown wounds of my intemperance. . . .

> Was, wenn es ihm beliebt, dass ich's vollbringe

übersetzt Schlegel hier ganz richtig. Dafür setzt die Folio ganz willkührlich:

> The which if I perform and do survive,

was also etwa heissen würde:

> Wenn ich's vollbringe und dann auch noch lebe.

Man wird einsehen, dass diese matte Lesart mit Recht verworfen wird, auch von Delius.

Ebenso setzt die Folio unnütz dream statt term of fear in der Rede des Douglas Akt IV, Sc. 1, unmittelbar bevor Sir Richard Vernon eintritt. Der tapfere Douglas sagt doch ganz einfach: „Solch ein Wort, wie der Terminus Furcht, der Name Furcht, ist unbekannt in Schottland.“

Das Gesagte mag vorläufig genügen, um den Beweis zu liefern, dass die alten Quartausgaben wenigstens in einzelnen Stücken, wie in Richard II. und Heinrich IV., 1., selbst der Folio-Edition von 1623 gegenüber eine hohe Autorität in Anspruch nehmen dürfen. Sie sind jedenfalls immer interessant als erhaltene Zeugen der ersten Bühnengestaltung von Shakespeare's Stücken, und die Hypothese von Al. Schmidt, welcher wir bei Richard III. unsere Anerkennung nicht haben versagen wollen, findet also doch keineswegs auf alle Stücke Shakespeare's und deren älteste Quartausgaben die gleiche Anwendung.

Addisons Cato und Gottscheds sterbender Cato.

(Schluss.)

Zwischen Addisons und Gottscheds Cato bildet das gleichnamige Drama Deschamps' das Mittelglied. Im Jahre 1715 erschien: Caton d'Utique. Tragédie par Mr. Deschamps; on y a ajouté une parallèle entre cette pièce et la tragédie de Caton faite depuis peu par Mr. Addison Poète Anglais. A la Haye chez T. Johnson 1715* gewidmet à son Altesse royale Monseigneur le duc d'Orléans.

Der Inhalt dieses höchst wahrscheinlich unabhängig von Addison geschriebenen Stückes (der Stoff hat wiederholt dramatische Bearbeitung erfahren) ist in Kürze folgender.

In einer Schlacht gegen Arsaces, den König der Parther, ist Cato's Tochter Portia, die nach dem Tode der Mutter von Crassus' Gemahlin aufgezogen worden war, in die Gefangenschaft der Parther gerathen. Aber während Cato sie todt wähnt, hat Arsaces sie an Stelle der eigenen jüngst verstorbenen Tochter an Kindesstatt aufgenommen. Kurz vor seinem Tode theilt er Cato durch den treuen Boten Artabanus das Geheimniss mit; so dass dieser in Portia, oder, wie ihr Adoptivvater sie genannt hat, in Arsene seine Tochter sieht, ohne dass sie doch weiss, dass Cato ihr Vater ist; obgleich sie sich durch

---

* Davon eine englische Uebersetzung unter dem Titel „Cato d'Utique de Deschamps, représentée avec succès le 25/1. 1715 et traduit en vers Anglais par M. Ozeles" (John Ozell als Uebersetzer von Rabelais, Boileau, Molière, Corneille, Racine u. s. w. bekannt).

Dictionnaire portatif des Théâtres, Paris 1754.

einen unerklärten Trieb zu ihm hingezogen fühlt. Nun hatte Arsaces angeordnet, dass seine vermeintliche Tochter die Gemahlin des Pharnaces, des Sohnes von Mithridates von Partus, des Hauptbösewichtes in der Tragödie, werden soll. Arsene aber hat einen doppelten Grund, dieses Bündniss zurückzuweisen; einmal, weil, wie sie kürzlich erfahren, Pharnaces ihren einzigen Bruder Pakorus — d. i. ihren vermeintlichen Bruder, den Sohn des Arsaces — in einer Schlacht hinterlistig ermordet hat; man sieht nicht recht ein, weshalb; andrerseits, weil ihre Liebe schon Cäsar gehört, den sie unter der Verkleidung eines Legaten in Seleucia hat kennen lernen. So sehen wir die Helden beim Beginn der Handlung in den Schleier eines doppelten Geheimnisses gehüllt. Sie hat einen Vater, ohne es zu wissen, und ebenso unbekannt ist es ihr, dass es Cäsar, der schlimmste Feind dieses unbekannten Vaters, ist, dem sie ihre Liebe geschenkt hat. Es ist klar, dass die Enthüllung dieser Geheimnisse sie in das tragische Dilemma einer Wahl zwischen Vater und Geliebten stürzen muss. Diese Enthüllung aber soll bald genug erfolgen. Pharnaces fordert Cato auf, ihm bei seiner Werbung um Arsene's Hand behilflich zu sein. Zum Dank dafür will er ihm gegen Cäsar beistehen. Cato macht ihn mit dem Geheimniss ihrer Geburt bekannt; als Römerin könne sie nie die Gemahlin eines Königs werden. Voll Rachsucht beschliesst Pharnaces, Cato zu tödten und sein Haupt gegen entsprechende Belohnung Cäsar zu übersenden. Um keine Zeit zu verlieren, schickt er sogleich einen Boten mit diesem Antrag in Cäsars Lager. Cäsar indessen ist viel zu grossmüthig, von einem solchen Anerbieten Gebrauch zu machen; er theilt dasselbe vielmehr seinem Gegner mit, in einer Unterredung, deren Hauptzweck, eine friedliche Verständigung zwischen den beiden, an der Hartnäckigkeit Cato's scheitert. Noch vor dieser Unterredung aber hat sich Cäsar den Zutritt zu Arsene zu verschaffen gewusst, hat sich ihr als Cäsar zu erkennen gegeben, und sie hat ihm arglos ihre Liebe gestanden. Arsene, ihres Glückes voll, eilt darauf zu Cato, ihm die frohe Botschaft zu bringen, dass jetzt durch ihre Verbindung mit Cäsar alle Gefahr für Utica vorbei sei. Jetzt darf Cato nicht länger zögern, er muss ihr das Geheimniss ihrer Geburt

mittheilen, wenn nicht das Entsetzliche eintreten soll, dass seine Tochter, eine Römerin, einen Tyrannen heirathet. Das Dilemma zwischen Vater und Geliebten ist für Portia da, aber nach kurzem Zaudern entschliesst sie sich als echte Tochter ihres Vaters für Cato gegen Cäsar.

Unterdessen ist aber auch Pharnaces nicht unthätig gewesen, sondern auf einem geheimen Weg in die Burg von Utica, in der sich das ganze Stück abspielt, eingedrungen. Cato eilt zu dem bedrohten Platz, wo ihm Cäsar schon zuvorgekommen ist, um in unbegreiflicher Grossmuth Cato an Pharnaces zu rächen. Das aber leidet der hartnäckige Stolz des Cato nicht; allein will er den Feind schlagen, und allein schlägt er ihn. So hätte Alles noch einen guten Ausgang nehmen können; aber Cäsars Soldaten, wuthentbrannt über ein Gerücht von einem auf ihren Feldherrn versuchten Attentat, ein Gerücht, dessen Wahrscheinlichkeit man nicht recht einsieht, wenden sich gegen Cato. Cäsar kommt zu spät, um sie zu beruhigen. Schon hat Cato, um dem Tod durch Feindeshand oder der Gefangenschaft zu entgehen, sich den Dolch ins Herz gestossen. Nachdem er Pharnaces erschlagen, verlässt Cäsar Utica; Cato wird auf die Bühne gebracht, wo er sterbend noch seinen Hass gegen die Tyrannen auf seine Tochter vererbt. Die Tragödie schliesst mit den Worten Portia's:

> Caton n'est plus; hélas pour comble de malheur
> Je ne saurais sans crime expirer de douleur!

Aus dieser Inhaltsangabe schon lässt sich zum grossen Theil ersehen, was Deschamps' Drama vor dem Addisons voraus hat.

Das eigentlich tragische Moment fehlt auch in diesem Drama, oder vielmehr, es ist in ihm verfehlt.

Es kann nicht geläugnet werden, dass das Dilemma, in welches Arsene-Portia im vierten Act versetzt wird, etwas echt Tragisches an sich hat; wendet sie sich ihrem Vater zu, so muss sie befürchten, durch Cäsars Hass unabwendbares Verderben über das Haupt des ersteren heraufzubeschwören; wendet sie sich dem Geliebten zu, so droht ihr Verstossung und Fluch vom Vater, da die Möglichkeit einer Versöhnung der

beiden durch den Bund mit Cäsar an dem unbeugsam starren Character des Cato scheitert. Wir erinnern uns, dass eine ähnliche Verwicklung auch den Inhalt der von Addison in Venedig gesehenen Oper ausmachte. Aber dies echt tragische Moment hat der Verfasser nicht ausnutzen wollen oder können. Ich sage mit Bedacht: wollen; denn das ist klar, dass eine solche Behandlung des Stoffes Arsene zur absoluten Heldin des Dramas gemacht und Cato zu nicht mehr als einer bedeutenden Nebenrolle herabgedrückt haben würde, während er jetzt wenigstens gleiches Interesse mit Arsene in Anspruch nehmen darf Wollte der Dichter dies vermeiden, so hat er von einer Ausnutzung des tragischen Momentes im angedeuteten Sinne sogar absehen müssen. So nehmen wir also wahr, dass Arsene fast ohne jeden inneren Kampf mit einer psychologisch — mag der Verfasser der Vorrede gegen diesen schon damals erhobenen Vorwurf sich vertheidigen, wie er will — unmöglichen Raschheit des Entschlusses sich Cato zuwendet, während andrerseits die unerklärliche Grossmuth Cäsars, den Selbstvorwurf, ihren Vater durch ihren Entschluss ins Unglück gestürzt zu haben, für Arsene unmöglich macht. Dennoch muss bemerkt werden, dass dem Verfasser der Gedanke an die Möglichkeit einer solchen Auffassung vielleicht nicht ganz fern gelegen; denn in einer der letzten Scenen (V, 2) macht Portia sich den Vorwurf, dadurch, dass sie Cäsar in einer letzten erfolglosen Unterredung zu lange aufgehalten, den Tod ihres Vaters herbeigeführt zu haben; doch ist dies jetzt von keiner grossen Bedeutung mehr; und was die Hauptsache ist, das wirklich tragische Moment im vierten Act bleibt unbeachtet.

Was nun Deschamps vor Addison auszeichnet, ist zunächst die grössere Einheit und Mannichfaltigkeit der Handlung. In der parallèle heisst es: Addison et Deschamps d'abord ont aperçu la sécheresse de ce beau sujet. Nos deux poètes ont feint en effet, mais avec cette différence avantageuse pour le Français, que ses épisodes tiennent au sujet, qu'ils en font le nœud et qu'ils en produisent le dénouement. Les épisodes du poète anglais sont absolument détachés de l'action principale, ils la cachent, ils la font disparaître assez souvent, enfin ils ne servent qu'a fournir des scènes qui remplissent les vuides de

la tragédie. Was der Einheit der Handlung bei Deschamps dennoch Abbruch thut, ist der Umstand, dass ihr Steigerung und Höhepunkt fehlen, weil, wie schon ausgeführt, der Dichter das eigentlich tragische Motiv nicht zu ihrem Mittelpunkt machen wollte, und in engem innerem Zusammenhange hiermit steht, dass das Interesse nicht auf eine einzige Hauptperson sich concentrirt, sondern fast gleichmässig auf deren vier vertheilt wird. Cato und Portia, Cäsar und Pharnaces nehmen unsere Aufmerksamkeit fast gleichmässig in Anspruch, und nur am Schlusse werden wir, wie bei Addison, genöthigt, unsere Blicke ausschliesslich auf Cato zu richten. Dennoch ist nicht zu verkennen, und dies ist der zweite Vorzug Deschamps' vor Addison, dass der Dichter dem Helden, sowohl in dem Antheil, den er ihm an der Handlung giebt, als in der einheitlichen Durchführung seines Characters bei weitem mehr gerecht wird als Addison.

Schon dass Cato nicht hinter den anderen Personen zurücktritt, sondern wenigstens gleichen Antheil mit ihnen an der Handlung hat, ist ein Fortschritt über Addison. Beide Dichter haben mit richtigem Gefühl den Selbstmord Addisons hinter die Scene verlegt; der Tod desselben bei Deschamps aber lässt Addison weit hinter sich zurück. Nicht im Studirzimmer, wie bei Addison, auf dem Schlachtfeld angesichts des Feindes, von dem er keine Rettung mehr hoffen kann, stösst sich Cato den Dolch in die Brust, und anstatt, wie jener, im Tode seinem Character untreu zu werden und sich den Regungen der Freundschaft und Liebe, ja sogar der Reue zugänglich zu zeigen, sind seine letzten Gedanken Rom und der Freiheit gewidmet, überträgt er mit seinen letzten Worten seinen alten Hass gegen die Tyrannen als Erbe auf seine Tochter.

> Etouffer d'inutiles douleurs
> Rome seule en ce jour doit exciter vos pleurs.
> Au milieu des horreurs du plus cruel destin
> J'ai vécu glorieux et je meurs en Romain.

Wenn so in der Anlage der Handlung und der Charactere Deschamps' Cato vor dem Addisons den Vorzug verdient, besonders kann es nach allem Gesagten keinem Zweifel unter-

liegen, dass die Handlung bei ihm unverkennbar dramatischer ist, so bleibt er dagegen in der Ausführung unendlich weit zurück. Ich habe schon bei der Besprechung des Addisonschen Cato Gelegenheit gehabt zu bemerken, dass im Cato sich leise Ansätze zur Carricatur finden. Deschamps' Cato, sowie die drei anderen Hauptfiguren, sind, man darf es sagen, nichts als Carricaturen, und was das Ergötzlichste ist, diese vier Personen tragen das volle Bewusstsein ihres Werthes und ihrer Stellung stets mit sich, und nehmen keinen Anstoss, dasselbe bei Gelegenheit in sehr naiver Weise zum Ausdruck zu bringen.

Zuerst Cato. Sicherlich gegen diesen Fürstenhasser waren die Tyrannenhasser des göttinger Hainbundes harmlose Kinder. Cato kann sich gar nicht genug thun in der emphatischen Kundgebung seiner Verachtung gegen Alles, was mit König nur im entferntesten Zusammenhang steht. Domitius, der Vertraute Cäsars, der ihm das Gesuch um eine Unterredung überbringen soll, spricht ihm von einem Auftrag Cäsars II, 2.

Quoi, unterbricht ihn Cato,
César vous commande et vous obéissez?

Dom.: Oui Seigneur!
Vile esclave — bricht da Cato aus — arrêtez, c'est assez,
C'est trop déshonorer vos glorieux ancêtres
Qui n'avaient comme moi qu'eux et les dieux pour maîtres.

Dürfen wir uns da weiter wundern, wenn er den Thron für einen rang honteux et illégitime hält, er, der sans un désordre extrême Ne saurait voir son sang souillé d'un diadême und der, als er von der Liebe seiner Tochter zu Cäsar hört, ausruft:

Dieux
N'était-ce donc pas un assez grand affront
Que la marque des rois déshonorât son front."

Und doch, sollte man es glauben, ist der Verfasser der eifrigste Royalist und Loyalist, der mit diesem seinen Cato am Ende nichts anderes lehren will als — den Gehorsam gegen den Herrscher. Hören wir seine eigenen Worte in der Vorrede! „Si Caton eût pris naissance dans une monarchie, le même

respect pour les lois qui lui fait aimer la liberté, lui eut fait chérir l'obéissance; et l'exemple de Caton qui s'immole pour l'indépendance doit nous porter à sacrifier nos jours pour le service et la conservation de nos rois.“ Mit andern Worten, der Unterthan ist einzig für den König da, oder, wie es einmal im Stück selbst heisst, III, 3:

Sachez qu'un citoyen
Se doit tout à l'état, et l'état ne lui doit rien,

wo wir uns nur an das berüchtigte l'état c'est moi erinnern dürfen, um den in der Vorrede aufgestellten Satz absolutistischer politischer Weisheit wiederzufinden.

Neben diesem Tyrannenhass hat nur noch ein Gefühl in Cato's Busen Raum, das ausgesprochenste Bewusstsein seiner eigenen Grösse und Tugend, welches in Wendungen, wie den folgenden, zu seinem vollen Ausdruck gelangt.

Rien ne peut désarmer l'inflexible Caton. O ciel reservais-tu
Ce prix à mes malheurs, ce trait à ma vertu.
D'une pièce qui des dieux va quitter la lumière
Ma fille recevez la vertu toute entière.

In diesem einen Character haben wir die Charactere auch aller anderen Personen.

Portia, die sich früher den Regungen der Liebe noch zugänglich gezeigt hat, wird, sobald sie sich für Cato entschieden, die echteste Römerin und die abgesagte Feindin alles dessen, was mit Tyrann in irgend welchem Zusammenhang steht, mit einem Wort die ganze Tochter ihres Vaters.

Que l'univers surpris admire une Romaine
Où ses yeux abusés n'ont vu qu'une reine

ruft sie im fünften Act bei der Kunde von den Heldenthaten ihres Vaters aus und etwas früher:

En me perçant le sein, montrons à l'univers
Qu'il est un chemin sûr pour éviter les fers.

Bei ihr aber, als bei einem Weibe, wirkt diese rodomontadenhaft zur Schau getragene Liebe zur Freiheit und Hass

gegen die Tyrannen noch unendlich lächerlicher und abstossender als bei ihrem Vater.

Mit Cäsar hatte der Verfasser nach den Worten der Vorrede beabsichtigt, einen Character zu schaffen, der zwischen Cato und Pharnaces die Mitte hält, il fallait placer un personnage entre les deux extrémités. Dazu passt schlecht, dass Cäsar von dem unbegreiflichsten Grossmuthfieber ergriffen wird, unter welchem je ein Bühnenheld gelitten hat. Obgleich voll von dem stolzen Bewusstsein seiner Grösse

„Sait-elle (Portia) qu'il n'est point sous mes heureuses lois
Un soldat qui ne soit né souverain des rois. III, 1.

Que dans cette entrevue
L'univers étonné jette sur moi la vue!

lässt er sich von Cato und von Portia nicht nur wie einen Schuljungen behandeln, sondern weiss auch, wie wir gesehen haben, gegen beide seiner Grossmuth kein Ende. So dass wir ihm wohl glauben müssen, wenn er von sich selbst aussagt:

César plus qu'on ne pense abhorre le carnage,
La clémence est toujours au dessus de l'outrage.

wenn wir ihn gleich bedauern, dass er für all' diese unendliche Grossmuth keinen bessern Trost hat als:

Le ciel ferait en vain les mortels généreux
S'il ne les rendait pas quelquefois malheureux.

Wenn man in einem Drama, wo man sich auch umschaut, nichts als bewusste Tugend und Grossmuth findet, so freut man sich, endlich auch einmal auf einen recht gründlichen Bösewicht zu stossen. Und das muss man dem Pharnaces lassen, als Bösewicht leistet er das Menschenmögliche. Nicht wie andre gewöhnliche Sterbliche begeht er einmal zur Erreichung irgend eines Zweckes ein Verbrechen; man möchte fast sagen, er hat wie ein Kaufmann in seinem Lager alle möglichen Arten von Verbrechen aufgespeichert, aus denen er dann bei Gelegenheit nach Bedarf wählt. Da mir das französische Citat augenblicklich nicht zur Hand ist, so will ich die hierhergehörigen Worte in der köstlichen Uebersetzung Gottscheds geben:

Ich muss, wie Cäsar that, die Macht durch Bosheit mehren,
Ein Frevel hilft mir leicht, und schafft mir Thron und Ruh,
An ein paar Lastern liegt's, so fällt mir Alles zu. I, 5.

Durch Morden, Gluth und Stahl verkehrt sich das Geschick,
Das meinem Haupte droht, in ein erwünschtes Glück. II, 5.

Solchen Carricaturen von Characteren ist denn auch die Sprache angemessen, voll von Phrasen und Bombast und so verkehrt wie möglich angebrachten Reminiscenzen aus dem Alterthum. So, um nur ein Beispiel zu geben, kleidet Cäsar, der nach der Unterredung mit Cato allein zurückbleibt, seine Bewunderung für diesen Helden in die abgeschmackten Worte:

Si je n'étais César, grands Dieux je voudrais être
Ce farouche Caton, qui ne veut point de maître. III, 3.

Man denke sich nun die besseren, erträglichen Theile aus den beiden besprochenen Dramen ausgeschieden, und den Rest in die denkbar erbärmlichsten deutschen Verse gekleidet, so hat man eine ziemlich genau zutreffende Vorstellung von Gottscheds sterbendem Cato.

Was Gottsched mit seinem Cato wollte, das sagt er uns elbst klar und deutlich in seiner Vorrede zu der ersten Auflage von 1732.* „Ich unterstehe mich eine Tragödie in Versen drucken zu lassen," so beginnt diese Vorrede, „und zwar zu einer Zeit, da diese Art von Gedichten in Deutschland seit dreyssig und mehr Jahren ganz ins Vergessen gerathen. Diese Verwägenheit ist in der That so gross, dass ich mich deswegen ausführlich entschuldigen muss." Er berichtet alsdann, wie ihn die Lohensteinischen Tragödien, die er schon mit seinem 17. Jahr las, unbefriedigt liessen, wie er überhaupt „in Absehen auf die theatralische Poesie in vollkommener Gleichgültigkeit oder Unwissenheit blieb", bis er, als er 1724 nach Leipzig kam, Gelegenheit fand, die privilegirten Dresdener Hofkomödianten zu sehen. Anstatt angezogen zu werden aber fühlte er sich durch diese Vorstellungen entschieden abgestossen.

* Wiederabgedruckt in: Herrn J. C. Gottscheds Sterbender Cato nebst des Herrn Erzbischof von Cambray, Fénelons Gedanken von Trauerspielen und einem kritischen Anhange. 10. Auflage. Leipzig, Teubner, 1741 (von Köllner, einem Anhänger Gottscheds, besorgt).

„Lauter schwülstige und mit Harlekins Lustbarkeiten untermengte Haupt- und Staatsactionen, lauter unnatürliche Romanstreiche und Liebesverwirrungen, lauter pöbelhafte Fratzen und Zoten, waren dasjenige, was man daselbst zu sehen bekam.“ Die Unnatürlichkeit dieser schlechten Stücke gaben ihm Anlass, sich eingehender, wie er es nennt, „um die Regeln der Schaubühne zu bekümmern.“ Er las die theoretischen Werke besonders der Franzosen und Engländer, da er „in allen deutschen Anleitungen zur Poesie kein Wort davon fand,“ und studirte die Dramatik des Auslandes und des Alterthums. „Je mehr ich nun durch die Lesung all' dieser Werke die wohleingerichteten Schaubühnen der Ausländer kennen lernte, desto mehr schmerzte michs, die deutsche Bühne noch in solcher Verwirrung zu sehen.“ Er beschloss, die Sache zugleich theoretisch und practisch anzufassen, theoretisch, indem sowohl er selbst als auch seine Anhänger die Meisterwerke der französischen Dramatik ins Deutsche übertrugen, practisch, indem er sich mit Johann Neuber und dessen Frau, der Neuberin, in Verbindung setzte, und es durch seinen Einfluss dahin zu bringen wusste, dass sie nur Stücke im „gereinigten Geschmack“ zur Aufführung brachten; der von Danzel im ersten Theil seines Buches über Gottsched mitgetheilte Briefwechsel zwischen Gottsched und dem Schauspielerpaar giebt hiervon ausreichend Kunde. Aber wie Danzel treffend bemerkt,* „eine gereinigte deutsche Schaubühne, die aus lauter Uebersetzungen bestanden hätte, würde über lang oder kurz die Zweifel rege gemacht haben, ob denn solcher Reinigung des Geschmacks die Deutschen selbst überhaupt fähig seien;“ es galt also eigene Stücke zu verfertigen, und auch hier ging Gottsched, wir dürfen kaum sagen, mit gutem Beispiel voran.

Danzel sagt einmal von Gottsched: „eine so vollkommen witzlose Individualität, wie Gottsched, kommt in der Literaturgeschichte nicht leicht wieder vor,“ wir dürfen vielleicht hinzufügen: und poesielose. Zum vollständigen litterarischen Hausrath der deutschen Nation gehörte für Gottsched auch ein wohleingerichtetes Theater; dass sich so etwas doch auch erst

* D. Gottsched S. 178.

entwickeln und langsam organisch herausbilden müsse, das kam unserm Gottsched nie in den Sinn; fertig, eine vollendete Pallas Athene, musste es aus dem Haupte des Zeus-Gottsched hervorspringen. Der Mann, der davor warnte Breitingers Dichtkunst zu kaufen, weil man aus ihr kein einziges Gedicht machen lernen könnte, der den ganzen Vorzug Homers vor Vergil darin sah, dass Homer „lange vor ihm ein Paar Heldengedichte geschrieben, und dem römischen Dichter dadurch die Ehre der Erfindung geraubet hatte," der konnte auch, wenn es Noth that, eine Tragödie machen.*

Es soll ja mit alledem nicht geläugnet werden, dass Gottscheds Streben die höchste Anerkennung verdient, aber sein Gebahren fordert andrerseits unwillkürlich den Spott heraus. Wie konnte auch ein so durchaus poesieloser Mann sich an die höchsten Aufgaben der Dichtkunst wagen!

Wie Gottsched dies auch in seiner Vorrede erwähnt, hatte er früher bereits den Anfang des Cato in reimlosen Jamben übersetzt, und zwar war dies geschehen bei Gelegenheit der Besprechung der Uebersetzung von Miltons Verlorenem Paradies durch Ernst Gottlieb von Berge, Zerbst 1682, in den kritischen Beiträgen I, S. 85 ff. Gottsched dringt hier, wie auch später bei der Veröffentlichung des Versuchs einer Uebersetzung des Anakreon in reimlosen Versen (ebd. II, 152 ff.), mit aller Entschiedenheit auf die Anwendung reimloser Verse bei Uebersetzungen. „Was auch die Trauerspiele und überhaupt die theatralischen Gedichte anlangt, so würde es sehr gut sein, wenn man darin das verdrüssliche Reimen abschaffete: weil es in solchen Handlungen ebenso natürlich klinget, als das unaufhörliche Singen in den Opern."** Woran er dagegen grossen Anstoss nimmt, das ist die freie Bildung des Miltonschen Verses, für die es ein Ineinanderfallen von Vers- oder Couplet- und Satzende nicht giebt, die im Gegentheil mit vollster Souveränetät den Vers der Syntax unterwirft. Um so interessanter ist es wahrzunehmen, dass Gottsched in dieser reimlosen Uebersetzung, wo der strenge Begriff des Gedanken-

* So drückt er sich selbst aus. Kritische Beiträge II, S. 163: Soll ich künftig noch ein Trauerspiel machen."

** Kritische Beiträge I, 99.

couplets mit dem des Reimcouplets zugleich verloren geht, sich häufiger ein Enjambement zu Schulden kommen lässt und auch im Satzbau sich freier bewegt, obgleich er sich selbst hiergegen ausdrücklich verwahrt.*

Es ist der Mühe werth zu bemerken, dass die eigentlichen Feindseligkeiten gegen Gottscheds Cato erst nach dem Erscheinen desselben in der deutschen Schaubühne beginnen. Dies liess sich auch nicht anders erwarten, da, wie Danzel überzeugend nachweist, der eigentliche Bruch zwischen Gottsched und den Schweizern vor dem Jahre 1740 nicht eintritt. Noch 1736 findet sich in den Kritischen Beiträgen (IV, 444 ff.) eine günstige Kritik über den im selben Jahre von Bodmer veröffentlichten Briefwechsel von der Natur des poetischen Geschmacks, und Danzel theilt einen Brief Breitingers an Gottsched vom 1. Juni 1739 mit, der voll ist von „stiller Verehrung für Gottscheds Verdienste, wie um die ganze Gelehrsamkeit, so vornehmlich um die deutsche Beredsamkeit und Dichtkunst.“

Nun war die erste Auflage vom Cato 1732 erschienen, die zweite 1735 (angezeigt in den Kr. Beiträgen IV, 159), die dritte, ein heimlicher Nachdruck, wie Gottsched sie in der Vorrede zum ersten Theil der Schaubühne nennt, 1741, so dass die von 1742 im ersten Band der Schaubühne die vierte war. Es ist begreiflich, dass die unrechtmässige Ausgabe ziemlich unbeachtet vorüberging, und dass so erst der Cato in der Schaubühne die volle Aufmerksamkeit der Gegner auf sich zog, um so mehr, als er hier nicht mehr einzeln, sondern als ein Glied in einer geschlossenen Phalanx erschien, die von Gottsched zur Aufrechterhaltung und Befestigung seiner Kunstansichten ins Feld geschickt wurde. Es ist unerlässlich, auf die Schaubühne, soweit sie mit Cato in Verbindung steht, mit einigen Worten einzugehen. Im Jahre 1740 folgte die Neuber'sche Truppe einem Rufe nach Russland, und Gottsched sah sich einer Hauptstütze für seine dramatischen Bestrebungen beraubt; da galt es Ersatz zu schaffen. Konnte das lebendige Wort nicht länger für ihn zur Menge sprechen, so sollte eine Sammlung der theils von ihm, theils unter seiner Aegide über-

---

* Kr. B. I, 101.

setzten und geschriebenen Stücke Zeugniss ablegen für die Tüchtigkeit und Lebensfähigkeit seiner Bestrebungen.

So kündigte er im Jahre 1740 im VI. Band der Beiträge Seite 521 ff. die Herausgabe der Schaubühne mit den Worten an: „Damit aber der gute Geschmack, den die Liebhaber dieser gereinigten Schaubühne bereits so überflüssig gewiesen, nicht mit der Abwesenheit dieser Gesellschaft (d. i. der Neuberschen) wieder auf das alte Chaos verfallen möge, junge Dichter auch den Muth nicht sinken lassen dürfen, da sie das Vergnügen nicht mehr haben können, Stücke, die sie etwa übersetzt oder selbst verfertiget, gut aufführen zu sehen: so hat man sich entschlossen, nach Art der Ausländer, auch eine deutsche Schaubühne im Drucke herauszugeben, die aus Regeln und Exempeln der theatralischen Poesie bestehen wird.“ 1741 erschien zunächst der zweite Band, dem 1742 der erste folgte. Diese umgekehrte Folge hatte ihren Grund darin, dass der erste Band nach dem in der Ankündigung gegebenen Versprechen eigentlich eine mit Erklärungen versehene, von Gottsched besorgte Uebersetzung der Poetik des Aristoteles enthalten sollte. Aber selbst als der Band 1742 erschien, war diese Uebersetzung in ihm nicht enthalten, da, wie Gottsched sich entschuldigte, die Herausgabe der deutschen Uebersetzung des Bayle und die Vorbereitung der dritten Auflage der Kritischen Dichtkunst ihm keine Zeit zur Ausarbeitung der Anmerkungen liess. In diesem ersten Theil der Schaubühne nun erschien der Cato in vierter Auflage an dritter Stelle. Die erste Stelle nahm er erst in der zweiten Auflage der Schaubühne von 1746 ein. Die nicht ganz correcte Angabe in dem dieser zweiten Auflage vorausgeschickten Auszug aus der Vorrede zur ersten Auflage — wenn Gottsched in diesem Auszug den Cato das „erste Stück in der Ordnung“ nennt, so redet er eben von der Reihenfolge der Stücke in der vorliegenden zweiten Auflage — mag zu dem Irrthum Anlass gegeben haben, als sei gleich die erste Ausgabe der Schaubühne mit dem Cato eröffnet worden.

Lessing, in dem berühmten siebzehnten Litteraturbrief, vom 16. Februar 1759, sagt, wo er vom Cato spricht: „Eben dieses, dass er den Addisonschen Cato für das beste Trauerspiel hält, zeigt deutlich, dass er hier nur mit den Augen der

Franzosen gesehen" u. s. w. Lessing hat vollkommen Recht. Gottsched tritt mit seinem Cato durchaus nicht aus dem Kreis der französischen Dramatik, dem, wie wir gesehen, auch das Addisonsche Drama durchaus angehört. Aber Addisons Cato ist unserem Reformator noch nicht regelmässig genug.

„Nachdem ich die ganze Einrichtung desselben nach theatralischen Regeln untersuchte, so fand ich: dass selbiger so regelmässig bei weitem nicht war, als die französischen Tragödien zu sein pflegen.* ... Nun wollte ich auf unserer deutschen Schaubühne nicht gern ein neues Muster aufführen lassen, das den Feinden aller Regeln einen neuen Vorwand geben könnte, zu sagen, dass ein Stück auch ohne dieselben schön sein könne. Daher änderte ich meinen Vorsatz, und beschloss einen ganz andern Cato als den, welchen Addison gemachet hatte, zu verfertigen." Dazu kömmt ihm denn Deschamps' Cato sehr gelegen, umsomehr da die angehängte Vergleichung des englischen und französischen Dramas ihn in seiner Ansicht von den Fehlern des englischen Cato noch bestärkt. Diese Fehler sind die auch von uns schon wahrgenommenen, der Mangel an Einheit der Handlung und die glücklichen Heirathen, die vor seinem Tode noch zu stiften Cato sich nicht enthalten kann. Mehr äusserlich ist die durch das strenge Festhalten an der Einheit des Ortes bewirkte Unzuträglichkeit, dass die Bühne mehrmals leer bleibt, ein Verstoss gegen die Regeln, den Gottsched nicht durfte hingehen lassen; ausserdem nimmt er noch Anstoss an dem Mangel der Eintheilung in Scenen, einem Mangel im englischen Drama, der nicht zu den Seltenheiten gehört; wie viel Acte giebt es nicht bei Dryden, die aus einer einzigen grossen Scene bestehen, und wo fand sich bei Shakespeare vor dem Jahre 1709, dem Jahre der Roweschen Ausgabe, eine Eintheilung in Scenen?

So wenig wie Addisons will Gottsched den Cato Deschamps' ganz übersetzen; mit dem Tode des Helden in diesem Stücke ist er nicht einverstanden. „Er lässt diesen grossen Mann nicht als einen Weltweisen, sondern als einen Verzweifelten sterben"; während wir gerade zu dem Ergebniss gekommen

* Vgl. Kr. Beiträge VIII, 167 f.

sind, dass der Tod des Cato dramatisch wirksamer bei Deschamps als bei Addison sei.

Und noch eins, wie Gottsched in der schon erwähnten Beurtheilung von Bodmers Briefwechsel über die Natur des poetischen Geschmackes sagt, ist ein Vorzug Addisons vor Deschamps, „dass er (Addison) den Helden in mehrere Umstände gesetzet, darin er seinen standhaften Muth hat können blicken lassen.“* Zu diesen Umständen gehört in erster Linie der Tod seines jüngeren Sohnes Marcus, an dessen Leiche er Gelegenheit hatte, sich als vollkommener Stoiker zu zeigen.

Diesen Zug durfte Gottsched sich nicht entgehen lassen. Er entnahm also den Marcus aus dem Addisonschen Stück, freilich nur insofern, als dessen Leiche im letzten Act dem Vater gebracht wird, und auch den Portius will er nicht entbehren; damit auf ihn, wie bei Addison, der sterbende Cato seinen Hass gegen die Tyrannen übertragen könne, während bei Deschamps dies Vermächtniss auf Portia übergeht, die Gottsched hier weniger gebrauchen konnte, da er sich hier ganz und gar an Addison hielt.

Nach diesen Auseinandersetzungen besteht also Gottscheds Cato aus drei Theilen. Die vier ersten Acte sind fast ausschliesslich von Deschamps entlehnt, der fünfte schliesst sich eng an Addison an, und einige Scenen, zumal die, in welchen Portius auftritt, sind von Gottsched hinzugedichtet worden. Die erste Abweichung von Deschamps findet sich in der fünften Scene des zweiten Actes, welche bei dem Franzosen aus einem Selbstgespräch des Pharnaces besteht, in dem er neue Missethaten beschliesst, um Arsene in seine Gewalt zu bekommen, während bei Gottsched Arsene-Portia ihren noch unbekannten Bruder Portius auffordert, den Frevel des Pharnaces zu rächen, welcher frech den grossen Cato anklage:

„Und gieb, mein Portius, der Hinterlist die Lehre,
Dass Rom die Bosheit nicht in Schutz zu nehmen pflegt,
Und keine Königin in Mörderarme legt.“

worauf Portius den Pharnaces alsdann mit den niederschmetternden Worten zurechtweist:

* Kritische Beiträge II, 453.

„In Pontus bist Du König,
Doch nicht in Afrika, hier gilt ein Prinz sehr wenig.“

Die sechste Scene desselben Actes enthält bei Deschamps ein Gespräch zwischen Pharnaces und seinem Vertrauten, Felix, während bei Gottsched an die Stelle des Felix Portius tritt, der ja durch Pharnaces, dem Cato es anvertraut hat, erfahren muss, dass Arsene, in die er sich natürlich bereits verliebt hat, seine Schwester ist. Der dritte Act bietet keine Verschiedenheit, nur hat Gottsched noch eine vierte Scene zwischen Cäsar und Pharnaces hinzugefügt, in welcher Pharnaces sich nach dem Eindruck erkundigt, den sein Anerbieten* auf Cäsar gemacht hat. Cäsar weist ihn tugendhaft ab. Man sieht nicht recht, wozu dies soll, da ja nun Pharnaces' Anschlag, den Cato in der Burg zu überfallen und sein Haupt Cäsar zu überbringen, so gut wie hinfällig geworden ist. Pharnaces weiss sich übrigens zu trösten:

„Er geht, und dankt mir nicht, dass ich's so gut gemeint.
Das ist der Römer Art! Sie achten keinen Freund.
Wohlan! Gedenk an mich; ich werde dich nicht scheuen,
Arsenen raub' ich doch! Der Stolz soll dich gereuen.“

Auch der vierte Act weicht nicht viel von Deschamps ab; in einigen Scenen bei Gottsched findet sich Portius. Der fünfte Auftritt, in dem bei Deschamps Portia ihr unglückliches Schicksal beklagt und ihren Entschluss kund thut, mit Cato zusammen zu sterben, ist bei Gottsched dem Schluss des vierten Actes bei Addison nachgebildet. Cato begegnet dem Leichnam seines Sohnes. Ich wähle die Worte Cato's an der Leiche, um eine Vorstellung von der Behandlung des englischen Originals bei Gottsched zu geben. Bei Addison lauten diese Worte:

„Welcome my son! Here lay him down my friends,
Full in my sight, that I may view at leisure
The bloody corse, and court those glorious wounds.
How beautiful is death, when earned by virtue!
Who would not be that youth? What pity it is
That we can die but once to serve our country.

* Vgl. oben S. 2.

Why sits that sadness on your brows, my friends?
I should have blushed, if Cato's house had stood
Secure, and flourished in a civil war.
Portius, behold thy brother and remember,
Thy life is not thy own, when Rome demands it.

Willkommen Sohn, hier legt ihn nieder Freunde,
Dass ich am blutgen Leichnam meinen Blick
Ersättge, seine Ruhmeswunden zähle,
Wie stirbt's sich für die Tugend doch so schön!
Wer möcht' nicht er sein? O, warum können wir
Uns opfern einmal nur für's Vaterland?
Was will der Gram auf euren Stirnen, Freunde?
Erröthen müsst' ich, stünde Cato's Haus
In sicherer Blüthe in dem Bürgerkrieg.
Sieh deinen Bruder, Portius, und bedenk',
Nicht Dir gehört, wenn Rom es heischt, dein Leben!

Hören wir jetzt, was in Gottscheds Uebertragung aus diesen Worten geworden ist.

Ihr Freunde, legt nur hier den Körper recht vor mich,
Damit ich sehen kann, wie er im Blute lieget;
Und dass der Wunden Zahl, wodurch man ihn besieget,
Sein Lob erheben mag. Willkommen, liebster Sohn!
Nun spricht dein Vater, auch durch dich, den Feinden Hohn.
Komm her mein Porcius! wie schön ist es zu sterben,
Wenn wir durch Tugenden uns Tod und Grab erwerben!
Wer stürbe nicht gleich ihm für unser Vaterland!
Begrabe mich dereinst zu seiner rechten Hand,
Dass unsrer Asche Rest beisammen kann verwesen.
Ihr Freunde, welcher Schmerz ist hier bei euch zu lesen?
Wie kömmt es? trauret ihr, da meines Hauses Pracht
Aufs allerhöchste steigt? Das hätt' ich nicht gedacht!
Es wär ein Schimpf für mich, wenn in den letzten Zügen,
Darin die Freiheit liegt, mein Haus allein gestiegen,
Mein Glück gewachsen wär.

Einige leichte Abweichungen zwischen dem Portius bei Addison und dem bei Gottsched machen sich hier geltend.

Der fünfte Act, wie schon bemerkt, hält sich fast durchgehends an Addison. Lucia wird durch Phönice, Lucius durch Phocas, Juba durch Artabanus vertreten, was denn freilich Anlass zu manchen Ungehörigkeiten giebt. So wenn Phönice im vierten Auftritt eine so grosse Angst um Cato an den Tag

legt, wie sie wohl der Römerin und Braut des Marcus, aber nimmer der Vertrauten der Portia zukömmt, und dies ist um so auffälliger, als sie doch gleich wieder in Worten, die bei Addison dem Lucius in den Mund gelegt sind, die allzu besorgte Portia zu trösten sucht.

Alles in Allem sehen wir, dass durch die Einführung des Portius Arsene etwas in den Hintergrund gedrängt wird, so dass ihr Antheil an der Handlung jetzt ziemlich ebenso bedeutend wie der Cato's ist.

Die schwächste Seite von Gottscheds Cato ist ohne Frage die Sprache.

Schon aus den bereits mitgetheilten Beispielen kann man sich eine annähernde Vorstellung von derselben machen, ich will hiernach eine kleine Blumenlese von dem Flachsten und Abgeschmacktesten folgen lassen, was sich in diesem wüsten Haufen von Flachheit und Abgeschmacktheit findet.

I, 4: Tyrannen helfen sich durch Schand und Laster auf,
Doch wer die Tugend liebt, geht lieber gar darauf.

II, 4: Er setzt ja Fürsten ab, und krönt sie auch zuweilen.

ebd.: Du gründest dich vielleicht auf das versprochene Band;
Ach ich verfluchte stets dergleichen Ehestand.
Und wusste doch noch nicht, dass durch dein kühnes Morden
Mein eigner Bruder war ins Grab gestürzet worden.

III, 3: Die Väter streben nur nach ihrer Kinder Tod;
Die Kinder suchen nichts als ihrer Väter Leichen.
Die Mütter sind bemüht, dem Jammer zu entweichen,
Und stürzen sich zuvor in beider blosses Schwert.

Man denke sich nur dies Bild, eine Mutter die sich in eines Vaters und Sohnes blosses Schwert stürzt!

ebd.: Dem Laster zum Behuf verübst du Tugendproben.

IV, 2: Als Portius erfährt, dass Arsene seine Schwester:
Nun ist es zwar entdeckt, doch anders als ich dachte,
Indem ich schon auf dich ganz andre Rechnung machte.

Ueber die Entstehungs- und Textesgeschichte des Cato ist wenig zu sagen. Nach der ausdrücklichen später mehrere Male wiederholten Mittheilung in der ersten Ausgabe wurde er verfertigt im Jahre 1730. Erwähnt findet er sich zuerst, so viel mir bekannt, in der zweiten Auflage der: Nachricht von

der deutschen Gesellschaft zu Leipzig. Bis auf das Jahr 1731 fortgesetzt. Herausgegeben von dem Senior derselben 1731, wo es in den Mittheilungen über die Thätigkeit des Seniors, der kein anderer ist als eben Gottsched, fürs Theater heisst: „Ausser vielen anderen Uebersetzungen, die noch unter der Feder sind, ist auch des Seniors sterbender Cato fertig und wird ehestens auf der Schaubühne erscheinen.“ Die erste Auflage von 1732 trägt den Titel: Johann Christoph Gottscheds sterbender Cato, ein Trauerspiel nebst einer critischen Vorrede, darinnen von der Einrichtung desselben Rechenschaft gegeben wird. Die Zueignungsschrift ist gerichtet an den Hof- und Justizrath Gottfried Lange. Angehängt waren Fénelons Gedanken von der Tragödie. Dieser ersten Auflage folgten, einschliesslich der Bühnendrucke, bis zum Jahre 1757 noch neun andere.

Gottsched selbst spricht mehrfach von Verbesserungen, die er mit seinem Stück vorgenommen haben will. Schon in der zweiten Auflage, von 1735, will er einige Fehler „die Reinigkeit der Verse“ betreffend verbessert haben; besonders aber soll die vierte Auflage, im ersten Theil der deutschen Schaubühne 1742, wichtige Veränderungen erfahren haben. Da mir die erste Ausgabe nicht zugänglich war, so konnte ich einen Vergleich nicht anstellen. Die Abweichungen zwischen den drei von mir benutzten Ausgaben, der vierten, sechsten und zehnten, sind unbedeutend. Bereits vor seinem ersten Erscheinen im Druck war der Cato auf der Bühne erschienen. 1731 wurde er von der Neuberschen Truppe in Merseburg gegeben. Nach Gottscheds eigenem Bericht in der Vorrede zeichneten sich besonders Kohlhardt als Cato, Koch als Cäsar und die Neuberin als Portia aus. Dann folgten Aufführungen in vielen grösseren und kleineren Städten Deutschlands, in Strassburg, Berlin, Cassel, Rostock, Zerbst, ja sogar in Riga und Petersburg ging das Stück über die Bretter.* Als besonders bedeutend wird von Köllner die Vorstellung in Braunschweig hervorgehoben, indem Herzog Ludwig Rudolph zu Braunschweig, um mit Gottsched zu reden, „dem sterbenden Cato die Ehre

* Köllner S. 170 Anm.

anthat, ihn mit aller Pracht einer Oper aufführen zu lassen."* „Unter andern erschien," wie Köllner S. 135 berichtet, „Cäsar bei dieser Vorstellung mit einem Gefolge von 30 römisch gekleideten Soldaten, deren jeder eine brennende weisse Wachsfackel in der Hand trug, auf der Bühne." Dürfen wir uns darüber wundern, dass Gottsched auf einen solchen Erfolg seines Stückes sich nicht wenig einbildete, und es schlechtweg an die Spitze der neuen deutschen Dramatik stellte, zu deren Schöpfer er so selbstverständlich ward, so dass er noch 1751, als sein Ansehen schon in unaufhaltsamem Sinken begriffen war, in der vierten Auflage seiner kritischen Dichtkunst am Ende des zehnten Hauptstückes des ersten Abschnittes (S. 630) von den neuen Stücken reden durfte, die seit zwanzig Jahren entstanden waren, „seitdem mein Cato diese Art von Dichtkunst rege gemachet".

Der Ruhm des sterbenden Cato beschränkte sich nicht nur auf Deutschland, er drang auch ins Ausland, wo sich das Stück einflussreiche Gönner erwarb. Hier ist in erster Linie Riccoboni zu nennen, der in seinen Réflexions historiques et critiques sur les différents Théâtres de l'Europe dem Cato eine eingehende Besprechung und einen ausführlichen Auszug widmet, eine Ehre, die Gottsched unendlich schmeichelte, und deren er denn auch in beiden Auflagen seiner Schaubühne mit grossem Selbstgefühl Erwähnung thut. Ebenso fand sich der Cato günstig erwähnt im Journal des Savants, in den Lettres sur la littérature allemande, im Mercure de France 1750 und in dem Almanaque historique et chronologique de tous les spectacles Paris 1752. Freilich darf hierbei nicht unbemerkt bleiben, dass all' diese Journale ihre Kenntniss über die damaligen Bühnenzustände Deutschlands eben nur aus Gottscheds Vorrede zum Cato schöpften.

Wir haben den Triumphzug Cato's durch Deutschland und Frankreich verfolgt, hören wir jetzt auch die Stimmen, die bald mehr bald minder nachdrücklich gegen ihn laut wurden.

Die erste durchaus noch nicht feindlich gesinnte, aber auch sehr unbedeutende Kritik findet sich in den Kritischen Bei-

---

* Vorrede zur Schaubühne II, S. 23.

trägen selbst:* Eines ungenannten Gönners unserer Arbeiten kritische Gedanken über den sterbenden Cato, die Gottsched durch einen Professor Stille übermittelt wurden. Es werden in dieser Kritik fast nur Aeusserlichkeiten getadelt, so: dass die Ueberleitung von einer Scene in die andere, um die Bühne nicht leer zu lassen, zu häufig durch die Worte wie, dieser oder jener kömmt bereits, geschehe, dass Phönice Cato's Character noch schildert, während jener schon sich nähert, dass Arsene einmal im fünften Auftritt des zweiten Actes ohne rechten Grund abgehe, u. s. w. Mehr auf die Sache geht der Vorwurf ein, dass Cäsars Character, wenn nicht grösser, so doch mindestens eben so gross wie der Cato's sei, und dass Portius und Pharnaces zuweilen zu niedriger Ausdrücke sich bedienen.

Diese Kritik ist nicht sowohl um ihrer selbst willen, als vielmehr dadurch interessant, dass sie auch zeigt, in welchem Ansehen damals Cato stand, und wie unendlich niedrig die Ansprüche waren, die auch von den Gebildeten jener Zeit noch an die dramatische Dichtung gestellt wurden. Gottsched antwortet alsdann** aufs höflichste. Die Richtigkeit einiger Einwürfe giebt er zu, andere sucht er zu widerlegen. Gegen den Einwand, dass Arsene Cato fast in dessen Gegenwart lobt, bemerkt er:*** „Vors erste gebe ich abermals zu, dass auf einer engen und kurzen Schaubühne, dergleichen auch die unsrige in Leipzig noch ist, freilich ein Theil der Worte von Cato gehöret wird, wenn er allmählich herzu kommt. Allein auf einer grösseren, dergleichen die Dresdener Churfürstl. Schaubühne ist, ginge es sehr wohl an, diese Worte auszusprechen, ehe Cato nahe genug käme. Er muss ja eben nicht gelaufen kommen, da er ein so ansehnlicher und zumal ganz kummervoller Mann ist. Und kann also in der Zeit, dass acht Zeilen gesagt werden schon zehn oder fünfzehn Schritte thun, ehe er zu ihr kommt.“

Interessant ist die Erwiderung auf den vierten Punkt, wohl den unwiderleglichsten, dass die Sprache oft ins Platte falle, interessant, weil sie einen streitigen Punkt der damaligen

* II, S. 39 ff.
** Krit. Beiträge II, S. 44 f.
*** Ebd. S. 50.

Aesthetik berührt. Elias Schlegel hat in seinen beiden Abhandlungen von der Nachahmung im 8. Bande der kritischen Beiträge Seite 46—371 ff. zuerst den Begriff der Nachahmung in der Kunst festgestellt: nicht um eine sclavische Wiedergabe des Vorhandenen handle es sich bei derselben, sondern um eine Wiedergabe, wie sie der betreffenden Kunstsphäre angemessen sei, wie er denn auch später gegen Straube die Comödie in gereimten Versen vertheidigt. Gottscheds Standpunkt war noch der der gemeinsten Naturnachahmung: „Die wahre Regel der Schreibart ist bloss die Wahrscheinlichkeit, und die allgemeine Pflicht des Poeten die Natur selbst nachzuahmen."

Dass die dramatische, und besonders die tragische Dichtung, wenn sie Dichtung sein soll, für alle, auch die erbärmlichsten und niedrigsten Charactere, eine höhere Sprache als die des gewöhnlichen Lebens verlangt, die, indem sie der Dichtung das Gepräge der absoluten künstlerischen Einheit aufdrückt, in dieser Einheit auch der grössten Mannichfaltigkeit im Einzelnen noch Raum giebt, diese Auffassung lag Gottsched noch fern.

Im Uebrigen ist Gottsched ganz derselben Ansicht wie sein Kritiker, dass sein Cato ein dramatisches Meisterstück sei; es reimt sich schlecht mit der gemachten Bescheidenheit seiner Vorrede zusammen, wenn er hier sagt: ich habe niemals gedacht, dass irgend ein grosses Episches oder Theatralisches Gedichte ohne alle Fehler zu Stande gebracht werden könne," und dann Gelegenheit nimmt, sich mit Homer zu vergleichen, „der es auch leiden muss, dass eben dieser (Horaz) gesteht, dass er zuweilen matt werde, oder einschlafe."

Diejenigen Angriffe, welche, neben seiner eigenen Erbärmlichkeit, vornehmlich dazu beitrugen, dem Cato seine traurige Berühmtheit zu sichern, gingen sämmtlich direct oder indirect von den Schweizern aus; 1742—44 sind die Jahre, in denen der Theorieenkampf, der nur zu oft in litterarische Klopffechtereien ausartete, am heftigsten zwischen Gottsched und den Schweizern wüthete; eine so auffallende Blösse, wie sich ihr Gegner mit seinem Cato, der praktischen Verwirklichung seiner Theorieen, der „That von seinen Gedanken" gegeben hatte, musste nothwendig den Schweizern den willkommensten An-

griffspunkt bieten. Die Ausfälle, die aus dem Lager Bodmers und Breitingers gegen dieses Musterdrama Gottscheds hervorgingen, sind, mit einer Ausnahme, mehr darauf bedacht, dasselbe durch die leichten Waffen des Spottes, der Satire und Parodie, denen es in der That auch einen vortrefflichen Zielpunkt bot, lächerlich zu machen, als es mit dem schweren Geschütze der ernsten Kritik zu vernichten. Da es sich um interessante, oder für das Verständniss der Dichtung und Aesthetik jener Zeit wichtige Fragen in diesen Angriffen weiter nicht handelt, wird es genügen sie einfach aufzuzählen, und nur bei der Ausnahme etwas länger zu verweilen.

1) Sammlung kritischer, poetischer und anderer geistvoller Schriften, Stück 8: Sinnliche Erzählung von der mechanischen Verfertigung des deutschen Originalstückes des Gottschedischen Cato.*

2) In den kritischen Beiträgen und freien Untersuchungen zur Aufnahme und zur Verbesserung der deutschen Schaubühne. Bern 1743.**

3) Gottsched, ein Trauerspiel in Versen oder der parodirte Cato. Zürich 1765.***

Von ganz anderer Art als diese leichten Plänkeleien ist der Angriff, der gegen Gottscheds Cato von Pyra in seinem berühmten: Erweis, dass die Gottschedianische Sekte den Geschmack verderbe 1743. 44, geführt worden ist. Pyra ging wie die Schweizer von dem freundschaftlichen Verhältnisse eines Mitstrebenden zu Gottsched aus, um sich in kurzer Zeit, wie jene, in seinen erbittertsten Gegner zu verwandeln. Seine Stellung in dem Theorieenkampf ist eine eigenartige, scharf umrissene und deshalb in hohem Grade anziehende. Vor Breitinger zeichnete er sich durch die positiv andringende, intensive

---

* Nicht unwitzig heisst es hier unter Anderm: „Ich habe mir von seinen theatralischen Regeln folgende als die tiefsinnigsten und brauchbarsten angemerket, ein Trauerspiel muss fünf Aufzüge haben; die Personen müssen nicht von der Bühne gehen, oder wieder kommen, ohne zu sagen warum u. s. w."

** Mir nur aus Jördens I, 137 bekannt.

*** Muss schon vor 1752 geschrieben sein, da es der Verfasser, nach seiner eigenen Angabe in der Vorrede, schon länger als dreizehn Jahre zur Zeit der Herausgabe in Händen hatte.

Recensirt von Herder. Suphan: Herders Werke I, S. 100.

Energie seines Angriffs aus, in dem er mit jugendlich feurigem Ungestüm und durchdrungen von dem Bewusstsein, Vorkämpfer einer guten Sache zu sein, ganz aufgeht; vor Bodmer durch den männlichen Ernst, der, wo er sich ungerecht angegriffen glaubt, oft in leidenschaftliche Heftigkeit übergeht, und den wir auch da durchfühlen, wo er sich unter der Hülle des Spottes verbirgt. Wenn man manches in Klopstocks religiöser Poesie auf Pyra zurückführen will, so hat andrerseits sein Erweis vielleicht Lessing zum Vorbild für sein Vade Mecum gedient: Anklänge an Lessingische Rede finden sich in dem ersteren unverkennbar. In dem ersten Theil des Erweises — des Entstehungsgeschichte, Wirkungen und Folgen einer besonderen Arbeit vorbehalten bleiben müssen — wird der Cato nur beiläufig erwähnt; der Hauptangriff findet erst in dem zweiten Theil statt, dessen zweites Stück sich eingehend mit diesem Meisterstück beschäftigt „Untersuchung der inneren Einrichtung des teutschen Cato, nach den Regeln des Aristoteles.“ Bodmer und seine Trabanten hatten sich damit begnügt, über den Cato zu spotten, Pyra scheut die Mühe nicht, bis ins Einzelnste, nach Aufbau, Handlung und den drei Einheiten, wie er selbst sagt (Erweis II, S. 63) den „Deutschen Cato des Herrn Professor Gottsched nach den Regeln des Aristoteles zu untersuchen.“

Denn, wie es an einer andern Stelle heisst (ebd. S. 69), „Das einzige, was noch die Deutschen wegen ihres grossen Beifalls, den sie diesen matten Versen geben, entschuldigen kan, ist dass man sie beredet hat, es sey das aller regelmässigste Stück. Vielleicht brauchen sie künftig ihre eigenen Augen bei Austeilung des Lobes, wann sie sehen, wie sehr man ihre Gutherzigkeit hintergangen habe. Es wird, wie ich hoffe, klar an die Sonne gelegt werden, dass nichts als das Vorurteil des Ansehns und die ziemlich reinen Reime dieses Gedicht haben in der Höhe erhalten können.“

Man wird mir auch ohne eine Wiedergabe des Ganges der Pyra'schen Beweisführung, die zum grössten Theil nur eine Wiederholung von bereits Gesagtem sein könnte, glauben, dass Pyra, was er beweisen will, auch wirklich beweist, und überzeugend darthut, dass dem Gottschedschen Stücke zu einem

Drama im wahrhaft aristotelischen Sinne einfach eben Alles fehlt.

Bemerkenswerth ist für einen Vorgänger Lessings, des Verfassers des Laokoon und der hamburgischen Dramaturgie, der bedeutsame Nachdruck, der auf die Handlung im Drama gelegt wird (Erweis II, S. 71 ff.); aber noch viel entschiedener gemahnt, was S. 70 über den Titel beim Drama gesagt wird, an die bekannten Ausführungen Lessings im 21. Stück der hamburgischen Dramaturgie (Lessing [Hempelsche Ausgabe] VII, S. 144/45).*

Es ist uns seit Danzels Buch über Gottsched geläufig, die Stellung Gottscheds in der deutschen Literatur in einem halb tragikomischen halb wirklich tragischen Lichte zu sehen, und dem Manne unsere Anerkennung und unser Mitleid nicht zu versagen, der seine Thaten und die Wirkungen derselben überlebt hat, und in seinem Alter, unfähig das Neue und Bessere, weil er in ihm nicht mehr Fleisch von seinem Fleisch und Bein von seinem Bein erkennen kann, als solches gelten zu lassen, zum Gespött der jüngeren Generation wird, die, was sie ist, doch immer nur mit seiner Hilfe geworden ist. Auch Pyra's Loos in der deutschen Literatur ist ein tragisches. Bodmer und Breitinger wurden trotz ihres rüstigen Streitens gegen Gottsched alt und hochbetagt, beiden ist es vergönnt zu erleben, wie das von ihnen Gewollte von jugendlich frischen Kräften fortgeführt und Neues vorbereitet wird. Pyra stirbt, ein jugendlicher Held, in der Schlacht, aber er stirbt wie

---

* Ich stelle hier zum Vergleich die betr. Stellen aus Pyra und Lessing zusammen.

Pyra.	Lessing.
Denn erstlich muss der Titel nie den Ausgang verrathen. Der Leser wird dadurch um das Vergnügen des unerwarteten gebracht.... Die Alten haben zwar auch den Namen ihres Helden ein Beiwort zugesellet; aber das entdeckt nicht die Beschaffenheit des Schlusses, sondern nur die Hauptperson; oder es ist von dem Orte hergenommen.	Ein Titel muss kein Küchenzettel sein. Je weniger er von dem Inhalt verräth, desto besser. Dichter und Zuschauer finden ihre Rechnung dabei, und die Alten haben ihren Komödien selten anders als nichtsbedeutende Titel gegeben. Ich kenne kaum drei oder vier, die den Hauptcharakter anzeigten, oder etwas von der Intrigue verriethen.

Antigone, mit seinem Tode den Sieg des von ihm verfochtenen Prinzips besiegelnd, und auf ihn folgen, von ihm zum Theil angeregt, Klopstock und Lessing, die Sprache und Form der Dichtung, welche von Gottsched in die erdrückenden Banden der starren, unfruchtbaren Regel geschlagen worden waren, in neue von Pyra vorgeahnte Bahnen zu führen bestimmt waren.

Fürth. L. Türkheim.

Ueber den Gebrauch des Apostrophs.

Während über die Anwendung der eigentlichen Interpunktionen ziemlich bestimmte Gesetze bestehen, welche jeder sorgfältig Schreibende ganz von selbst befolgt, lassen uns die verschiedenen Hilfsbücher über den Gebrauch des Apostrophs in einem Halbdunkel, das sich bei Herstellung von Gedichtwerken für den nach Einheitlichkeit strebenden Setzer und Korrektor zu einem Chaos verfinstert; und da über diesen Punkt bei den Autoren nicht mehr Licht herrscht als in den Druckereien, so kann es gar nicht Wunder nehmen, dass sich derselbe in fast allen einschlägigen Werken als ein sehr dunkler Punkt, als ein Wirrwarr repräsentiert. Nur zwei kurze Beispiele will ich anführen. In der 1846 bei Petsch in Berlin gedruckten „Geschichte des deutschen Volkes“ von Duller steht als Motto am Anfang eines Kapitels die bekannte Huttensche Strophe:

> Wiewohl mein fromme Mutter weint,
> Da ich die Sach hätt gfangen an,
> Gott woll sie trösten, es muss gahn,
> Und sollt es brechen auch vorm End.
> Wills Gott, so mags nit werden gwendt;
> Drum will ich brauchen Füss' und Händ'.
> Ich hab's gewagt.

Also in 43 Wörtern 15 Abkürzungen, 12 ohne, 3 mit Apostroph. Jedermann wird einsehen, dass diese drei Apostrophe nicht in Einklang zu bringen sind mit dem radikalen Anlauf, der vorher genommen wurde. — In der von Dr. Strehlke redigierten Hempelschen Ausgabe von Göthes Gedichten steht u. a. folgender Vers:

> Ich stellt' mein Sach auf Ruhm und Ehr'.

Aus den angefügten Bemerkungen des Bearbeiters geht hervor, dass derselbe sich in Bezug auf Elision etc. nicht an die etwa noch aufbewahrten Originale gebunden hat, vielmehr dem heutigen Gebrauch gefolgt ist. Aus Pietät sind also die beiden vorhandenen Apostrophe nicht stehen resp. die beiden fehlenden nicht weg geblieben. — So sieht es in fast allen Büchern aus, die Gedichte enthalten, und in der Prosa verhältnismässig nicht besser. — Durch die eigentlichen Interpunktionen werden Lesepausen angedeutet, über den Apostroph muss man ohne Aufenthalt hinweggehen; für jene tritt sofort das Sprachgefühl ein, gegen diesen opponiert das Schönheitsgefühl, selbst wenn er nach dem Hergebrachten seinen Platz behauptet. Diese Opposition ist seit einiger Zeit stärker als sonst hervorgetreten, und hat sogar den Dichter Julius Grosse veranlasst, in ein anderes Extrem zu verfallen: in seiner vor kurzem erschienenen Gedichtsammlung „Aus bewegten Tagen“ sind daktylische Wörter wie „Könige“ an die Stelle von Trochäen gesetzt, offenbar um nur dem Apostroph aus dem Wege zu gehen. So berichtet Erwin Mansbach in einem Artikel der „Blätter für literarische Unterhaltung“, der ebenfalls für Verminderung der Apostrophe spricht und von dem ich erst Kenntnis erhielt, als ich den gegenwärtigen Aufsatz der Hauptsache nach bereits fertig gestellt hatte. Mansbach fordert den Apostroph bei allen Verkürzungen, welche nur als poetische Licenz zu betrachten sind, und verwirft ihn überall da, wo die kürzere Form bereits der Umgangssprache angehört. Da niemand eine bestimmte Grenze zwischen diesen beiden Gebieten ziehen kann, zumal die Umgangssprache immer mehr der kürzeren Formen sich aneignet, wie Mansbach selbst betont, so wäre uns mit Annahme seines Vorschlages nur wenig geholfen.

Durch die jetzt von allen deutschen Staaten angenommene preussische Schulorthographie ist der Gebrauch des Apostrophs gegen früher allerdings eingeschränkt. Die gegebene Regel ist aber so knapp gehalten, dass sie kaum für die Schule ausreicht; auch Duden in seinem „Wörterbuch“ und „Wegweiser“ hat sie nicht weiter verfolgt. Sie lautet:

„1) Wenn Laute, die man gewöhnlich bezeichnet, unterdrückt werden, so bezeichnet man in der Schrift ihre Stelle durch einen Apostroph, z. B. Ich lieb' ihn. Das leid' ich nicht. Heil'ge. Jedoch ist in der gewöhnlichen prosaischen Darstellung eine solche Verstümmelung der Wortform zu vermeiden, ausgenommen etwa im Pronomen

es, z. B. ist's, geht's. — Wenn die Präposition mit dem von ihr regierten Artikel verschmolzen wird, gebraucht man den Apostroph nicht; z. B. am, beim, unterm, ans, ins, zum.

2) Bei Eigennamen ist es nicht erforderlich, das *s* des Genitivs durch einen Apostroph abzutrennen; z. B. Ciceros Briefe, Schillers Gedichte, Homers Ilias. — Hingegen wird bei Eigennamen, welche den Genitiv auf *s* nicht bilden können, das Rektionsverhältnis durch den Apostroph bezeichnet, z. B. Voss' Luise, Demosthenes' Reden."

Also nicht einmal eine Bemerkung über die von Personennamen abgeleiteten Adjektive: ob Meyer'sches, Brockhaus'sches Lexikon oder Meyersches, Brockhaussches; man muss sich für die letztere Schreibweise entscheiden, obgleich das im zweiten Beispiele entstehende *ss* die meisten anfangs stutzig machen wird. — Heyse in seiner Grammatik fordert den Apostroph ausserdem noch in Wörtern wie: (ihr) leſ't, laſ't, (er, ihr etc.) ſpeiſ't, und bei den Genitiven von Personennamen.

Die grosse Schwankung im Gebrauch des Apostrophs erklärt sich daraus, dass dieses Zeichen, wie schon angedeutet, nur seiner Form, nicht aber seinem Wesen nach zu den Interpunktionen zählt: es tritt an die Stelle eines ausfallenden Vokals, es ist nur ein Aushilfsmittel, dient nur als Krücke für einen Lahmen und soll diesen befähigen, seinen Platz in der übrigen Gesellschaft ohne Gefahr behaupten zu können, nämlich ohne die Gefahr, falsch verstanden zu werden. Die Richtigkeit dieses Satzes zugegeben, dürfen wir nicht zögern, den unter unserer Obhut stehenden Lahmen seines auffälligen, unschönen Möbels zu entkleiden, sobald wir die Ueberzeugung haben, dass er ohne dasselbe sein Fortkommen finden kann. Das heisst: der Apostroph soll nur da stehen, wo sein Fehlen zu *falschem Sinn* oder *falscher Aussprache* verleiten würde.

Die genaue Befolgung dieser Regel führt allerdings zu einem Radikalismus, der manchem als verfrüht erscheinen wird. Bei näherem Eingehen auf die Frage dürften aber viele zu der Ueberzeugung kommen, dass sich anders feste, konsequente Normen nicht gut aufstellen lassen, sofern es dabei überhaupt auf möglichste Verminderung der Apostrophe abgesehen ist. Deshalb will ich auch meine Arbeit auf jene Regel gründen, ohne dabei auf allgemeine Zustimmung zu rechnen. Ich gebe mich dabei nur der Hoffnung hin, dass die Frage recht lebhaft diskutiert werden möge, damit aus Rede und Gegenrede schliesslich sich ein festes Gesetz herausbilde. Dies wird um so eher

geschehen, je mehr sich alle dabei Interessierten, namentlich auch die Schriftsteller, an der Diskussion beteiligen. Welcher Meinung aber auch der eine oder andere huldigen mag, jedenfalls kann er sich an der Hand der folgenden Erörterungen umfassendere Regeln bilden und diese in dem von ihm beherrschten Kreise an Stelle der bisherigen Unklarheit setzen. Der nächste Zweck ist also ein praktischer, das endliche Ziel mag immerhin ideal erscheinen.

Bei der Gliederung des Stoffes folge ich der grammatikalischen Einteilung der Wörter in zehn Klassen, weiche aber aus praktischen Gründen von der üblichen Reihenfolge ab. Eine andere Einteilung, z. B. nach Lautverbindungen, hätte ich mit meinen bescheidenen Mitteln nicht durchführen können. — Um etwaigen Missverständnissen zu begegnen, will ich ausdrücklich erklären, dass ich nur die mehr technische Behandlung des namentlich vom Dichter gegebenen, also metrisch bemessenen Ausdruckes im Auge habe, und dass da, wo von den *s*-Lauten die Rede ist, mir die am meisten verbreitete Schreibweise als Richtschnur dient, dass also ein Uebergriff in das orthographische Gebiet mir fern liegt. Wo daher in der Antiqua ſ und ß verwendet werden, ist dieselbe hier der Fraktur gleichzustellen.

Auch mache ich keinen Anspruch darauf, die Frage *vollständig* erörtert zu haben. Nur die hauptsächlichsten Erscheinungen sind beleuchtet. Vieles Fehlende wird sich natürlich durch Vergleichung mit ähnlichen Fällen ergänzen. Wenn z. B. beim Substantiv nichts gesagt wird über eine Abkürzung wie „Kön'ge“, so findet man das Erforderliche unter den Adjektiven auf *ig*; und dass wegen der Verbalsubstantive das vom Verbum Gesagte genügt, bedurfte ebenfalls keiner besonderen Erwähnung.

I. Der Artikel. Von diesem Redeteil werden die Formen *das* (Accusativ des Neutrums) und *dem* (Dativ des Maskulinums und des Neutrums) häufig in Verbindung mit Präpositionen gebracht und alsdann verkürzt. Die Einschiebung eines Apostrophs ist überflüssig und nach der oben citierten Schulorthographie unstatthaft. Ausser den daselbst erwähnten Beispielen mögen hier noch stehen: aufs, ums, durchs, vorm, hinterm. Selten, trotzdem aber nicht zu apostrophieren, ist eine Verkürzung wie die folgende, wo der Accus. Masc. mit der Präposition verschmilzt:

Es waren drei Gesellen, die stritten *widern* Feind. (*Rückert.*)

Mitunter, bei Wiedergabe volkstümlicher Redeweisen, wird auch der Nominativ des Neutrums bis auf das auslautende *s* verkürzt: 's Mailüfterl weht; oder der unbestimmte Artikel verliert das anlautende *ei*: 'ner, 'ne, 'nen. Eine solche Verkürzung (Aphäresis) verlangt natürlich immer den Apostroph. Wenn der Vers oder ein neuer Satz mit der Aphäresis beginnt, setzen einige nach dem Apostroph einen Versal: 'Ne. Dies ist eben so wenig zu empfehlen, als die Zusammenziehung mit dem Hauptwort in folgender Weise: s'Haus.

II. Das Pronomen. Unter den Pronomina ist in erster Reihe das sächliche Personale *es* zu nennen, dessen Vokal häufig ausfällt und dann nach dem herrschenden Gebrauch und auch nach der Schulorthographie durch den Apostroph ersetzt wird. Wenn das so verkürzte Wort einen Satz beginnt, so ist dasselbe zu beobachten, was soeben von dem in diesem Falle gleichgestaltigen neutralen Artikel gesagt wurde. Im anderen Falle, wenn der verbleibende Laut *s* mit dem vorhergehenden Worte verschmilzt, kann der Apostroph unbeschadet der Deutlichkeit wegbleiben. Folgende Stellen aus Schillers Taucher mögen dies veranschaulichen: die Ritter vernehmens — stille wirds — und hohler hört mans heulen — da hebet sichs schwanenweiss — und er ists — wie einen Kreisel trieb michs um — und obs hier gleich ewig schlief — da hing ich und wars mir bewusst — schaudernd dacht ichs, da krochs heran. Dasselbe Gedicht weist in der Stelle: „als gings in den Höllengrund“ übrigens einen Fall auf, in welchem zwei *e* ausgestossen wurden. Trotzdem wir es hier mit einem Konjunktiv zu thun haben (vgl. unten das Verbum), darf der Apostroph wegbleiben, schon weil eine Verwechselung mit dem Indicativ Imperfecti nicht gut möglich ist. — Schliesst hingegen das vorhergehende Wort mit einem Vokal, so muss das ersetzende Zeichen eintreten: da's, du's, wie's, wo's.

Ganz ungewöhnlich und deshalb zu markieren ist der Ausfall des *e* in folgendem Vers:

Das Horn der Ziege fasst das ein' [Kind] (*Göthe*),

während die Ueberflüssigkeit dieses Zeichens in „andre, andern, anderm“ etc. auf der Hand liegt.

Vom Possessivum ist es hauptsächlich *unser*, das in den Formen unsre, unsrem, unsren, unsrer, unsres die Elision zeigt. In der Antiqua wird niemand den Apostroph vermissen, aber auch in der Fraktur,

also nach langem ſ, ist derselbe dem guten Geschmack fast ganz gewichen. Es ist jedoch ratsam, unſerm, unſern, unſers zu setzen, um die Verbindung ſr möglichst zu beschränken. Beim Adjektiv kommen wir auf diese Verbindung nochmals zurück.

Dessen (Genitiv des Demonstrativums oder Determinativums) und *wessen* (Gen. des Interrogativums) haben als zweite Form *dess* und *wess* und werden in dieser Form zuweilen mit Apostroph versehen. Hier ist dieses Zeichen mehr als überflüssig: es ist falsch. Die Schulorthographie schreibt übrigens ein einfaches *s* vor: Wes das Herz voll ist, des gehet der Mund über. (Bibel.)

In gleicher Weise wird das determinative *solch* und das interrogative oder relative *welch* nur fälschlich mitunter apostrophiert. Stehen diese Wörter im Singular und folgt dahinter ein Adjektiv oder der unbestimmte Artikel, oder liesse sich letzterer einfügen, dann darf niemals der Apostroph stehen:

> Solch [ein] Geschick blieb immer erträglich. (*Balde.*)
> Welch reicher Himmel! Stern bei Stern! (*Göthe.*)

Dagegen ist derselbe zu setzen im Plural, wenn dem Pronomen kein Adjektiv folgt, z. B. (in älterer Redewendung) solch' Leute; vor einem Adjektiv bleibt er auch im Plural fort: welch nette Kinder.

III. Das Adjektiv. Die Adjektive auf *el*, *en*, *er* verlieren aus ihren durch die Deklination verlängerten Formen nicht selten ein *e*. Obwohl diese Elision durch die nach Kürze strebende Umgangssprache hervorgerufen und demnach jedermann geläufig ist, wird dieselbe doch oft markiert, namentlich bei den Formen auf *er*, zu welchen hier auch ein grosser Teil der Komparative gehört. Aus folgenden Beispielen möge der Leser ersehen, dass sich solche Wörter recht gut ohne Apostroph setzen lassen: bittrer Geschmack, heitrer Gesang, innrer Friede, lautre Freude, die obren und untren Schichten, jüngre und ältre Leute, schönre Zeit, bessre (beßre, beſſre) Tage, höhre Gewalt.

Die auf *ern* ausgehenden eignen sich zu Kürzungen nicht gut; nur *ehern* findet sich in solcher Form und muss einen Apostroph bekommen, weil „ehr“ an ein anderes Wort erinnert, den Sinn also augenblicklich trüben könnte:

> Das eh'rne Herz kühn aus der Brust gerissen. (*A. Grün.*)

Eben so schwierig ist es, in Verlängerungen der volltönenden Silbe *bar* das *e* zu elidieren. In einer mir vorliegenden Cottaschen

Schiller-Ausgabe findet sich jedoch der Dativ „furchtbarn“ wiederholt in derselben Gestalt wie hier.

Für das aus den Silben *ig* und *isch* ausgefallene *i* wird der Apostroph allerdings stets gesetzt; doch hat derselbe hier nicht mehr Berechtigung als an Stelle eines *e*. Niemanden wird beim Anblick der folgenden Wörter auch nur einen Augenblick ein Zweifel anwandeln: allmächtger und barmherzger Gott, dürftge Kleidung, durstge Kehle, einzger Freund, ewge Seligkeit, flüchtge Tage, freudges Leben, gierge Raben, giftger Hauch, gläubger Sinn, heilge Pflicht, kräftge Nahrung, selge Stunden; heimsches Land, irdsches Leid, olympsche Spiele. Dass bei adjektivischer Verwendung von Eigennamen (wo man früher ein *i*,* später den Apostroph setzte) der letztere nach der, allerdings nicht ausgesprochenen Regel der Schulorthographie wegbleiben muss, wurde schon im Eingange erwähnt. — Dagegen muss der Ausfall des *i* in *nig* bezeichnet werden, weil *ng* sonst als *ein* Laut ausgesprochen werden könnte: thran'ges Oel, thon'ger Boden. Dies gilt jedoch auch nur für solche Fälle, wo dem *n* ein (einfacher) Vokal vorangeht; denn da der Nasallaut nie nach einem Diphthong oder einem Konsonanten folgt, so ist keine Gefahr vorhanden, bei selbst flüchtigem Lesen diese Buchstaben in solcher Verbindung falsch auszusprechen: Das einge Deutschland, „ein sinnger Waller“ (Rückert), eine kernge Gestalt. — Die Silbe *sig* betreffend, so wird uns in der Antiqua ein Wortbild wie „grausge That“ nichts Anstössiges bieten, während man in der Fraktur allerdings besser grauſ'ge setzen dürfte; doch kommt es vielleicht auch hierbei nur auf die Gewohnheit an; jedenfalls entsteht durch „grausge“ keinerlei Missverständnis, wie man auch müßge, fleißge setzen kann. Der kurze scharfe Laut ſſ lässt sich hierbei in ß umwandeln: rißges Holz, bißger Hund; nur maßge könnte Anstoss erregen und deshalb maſſ'ge oder maſſge gesetzt werden. Uebrigens ersehe ich aus Arbeiten berühmter Offizinen, dass man es mit den sonst für unstatthaft gehaltenen Verbindungen zwischen ſ und gewissen anderen Konsonanten nicht mehr so engherzig nimmt.

* Ein Ueberbleibsel dieser, von manchen Pedanten auch jetzt noch gepflegten Methode ist die Form der bekannten Firma „Arnoldische Buchhandlung“. Viele sprechen dieses Adjektiv wie einen Antispast ⏑–́–⏑ aus, weil sie glauben, der Name des Begründers laute Arnoldi. Derselbe heisst jedoch Arnold, und deshalb muss das Wort als erster Päon –⏑⏑⏑ gesprochen werden.

Die in der (undeklinierten) Stammform auf *e* auslautenden Adjektive bedürfen bei der Abwerfung des Endvokals ebenfalls keines Apostrophs, wenn sie prädikativ verwendet, also dem Hauptwort nachgestellt sind: diese Sache ist bös, jener Bursche ist rüd. In dem Verse:

Schon träumt sie leis und leiser (*Geibel*),

wo das Adjektiv allerdings als Adverb gebraucht wird, könnte sich mancher versucht fühlen, die Verschiedenheit der *s*-Form durch die Schreibart leiſ' auszugleichen; doch möge er nur der Versuchung widerstehen.

Ist das Endungs-*e* eines appellativisch gebrauchten (vor das Hauptwort gestellten) Adjektivs fortgefallen, so muss der Apostroph eintreten. In der stehenden Phrase „Gut Nacht!“ und etwaigen gleichen Fällen erregt sein Fortbleiben keinen Anstoss.

Ob in der Endung *en* nach einem Vokal — oder nach einem Vokal und *h* — das elidierte *e* zu markieren ist, wird man nach Vorstehendem leicht entscheiden können. Ich würde ohne Bedenken setzen: „Vom hohn Olymp herab“, dagegen den Heineschen Vers:

Beleidigt die Götter, die alten und neu'n

in dieser Gestalt vorschlagen. Bietet auch der Sinn des ganzen Satzes und die darin enthaltene Antithese eine gewisse Garantie gegen Verwechselung mit dem Zahlwort, so könnte doch bei dem humoristisch-satirischen Charakter des Dichters der Leser stutzig werden, an ein Wortspiel denken und deshalb im Lesen stocken. Und auch bei ernsten Gedichten könnte solche Gefahr entstehen.

Durch Elision eines *e* zwischen *d*, *t* einerseits und der Superlativendung *ste* andererseits entstehen Härten in der Aussprache. Ein Gefühl der Beklemmung veranlasst manchen, sich durch einen Apostroph gewissermassen Luft zu schaffen. Es ist jedoch gar kein triftiger Grund vorhanden, das Auge in Mitleidenschaft zu ziehen, wenn dadurch der Zunge doch nicht geholfen werden kann. Man setze also: geradste, weitste, spätste etc.

IV. Das Adverb. Nach der ausführlichen Besprechung der Adjektive, die sich ja alle zugleich als Adverb verwenden lassen, kann ich mich über diesen Redeteil ziemlich kurz fassen.

Die Wörter *dran*, *drauf*, *drin*, *drüber* bedürfen eben so wenig eines Apostrophs als *heut* und *lang* („so lang“, acht Mal in Beckers

Rheinlied, zehn Mal in A. Grüns „Der letzte Dichter"). Dagegen muss die Aphäresis bei (he)raus, (he)rein etc. Ersatz bekommen. Andernfalls könnte man bei der Stelle aus „Lilis Park" von Göthe:

Und [Lili] kriegt sie [die Tiere] *rein*, weiss selbst nicht wie

an eine recht prosaische Handlung denken. Wie man statt *Genüge* auch *Gnüge* schreibt, kann man *gnug* statt *genug* schreiben. Dass der Wegfall des Schluss-*e* in ...*weise* nicht markiert zu werden braucht, erhellt aus dem oben Gesagten. Das Wörtchen *ehe* wird seines unschönen, hiatischen Klanges wegen von den Dichtern nur höchst selten in voller Form gebraucht; es ist genügend, *eh* zu setzen.

V. **Das Numerale.** Ueber das bestimmte Zahlwort etwas zu sagen, ist nicht nötig, da dasselbe stets in voller Form auftritt. Allenfalls lassen sich die Ordinalia verkürzen: der zweit', dritt' etc., und möchte ich hierbei die Anbringung eines Apostrophs empfehlen. — Bezüglich der unbestimmten Zahlwörter *manche*, *einige*, *wenige* sei auf das Pronomen *solche*, resp. auf die Adjektive mit der Endung *ig* verwiesen. Wenn *viele* in *viel* verkürzt wird, wie dies Heine in dem Verse thut:

Es kommen viel kranke Leut,

so ist durch Weglassung des Apostrophs ein Verwechseln mit dem Adverb nicht möglich. Verfänglicher würde eine andere Stelle bei demselben Dichter sich gestalten, welche besagt: „Ich habe Menschen viel[e] ... gesehn." Hier muss Ersatz für das *e* eintreten. Dagegen dürfte *all* für *alle*, *alles* etc. kaum jemals mit dem Adverb *all* = *ganz* verwechselt werden.

VI. Von **Präpositionen** ist nur *ohne* zu erwähnen, das sein *e* abwirft, ohne dass dafür ein Apostroph einzutreten brauchte. Doch wird ein solcher jetzt noch allgemein angefügt.

VII. Von **Konjunktionen** kommen nur *andrerseits* und *indes(s)* in Betracht. Vergl. wegen derselben das Pronomen.

VIII. **Die Interjektionen** sind ihrer Natur nach schon auf eine so geringe Silbenzahl (meist eine einzige Silbe) beschränkt, dass eine weitere Verkürzung unmöglich ist. „Wehe", ursprünglich Substantiv, dürfte der einzige Ausruf sein, der apokopiert wird, und zwar ohne Ersatz zu fordern:

O weh, o weh mir Armen! (*Bürger.*)

IX. **Das Verbum.** Alle Infinitive, welche vor ihrer Endung *en* einen Vokal allein oder einen Vokal mit folgendem *h* aufweisen,

können das *e* der Endsilbe ohne weiteres ausstossen: befrein, schaun, traun, bereun, gehn, stehn, mähn, mühn, nahn, ruhn, reihn, thun, weihn, zeihn etc. Das Schluss-*e* in der 1. Pers. Singul. des Präsens Indicativi wird gewöhnlich noch durch einen Apostroph ersetzt, doch kann derselbe bis auf wenige Fälle fortbleiben: ich hab, leb, sterb, red, wend, werd, ruf, sag, sing, verschweig, verberg, geh, rat, wach, wünsch, denk, deck, melk, fall, fühl, komm, stürm, lern, nenn, klapp, marschier, ehr, karr, les, ras, weiß, rett, reit, hex, reiz. Verben, welche des Wohllauts wegen das *e* der Infinitiv-Endung verloren haben, werfen in der 1. Pers. Präs. gewöhnlich das vorletzte *e* aus: säubern, ich säubre oder ich säubere; fallen beide *e* fort, so muss für das letzte der Apostroph eintreten:

Von allen [Ratten] säubr' ich diesen Ort. (*Göthe.*)

Hier dient dieses Zeichen dazu, dem Auge das ungewohnte Bild schneller verständlich zu machen und infolge dessen sofort die richtige Aussprache zu treffen. — Nach gleichen Grundsätzen ist natürlich auch der übrige Teil des Präsens zu behandeln. — Wie bereits in der Einleitung erwähnt, fordert Heyse (und mit ihm viele andere) den Apostroph für die 2. und 3. Pers. Singul. und die 2. Pers. Plur. Präs. Ind. der Verben auf *sen*: du lies't, er reis't, ihr genes't. Der allgemeine Gebrauch hat diese Forderung nicht erfüllt. Nur beim Imperfekt (Indikativ und Konjunktiv) von *rasen* und *kosen* können Verwechselungen mit dem Präsens von *rasten* und *kosten* entstehen:

Als ras'te nirgends sonst der Streitenden Gedränge. (*Schiller.*)

In der Antiqua muss daher jedenfalls ein Apostroph eingefügt werden, in der Fraktur nur dann, wenn man das bequeme Aushilfsmittel verschmäht, ein rundes ß zu wählen, also raßten, koßten zu setzen.

Durch Wegfall des Endungs-*e* der 3. Pers. Singul. Imperfecti (Indicativi und Conjunctivi) der schwach konjugierten Verben wird dieselbe gleichgestaltig mit dem Präsens: hier ist also ein Apostroph vonnöten:

Dort zerrauft' Er sich das Haar. (*Göthe.*)

Nicht so bei der 1. Person:

Und rasch verfolgt ich meine Reise (*Lenau*),
Sollt ich meinem Gott nicht singen? (*Gerhard*),

weil eine Verwechselung nicht zu befürchten steht. — Gellert reimt in seinem Gedicht „Der Tanzbär“ das Wort „Kette“ auf „redte“ =

redete und ist hierbei vom sächsischen Dialekt beeinflusst worden, der dieses Wort wie „rette“ ausspricht, während es richtiger „rehdte“ gesprochen würde. Ich habe, als ich jüngst eine Korrektur dieses Gedichtes las, mit Rücksicht auf den Reim und das Adjektiv „beredt“ den Apostroph dort ausgemerzt.

Der allgemein übliche Gebrauch, das charakteristische *e* des Konjunktiv Imperf. bei seinem Wegfall zu ergänzen, lässt sich bedeutend einschränken. Ist der Konjunktiv schon anderweit in demselben Worte ausgedrückt, namentlich durch den Umlaut, dann ist eben das Schluss-*e* kein notwendiges Charakteristikum; solche Worter sind z. B.: (ich, er) hätt, wär, würd, spräch, zög etc. Wenn wir es aber mit Fällen zu thun haben wie:

Das Land und Volk gefiel' mir wohl (*Arndt*),
Ihm ists, als obs ihn hinüberrief' (*Körner*),
Ich will ... die Hand nicht werden, die dich ins Elend stiess' (*Chamisso*),

so ist der Apostroph unerlässlich. Zwar fände auch hier der Sprachgewandte den Konjunktiv heraus, doch darf man die weniger Geübten, namentlich unser auf den Schulbänken rutschendes junges Deutschland, ja selbst die unsere Sprache erlernenden Nichtdeutschen nicht ganz aus den Augen verlieren. Die schon früher citierte Stelle aus dem „Taucher“: „als gings in den Höllengrund“ liegt wesentlich anders: *ein* Apostroph würde etwaige Zweifel nicht beseitigen, *zwei* solcher Zeichen zu setzen, wird niemandem einfallen, deshalb ist es besser, von einer Ergänzung der ausgefallenen *e* ganz abzusehen.

Diese Andeutungen dürften für das Verbum genügen; das Weitere ergiebt sich von selbst aus dem früher Gesagten. Um darauf verweisen und mich kurz fassen zu können, habe ich das Verbum und

X. das Substantivum, zwei sonst umfangreiche Wortklassen, an das Ende gestellt.

Die auf *e* ausgehenden zweisilbigen Hauptwörter bedürfen beim Wegfall dieses Vokals, soweit es sich um den Singular handelt, in der Regel keiner Ergänzung: Rab, Red, Kuf, Sag, Weih, Krück, Ell, Muhm, Sonn, Ramp, Schmarr, Nas, Hütt, Treu, Löw, Hex, Katz; auch das Pluraletantum Leut(e). Dagegen würde „Rind“ für „die Rinde“, „Herd“ für „die Herde“ zu Missverständnis führen; in solchen Fällen muss also der Apostroph eintreten; steht der Artikel dabei, so bietet dieser allein genügende Sicherheit, wenigstens soweit

es sich um Maskulina und Neutra handelt. Substantive, welche durch Anfügung eines *e* an das Adjektiv gebildet werden, unterscheiden sich, wenn dieses *e* wegfällt, in der Mitte des Satzes noch genügend von dem Adjektiv durch den grossen Anfangsbuchstaben. Am Anfang eines Satzes oder Verses wären sie indessen nicht auf den ersten Blick zu unterscheiden, weshalb der Ausfall des *e* markiert werden muss. Dahin gehören Wörter wie *Tiefe* von *tief*, *Weite* von *weit*. Es ist zwar fraglich, ob sich für den zuletzt angenommenen Fall aus unserer gesamten Litteratur auch nur *ein* Beleg findet; das kommt aber hier, wo es sich lediglich um die Aufstellung von Gesichtspunkten handelt, nicht in Betracht. — Auf *e* ausgehende drei- und mehrsilbige Wörter sind, bevor man sich wegen des Apostrophs entscheidet, genauer zu prüfen, und zwar auf ihre Aussprache und Orthographie. So kann das Wort „Gestade“ ohne seinen Endvokal nur als Jambus ◡–, also richtig, gesprochen werden, weil *Ge* als Vorsilbe und somit als Senkung sofort zu erkennen ist und weil der weiche Auslaut die Länge des vorhergehenden Vokals *a* andeutet. Anders verhält es sich mit einem Worte wie „Hypothes'“ (in Lessings Nathan): hier dürfte der Apostroph eben so wenig zu entbehren sein als in Göthes:

Trompet' und Trab und Trommel summt.

Desgleichen muss die Elision des *e* zwischen einem Diphthong und *r* bezeichnet werden: Dau'r, Fei'r, Ungeheu'r. Der Grund dieser Bezeichnung liegt in der Aussprache, die eine Schwierigkeit bietet, auf welche der Leser aufmerksam gemacht werden muss: einen Diphthong mit folgendem *r* streng einsilbig zu sprechen, dürfte nicht möglich sein; man hört zwischen beiden Lauten stets noch einen dritten (ein ganz kurzes *e*), der durch einen Luftstrom entsteht, welcher an den hinteren Teil des Gaumens stösst, wenn man die zum Uebergang vom Vokal zum Konsonanten nötigen Mundbewegungen macht. Sprachphysiologen werden das leicht und genau darlegen können. Also: einsilbige Aussprache ist nicht möglich, zweisilbige wäre fehlerhaft, folglich entsteht ein nur mit Mühe einzuhaltendes Mittelmass von anderthalb Silben, wenn man so sagen darf. Bei älteren Dichtern findet sich solche Verkürzung gar nicht selten, selbst vor Wörtern, welche mit einem Konsonanten beginnen; bei den heutigen Poeten gilt sie auch vor Vokalen nur als trauriger Notbehelf und wird daher seltener.

Wörter wie: Erinnrung, Erheitrung, Entwicklung, Vermindrung, Wandrer etc. seien nur flüchtig erwähnt.

Soviel über den Nominativ Singularis. Das in der Schulorthographie über den Genitiv von Eigennamen Gesagte lässt sich natürlich auch auf andere Hauptwörter anwenden, die den Genitiv auf *s* bilden: des Laubs, des Manns, des Geists.

Viele männliche und sächliche Substantive bilden den Dativ durch Anfügung eines *e* an die Nominativform; dieses *e* kann aber auch wegbleiben, wenn dies die Metrik oder der Wohllaut fordert. Trotzdem dieser Satz vollkommen elementar ist, so dass man sich scheuen muss, denselben auszusprechen, begegnet man hin und wieder doch noch dem Apostroph in solchen Dativen.

Für das Plural-*e* der stark deklinierten Hauptwörter lässt sich ein Ersatz nicht gut vermeiden, obgleich in den meisten Fällen der Artikel und die Pluralform des Verbums etwa entstandene Zweifel zerstreuen wird. Wir würden es, bei aller Abneigung gegen den Apostroph, doch für auffällig, ja unstatthaft erklären, wenn wir einen Satz fänden wie: Die Tag, die Jahr verschwinden. Wo aber „Jahre“ als Zeitmass hinter Zahlen steht, lässt es sich ohne weiteres auch verkürzen:

Vater Noah war tausend Jahr. (*Kopisch?*)

Ebenso ist der Apostroph nicht nötig, wenn sich das Wort durch den Umlaut schon als Plural auszeichnet: Die Bäum erheben ihre Aest. Zur Erkennung des Plurals aber unbedingt erforderlich ist die Ergänzung der *e* in der Stelle:

[Herr Oluf probt] sein' Pferd' und Hund'. (*Herder.*)

Für den Ausfall des *e* in der (schwachen) Pluralendung *en* nach Vokalen (mit oder ohne *h*) wird nur höchst selten der Apostroph einzutreten brauchen: die Aun, Fraun, Herrn, Mühn, Höhn, Reihn. Dagegen: die Zeh'n; auch wohl

O jammervolle Schnörkelei'n (*v. Sallet*),

um die Auffassung als Plural vom Diminutiv „das Schnörkelein“ unmöglich zu machen, obwohl der Sinn des ganzen Satzes dadurch nicht verändert würde.

Eine eigentümliche Pluralbildung findet sich in Göthes „Johanna Sebus“: drei arme Kind. Es liegt auf der Hand, dass trotz dieser Eigentümlichkeit ein Apostroph nicht am Platze wäre.

Ueber die Anwendung des Apostrophs bei der schriftlichen Wiedergabe einzelner Dialekte lassen sich, in Anbetracht der grossen Anzahl derselben, speziellere Regeln nicht aufstellen. Im allgemeinen darf man jedoch behaupten, dass das häufige Auftreten des Apostrophs das ohnehin nicht leichte Lesen dialektischer Schriften noch mehr erschwert.

Braunschweig. L. Irmisch.

Sitzungen der Berliner Gesellschaft
für das Studium der neueren Sprachen.

I.

Herr Biltz sprach über den Briefwechsel des Freiherrn von Meusebach mit Jakob und Wilhelm Grimm (ed. C. Wendeler, Heilbronn 1880). Meusebach (1781—1847) war ursprünglich Jurist und lebte als solcher in Dillenburg, Koblenz und Berlin. Daneben war er ein eifriger Germanist und besonders Sammler der die deutsche Literatur betreffenden Raritäten. Seine Bibliothek, 1849 von der preussischen Regierung angekauft, findet sich seitdem der königlichen einverleibt. Vorausgeschickt ist dem Briefwechsel selbst eine Darstellung des literarischen Verkehrs Meusebachs überhaupt u. a. mit Hoffmann von Fallersleben. Der Vortr. hob hervor, dass, während sich in diesem Verkehr oft die eigensinnige und hypochondrische Natur Meusebachs zeigte, im Gegenteil in den Briefen an die Grimm seine ganze persönliche Teilnahme und Liebenswürdigkeit hervortritt.

Herr Marelle trug vor über Rabelais und Fischart. Ganghöfer in seinem Buche: Fischart und seine Verdeutschung des Rabelais, München 1881, hat zu erweisen versucht, F. stehe höher als R., wie es Vilmar in Ersch und Gruber, später in seiner deutschen Literaturgeschichte gethan. G. vergleicht die beiden Vorreden und findet F. schöner; aber, sagt der Vortragende, R. hat die seinige erfunden, F. hat die von R. nur ausgedehnt; R. hat viel gelesen, F. fast gar nichts, R. überlässt sich seiner Laune, aber ohne sein Ziel aus den Augen zu verlieren; so steht also eher R. an künstlerischem Wert höher. Wenn zweitens G. den F. als moralischer hinstellt, so spräche auch dies gegen die Form, in die er sein Werk gekleidet habe. R. war ein begabter und vielseitig gebildeter Mann; er ist der Vater des Humors, eines Humors der aus dem Herzen, nicht bloss aus dem Verstande kommt. Wenn er gelegentlich so cynisch wurde, so hat man den Grund davon sowohl in seiner zeitweiligen Stellung als Arzt, als

auch in seinem überschäumenden Naturalismus zu suchen. Das besprochene Buch zeigt seinen Verf. als nicht competent genug, über beide R. und F. zu urteilen und als zu sehr beeinflusst von schlecht angebrachtem Patriotismus. In der sich daran schliessenden Debatte wurden die Urteile des Vortr. teils anerkannt, teils berichtigt.

II.

Herr Michaelis besprach, veranlasst durch das Erscheinen der neuen Ausgabe von Sievers Phonetik, die verschiedenen Methoden der Anordnung und Ergänzung der Vokale. Schon 1572 suchte Melissus in den Psalmen Davids die Vokalzeichen zu erweitern. 1630 ordnete Tilemann Olearius die Vokale nach der Tonhöhe; Johann Wallis ordnete sie 1653 in ein Viereck mit 9 Stellen. Samuel Reyher erkannte 1679 die verschiedene Abstimmung der Mundhöhle beim Flüstern der Vokale. Hellwag that 1781 zuerst den grossen Schritt, die Vokale in ein Dreieck zu ordnen. Dieses Dreieck wurde allmählich vervollständigt durch Chladni, du Bois-Reymond, Rapp, Ellis, Brücke, Lepsius, Haldeman und den Vortragenden. In England hat in neuer Zeit Melville Bell ein Vokalviereck mit 36 Stellen eingeführt, dem die Engländer grosse Vorzüge vor dem Vokaldreieck zuschreiben. Der Vortragende suchte nachzuweisen, dass das Vokaldreieck, in der rechten Weise geordnet und vervollständigt, alles das in sich schliesst, was das englische Vokalviereck irgend gewährt. Bei aller Anerkennung der Gründlichkeit der englischen Forschungen behalte auch unsere Anordnung ihre Berechtigung.

Herr Schmidt sprach über John Lyly. Er ging davon aus, dass im Zeitalter der Königin Elisabeth eine intensive poetische Stimmung herrschte, welche stets die Grundbedingung der Blüte der Literatur bildet. Indem er an einzelnen Beispielen zeigte, wie tief der klassische Geschmack damals in England eingedrungen war, charakterisirte er den affektirten Modestil, der mit dem Namen Euphyismus bezeichnet und John Lyly zugeschrieben zu werden pflegt. Nachdem er dann die dürftigen Nachrichten über die Lebensverhältnisse dieses Schriftstellers angegeben und bei seiner Beteiligung an der Mar Prelate Controversy etwas länger verweilt hatte, besprach er die beiden prosaischen Werke Euphues the Anatomy of Wit und Euphues and his England. Er wies nach, dass der Euphyismus zur Schöpfung einer poetischen Prosa sowie andererseits zur Entstehung einer rhythmischen Prosa wesentlich beigetragen habe, bestritt aber das ausschliessliche Anrecht Lyly's, dessen beide Werke allerdings diesen Stil auf die Spitze getrieben und die concetti gehäuft haben, auf Einführung desselben. Hierauf wandte er sich zu Lyly's dramatischen Werken, gab den Inhalt von Campaspe an und teilte Proben daraus in einer Uebersetzung mit.

III.

Herr Goldbeck besprach Caro, Fin du XVIIIe siècle. 2 vol. Paris 1881. Das Buch, dessen Titel nur ungefähr passt, enthält meist Aufsätze, die der Verf. früher in der Revue des deux Mondes veröffentlicht hat. In dem ersten Band ist interessant Diderot inédit, von dem soeben eine neue Ausgabe in den Grands écrivains de la France vollendet vorliegt, während die Abhandlungen über Rousseau und Montesquieu nicht gerade Neues bieten und die über „le secret du roi“ früher von Broglin, La politique franç. sous Louis XVI genauer behandelt worden ist. Volles Lob verdient der zweite Band mit den Arbeiten über Mirabeau, Mme de Staël und A. de Chénier. Während die Geschichte der franz. Revolution legendarisch behandelt wurde, bis Sybel sein Werk begann, schrieb in Frankreich zuerst de Lomenie über Mirabeau, und aus dessen Abhandlung bietet Caro die Resultate. Für Mme de Staël wird die Correspondenz, deren Veröffentlichung d'Haussonville begonnen, viel neues Material bringen. Die Legende endlich, welche de la Touche 1819 um das Haupt von Chenier gelegt, hat Caro ebenfalls zerstört.

Herr Lamprecht zeigt an: 1) K. Brandt, Kurzgefasste franz. Grammatik, Salzwedel 1881. Das Buch ist nur eine im allgemeinen systematisch geordnete Zusammenstellung dessen, was Plötz im zweiten Teile bietet. Die zahlreichen Ungenauigkeiten, Lücken, Unklarheiten u. s. w. sind mit hinüber genommen. Die Beispiele sind nicht übel, obgleich auch unter ihnen etliche hätten gestrichen werden müssen. In der Formenlehre hat der Verf. nicht einmal das Dict. de l'Académie benutzt; unter den in der Vorrede angeführten Hilfsmitteln vermissen wir ungern die Grammatik von Benecke und besonders die von Lücking. Sonach scheint das Buch wenig geeignet, den französischen Unterricht zu fördern. 2) Lotheissen, Molière's Leben und Werke, Frankfurt a. M. 1880. In ihm ist das Quellenmaterial fleissig gesammelt, die Auffassung der Dichter seiner Zeit, der Vorgänger und Nachfolger derselben eine unparteiische und liebevolle, die Darstellung eine klare, übersichtliche, leichte und angenehme. Die Ergänzung, Vertiefung und Prüfung des vom Verf. Gebotenen ermöglichen Anmerkungen, das Nachschlagen ein Register. Somit verdient das Werk, eine würdige Fortsetzung von des Verf. „Geschichte der franz. Literatur im XVI. Jahrh.“, die wärmste Empfehlung nicht nur für Fachleute, sondern auch für Laien.

Die Urteile des Vortragenden wurden durch Gegenbemerkungen etwas beschränkt.

Herr Buchholtz besprach die „Rhätoromanische Elementargrammatik mit besonderer Berücksichtigung des ladinischen Dialects im Unterengadin von Peter Justus Andeer, Pfarrer, Mit einem empfehlenden Worte von Prof. Dr. E. Böhmer, Docent der romanischen Sprachen in Strassburg; Zürich 1880“, 112 S. Der Verf. und Böhmer

beanspruchen für das Rhätoromanische eine Stelle in der Reihe der romanischen Sprachen, weil etwa drei Viertel des Wortschatzes lateinischen Ursprungs ist. Der Vortragende meint, es zum Italienischen als eine Mundart zu stellen, würde man sich nicht bedenken, wenn es politisch zu ihm gehörte. Wiederum könne man entscheidende Eigentümlichkeiten für seine Selbständigkeit geltend machen. Erstens: der Conjunctiv impf. steht für das ihm fehlende Condizional. Auch das Rumänische hat nicht das gewöhnliche Condizional, hilft sich aber doch in einer an dasselbe erinnernden Art. Das Futur findet sich in dieser Sprache und in der vorliegenden Grammatik nach italienischer Art. Zweitens: das T-perfect ist dem Unterengadin die einzige Bildung dieses Tempus, selbst in der 2. Sing.; das Bündner Oberland hat daneben auch ein vocalisches Perfect. Drittens: für die Anrede giebt es „du", höflicheres „Ihr" und höflichstes „Er" zum Manne, „Sie" zur Frau (wie im vorigen Jahrhundert in Deutschland).

Die vorliegende Grammatik enthält: Formenlehre, Satzlehre, Uebungs- und Lesestücke. Die Kenntnis des Engadinischen wird im ganzen, besonders aber durch den letzten Teil, sehr gefördert. In den ersten Teilen hemmt die deutsche Sprache den Verf. etwas, so dass er hier und da weniger sagt als wünschenswert ist. Die Mundart des Bündner Oberlandes ist in dem Buche fast gar nicht berührt.

Herr Schmidt gab Nachträge zu dem Vortrag, den er in der vorhergehenden Sitzung über Lylly gehalten hatte, und teilte ausserdem ein Gedicht aus der Tabackszeitung über den Taback englisch und deutsch mit.

Herr Püschel zeigte seine vor kurzem erschienene Ausgabe von Christine de Pizan, Le livre du chemin de long estude, an. Die verglichenen Pariser, Brüsseler und ein Berliner Mss. bilden zwei Klassen, deren Verhältnis zueinander wie der Versbau in der Einleitung seine Erörterung findet, während den Schluss des ganzen etwa 6000 achtsilbige Verse umfassenden Werkes ein Glossar bildet.

IV.

Herr Vatke redete über: Prölss, Geschichte des modernen Dramas. Anstatt auf den Quellen basirt das Werk nur auf Quellenwerken, so z. B. im englischen Drama, wo die Mysterien oberflächlich behandelt worden sind und Klein, Geschichte des Dramas, mehr benutzt werden konnte. Die Parallele zwischen den deutschen und französischen Mysterien ist schief und fällt für letztere viel zu ungünstig aus. In der Geschichte des spanischen Dramas geht er mit Recht auf Rapp zurück. Im grossen und ganzen kennt der Verf. die einschlägige Literatur und hat auch verstanden, dieselbe zu benutzen.

Herr Schmidt trug Uebersetzungen von Stellen aus altenglischen Dramatikern vor.

Herr Förster besprach Reiseberichte über Spanien. Man kann die Verff. nach der Meinung des Vortr. einteilen in: solche Leute, welche ohne tiefen Sinn für das Volksleben, ohne Interesse für das Land, mit vorgefasster Meinung, selbstgenügendem und absprechendem Urteil über gleichgiltige Dinge (Hôtels, Eisenbahnen etc.) ihre Mitteilungen bieten; zweitens solche, die wie Herodot alles besuchen, viel notiren und über allerlei Mitteilung machen, es aber unterlassen, daraus das Gesammtresultat zu ziehen; drittens solche, die dichterisch angelegt, wissenschaftlich gebildet, unparteiische und vielseitige Beobachtungen zu einem Gesammtbild von Land und Leuten vereinigen. Zur ersten Klasse gehört unter den vorliegenden Werken v. Mohl, Wanderungen durch Spanien, Leipzig 1880; etwas besser ist schon Bettoni, Note di viaggio in Francia e Spagna. — Zur zweiten Klasse ist zu rechnen Foresto, La Spagna, in dem die Urteile im ganzen vernünftig, aber freilich das Geschichtliche meist falsch ist. — Die dritte Klasse hat ein treffliches Beispiel in de Amicis, Spagna, gut ins Französische übersetzt von Mme de Colomb, Paris 1878; dagegen schlecht ins Deutsche übertragen. Eine Parodie dazu bildet gleichsam das deutsche Werk von Simons, dessen Illustrationen alles Lob verdienen.

Herr Bourgeois trug ein von ihm verfasstes Gedicht komischen Inhalts vor, betitelt: L'oraison funèbre de Mme B . . . . s.

Zum Schlusse gab Herr Wetzel in der Kürze ein Referat über die bei Weidmann erschienene Ausgabe des Scottschen Marmion von H. Sachs. Von der Einleitung ist das Kapitel über die Metrik etwas flüchtig gearbeitet und geht auch insofern über den Standpunkt des Lernenden hinaus, als es vielfach auf Chaucer Bezug nimmt. Bei Besprechung der Anmerkungen, die durch Anglicismen und sonstige Inkorrektheiten des Ausdrucks oft Anstoss erregen, wurde auf die bekannten Recensionen von Zupitza hingewiesen. So besonders bei den häufigen und zuweilen falschen Etymologieen und ebenso bei den grammatischen Bemerkungen, wo mancherlei Falsches mit unterläuft und auch der Grundsatz, zunächst ähnliche Stellen des Gedichtes heranzuziehen, unberücksichtigt bleibt. An literarischen, geschichtlichen und geographischen Nachweisen findet sich viel Gutes. Ueberraschend wirkt dagegen eine ganz neue Lehre über den Reim. Sachs behauptet nämlich, dass Wörter wie profound und wound, weight und height im Reime ganz gleich zu sprechen wären. Es wäre zu wünschen gewesen, dass Sachs sich bei dieser Ausgabe seine eigene zu gleicher Zeit in zweiter Auflage erschienene Bearbeitung des dritten Kapitels der History of England von Macaulay zum Muster genommen hätte, die in durchaus sachgemässer Weise alle nötigen Erklärungen beibringt.

V.

Herr Förster besprach die lyrischen Gedichte des Italieners Herrn Arturo Graf in Turin, welche derselbe unter dem Namen

„Medusa“ veröffentlicht hat (2. Aufl., Turin 1880). Derselbe ging von der Betrachtung aus, dass die reine pessimistische Weltanschauung unabhängig von persönlichen Schicksalen und darum ebenso berechtigt sei wie der Optimismus, aber darum auch ebenso wenig wie dieser wissenschaftlich begründet oder bekämpft werden könne; dass dieselbe deshalb als eine zum Systeme entwickelte eingewurzelte Schwermut und individuelle Grundstimmung recht eigentlich den Gegenstand lyrischer Dichtung abzugeben habe. Grafs „Medusa“ biete uns einen Ausdruck des tiefsten Pessimismus, wie man ihn bei anderen Dichtern von dieser Unerbittlichkeit und Konsequenz kaum wieder finden möchte. Die Gedichte zeigten im Einzelnen feine Nuancen und eine Fülle origineller Bilder; der Dichter stütze das Abstrakte seiner Anschauungen und variire das Monotone seiner Grundstimmung durch konkrete Bilder aus dem Leben und der Natur; er ergiesse sich nicht zu einseitigen heftig und verzweifelt ausgestossenen Klagen. Schliesslich aber überwiege doch die Resignation, welche mit dem Leben abgeschlossen hat und nichts mehr hofft noch fürchtet, die noch tobende Aufregung der Leidenschaften. Der Vortragende wies noch auf die sprachliche und metrische Vollendung der Gedichte hin, welche er als eine der bedeutendsten Erscheinungen der modernen Lyrik charakterisirt, und analysirte dann die Ideen einer Anzahl der Gedichte.

Herr Buchholtz besprach einige neuere Erscheinungen auf dem Gebiete der mundartlichen Literatur Italiens. 1) Leggende popolari siciliane von Salvatore Salomone-Marino. Palermo 1880. Man hat hier nicht an Heiligengeschichten zu denken, sondern erzählende und historische Volkslieder sind hier zum ersten Male auf Sicilien nachgewiesen und ihrer 61 herausgegeben. Der Vortragende beschrieb die Art der Lieder insgesammt und gab den Inhalt mehrerer ausführlich und sprach die Vermutung aus, dass zur „Frau von Calatafimi“ es unter mehreren Völkern verwandte Sagen geben möchte. Zu Formen wie nuddru nullus, iddra illa verglich er alttoscanisches valentre und corsisches fratedroni, auch fratetroni. 2) Vocabolario dell' uso abruzzese von Gennaro Finamore, Lanciano 1880. Dies Buch enthält den Entwurf einer Grammatik, ein Wörterbuch, ein etymologisches Wörterbuch, ein Verzeichnis von Namen in der Mundart der Abruzzen und Sprichwörter und Volkslieder in derselben. Das Material zur Schätzung dieser Mundart ist durch das Buch sehr vermehrt. Perfecta auf orno orono weisen nach Toscana, sonst das meiste nach Neapel, die starken Endverkürzungen vielleicht nach Norden. 3) Cristoforo Pasqualigo, Raccolta di Proverbi veneti, seconda edizione, Venezia 1878. Das Buch wird soeben schon in einer dritten Auflage gedruckt. Die Sprichwörter, echt aus dem Volksmunde, in den verschiedenen Untermundarten, erfreuen sehr. Insir = exire, welches man hier findet, stellt sich neben süditalienisches und rumänisches insurà von lateinischem uxor. Vergleiche auch sard. insoru, rum. însu, beide vom lat.

ipse. 4) Carlo Gambini, Vocabolario Pavese-italiano (assegnato come libro di premio dal Consiglio Provinciale Scolastico di Pavia) Milano Pavia 1879, ist anziehend, indem hier die ostpreussische dem a sehr nahe Art des e oder ä als in Pavia wieder zu finden nachgewiesen wird.

Herr Goldbeck zeigte an: Mangold, Molière's Tartuffe, Oppeln 1880. Das Buch zerfällt in fünf Theile: 1) Der Bildungsgang des Dichters und die religiösen Verhältnisse seiner Zeit, 2) Stoff, Entwurf und Tendenz des T., 3) Geschichte des T., 4) T. vom Standpunkt der dramatischen Technik, 5) Ethische und ästhetische Kritik. Wenn es auch fleissig gearbeitet ist, so lässt doch die Sprache manches zu wünschen übrig und besonders ist es fehlerhaft, dass der Verf. den Molière weiss zu brennen sucht. Letzteres zeigt sich daran, dass er das Verhältnis des Dichters zu Armande unberührt lässt, das Pfaffentum als das schlimmste, M. leidenschaftslos hinstellt, die Gegner M.s in unseren Tagen z. B. Veuillot und Lapommeraye, die in der Zeit Ludwigs XIV., z. B. Bourdaloue, Bossuet und Fénelon, zurückzuweisen gar nicht unternimmt.

VI.

Herr Kutschéra bespricht: Cann. Friends at home and abroad, or Social chat, a connected tale in a series of imaginary conversations to facilitate the acquirement of English as a living language. 2. Ed. Hamburg 1879. Das kleine Werk stellt sich die Aufgabe, als Hilfsmittel zur Erlernung der englischen Umgangssprache zu dienen, und sucht dieselbe zu lösen in Form einer zwischen wenigen Personen sich abspielenden, teils in Gesprächs-, teils in Briefform gekleideten Novelle, die ihren Ausgangspunkt von der englischen Colonie in Florenz nimmt — der, beiläufig, der Verfasser selbst seit 17 Jahren als Lehrer des Englischen angehört — und die in ihrem weiteren Verlauf uns nach England führt. Der Verfasser hat mit vielem Geschick innerhalb eines kleinen Rahmens einen überraschend grossen Kreis von Gesprächsthemata zu berühren verstanden, ohne freilich auch nur ein einziges einigermassen erschöpfen zu können. Hierin liegt der Hauptfehler des Buches, das nur neben einem systematischen Vocabular pädagogisch verwertet werden kann. Dass ein solches und zugleich auch ein sehr gutes Lexikon — Hoppe's Supplement-Lexikon wird kaum zu entbehren sein — noch besser freilich ein eingeborener Lehrer — neben dem Buche dem Lernenden zu Gebote stehen, scheint der Verfasser übrigens selbst vorauszusetzen, da er grundsätzlich nichts, weder sprachlich noch sachlich, erklärt und nur einmal (S. 68) durch Zeitungsnotizen die Entstehung des Ausdruckes ordinary orange-peel death nachzuweisen sucht. Der Vortragende zeigte an einer Reihe von Beispielen (to know who's who 31, the „at homes" 32, We may not want him, but he had better come 47, surprised at our all laughing at you 90 — hier, weil der Subjective Case für we

all besser all of us lautet, — u. v. a.) wie unentbehrlich besonders sprachliche Erläuterungen in einem derartigen Buche sind.

Uneingeschränktes Lob verdient dagegen die Sprache, welche die von dem Verf. im Vorworte versprochenen idiomatic expressions und every-day phraseology in geradezu vollendeter Weise darbietet. Auch darf wohl, da dies englische Werk aus einer italienischen Offizin in Florenz hervorgegangen ist, des fast fehlerlosen Druckes lobend gedacht werden.

Der Vortragende resümirte sein Urteil dahin, dass das Buch für jeden des Englischen Kundigen, der sich mit der guten Umgangssprache genauer vertraut machen will, eine vorzügliche Lectüre genannt werden muss, in seiner jetzigen Gestalt dem Lernenden aber nur unter ganz besonders günstigen Umständen von Nutzen sein kann. Denn dieser müsste vor allem die durch das ganze Buch verstreuten idiomatischen Ausdrücke ausziehen und nach Gruppen ordnen; dass dies, wenn es richtig geschieht, lehrreicher sein kann als die Benutzung einer fertigen Phraseologie, soll allerdings nicht geläugnet werden.

Herr Strack zeigte die von Brissac redigirte und seit Neujahr d. J. in Paris erscheinende Revue internationale de l'enseignement an. Sie bringt u. a. Nöldecke's Abhandlung über Töchterschulen, Hoffmanns Rektoratsrede, die Schrift von Hollenberg über die philosophische Propädeutik in Prima und die vita des seit Ostern emeritirten Leipziger Gymnasialdirektors Eckstein. Sehr interessant ist die teils vollendete, teils noch in der Ausführung begriffene Reform des französ. Gymnasialunterrichts.

Herr Vatke redete über die Anthologien englischer Lyrik, welche in unseren Schulen gebraucht werden. Sie zeigen eine sehr grosse Verschiedenheit; die sprachliche und sachliche Seite sei bei der Auswahl zu berücksichtigen, ausserdem aber das Verhältnis der beiden Länder zu einander. Diese Forderungen erläuterte der Vortragende an Beispielen.

VII.

Herr I. Schmidt sprach eingehend über Schleicher, Funktionslehre.

Herr Lamprecht behandelte aus Mol. BG. T. 2 das Liedchen Je croyais Jeanneton etc., in dem er das eine Hélas streichen will, um so einen Septain auf drei Reimen von dem Schema aβaacβc zu erhalten, und ebendaher den Dialogue en musique, wo er Worte abzuteilen vorschlägt: Ah! quitte pour aimer — Cette haine mortelle! so dass diese Worte mit den folgenden bis rencontrer ein Quintain auf zwei Reimen bilden würden.

Herr Püttmann hielt einen Vortrag über den roman de mœurs im 17. Jahrhundert. Nach Feststellung des von den Franzosen diesem

Namen untergelegten Begriffes gab er eine detaillirte Aufzählung der einschlägigen Werke und behandelte speciell die Aventures du baron de Foeneste von D'Aubigné und die Histoire comique de Francion von Charles Sorel. Die begonnene Besprechung des roman comique von Scarron und des roman bourgeois von Furetière zu vollenden hinderte die vorgerückte Zeit.

Herr Tobler trug vor über die Aufgabe des afr. Wörterbuchs. Bei der Herstellung desselben ist zu beachten 1) die örtliche Grenze des Afr. und Provenzalischen, die von Bringuier und Tourtoulon neuerdings so festgestellt worden ist, dass nur wenige zweifelhafte Denkmäler übrig bleiben. 2) Die zeitliche Grenze, welche, früher viel zu weit gesteckt, jetzt auf das 11. bis Ende des 14. Jahrh. beschränkt worden ist; dabei ist es jedoch nicht ratsam, die Wörter von jenseit des 11. Jahrh. unter die Kopfwörter aufzunehmen. Es dürfen sodann nicht wie bei Godefroy die Wörter fehlen, welche mit dem Nfr. übereinstimmen, z. B. arriver, venir de, se passer de etc., da arriver afr. nur landen heisst und se passer de afr. eine dem Nfr. grade entgegengesetzte Bedeutung hat. Ausschliessen aber will der Vortr. die Composita, z. B. die mit re, und dies Präfix als solches behandeln, ebenso tres vor Adjectiven und Adverbien. Die Mundarten ferner müssen dem Lexikographen alle gleich wichtig sein, und auszunehmen sind höchstens das Anglonormannische und das in Oberitalien gesprochene Französisch. Aber dabei wird schwierig die Anordnung; die Umsetzung ist zu unterlassen, sobald wir nicht bestimmt wissen, dass das Wort sich in der betreffenden Mundart findet, und zweitens ist die Umsetzung nur möglich, wenn wir über den Lautwert des Wortes ganz klar sind. Das Allerwichtigste ist endlich die Bestimmung der Bedeutungen; sie entnehmen wir aus lat.-franz. und franz.-lat. Glossaren, Uebersetzungen, z. B. der der Psalter und der noch besseren der Könige, aus dem Zusammenhang der Rede, wo zur Feststellung des Sinnes oft viele Stellen notwendig sind, und endlich aus den Schwestersprachen Provenzalisch, Italienisch und Spanisch.

VIII.

Für die letzte Sitzung vor den Sommerferien (25. Mai) veranstaltete die Gesellschaft im Englischen Hause eine Calderon-Feier, an welcher auch eine grosse Anzahl von Gästen teilnahm. Eröffnet wurde die Feier mit nachstehendem Prologe, der von Dr. Hans Herrig verfasst und von Herrn Quincke vorgetragen ward.

Habt ihr vielleicht von jenen Klöstern Kunde,
Die sich geweiht dem ew'gen Lobgesang?
Die Mönche lösten ab sich Stund' um Stunde,
Und wenn des Einen preisend Lied verklang,

Stimmt' an ein Andrer aus dem frommen Bunde,
Und Tage, Jahre, Hundertjahre lang —
Was draussen auch geschah im Weltgetümmel —
Erscholl ein ewiger Choral zum Himmel.

Die Menschheit auch nennt eigen solche Zungen,
Von denen ew'ger Lobgesang erschallt;
So glaubet nicht, wenn hier ein Ton verklungen,
Nun sei das Lied für immerdar verhallt;
Aus andrer Brust bald, kühn emporgeschwungen,
Tönt's durch die Welt mit siegender Gewalt,
Sein letzter Augenblick wird nie erscheinen,
So lange Menschen hoffen, lieben, weinen!

Und wer gestimmt in diese Weltchoräle,
Niemals verloren wieder geht sein Wort;
Ob ihm auch selbst des Lebens Sprache fehle,
Im Einklang aller Zeiten lebt es fort,
Dasselbe bleibt es, ob's aus fremder Kehle
Erschallen mag und ob an fremdem Ort.
Wer Ewiges in seinem Lied gedichtet,
Der hat sich auch die Ewigkeit verpflichtet.

Zweihundert lange Jahre sind verflossen —
In ferner Zeit sind wir, in fernem Land:
Da stehen trauernd Spaniens Volksgenossen,
Dass ihm der Tod solch edlen Schatz entwandt,
Und sich ein stolzer Dichtermund geschlossen,
Dem einst entströmt gewalt'ger Worte Brand;
Schlingt einen Lorbeer um die greisen Haare:
Denn Calderon liegt auf der Todtenbahre.

Der Bühne Meister war er. Hingerissen
Hat sich ihm oft der Hörer Schaar geneigt,
Wenn auf den Brettern, zwischen den Koulissen
Er ihnen seine bunte Welt gezeigt;
Doch eine grössre war's, das mögt ihr wissen,
Als von der Rampe sie zum Grunde reicht:
Ins Wunderreich, das keine Schranken drücken,
Wusst' er mit seinem Zauber zu entrücken!

Hier hält Natur nicht jene Grenzen inne,
Drin jedes Wesen an sich selber klebt:
Selbst im Leblosen lodert heisse Minne,
Dass voll Verlangen eins ins Andre webt,
Des Frühlings holder Duft berauscht die Sinne,
Der, wie ein süsser Hauch, darüber schwebt;
Die Blumen schimmern: es sind farb'ge Sterne, —
Die Sterne: Blumen hoch in blauer Ferne.

Des Daseins Pole müssen sich verbünden
Und traulich einen, was sich sonst nicht kennt:
Die graue Fabel aus der Zeit Abgründen,
Die neue Welt, von der das Meer uns trennt,
Was der Geschichte Blätter uns verkünden,
Was man des Tages lust'gen Zufall nennt,
Was gross ist, dass es weite Reich' erschüttert,
Und was im Busen eines Mädchens zittert.

Der König, der an Gottes Platz gebietet,
Der Bauer, der im Staub sich mühvoll plagt,
Der Ritter, der des Stammes Adel hütet,
Die Maid, die Alles an die Tugend wagt,
Der Zweifler, der in stiller Zelle brütet,
Der frohe Narr, den keine Sorge nagt,
Der Märtyrer, eingehnd in Himmelsräume,
Und der erkannt, dass Traum sind selbst die Träume!

Ein unerklärlich Feuer brennt in Allen,
Zu hellen Gluten wird der Blumen Duft,
Darin die Sterne trunken niederfallen:
So glänzt und leuchtet Morgens wohl die Luft,
Wenn aufwärts sich zu den azurnen Hallen
Die Sonne hebt aus dunkler Meeresgruft,
In Feuer taucht die Fluren eines Eilands: — —
Ist es das Flammenherz des Weltenheilands?

Sind es die Gluten jener myst'schen Liebe,
Die aus den Wunden des Erlösers quillt,
Und die der Wesen dumpf verworrne Triebe
Verklärt, dass sich ihr wahres Sein enthüllt? —
Ihr gieb dich hin und ihre Pflichten übe,
Denn wessen Herz ihr sel'ger Drang erfüllt,
Dem strahlt der Erd' alltäglichstes Ereignis
Im überird'schen Glanz, ein hohes Gleichnis.

Seltsames Reich, dess Heimat nur in Worten,
Unendlichkeit, die zierlich doch umspinnt
Das holde Reimspiel! Als die Herzen dorrten,
Und als die Zeit, die sich für klug hielt, blind —
Da schlossen auch sich Deine weiten Pforten,
Weil Jedem nicht der Eingang sich gewinnt:
Der Dichter auch kann pred'gen nicht den Tauben,
Und wer ihn hören will, muss an ihn glauben!

Da hiess es wohl, nun sei das Lied zu Ende,
Es herrsche Schweigen auf der Erde Rund;
Was Tod uns schien, war Wechsel nur und Wende,
Bald klang das Lied aus einem neuen Mund,
Vom Süden kam zum Norden jetzt die Spende,
Im deutschen Laut that sich die Schönheit kund:
Da sprangen auch die Pforten, lang verschlossen,
Und neu hat sich ihr Wunderglanz ergossen!

So ziemt denn uns auch die gerechte Feier
Des grossen Namens, welcher euch bekannt.
Was einst vor fremdem Volke sang die Leier,
Süss tönt es nach in unserm deutschen Land;
Der Dichter aber, der ein kühner Freier,
Die stolzeste der Musen sein genannt,
Um seinen Tod braucht Keiner je zu trauern,
So lang der Menschheit ew'ges Lied wird dauern.

Hierauf folgte ein Vortrag des Herrn Dr. Paul Förster, der Calderon als grössten christlichen Dichter feierte und drei seiner Stücke,

welche die Weltanschauung des Spaniers in ihrer ganzen Tiefe zeigen, nämlich den „wunderthätigen Magus“, das „Leben ein Traum“ und den „standhaften Prinzen“ ausführlich analysirte. Aus dem letztgenannten Drama trug schliesslich Herr Wilh. Henzen den herrlichen dritten Act vor, welcher auf keinen der Zuhörer seine Wirkung verfehlte.

Hierauf vereinigte man sich zu einem fröhlichen Festmahle.

Ein Glückwunsch-Telegramm ward nach Madrid abgeschickt und von der K. Akademie in freundlichster Weise beantwortet.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Freiherr Karl Hartwig Gregor von Meusebach und sein Briefwechsel mit Jacob und Wilhelm Grimm. Heilbronn, Verlag von Gebr. Henninger, 1880.

Allen Benutzern der Königlichen Bibliothek in Berlin, besonders denjenigen, welche sich mit der deutschen Litteratur des 15. bis 17. Jahrhunderts näher beschäftigen, ist jene Etikette bekannt, welche sich bei der bei weitem grössten Zahl der seltneren Bücher dieses Zeitraums auf der inneren Seite des vorderen Einbanddeckels aufgeklebt findet: „Dono Friderici Wilhelmi IV, regis augustissimi D. V. Nov. MDCCCL. Ex bibliotheca B. M. Kar. Hartwig Gregorii de Meusebach.“ Man weiss, dass alle diese Bücher aus der Bibliothek des früheren hiesigen Präsidenten des rheinischen Cassationshofes Freiherrn von Meusebach in die Königliche Bibliothek übergegangen sind, und schon wenn man die bedeutende Anzahl derselben erwägt, ergiebt sich, wie dürftig es vorher mit diesem Theile unserer Litteratur in unserer Königlichen Bibliothek bestellt gewesen sein müsse, und welche Schätze derselben mit jener Privatsammlung zugeflossen sind. Die unvergleichliche Reichhaltigkeit und Kostbarkeit derselben ist ja auch sonst, namentlich von den Herausgebern unseres geistlichen und weltlichen Volksliedes, an dessen Drucken sie besonders reich war, also Männern wie Ph. Wackernagel, Uhland, Hoffmann von Fallersleben in ihren Werken hinlänglich hervorgehoben und gerühmt worden. Lachmann erwähnt in den Anmerkungen zu seinen Liedern Walthers von der Vogelweide gelegentlich einmal, dass, wenn er um den Nachweis irgend einer entsprechenden Parallelstelle aus den späteren Jahrhunderten verlegen gewesen sei, er nur seinen Nachbar von Meusebach (er wohnte mit demselben in der hiesigen Karlstrasse) deshalb habe angehen brauchen, um sicher zu sein, das gewünschte seltene Büchlein „über den Zaun“ zugereicht zu erhalten. Jacob Grimm drückt in der Einleitung zum deutschen Wörterbuche die Genugthuung aus, welche es ihm gewährt habe, aus der Königlichen Bibliothek das früher in Meusebachs Besitz gewesene, mit dessen Zusätzen versehene Wörterbuch von Campe zu erhalten, indem er hinzufügt: „Meusebach, einer der liebenswürdigsten und sonderbarsten Menschen, die es geben kann, in den deutschen Büchern des 16. und 17. Jahrhunderts mit voller Seele bewandert, fand sich auch zu sprachlichen Forschungen höchst aufgelegt und verfolgte, was sich nur an die von ihm untersuchten Gegenstände, nah oder fern, anhing, mit unablässigem Eifer und seltener Spürkraft. Ganze Nächte, die er sich zu Tagen machte, konnte er über einzelnen Wörtern hinbringen. Das Sprachfeld zu überschauen und zu beherrschen vermochte er nicht. Aber

in allem Kleinen, worauf er nur geriet oder geleitet wurde, war er bald pünktlich zu Hause und widmete jeder Frage, die bei ihm gefangen hatte, unermüdlichste, mittheilsamste Antwort, während er andere Male geizig und eigensinnig zurückhielt." Sonst waren die Mittheilungen, welche bisher über das Leben des berühmten Sammlers und seinen Verkehr mit litterarischen Capacitäten in die Oeffentlichkeit gedrungen waren, ziemlich sparsam. Verhältnissmässig das Ausführlichste hatte darüber Hoffmann von Fallersleben in seiner Selbstbiographie mitgetheilt, und jedermann, der sich jemals durch die, freilich sehr breit gehaltenen sechs Bände dieser Biographie durchgearbeitet hat, wird mit Ergötzen und Interesse die Schilderung von dem ersten Besuche gelesen haben, welchen der damals junge Hoffmann dem reichen Präsidenten, dem Hüter berühmter litterarischer Schätze, bei seiner Anwesenheit hier in Berlin abstattete. Wie, nachdem die Ceremonien des ersten Bekanntwerdens überwunden waren, der Präsident dem jungen Doctor die Pfeife präsentirt und nun beide Bücherliebhaber im liebevollen Betrachten der hier aufgespeicherten Schätze und besonders vor dem Schränkchen sitzend, welches die Juwelen darunter enthielt, Stunde nach Stunde verrinnen sehen, bis endlich, gegen zwei Uhr Nachts, Hoffmann des Aufbruchs gedenkt, und Meusebach ihn fragt, ob er denn jetzt schon gehen wolle. Hoffmann blieb von da ab, auch nach seiner Uebersiedelung nach Breslau, in fortdauerndem Verkehr mit Meusebach, theilte ihm mit, was er an verkäuflichen litterarischen Seltenheiten in dem Winkel irgend einer Bibliothek oder eines Antiquarladens entdeckte und sandte ihm gelegentlich Kisten voll zu, manchmal zu des Sammlers höchster Befriedigung, manchmal auch auf die Gefahr hin, sich von dem, mit dem grösseren Reichthum seines Besitzes auch immer eigensinniger und wählerischer Werdenden wegen des ihm übermittelten „Schundes" ausschelten zu lassen. Ja nicht nur zu den todten, auch bis zu dem lebenden Schatze des Freiherrn, seiner Tochter Karoline, erhob der junge Breslauer Bibliothekar und Professor seine Augen, indem er sich denselben als Schwiegervater noch enger zu verbinden gedachte, eine Hoffnung, welche indessen nicht verwirklicht ward.

Bei diesen, wie gesagt, bisherigen fragmentarischen und einseitigen Mittheilungen über das Sammeln und den litterarischen Verkehr des Freiherrn (es existirt sonst in Betreff seiner Bibliothek noch eine Gelegenheitsschrift Zachers: „Die deutschen Sprichwörtersammlungen nebst Beiträgen zur Characteristik der M. Bibliothek, Leipzig 1852) war es ein sehr dankenswerthes Unternehmen, welchem sich Hr. Dr. Camillus Wendeler in Steglitz unterzog, uns darüber aus den jetzt in der hiesigen K. Bibliothek verwahrten Originalschriften ausführlichere, gründlichere und mit einer reichen Zahl von Urkunden belegte Aufschlüsse zu geben. Er hat dies in zwei Büchern gethan, den „Fischartstudien des Freiherrn Karl Hartwig Gregor von Meusebach. Mit einer Skizze seiner literarischen Bestrebungen", welche vor zwei Jahren bei Niemeyer in Halle erschienen sind, und dem „Briefwechsel des Freiherrn K. H. G. von Meusebach mit Jacob und Wilhelm Grimm", welcher Anfang des vorigen Jahres bei den Gebr. Henninger in Heilbronn herausgekommen ist, und auf welchen ich die Aufmerksamkeit der geehrten Gesellschaft auf einige Minuten zu lenken mir gestatten will.

Hr. Dr. Wendeler war, abgesehen von seiner genauen und gründlichen Kenntniss jenes Zeitraums unserer Litteratur, welchem der Sammelfleiss Meusebachs galt, überhaupt zur Schilderung desselben namentlich auch durch die Liebe und Verehrung Fischarts befähigt, welche er mit Meusebach theilt, und welchem neben dem Volksliede und den litterarischen Urkunden der Reformationszeit Meusebachs Sammeltrieb in erster Reihe galt. Ich theile nicht ganz jene Begeisterung für den vielschreibenden Strassburger Rechtsgelehrten, welche seit einigen Decennien aufgekommen ist und im Ganzen jetzt noch besteht. Wenn W. Scherer im neusten, dritten Hefte seiner Litteraturgeschichte es mit Recht betont, dass die Mehrzahl

unserer gepriesenen höfischen Epiker des 13. Jahrh. doch nur eigentlich treue Uebersetzer aus dem Französischen waren und die Begeisterung für dieselben auf den gebührenden Grad ermässigen zu müssen glaubt, so gilt dies meiner Ansicht nach noch viel mehr von dem vielgerühmten Fischart, welcher Zeit seines Lebens nur, zum Theil aus buchhändlerischer Speculation, übersetzt und bearbeitet hat, dessen sprachlichen Helden- oder vielmehr Gewaltthaten, wie er sie namentlich in der „Geschichtklitterung“ zeigt, ich mehr mit Verwunderung als Begeisterung zuschaue, und der, wenn er selbstständig producirte, wie in seinem vielfach überschätzten „Glückhaften Schiff“ und noch mehr in seinen Geistlichen Liedern, bewies, dass die in ihm fliessende poetische Ader keine sehr reiche war. Wie dem indessen sei, immerhin bleibt Fischart eine interessante Erscheinung unserer Litteratur, auf den wieder hingewiesen und dessen Schriften in einer bis dahin auch nur annähernd nicht vorhandenen Vollständigkeit gesammelt zu haben, eines der hervorragendsten Verdienste Meusebachs ist. Ging dessen Verehrung Fischarts doch so weit, dass er, halb im Scherze, halb im Ernste, einen Fischartorden stiftete (Wilhelm Grimm schreibt sich in einem Briefe einmal den $3\frac{1}{2}$sten Grad desselben zu), dessen Grosskrenz er sich selber beilegte und dessen geringere Grade er Denjenigen, je nach Eifer und Glück verlieh, die ihm Fischart'sche Seltenheiten zutrugen, mit deren sein Lebelang beabsichtigten Herausgabe er freilich nie zu Stande gekommen ist. Einen ziemlich hohen Grad dieses Ordens würde unzweifelhaft, wenn Meusebach ihn gekannt, der Herausgeber seines Briefwechsels mit den beiden Grimms, Dr. Wendeler selbst, und ganz verdientermassen erhalten haben.

Das mehrerwähnte Buch desselben zerfällt in vier Theile. Der erste Theil, 174 Seiten umfassend, behandelt den Verkehr Meusebachs mit gelehrten Freunden, von den beiden Grimms abgesehen, und die Schicksale seiner Bibliothek nach seinem im Jahre 1847 erfolgten Tode. Der zweite enthält auf 254 Seiten die zwischen Meusebach einerseits und Jacob und Wilhelm Grimm andererseits gewechselten Briefe, also den eigentlichen Kern des Buches. Der dritte, kürzeste Theil, eigentlich nur ein Anhang zum zweiten, bespricht auf 46 Seiten die Berufung der Brüder Grimm nach Berlin und bringt darüber manche neue und interessante Documente bei. Der vierte, 126 Seiten umfassende Theil enthält die Anmerkungen zum Briefwechsel, welche zum Theil aus biographischen Notizen bestehend, von einer Gründlichkeit der Forschung, von einem so liebevollen Eingehen in vielfach entfernt liegende Einzelheiten zeugen, dass man in der That sagen kann, wie dies auch schon in den verschiedenen öffentlichen Besprechungen des Buches anerkannt worden ist, dass der vorliegende Stoff in keine geeigneteren Hände gelangen konnte. Ich will mir erlauben, hier zur Orientirung zunächst einige Hauptdata aus dem Leben Meusebachs zu geben. Eine eigentliche Biographie desselben würde, wie Hr. Wendeler bemerkt, erst möglich sein, wenn die von ihm verfassten, zunächst noch von der Familie zurückgehaltenen sogen. „Geheimbücher“ der öffentlichen Benutzung überlassen würden. Geboren am 6. Juni 1781 in Neubrandenburg, erzogen auf dem Gute Vockstedt bei Artern, welches seinem Vater, dem Kammerrathe des Fürsten von Anhalt-Zerbst, Christian Karl v. Meusebach, gehörte, besuchte er die Gymnasien zu Rossleben und Magdeburg, studirte dann in Göttingen und Leipzig die Rechte und wurde im Jahre 1803 durch die Verwendung seines Oheims, des Nassauischen Geh. Regierungsrathes Justus von Meusebach, als Kanzlei-Assessor in der Fürstlichen Justizkanzlei zu Dillenburg angestellt. Nach Errichtung des Grossherzogthums Berg wurde er zum Procurator am Obergerichtshofe eben daselbst befördert. Schon hier in Dillenburg entwickelte sich seine Neigung für die mittleren Zeiten der deutschen Litteratur und schon hier legte er den Grund zu seiner so ausgedehnten Sammlung der Urkunden dieser Litteraturperiode. Unter wie

günstigen Bedingungen er dies that, wie leicht und mit welchem geringen Kostenaufwande es damals möglich war, Bücherschätze anzuhäufen, welche jetzt für den zehn- und zwanzig-, ja in einzelnen Fällen kaum für den hundertfachen Preis zu erlangen wären, darüber gestatte ich mir zwei charakteristische Belege anzuführen, welche ich der Einleitung zu der Schrift: „Der Bilderkatechismus des 15. Jahrh." von dem verstorbenen Dr. Joh. Geffcken in Hamburg, gleichfalls einem bekannten glücklichen Büchersammler aus der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts, entnahm. „Im Jahre 1807", bemerkt Geffcken, „wurde in Nürnberg die Bibliothek verkauft, die sich Panzer (der bekannte Diakonus in Nürnberg, der Herausgeber der deutschen und lateinischen Annalen der älteren deutschen Litteratur, der Geschichte der Luther'schen Bibelübersetzung und anderer höchst schätzenswerthen bibliographischen Schriften) in einem langen Leben gesammelt hatte. Ich besitze ein Exemplar des Katalogs, 3 Bde. Octav mit den Auctionspreisen. Man staunt, wenn man sieht, auf welche Bücher, die dem Forscher unschätzbar gewesen sein würden, gar kein Gebot kam und die daher in Massen dem Käsekrämer in die Hände werden gefallen sein. Die drei ersten Ausgaben von Luthers grossem Kathechismus wurden für 8, 12 und 3 Kreuzer, die wichtigsten Ausgaben von Luthers vollständiger Bibel (z. B. 1534—35, 1540—1541) wurden für 36 Kreuzer und 1 Gulden verkauft." Wenn man erwägt, dass jene Ausgaben des Luther'schen Grossen Katechismus jetzt mit 60 bis 100 Mk. und darüber, die erwähnten Bibelausgaben mit 100, 150, auch 200 Mk. bezahlt werden, so lässt sich der ganze Unterschied der damaligen Zeiten von den unsrigen hinsichtlich der Beschaffung einer Bibliothek von der Art der Meusebach'schen ermessen. Freilich war wohl kaum eine Epoche weniger geneigt oder befähigt, die litterarischen Schätze der Vorzeit anzuerkennen, als diejenige, da die Napoleonischen Schaaren eben frisch ganz Deutschland überschwemmt hatten, und die Sorgen der Zeit ganz anderen Dingen galten, als den Luther'schen Katechismus-, Bibel- und Gesangbuchsausgaben. „Ein zweites Beispiel von der damaligen Werthlosigkeit der Bücher", bemerkt Geffcken, „bietet uns die später, im Jahre 1835, nach England verkaufte Bibliothek des Dr. Med. G. Kloss in Frankfurt a. M., welche die grössesten Seltenheiten enthielt. Ich drückte Kloss, den ich nicht lange vor seinem Tode, im Jahre 1853, kennen lernte, meine Verwunderung darüber aus, wie es ihm möglich gewesen sei, solche Schätze zu erwerben. Er erzählte mir darüber Folgendes. Als junger Mann ging ich einmal mit einem Freunde über die Zeil, ein schwerer Lastwagen fuhr an uns vorüber; als wir genauer zusahen, fanden wir, dass er mit alten Büchern beladen war. Wir folgten dem Wagen, der in die Judengasse einbog und vor einem Hause in derselben abgeladen wurde. Wir gingen in das Haus und erfuhren, dass die Bücher als Maculatur sollten verkauft werden. Wir sahen uns unter den Büchern um und kauften, was uns vorzüglich wichtig schien, so weit unsere beschränkte Kasse reichte. Wir kehrten noch öfter dahin zurück, aber Vieles war schon verschwunden, Anderes konnten wir nur noch retten, nachdem die alten Buchdeckel schon abgerissen waren. Die Bücher hatten vor der Revolution einer fürstlichen Bibliothek angehört und hatten, geflüchtet in einem Oekonomiegebäude, längere Zeit unbeachtet gelegen."

Es ist nicht zu verwundern, dass sich unter diesen Umständen Meusebachs Bibliothek schon in den Jahren seines Dillenburger Aufenthalts rasch und mit geringen Kosten vermehrte. Mir scheinen, um dies hier gleich im Voraus zu bemerken, überhaupt die gewöhnlichen Angaben über die Summen, welche Meusebach, der ja allerdings von seiner Familie her ein ansehnliches Vermögen besass, auf seine Sammlung verwendet habe, übertrieben zu sein. Bekanntlich wurde dieselbe im Jahre 1850 von der Regierung für 40,000 Thlr. angekauft. Prof. Haupt hatte sie auf 60,000 Thlr. geschätzt und der Antiquar Ascher hierselbst hatte der Familie auch einen

ähnlichen Preis geboten, ein Anerbieten, welches jedoch an dem von dem Erblasser ausdrücklich ausgesprochenen Wunsche scheiterte, dass seine Bibliothek nach seinem Tode zusammen bleiben sollte. Meusebach selbst hatte, wie mir ein alter Herr in Baumgartenbrück bei Potsdam, wo Meusebach nach seiner Pensionirung seine letzten Jahre verlebte, der dortige Restaurateur Herrmann, der mit dem Verstorbenen vielfach zusammen war, persönlich erzählte, wiederholt versichert, dass ihm seine Bibliothek über 100,000 Thlr. gekostet habe. Das Wort der beiden alten Herren in Ehren, so glaube ich doch an der Richtigkeit desselben zweifeln zu müssen. Denn nicht nur in jenen ersten Jahren der Begründung seiner Bibliothek, auch später, während der Vermehrung derselben, zahlte Meusebach noch verhältnissmässig geringe Preise für seine Bücher. Bei Auctionen überliess er zwar die Bestimmung des zu zahlenden Preises meistens kenntniss- und urtheilsfähigen Freunden, welche beiden Eigenschaften vorzüglich betont werden. Wenn er selbst einmal Preise auswarf, so sind diese, wie der Herausgeber unseres in Rede stehenden Briefwechsels, Dr. Wendeler, auf S. XIX der Einleitung bemerkt, nach unseren heutigen Begriffen fabelhaft gering und oft noch mit der Bedingung „nur wenn ganz sauber und wohl erhalten" limitirt.

Es ist begreiflich, dass v. Meusebach bei seinem lebhaften Interesse für Litteratur und Poesie (das letztere bethätigte er in jener Zeit auch productiv, durch eigene, in verschiedenen Taschenbüchern veröffentlichte lyrische Ergüsse) schon in Dillenburg die Bekanntschaft namhafterer Litteraten und Dichter machte. Unter den letzteren ist vorzugsweise Joh. Georg Jacobi zu nennen, von welchem sich zwei, in der hiesigen Königl. Bibliothek aufbewahrte Briefe an Meusebach erhalten haben. Der eine derselben wird von Dr. Wendeler in der Einleitung mitgetheilt. Viel reicher gestaltete sich jedoch Meusebachs Leben in dieser Hinsicht, als er, nach einer kurzen Zwischenbeschäftigung in Trier, im Jahre 1814 als Vorsitzender des provisorischen Cassationshofes nach Koblenz versetzt wurde. „Die dortige Zeit," bemerkt der Herausgeber (Einleitung S. VIII), „war die glücklichste seines Lebens. Während er vorher in Dillenburg und nachher in Berlin die reichsten und besten Gedanken in Briefen ausmünzte — im „Geist aus seinen Schriften" S. 59 und 60 hat er sich darüber selbst ausgesprochen — fand er am schönen Rheinstrom im beseligenden Umgang mit gleichgesinnten Freunden und Freundinnen höchstens so viel Zeit, seine täglichen Erlebnisse und die daran geknüpften Betrachtungen im Stile Jean Paulscher Gefühlsschwärmerei aufzuzeichnen." Unter den Männern, zu denen v. Meusebach damals in nähere oder entferntere Bekanntschaft trat, sind Görres, Gneisenau, Pfuel, Clausewitz, Max von Schenkendorf zu nennen. Aus jener Zeit datiren auch die ersten bestimmteren Beziehungen zu den Brüdern Grimm. Die erste namentliche Erwähnung Meusebachs von Seiten der Brüder Grimm findet sich in einem Briefe Wilhelms an Görres vom 21. Novbr. 1875, wo es heisst: „Wenn ich jede Woche nur einen Abend bei Ihnen zubringen könnte, das wäre mir eine Freude! Ich habe gar nicht gewusst, dass Herr von Meusebach auch Gedichte macht, nun sehe ich, dass er die Taschenbücher vollschreiben hilft. Das ist ja recht schön, sagt Goethe, wenn er sonst nichts weiss." Das erste Zusammentreffen Meusebachs mit den Brüdern Grimm dürfte, wie der Herausgeber vermuthet, allerdings wohl schon früher, und zwar in Kassel, stattgefunden haben. Die Brüder waren dort häufige Gäste des Oberjägermeisters, späteren General-Directors der Domänen im Königreiche Westphalen von Witzleben, dessen zweite Tochter von Meusebach im März 1804 geheirathet hatte. Doch sind diese Berührungen keinesfalls nachhaltigere gewesen, da sich keine weiteren schriftlichen Spuren davon vorfinden.

Jedenfalls trat der lebhaftere briefliche Verkehr zwischen den drei Liebhabern der Litteratur und alter deutscher Bücher erst seit der Ueber-

siedelung von Meusebachs nach Berlin ein, wohin derselbe im Jahre 1819 als Geh. Oberrevisionsrath zugleich mit dem rhein. Cassations- und Revisionshofe, dessen Präsident er später wurde, versetzt ward. Der erste, in der vorliegenden Sammlung veröffentlichte Brief Meusebachs an J. Grimm datirt aus Berlin vom 10. Juli 1820, und seit dieser Zeit dauert der Briefwechsel zwischen ihm und den Brüdern unausgesetzt, bis zu seinem Tode, fort. Ehe ich jedoch darauf eingehe, will ich, nach dem Beispiele des Herausgebers des Briefwechsels, noch einige Bemerkungen über den Verkehr Meusebachs mit anderen Gelehrten vorausschicken, da derselbe geeignet ist, auf seine Natur und sein Wesen charakteristische Schlaglichter zu werfen. Ueber sein Zusammensein und seinen Verkehr mit Hoffmann von Fallersleben habe ich schon in der Einleitung meines Vortrags gesprochen. Bezeichnend, wenn auch freilich nicht sehr schmeichelhaft für das Wesen Meusebachs sind seine Berührungen mit Halling, dem bekannten Herausgeber von Fischarts „Glückhaftem Schiff". Halling, als junger Tübinger Student lebhaft für deutsche Litteratur interessirt, von Uhland, der ja dann auch die bekannte Einleitung zu der Ausgabe seines „Glückhaften Schiffs" schrieb, wohlwollend unterstützt, wandte sich, als er den Plan zur Herausgabe jenes Gedichts gefasst hatte, unter dem 31. December 1827 an Meusebach, den ihm bekannten Besitzer Fischart'scher Schätze, mit der Bitte „um die ausführliche Beschreibung der von ihm besessenen Ausgaben Fischarts". Da kam er aber bei Meusebach schön an, wie man zu sagen pflegt. Dieser beantwortete nicht nur das „unterthänige" Ersuchen des Studiosus ablehnend, sondern verhielt sich auch, als dieser später selbst nach Berlin kam, fortdauernd kühl gegen ihn. Die später erfolgte Herausgabe des „Glückhaften Schiffs" durch Halling schmetterte er mit einer überlegenen Recension nieder, welche natürlich für ihn, den langjährigen Besitzer und Kenner Fischart'scher Schriften, gegenüber einem jungen Anfänger in dieser Kunde kein „Heldenstück" war. Trotzdem dass Halling de- und wehmüthig um Entschuldigung wegen aller Versehen und Irrthümer in Bezug auf den grossmächtigen Strassburger Polyhistor und seinen reichen Liebhaber bat, blieb Meusebach zurückhaltend und suffisant gegenüber dem jungen Fischartsorden-Aspiranten, welcher überhaupt mit seiner litterarischen Laufbahn kein rechtes Glück hatte und jung an der Schwindsucht starb. Auch Uhland fühlte sich von Meusebach, theils wohl wegen dieses Verhaltens gegen seinen Schützling Halling, theils wegen der versagten Unterstutzung Meusebachs bei seinen Volksliederforschungen tief verletzt. Die Gründe zu diesem wenig freundlichen Verhalten Meusebachs sind doppelte. Einmal fürchtete er immer, von Anderen nur als litterarischer Handlanger benutzt und ausgebeutet zu werden, andererseits hat er, man kann sagen, Zeit seines Lebens, selbst die Absicht einer Herausgabe Fischarts und seiner aufgespeicherten Volksliedersammlungen gehabt, kam aber, wie es solchen Bibliophilen geht, unter fortwährendem Anhäufen neuer Schätze, niemals dazu, die schon vorhandenen auszunutzen: er gehört eben zu denen, welche stets spannen und niemals losdrücken. Dabei nahm er es aber als eine persönliche Beleidigung auf, wenn nun ein Anderer einen von ihm selbst aufs Korn genommenen Autor, durch Herausgabe desselben, um im Bilde zu bleiben, erlegte, und ihm damit die Jagd oder, wie seine stehende Klage lautete, „den Markt verdarb".

Leidlicher gestaltete sich sein litterarischer Umgang mit solchen Männern, welche ihn durch Rath und That beim Ansammeln seiner Bücherschätze unterstützten, wie der alte Lassberg, wie Ebert, Bibliothekar in Wolfenbüttel, später in Dresden, wie der Sammler von Lutherschriften Kreukling in Dresden. Seine Beziehungen mit Wilh. Wackernagel, der sich ebenfalls als junger Mann vertrauensvoll an ihn wandte, und Moritz Haupt, welcher in seinen Correspondenzen wiederholt als Magister „Pelz", wohl mit Anspielung auf die bekannte Figur in Jean Pauls „Fibel", figu-

rirt, waren wenn auch nicht ohne Störungen, so doch verhältnissmässig längerdauernd und ergiebig für die Betheiligten. Dass sein Verkehr mit einer so positiven und oft so positiv groben und verletzenden Natur wie Lachmann, trotz mehrjähriger freundschaftlichster Dauer, schliesslich einen Stoss erleiden musste, lässt sich bei der Natur Beider von vorn herein als selbstverständlich voraussetzen. „Aehnlich, nämlich mit allmählicher Abkühlung und endlichem Bruche, schloss sich,“ bemerkt Dr. Wendeler Einleitung XXXVII, „freilich fast jedes Verhältniss des in Folge organischer Verbildung (d. h. eines von Jahr zu Jahr zunehmenden Gehörsleidens) hypochondrischen Anwandlungen je länger, je mehr ausgesetzten Mannes.“

Eine glänzende Ausnahme hiervon machte eben nur sein Verkehr mit den Brüdern Grimm, und zum Theil um auf der düsteren Folie diese glänzende Ausnahme desto lebhafter hervortreten zu lassen, war es zweckmässig, den anderweitigen litterarischen Verkehr Meusebachs vorher zu skizziren. Es ist als ob sich alles, was sich an gemüthlicher Theilnahme, an Liebenswürdigkeit und Feinheit des Gefühls in Meusebachs Wesen vorfand, auf diesen Verkehr mit den Brüdern Grimm concentrirt habe. Ununterbrochen, von dem ersten, wie schon oben bemerkt, am 10. Juli 1820 von Meusebach an J. Grimm gerichteten Brief bis zu dem letzten, am 9. Juli 1846 „mit treuer Freundschaft“ von Wilhelm Grimm an Meusebach unterzeichneten, also während länger als eines Vierteljahrhunderts, dauert mit grösserer oder geringerer, durchschnittlich aber mit immer grösser werdender Wärme der Briefwechsel zwischen den drei Männern fort und schon deshalb ist die Veröffentlichung desselben eines der ansprechendsten Denkmäler, welches unserer germanistischen Litteratur gesetzt werden konnte.

Und zwar zeigt sich und bewährt sich die Aufmerksamkeit Meusebachs für die ausgezeichneten beiden Forscher in doppelter Hinsicht; sie ist nicht minder auf ihre persönlichen, als auf ihre wissenschaftlichen Interessen gerichtet. In letzterer Beziehung galt seine Theilnahme in erster Stelle den grossen grammatischen Leistungen Jacob Grimms, des Cæsar grammaticus, wie er denselben mit einem zuerst von Hoffmann von Fallersleben auf dem Titel seiner Ausgabe des Wessobrunner Gebets gebrauchten Ausdrucke scherzhaft und ernsthaft zu nennen liebt. Er bethätigte diese Theilnahme durch eine Abhandlung: „Zur Recension der deutschen Grammatik“, welche von J. Grimm, Kassel 1826, „unwiderlegt herausgegeben“ wurde. Meusebach, welcher, nach J. Grimms oben angeführtem Ausspruche „das Sprachfeld zwar nicht zu überschauen und zu beherrschen vermochte“, hat sich in dieser Abhandlung, wie er selbst in dem Briefe vom 4. März 1826 sagt, aus der „in des Waldes tiefsten Gründen aus unzähligen Reisern dick zusammengebundenen grossen Ruthe“ des Grimmschen Werkes nur ein einzelnes Reis herausgesucht, an welchem er sich übt. Dieses Reis sind einzelne Spracheigenthümlichkeiten, namentlich die Imperativcompositionen, wie Hüpf ins Holz, Gang mir nach, Rollenhagen (Roll in den Hag) sowie die Substantivcompositionen mit oder ohne s, Gesangbuchnoth oder Gesangbuchsnoth, Weisheitspiegel oder Weisheitsspiegel u. s. w., wie sie sich im 16. und 17. Jahrhundert gestaltet haben. Meusebach ist unermüdlich, auch in einzelnen Briefen, viele Seiten mit Beispielen in dieser Beziehung zu füllen und ganze Bände seiner seltenen Bücher zu dem Zwecke durchzulesen. Aber auch für die Mythologie, sowie für Wilhelm Grimms Deutsche Heldensage steuert er bereitwilligst Beiträge zu, eben wieder hauptsächlich aus den späteren Jahrhunderten, in deren Documenten er bewandert war. Im Uebrigen ist die strengwissenschaftliche Ausbeute des Briefwechsels nicht gerade gross. Bemerkenswerth ist die wiederholt kundgegebene Geringschätzung Paul Flemings von Seiten Jacob Grimms. Bekanntlich hatte J. Grimm in der Vorrede zur zweiten Ausgabe seiner Grammatk vom Jahre 1822 schon den Ausspruch gethan, dass die schlesischen Dichter, welche als die Väter der neueren gelten, „tief, unter aller Vergleichung mit den älteren,

schmählich vergessenen mittelhochdeutschen ständen" und dass ihm eine Strophe Walthers von der Vogelweide, wie die: owê war sint verswunden alliu mîniu jâr! einen ganzen Band von Opitz und Fleming aufwöge." Uebereinstimmend damit äussert er sich auch an einigen Stellen des vorliegenden Briefwechsels. „A. Gryphius und Fleming," heisst es in dem Briefe aus Kassel vom 28. Novbr. 1824 — „aus letzterm kann ich mir nur nicht viel machen; was bedeutets, dass Morhof ihn den grössten Dichter nennt?" Er lässt sich darin auch nicht irre machen, dass er deshalb „sogar von einem, den er für einen gründlichen Kenner des 13. Jahrh. halte" — von Lachmann nämlich — „angefahren" werde. Ebenso urtheilt er, im Widerspruch zu der sonst herrschenden Ansicht, geringschätzig von Fischarts poetischen Leistungen, namentlich auch von seinem „Glückhaften Schiff". „Ich habe diese Woche," heisst es in dem Briefe aus Kassel vom 23. September 1828, „auch das glückhafte Schiff, zum erstenmal, gelesen und es unter meiner erwartung gefunden. Es sieht doch aus wie gelegenheitsarbeit und könnte viel idyllischer gehalten sein. Wie ungleich höher steht Hebels wiese in poetischer auffassung! Der kehrab wird geradezu langweilig. Hans Sachs würde den stoff gemüthlicher und tüchtiger behandelt haben. Dem Fischart war nicht die gabe eigen, poetisch zu componieren und die worte mit anmutigem mass zusammenzuhalten, er ist bloss geistreich, kühn und wahr, wenn er aufs gerathewohl ungezügelt nach allen seiten hin schweifen darf."

Bei Weitem grösser als das wissenschaftliche ist indessen das psychologische oder biographische Interesse, welches der Briefwechsel gewährt, eben wegen des treuen und regen Antheils, welchen v. Meusebach an allen wechselnden Lebensschicksalen unserer beiden germanistischen Dioskuren genommen hat. Das Leben derselben und ihre bibliothekarische Laufbahn in Kassel, die Verheirathung Wilhelms, die Geburt seines ersten Söhnchens, dem Meusebach die, jetzt in den Besitz des Herausgebers übergegangene erste Ausgabe des Dasypodius schenkte, mit dem Anheimgeben, sie seinem gelehrten Vater und Onkel manchmal zu borgen, der früh erfolgte Tod dieses Kindes, des vielbetrauerten und vielerwähnten Jaköbchens, der Ersatz desselben durch den darauf gebornen Hermann, jetzigen Professor an der hiesigen Universität, alle diese frohen oder betrübenden Ereignisse finden sich im Briefwechsel wiedergespiegelt. Ein besonders schönes Denkmal der Freundschaft Meusebachs ist sein Trostbrief vom 6. Januar 1827 bei dem Tode des kleinen Jacob. Die Art, wie er, anstatt auf den Verlust, welcher die Grimms betroffen hatte, einzugehen, vielmehr die trübe Erfahrung anführt, welche er selbst, gerade vor zwanzig Jahren, mit dem Tode seines eigenen erstgebornen Töchterchens machte, und wie er die rührenden letzten Stunden dieses Kindes beschreibt, sind ein Beispiel zartester freundschaftlicher Tröstung, welche es geben kann, und lassen uns die sonstigen, oben berührten Härten in des Briefstellers Charakter ganz vergessen. Wohl ist es erklärlich, wenn im Hinblick auf diese und ähnliche schriftliche Freundschaftsäusserungen Meusebachs Jacob Grimm später einmal bemerkt: „Der schöne Briefe schreibt, das sind Sie, liebster Herr von Meusebach, wer es so könnte, sollte man meinen, möchte die von andern gar nicht lesen. Aber Ihre herzliche teilnahme an uns rührt und bewegt mich; ich weiss wenig in meinem leben, das mir so wohl thäte, wie Ihre freundschaft und segne die stunde, zu der wir mit Ihnen bekannt geworden sind" (S. 89). Auch nach der Uebersiedelung der Grimms nach Göttingen blieb der freundschaftliche Verkehr derselbe, ja er wurde durch einen dort den Brüdern von Meusebach abgestatteten mehrtägigen Besuch noch vermehrt und befestigt. Den Schmerz der beiden Grimms bei dem Verlassen ihres geliebten, heimischen Kassels, trotz der materiellen Verbesserung ihrer Lage, empfand ihnen Meusebach nach. „Ich fühlte," schreibt er am 1. Mai 1830, „recht genau und gut mit, was es sagen wollte: die Grimms ziehen

von Kassel nach Göttingen; und kaum bedürfte es heute noch, als ich Ihren letzten Kasseler Brief vom 15. Novbr. v. J. wieder las, für mich der alten mütterlichen Halstücher und Kleiderläppchen, an denen Ihre Frau Schwester Sie zurückhalten wollte, um von mir sagen zu können, wie der Frühprediger Flachs von sich: meine Herren, ich glaube, ich weine." In erhöhtem Grade und in thätiger Weise bewährte sich natürlich Meusebachs Antheil bei der Katastrophe, welche die beiden Brüder in Göttingen traf, bei ihrem darauf folgenden amtlosen Leben in Kassel und ihrer späteren Berufung nach Berlin.

Ein angenehmer Schmuck des Briefwechsels sind die humoristischen Bemerkungen und kleinen lustigen Züge, welche denselben wie Arabesken umranken und welche bezeugen, eine wie starke Ader von jener Gottesgabe des Humors Meusebach mit seinen Vorbildern Fischart und Jean Paul gemeinsam hatte. Von den Witzen, welche sich an den, Meusebach bei einem Besuche bei den Grimms bestimmten, aber nicht zum Verspeisen gekommenen Kalbsbraten anknüpfen, bis zu den über den „Meusethurm" bei Baumgartenbrück, wohin Meusebach nach seiner Pensionirung im Jahre 1842 übersiedelte, ist der Briefwechsel reich an solchen kleinen Scherzen. Baumgartenbrück selbst, wo er sich schon Jahre lang vor seiner definitiven Uebersiedelung angekauft hatte, schildert Meusebach in dem Briefe vom zweiten Weihnachtsfeiertage 1836 in gemüthlicher Weise: „Baumgartenbrück," heisst es, „ist ein Ort, anderthalb Stunden vor Potsdam, der gleich dem Schweine seinen Namen mit Recht führt; denn seh ich aus meinem Saale hinten zum Fenster aus, so seh ich auf den schönsten Baum- und Weingarten, der sich an den Berg hinauf lehnt; seh ich von vorn heraus, so schaue ich auf die Havelbrücke, auf der wir am 7. October von unserm, nach Quedlinburg zurückreisenden Kinde und deren zwei Kindern Abschied nahmen. Darum ist die Brücke so schön! aber auch aus andern Gründen. Denn auf dem Hause, aus dem ich darauf sehe, haftet Last und Recht, den durchgehenden Schiffen mit Masten die Brücke aufzuziehen, einen ungeheuer langen Klingelbeutel hinabzureichen und einen Silbergroschen zu erheben. Da nun mein Gehör mir schon seit so vielen Jahren das Kirchengehn verbietet, so musste mir die Gelegenheit erwünscht sein, wenigstens eine kirchliche Handlung, wenn ich will, täglich zu begehen und den Klingelbeutel hinabzuhalten. Leider ist nur gerade in diesen Festtagen diese heilige Handlung zu vollziehen mir unmöglich, weil die rechts und links in Seebreite sich ausdehnende Havel selbst zur Brücke geworden. Zwar steht um meine Brücke ein ganz kleiner See noch offen, der trägt aber keine Schiffe, sondern nur Schwanen, die keine Silbergroschen, sondern nur geknickte Flügel haben wie ich. Und diese meine geknickten Flügel führten mich acht Tage nach dem Abschied von unserm guten Töchterchen wieder hierher sammt einer Kissenzieche voll Mord und Todtschlag (d. h. Criminalacten), mit dem ich noch immer nicht ganz fertig bin."

Mit den Ortsangehörigen in Baumgartenbrück verkehrten Meusebachs in gemüthlichster Weise. „Kommt etwa," heisst es in demselben Briefe, „das kleine Mädchen unseres Wirthes, 1¾jährig, herauf und giebt ihr meine Frau, weil nichts Kuchenartiges da ist, ein Stückchen Zucker, so nimmts das, sagt ganz ruhig: „Kuchen nicht!" und läuft nach der Thür zu; und hat dadurch den Vortheil, dass meine Frau mir jetzt express dazu Kuchen geschickt hat mit der autographischen Ueberschrift: „Kuchen nicht."

„Die geknickten Flügel", von denen der Briefsteller in der eben angeführten Stelle spricht, machten sich inzwischen immer mehr geltend, und der Scherz, welchen er so oft in seinem Briefwechsel mit den Anfangsbuchstaben seines Namens K. H. G. v. M. macht, indem er sie auf den sehnsüchtigen Ausruf deutet: „Komm, holdes Glück, verjünge mich!" wollte sich je länger, je weniger bewahrheiten. Ende August 1847 brachten die Berliner Zeitungen die von seiner Gattin Ernestine und seinen Kindern:

Karoline von Witzleben, geb. von Meusebach, Carl und Otfried von Meusebach unterzeichneten Zeilen, mit welchen auch der vorstehende Briefwechsel schliesst: „Am 22. d. M. entschlief sanft unser geliebter Gatte und Vater der Geheime Oberrevisionsrath a. D. Dr. Karl Hartwig Gregor Freiherr von Meusebach in Folge einer Gehirnerweichung in seinem 67. Lebensjahre. Alt-Geltow bei Potsdam, im August 1847."

Berlin. Dr. Biltz.

Herr Eduard Lasker mit Setzerscholien. Von Peter Simplex. Abdruck aus dem Magazin für die Literatur des In- und Auslandes. Leipzig, Otto Schulze.

Man konnte erwarten, dass der bekannte Parlamentarier nach der vernichtenden Kritik, welche sein vorlautes Gesalbader über sprachwissenschaftliche Dinge wohlverdient überall erfahren, in sich gehen und in Zukunft nicht mehr über Sachen den Mund voll nehmen würde, von denen ihm selbst nicht einmal die Elemente bekannt sind; aber die von ihm kürzlich veröffentlichten „Wege und Ziele der Kulturentwicklung" zeigen, dass man die Einsicht und Selbsterkenntniss dieses Mannes überschätzt hat. Er kommt wieder mit denselben wahrhaft lächerlichen Aufsätzen, die nun in dem Magazin für die Literatur des In- und Auslandes eine neue und sehr energische Abfertigung erfahren haben, welche auch separat gedruckt worden ist. Der Verfasser, der unter dem Namen eines Schriftsetzers Peter Simplex eine bittere Satire geschrieben hat, liefert eine Reihe von Scholien und wendet auf die schriftstellerische Manier Laskers ein Wort von F. Lassalle an, welches dieser im Jahre 1862 gegen J. Schmidt vorbrachte:

„— — Um nun aber diese Sünden gegen die Bildung der Nation ungestraft begehen zu können, haben sich diese elenden Skribenten einen Stil erfunden, welcher vielleicht ihre schlimmste und gemeinschädlichste Seite bildet. Sie haben aus den Schriften der Denker und Gelehrten sich einiger vornehmer Ausdrücke bemächtigt und mit Hilfe derselben sich eine eigene Art von gespreizter ‚Bildungssprache' erzeugt, die einen wahren Triumph der modernen Bildung darstellt und zeigt, wohin es die Kunst bringen kann. Es ist eine nach den Gesetzen der belletristischen Routine kaleidoskopartig durcheinander gerüttelte und geschüttelte Anzahl von Worten, die keinen Sinn geben, aber auf ein Haar so aussehen, als gäben sie einen solchen und einen erstaunlich tiefen! Man muss oft ein erfahrener Setzer, ein scharf aufpassender Setzer sein, um mit Sicherheit zu ersehen, dass in diesem unbestimmten belletristischen Wortgeflimmer auch nicht die Spur eines Gedankens vorhanden ist, der Autor vielmehr ganz bewusst einen Fandango auf Eiern tanzt und sich ganz klar darüber ist, dass er bei dem ersten soliden Schritt einbrechen und seine erstaunliche Gedankenlosigkeit und Unwissenheit über den Gegenstand verrathen würde. — — Die verheerenden Wirkungen, welche diese Kunst im Publikum anrichten musste, sind evident. Das Publikum — — musste sich endlich gewöhnen, flimmernde Nebelbilder für Gedanken zu halten und auch an sein eigenes Denken keine andere Anforderung zu stellen, als eine Verbindung unklar tönender Worte mit einem nach allen Seiten hin schielenden Reflexionsscheine zu produziren." — —

In eingehender Weise wird hierauf der Aufsatz durchgenommen: „Wozu studirt man Sprachen?" und in überzeugender Weise angegeben, dass unter je drei Sätzen jenes Aufsatzes der erste eine greuliche Unwissenheit, der zweite einen groben stilistischen Fehler, der dritte einen unverständlichen Wortschwall oder eine überflüssige Selbstverständlichkeit enthält; ein vierter glänzt dann durch die anmuthige Vereinigung aller dieser Zierrathe. Zum Schlusse heisst es dann:

„Und dieser selbe Schriftsteller, an dessen Unzulänglichkeit und Oberflächlichkeit zu zweifeln keinem Leser seines Buches erlaubt ist, der eines der erschreckendsten Beispiele für die suffisante Halbbildung, diese Signatur unserer Tage, abgibt, hat die Stirn, über Buckle, einen der ernsthaftesten Forscher dieses Jahrhunderts, zu schreiben:

— — Buckle an der Spitze, der wie ein Momentfeuer die Bühne der europäischen Halbbildung beleuchtete; ein Zeugnis, wie im voreiligen Zusammenfassen die tiefste Gelehrsamkeit, namentlich die gediegenste Ausbeute des Bücherstudiums mit völliger Oberflächlichkeit sich verträgt.

Weil Buckle eine so klare, logische und von jeder Eitelkeit freie Sprache schrieb, weil er in keinen Satz ein grösseres Wissen hineingeheimnisste, als er besass, weil er nur über solche Dinge schrieb, die er gründlich studirt hatte, darum erscheint er Herrn Lasker „oberflächlich". Buckle besass nicht die ‚Bildungssprache, mit der man unter grosser Prätention einen Unsinn hinstellt, der in der schlichten sinnlichen Kutschersprache des gewöhnlichen Lebens sich vor sich selber schämen würde.'

Herr Lasker ist für mich kein Individuum, kein Einzelner, sondern ein Typus, sonst hätte ich nie meine dem ehrlichen Erwerbe gewidmete Zeit damit vergeudet, auch unter die Schriftsteller zu gehen und somit salva venia ein Kollege des Herrn Lasker zu werden. Da aber keiner der Herren von der Profession sich mit solcher groben Arbeit abgeben zu wollen schien, so fasste ich mir das Herz, meine bescheidenen Scholien zu veröffentlichen. Wie der Herr Doctor honoris causa Eduard Lasker schreiben Viele, — freilich ihre Zahl wird immer geringer und die ihrer Leser erst recht. Den Typus dieser Skribenten hat mein Kollege von anno 62 ebenso anmutig wie treffend durch das eine Wort gekennzeichnet: „Wortberauschung." Wir ganz Modernen nennen das ebenso sinnreich: Macht der Phrase. Und nur weil Herr Eduard Lasker als Schriftsteller jenen Typus in seiner höchsten Vollendung darstellt, darum — und nun gebe ich wiederum dem Setzer von vor 19 Jahren das Wort: ‚Nur darum habe ich ihn herausgegriffen, um ihn zur Kennzeichnung seiner ganzen Bande öffentlich zu enthüllen und ihn zu deinem Nutzen, liebes Publikum, auf hohem Berge vor versammeltem Volk zu schlachten, sicher, dass mir kein Engel in den Arm fallen und das geschwungene Schlachtschwert zurückhalten soll.'"

Hülfsmittel für den Concentrationsunterricht.

The ancient classics. English reading book containing pieces selected and translated from the Greek and Latin Classical Authors. By A. Wittstock. (Bremen, Heinsius.)

L'antiquité littéraire. Extraits des classiques grecs et latins traduits en français. Par Albert Wittstock. (Iéna, Costenoble.)

In beiden Büchern liegt ein Versuch vor, die neusprachliche Lectüre im Sinne des concentrirenden Unterrichts zu bearbeiten resp. den Stoff hiernach auszuwählen. Die Concentrationsidee ist einer sittlichen Forderung entsprungen, nämlich der Forderung, dass die geistigen Kräfte ein Ganzes bilden sollen. Die Concentrationsidee verlangt deshalb vom Unterrichte, dass das Viele, was er darbietet, nun auch in der Einheit des Bewusstseins zusammengefasst werde. Sie fordert, dass im Unterrichte absichtliche Veranstaltungen dafür getroffen werden, dass herrschende Vorstellungsmassen entstehen, welche die durch Darbietung der verschiedenen Wissensgebiete in der Seele fortwährend neu erzeugten Vorstellungen und Gefühle apper-

cipiren. Durch die Concentrationsidee soll das Gemüth vor Zerstreuung und der Zögling vor Ueberbürdung geschützt werden. So verlangte schon A. H. Franke, dass kein Zögling „mit Arbeit überladen, noch mit Vielheit der Dinge confundiret, sondern das Wenige mit desto grösserem Fleisse und soviel gründlicher traktiret und hurtiger zu Ende gebracht werde.“ Der Unterricht muss für Einheit seines Wirkens Sorge tragen. Mit dem Stoffe muss Alles verknüpft werden, was auch nur der Unterricht aus den mannigfachen Wissensgebieten darbietet, und auf ihn muss Alles bezogen werden, was in der Schule getrieben, unternommen und vollbracht wird. Nach diesen Grundsätzen sind die Wittstockschen Bücher bearbeitet, die deshalb für Gymnasien, deren Vorstellungskreise sich auf das Alterthum zu concentriren haben, als eine recht nützliche Lectüre zu empfehlen sein dürften. J—n.

Die wichtigsten Regeln der englischen Syntax von Dr. David Asher. Braunschweig, G. Westermann.

Der Verf. dieser Schrift hat auf 44 Seiten die Hauptschwierigkeiten der englischen Sprache in übersichtlicher Ordnung zusammengedrängt und bietet dem Lernenden ein äusserst zweckmässiges Uebungsbuch zur Wiederholung der Grammatik. Gleich wie in den früher erschienenen Bändchen über „die Fehler der Deutschen beim mündlichen Gebrauche der englischen Sprache“ und in den „Exercises on the habitual mistakes of Germans in English conversation“ — erhalten wir in der vorliegenden Schrift, deren Besprechung leider in Folge eines Versehens hinausgeschoben wurde, ein treffliches Supplement zu allen englischen Grammatiken. Man überzeugt sich bald, dass der Verf. den modernen Sprachgebrauch vollständig beherrscht und zugleich pädagogisch tüchtig ist. Ref. kann demnach das Büchlein bestens empfehlen.

Die Prosodie oder richtige Silbenbetonung der französischen Sprache. Von E. Martin. Böhm. Leipa 1880.

Der vollständige Titel des seltsamen Buches, den ich als abschreckendes Beispiel hersetzen will, lautet also: „Die Prosodie oder richtige Silbenbetonung der französischen Sprache. Gegründet auf die Quantität der Silben nach Lévizac und Dubroca. Eine unentbehrliche Zugabe für alle französischen Grammatiken. Nebst einer Geschichte der französischen Sprache; Bemerkungen über die französischen Gedichte und Erklärung der Accente, des Apostroph, der Cédille, des Tréma, Bindestrichs und der Interpunktionszeichen. Aus dem Nachlasse des Professors der neuern Sprachen zu Paderborn, G. Reiche, Verfasser einer französischen Grammatik, bearbeitet von Erwin Martin, Direktor eines von der hohen k. k. Statthalterei autorisirten Institutes für französische Sprache, Stenographie etc., beeideter Translator für französische Sprache beim k. k. Kreisgerichte in Böhm. Leipa.“ Von den 84 Seiten dieses „unentbehrlichen“ Werkes sind 73 der Prosodie gewidmet; die andern auf dem Titel genannten Kapitel, bei denen bescheidener Weise der Abschnitt „Namen der vorzüglichsten Schriftsteller und Schriftstellerinnen“ nicht einmal erwähnt wird, umfassen 11 ganze Seiten. An Kürze ist also bei diesen alles mögliche geleistet — leider nicht bei dem ersten Gegenstande, der Prosodie.

Der Verfasser hat erkannt, dass in Deutschland und Oesterreich (vermuthlich auch im grössten Teile Frankreichs) die Aussprache des Französischen in Bezug auf Betonung „grundfalsch“ ist. Wie nach ihm betont

werden muss, zeigt das folgende Beispiel (die mit Accent versehenen Silben sind die zu betonenden): Calýpso ne poúvait se consóler du départ d'Ulysse. Cepéndant elle se réjouíssait d'un naúfrage qui méttait dans son île le fils. Pendant que Télémaque párlait, Calýpso regárdait Méntor. Elle était étonnée, elle croýait séntir etc. Párler, ávoir, nous troúvons, il pleúvaît, le núage, il dísait, la dámnation etc. etc. Der Verfasser betont noch ausdrücklich, dass er nicht etwa von der rhetorischen Betonung spreche, sondern vom Wortton, vom Silbenaccent. — Die Verslehre wird auf einer halben Seite behandelt; eine Hauptregel lautet: „Rhythmus ist bei französischen Versen nicht erforderlich." !! Diese beiden Proben werden genügen, um zu zeigen, dass das Buch trotz des kleinen Umfanges viel — Neues enthält.

Brieg. Dr. Wershoven.

Der Sprachenbau in seiner natürlichen Entwickelung. Von Váceslav Bambas. Prag, Alois Hynek, 1880. Heft I. 24 S.

Das vorliegende Werk bezeichnet sich selbst auf dem Titel als „systematische Darstellung aller grammatischen, wie auch sehr vieler lexikalischen Wortformen aus denselben gemeinschaftlichen Urwörtern, aus welchen sich die indoeuropäischen Sprachen entwickelt und ausgebildet haben, — mit vorläufiger Anwendung auf folgende Sprachen: slavisch (in allen Dialekten), lithauisch, sanskrit, griechisch (in allen Dialekten), lateinisch, italienisch, rhätoromanisch, spanisch, französisch, deutsch, holländisch, gothisch, schwedisch, englisch, celtisch, magyarisch, finnisch, zigeunerisch, baskisch."

Dasselbe soll als das Resultat 33jähriger Arbeit das Sprachstudium erleichtern und reformiren und die Grundlage einer praktischen Sprachwissenschaft bilden. Die Methode besteht in der Selbstschaffung der grammatischen und lexikalischen Wortformen, bei deren Bildung vor allem die Aufstellung der Urwörter in ihrer ursprünglichen Form und Bedeutung in Betracht kommt. Der Verfasser, welcher mit drei Ausnahmen nur mindestens zweisilbige Urwörter annimmt, zeigt, dass man auf Grund des ursprünglichen Zeitworts, der Copula, die Formen aller übrigen Zeitwörter bilden kann. Den übrigen Theil des ersten Heftes nimmt die Bildung des Zeitwortes ein, auf die wir nach Erscheinen des zweiten Heftes zurückkommen werden.

Der nordische Dichterkreis und die Schleswiger Litteraturbriefe, von Prof. Dr. Paul Döring. 1880. Sonderburg, C. F. la Motte. 60 S. 8°.

Unter den Zeitschriften, welche um die Mitte des 18. Jahrhunderts das geistige Leben in Deutschland zum Ausdruck brachten, gebührt den Schleswiger Literaturbriefen eine hervorragende Stelle. Bereits ein Jahr früher, ehe das vorliegende Buch erschien, hatte Dr. Max Koch theilweise über denselben Gegenstand gehandelt in seiner Schrift: Helferich Peter Sturz nebst einer Abhandlung über die Schleswigischen Literaturbriefe mit Benutzung handschriftlicher Quellen. München 1879. Vgl. H. Lambel im Literaturblatt 1880 Nr. 12. p. 444—446. Seinem Titel entsprechend, zerfällt obiges Werkchen in zwei Theile und handelt S. 1—38 zuerst von dem nordischen Dichterkreise, welchem Männer wie J. E. Schlegel, Klopstock, J. A. Cramer, G. B. Funk, W. von Gerstenberg, H. P. Sturz, E. von Schönborn, G. Resewitz, Fleischer, Kleen, Oertling, Berger angehörten, sodann S. 38—60 von den Schleswiger Literaturbriefen, die hier gut analysirt sind. Nur Schade, dass das Ganze nicht übersichtlicher angeordnet ist;

auch wären die citirten Quellen und einzelne beiläufige Angaben besser in die Anmerkungen verwiesen worden. Möge der Wunsch des Verfassers nach einer neuen Ausgabe dieser Schleswiger Literaturbriefe oder „Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur“ bald durch Dr. Max Koch in Erfüllung gehen!

John Koch, Ausgewählte kleinere Dichtungen Chaucers. Im Versmaasse des Originals in das Deutsche übertragen und mit Erörterungen versehen. Leipzig, W. Friedrich, 1880. XXII u. 66 Seiten.

Dies in stattlichem Gewande erschienene Büchlein bildet ein hübsches Pendant zu der Hertzberg'schen Uebersetzung der Canterbury Tales Chaucers. Die für ein grösseres Publicum bestimmte Sammlung enthält S. 1—58 vorzugsweise solche Dichtungen, welche geeignet sind, das Talent und die Persönlichkeit des Dichters von einer in seinem Hauptwerke nicht genug hervortretenden Seite zu beleuchten. Die Auswahl wird eröffnet mit der „Klage an Frau Mitleid“, ein Gedicht, das der Herausgeber dem Jahre 1373 zuweist. An zweiter Stelle folgt das „Geleit an den Schreiber Adam“ aus dem Jahre 1379 oder 80, an dritter Stelle das „Parlament der Vögel“. Von Gedichten aus der Zeit nach 1380 folgen weiter „Wahrheit“, „Adel“, „Beständigkeit“, „Fortuna“, „Geleit an Bukton“, „Geleit an Skogan“ und als letztes die „Klage an meine leere Börse“. Der Uebersetzung schliessen sich S. 59—64 Anmerkungen und Zusätze an. In dem den Schluss bildenden Anhang S. 65—66 über das Datum der Canterburyerzählungen stellt K. den 18. April 1391 als Tag der Pilgerfahrt fest. Möge dies Werkchen, welches das zum Verständniss Nothwendige beibringt und in Hinsicht auf sein Ziel nicht von gelehrtem Beiwerk strotzt, eine recht weite Verbreitung finden und dem Dichter in weiteren Kreisen neue Freunde erwerben!

Shakspere, sein Entwickelungsgang in seinen Werken. Von Edward Dowden. Mit Bewilligung des Verfassers übersetzt von Wilhelm Wagner. Heilbronn, Gebr. Henninger, 1879. XI u. 327 Seiten.

Der durch seinen rastlosen Fleiss auf dem Gebiete der englischen und griechischen Philologie rühmlichst bekannte Uebersetzer des Dowden'schen Werkes über Shakspere weilt seit fast einem Jahre nicht mehr unter den Lebenden; mit der Ausführung ausgedehnter wissenschaftlicher Arbeiten beschäftigt hat ihn der Tod im schöpferischen Mannesalter auf fremder Erde dahingerafft. Zu den letzten seiner zahlreichen theils in deutscher, theils in englischer Sprache geschriebenen Werken gehört die vorliegende Uebersetzung, deren Original mehrere Auflagen erlebt und in der alten wie in der neuen Welt gebührende Anerkennung gefunden hat; von deutschen Beurtheilungen Dowdens möge nur an die von K. Elze im zehnten Bande des Jahrbuches der deutschen Shakespeare-Gesellschaft erinnert sein. Das englische Buch in lesbarer Uebertragung wiederzugeben ist dem Uebersetzer wohl gelungen, eine Arbeit, die bei der eigenartigen Schreibweise Dowdens nicht leicht war. Indem letzterer die Entwickelung des Geistes und der Kunst Shakespeare's darzustellen suchte, kam es ihm besonders darauf an, den Dichter als Menschen psychologisch zu beobachten, wie er hinter dem Vorhange seiner Werke und Meinungen erscheint. Der Inhalt des Buches, in welchem der Uebersetzer seine abweichenden Ansichten

nebst Ergänzungen in den Anmerkungen angegeben hat, ist ein äusserst mannigfaltiger; fast alle Shakespeare'schen Stücke werden hier in Betracht gezogen. Die einzelnen Capitel über Shakspere und das Zeitalter der Elisabeth; die Entwicklung des Geistes und der Kunst Shakspere's; die erste und zweite Tragödie: Romeo und Julia, Hamlet; die englischen Historien; Othello, Macbeth, Lear; die Römerdramen; Sh.'s Humor; Sh.'s letzte Stücke, enthalten mehr als die Ueberschriften vermuthen lassen. Das Ganze bildet eine anregende, eine Fülle neuer Gedanken bietende Lectüre und ist seit Elze's Shakspeare das beste Buch über denselben Gegenstand Eine dankenswerthe Beigabe ist das Register, welches das Nachschlagen erleichtert.

Maistre Wace's Roman de Rou et des ducs de Normandie. Nach den Handschriften von Neuem herausgegeben von Dr. Hugo Andresen. Zweiter Band. III. Theil. Heilbronn, Gebr. Henninger. Paris, F. Vieweg, 1879. 828 S.

Seiner in Bonn 1874 erschienenen Schrift über den Einfluss von Metrum, Assonanz und Reim auf die Sprache der altfranzös. Dichter liess Dr. H. Andresen im Jahre 1877 den ersten Band der Ausgabe des Roman de Rou (ziemlich viertehalbhundert Seiten) folgen. Besprechungen desselben erschienen von Suchier in Zarncke's Literarischem Centralblatt 1877, 17. Februar, No. 8, und von W. Förster in Gröbers Zeitschrift für roman. Philologie I, p. 144—159. Der zweite Band, welcher schon im März 1877 ausgegeben werden sollte, erschien 1879 in dem weit stärkeren Umfange von 828 Seiten; während im ersten Bande mit der Chronique ascendante 4739 Verszeilen publicirt sind, enthält der zweite 11502.

So ist die unsorgfältige Ausgabe Pluquets, welche A. als eine literarische Fälschung bezeichnet, durch eine mit Fleiss und Ausdauer gearbeitete neue ersetzt, welche dem Philologen ebenso wie dem Historiker die besten Dienste zu leisten vermag; nur wird letzterem die Lectüre erschwert, dadurch dass der Herausgeber nicht zwischen u und v, i und j der Handschriften geschieden hat. Da auch der zweite Band bereits eingehende Beurtheilungen gefunden hat — Nicols Besprechung vom 27. März 1880 in The Academy und die von Suchier im Lit. Centralblatt No. 7, 12. Febr. 1881, p. 227 ist weniger erschöpfend als die von G. Paris in der Romania No. 36, October 1880, p. 592—614, wo auch die Composition des Gedichts festgestellt ist — so möge hier nur der Inhalt desselben kurz vorgeführt werden. Auf S. 1—28 wird über die vier Handschriften zum dritten Theile des Roman de Rou, ihren Inhalt und ihr Verhältniss gehandelt; S. 29—482 folgt der mit der Devise der Romania anfangende Text nebst den Lesarten der Handschriften (V. 273—336 hat Uhland, der den Roman de Rou in Paris kennen lernte, zu seinem Richard ohne Furcht benutzt); S. 485—600 bringt eine Untersuchung über die grammatischen Eigenthümlichkeiten der Hss., über Syntax, Vers und Reim; S. 601—776 schliessen sich höchst werthvolle historische und sachliche von Belesenheit zeugende Anmerkungen an, besonders über die Quellen Wace's, über die Körting 1867 in seiner Dissertation eine Vorarbeit geliefert hatte; die Quellenangabe zum III. Theile beginnt mit S. 649; S. 777—781 werden Nachträge und Berichtigungen mitgetheilt; S. 782—824 enthält das Register zu beiden Bänden; endlich S. 825—828 sind die Seiten und Verse der Pluquet'schen und der Andresen'schen Ausgabe vergleichend zusammengestellt. Die Ausstattung und der Druck des Werkes sind gut; dafür verdient die Verlagshandlung besondere Anerkennung. Mögen bei dem Herausgeber die Früchte seines Fleisses nicht ausbleiben!

Studienblätter. Cultur- und literarhistorische Skizzen von O. F. Gensichen. Berlin, Grossau 1881.

Unter diesem bescheidenen Titel erhalten wir eine Reihe von Arbeiten, welche ein sehr eingehendes gründliches Studium bekunden und zugleich als das Ergebniss scharfer psychologischer Untersuchungen anzusehen sind. Es gilt dieses ganz besonders von den literarischen Arbeiten über Lady Macbeth, Desdemona, Emilia Galotti, Heinrich von Kleist und Alfred de Musset. In dem letztgenannten Aufsatze, welcher mit vielen trefflichen eigenen Uebersetzungen nach dem Originale des franz. Dichters geziert ist, charakterisirt der Verf. Alfr. de Musset, indem er ihn mit Lord Byron, Béranger und H. Heine vergleicht und zuerst als Liederdichter betrachtet; hierauf wird dessen gedacht, was er auf dem Gebiete der reflectirenden und erzählenden Dichtung geleistet hat, und es schliesst sich daran eine lichtvolle Darstellung der Beziehungen, in denen das äussere und innere Leben des Dichters zu den hervorragendsten seiner Zeitgenossen stand. In das Gebiet der literarischen Legende wird die Ansicht verwiesen, welche für den späteren poetischen und moralischen Niedergang Mussets nur den Treubruch der George Sand verantwortlich macht. Als Ergebniss der ganzen Studie spricht schliesslich der Verf. seine wohlbegründete Ansicht dahin aus, dass A. de Musset für das gegenwärtige und kommende Geschlecht nur durch zwei Arten seiner literarischen Production unsterblich bleibe, nämlich durch seine sinnlisch frischen, kecken, sangbaren Lieder und durch seine reizenden einactigen Plaudereien. In dieser Gattung sei er am originellsten; in seinen reflectirenden, weltschmerzelnden Schöpfungen stehe er zu sehr in Byrons Bann, ohne ihn an Grösse der Gedanken, an Tiefe der Leidenschaft, an Energie des Ausdrucks auch nur annähernd zu erreichen. Für seine Zeit und sein Volk möchte er gerade mit diesen byronartigen Schöpfungen bedeutend sein, für uns Deutsche habe er überwiegend nur noch als Dichter der leichten, entzückenden Lieder und der geistvollen Plaudereien bleibenden Werth. — Schliesslich seien die Studienblätter bestens empfohlen. H.

Monsieur le Rédacteur,

On vient de me mettre sous les yeux l'Anthologie française de M. le Dr. F. H. Ahn, en me priant de vouloir bien donner publiquement mon avis sur la valeur de ce livre. Je ne le connaissais ni de nom ni de réputation. Je l'ai parcouru à la hâte, et je vous envoie les quelques réflexions que cette lecture m'a inspirées. Je compte sur votre obligeance, pour les insérer dans votre plus prochain numéro. J'aurais voulu être agréable à M. le Dr. Ahn; je ne le puis. L'impartialité, qui doit être la loi absolue du critique, m'oblige même à lui dire des choses désagréables. Je le regrette sincèrement. Mais la question est trop grave: il s'agit de l'éducation de plusieurs milliers de jeunes filles, de la bonne foi, facile à surprendre, de tel et tel chef d'institution qui, n'ayant point, en fait de littérature française, les connaissances nécessaires pour juger à bon escient du plus ou moins de valeur d'une méthode, sera tout disposé à faire bon accueil aux sollicitudes de M. le Dr. Ahn. C'est pourquoi je fais trêve de sentiment.

Je dirai, tout d'abord, qu'en lisant le titre du livre, j'ai cru que j'avais affaire à un recueil de petites pièces de vers. Tel est en effet le sens du mot Anthologie, et je me demandais, avec un certain étonnement, pourquoi M. le Dr. Ahn ajoutait „accompagnée d'introductions littéraires, de notices biographiques et de notes explicatives, à l'usage des classes supérieures des

institutions de demoiselles". Je ne saisissais pas le rapprochement; je ne voyais pas pourquoi, à propos de quelques pièces de vers, l'auteur allait nous dessiner le profil des auteurs français. Mais je ne veux point chicaner sur les mots; j'ai à faire à M. le Dr. Ahn des reproches autrement graves. Qu'il me suffise de dire que c'est „Morceaux choisis de littérature françaises" qu'il faut lire; c'est plus clair et plus juste. Je dirai bientôt un mot de ces morceaux choisis. J'arrive tout de suite aux Introductions littéraires, Notes biographiques etc....

D'après M. le Dr. Ahn, il y a quatre périodes distinctes de la littérature française. C'est bien peu. La plupart des bons auteurs français ou allemands en comptent six; mais ce que les lettrés ou même les demi-lettrés ne liront point sans stupéfaction, c'est que la 1ère période de M. le Dr. Ahn ne comprend pas moins de six siècles. Elle va du 11e au 17e siècle. La période épique du 11e au 13e siècle, la période critique et historique des siècles suivants, la renaissance, tout cela est confondu. Pourquoi alors faire deux époques du 17e siècle? Est-ce que par exemple, la différence qui existe entre l'œuvre de Balzac et celle des écrivains du siècle de Louis XIV est plus caractéristique que celle qui distingue la chanson de Roland du Roman de la Rose? Evidemment non, et il n'est pas nécessaire d'être fin critique, pour reconnaître, dans le Discours sur l'histoire universelle, une réminiscence, une trace quelconque des passages les plus heureux de Balzac.

M. le Dr. Ahn ne doit pas ignorer que Balzac a enseigné à Pascal, aussi bien qu'à Bossuet les procédés de l'art d'écrire, les mérites de la diction et du nombre. Les Provinciales en font foi, comme le Discours. Au contraire, il y a un abîme entre les vieilles épopées françaises et le roman du Renard, pour ne citer que cette œuvre, entre le 13e et le 15e siècle, entre Joinville et Commines, entre Louis IX et Louis XI. Vous trouvez là l'enthousiasme, la foi naïve, les croisades; ici, le scepticisme, le calcul froid et réfléchi, la politique de Louis XI, la politique du renard.

M. le Dr. Ahn nous dit que du 11e au 17e siècle la langue française est en voie de formation et, en conséquence, il se croit autorisé à faire sa gigantesque période de 600 ans. Mais son ouvrage, ou plutôt sa compilation n'est pas une lexicologie; il ne se propose pas d'enseigner aux jeunes filles des classes supérieures, la connaissance raisonnée des mots, sous le rapport de l'étymologie, des acceptions.... Ce ne serait plus de la littérature, ce serait de la grammaire. Sa division de l'histoire de la littérature française est donc absolument fausse.

Comment a-t-il traité, du moins, cette première période? oh! il ne s'est pas mis en frais: 14 pages pour six siècles, un peu plus de deux pages par siècle. Je me demande quelle idée les jeunes filles qui suivent la méthode Ahn peuvent avoir des écrivains de cette période monstre; autant de fruits secs évidemment. Mieux vaudrait les passer tout de suite sous silence. Ainsi, huit lignes consacrées à Froissart, ce gentil chroniqueur de France, d'Angleterre, d'Ecosse et de Bretagne; quatorze à Amyot qui faisait les délices du bon roi Henri IV; treize à Montaigne qui de tous les anciens auteurs, a conservé le plus d'amis. Et l'auteur de Gargantua et Pantagruel, Rabelais, dont l'intéressante figure va sans cesse grandissant, Rabelais, qui étonnait La Fontaine malgré son indifférence et son scepticisme naïf, Rabelais, chez qui ont tour à tour butiné Molière et même Racine, ce délicat, Rabelais n'a obtenu que sept lignes, et ces sept lignes sont loin, hélas! de contenir la substantifique moelle dont se nourrissait, en cachette, la charmante Sévigné.

Et voilà de quoi nos jeunes Hambourgeoises devront se contenter!

Eh bien! non, je le déclare hautement, cela ne saurait leur suffire. Evidemment, M. le Dr. Ahn n'a aucune idée du niveau intellectuel de ces eunes filles; il ne sait pas que, dans telle et telle école que je pourrais

nommer, on écrit très-passablement le français dès l'âge de douze ans, et, qu'à quinze et seize ans, on est de taille à faire un excellent travail de six à huit pages sur la reine de Navarre, par exemple, que, soit dit en passant, M. le Dr. Ahn semble ne pas connaître du tout.

Ah! voilà qui n'est pas galant. Comment? La spirituelle reine a su émouvoir le corps le plus grave de l'univers, l'Académie française, et M. le Dr. Ahn fait la sourde oreille! Je le répète, cela n'est pas galant.

Mais que penser d'un professeur de littérature qui confond la sœur de François 1er avec la fille de Henri II, qui affirme carrément qu'elle devint l'épouse du Béarnais (Henri IV)? Cela est vrai, pourtant, M. le Dr. Ahn ne connaît point le poétique trio de Marguerite; il en supprime deux dont il fait sans sourciller jouer les rôles à la sœur du roi François.

Les réflexions que je viens de faire s'appliquent tout aussi bien aux périodes suivantes, mais avec des circonstances aggravantes. Le 17e siècle étant une époque exceptionnellement remarquable, veut être traité avec un soin tout particulier. Ici, plus qu'ailleurs on est en droit de se montrer difficile, car cette vaste partie du champ littéraire français a été explorée par un nombre considérable d'écrivains autorisés. Donc si la jeune génération ne tient pas absolument à s'asseoir à la table des dieux, elle ne veut cependant pas qu'on lui serve du réchauffé.

Et pourtant, quelle maigre pitance lui présente M. le Dr. Ahn! Quel tôt-fait de banalités sur le premier poète français, sur celui dont la gloire brille d'un égal éclat en France et à l'étranger. Savez-vous ce que M. le Dr. Ahn nous dit de Molière? Qu'il était fils d'un tapissier, que, se sentant peu de goût pour le métier, il se fit comédien, qu'il réussit fort bien et qu'enfin il mourut dans l'exercice de ses fonctions. Mon Dieu! non, ce n'est pas plus difficile que cela, et les jeunes filles qui auront lu le Bourgeois gentilhomme ou M. de Pourceaugnac seront persuadées que Molière était un joyeux vivant, qui ne manquait pas de galanterie et à qui la gaîté, sinon le bonheur, venait en dormant. Elles se seront forgé un Molière inédit, un Molière de fantaisie. Qu'il était pourtant simple de dire, en quelques mots, que la connaissance profonde que le poète avait du cœur humain avait déversé dans son âme un flot d'amertume qu'il était impuissant à endiguer. Car Molière était de la race des Bernardin et des Lamartine et non de celle des Gil Blas et des Figaro.

Encore quelques exemples pris au hasard: M. le Dr. Ahn nous dit que la morale de La Bruyère est meilleure que celle de Larochefoucauld, mais il se garde bien de nous dire en quoi consiste cette supériorité. Des affirmations, et encore, il n'en est pas prodigue; de preuves, point.

C'est à croire que M. le Dr. Ahn ne soupçonne pas même la nature des esprits auxquels il s'adresse. Le pourquoi, voilà ce qu'il faut dire, surtout quand cela coûte si peu. Les élèves de M. le Dr. Ahn ne sauront pas davantage pourquoi l'agréable Sévigné écrivait avec une sincérité parfois mélancolique. Ils croiront à un caprice féminin, tout simplement. ... On pourrait continuer ainsi indéfiniment, mais comme je ne veux exposer aujourd'hui qu'une vue d'ensemble, qu'un simple aperçu, je m'arrête. On s'étonnera peut-être que je n'aie rien dit du style de M. le Dr. Ahn. Je me trouve, à ce sujet, dans un cruel embarras. Il a pillé Demogeot et Gérusez, Demogeot surtout. Il leur a prestement enlevé un nombre respectable d'expressions et même de phrases. Quelques écrivains du moyen-âge appelaient cela faire des conquêtes; aujourd'hui on se sert d'une expression moins chevaleresque sans doute, mais certainement plus vraie. Donc, vous chercherez vainement la note personnelle chez lui. De style, il n'en a point.

Conclusion: L'Anthologie française de M. le Dr. F. H. Ahn n'a aucune valeur, tant au point de vue des idées qu'au point de vue de la forme. Les cinq ou six affirmations dont il gratifie chacun des écrivains français,

quand il ne les oublie pas, ne sauraient donner une idée exacte du caractère de ces écrivains, ni de leurs œuvres. Par conséquent, les jeunes filles qui suivront la méthode Ahn manqueront leur éducation supérieure (en ce qui concerne la littérature française, bien entendu); elles feront leur selecta pour la forme.

Mais pourquoi ne pas s'adresser tout de suite à Demogeot lui-même; il est complet, il a 600 pages de vraie critique. Il n'a pas d'extraits, il est vrai, mais il indique très exactement, et avec une compétence incontestable, les meilleures passages des écrivains français. Comme toutes les bonnes familles de Hambourg possèdent un théâtre classique français, et plusieurs recueils de morceaux choisis, je ne vois pas d'inconvénient à suivre Demogeot. J'ai dit.

Hambourg. P. L.

Widerruf.

In meiner Besprechung des „Englische Philologie von Joh. Storm“ im 65. Bande dieses Archivs habe ich auf Seite 328, Zeile 22 von unten, eines „Herrn Minde, Agenten des Bibliographischen Instituts“, in einer Weise Erwähnung gethan, die ich heute als vollkommen unbegründet erklären muss. Der betreffende Herr heisst nicht Minde; er ist von seinem Posten, den er seit vier Jahren inne hat, nicht entlassen worden; er steht nicht in schlechtem Rufe, im Gegentheil: sein Ruf ist vollkommen makellos.

Indem ich meinen Irrthum lebhaft bedaure, füge ich um so lieber hinzu, dass ich auch die Ausdrücke „Vorspiegelungen“ und „malitiöse Weise“, in Bezug auf jenen Herrn gebraucht, nicht aufrecht erhalte.

Leipzig, den 14. Juli 1881. Dr. D. Asher.

Miscellen.

Zum Wörterbuch.

Das Wort Theekessel in der Bedeutung „dummer Mensch, fig. Schafskopf, fig. Esel“ hat sich in unserer Sprache so eingebürgert, dass verschiedene Wörterbücher dasselbe mit den entsprechenden Uebersetzungen, frz. souche, engl. simpleton, aufführen. Obgleich sein Ursprung nicht fern liegt, scheint derselbe doch den Sprachgelehrten nicht allgemein bekannt zu sein; wenigstens fehlt das ursprüngliche Wort in jenen Büchern. Dasselbe ist jedoch in der Heimat des „Theekessel“, in Sachsen, noch jetzt im Gebrauch und lautet „Däk-Esel“ = Teigesel, d. i. ein aus Teig geformter Esel (Spielzeug), mithin ein solcher, der mit seinem als dumm verschrienen Vorbilde in Bezug auf geistige Fähigkeiten nicht einmal verglichen werden kann, ein Esel „dümmer als dumm“. In gleicher Weise von Spielsachen entlehnte Schimpfwörter sind „Pflaumentoffel“ im oberen Sachsen, „Schotentoffel“ in der Leipziger Gegend, „Zwetschenkerl“, „Rosinenkerl“ in Norddeutschland. Um „Däkesel“ etwas abzuschwächen, hat man dann „Theekessel“ gesagt, zu welchem Zweck man nur die beiden betonten Vokale zu verwechseln und den ä-Laut kurz zu bilden brauchte.

Die gängigen Wörterbücher lassen auch eine (wohl die ursprüngliche) Bedeutung des Wortes Scheffel unberücksichtigt, die sich hier und da noch erhalten hat, nämlich: niedriges, kreisrundes Gefäss von unbestimmter Grösse, Scheuerfass, Tubben. In dieser Bedeutung wird „Scheffel“ wohl auch als Neutrum gebraucht.

In gewissen Kreisen besteht die Redensart: einen Häring (d. h. einen Verweis, Rüffel) bekommen; noch weiter gehend sogar: einen Fisch bekommen. Auch dieses ist eine scherzhafte Bildung des sächsischen (Leipziger) Dialektes und heisst: etwas anzuhören (hären, „här'n Se!“) bekommen.

Im Erzgebirge ist, nur noch vereinzelt und dem Aussterben nahe, ein Adjectiv im Gange, das ich für Sprachforscher erwähnen will, da ich selbst nähere Auskunft nicht geben kann: eirisch. Es wird von Personen gebraucht und bedeutet: von polterigem Wesen. Man muss sofort an die abgezogene Bedeutung von „Irish“ im Englischen denken; aber wie sollte dieses Wort in solcher Bedeutung ins Erzgebirge kommen? Es ist wohl anderen Ursprungs.

Im „Journal für Buchdruckerkunst“ macht Herr Oberfactor Wunder in Braunschweig den Vorschlag, zur Abstellung der technischen Schwierigkeiten die Punkte von Ä, Ö, Ü unter A, O, U zu setzen und diese Massregel eventuell auch auf die Minuskel auszudehnen. Diese neuen Buchstaben-

bilder würden sich deshalb leichter Eingang verschaffen, weil die Schriftgiessereien nicht nöthig hätten, zu ihren zahlreichen Garnituren besondere Stempel schneiden zu lassen; vielmehr können die Punkte vor dem Guss einfach angesetzt werden. So lange die Punkte über der Majuskel stehen, brechen sie bei aller Vorsicht sehr häufig ab und dadurch werden Fehler unvermeidlich. L. I.

Siraudin giebt seit einigen Wochen über die Chansonniers und Vaudevillistes der neueren Zeit im Figaro mancherlei interessante kleine Notizen, aus denen hier über Béranger, den „Béranger intime“ folgen möge:

Béranger était grognon, taquin, sournois. Tournure épaisse. Lèvres gourmandes et railleuses; regard dissimulé par des lunettes à branches d'argent, dont il semblait si peu sentir le besoin qu'un jour, le fils du vaudevilliste Francis d'Allarde, un petit drôle élevé à la Jean-Jacques, s'était ingénié à enlever les verres desdites lunettes, oubliées sur un meuble, et Béranger les avait reprises et remises sur son nez sans s'apercevoir tout le temps du dîner qu'elles étaient veuves de la partie essentielle.

Ajoutons qu'il n'était sorte de niches qu'il ne fît aux enfants. Renverser leurs dominos, brouiller leurs cartes, voilà quelles étaient ses plaisanteries favorites. De nos jours, Béranger passerait pour un „fumiste“ a raison de ses bonnes farces. Bref, l'auteur du *Dieu des bonnes gens* n'était content, mais là, bien content, que lorsqu'il avait fait pleurer ou gronder les enfants de ses hôtes. Aussi dès que cette jeune troupe entendait Béranger sonner à la grille, vite, elle accueillait le grand chansonnier à grands cris, en l'accompagnant d'un chœur, chanté à mi-voix, et composé probablement par le père d'un de ces petits démons.

C'est Béranger
Qui vient nous déranger!
Que l'diable l'emporte
Et qu'on l'mette à la porte!
C'est Béranger
Qui vient nous déranger
Quand donc d'ici voudra-t-il déloger?

Et lui, Béranger — un malin — au lieu de répondre par un de ses refrains, mieux placés sur un mirliton que dans ses œuvres:

Chers enfants chantez dansez
Votre âge
Echappe à l'orage
Par l'espoir gaîment bercés
Sautez, chantez, dansez.

— Béranger semblait ne pas entendre et n'en continuait pas moins ses „fumisteries“.

N'oublions pas de mentionner que les victimes des tyrannies de Béranger étaient les fils de Rougemont, de Francis, de Désaugiers, Coupart et autres et qu'il leur arrivait fréquemment d'entendre à l'échappée, lorsqu'il était question de Béranger, des appréciations comme celle-ci: „C'est un bourru!“

Zur weiteren Stütze der Ansicht des Herrn Rudolf über den Ausdruck „Salamander reiben“ (Archiv LXIV, 126) führe ich an, dass man in unsern Gegenden von der Köchin sagt, wenn die Speisen zu stark gesalzen sind, sie sei verliebt.

Dies beweist noch unmittelbarer als der von Herrn Nagele (Archiv LXV, 126) mitgeteilte Gebrauch ein altes Verhältnis zwischen Liebe und Salz.

Nürnberg. A. Stengel.

Der Recensent von „Ritter, Anleitung zur Abfassung von französischen Briefen" in Heft I hält die Worte en attendant de vous lire bientôt für unrichtig und will voir lesen. Der Irrtum ist aber auf seiner Seite. Die in Rede stehenden Worte sind ein ganz gewöhnlicher Briefschluss, und noch so eben geht mir das gedruckte Circular der Redaktion einer Zeitung in Lyon zu, durch welches dieselbe Mitarbeiter sucht und das gleichfalls mit den Worten en attendant de vous lire bientôt schliesst, d. h. „in der Erwartung bald etwas von Ihnen zu lesen zu bekommen."

Elbing. Brunnemann.

Curiosum.

Nachstehendes Circular verdient wegen der beigefügten anmuthigen Uebersetzung in weiteren Kreisen bekannt zu werden.

Genova, data del timbro postale.

Signor

Ho il vantaggio d'annunziarvi che avendo ottenuto dal mio Governo la patente di Spedizioniere presso la R. Dogana di Udine, dove da tre anni ho aperto una Succursale della mia Casa di qui, d'ora innanzi sarò in grado di servire chi avendo merci da far transitare dalla Dogana suindicta in destinazione per Italia e Francia e viceversa, vorrà onorarmi dei suoi ambiti comandi.

Mi pregio pure avvertirvi che tanto nella mia Casa principale di qui, quanto nelle mie Succursali di Udine e Venezia, si tratta attivamente il ramo delle spedizioni originali e delle commissioni in genere.

Vogliato ora prendere buona nota delle più prossime partenze notate in Circolare che vi unisco, e gradite i miei sinceri saluti.

P. T.

Ich habe die Vortheil Ihnen zu verkundigen, welche ich von meinen Regierung die Patent Spediteur bei König Zollammt Udine erhalten habe, wo von drei Jahr habe ich mein Haus, Filial denjenige das in Genua halte; von nun an ich werde dinner können, wer die Waaren in diesem Zollammt habend, müssen der Uebergang in Frankreich und in Italien der Bestimmung machen.

Habe auch das Gefallen das, in meinem vornehemst Haus und in den Filialen Udine-Venedig man übet mit Thätigkeit der Ast Expedition und die Aufträgen überhaupt von der Ursprung.

Wollen Sie mich ehren ihrigen unrecht mässiges Reiben und ich bitte nehmen gute Note der nachst Abreisen in dem Herumgehn welche Ihnen verbinden.

Mit Achtung ich grüsse Sie.

G. Colajanni.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

F. Linnig, Bilder zur Geschichte der deutschen Sprache. (Paderborn, Schöningh.) 6 Mk.

Lexicographie.

J. ten Doornkaat Koolman, Wörterbuch der ostfriesischen Sprache. 12. Heft. (Norden, Braams.) 2 Mk.
J. u. W. Grimm, Deutsches Wörterbuch. 7. Bd. 1. Lfrg. bearb. von M. Lexer. (Leipzig, Hirzel.) 2 Mk.
D. Sanders, Ergänzungswörterbuch der deutschen Sprache. 5.—8. Lfrg. (Berlin, Abenheim.) à 1 Mk. 25 Pf.
J. Kelle, Glossar zu Otfried's Evangelienbuch. 6. Heft. (Regensburg, Manz.) cplt. 22 Mk.
W. Dreser, Englische Synonymik. 2. Hälfte. (Wolfenbüttel, Zwissler.) 2 Mk. 50 Pf.

Grammatik.

O. Oswald, Ueber Gemination im Altfranzösischen. (Breslau, Köhler.) 1 Mk.
U. Jarnik, Zur albanischen Sprachenkunde. (Leipzig, Brockhaus.) 2 Mk.
A. Pumnul, Grammatik der rumänischen Sprache, neu bearbeitet von D. Isopescul. (Czernowitz, Pardini.) 2 Mk.

Literatur.

M. Riess, Ueber vier Eddasagen. (Leipzig, Schäfer.) 2 Mk. 50 Pf.
Speculum regale. Ein altnorweg. Dialog hrsg. von O. Brenner. (München, Kaiser.) 5 Mk.
G. Brandes, Die Literatur des 19. Jahrh. in ihren Hauptströmungen dargestellt. I. Bd. Die Emigrantenliteratur. (Leipzig, Veit.) 5 Mk.
Goethe's Briefe. Verzeichniss derselben unter Angabe von Quelle, Ort, Datum u. s. w. zusammengestellt von Fr. Strehlke. 1. Lfrg. (Berlin, Hempel.) 1 Mk.
P. Knauth, Die Faustsage in ihrer Entstehung, Verwickelung und Entwickelung. (Freiberg, Engelhardt.) 50 Pf.
A. Jundt, Die dramatischen Aufführungen im Gymnasium zu Strassburg. Ein Beitrag z. Gesch. des Schuldramas im 16. u. 17. Jahrh. (Strassburg, Schmidt.) 2 Mk. 40 Pf.

F. Koldewey, Lebens- und Charakterbilder. (Wolfenbüttel, Zwissler.) 2 Mk. 50 Pf.
W. Buchner, Ferdinand Freiligrath. Ein Dichterleben in Briefen. (Lahr, Schauenburg.) 1 Mk. 25 Pf.
Thomas Carlyle. Ein Lebensbild und Goldkörner aus seinen Werken. Dargestellt, ausgewählt und übertragen von E. Oswald. (Leipzig, Friedrich.) 4 Mk.
Barbour's Legendensammlung nebst den Fragmenten seines Trojanerkrieges. (Heilbronn, Henninger.) 8 Mk.
Elis Saga ok Rosamunda. Mit Einleitung, deutscher Uebersetzung und Anmerkungen zum ersten Male hrsg. v. Eug. Kölbing. (Heilbronn, Henninger.)
M. Kaluza, Das Verhältniss des mittelenglischen alliterirenden Gedichtes „William of Palerne" zu seiner franz. Vorlage. (Breslau, Köhler.) 1 Mk.
F. Gierth, Ueber die älteste Version der Assumptio Mariae. (Breslau, Köhler.) 1 Mk.

Hilfsbücher.

M. Miller, Uebungsbuch der deutschen Sprache f. d. erste Lateinklasse. (Amberg, Pohl.) 60 Pf.
O. Fischer, Uebungsstoff f. d. Unterricht in der neuen deutschen Orthographie. (Berlin, Müller.) 30 Pf.
G. Althof, Literaturheft zur deutschen Sprachschule. (Harburg, Elkan.) 40 Pf.
Aus deutschen Lesebüchern. Dichtungen, in Prosa und Poesie, erläutert für Schule und Haus, hrsg. v. Dietlein, Gösche und Polack. I. Bd. 3.—5. Lfrg. (Berlin, Hofmann.) à 60 Pf.
E. Löffler, Cours de langue allemande. I. C. élémentaire. (Metz, Deutsche Buchhandlung.) 1 Mk. 60 Pf.
F. von Wittinghausen, Uebungsbuch f. d. Oberstufe des franz. Unterrichtes. (Wien, Hölder.) 1 Mk. 36 Pf.
Mignet, Hist. de la révolution française (4. Bd.: Directoire, consulat, empire) mit Anmerkungen herausgeg. v. A. Korell. (Leipzig, Teubner.) 1 Mk. 50 Pf.
Esther, trag. p. Racine, mit Erklärungen von O. Dickmann. (Gotha, Schlössmann.) 1 Mk. 20 Pf.
Sammlung moderner englischer Dramen und Tragödien, mit Anmerkungen hrsg. v. Th. Weischer. 3 Hefte. (Rostock, Werther.) à 90 Pf.
Englische Schüler-Bibliothek, hrsg. v. A. Wiemann. 10 Bdchn. (Gotha, Schlössmann.) à 60 Pf.

Theophilus-Faust und Mephistopheles.*

Von

Adalbert Rudolf.

Aus welchem Volke, aus welcher Zeit der Name Mephistopheles stamme? Ob die Form desselben rein oder verstümmelt sei? Was der Name bedeute? u. s. w. Das sind Fragen, welche unzähligemal aufgeworfen und in diesem oder jenem Sinne, mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit beantwortet worden sind. Der geheimnisvolle Name des verneinenden Geistes erscheint wie eine Rune, den späteren Geschlechtern zum Schabernacke hingeworfen.

Altmeister Goethe, welcher an der Weltverbreitung der Faustsage den bei Weitem grössten Antheil hat, kannte den Ursprung des teuflischen Namen nicht und scheint auch kaum danach geforscht zu haben; erst in seinem Greisenalter ward er hiezu veranlasst: Professor Zelter (geb. 1758) in Berlin frug Ende 1829 bei seinem Freunde David Friedländer (geb. 1750), einem jüdischen Schriftsteller daselbst, an; dieser entgegnete sofort: „Woher der Name Mephistopheles für den schadenfrohen Dämon? Orientalisch ist er nicht. Wie denn die Dämonologie der Juden sich erst nach dem Exil gebildet; die Mosaisten wissen von keinem Engel noch von einem Teufel u. s. w. — Ich vermuthe, dass der Name aus dem Mittelalter und mit der Geschichte des Faust entstanden ist u. s. w.“ Zelter sandte diesen Brief an Goethe, und der greise Dichter

---

* Vergl. Band LXII, Seite 306 II bis zum Schlusse.

antwortete also: „Lässt man sich in historische und ethymologische Untersuchungen ein, so gelangt man meistens immerfort ins Ungewissere. Woher der Name Mephistopheles entstanden, wüsste ich direct nicht zu beantworten; beiliegende Blätter mögen die Vermuthung des Freundes bestätigen, welche demselben gleichzeitig phantastischen Ursprung mit der Faustischen Legende gibt; nur dürfen wir sie nicht wohl ins Mittelalter setzen: Der Ursprung scheint ins 16. und die Ausbildung ins 17. Jahrhundert zu gehören u. s. w.“ Näher spricht Goethe sich dann über die Faustsage in einer für Friedländer bestimmten Beilage aus, welche hier gleichfalls ihre Stelle finde:

„Die römische Kirche behandelte von jeher Ketzer und Teufelsbanner als gleichlautend (gleichbedeutend? A. R.) und belegte sie beiderseits mit dem strengsten Bann, sowie Alles, was Wahrsagerei und Zeichendeutung heissen konnte. Mit dem Wachsthum der Kenntnisse, der nähern Einsicht in die Wirkung der Natur scheint aber auch das Bestreben nach wunderbaren geheimnisvollen Kräften zugenommen zu haben. Der Protestantismus befreite die Menschen von aller Furcht vor kirchlichen Strafen; das Studentenwesen wurde freier, gab Gelegenheit zu frechen und lüderlichen Streichen, und so scheint sich in der Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts dieses Teufels- und Zauberwesen methodischer hervorgethan zu haben, da es bisher nur unter dem verworrenen Pöbel gehauset hatte. Die Geschichte von Faust wurde nach Wittenberg verlegt, also in das Herz des Protestantismus und gewiss von Protestanten selbst; denn es ist in allen den dahin gehörigen Schriften keine pfäffische Bigotterie zu spüren, die sich nie verleugnen lässt.

„Um die hohe Würde des Mephistopheles anschaulich zu machen, liegt ein Auszug abschriftlich bei, einer Stelle von Fausts Höllenzwang. Dieses höchst merkwürdige Werk des räsonnirtesten Unsinns soll, nachdem es lange in Abschriften umhergelaufen, zu Passau 1612 gedruckt worden sein. Weder ich noch meine Freunde haben ein solches Original gesehen; aber wir besitzen eine höchst reinliche vollständige Abschrift, der Hand und übrigen Umstände nach etwa aus der letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts.“

Die erwähnte abschriftlich auszügliche Beilage war einem

Werke der Grossherzoglichen Bibliothek zu Weimar entnommen; der Titel lautet: „Praxis Cabulae nigrae Doctoris Johannis Faustii, Magi celeberrimi. Passau MDCXII“ oder mit einem zweiten Titel: „D. Johannis Faustii Magia naturalis et innaturalis, oder unerforschlicher Höllenzwang, d. i. Miracul-Kunst und Wunderbuch, wodurch ich die höllische Geister habe bezwungen, dass sie in Allen meinen Willen vollbringen haben müssen. Gedruckt Passau Ao 1612. — Erster Theil, Cap. 1. Handelt von der Eintheilung derer Geister und ihren Namen, auch was sie denen Menschen helfen können.“ Dieses erste Capitel zählt unter den Höllengeistern 7 Kurfürsten, 7 Pfalzgrafen, 7 kleine Grafen, 7 Barone, 7 adeliche Geister, 7 bürgerliche Geister etc. auf. Man dachte sich also einen grossartigen teuflischen Hofstaat; Fausts böser Geist, dessen Name hier übrigens nicht Mephistopheles, sondern Mephistoph*iel* lautet, wird hier unter den Kurfürsten genannt.

Es soll nicht Aufgabe dieser Zeilen sein, alle Deutungen des Namen, welche das Licht der Welt erblickt haben, aufzuführen und zu betrachten; die Thatsache genüge, dass sie nicht durchgedrungen sind. Gehen wir ohne Abschweif zu der Deutung über, welcher, wenngleich auch sie noch nicht über allen Zweifeln erhaben steht, neuerdings der grösste Theil der Fachgelehrten zugestimmt hat. Zur Darlegung derselben aber ist es nothwendig, dass wir erst dem Ursprunge und Wesen der Faustsage nachspüren.

Wir haben in einer früheren Abhandlung* gesehen, wie das böse, gottfeindliche Wesen Ahriman-Locho-Hephästus-Prometheus-Lucifer kein urgeborenes Scheusal war, sondern ursprünglich ein gutes lichtes Wesen, welches aber später zur Strafe seiner Ueberhebung und Vermessenheit aus der Helle des Himmels in die tiefe Nacht unter der Erde, in die Hölle gestürzt ward. In den Faust- und verwandten Sagen nun wiederholt sich in grossen Zügen betrachtet jene: Der Mensch, welcher von der göttlichen Macht seine auf Leibliches oder

* „Meister Hephästus-Lucifer“, Band LXV, Seite 369 ff. Jene Abhandlung kann als erster Theil zur obigen angesehen werden.

Geistiges gerichteten Wünsche nicht in vollem Umfange gewährt sieht, wendet sich an die entgegengesetzte teuflische Macht, welche sich ihm willfähriger zeigt, macht sich dadurch des alten Titanen- oder Dursenfrevels schuldig und fällt zur Strafe der bösen, titanischen, dursischen, teuflischen Macht anheim. Dieser faustische Stoff ist als echtdeutsch und urgermanisch anzunehmen, wenngleich keine altgermanische Sage desselben oder ähnlichen Inhaltes uns aufstösst. Aber der Sagenstoff ist mehr als germanisch: er ist indogermanisch, und viele Spuren desselben lassen sich nicht nur unter den europäischen Völkern, sondern auch in den persischen und indischen Mythen verfolgen. Wo die eigentliche Urfaust-Sage bestimmt zu finden sei, mag zweifelhaft und gar unenthüllbar erscheinen; aber man kann mit Sicherheit sagen: Sie ist dem gesammten Indogermanenthum ureigenthümlich, und alle einschlägigen Aeusserungen sind Gestaltungen desselben grossen Gedanken.

Eine wichtige Rolle in der Entwickelung der Faustsage spielt unabläugbar die vielbesprochene, auf indogermanischem Grunde beruhende Heiligengeschichte der anatolischen Kirche, welche sich um den Kleriker Theóphilos oder Theóphilus gebildet hat. Die älteste Erzählung soll von einem gewissen Eutychianos* in griechischer Sprache niedergeschrieben worden sein. Danach hätte Theophilos wirklich und zwar im 6. Jahrhundert gelebt und jener Eutychianos wäre sein Schüler gewesen. Jedoch klingt die ganze Sache verdächtig. Es ist zwar nicht anzunehmen, dass die Legende vollständig erfunden ist. Wohl aber ist es möglich, dass der Verfasser die wunderbare Geschichte unter Benutzung einer alten indogermanischen Märe zusammengesetzt und, um ihr Glauben zu verschaffen, ein geschichtliches Aeussere gegeben hat. Vielleicht auch, dass in der Eutychianos-Handschrift ein geschickt veranstalteter literarischer Betrug seitens der Kirche vorliegt. — Aber wie? Sei es, wie es wolle. — Der gelehrte Langobarde Paul Warnefried,

* Der griechische Name Eu-tychianos bedeutet „Günstling des Schicksals, der Glückliche", merkwürdiger Weise genau wie das lateinische Faustus. Ob hierin ein Räthsel liegt? — Der griechische Text ist stellenweise gedruckt bei Lambec. bibl. Vindob. VIII, 157 ff., vgl. Fabric. biblioth. graeca ed. Harles X, 339.

Diacon zu Neapel, mehr gekannt unter dem Namen Paulus Diaconus, zur Zeit Karls des Grossen lebend, soll alsdann die Legende in das Lateinische übersetzt und ihr so die Verbreitung im Abendland verschafft haben, wo sie bald mehren Bearbeitungen unterzogen ward. In Mitte des 10. Jahrhunderts brachte dann im Kloster Gandesheim (Gandersheim) die fromme Dichterin Hrotswita (Hrotsvitha) die Kirchensage in lateinische Hexameter, wobei sie die Uebersetzung des Paulus Diaconus benutzte. Sie legte dadurch den Grund zu der Volksthümlichkeit der Sage in Deutschland.

Der Inhalt ist nach Eutychianos etwa folgender: Theophilos war ein überaus frommer und gottergebener Mann, er lebte in Adana (Adona), einer Stadt in Cilicien, als oeconomus (vicedominus, archidiaconus, Statthalter, Verwalter) der Kirche daselbst. Nach des Bischofs Tode ward er, welcher bei dem Volke und bei den Geistlichen gleicher Gunst sich erfreute, zum Bischof erwählt; er jedoch, im demüthigen Gefühle seiner Unwürdigkeit zu solcher Ehre, lehnte die Wahl ab. Hierauf ward ein Anderer zum Bischof erkoren, und dieser, durch Verleumder verblendet, beraubte den Theophilos, welcher nach wie vor seinen Obliegenheiten mit hingebendem Eifer nachkam, seines Amtes. Durch solche unverschuldete Zurücksetzung bitter gekränkt, wendet Theophilos sich an einen Juden der Stadt, welcher den Ruf eines gewaltigen Zauberers hatte, und bittet ihn um Beistand, auf dass er sein Amt wieder erhalte. Der Zauberer führt den Theophilos in der folgenden Nacht in die Rennbahn (circus) der Stadt und ermahnt ihn, vor keinem Anblicke zu erschrecken, noch sich, was er auch sehe, zu bekreuzigen. Dort treffen sie eine Menge Männer an, welche mit brennenden Kerzen umherziehen und Lobgesänge erschallen lassen; in ihrer Mitte thront in höllischer Majestät Satanas, der Beherrscher der Finsternis, die Huldigungen seiner getreuen Unterthanen huldreichst entgegen nehmend. Auch Theophilos fällt auf die Kniee und küsst des Teufels Füsse. Satanas erhebt sich nach kurzer Zwiesprache ein wenig, streichelt den Bart des Pfaffen, küsst ihn auf den Mund und nennt ihn seinen Lieben und Getreuen. Theophilos entsagt darauf Jesus und der Maria und überreicht dem Satan die von ihm selber ge-

schriebene und mit Wachs besiegelte Urkunde. — Am folgenden Tage wird Theophilos vom Bischofe auf die ehrenvollste Weise in sein Amt wieder eingesetzt; er führt fortan als des Satans Lehnsmann ein übermüthiges Leben, herrlich und in Freuden. So geht es nun eine Zeitlang fort. Später aber ergreift den Theophilos Reue; er flehet 40 Tage und 40 Nächte hindurch in einer Kirche der Maria Panhagia um Beistand. Die Muttergottes lässt sich endlich erweichen, bewegt auch ihren Sohn, dem Sünder zu verzeihen, schafft dann die von Theophilos ausgestellte Urkunde wieder herbei und legt sie auf die Brust des in der Kirche endlich Eingeschlafenen. Erwachend findet er die Schrift, bekennt darauf öffentlich seine Sünde, rühmt die Gnade der ihm dreimal erschienenen Panhagia, verbrennt die ihm zurückgegebene Urkunde und stirbt drei Tage darauf eines seligen Todes.

Diese Legende muss in erster Reihe als Wurzel der eigentlichen, engeren deutschen Faustsage gelten, wenngleich sie dem Volksgeiste entgegen leider allzu sehr in Weihrauchnebel gehüllt ist und daher des frischen, erquickenden Waldesduftes, welcher die Sage von Faust durchzieht, entbehrt. Wie wir gesehen haben, hat sie von der alten Fassung des Sagenstoffes die künstliche Abänderung der belehrenden, bekehrenden Kirche erhalten, dass der Held der Erzählung nicht der ewigen Strafe verfällt, sondern durch Reue und die himmlische Gnade gerettet wird. Diese Richtung des Stückes, welche auch in den späteren Bearbeitungen uns vorführt, wie der Teufel durch Betrug oder Gewalt um die gewonnene Seele gebracht wird, ist entschieden unmoralisch, jesuitisch zu nennen;* sie muss stets dem Rechtlichkeitssinne unseres Volkes widerstrebt haben, welches sogar mit dem von Pfaffen und Heiligen überlisteten „dummen Teufel“ einiges Mitleid hatte. Wahrscheinlich liess der Volksglaube, entgegen der Legende, schon den Mönch Theophilus vom Teufel geholt werden, wie später die zauberischen Päpste Gregor VII., Benedictus IX. und Sylvester II. (Gerbert). Beweggrund der Teufelsverschreibung ist bei Theophilus nicht Wissensdurst, sondern ausschliesslich Rach- und Gewinnsucht. Es ist

* Hingegen ist in Goethes Faust die Handlung vollständig begründet.

bedauerlich, dass wir anstatt oder neben der fremdlichen Kirchensage nicht die, wie zu vermuthen, sehr frühe entstandene deutsche bez. germanische Volkssage von Theophilus besitzen; vielleicht würde auch der deutschen Strebsucht und dem Wissensdrange Rechnung getragen sein.

Der Theophilische Sagenstoff ward, nachdem Deutschland sich einmal desselben bemächtigt hatte, bald so volksthümlich, dass er vielfach aus- und umgearbeitet ward; das deutsche Volk machte die altsagenhaft anheimelnde Wundergeschichte zu seinem eigensten Eigenthum. Obgleich Hrotswita auch lateinische Dramen geschrieben hat, so gaben doch erst viel spätere Federn der anziehenden Sage von Theophilus dramatische Gestalt. Aus der Mitte des 15. Jahrhunderts sind uns drei niederdeutsche Bearbeitungen (Trierer, Stockholmer, Helmstedter Handschrift) als sogenannte „Mysterien", kirchliche Dramen, erhalten; eigentlich sind es nur im Laufe der Zeit entstandene Abweichungen eines ein halbes bis ein ganzes Jahrhundert zurück zu versetzenden dramatischen Urstückes, welches durch Weiterverbreitung im Volksmunde oder durch Abschriftnahme allmählich verändert worden ist. Wer der Verfasser und woher er war, ob er dem geistlichen Stande oder den fahrenden Sängern angehörte, ist ganz unbekannt; jedenfalls nimmt er unter den Schauspieldichtern des Mittelalters keinen unbedeutenden Rang ein. Der Kern des Stückes, des Theophilus Klage und Teufelverschreibung, ist in allen drei Handschriften fast wörtlich gleich, und die Bischofswahl und Teufelsprellung bieten wenigstens in der Handlung des Ganzen keine wesentliche Abweichung. Von den Zügen dieses Schaustückes wollen wir Einiges hervorheben:*

1) Entgegen den früheren Schilderungen wird streng zwischen dem Oberteufel „Lucifer" und einem Unterteufel „Satanas" unterschieden. Der Letztere ist auf die Erde geschickt zu denken, um Seelen, insbesondere die Seele des Theophilus zu gewinnen; er kehrt zu Lucifer zurück und erstattet Bericht. Man ist geneigt, ein Vorspiel in der Hölle anzunehmen.

---

* Ich folge den guten Text-Ausgaben von Hoffmann von Fallersleben 1853, 1854.

2) Die Klage und Teufelbeschwörung. Die Helmstedter Handschrift beginnt gleich mit des Theophilus Klage, während die beiden anderen vorher noch die Bischofswahl und Verfeindung und Ausweisung des Theophilus, wahrscheinlich in jüngerer Hinzudichtung, bieten. Ich benutze in der Anführung von Stellen vorzugsweise die Trierer Handschrift, um mundartliche Abweichungen möglichst zu vermeiden.

Ik bin geheiten Theophilus,
Myne klage begint aldus:
Ik was geheiten ein kloken man,
An pâpheit kundik my wol verstân
Und ôk noch als ik hoppe.
Ik was gekoren to einem bischoppe
Unde sold ein here syn gewesen,
Do verdrôt my singen unde lesen.
Nu hebben sei einen anderen koren,
De hevet my dôr synen toren
Verdreven unde myne provende nomen,
Dei my plach degeliks in to komen
An wyne und ôk an weite,
So dat ik nu ein arm man heite.
Seit, dat mojet my also sere:
Wistik ef jenich duvel were
Hyr an dusser êrden,
Syn eigen woldik wêrden!
De my helpen wold dâr an,
Dat ik worde so ryken man,
Dat ik dem bischop unde dem stichte
Mochte wederstân mit gichte.
Is ôk an dusser stunt
Jenich duvel an hellengrunt
Edder an der hellen dore,
De make drade sik hervore,
Edder wâr hei besloten sy,
De kome drade her to my!
Ik beswere dy, duvel Satanas,
By dem gode, de lôf unde gras
Und alle dink geschapen hât,
Des hemels lôp, der êrden stât;
Ik beswere dy by dem valle,
Den gy duvele vellen alle,
Du unde dyne medegenoten,
Do gy worden van dem hemel stoten;

Ik beswere dy by dem jungesten dage,
Wan godes sôn kumt mit syr klage
Over alle sunderlude,
Dat du to my komes hude
Mit bescheide und antwôrdes my
Allet des ik vrage dy!

Die Teufelsbeschwörung erfolgt nach der Trierer Handschrift durch die Hilfe von jüdischen Zauberern, zu welchen Theophilus durch einen Gaukler gewiesen wird, nach der Stockholmer Handschrift durch die Hilfe eines Schwarzkünstlers (magister in nigromantia), nach der Helmstedter Handschrift ohne fremde Beihilfe.

3) Die Teufelverschreibung. Nachdem Satanas dem Theophilus erschienen, verlangt Dieser Silber und Gold (zum Lebensunterhalte und zum Widerstande gegen den Bischof?) und verspricht seine Seele dafür; Satanas, welcher die Pfaffenlist fürchtet, fordert eine förmliche Verschreibung.

Theophilus.

Wat solen dei breive myn?
Myn wôrt doch recht solen syn!
Ik en wil dy nicht vôrleigen.
Wente woldik dy bedreigen,
Wat dochtik dan to einem papen?

Satanas.

Nicht, nicht! it is al anders schapen.
Woltu my wêrden underdân,
Dyne hantveste wil ik êrst entfân,
Dâr inne salstu dat schryven,
Dat du myn willes ewich blyven
Mit lyf, mit sele. Ok schryf dârby,
Dat nein trôst mêr an dy en sy,
Und ôk we vor dy bede,
Dat hei dy unrecht dede.
Hefstu leive to solken saken,
So wil ik den kôp mit dy maken
Unde wil dy so vêl gôdes geven,
Dat du moges hêrliken leven.

Nach dem um 1276 fallenden Gedichte des Brun von Schönebecke zur Ehre der Maria geschah die Ausstellung der

Handfeste des Theophilus anstatt mit Tinte schon mit Blute, wie es für die Faustsage wesentlich geworden ist. Bruns Stelle lautet:

> Der tûvel dwank in alsô harte
> Daz her gwan bluot ûz sîner swarte
> Und schreip durch der rede urhap
> Eine handvest unde gap
> Si dem leidegen tûvel Sâthan.

Seltsam, dass dieser markige Zug in unserem niederdeutschen Schauspiele übergangen ist! Es scheint, dass dieses auf eine ältere Quelle gebaut hat. Satanas überbringt nun die Verschreibung seinem Meister Lucifer:

> Nu vrouwe dy, meister Lucifer!
> Ik wil dy seggen gude mer,
> Dat Theophilus de wyse man
> Godes is plat ût avestân
> Unde môt eweliken unse blyven
> Mit sele und ôk mit lyven u. s. w.

Er kehrt mit Schätzen beladen zu Theophilus zurück.

4) Die weitere Handlung ist nicht ausgeführt. Die Stockholmer und Helmstedter Handschrift knüpfen gleich die Reue und Errettung des Theophilus an; dass dies nicht ursprünglich gewesen sein kann, leuchtet ein. So hat denn auch die Trierer Handschrift, welche nur als Bruchstück vorliegt, die für das Stück nothwendige Wiedereinsetzung in das Amt, bez. die Rachenahme an dem Bischof im Auge gehabt; wir lesen allda gegen den Schluss, nachdem Satanas den Theophilus auf die Ovelgunne, den teuflischen Freudenort, gebracht hat:

> Ok sal ju wêrden vôrt vertalt,
> Wo Theophilus mit gewalt
> Overtôch den bischop stark,
> De êrst gewalt an eme wark.

5) Die unstreitig von der alten Volkssage abweichende kirchliche Fassung des Schlusses, wie sie uns auch von der Stockholmer und Helmstedter Handschrift vorgeführt wird, während die Trierer Handschrift vorher abbricht, wollen wir übergehen und nur noch Eins, ein scheinbar Unwesentliches be-

trachten: Als Theophilus auf Satanas' Verlangen Gott und nach einigem Widerstreben auch die Muttergottes abgeschworen hat und nun den Vertrag schreiben soll, regt sich in ihm das Gewissen. Dies wird in der Trierer Handschrift dadurch ausgedrückt, dass der Knecht des Theophilus, als er zum Schreiben das Tintefass (inket-hôrn) reicht, abmahnend zu seinem Herrn sagt:

> Here, hyr is dat inkethôrn!
> An it is my utermaten tôrn,
> Dat so wysen man als gy sint,
> Nu wil wêrden des duvels kint
> Unde geven eme to grotem unheile
> Um snode have lyf unde seile.

Der bessere, göttlich-menschliche Trieb erwacht in ihm, entgegen dem bösen, teuflischen Triebe. Hier nun sind beide widerstrebenden Regungen, Leidenschaften, ursprünglich in ihm wohnend, aus dem Menschen herausgerückt gedacht, so dass dieser als passiv erscheint; um ihn streitet der Vertreter des Guten, die bessere Hälfte des Menschen, der Gottesfreund (d. i. Theo-philus), als des Theophilus frommer Knecht gefasst, mit dem Vertreter des Bösen, des Theophilus schlechterer Hälfte, dem Gottesfeinde und Teufelsfreunde (Lucifero-philus?) Satanas. Noch verschärfter finden wir dies in der Stockholmer Handschrift ausgedrückt, indem daselbst nach der Teufelverschreibung zwei Knechte des Theophilus, ein guter und ein schlechter, auftreten, also wiederum ein Theophilus und Satanas ausserhalb des zum Spielballe der Leidenschaften dienenden Menschen:

Primus servus dicit (Böser Knecht):

> Here, nu wille wy gân spasseren
> Unde willen modich hoveren.
> Gy scholet des lyves modich plegen,
> Gy willet ju doch der sele vorwegen!
> Ik sê dâr vele lude stân,
> Dâr wille wy tosamene gân.
> Lichte wat jy dâr mogen sên,
> Dâr ju eventure mach van schên.

Theophilus dicit:

> Truwen, knecht, du sechst al wâr.
> Nu ga wy hen al openbâr

Mank de megede unde jungen wyf,
Dår vorluste wy unse lyf.

Secundus servus dicit (Guter Knecht):

Here, wille wy den duvel nu bedoren?
Hyr moge wy godes wôrt horen.
Ein prêster is hyr up gestegen,
Dâr hebbet sik de lude by gevlegen,
Dår to sint wy wol to mate komen.
Nu horet godes wôrt, dat mach ju vromen.
Ik rade dat up alle truwe,
Dat nén man godes wôrt en schuwe.

Theophilus dicit:

Nu ga wy hen in godes namen,
Eft wy des besten konden ramen.
(Se gingen albedille
Vor den prêster unde swegen stille.)

Satanas dicit:

Hore, hore, vedder du!
Nu segge, wår wultu nu?

Dass unter dem bösen Knechte wirklich Satanas zu verstehen ist, geht auch daraus hervor, dass der Teufelsfreund und Unterteufel als solcher nach der Verschreibung vorläufig nicht mehr erwähnt wird; er birgt sich in unscheinbarer Hülle, um über die Seele des Theophilus zu wachen, weil vielfach Pfaffenkniffe über Teufelspfiffe gehen. Alles dies zeugt von einem poetisch feinen Verständnis seitens des gelehrten Verfassers, dessen Phantasie, aus dem überlieferten Namen Theophilus schöpfend, uns eine originelle Teufelsfigur geschaffen hat. Natürlich konnte dabei die Person Theophilus nicht völlig der Leidenschaften entkleidet werden; sonst würde sie dichterisch und gar dramatisch ganz unwirksam geworden sein.

Die Verse:

Ik beswere dy by dem valle,
Den gy duvele vellen alle,
Du unde dyne medegenoten,
Do gy worden van dem hemel stoten;

oder nach der Stockholmer Handschrift:

Ik beswere dy by deme valle,
Den jy duvele vellen alle,

Du unde alle dyne genoten,
Do jy van deme hemele worden gestoten;

oder nach der Helmstedter Handschrift:

Ik beswere dy by dem valle,
Den gy duvel deden alle,
Du unde dyne genoten,
Do gy van dem hemel worden gestoten

erinnern bedeutsam an Hugo von Trimbergs Verse im „Renner“:

Da Lucifer sin liep geselle
Sin wartet mit allen sinen genozen,
Die von Himel sint gestozen.

Es ist nicht anzunehmen, dass diese Reime unabhängig von einander entstanden sind, noch auch: dass der Verfasser des Volksschauspieles den Reim aus Trimberg geschöpft hat; sondern unstreitig hat Dieser die durch das beliebte Volksstück Theophilus volksthümlich gewordene Stelle wohlbewusst in sein Gedicht eingefügt. Das niederdeutsche Schauspiel in seiner Urgestalt würde also sicher vor 1300 gesetzt werden müssen; vielleicht fällt es noch in die Uebergangszeit, da der Oberteufel anstatt Lucifer den Namen Hephästus führte, was allerdings als eine gewagte Vermuthung angesehen werden könnte, weil nichts dieselbe zu stützen scheint. Und doch könnte ein schwaches Bleibsel des Namen Hephästus in einer Stelle der Trierer Handschrift enthalten sein. Als Satanas dem Lucifer die Verschreibung des Theophilus überbringt, sagt er u. A. (Vers 785):

Su, hyr hefstu es einen guden breif;

das hiesse wörtlich:

Sieh, hier hast du es einen guten Brief.

Das unbegründete, überflüssige Wörtchen „es“ macht mir die Reinheit des Verses verdächtig und den Gedanken rege, ob die Stelle nicht anfänglich geheissen haben könne:

Su hyr, Hefestus, einen guden breif!
Sieh hier, Hephästus, einen guten Brief!

vielleicht gar:

Su, her Hefestus, —
Sieh, Herr Hephästus, —

Aus Héphästus, Héfèstus ward mit ungenauer Betonung Héfēstus, Héfstus, und Letzteres ward danach, als Hephästus durch Lucifer ersetzt war, als „hefstu's, hefstu es“ missverstanden, weil nicht mehr verstanden. Oben war neben der orientalen Form Satanas einer möglichen früheren occidentalen Form Luciferophilus entgegen dem Theóphilùs (Gottesfreund) ein bescheidenes Plätzchen gegönnt worden. Wenn nun die Annahme bezüglich Hephästus richtig wäre, so könnte Satanas früher den Namen Héphästóphilùs (d. i. Hephästus' Freund = Teufelsfreund) geführt haben, wenngleich derselbe in der Theophilus-Literatur nirgend mehr nachweisbar ist. Später, als dann das volle Verständnis für die Sage abgenommen hatte, der Gegensatz der beiden streitenden Kräfte nicht mehr so scharf ins Auge gefasst ward, und auch der Name Hephästus in Lucifer umgewandelt war, kam man dem Laienverständnis durch das geläufigere „Satanas“ zu Hilfe.

Aus dem volksthümlichen Theophilus entwickelte sich alsdann der echtgermanische und echtdeutsche, auf Gefahr des Leibes und der Seele nach geistiger Vollkommenheit ringende Johannes Faust (wie schon im grauesten Alterthum unserer Göttersage um Wissen der Kopf verpfändet ward); von diesem Faust, dem jüngeren und edleren Theophilus, heisst es trefflich kennzeichnend im Volksbuche: Er „nahme an sich Adlers Flügel, wollte alle Gründ' am Himmel und Erden erforschen.“ Zweifeln, Grübeln, Forschen ist die Eigenart, der Kern der Faustsage; das Verlangen nach leiblichen, irdischen Genüssen tritt bedeutend gegen das höhere Streben zurück. Faust verfällt der höllischen Strafe, wie es der Sagenrichtung gemäss ist, und wie wir auch anzunehmen haben, dass eine Volksbearbeitung der Theophilussage neben der Legende und dem geistlichen Bühnenstücke gehabt haben mag. Den Uebergang von der Theophilus- zur Faust-Sage recht zu deuten, ist nicht leicht. Wie die Faustsage vollendet vor uns liegt, ist ein grosser Schritt weiter geschehen: In der Gestalt des Faust sind die Theophilussage und spätere Geschichte zusammengeflossen. Ueber den geschichtlichen Faust ist viel geforscht und geschrieben worden; das Hauptergebnis ist folgendes:

Georgius (Johannes??) Sabellicus, zwischen 1480

und 1490 geboren, ein äusserst begabter, namentlich in den damals noch für zauberisch geltenden höheren Naturwissenschaften bewanderter Mensch, welcher aber seine Kenntnisse vielfach durch Marktschreiereien und betrügerische Gaukeleien entwürdigt zu haben scheint, wirkte vorzugweise im Anfange des 16. Jahrhunderts, indem er als fahrender Schüler inner- und ausserhalb Deutschlands umherzog, u. A. 1530 in Wittenberg auftauchte. Er nannte sich ruhmredig in Gelnhausen 1507 „Magister Georgius Sabellicus, Faustus junior, fons necromanticorum, magus secundus, chiromanticus, agromanticus (aëromanticus?), pyromanticus, in hydra arte secundus“, d. i. „Meister Georg Sabellicus, Faustus der Jüngere, Quelle der Todtenbeschwörer, der zweite Magier, der zweite Handzauberer (Wahrsager aus der Hand), Land- (Luft-?) und Feuerkünstler und im Wasserzauber der Zweite.“ (Das „secundus“ bezieht sich auch auf die verschiedenen vorhergehenden Ausdrücke.) Die Bezeichnung Sabellicus ist schon einige Jahre nach ihrem Auftauchen verschwunden und hat dem ausschliesslichen „Faustus“ Raum gemacht. Sabellicus-Faust nannte sich in Erfurt 1513: „Georgius Faustus Helmitheus Hedebergensis“ (wahrscheinlich: Hemitheus Hedelbergensis, d. i. Halbgott von Heidelberg). Anstatt Georgius Sabellicus oder Faustus erscheint der Name Johannes Faustus zuerst bei Johann Mennel (latinisirt: Manlius), welcher sich auf seinen Lehrer Philipp Melanchthon (Schwarzert, missdeutig als Schwarz-Erd' gräcisirt) als Gewährsmann stützt.

Man hat nun viel gestritten, ob Sabellicus der Familienname gewesen, oder ob der Gaukler diesen Ausdruck nur zur rühmenden Anpreisung, als Marktschreierei, in der Bedeutung von Zauberer (Sabeller = Sabiner), vielleicht auch als Täuschungname sich zugelegt habe; im ersten Falle würde Faustus junior als Künstler-Beiname gelten müssen, im zweiten Falle würde es „Faust Sohn“ bedeuten. Vieles spricht dafür, dass Sabellicus wirklich sein Familienname gewesen,* und dass er sich aus

* Vor Allem das Werk „Apologie pour tous les grands personnages, qui ont esté faussement soupçonnez de Magie“ von Gabriel Naudé, zuerst 1625 zu Paris erschienen. Darin erwähnt der Verfasser jenen Gelnhäuser Titel, unter welchem ein „gewisser Quacksalber“ sich ankündigte, und

Ruhmrederei anfänglich, auf einen älteren Zauberer anspielend, „Faustus junior, magus secundus etc." nannte, später aber anmassend einfach den Namen Faust, Dr. Faustus sich beilegte;* vielleicht ist auch lediglich so der Wechsel des Vornamen zu deuten. Kurz und gut: Der Name Faust machte den anderen vollständig vergessen. — Wer aber ist nun dieser ältere Faust? Das ist eine sehr schwierige, nicht sicher zu beantwortende Frage. Man hat gemeint, und gewichtige Gründe stützen die Meinung, dass der berühmte Goldschmied und Buchdrucker Johannes Fûst (d. i. Faust), der geistvolle Erfinder des Letterdruckes, welcher in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts zu Mainz lebte und dessen Nachruhm von dem Gutenbergs unverdienter Weise in den Hintergrund gedrängt worden ist,** dieser ältere Faust gewesen. Er hatte durch die Ausnutzung seiner Erfindung, welche die Wissenschaften zum Nachtheil der Kirche zum Gemeingut machte, einerseit die Verwunderung und Bewunderung der Welt auf sich gezogen, anderseit aber auch wol schon sehr frühe den Hass der Geistlichkeit und die Eifersucht der Mönche, deren Erwerb des Abschreibens geschmälert zu werden drohte, erweckt. Der Pfaffe Theophil erhielt nun ein anderes Gewand: Johannes Faust ergab sich der Schwarzkunst, und der Teufel bewirkte durch seine Geister Vervielfältigung der Bücher (seltsamer Weise waren es zuerst Bibeln!). Wie weit die Sage sich nunmehr entwickelte, ist nicht nachzuweisen; jedenfalls scheint daher der Name Johannes Faust, sowie dessen Wohnort Mainz, wie diesen wenigstens Eine Fassung des noch zu erwähnenden Puppenspieles hat, in die spätere Faustsage übergegangen zu sein. Nur vermuthen lässt sich, dass die der Neuerung

---

spricht von der „lächerlichen Prahlerei jenes Sabellicus". An einer anderen Stelle wird allerdings des „in neueren Zeiten berühmten Doctor Faust" Erwähnung gethan.

* Der Name „Faust" ist deutschen Ursprunges, er bedeutet „geschlossene Hand"; erst in der Folge ward derselbe, als „Faustus" latinisirt, in dem Sinne „Der Glückliche" gedeutet.

** Tritheims (Trittenheims) Werk: „Trithemius. Compendium sive breviarium primi voluminis annalium sive historiarum de origine regum et gentis Francorum. Mogunt., Joan. Schöffer, 1515" enthält eine Schlussschrift, in Kelchform gedruckt, mit fesselnden Mittheilungen über die Erfindung der Buchdruckerkunst, welche hier Fust und Schöffer zugeschrieben wird, während Gutenberg ganz unerwähnt bleibt.

abholde und hasserfüllte Geistlichkeit unter Benutzung alten Volksglauben den zauberischen Buchdrucker erbarmunglos vom Teufel geholt werden liess; denn der thatkräftige Fust war kein reumüthiger Sünder Theophilus! Auch davon abgesehen lag es in der damals noch ziemlich geistesnächtigen Zeit nahe, dass besondere Begabungen und hervorragende Thaten leicht den Gedanken der teuflischen Zauberei, und daraus folgernd der Seelenverdammnis, erregten. — Obwohl Fust der Buchdrucker sich nie anders als so nannte und schrieb, so ist doch der Uebergang des mittelalterlichen Namen in die neuere Form „Faust“ ganz natürlich; und dass wirklich — wenigstens späterhin — auch die Namenform Faustus auf den Letterdrucker angewandt ward, erhellt z. B. aus „Julius Cäsar redivivus“ von Nicodemus Frischlin (etwa 1600), wo auf die Frage nach dem Urheber der Buchdruckerkunst die Antwort erfolgt: „Der Erfinder lebte zu Moguntia (Mainz) mit dem bedeutsamen Namen Faustus.“ — Entgegen dieser Ansicht, welche den Buchdrucker Fust als älteren Faust annimmt (auch Karl Simrock hat derselben gehuldigt), glaubt Julius Bode* eher eine Berührung der engeren Faustsage mit der in die früheste christliche Zeit fallenden Petrussage annehmen zu können. Allerdings klingen die darin vorkommenden Namen Helena (oder Selene), Faustus, Faustinus, Faustinianus und Justa an die Namen der Faustsage Helena, Faust und Justus (Beider Sohn) an; jedoch ist sonst kaum die mindeste Aehnlichkeit zu erkennen.

Genug — sei der ältere Faust, wer er auch gewesen — der jüngere, Georgius (Johannes?) Sabellicus, hat dem Sagenstoffe den letzten Stempel aufgedrückt. Viele der dem Volksbuche von Faust einverleibten Streiche finden ihre ganz einfache Deutung, wenn man sie auf den Landstreicher und Wundermann Georg bezieht. Und wenn die Sage diesen jüngeren und jüngsten Faust vom Teufel geholt werden lässt als „ein schreckliches Beispiel des teuflischen Betrugs, Leibs- und Seelenmordes“, so scheint sogar dies schaudervolle Ende eine natürliche Erklärung zu erlauben, insofern zu vermuthen steht, dass

* „Die Faustsage“ im Neuen Lausitzischen Magazin, Band 56, Heft 2, S. 216 bis 242. Görlitz 1880. Die vorzügliche Abhandlung ist auch in Sonderdrücken vorhanden.

Faust bei einer nächtigen alchymistischen Arbeit durch eine Explosion umgekommen sei; in der ersten Erweiterung lautete dann der Bericht, dass man den berühmten und berüchtigten Doctor mit verdrehtem Halse gefunden habe, und nun hatte die Einbildungkraft, auf der älteren Sagenansicht weiterbauend, freies Spiel.

Diese jüngste Sagenverleiblichung, welcher eigenthümlich, wenn auch nicht wesentlich ist, dass sie nicht nur der Zeit der Reformation, sondern entgegen den älteren verwandten Legenden geradezu dem Protestantismus angehört (wie Das auch Goethe hervorhebt, vergl. oben) und nach der Protestantenstadt Wittenberg übergesiedelt ist, wo zugleich Sabellicus eine Zeitlang sich aufhielt, ward um so bedeutender, als sie das Erbe fast aller alten Zaubersagen in sich aufnahm. So und durch reges Weiterschaffen der Phantasie bildete sich um den vorhandenen Kern rasch ein gewaltiger Sagenstoff, welcher zunächst 1587 in dem schnell beliebt werdenden Volksbuche „Historia von Dr. Johann Fausten, dem weitbeschreyten Zauberer und Schwartzkünstler" niedergelegt ward, dessen ungenannter Verfasser — aus den häufigen Ausfällen gegen Papst und Katholicismus zu schliessen — ein protestantischer Geistlicher gewesen sein könnte; wie der erste Verleger, Johann Spies in Frankfurt a. M., angibt, wäre ihm die Handschrift von einem Freunde aus Speier zugegangen.* Dies Volksbuch fesselt uns hier besonders insofern, als es für den bösen Untergeist nicht den Namen Satanas, sondern Mephostophiles bietet, welcher bisher in keinem früheren Werke nachgewiesen werden konnte. In dem Volksbuche sagt Mephostophiles über sein Verhältnis zu Lucifer: „Du sollst wissen, Fauste, dass unter uns gleich so wohl ein Regiment und Herrschaft ist, wie auf Erden, denn wir haben unsere Regierer und Regenten und Diener, wie auch ich einer bin, und unser Reich nennen wir die Legion. Dann ob wohl der verstossen Lucifer aus Hoffart und Uebermuth sich selbst zu Fall gebracht, hat dieser eine Legion und ihr viel der Teufel ein Regiment aufgericht, den wir den orientalischen Fürsten nennen." — Die

* Curiosumshalber sei erwähnt, dass der Phantast Heinrich Heine trotzdem vermuthet, der Verleger sei zugleich der Verfasser gewesen.

Verschreibung geschieht mit Blute: „Als diese beide Parteien sich miteinander verbunden, nahm Faustus ein spitzig Messer, sticht sich eine Ader der linken Hand auf, und sagt man wahrhaftig, dass in solcher Hand ein gegrabene und blutige Schrift gesehen worden: ‚O Homo, fuge!‘ id est: ‚O Mensch, fleuch vor ihme und thu Recht!‘“ — Im Uebrigen wollen wir auf die meist rohe Darstellung des Volksbuches, welches in seinen beiden ersten Theilen uns den deutschen Forscher und Grübler vorführt, ihn danach aber vorzugsweise in volksthümlichen Zauberschwänken und Eulenspiegeleien herabwürdigt, und schliesslich den Faust der Hölle anheimfallen lässt, nicht näher eingehen, sondern gleich zu den daraus entsprungenen älteren bedeutenderen dramatischen Bearbeitungen übergehen: Die erste geschah zweifelsohne seitens des Engländers Christopher Marlowe etwa 1590, „Tragödie von Dr. Faustus“; die Bearbeitung, wenn auch nicht gerade schlecht, bietet für uns doch wenig des Beachtungswerthen. Das Stück beginnt mit dem Monologe, der Klage des Faust — unstreitig das Beste des ganzen Stückes:

Lass dein Studiren, Faustus; schau die Tiefen,
Die zu ergründen dich das Herze treibt;
Heiss Theolog allein des Scheines wegen,
Doch streb dem Endziel jeder Weisheit zu
Und leb und stirb im Aristoteles.
O süsse Analytik, meine Wonne!
Bene disserere est finis logices;
Gut disputiren ist der Logik Schluss.
Kann diese Kunst kein grössres Wunder bieten?
Dann lies nicht mehr: Das hast du lang erreicht.
Nach höherm Ziele strebt des Faustus Geist.
Fahr hin, Philosophie! — Galen, komm her!
Sei, Faustus, Arzt und häuf dir Gold zusammen —
Ja, werd ein Gott für eine Wunderheilung!
Summum bonum medicinae sanitas.
Der Heilkunst höchstes Ziel ist die Gesundheit.
Wie, Faustus? bist du nicht schon längst am Ziele?
Bewahrt als theures Denkmal manche Stadt
Nich deine Recipes, die sie der Pest
Entrissen und noch tausend grimmen Seuchen?
Und bist doch nur der Faustus, nur ein Mensch!
Ja, könntest du den Menschen ew'ges Leben

Gewähren, Todte aus den Gräbern wecken,
Dann wäre diese Kunst noch etwas werth.
Fahr wohl, Arznei! — Wo ist Justinian?
Si una eademque res legatur duobus,
Alter rem, alter valorem rei —
Armsel'ger Fall von ärmlichen Legaten!
Exhereditari filium non potest pater, nisi —
Ist dies der Kern der Institutionen,
Das ganze grosse Corpus Juris dies?
Das Studium ist einem Miethling gut,
Der nur nach fremdem Wegwurf lüstern hascht,
Für mich zu sklavisch, allzu wenig frei!
Da bleibt zuletzt das Erste doch das Beste!
Die Bibel Hieronymi — lass sehn!
Stipendium peccati mors est — ha, stipendium!
Der Sünde Lohn ist Tod — ei, das ist hart!
Si peccasse negamus, fallimur
Et nulla est in nobis veritas —
Wenn Einer sagt, er sei von Sünde frei,
Der täuscht sich, und er ist der Wahrheit bar —
Mit andrem Wort: wir müssen sündigen
Und müssen demzufolge sterben,
Ja, sterben, sterben einen ew'gen Tod.
Das heiss ich Weisheit! Qui sera, sera —
Was sein wird, wird sein — Bibel, fort mit dir!
Die Metaphysika der Zauberei,
Die Nekromantenbücher, die sind himmlisch!
Die Linien, Kreise, Lettern, Charactere —
Sie sind's, wonach es meine Seele drängt.
O welche Welt der Wollust, des Genusses,
Der Macht, des Ruhmes und der Allgewalt
Geht hie dem emsig-treuen Jünger auf!
Was zwischen beiden Polen sich bewegt,
Ist mir gehorsam: Könige und Kaiser
Sind Jeder nur in seinen Marken Herren;
Jedoch der Meister dieser Kunst wird herrschen,
So weit der Menschengeist im Weltall schweift.
Ein wahrer Zaubrer ist ein halber Gott —
Hie gilt's, zu forschen um ein Himmelreich!

Die weitere Ausführung des Stückes, wenn gleich sie noch einzelne hohe Schönheiten bietet, reicht bei Weitem nicht an den vielversprechenden Monolog. — Wichtiger ist für uns das deutsche Volksschauspiel Faust, dessen Verfasser wahrscheinlich durch Marlowe angeregt ist, wie man aus einigen Aehn-

lichkeiten am Anfange schliessen kann, aber im Uebrigen — man lese die wirksamen Scenen — ganz selbständig gedichtet hat. Das Schauspiel ist uns zwar nicht in seiner Urform erhalten; aber aus den auf uns gekommenen, zu Puppenspielen erniedrigten Stücken, welche ziemlich genau denselben Gedankengang und vielfach fast wörtliche Wiederkehr von Stellen weisen, ist man ebenso auf ein Urstück zurückzuschliessen berechtigt, wie bei dem niederdeutschen Theophilusstücke. Die Puppenspiele sind in der Form, wie sie uns vorliegen, verhältnismässig jung; sie scheinen erst dem Ende des 17. und Anfange des 18. Jahrhunderts anzugehören. Das ältere Volksschauspiel aber, die Mutter der Puppenspiele von Faust, darf man immerhin 50 bis 100 Jahre zurück versetzen, so dass es bald auf das Marlowe'sche Drama würde folgen können; die ältesten Nachrichten sind aus Bremen etwa 1648 und aus Danzig 1668.* Der Gesammtanlage nach ist das deutsche Stück besser als das englische, aber in der Ausführung steht es weit hinter diesem zurück. Ueber den Dichter des Volksschauspieles ist natürlich nicht der mindeste Anhalt vorhanden; vielleicht liesse die Menge lateinischer Brocken auf einen Studenten schliessen, wie auch zwei Tübinger Studenten unmittelbar nach dem Erscheinen des Volksbuches den sogenannten gereimten Faust, das „Tractätlein, eine Comödie" (kein Drama, sondern ein Gedicht!) schrieben. Betrachten wir einige Züge der Puppenspiele, bez. des Volksschauspieles** zum Zwecke des Vergleiches mit Theophilus:

1) Vorspiel in der Hölle. Pluto, wie diesmal anstatt Lucifer im Theophilusstücke und im Volksbuche von Faust der Oberteufel, der Fürst der Hölle, hier heisst, schilt seine Teufel, Furien, wegen ihrer Lässigkeit in der Seelenzufuhr aus und sendet insbesondere seinen vertrauten Unterteufel, dessen

---

* Der Danziger Rathsherr G. Schröder gibt uns in seinem Tagebuche (Stadtbibliothek) eine ausführliche Inhaltsangabe des dortigen Faustspieles. Leider haben wir nicht das vollständige Bühnenstück; vielleicht wäre in Danzig die „Comödia von D. Fausto" noch aufzufinden, wenn man nur gehörig suchen wollte und könnte. Ueber diese Danziger Faustaufführung ist vielfach irrige Auffassung eingerissen.

** Ich folge hiebei nicht Einem Puppenspiel, sondern mehren bedeutenderen, sie gegenseitig berichtigend und ergänzend.

Name Mephistophiles, Mephistopheles oder Mephistophles gelautet zu haben scheint, auf die Oberwelt ab, um Johann Faust in Wittenberg (Mainz), welcher unzufrieden mit sich selber und der Welt sei, für die Hölle zu gewinnen.

2) Fausts Klage. Dieser ähnlich schon bei Theophilus vorkommende Monolog hat äusserste Wichtigkeit; er ist — mit Simrock zu reden — „eine dramatische Einführung, weil er die innere Zwiespältigkeit des Helden, aus der der ganze Inhalt des Stückes sich entwickelt, exponirt". Er ist hier um so wesentlicher, weil mit ihm das eigentliche Stück beginnt, und nicht wie in zwei der Theophilus-Handschriften vorgängige Handlungen erläuternd uns vor die Sinne geführt werden. Der Monolog lautet also:

„Sicut avis ad volandum,
Ita homo ad laborandum:

Gleich wie der Vogel zum Fliegen, also ist der Mensch zur Arbeit geboren. O, wie unglücklich bist du, Johannes Faust! Immer dacht' ich: es müsse sich einmal das Blatt wenden; aber Alles umsonst! Was habe ich von meinen jahrelangen Mühen? Ein armseliger Tagelöhner, ein Knecht, welcher am Pfluge arbeitet, hat mehr Einnahme als ich. Vaterland, Vaterland! so belohnst du meinen Fleiss, meine oft durchwachten Nächte! — Nemo sua sorte contentus est — Ja, Niemand ist mit seinem Stande zufrieden: Der verächtliche Bettler trachtet, wie er doch einmal ein Bauer werde, der Bauer trachtet ein Bürger zu werden, der Bürger ein Edelmann, dieser ein Fürst, der Fürst ein König und Kaiser; der Kaiser aber wünscht ein Abgott seines Volkes zu sein — ja, nach einer höheren Glücksstufe würde er trachten, wenn solche auf dieser Welt anzutreffen wäre. — Variatio delectat:

Veränderung in allen Sachen
Soll dem Menschen Lust und Vergnügen machen.

Auch du, armer Faust, wünschest dir Veränderung; denn auch du bist mit deinem Schicksal unzufrieden. Variatio delectat! Ein schöner Spruch — fürwahr! Aber zur Befriedigung meiner Wünsche ist er nicht hinreichend. Jede Facultät und alle denkbaren Wissenschaften der Welt habe ich durchwandert.

Ich könnte mich vor vielen meiner Mitmenschen glücklich schätzen: Ohne Vermögen, ohne fremde Unterstützung habe ich es durch meinen Fleiss im studium theologicum hier in Wittenberg bis zur Doctorwürde gebracht, und Deutschland kennt den Namen Faust. Aber was hilft mir dies?

> Ich habe alle Bücher durchstöbert von vorn bis hinten
> Und kann doch den Stein der Weisheit nicht finden.

Doctor bin ich, Doctor bleibe ich, und weiter kann ich es bei der Theologie und in anderen Wissenschaften nicht bringen. Ich bin mit aller meiner Gelehrsamkeit so weit gekommen, dass ich mich fast vor mir selber schämen muss. Ha! ist das der stolze Geist, welcher von der spätesten Nachwelt bewundert und gefeiert sein möchte? Alles ist ein erbärmliches Possenspiel! O Schicksal, zeig mir auf dieser Welt einen einzigen weisen Mann, und ich will ihm auf den Knieen nachfolgen. Aber auf dieser Puppenwelt, wo es sich nicht der Mühe lohnt, den Draht zu ziehen, verachte ich Alles. Ich habe daher fest beschlossen, das Studium nigromanticum* zu ergreifen, um durch dasselbe das Ziel meiner Wünsche zu erreichen. Beim Himmel! ich will es nicht länger aufschieben. Fort mit dem Bücherwust, diesem mikrologischen Geschwätze! Es ist weiter nichts als eine Zerfetzung der Leidenschaften. Fort mit dem ganzen Plunder, welcher mir nicht einmal meine tägliche Nahrung gewährt! Du allein, o liebe Nigromantie, sollst mir jetzt willkommen sein. Mit deiner Hilfe hoffe ich, einen tiefen Blick in das Verborgene zu thun und alle Geheimnisse der Natur zu ergründen. Sistite mortales! concurrite et attendite mecum veritatem! Stehet still, ihr Sterblichen, und betrachtet mit mir die sonnenhelle Wahrheit!“

In solcher Weise tobt der Faust des Volksschauspieles seine Leidenschaften aus und schreitet zur Beschwörung. Dieser Monolog, so plump er trotz meiner Ueberarbeitung erscheint, enthält zweifellos grosse Schönheiten. Er scheint in kurzen Reimpaaren (Knittelversen) gedichtet gewesen zu sein; an einigen Stellen brechen noch jezt in den Puppenspielen die Reime durch.

* Der Ausdruck „Nekromantie“, d. i. die Kunst Todte zu beschwören, ward häufig in „Nigromantie“, d. i. Schwarzkunst, umgewandelt.

3) Die Teufelverschreibung. Auf Fausts Beschwörung ist eine Teufelschaar erschienen, und Jener hat aus derselben den Mephistophiles gewählt.

Faust. Sag an, höllische Furie, willst du mir dienen, so verspreche ich, nach einer bestimmten Zeit dein Eigenthum zu sein.

Meph. Wohl will ich, wenn Pluto es erlaubt.

Faust. Wer ist Pluto?

Meph. Mein Herr, der Fürst der Hölle. Ich verlasse dich, Faustus, ihn um die Erlaubnis zu fragen, ob ich einen Pact mit dir machen darf.

Nachdem Plutos Erlaubnis eingeholt ist, geht es an die Abschliessung des Vertrages. Faust verlangt Erfüllung seiner auf Geistiges und Leibliches gerichteten Wünsche. Mephistophiles stellt seine Gegenbedingungen, u. a.:

Meph. Der letzte Punkt ist, dass du nach den abgemachten vierundzwanzig Jahren mit Leib und Seele mir und dem Plutonischen Reiche verfallen bist.

Faust. Nun halt ein! meinen Leib will ich dir verpfänden, aber meine Seele nimmer.

Meph. Wenn du diese Bedingung nicht eingehen willst, so kannst du von uns Geistern nichts erlangen.

Faust. Ist Das Wahrheit?

Meph. Nur mit deiner Seele ist mir geholfen; wer es mit uns halten will, muss sich Dem fügen.

Faust. Ein hartes Muss! — Nun denn — es sei! — (Für sich:) Der Schritt ist schon halb gethan, und als ein kluger Mann werde ich mich mit der Zeit wieder losreissen können.

Meph. So gib mir deine Versicherung schriftlich. Hier ist das Pergament, der Pact geschrieben in optima forma.

Faust. Gut denn: Schwarz auf Weiss! ich werde unterschreiben.

Meph. Nicht Schwarz auf Weiss, sondern Roth auf Weiss: Es muss Blut sein! So fordern es unsere Gesetze im Plutonischen Reiche.

Faust. Mit Blut soll ich schreiben?

Meph. Ja, mit deinem eigenen Blute.

Faust. Blut? Man unterschreibt ja die vornehmsten Wechsel mit Tinte. Und woher soll ich Blut nehmen, ohne mir Schmerzen zuzufügen?

Meph. Halt deine Hand an meinen Mund.

Faust. Hier ist sie. Aber ohne Schmerzen — verlange ich.

Meph. Sei unbesorgt. (Bläst auf die Hand.) Hie hast du Blut.

Faust. In der That — zwei grosse Bluttropfen rinnen heraus, ohne mir die geringste Empfindung zu verursachen. Irre ich? Sie

scheinen sich zu zwei Buchstaben zu gestalten — Ein H und ein F. Was bedeutet dies, Mephistophiles?

Meph. Wie, Faust? Ein so grosser Gelahrter! und kannst diese Zeichen nicht enträthseln?

Faust. H und F? — Ja, so muss es sein: Homo, fuge! Mensch, flieh! Und vor wem soll ich fliehen? Ha, vor Niemand anders als vor dir, höllischer Geist!

Meph. Allerdings heisst es: Mensch, flieh! Aber du musst es nicht also übel auslegen; es heisst: Flieh aus der öden Welt in die Arme deines einzig treuen Freundes Mephistophiles.

Faust. Du hast Recht; so wird es heissen. Vergib mir! Es sei — — Hier ist die Handschrift.

4) Während der weitere Verlauf des Stückes bei Marlowe geradezu läppisch erscheint, ist derselbe in den Puppenspielen besser geschildert, aber — wie es scheint — nur lückenhaft erhalten. Wir wollen indess, weil sich keine Vergleichung zum Theophilusstücke bietet, nicht weiter darauf eingehen. Nur noch einmal sei der Schluss betont, dass Faust nach Ablauf der Frist vom Teufel Mephistophiles in die Hölle abgeholt wird.

5) Noch Eins sei erwähnt, was schon in die frühere Handlung gehört, aber erst hier abgehandelt werden soll, um ihm wirksamere Würdigung zukommen zu lassen: Ausser der Schilderung der im Innern tobenden Leidenschaften sind diese auch ausserhalb der Person als zwei widerstreitende Kräfte dargestellt, ähnlich wie die Knechte des Theophilus: nämlich das böse Princip, Fausts böser Geist, offenbar unser Mephistophiles, und das gute Princip, Fausts guter Geist, auch als Schutzgeist bezeichnet, der ungeschmälerte fromme Theophilus der alten Sage; letzterer führt entgegen dem Mephistophiles den Namen Ithuriel (Ituriel). Die beiden sich widerstrebenden Geister kommen zuerst vor der Beschwörung, unmittelbar nach Fausts Anfangs-Monolog, unsichtbar, als zwei Stimmen vor:

Stimme zur Rechten. (Guter Geist. Discant.) Fauste!

Faust. Ha! wer ruft da?

Stimme zur Rechten. Greif nicht zum studium nigromanticum! Fahr fort in dem studium theologicum, so wirst du der glücklichste Mensch sein.

Stimme zur Linken. (Böser Geist, Bass.) Fauste!

Faust. Ha! wer ruft denn da?

S t i m m e z u r L i n k e n. Fauste, erwähl das studium nigromanticum, so wirst du der gelehrteste und glücklichste Mensch sein.

F a u s t. Sonderbar! Zwei Stimmen lassen sich hören, eine zu meiner Rechten, die andere zur Linken. Ich muss doch von Beiden Näheres hören. Stimme zu meiner Rechten, wer bist du?

St. z. R. Dein Schutzgeist, welcher ob deinem nahen Falle weint. Dich zu warnen, kam ich hieher.

F a u s t. Das kann Jeder sagen! Stimme zu meiner Linken, wer bist denn du?

St. z. L. Ein Abgesandter aus dem Plutonischen Reiche, welcher bereit ist, dir zu dienen, dich glücklich und vollkommen auf der Oberwelt zu machen.

F a u s t. O, wie süss klingt das Wort „vollkommen"! Dies ist ja mein einziger Wunsch. Stimme zur Rechten, verlass mich! Stimme zur Linken, dich erwähle ich zu meinem Führer.

St. z. R. Wehe, Faust! Wehe deiner armen Seele!

St. z. L. Ha, ha, ha, ha!

Später, als Mephistophiles beschworen in menschlicher Gestalt sichtbar vor Faust steht, und der Vertrag bereits durch Fausts Unterschrift besiegelt ist, erscheint noch einmal der Gegensatz der beiden Geister: Faust will eben die Handschrift an Mephistophiles aushändigen —

G u t e r G e i s t (unsichtbar). O Faustus, thu es nicht! Dein Schutzgeist warnt dich zum letztenmal.

M e p h. Soll ich nun diesen Contract dem Fürsten Pluto überbringen?

F a u s t. Was war Das für eine innere Stimme? (Er sinkt in Schlaf.)

M e p h. Ha, mein Erzfeind! (Er entweicht.)

G u t e r G e i s t (Ithuriel, ist sichtbar geworden, in kindlicher Gestalt mit einem Palmenzweige).

Faust, welch Schicksal hast du erkoren!
Gib nicht die Schrift, sonst bist du ewig verloren!
(Er verschwindet.)

M e p h. (rasch zurückkehrend). Nun, Faust, was sinnst du? Alle Schätze stehen dir frei; Alles, was du begehrst, wird dein treuer Mephistophiles erfüllen.

F a u s t (erwachend). Wohlan denn! ich will die Welt und ihre Freuden geniessen. Nimm die Schrift hin!

I t h u r i e l (unsichtbar klagend). O Fauste, Fauste! —

Sind Das nicht herrlich dichterische Gedanken, die beider gegnerischen Triebe des Menschen versinnlichend? Faust ist — man kann das nicht genug hervorheben — in zwei feind-

liche Theile gespalten anzusehen, in den Gottesfreund — Theophilus! — und in den Teufelsfreund — Mephostophiles oder Mephistophiles. Aber was ist Mephosto- oder Mephisto-philes? „philes“ ist wol unstreitig das verderbte „philus“ in Theophilus. Was ist aber „Mephosto, Mephisto“? Sollte es nicht eine Verstümmelung unseres Teufelfürsten Héphästus sein, und Méphistóphilùs gleich unserem bei Theóphilùs im Gegensatze zu diesem Gottesfreunde gemuthmassten Héphästóphilùs (Teufelsfreund!)??? So würde der rückwärts geschlossene Hephästophilus gestützt sein?!

Nun aber müssen wir die hauptsächlichsten Verschiedenheiten der Namenformen vergleichen, deren uns schon einige gelegentlich aufgestossen sind; wir wollen sie der Zeitfolge nach zusammenstellen:

Meph*o*stoph*i*l*es* — Volksbücher von Faust 1587—1674.

Meph*i*stoph*i*l*i*s* — Marlowes Faust, entstanden etwa 1590, erste bekannte Ausgabe 1604.

Meph*o*stoph*i*l*u*s — Shakespeares „Lustige Weiber von Windsor“, etwa 1600.

Meph*o*stoph*e*l*e*s — Jacob Ayrers „Historischer Processus juris etc.“, Frankfurt a. M. 1617.

Meph*i*stoph*i*l*e*s — Marpergersche Ausgaben des Wagner-Volksbuches 1712 und 1714.

Meph*i*stoph*i*l*e*s — Faustbuch des „Christlich Meinenden“, 1716, 1728, 1797.

Meph*i*stoph*e*l*e*s — Frankfurter Theaterzettel 1767, für die von dem Schauspiel-Director J. F. v. Kurz veranstaltete Faustaufführung.

Meph*i*stoph*e*l*e*s — Allegorisches Drama „Johann Faust“, München 1775.

Die letzte Form blieb die herrschende. Ihrer bedienten sich Schiller in Fiesko (1783) und Goethe, welcher sie in einem Leipziger Puppentheater gehört haben wird, in seinem Faust-

* So (mit drei i) lautet die Namenform nach den ältesten Ausgaben! Vergl. The works of Chr. Marlowe by Alexander Dyce, 1850, 2. Band. Der erste deutsche Uebersetzer Wilhelm Müller (1818) hat Verwirrung angerichtet, indem er willkürlich den Namen des Geistes der Form des Volksbuches näher bringend als Mephostophil*i*s gab. Adolf Böttger hat richtig Meph*i*stophilis.

Bruchstücke von 1790; auch Lessing scheint dieselbe Form (nach dem Schreiben des Hauptmann von Blankenburg 1784) in seinem verloren gegangenen Faust gehabt zu haben.

Ausserdem kommen noch folgende Namenformen vor, deren Alter unbekannt oder zweifelhaft ist:

Meph*is*-Doph*ulus* — Pergament-Handschrift mit dem Titel: „Dr. Fausti Nigromantia und Mephis-Dophulus' Sigel. Eine Haupt-Conjuration auf Mephis-Dophulus. Wittemberg 1509." Dieselbe Form begegnet in „Doctor Faustens geheime Manuscripte". Dieses Buch sei eine getreue Abschrift von einem Manuscripte, das sich ehemals in der fürstlich kemptischen Benedictiner-Abtei befand; auf dem letzten Blatte steht die Bemerkung: „Diese Manuscripte seyen aufgefunden worden umb daſ Jahr 1540 in Doctor Faustens Nachlass, von seinem Famulus Christoph Wagner."* Man hat — und wohl mit Recht — das Alter dieser Schriften, besonders der ersteren, und damit das Alter der seltsamen Form Mephis-Dophulus verdächtigt, besonders weil viele andere Beschwörungbücher, welche Faustens Namen tragen, in der Zeitangabe zweifellos gefälscht sind; sie alle, auch die obigen, sollen erst aus dem 18. Jahrhundert stammen. Immerhin bleibt die Namenform merkwürdig.

Meph*is*toph*iel*** in dem „Staatskalender der Hölle" in „D. Johannis Faustii Magia naturalis etc.", 1612 gedruckt (? — Handschrift der Weimarschen Bibliothek; s. oben).

Meph*is*toph*iles* — Das alte Volkslied von Doctor Faust in „Des Knaben Wunderhorn", herausgegeben von Achim von Arnim und C. Brentano. Jedoch ist dieses Lied uns augenscheinlich nicht in seiner anfänglichen Gestalt überkommen, sondern, sei es nun durch Abschreiber oder durch Sänger, fah-

---

* Beide Handschriften befinden sich im Besitze des Herrn Karl Engel in Dresden, des Herausgebers der Bibliotheca Faustiana und mehrer anderer Faustschriften.

** Es wäre verkehrt, aus dieser vereinzelten Form ohne Weiteres — entgegen D. Friedländer — auf orientalischen Ursprung des Namen zu schliessen; vielmehr scheint sie bedeutend späterer Zeit anzugehören und lediglich zu Gunsten der Gleichmässigkeit der Teufelnamen im höllischen Staatskalender (Nadanniel, Marbuel u. s. w.) umgebildet zu sein. Ganz unwesentlich ist natürlich Widmanns Bemerkung in seiner Volksbuch-Ausgabe (Hamburg 1599) — „wird in obgemeldeter Beschreibung angezeigt, das sich der Teufel Mephostophiles nennen lässt, welches denn ein persischer Nam sein soll".

rende Schüler, mannigfach verändert worden, wobei möglicherweise auch der Name des teuflischen Geistes eine Umwandlung erlitten hat; vielleicht haben auch die beiden Herausgeber die Form dem herrschenden Gebrauche angepasst.

Meph*i*stoph*i*l*e*s und Meph*i*stoph*e*l*e*s — in dem Volksgedichte „Doctor Faust“, fliegendes Blatt aus Köln.

Mev*e*stoph*i*l*u*s — Bänkelsängerlied ohne Druckort, Verleger und Jahrangabe, spätestens aus dem ersten Drittel des 18. Jahrhunderts. *

Mev*i*stoph*i*l*u*s — Bänkelsängerlied, gedruckt in Steyr bei Joseph Greis ohne Jahrangabe; es scheint etwas jünger zu sein als das vorige. * —

Wenn wir die verschiedenen Namenformen betrachten, so drängen sich uns zunächst folgende Fragen auf: Wie kömmt es, dass Marlowe von dem doch älteren deutschen Faust-Volksbuche — habe Jenem nun unmittelbar dieses oder, wie wahrscheinlicher, eine englische Bearbeitung vorgelegen — die bedeutende Abweichung hat? Wie kömmt es ferner, dass hinwiederum die Zeit- und Volksgenossen Marlowe und Shakespeare nicht mit einander übereinstimmen? Woher mag Shakespeare die reine Gestaltung der Endsilben haben? Hatten die beiden Engländer neben dem Volksbuch andere Quellen gehabt? Man möchte bejahend antworten; aber jeglicher Anhalt fehlt uns bis jetzt. — Von den Endsilben abgesehen, finden wir vorzugsweise das Schwanken der Formen zwischen Meph*o*sto- und Meph*i*sto-philus. Jene — mit dem *o* in der zweiten Silbe — ist zwar, soweit nachweisbar, die ältere Form, wird aber durch die andere — mit dem *i* — bald zurückgedrängt und schliesslich vollständig verdrängt. Ausserdem halte ich schon nach den Lautgesetzen eher für denkbar, dass Meph*i*- in Meph*o*stophilus überging (indem das folgende o auf das i verdunkelnd einwirkte), als umgekehrt, und glaube demnach, dass die Form mit i, wenn auch nicht in ältester Ueberlieferung erhalten, doch die ältere ist. Dann ist bereits die grosse Wahrscheinlichkeit hingestellt worden, dass der Teufelsname als H e p h ä s t o p h i l u s

---

* Beide sind Eigenthum des Herrn Julius Bode in Sorau (Niederlausitz), des trefflichen Faustforschers und Verfassers der erwähnten Schrift „Die Faustsage“.

sogar in die Theophiluszeit zurückreiche, woraus zu folgern wäre: So weit nun unser vermuthetes altes Hephästophilus von Meph*o*stophilus abstehen würde, so viel mehr nähert es sich dem Meph*i*stophilus; denn aus Heph*ä*stophilus konnte zunächst leicht Heph*i*stophilus werden, und die aufgeführten zusammengehörigen Formen Mev*e*- und Mev*i*stophilus, wenn auch verhältnismässig jung, könnten den Uebergang des Selbstlautes kennzeichnen.

Schwieriger scheint mir die behauptete Umwandlung des H in M zu beweisen. Vielleicht kann das M aus einer Redewendung herübergezogen sein, z. B.:

> Ko*mm*, Héphästóphil, lass die saure Miene!
> Bin's nicht a*m* Héphästóphilus gewöhnt.

Oder die Form kann sonst im Volksmunde verstümmelt worden sein, wie wir z. B. auch die Puppenspieler gegen altclassische Namen und Ausdrücke mit arger Grausamkeit wüthen sehen. Auch die Aehnlichkeit der lateinisch geschriebenen Buchstaben H und M konnte die Verstümmelung bewirkt haben. Das allseitige Vorkommen der M-Form würde sich lediglich aus Einem Ursprunge, dem Volksbuche oder einer noch älteren Quelle, erklären lassen, wo die verderbte Form Eingang gefunden.

Es ist bedauerlich, dass wir in der dunkeln Zeitspanne zwischen den Theophilusstücken und dem Faust-Volksbuche keine Quelle nachzuweisen vermögen, welche als Zwischenglied dienen könnte. Wohl mag und muss eine solche vorhanden gewesen sein, das ergibt sich aus der Natur der Sache. Ausserdem weist der Titel eines zu Bamberg 1493 erschienenen Buches „Lucifers mit seiner Gesellschaft val. Und wie d'selben geist einer sich zu einem Ritter verdingt vnd ym wol dienete“ unzweifelhaft darauf hin; aber leider ist dieses Buch bis jetzt vollständig verschollen und wird vielleicht nie wieder zum Vorscheine kommen. Dreierlei würde es uns geboten haben: 1) Eine Schilderung des Falles Lucifers und seiner Genossen, da sie vom Himmel wurden gestossen; 2) Ein Teufelbündnis seitens eines Ritters, ob mit, ob ohne den Namen Faust, jedenfalls einen faustischen Stoff, wahrscheinlich auch mit der Höllenfahrt am Schlusse; 3) Da das Buch einen ziemlichen Umfang

gehabt zu haben scheint, so wird auch kaum ein Name für den wichtigen dienbaren Geist gefehlt haben; und hier eben hege ich die Vermuthung, dass daselbst der Mephistopheles-, beztl. Hephästophilus-Name mehr oder weniger rein vorgekommen sei, und dass der Verfasser des Volksbuches, vielleicht auch Shakespeare, mittel- oder unmittelbar daraus schöpfte. Man darf die Hoffnung noch nicht ganz aufgeben, dass das wichtige Buch noch einmal gefunden werde.*

Beachten wir als Schlussbetrachtung noch einmal scharf den Gegensatz von Hephästophilus zu Theophilus, so muss man unwillkürlich auf den Gedanken kommen, dass der Name Hephästophilus sicher einer Zeit angehören müsse, in welcher die Theophilussage noch ganz mundgerecht war und die eigentliche Faustsage noch nicht bestand; denn derselbe ist unstreitig dem Namen Theophilus nachgebildet. Der Umstand, dass Fausts guter Geist im Gegensatze zu dem bösen Hephästophilus-Mephistophiles nicht, wie es naturgemäss wäre, Theophilus genannt wird, sondern dafür den Namen Ithuriel (Ituriel) führt, spricht sogar wesentlich für die Annahme, dass es auch eine Fassung des Theophilusstückes gab, in welcher schon die beiden entgegengesetzten Geister, etwa, wie oben auseinandergesetzt, unter der Gestalt der zwei Knechte vorkamen, von welchen der eine, anstatt des Namen der zu Grunde liegenden geistig-ungetheilten Person, den Aushilfe-Namen Ithuriel führte und der diesem oder, was dasselbe, dem Gottesfreunde Theophilus feindliche Geist, der dienende Teufel des Lucifer-Hephästus anstatt Satanas wirklich Hephästophilus hiess. Den Bearbeitern der erhaltenen Schauspiele von Theophilus scheint jene Fassung allerdings nicht vorgelegen zu haben, oder dieselben hatten kein volles Verständnis dafür; sonst würden sie die sachgemässeren Namen gewählt, beztl. beibehalten haben. Dem Verfasser des Volksbuches kann sie nur unvollkommen und schon verderbt vorgelegen haben, wenn er nicht — was am wahrscheinlichsten ist — aus dem Volksmunde geschöpft hat; er braucht seltsam für den Höllenfürsten den neueren

* Unausgesetztes Durchsuchen der Antiquariats-Buchhandlungen, besonders der kleineren, der Oeffentlichkeit weniger zugängigen, ist durchaus geboten.

Namen Lucifer, für den Unterteufel, den Geist des Faust, die auf dem älteren Namen fussende Form, verstümmelt in Mephostophiles.

Schliesslich würde aus meiner Namendeutung noch hervorgehen, dass die Kürzung Méphisto (nicht: Mephísto! — schon bei Marlowe ebenso) unstatthaft ist; sie führt uns unbeabsichtigt von dem Unterteufel Hephästophilus auf die höllische Hoheit Hephästus zurück.

Shakespeare's Heinrich V.

Von

Dr. B. T. Sträter.

Heinrich IV., zweiter Theil, steht an künstlerischem Werthe bedeutend unter dem ersten Theile. Nicht nur gehen die komischen Partien (mit Falstaff, Dortchen Lakenreisser etc.) weit über das Gebiet des auf der Bühne Zulässigen hinaus und lassen sich gar zu tief in das Possenhafte, Triviale und Unanständige ein, sondern auch die ernsteren Bestandtheile des Dramas haben nicht dieselbe Verve und Präcision und Genialität, wie im ersten Theile. Dies mag denn auch wohl der Grund gewesen sein, dass dem ersten Druck, der einzigen Quartausgabe von 1600, nicht dieselbe Sorgfalt ist zugewandt worden, wie den beiden vorhergehenden Stücken: sie ist so incorrect und nachlässig redigirt, dass wir sie offenbar wieder als eine unrechtmässige Raubausgabe nach einer Theater-Nachschrift anzusehen haben. Die Folioausgabe von 1623 ist also die Repräsentantinn des im Ganzen massgebenden Textes. Dabei ist es aber immerhin möglich, dass über einzelne Ausdrücke und Wendungen unter den Textkritikern divergirende Meinungen zum Vorschein kommen, da der erste Druck jedenfalls die Tradition der ersten Aufführungen enthält.* Wir halten uns hier dabei nicht auf und bemerken nur noch kurz, dass das Stück aus den bereits von Delius angeführten Grün-

* Um Einzelnes zur Charakteristik der Q. von 1600 anzuführen, bemerke ich nur, dass am Ende der 1. Scene des I. Aktes einmal 14 Zeilen, und bald darauf sogar 21 Zeilen fehlen, deren Auslassung den Sinn und

den jedenfalls 1598 entstanden, fast gleichzeitig mit oder unmittelbar vor Heinrich V., und dass die Quellen dieselben sind wie beim ersten Theil, Holinshed und „The Famous Victories". Interessant ist besonders der eigenthümliche Prolog des Stückes: wie im Pericles der alte Gower als Chorus, in der Komödie der Irrungen die epische Erzählung des Aegeon, in der Zähmung der Widerspenstigen ein förmliches kleines Schauspiel den Beginn des Dramas einleiten, so steht in dieser „Induction" die merkwürdige Gestalt der Fama („Rumour"), ganz mit feurigen Zungen bemalt, plötzlich vor uns, um uns die Gerüchte zu berichten, welche in Folge der Schlacht bei Shrewsbury sich über England verbreitet haben. Das Drama selbst beginnt dann mit dem Streit zwischen den falschen und den wahren Nachrichten, welche dem Vater des gefallenen Percy, dem alten Northumberland, überbracht werden, und stellt im weiteren Verlaufe die neun letzten Regierungsjahre Heinrichs IV. dar, untermischt mit den berüchtigten derbkomischen Scenen,

---

Zusammenhang des Ganzen völlig entstellt. Aber in einzelnen Ausdrücken ist die Folio dennoch durch die Quarto zu corrigiren: so ist I, 1, 44 „able heels" offenbar ein Druckfehler in der Folio, veranlasst durch „able horse" in der vorigen Zeile. Die Quarto enthält dafür das richtige „armed heels", bereits von Delius und Andern mit Recht in den Text aufgenommen.

Ferner I, 1, 88:

> Tell thou an earl his divination lies!
> Sag einem Grafen, seine Ahnung lüge!

Ich finde dies einfacher und eigenthümlicher, als das überdeutliche

> Tell thou thy earl

der Folio: der Graf spricht zu einem seiner niederen Vasallen oder Pächter.

I, 1, 96:

> I see a strange confession in thine eye:
> Thou shak'st thy head, and hold'st it fear or sin,
> To speak a truth. If he be slain —

hier pausirt der Schauspieler in der Quarto, während die Folio noch das unbedeutende „say so" hinzusetzt. Der Eindruck ist aber entschieden bedeutender, wenn der alte Northumberland sagt:

> Ein seltsames Geständniss seh ich zittern
> Im Auge dir — du schüttelst deinen Kopf,
> Und achtest für Gefahr es oder Sünde,
> Die Wahrheit reden. Ist Er todt —?

Es handelt sich ja doch um seinen tapferen Sohn Percy: man denke sich den bekümmerten Vater, wie er sich in der Frage unterbricht und angstvoll die Bestätigung in Mortons Augen sucht.

Ich könnte noch eine ganze Reihe ähnlicher Stellen anführen.

bis zum Regierungsantritt Heinrichs V., bei welchem Falstaffs grosse Erwartungen so bitter desavouirt werden. — —

Heinrich V. ist ein weit interessanteres Stück. Zwar lag auch hier die grosse Schwierigkeit vor, einen specifisch epischen Stoff dramatisch zu gestalten: aber hier scheint unser grosser Dichter diese schwere Aufgabe wie mit spielender Leichtigkeit brillant gelöst zu haben. Er hat dies vor Allem durch das eigenthümliche so eben hervorgehobene Mittel erreicht: Prologe oder Chorus-Reden, nicht nur vor dem ersten, sondern in stets höherer Schönheit und feinerer Ausarbeitung vor jedem der folgenden Akte, so dass uns alle dramatisch nicht verwertheten Zwischen-Ereignisse in epischer Erzählung berichtet werden. Auf diese Weise lässt sich allerdings eine weit grössere Fülle von Ereignissen in ein Drama zusammendrängen, immer freilich mit der grössten Gefahr für die specifisch dramatische Form, was unsere modernen Historiendichter wohl beachten mögen. Shakespeare aber hat auch dem eigentlich Dramatischen in seinem Stücke ein merkwürdiges Leben zu verleihen verstanden: da die Schlacht bei Azincourt im Jahre 1415 den Mittelpunkt und das höchste Interesse des Dramas bilden musste, so enthalten der dritte und vierte Akt die Vorbereitungen dazu und die Schlacht selbst, der fünfte Akt den Friedensschluss durch die Verlobung mit der französischen Prinzessinn Cathérine, der zweite Akt aber die Verhandlungen und Rüstungen in England und in Frankreich, sowie den versuchten und bestraften Verrath der Scroop, Cambridge und Gray. Diese letztere Scene (II, 2) bildet den dramatisch höchst wirksamen Mittelpunkt des zweiten Aktes: und diese Scene ist eingefasst von zwei komischen Scenen in Eastcheap, um den Contrast der lumpigen Jugendgenossen des Prinzen mit dem jetzt so energisch wie der Kriegsgott Mars selbst auftretenden Könige Heinrich V. noch einmal endgültig in volles Licht zu setzen. Diesem so wohldisponirten Hauptkörper des Ganzen ist im ersten Akte eine Einleitung gegeben, wie sie wohl selten sorgsamer als Exposition zu einer beginnenden „grossen und würdigen Handlung" von einem dramatischen Dichter ist motivirt worden: die Berathung der hohen Geistlichen, die genaueste Untersuchung der Ansprüche des

Königs auf die Krone von Frankreich, dann die Botschaft von Frankreich, die Antwort König Heinrichs und endlich der Beschluss, den Krieg zu beginnen — Alles das ist höchst detaillirt in einer äusserst reichen Sprache ausgeführt, mit so breitem Pinsel gleichsam entworfen, dass unser Publikum heutzutage vielleicht ungeduldig darüber werden würde.

Und dazu wird bei diesem bedeutenden Drama die Textkritik wieder fast ebenso wichtig wie beim Hamlet und bei Romeo und Julia. Denn es liegt wieder ein vollständiger Doppeltext vor: drei unrechtmässig zusammengestoppelte Raubausgaben, die Quartos von 1600, 1602 und 1608 — die letztere abgedruckt 1766 von Steevens in seinen „20 Plays of Shakesp." — stehen mit geringen Differenzen unter sich der Folio-Edition von 1623 derartig verschieden gegenüber, dass diese 1700 Zeilen mehr enthält, also beinahe doppelt so viel, als jene Quartausgaben (3500 : 1800). Es fehlen in den Quartos sämmtliche Chorus-Reden, die erste Scene des I., die erste des III., die zweite des IV. Aktes und eine ganze Reihe von einzelnen oder mehreren Versen.* Es kann also keine Frage sein, dass im Ganzen allerdings der Folio-Text massgebend sein muss. Aber im Einzelnen enthalten die Quartos manche genau zu prüfenden Abweichungen vom Folio-Texte, und ausserdem sind sie höchst interessant als wahrscheinliche Zeugnisse über die schon damals beliebten Streichungen und Kürzungen, welche eine praktische Theaterdirektion selbst mit dem idealsten Manuscripte auch heute noch vorzunehmen pflegt. Prüfen wir also den Gang des Stückes in den einzelnen Scenen und den

* Vgl. darüber das Nähere in Delius' Einleitung zu Heinrich V. — Die ehrenwerthe Colleginn unserer deutschen Shakespeare-Gesellschaft, die „New Shakespeare Society" in England, hat sich ein grosses Verdienst um das Studium und namentlich um die Textkritik von Heinrich V. erworben, indem sie in drei verschiedenen Editionen zuerst die Quartausgabe, dann den Folio-Text, endlich die beiden Parallel-Texte, einander zu bequemer Vergleichung gegenübergestellt, hat im Druck erscheinen lassen. Diese dritte Publication, von Delius mit Anerkennung beurtheilt im XVI. Bande unseres Shakespeare-Jahrbuches (1881), hat den Titel:

„Henry V. The Edition of 1623, newly Revised and Corrected with Notes and an Introduction, by W. G. Stone." 1879.

Text, Commentar, wie Einleitung dieser kritischen Ausgabe sind des eingehendsten Studiums würdig: ich werde später vielleicht einmal genauer auf dieses werthvolle Buch zurückkommen.

englischen Text etwas genauer, als es bis jetzt in dieser Zeitschrift geschehen ist: und wir werden finden, dass das schöne Stück, wenn auch an künstlerischem Werthe nicht über Richard II. und Heinrich IV., 1. stehend, doch wenigstens einen äusserst würdigen Abschluss der sämmtlichen englisch-historischen Dramen bildet.*

Prolog.

O eine Feuermuse, die hinan
Den hellsten Himmel der Erfindung steige!
Ein Reich zur Bühne, Prinzen drauf zu spielen,
Monarchen, um der Scene Pomp zu schauen!
Dann käm' sich selber gleich der tapfere Heinrich
In Mars' Gestalt! Wie Hund' an seinen Fersen
Gekoppelt, würde Hunger, Feu'r und Schwert
Um Dienst sich schmiegen! — — —

Mit diesen prächtigen Versen sein patriotisches Gemälde des Helden von Azincourt beginnend, also wie ein antiker Dichter mit der Anrufung der Muse, bittet der Dichter dann in dem weiteren Verlaufe des Prologes um Entschuldigung, dass er in seine kleine Bühne, „in diese Hahnengrube die Ebenen Frankreichs" und „die Helme fassen wolle",

„Wovor bei Azincourt die Luft gebebt!"

Und wie ein echter Dramatiker mit Phantasie in Phantasie arbeitet, so ruft er die schöpferisch nachbildende Macht der

---

* Ich bemerke, dass ich die, für den Gang des Dramas im Ganzen besonders charakteristischen Stellen in deutscher Uebersetzung gebe und den englischen Text nur dort hervorhebe, wo er irgend welche Schwierigkeiten oder interessante Varianten für die Textkritik darbietet. Wer sich also für die künstlerische Composition eines Stückes nicht interessirt, sondern nur für die Textkritik — wie Leo — der braucht ja nur die Anmerkungen zu lesen, in welche ich überhaupt alle textkritische Exegese verwiesen sehen möchte. Der gelehrte Herausgeber des Shakespeare-Jahrbuches vergisst aber wohl gar zu sehr, dass nicht alle Leser, die Shakespeare auch im englischen Texte studiren und verstehen möchten, so raffinirte Kenner sein können, wie er selbst es durch seine langjährigen Arbeiten in diesem Gebiete ja allerdings allmälig geworden ist. Und da ich mir ein grösseres Publikum unter den Studirenden und den jungen Dichtern und allen Freunden der englischen Literatur überhaupt wünsche, als es ihm jemals zu Theil werden wird, so möge der gelehrte Herr mir gestatten, dass ich vorläufig in meiner allerdings mehr populären Manier verharre, nur um meine Leser bis dahin zu bringen, dass sie auch für die Textkritik und sogar für das fabelhafte Kunststück einer Erklärung des berüchtigten „Ullorxa" (Jahrbuch 1881) das rechte Interesse empfinden.

Einbildungskraft seiner Zuhörer zu Hülfe, um etwaige Mängel der Darstellung freundlich zu ergänzen. Das allgemeine Gesetz der dramatischen Kunst, dass die Begrenzung des Kunstwerkes Zeiten und Räume aus der breit ergossenen Wirklichkeit in den engeren Rahmen einer Darstellung von wenigen Stunden auf dem schmalen Raume einer einzigen Bühne zu concentriren hat, ist dabei in einer so treffenden Wendung hervorgehoben, dass wir diese Verse als Beweis gegen diejenigen Kritiker uns merken wollen, welche einem so grossen und so tief überlegenden Dichter wie Shakespeare ein klares Bewusstsein von den ersten Gesetzen der dramatischen Kunst absprechen möchten.* Nicht wir also legen diese Gesetze und das Bewusstsein darüber aus unserer Aesthetik dem Shakespeare unter: vielmehr hat unsere philosophische Aesthetik alles Derartige erst aus Shakespeare's Praxis und Lehren in unser System herübergenommen. Wir lernen an ihm, wie solch ein Drama geschaffen wird.

Erster Akt.

In einem Vorzimmer des königlichen Pallastes zu London treten zuerst der Erzbischof von Canterbury und der Bischof von Ely auf und besprechen sich über die beabsichtigte Einziehung der Kirchengüter, dann über des neuen Königs milden und guten Charakter, seine vollständige Besserung und gänzliche Umwandlung, wie sie es bezeichnen, nach seinem wilden Jugendleben. Alles an ihm wird jetzt gerühmt, wie er über theologische Fragen spricht — über Staatsgeschäfte — über Krieg und Schlachten — vor Allem aber über Politik: da weiss er die Gordischen Knoten derartig zu lösen,

dass, wenn er spricht,
Die Luft, der ungebundne Wüstling, schweigt,
Und stumm Erstaunen lauscht in Aller Ohren....

---

* „O pardon!" u. s. w. bis zu den Worten:

Turning the accomplishment of many years
Into an hour-glass.

Die Emendation Stauntons: „spirits that have dared" ist zu beachten der deutschen Uebersetzung von Schlegel gegenüber. (Delius, Note 7.)

Welch ein charakteristisches Bild! — „Wie die süsse Erdbeere unter Nesseln sei er aufgewachsen!“. meint der Bischof von Ely — „er verbarg die Betrachtung, das zurückgezogene Nachdenken einsamer Hoheit im Schleier seiner Wildheit.“ Es ist unbegreiflich, wie die Quartos eine solche Scene auslassen konnten, in welcher der Grundton des Ganzen, die Charakteristik des Helden von Azincourt, so bestimmt, in einem so vollen und mächtigen Accorde angeschlagen wird. Dass Shakespeare diese Scene etwa erst später sollte hinzugefügt haben, ist durchaus unwahrscheinlich, da sie zu bestimmt die Exposition in einer völlig plausiblen Art und Weise beginnt. Die Geistlichen beschliessen dann, durch eine grössere Summe, auf einmal zu zahlen, die Abtretung der Güter noch hinzuhalten. Zugleich erfahren wir, dass es eben vier Uhr Nachmittags ist, die Stunde, wo Frankreichs Abgesandter um Audienz gebeten habe — alles Züge, die eine nothwendige Einleitung zu der folgenden Hauptscene (I, 2) bilden.

Ich kann mir also die Auslassung einer solchen Exposition nur so erklären, dass die Theaterdirection bei den ersten Aufführungen, lediglich der Kürzung wegen, Prolog und erste Scene gestrichen hat und dass danach die Quartos sind gedruckt worden.

Die zweite Scene beginnt also in den Qs. das Stück überhaupt mit den Worten:

Exeter.

Shall I call in th'ambassadors, my liege?

King H. V.

Not yet, my cousin till we be resolv'd
Of some serious matters touching us and France.

Die Folio dagegen verbessert diesen Beginn der Scene und namentlich den sechsfüssigen dritten Vers in folgender Weise:

King H.

Where is my gracious lord of Canterbury?

Exeter.

Not here in presence.

King H.

Send for him, good uncle.

Westmoreland.

Shall we call in the ambassador, my liege?

King H.

Not yet, my cousin: we would be resolved,
Before we hear him, of some things of weight,
That task* our thoughts, concerning us and France.

Dann erst tritt der Erzbischof von Canterbury ein und spricht die in beiden Ausgaben gleichlautenden Begrüssungsverse an den König; die ersten Worte des Königs selbst aber sind in der Folio:

Sure, we thank you.
My learned lord, we pray you to proceed
And justly and religiously unfold,
Why the law Salique, that they have in France,
Or should, or should not, bar us in our claim.

Und hier tritt es nun ganz deutlich hervor, dass die Quarto diese Verse nach dem Anhören im Theater nachlässig abgekürzt und dadurch die regelmässigen und gut gebauten Blankverse verdorben hat.** Der Folio-Text verdient also unzweifelhaft den Vorzug.

In höchst sorgsamer Weise wird nun der Anspruch des Königs von England auf Frankreich nach dem Recht der weiblichen Erbfolge motivirt, dann auch eine Vorsichtsmassregel gegen Schottland in Aussicht genommen und überhaupt Alles so geordnet, dass der auswärtige Krieg ohne Gefahr für das

* Hier bedeutend: „beschäftigen, in Anspruch nehmen“ (Delius).

** Denn diese Verse lauten in der Quarto:

King.

Sure we thanke you:
And good my lord proceed
Why the law Salique which they have in France,
Or should or should not stop us in our claime.

Also statt bar das gewöhnlichere Wort stop, und die Auslassung der gerechten und religiös-gewissenhaften Betrachtung und Darlegung, welche dem gewissenlosen Nachschreiber im Theater unwesentlich erscheinen mochte. Ausserdem die Reducirung des vorhergehenden Verses auf einen halben Vers durch Auslassung des „we pray you“: man wird uns zugeben, dass die Abkürzung nach dem ungefähren Sinne nicht in solcher Weise hätte geschehen können, wenn dem Nachschreiber ein Manuscript vorgelegen hätte. Auch im Folgenden sind ähnlich einzelne Verse ausgefallen; so der achte, neunte und zehnte Vers in der Rede des Königs:

eigene Land beginnen kann. Und hieran knüpft der Erzbischof von Canterbury nun die berühmte allgemeine Bemerkung über Staatsordnung überhaupt an:

Drum theilt der Himmel
Des Menschen Stand in mancherlei Beruf
Und setzt Bestrebung im beständigen Gang,
Dem der Gehorsam ist zum Ziel gesetzt.
So thun die Honigbienen, Creaturen,
Die nach der Regel der Natur uns lehren
Zur Ordnung fügen ein bevölkert Reich.
Sie haben einen König und Beamte
Von unterschiedenem Rang, wovon die einen
Wie Obrigkeiten Zucht zu Hause halten,
Wie Kaufleut' andre auswärts Handel treiben,
Noch andre wie Soldaten, mit den Stacheln
Bewehrt, die sammtnen Sommerknospen plündern
Und dann den Raub mit lustigem Marsch nach Hause
Zum Herrscherzelte ihres Kaisers bringen —
Der, emsig in der Majestät, beachtet,
Wie Maurer singend goldene Dächer bauen....
Und daraus folgre ich dies:
Dass viele Dinge, die zusammenstimmen
Zur Harmonie, verschieden wirken können,
Wie viele Pfeile da und dorther fliegen
Zu einem Ziel!
Wie viel verschiedene Weg' in Eine Stadt,
Wie viele frische Ström' in Einen See,
Wie viele Linien in den Mittelpunkt
An Einer Sonnenuhr zusammenlaufen:
So, erst im Gang, kann tausendfaches Wirken
Zu Einem Zweck gedeihn, wohl durchgeführt
In grossen Siegen! Drum, nach Frankreich, Herr!"

Man sieht, alle diese geistlichen und weltlichen Berather des Königs triefen förmlich von staatsmännischer Weisheit. Und ihrem einstimmigen Rathe folgend beschliesst denn der König, seine Ansprüche geltend zu machen und mit Gewalt zum Siege zu führen:

Or nicely charge your understanding soul
With opening titles miscreate, whose right
Suits not in native colours with the truth.

Das Wort nicely steht hier in der dritten Bedeutung = sophistically, spitzfindig und schlau und trügerisch. Diese Verse können doch unmöglich ausgelassen werden.

Wir sind entschlossen — — —
Wir wollen dort einst mächtig waltend sitzen
In weiter hoher Herrschaft über Frankreich
Und die fast königlichen Herzogthümer:
Sonst ruhe dies Gebein in schlechter Urne
Grablos und ohne Denkmal über ihm. — — —

Dann empfängt er die Botschafter von Frankreich, weiss auf die scherzhaft-spöttische Sendung des Dauphins — eine Tonne mit Federbällen zum Ballspiel — sehr bedeutend, würdig und entschlossen zu antworten und entlässt zuletzt die fremden Gesandten, wie die englischen Lords, letztere ermahnend, Alles möglichst rasch zum Kriege vorzubereiten.*

Zweiter Akt.

Chorus.

Nun ist die Jugend Englands ganz in Gluth
Und seidene Buhlschaft ruht im Kleiderschrank:
Die Waffenschmiede nun gedeihn, der Ehre
Gedanke herrscht allein in aller Brust.

---

* Der englische Text in diesem ganzen ersten Akte behält im Ganzen den Charakter bei, den wir in Bezug auf das Verhältniss zwischen Quarto und Folio bereits in der vorigen Anmerkung angedeutet haben: eine Reihe von Versen sind in den Quartos ausgelassen, weil der Nachschreiber nicht rasch genug folgen konnte; und einzelne Verse sind mit einer ganz unglaublichen Nachlässigkeit corrumpirt, zu sechsfüssigen erweitert, zu vierfüssigen abgekürzt, ohne irgend welchen Sinn für das Metrum. So beginnt z. B. die in der Uebersetzung citirte Rede des Erzbischofs in den Quartos folgendermassen:

Bishop.

True, therefore doth heaven (3—4 Füsse)
Divide the fate of man in diverse functions (6 Jamben)
Whereto is added as an ayme or but obedience (6 Jamben)
For so live the honey bees, creatures that by awe (?)
Ordaine an act of order to a peopled kingdome. (6 Jamben!)

Wer glaubt, dass Shakespeare jemals solche Verse könne geschrieben haben, der hat gewiss niemals einen regelmässigen Blankvers scandirt. Man vergleiche nur den weiteren Verlauf dieser zweiten Scene, sowie die Schlussscene, wie sie Delius in seiner Einleitung mitgetheilt hat, und man wird finden, dass nur allenfalls bei flüchtigem Hören und raschem Nachschreiben im Theater selbst eine solche bodenlose Corrumpirung des guten Textes hervorgehen konnte, völlig unmöglich schon, wenn dem Herausgeber auch nur das nachlässigste Manuscript vom Dichter selbst oder auch nur eine flüchtige Copie davon vorgelegen hätte.

Die Quartos von Heinrich V. sinken also durch solche genaue Vergleichung sehr tief im Werthe.

Sie geben um das Pferd die Weide feil,
Dem Spiegel aller Christenkönige folgend,
Beschwingten Tritts, wie englische Merkure.
Denn jetzo sitzt Erwartung in der Luft
Und birgt ein Schwert, vom Griff bis an die Spitze
Mit Kaiser-, Königs-, Grafen-, Freiherrn-Kronen,
Heinrich und seinen Treuen zugesagt.
Die Franken, welche gute Kundschaft warnt
Vor dieser Schreckensrüstung, zittern schon
In ihrer Furcht, und bleiche Politik
Bemüht sich, Englands Zwecke abzulenken.

Dann folgt die erste Andeutung der Art und Weise, wie durch Verrath man die drohende Gefahr zu beseitigen sucht: in Southampton, vor der Ueberfahrt nach England, soll die Entscheidung stattfinden. Von diesem „Südhafen" aus verspricht der Dichter noch, mit lächelnder Selbstironie sein Scheinbild selbst wieder kritisirend, die Zuschauer nach Frankreich hinüberzuführen, ohne dass Einer durch die Ueberfahrt seekrank werden soll. Zuvor aber soll noch eine Scene eingeschoben werden, deren Bedeutung uns bereits klar geworden: sie enthält einen künstlerisch wirksamen Contrast zu der nun bevorstehenden vollen Entfaltung der Herrschergrösse des Siegers von Azincourt.*

---

* Wieder gebraucht Shakespeare in diesem Prologe einen Ausdruck, der höchst treffend die Zusammenziehung der wirklichen Entfernungen in den Scheinraum der Bühne bezeichnet:

We will digest the abuse of distance,

d. h. wir werden den falschen Missbrauch zu grosser Entfernungen im Raume auf unserem Theater schon (gleichsam verdauen, d. h.) auflösend verarbeiten (reduce to nothing), so dass solcher Wechsel des Ortes Euch nicht mehr unwahrscheinlich erscheinen wird. Das gleich darauf folgende „force a play", was in diesem Zusammenhange nur den Sinn haben kann: „Wir werden unser Spiel schon dahin bringen, es gleichsam mit Gewalt dazu zwingen, Euch den Eindruck des Wahrscheinlichen zu machen," dieses „force" hat Keightley nicht übel in „forge" (= schmieden, gestalten) emendirt, so dass danach die interessante Stelle heissen würde:

Linger your patience on: and we'll digest
The abuse of distance as we forge our play.

Ich finde die ältere Lesart „force a play" nur noch drastischer, energischer, die souveräne Gewalt des grossen Dichters über die Bühne seiner Zeit documentirend. Ich scandire dann:

Th'abúse of dístance, fórce a pláy —

also ein vierfüssiger Jambus.

Diese erste Scene des zweiten Aktes, auf unserer Bühne in der vorliegenden Uebersetzung kaum zu ertragen, da Bardolph, Nym und Pistol doch gar zu witzlose Gesellen sind und Falstaff schon im Sterben liegt, mag zu ihrer Zeit auf Shakespeare's Bühne doch vielleicht Eindruck gemacht haben, da Pistols Bramarbasiren vortrefflich die Renommisterei der Marlow'schen Heldenschauspieler ironisirt, wie sie damals auf den kleineren Volksbühnen gewiss noch Beifall fanden. Die Verse Pistols:

> The grave doth gape and groaning death is near,
> Therefore exhale!

Und:

> Let floods o'erswell, and fiends for food howl on!

während er doch gleich darauf mit Nym Frieden schliesst, parodiren diese Heldenmanier vortrefflich. Der Schlussvers dieser Scene:

> Let us condole the knight! For, lambkins, we will live!

von Schlegel ganz unsinnig übersetzt, gibt dem sterbenden Falstaff seinen Scheidegruss mit ins Grab, indem Pistol sagen will:

> Klagt um den Ritter; denn wir wollen leben,
> Ihr lieben Lämmchen!

womit er nun dieselben anredet, die er vorher so grimmig schien massacriren zu wollen.

Im Ganzen fällt die Scene doch gewaltig ab, wenn wir sie mit den komischen Partien in Heinrich IV. (1) vergleichen: sie soll eben nur als Contrast dienen.

Es folgt in der 2. Scene des II. Aktes die Bestrafung der Verräther in Southampton, in der dritten nochmals die derbkomische Unterhaltung der Kneipgesellen in Eastcheap, mit dem Berichte über Falstaffs Tod und der feinen Anspielung auf seine letzten Witze — den Floh auf Bardolphs Nase etc. — endlich in der vierten die Darstellung des königlichen Pallastes in Frankreich selbst, in welchem König Karl VI., der Dauphin Louis, der Herzog von Burgund, der Connetable und Andere die zu treffenden Massregeln für den drohenden Krieg berathen. Dabei erinnert der Connetable nochmals an die gefährliche Umwandlung, welche im Charakter Heinrichs V. vor sich gegangen:

Ihr werdet sehn, sein ewig eitles Wesen
War nur des Röm'schen Brutus Aussenseite,
Vernunft in einen Thorenmantel hüllend!

Und der König selbst gedenkt der Schlacht bei Crecy (1356), wo der schwarze Prinz so furchtbar unter dem fränkischen Adel aufgeräumt hatte:

Dieser ist ein Zweig
Von jenem Siegerstamm: drum lasst uns fürchten
Die angeborene Kraft und sein Geschick!

Noch wird eine Vermittelung versucht: Lord Exeter tritt als Gesandter König Heinrichs in den Hofkreis von Frankreich ein, macht die Ansprüche seines Lehnsherrn geltend, indem er den Stammbaum der Plantagenets überreicht, und fordert die Abtretung der Herrschaft. Und während der junge Dauphin, in seinem Trotze verharrend, die gebührende Antwort erhält, verspricht der mildere König Karl, morgen seine Meinung über die Botschaft kund zu thun.

So enthält dieser ganze zweite Akt nur vorbereitende und überleitende Motive, welche indessen direct auf die beginnende Entscheidung im dritten Akte hinführen. Er ist im Ganzen in matterer Färbung gehalten, als Shakespeare sonst seine zweiten Akte zu gestalten pflegt; nur die Entdeckung des beabsichtigten Verrathes gibt demselben in der zweiten Scene einige dramatische Belebung.*

---

* Der englische Text dieses II. Aktes ist in hohem Grade interessant für die Textkritik. Wir haben bereits die geistreiche Emendation Keightley's anerkennend hervorgehoben, weil sie uns wenigstens den Sinn des force oder forge a play vollkommen deutlich macht. Pope hat dazu die Veränderung vorgeschlagen:

and well digest,

und die meisten Herausgeber haben dieselbe angenommen, ohne zu bedenken, dass dadurch der bedeutende Sinn völlig verändert wird. Denn dann sollen die Zuschauer „digest the abuse of distance“ und vom Dichter und seinen Schauspielern fügt Pope nur hinzu: „while we force a play.“ Nach unserer Erklärung des tiefsinnigen Dichters sind alle diese willkürlichen Veränderungen mindestens unnöthig. Im Chorus des dritten Aktes erfüllt der Dichter schon sein Versprechen, die Entfernung von England nach Frankreich durch seine dichterische Phantasie und die zwingende Nothwendigkeit im Fortgange des Stückes aufheben zu wollen.

In Nyms Reden II, 1 ist der Druckfehler der Folio „a tired name“ wieder durch die Quartos richtig corrigirt worden: „a tired mare.“

Ob in Pistols Reden die Lesart take (F.) statt talk in der Quarto eine Verbesserung ist, könnte doch zweifelhaft erscheinen: der Schwadron-

Dritter Akt.

Mit einem prächtigen Seegemälde und Kriegsbilde, aus dem innersten Leben der Seefahrer-Nation geschöpft, beginnt der

Chorus.

So fliegt auf Fittigen der Phantasie
Die rasche Scene mit nicht minderer Eil',
Als des Gedankens Blitze. Denkt, Ihr sahet
Am Hampton-Damm den König wohlgerüstet
Sein Königthum einschiffen, sein Geschwader
Den jungen Tag mit seidenen Wimpeln fächeln,
Dem Sonnengotte stolz entgegenschwellend (fayning).*
Lasst Phantasie mitspielen und ihr seht
Am hänfnen Tauwerk Schifferjungen klettern:
Die helle Pfeife hört, die Ordnung schafft
Verwirrten Lauten! Seht die Linnensegel,
Die unsichtbare Winde schleichend heben,
Durch die gefurchte See die grossen Kiele,
Den Fluthen trotzend, ziehn — O, stellt Euch vor,
Ihr steht am Strand und sehet eine Stadt
Hintanzen auf den unbeständ'gen Wogen:
Denn so erscheint die majestät'sche Flotte,
Den Lauf nach Harfleur wendend — folgt ihr, folgt ihr!

Welch eine lebensvolle Anschauung! Welche Bilder aus dem Seeleben, wie sie freilich dem englischen Nationaldichter täglich vor Augen kommen müssen, wenn er nur einen Blick auf die Küste wirft, nur einen Spaziergang am Ufer der Themse macht! Dann folgt wieder die Aufforderung, „im Geiste, in des Gedankens Werkstatt“ sich die Belagerung von einer Stadt vorzustellen:

Seht das Geschütz auf den Laffetten stehn,
Auf Harfleur mit den Mündern tödtlich gähnend.

---

neur Pistol ist sich stolz bewusst, dass er das Reden wie nur irgend Einer aus dem Grunde versteht.

„Groaning Death“ ist schon des Wortklanges wegen besser als „doting death“. Jenes ist das ursprünglichere und näher liegende Wort und ist gewiss bei den ersten Aufführungen gebraucht worden, wie die Qs. ergeben.

In dieser Weise könnten noch mehrere Stellen hervorgehoben werden, in welchen nicht jeder Kenner des Shakespeare den von Delius bevorzugten Lesarten seine Zustimmung geben würde. Ich werde dies im Shakespeare-Jahrbuch weiter ausführen.

* Ich habe versuchsweise einen Vers hinzugesetzt, um den wahrscheinlichen Sinn des „fayning“ anzudeuten. Die Emendation „fanning“ rührt nach Delius von Rowe her.

Ebenso wird noch die Vereitlung der Friedensverhandlungen mitgetheilt,* dann, um die Illusion vollständig zu machen, eine Kanonensalve hinter der Bühne abgefeuert, und mit der nochmaligen Aufforderung:

Eu'r Sinn ergänze, was die Bühne zeigt

geht der Vorhang auf, der Sturm auf Harfleur beginnt, und der König Heinrich V. selbst hält seine feurige Anrede an die stürmenden Krieger. Alles das ist höchst lebendig, mit grossem Geschick und für jene Zeit gewiss höchst wirksam und eindrucksvoll auf der Bühne vom Dichter angeordnet. Und wenn er nun in der zweiten Scene die Bardolph und Nym und Pistol und vor Allem den ein komisches Englisch sprechenden Walliser Fluellen, so wie den Schotten Jamy und den Irländer Macmorris dieses hohe Heldenpathos humoristisch parodiren lässt, so sind wir überzeugt, dass diese Scenen wieder einen Jubel ohne Ende unter den damaligen Zuschauern müssen erregt haben. Auch kann nur derjenige solchen raffinirten Galgenhumor im Augenblick der höchsten Gefahr für unnatürlich halten, der sich niemals selbst zwischen kämpfenden, marschirenden oder stürmenden Truppen bewegt hat. Bei unseren tapferen Soldaten finden sich diese verschiedenen Arten von Humoren in solchen gefährlichen Situationen ganz ähnlich, und mancher brave Märker sagte im Kartätschenhagel von Gravelotte zu seinem Kameraden: „Uf der Hasenhaide bei Berlin war's doch ejentlich gemüthlicher, als hier bei de blauen Bohnen!“ Und wie mancher muntere Sachse mag bei St. Privat ausgerufen haben: „Ei, Herr Jeses! Die schiessen ja auf uns! Und da stehen doch Leute: ja, derfen sie denn das? Des thut ja weh! Und wie das plitzt! Die plauen Pohnen scheinen ja hier sehr pillig ze sein!“ — In solcher Weise muss man sich die komische Wirkung dieser lebensvollen zweiten Scene vorstellen: und die Vermischung der Gattungen des Erhabenen und Humoristischen, die ein besonderes Kennzeichen des germanisch-charakteristischen

* Reizend naiv klingt es hier im englischen Texte, wenn der Dichter sagt:

Katharine his daughter and with her to dowry
Some petty and unprofitable dukedoms.

So ein paar Herzogthümer sind doch im Grunde nicht so ganz „unprofitabel“.

Styles ist, darf also hier als mit ganz besonderer Berechtigung vom Dichter angewandt erscheinen. Die Provinzialismen der Walliser, der Irländer und Schotten werden dabei auf der Bühne der Residenz denselben komischen Eindruck gemacht haben, wie wenn unser Döring die feinen Berliner durch die breite Aussprache der Braunschweiger oder Königsberger zum Lachen brachte: „Eben kommt er um die Acke herum!“ Ein solches Wort genügt bekanntlich schon, um die eleganten Gründlinge des Parquets heiter zu stimmen: man mag sich danach vorstellen, welche Wirkung diese Scene damals gemacht haben muss, wo es Schlag auf Schlag in diesem Style weiter geht; in der Uebersetzung freilich ist sie für uns kaum geniessbar, man muss sie durchaus im englischen Texte lesen.*

Die dritte Scene des dritten Aktes führt uns zu König Heinrich selbst zurück: Harfleur wird ihm übergeben, sein Oheim Exeter besetzt es mit einem Theil der englischen Truppen, der König aber will sich vorläufig nach Calais zurückziehen.** Die vierte Scene, ganz in französischer Sprache geschrieben, lässt die Prinzessinn Cathérine bei ihrem Hoffräulein Alice

---

* Wie bezeichnend ist z. B. der Ausdruck Nyms: „I have not a case of lives“ für das Deutsche: „Ich habe nur ein Leben zu verlieren!“ — Wie natürlich kommt der Wunsch des kleinen Pagen heraus: „'Would I were in an ale-house in London! I would give all my fame for a pot of ale and safety!“ Und wie treffend antwortet er im alten Balladentone auf Pistols Renommage:

As duly, But not as truly
As bird doth sing on bough!

Ebenso ist die Charakteristik der drei sauberen Gesellen durch den schlauen kleinen Burschen voll von treffenden Schlagwörtern: „Pistol has a killing tongue and a quiet sword — he breaks words and keeps whole weapons!“ — „Nym never broke any man's head but his own, and that was against a post when he was drunk.“ — Nym and Bardolph — in Calais they stole a fire-shovel: I knew by that piece of service, the men would carry coals“ — was die zankenden Bedienten in Romeo und Julia sogar verschmähen. Derartiges liesse sich noch Manches aus der hübschen Scene anführen: die Verwechselung des weichen b und d mit dem harten p und t z. B. macht im sächsischen Dialekt auch auf unserer Bühne noch eine hochkomische Wirkung. Das Einzelne ist übrigens von Delius vortrefflich erklärt (pag. 782—84 der Edition von 1876).

** Wir machen besonders darauf aufmerksam, dass diese Scene dem erklärenden Lehrer eine vortreffliche Gelegenheit darbietet, die eigenthümliche Einrichtung der altenglischen Bühne (mit dem erhöhten Balkon im Hintergrunde etc.) seinen Schülern auseinanderzusetzen. Vgl. dazu Delius: „Ueber das Englische Theaterwesen zu Shakespeare's Zeit. Ein Vortrag.“ 1853.

Englisch lernen; so piquant sie einem raffinirten Geschmack erscheinen mag, so bleibt sie doch immer ein bedenkliches und höchst seltsames Wagestück von Seiten des Dichters. Aber Shakespeare konnte um diese Zeit eben schon Alles wagen: und bei geschicktem Spiel kann die Scene wirklich humoristisch wirksam werden.

Die folgenden drei Scenen stellen abwechselnd die französische Heeresleitung (5), dann das englische Lager in der Picardie (6), endlich wieder das französische Lager, und zwar jetzt schon bei Azincourt am Vorabend der Schlacht dar (7). Alles drängt also zur Entscheidung hin, die nun im vierten Akte vorgeführt wird. Der Dichter hat alle diese Scenen in durchaus charakteristischem Style behandelt, wobei denn namentlich auf die renommistische Stimmung im französischen Lager unmittelbar vor der Niederlage mancher ironische Seitenhieb fällt. Auch diese Scenen machen in der Uebersetzung nicht den Eindruck, den sie im englichen Original unzweifelhaft hervorbringen.

Vierter Akt.

Ein grossartiges Bild vom nächtlichen Lagerleben leitet den vierten Akt ein:

Chorus.

Nun lasset Euch gemahnen eine Zeit,
Wo schleichend Murmeln und das spähnde Dunkel*
Des Weltgebäudes weite Wölbung füllt.
Von Lager hallt zu Lager, durch der Nacht
Unsaubern** Schooss, der Heere Summen leise,
Dass die gestellten Posten fast vernehmen

---

* Now entertain conjecture of a time,
When creeping murmur and the poring dark
Fills the wide vessel of the universe.
From camp to camp, through the foul ** womb of night etc.

Die Ausdrücke conjecture, poring und foul scheinen mir nicht ganz richtig von Schlegel übersetzt zu sein, obwohl im Ganzen das Bild herauskommt, welches dem Dichter vorschwebte: „Haltet jetzt fest die Vorstellung einer Zeit, wo leise schleichendes Gemurmel und düster brütende Finsterniss die weite Himmelswölbung erfüllt. Von Lager zu Lager hallt durch der Nacht unheilschwangeren Schooss leise das summende Flüstern beider Heere. ...“ In solcher prosaisch umschreibenden Uebersetzung wird uns das kolossale Lagerbild dieses berühmten Prologes zum vierten Akte schon deutlicher.

Der gegenseit'gen Wacht geheimes Flüstern.
Wachtfeuer hier und dort! Die bleichen Flammen
Beleuchten jedem Heer das braune Antlitz
Der Schaar ihm gegenüber! Jedes Ross
Droht schon dem andern, schmetternd dringt ihr Wiehern
Ins dumpfe Ohr der Nacht! Und von den Zelten,
Den Rittern helfend, geben Waffenschmiede,
Die Rüstung nietend, mit geschäft'gem Hammer,
Der Vorbereitung grauenvollen Ton.
Der Dörfer Hähne krähn, die Glocken schlagen
Des schlafbetäubten Morgens dritte Stunde.

Dann schildert der Prolog weiter, ganz nach Holinshed, wie die überlustigen, in falscher Sicherheit gar zu sehr sich selbst vertrauenden Franzosen die zu fangenden Engländer schon unter einander „ausknoblen" (auswürfeln), während die armen, durch den Krieg schon arg mitgenommenen Engländer wie grause hohläugige Geister bei den Wachtfeuern sitzen, die morgige Gefahr überdenkend und ernst erwägend. Und nun das Bild des Feldherrn dazu, wie er Muth und Trost spendend die Wachtfeuer besucht — fürwahr, ein Kriegsbild, wie es kein Dichter schöner und eigenthümlicher gezeichnet hat! Unmittelbar aus der epischen Erzählung geht es dann in die dramatische Anschauung über (Scene 1), wie der König mit seinen Truppen spricht, mit den Führern, wie auch incognito mit dem gemeinen Manne. Und es muss für die Zuschauer bei diesem ganzen Cyklus englischer Historien ein furchtbar ergreifender Moment gewesen sein, wenn der durch die unheilschwangere Nacht tröstend und betrachtend dahinwandelnde Fürst endlich unmittelbar vor dem Beginn der denkwürdigen Schlacht in das Gebet ausbricht:

O Gott der Schlachten — — —
Heute nicht, o Herr,
O heute nicht, gedenke meines Vaters
Vergehn mir nicht, als er die Kron' ergriff!

Wie er dann an das Schicksal des gemordeten Richard II. erinnert, wie er erzählt, dass täglich 500 Arme für seine abgeschiedene Seele beten und zwei Kapellen erbaut seien:

Wo ernste feierliche Priester singen
Für Richards Seelenruh. Mehr will ich thun. . . .

Und wie nun sein Bruder Gloster auftritt, durch seinen Namen schon an denjenigen erinnernd, der einst mit diesem ganzen Geschlechte abrechnen und aufräumen soll für alle Frevel, die mit dem Abfall Heinrichs IV. begonnen haben — niemals ist die grossartig hohe historische Stimmung, wie sie den Betrachtenden ergreift, wenn er ein ganzes Jahrhundert grossen geschichtlichen Lebens überschaut, gewaltiger auf Einen Punkt, in Einen Moment concentrirt worden, als in diesem Schluss der ersten Scene des vierten Aktes.*

Die Stimmung im französischen Lager (IV, 2), die letzten Verhandlungen im englischen Lager (3), endlich die höchst humoristische Ausführung verschiedener Schlachtscenen (4—8) — nur die Scene 6 und der Schluss sind ernster gehalten — schliessen dann die breit entwickelte Composition dieses merkwürdigen vierten Aktes würdig ab in einer Darstellung, wie sie allerdings nur der charakteristische Styl gestattet. Alle diese Scenen sind auf unserer Bühne sehr schwer wirksam zu spielen. Im englischen Texte aber — darauf mache ich nochmals hier aufmerksam — entfaltet sich die herrliche Sprache des Dichters, wie wir schon im Prolog gesehen haben, zu einem Reichthum, einer Fülle und Eigenthümlichkeit im Klang, in den Bildern und Wendungen, in den Constructionen und ausgeführten Gleichnissen, dass sie in den bedeutendsten Stellen geradezu als Beispiel und Muster für die volle Reife seines charakteristischen Styles darf betrachtet werden. Wir sind hier auf dem glänzenden Höhenpunkte der dritten Periode angelangt: und über dem Tempel des Ruhmes, den des Dichters kunstreiche Hand auf dieser sonnigen Höhe seiner Nation erbaut hat, steht mit leuchtender Goldschrift der Name eingegraben „Azincourt."** —

---

* I know thy errand — I will go with thee!

so sagt der Dichter Richards III. hier mit König Heinrich V.

** Ich habe hierbei besonders die grossartige Stelle im Auge, in welcher Shakespeare einmal wieder die ganze Hoheit seiner erhabenen Dichterseele kund gegeben hat (IV, 1, King Henry):

No, thou proud dream,
That play'st so subtly with a king's repose:
I am a king that finds thee, and I know,
'Tis not the balm the sceptre and the ball etc. — — —

Fünfter Akt.

Vergönnt, dass denen, welche die Geschichte
Nicht lasen, ich sie deute. Wer sie kennt,
Den bitt' ich ziemlichst um Entschuldigung
Für Zeit und Zahl und rechten Lauf der Dinge,
Die hier in ihrem grossen wahren Leben
Nicht darzustellen sind. — Den König bringen
Wir nach Calais: dort sei er; dort gesehn,
Hebt ihn auf den beflügelten Gedanken
Die See hinüber: Englands Küste, seht,
Umpfählt die Fluth mit Männern, Weibern, Kindern;
Sie überjauchzen das tiefstimmige Meer,
Das, wie ein mächtiger Marschall, vor dem König
Den Weg zu bahnen scheint: so lasst ihn landen,
Und feierlich seht ihn nach London ziehn.

Mit diesen einleitenden Versen des Prologes zum fünften Akte hat sich der Dichter bereits drei dramatische Scenen erspart: eine in Calais, eine an der Küste von England, eine vom Einzuge in London. Die letztere führt er im Prologe noch etwas weiter aus, beschreibend und erzählend also, so dass der Unterschied der epischen von der dramatischen Darstellung völlig deutlich hervortritt. Und hier hat er denn die schon mehrfach hervorgehobene Stelle eingefügt, welche für die Zeitbestimmung Heinrichs V. entscheidend wichtig ist. Er schildert den Einzug des siegreich zurückkehrenden Königs:

Wie — sei's ein kleinres, doch ein liebend Gleichniss —
Wenn jetzt der Feldherr unsrer gnäd'gen Kaiserinn,
Wie er es leichtlich mag, aus Irland käme
Und brächt' Empörung auf dem Schwert gespiesst:
Wie viele würden diese Friedensstadt
Verlassen, um willkommen ihn zu heissen?
Viel mehr noch thaten, und mit viel mehr Grund
Dies unsrem Heinrich! —

Diese Stelle bezieht sich auf die Expedition des Grafen Essex nach Irland, die im Sommer 1599 stattfand: um diese Zeit muss also der Dichter den fünften Akt geschrieben und das Stück überhaupt vollendet haben, so dass die ersten Aufführungen im Herbst und Winter des Jahres 1599 stattfanden. Ueber diese Jahreszahl sind daher alle Shakespeare-Forscher

einverstanden, wie bereits im Anfange der vorigen Abhandlung über Richard II. und Heinrich IV. erwähnt wurde.

Und noch eine vierte Scene erspart sich der Dichter, die Rückkehr des Königs nach Frankreich nemlich, so dass nun der letzte Akt gleich mit den Scenen in Frankreich selbst beginnen kann. Er schliesst seinen Prolog dann mit der nochmaligen Bitte an die Zuschauer, solche epische Abkürzung des dramatischen Spieles sich freundlichst wollen gefallen zu lassen:

Uebergeht
All die Ereignisse, die vorgefallen,
Bis Heinrich wieder rückgekehrt nach Frankreich.
Dort müssen wir ihn haben, und ich spielte
Die Zwischenzeit, indem ich Euch erinnert,
Sie sei vorbei. Drum duldet Abkürzung,*
Und wendet Euren Blick mit den Gedanken
Flugs wiederum zurück ins Land der Franken!

Die humoristisch-boshafte Scene (1), in welcher der Schwadronneur Pistol moralisch todt gemacht wird von dem Walliser Fluellen, beginnt dann den fünften Akt; der Dichter scheint das Bedürfniss gefühlt zu haben, mit all den unsauberen früheren Genossen des Prinzen aufzuräumen, bevor er ihn mit der Prinzessinn von Frankreich vermählt und so zum gesetzten Hausvater und Familien-Oberhaupte macht. Dann folgt nur noch eine zweite grosse Schlussscene, bei Troyes in der Champagne, in welcher der Friede zwischen König Karl und König Heinrich geschlossen und die erste Annäherung zwischen dem letzteren und seiner Prinzessinn Braut mit derbem, aber köstlichem Humor ausgeführt wird. Mit grosser Geschicklichkeit vollendet hier der Dichter das Gemälde seines Helden von Azincourt:

„Verwünscht sei der Ehrgeiz meines Vaters!

Er dachte auf Bürgerkriege, als er mich erzeugte: deswegen kam ich mit einer starren Aussenseite auf die Welt, mit einer eisernen Gestalt, so dass ich die Frauen erschrecke, wenn ich

---

* Brook abridgement heisst der bezeichnende Ausdruck im englischen Texte, wie früher „Digest the distance“.

komme, um sie zu werben." ... „Könnte ich eine Dame durch einen Sprung in den Sattel mit voller Rüstung gewinnen, so wollte ich mich geschwind in eine Heirath hineinspringen! — Oder könnte ich für meine Liebste einen Faustkampf halten oder mein Pferd für ihre Gunst tummeln! — aber wirklich, Käthchen, all dein Leben lang ziehe einen Mann von schlichter Beständigkeit vor; denn der muss dir nothwendig dein Recht widerfahren lassen, weil er nicht die Gabe hat, andrer Orten zu freien; denn diese Gesellen von endloser Zunge, die sich in die Gunst der Frauen hineinreimen können, die wissen sich auch immer herauszuvernünfteln. Ei was! So ein Redner ist ja doch nur ein Schwätzer und ein Reim ist nur eine Singweise. Und ein gutes Bein fällt ein, ein gerader Rücken wird krumm, ein schwarzer Bart wird weiss, ein krauser Kopf wird kahl, ein schönes Gesicht runzelt sich, ein volles Auge wird hohl: aber ein gutes Herz, Käthchen, ist die Sonne und der Mond, oder vielmehr nicht die Sonne und nicht der Mond, denn es scheint hell und wechselt nie, sondern bleibt getreulich in seiner Bahn. Willst du so eins, so nimm mich, nimm einen Soldaten, nimm einen König!" — —

Wir wollen damit unsere Darstellung Heinrichs V. beschliessen und nur noch erwähnen, dass der Dichter in dem Epilog des interessanten Stückes bereits auf die weiteren Geschichten von Heinrich VI. hindeutet, die er aber schon früher geschaffen hatte (in drei Theilen); deshalb schliesst er mit den Worten:

> Was oft auf unsrer Bühne vorgegangen;
> Und wollet drum auch dies geneigt empfangen! *

* Dieser Schluss scheint mir den vollen Beweis dafür zu enthalten, dass auch Henry VI. ein echtes Stück Shakespeare's und dass es ein Jugenddrama des Dichters, viel früher geschaffen, als die übrigen englischen Histories. Der englische Text lautet ausführlicher:

> Henry the Sixth, in infant bands crown'd king
> Of France and England, did this king succeed.
> Whose state so many had the managing,
> That they lost France, and made his England bleed:
> Which oft our stage has shown. And, for their sake
> In your fair minds let this acceptance take.

Vorstudien zu Goethes Faust.

I.

Ueber den Ursprung des Namens Mephistopheles.

Ueber diesen Punkt vergleiche man Schröer, Goethes Faust I, 19, von Löper, 2. Aufl. seiner Faustausgabe S. L, II und D. Sabell in seiner Festschrift zum 28. Aug: 1879, S. 61—72. Sabell führt zuerst die älteren Formen des Namens an und gibt dann die Deutungen, nemlich 1) *μεγασόφιλος*, der gern gross sein möchte, 2) Freund mephitischer Gerüche, 3) *μὴ φωτοφίλης* = der nicht das Licht liebt, 4) *μὴ Φαυσοφίλης* = Faustfeind. Schon 1861 hat Unger 2., 3. und 4. combinirt; aus Mephostophiles sei mit der Zeit Mephistophiles geworden theils wegen leichtfertiger Aussprache und Schreibung, theils weil man dabei an das Mephitische, die Schwefelausdünstungen des Teufels dachte. Sabell übersetzt Hagemanns Graudenzer Osterprogramm 1872, der wie Unger erklärt: Faustfeind. Gegen ihn wird in der Allgemeinen Zeitung 1872, 209 in dem Aufsatz: „Mephistophelische Silbenstechereien" mit Recht bemerkt, die alten Quellen geben kein Beispiel davon, dass aus Faustus Fostus wurde, wie aus plaustrum plostrum, aus Flaurus Florus. Vollständig ist Sabells Aufzählung nicht. In den Jahrbüchern für deutsche Theologie 1877, S. 116 behauptet G. Zart in Fürstenwalde, bei den orientalischen Chronographen Syncellus und Georgius Cedrenus erscheine der Name *μασιφατ* für den *ἄρχων τῶν δαιμόνων*; dieser sei eine Gräcisirung des hebräischen Namens מַשְׂטֵמָד (mastümad) = Anfeindung z. B. Hosea 9, 7. 8. „So gelangen wir, lesen wir weiter, zu einer Verbalwurzel satam (satan). Im Abendland entstanden daraus mit Anknüpfung an den bösen Rathgeber Ahitophel die Formen

Mastiftofel, mit der Endung Mastiftopheles, dann Mephostopheles; sodann nach mundgerechten griechischen oder lateinischen Wörtern Mephotophiles, Mephitophiles, Mephistophiles und dergl., nach dem Namen des hinkenden Sohnes Jonathans Mephiboseth: Mephibofet und andere mannigfaltige Formen. — In derselben Zeitschrift 1877, S. 494 führt Dr. Krenkel in Dresden eine von Dr. Grässe herrührende, im letzten Grund auf Dr. Seydel in Leipzig zurückzuführende Erklärung an, welche vor jeder anderen den Vorzug der Ungezwungenheit vorauszuhaben scheine. Demnach wäre das Wort eine Zusammensetzung aus מְפִיץ (Mephīz) = Zerstreuer, Verderber und טֹפֵל (tophēl) Lügner; cf. Nahum 2, 2., Hiob 13, 4. Es sei beachtenswerth, dass die aus dieser Etymologie sich ergebende Uebersetzung des Namens sich in den bekannten Worten Fausts finde: „Bei euch, ihr Herrn — Fliegengott, Verderber, Lügner heisst." Da nun Fliegengott offenbar das hebräische בַּעַל זְבוּב (baal sebub) übersetzen solle, so sei wahrscheinlich, dass der Dichter auch die folgenden Worte „Verderber, Lügner" als Uebersetzung eines hebräischen Namens betrachtet wissen wolle, somit die obige Etymologie von Mephistopheles bereits gekannt habe. Professor Weizsäcker in Tübingen, Mitherausgeber der genannten, jetzt eingegangenen Zeitschrift, bemerkt dazu: „Mephostophiles ist sachlich und sprachlich unmöglich. Durch die obige Ableitung ist die Frage erst definitiv erledigt." Allein 1) Goethe wusste selbst die Ableitung des Namens nicht; er billigte sogar die Ansicht Friedländers, dass der Name nicht orientalisch sei (vgl. Sabell a. a. O. S. 67); 2) Verderber ist Abaddon, Apok. 9, 11 erläutert durch *ἀπολλόων*, und Lügner = *διάβολος*, Verläumder; Joh. 8, 44. — Alle diese Erklärungen sind höchst gekünstelt, vgl. Sabell a. a. O. S. 70. In der neuesten Zeit hat nun Rudolf in Herrigs Archiv 1879, S. 289—318; 1880, S. 227; 1881, S. 369—382 (cf. Goethe-Jahrbuch I, S. 385) die Ableitung aus Hephaistophilus zu begründen gesucht. Leider kann ich ihm nicht beistimmen. Rudolf selbst gibt zu, willkürlich und unbewiesen sei die Annahme, dem Hephaistos, der ursprünglich kein eigentlicher Unterweltsgott war, habe man beim Uebergang zum Christenthum wegen seines vulcanischen Wesens die Rolle eines Höllenfürsten zugeschrieben; die Quelle der Hephaistossage

läuft nach ihm sehr spärlich, viele Sagen mögen nicht auf uns gekommen, vielleicht gar nicht aufgezeichnet gewesen sein — mir ist von einer mittelalterlichen Hephaistossage gar nichts bekannt. Der altdeutsche Name Locho (Loki), behauptet Rudolf weiter, sei spurlos vorübergegangen; der gefallene Engel habe im Mittelalter nicht Locho heissen können, denn die heidnisch deutschen Namen anzuwenden, sei arg verpönt gewesen; es sei für diesen daher nur Hephaistos oder Prometheus übrig geblieben, und da Letzteres als Beiname aufzufassen sei, einzig Hephaistos; da im ganzen Mittelalter die Sucht herrschte, classische Namen anzuwenden, so sei auch für den gefallenen Engel der Name Hephästus (anstatt Vulcanus) üblich und, wenn auch dem grossen Haufen unverständlich, wie so manches Andere volksthümlich geworden; kirchliche Bedenken gegen den Namen Hephästus seien nicht vorhanden gewesen; erst nach Jahrhunderten tauche Locho in Lucifer wieder auf, erst im Volksbuch von Dr. Faust (1587) komme diese Anschauung vor; doch 1881, S. 377 behauptet Rudolf, wann für Hephästus der neue Name Lucifer entstanden, sei unbekannt; nachgewiesen sei er zuerst bei dem Dichter Hugo von Trimberg um 1300; die frühere Ansicht, dass der Lucifer der christlichen Legende den Morgenstern bedeute und die Stelle des Propheten Jesaias „Wie bist du vom Himmel gefallen, du schöner Morgenstern!“ Beziehung zu jenem Licht- und Feuerwesen habe, könne als überwundener Standpunkt angesehen werden. — Freilich ist diese Erklärung für die heutige Exegese ein überwundener Standpunkt; sie war es aber für frühere Jahrhunderte keineswegs. Ich verweise den Verfasser auf Strauss, Dogmatik II, 10: „Wenn es in der Stelle des Jesaja 14, 12 ff. hiess: ‚Quomodo cecidit de coelo lucifer etc.‘, so trug man kein Bedenken, dieses bildlich von dem Untergang des stolzen Königs von Babylon Gesagte in Vergleichung von Hiob 38, 7 von dem Falle eines Engelfürsten zu verstehen.“ Strauss führt als Belegstellen Origenes de princ. I, 55 und Augustin. de civit. dei XI, 15 an; Roskoff, Geschichte des Teufels I, 267 nennt ausserdem Euseb. demonstr. evang. IV, 9 und Athanas. contra Arian. I und II. Der Name Lucifer zieht sich durchs ganze Mittelalter und durch die Reformationszeit hindurch; er findet sich (Roskoff a. a. O. S. I, 333) bei Rudolf von Hohenems,

der wahrscheinlich bald nach 1254 starb, bei Gottfried von Viterbo, † 1191 — (Roskoff I, 315), bei Caesarius von Heisterbach gegen Ende des 12. und in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts (Roskoff I, 322); ums Jahr 1223 wird von einer Secte der Luciferianer geredet (Roskoff I, 327); bei Petrus Lombardus und Bonaventura heisst der Teufel Lucifer, weil er, wie Bonaventura sagt, prae ceteris luxit suaeque pulchritudinis consideratio eum excoecavit; in den Mysterien und noch bei Jakob Böhme ist Lucifer der gewöhnliche Name des Teufels. Die Römer und Griechen sodann kannten keinen Teufel, ihre Religion war nicht dualistisch. Warum sollten denn die Deutschen einen griechischen oder römischen Gott, von dem man allerhand schadenfrohe Züge zu erzählen wusste, als das personificirte böse Princip in den Kreis ihrer religiösen Vorstellungen einführen? Im Mittelalter begegnen uns dafür die Ausdrücke Satanas, Beelzebub, Lucifer, Teufel, Valant, der Hellemor, der Hellewirt. Belegstellen für diese finden sich überall; Rudolf möge aber nur eine Stelle anführen, wo der Name Hephaistus für Teufel vorkommt. Warum der Name Loki mit den sich an ihn knüpfenden Sagen verschwunden ist, während doch andere Götter wie Thor und Wodan zum Theil in ihrer ursprünglichen, zum Theil in verwandelter Gestalt ihre Rolle fortspielten, weiss ich nicht; möglich, dass der Bekehrungseifer der christlichen Missionare sich hauptsächlich auf die Ausrottung des Lokinamens und Lokimythus richtete. Der Name Hephästus ist also nicht, wie Rudolf meint, im Lauf der Zeit verloren gegangen, sondern er ist im Sinn von Teufel nie dagewesen; auch Vulcanus kommt nirgends in diesem Sinn vor. Zudem hätte sich gewiss nicht der griechische, sondern der römische Name erhalten; man sagte ja auch nicht Artemis, sondern Diana, man dichtete von einer Frau Venusin, aber nicht von Aphrodite. Endlich verwickelt sich Rudolf in einen Widerspruch mit sich selbst, wenn er das eine Mal behauptet, für den gefallenen Engel sei im Mittelalter der Name Hephästus üblich gewesen, und dann wieder bis zum Auftauchen des Namens Lucifer finde sich überhaupt kein Name für den gefallenen Engel.

Damit ist der neuen Hypothese über Mephistopheles = Hephästophilus schon der Boden unter den Füssen weggezogen.

Rudolf stützt sich auf die Sage von Theophilus und findet in ihr das Gerippe des späteren Faust. Den zweiten Schritt that nach ihm der Buchdrucker Johannes Fust oder Faust, den dritten der Gaukler Georgius Sabellicus, der sich Faustus junior, magus secundus nannte; dies wäre der jüngere oder jüngste Faust, der im Anfang des 16. Jahrhunderts lebte. Und — so frage ich — der Zeitgenosse Melanchthons und Kaiser Karls V. verhielt sich dabei rein leidentlich? Mit Anknüpfung an die zwei Geisterstimmen (zur Rechten und zur Linken) im Volksbuch behauptet nun Rudolf: „Faust ist in zwei feindliche Theile getrennt anzusehen, in den Gottesfreund — Theophilus! und in den Teufelsfreund — Mephostophiles! Aber was ist Mephostophiles, Mephosto, Mephostophilus? Sollte es nicht eine Verstümmelung unseres Hephaistos, Hephästus sein und Mephestophiles — Hephästophilus???“ (Die drei Fragezeichen sind von Rudolf selbst; er scheint über seine Hypothese erschrocken zu sein.) Der Name Hephästophilus ist nach Rudolf dem Namen Theophilus nachgebildet und gehört einer Zeit an, in welcher die Theophilussage noch ganz mundgerecht war und die eigentliche Faustsage noch nicht bestand, etwa dem Mittelalter in seinem Uebergang zur neueren Zeit. Dann aber müsste ganz gewiss Hephästophilus (Mephistopheles) nicht den Teufel oder einen Teufel, sondern einen Menschen bedeuten, der ein Freund des Teufels ist, gleichwie Theophilus einen Freund Gottes bedeutet. Rudolf jedoch belehrt uns, Hephästophilus, dieses von ihm gezimmerte Wort, bedeute einen Unterteufel, einen Freund und Diener der höllischen Majestät Hephästus. Allein dann müsste Theophilus einen Engel bedeuten. Ferner wissen wir gar nichts von einer Zeit, wo die Theophilussage ganz mundgerecht war. — Wie wurde aber nach Rudolf aus Hephästophilus Mephistopheles? Die ältere Form ist bekanntlich Mephostophiles. Rudolf beruft sich nun auf die Schreibweise Mephis-Dophulus in einer Handschrift von 1509, gibt jedoch die Möglichkeit zu, dass diese Jahreszahl unecht sei. Nach den Lautgesetzen hält er eher für denkbar, dass Mephistopheles in Mephostopheles übergehen konnte (indem das folgende o auf das i verdunkelnd einwirkte), als umgekehrt. Gewagter scheint ihm der Uebergang von H in M. „Vielleicht,

sagt er, kann das M aus einer Redewendung herübergezogen sein, z. B.

> Warum‿Hephisto solche saure Miene?
> Bins nicht am‿Hephistopheles gewöhnt —

oder die Form kann sonst im Volksmunde verstümmelt worden sein, wie in Puppenspielen Promelha (Prometheus) u. dergl. Auch die Aehnlichkeit der lateinisch geschriebenen Buchstaben H und M könnte die Verstümmelung bewirkt haben.“ Verzweifelte Ausflüchte. Abgesehen davon, dass mit dem Oberteufel auch der Unterteufel fällt, woher denn die „Verstümmelung“ in Mephistopheles? Haben sich denn die Leute, die den Sinn von Hephästophilus wussten, bei Mephistopheles gar nichts Neues gedacht? Prometheus ist doch nicht von Promelha verdrängt worden, und das ursprüngliche Hephästophilus sollte von dem verstümmelten Mephistopheles so ganz und gar verdrängt worden sein, dass sich keine Spur mehr davon findet? Credat Judaeus Apella, non ego. — Auf Rudolfs Mittheilung (Archiv 1880, S. 227) von den drei alten Volksliedern von Dr. Faust, die (ohne Jahresangabe) in Steyr gedruckt seien und in denen der Name des bösen Geistes „Me*ve*- und Me*vi*stophilus“ laute, so dass der Uebergang von Hephä- zu Hephistophilus darin erkennbar sei — entgegen der o-Form — antworte ich, dass auch in dem sehr alten fliegenden Blatt aus Köln Mephistophiles steht, dass es ferner darauf ankommt, den Namen vor 1587 nachzuweisen und dass, wie aus der Schreibung des Namens mit v statt ph erhellt, der Volkspoet das Wort blos vom Hörensagen kannte.

Auf der richtigen Fährte ist nach meiner Ansicht Sabell a. a. O. S. 70 begriffen. Er erinnert an die Verwandtschaft des Namens mit Stoffel, wie Kasperle in den Puppenspielen den Geist zu nennen pflege. „Der Teufel, fährt Sabell fort, liebt das Christliche zu parodiren; so nennt er sich Voland, Faland im Gegensatz zu Heiland; statt Christoffel (wie der Name Christophorus im 16. Jahrhundert lautete) liesse sich ein gegensätzlicher Name Mepho- oder Mephi-Stoffel denken und die Frage wäre dann nur: Was bedeutet Mepho? oder Mephi? Hiess nicht so ein alter orientalischer Götze u. s. w.?“ — Schon vor mehreren Jahren, ganz unabhängig von Sabell, bin

ich auf den Gedanken gekommen, dass der Name ursprünglich Mephistophel hiess, dass in der zweiten Hälfte des Worts Stoffel oder Christoffel steckt und dass der ganze Name — das mythologische Gegenbild zu dem heiligen Christoph, Christophorus, Christoffel, nicht zu Christus selbst, bildet. Bei der Hebung von Schätzen wurde nach Wuttke, deutscher Volksaberglaube, 2. Aufl. § 641 als Zauberformel vielfach das Christophorusgebet, Christoffelgebet gebraucht. „Der Jesusknabe, sagt Wuttke, ernennt darin den Christophorus, nachdem er ihn getauft, zu seinem Schatzmeister und gibt in seine Gewalt alle verborgenen Schätze der Erde. Beim Aufnehmen des Schatzes darf man sich nicht umsehen, wenn man sich mit Namen rufen hört; das sind die Erdgeister, die dem Menschen den Schatz nicht gönnen.“ Möglich nun, dass im Gegensatz zum heiligen Christoffel der dem Menschen die Schätze missgönnende Erdgeist den Namen Mephistoffel bekam. In dem Schlüssel zu Fausts dreifachem Höllenzwang bei Scheible (Kloster 2, 907) findet sich eine solche Beschwörung; Christofeus indessen ist hier offenbar ein Druckfehler für Christofelus.

Hier begegnen uns auch die Namen Mefiafractus und Mephistophiel unter einer Menge anderer höchst willkürlicher Wortbildungen zur Bezeichnung von Teufeln. Ob dabei an das Hebräische (z. B. in Mephiboseth) oder an Mephitis (muffig, müffig?) zu denken ist, bleibt ungewiss. War nun Mephistoffel ursprünglich der neidische Erdgeist, so konnte er, wenn er zum Dienst eines Menschen durch Beschwörung gezwungen wurde, leicht die Bedeutung eines den Menschen dienenden Kobolds annehmen, wie Mephostophiles bei Wiedmann (Scheibles Kloster 2, 344) ausdrücklich sagt, er sei kein Teufel, sondern ein spiritus familiaris, der gerne bei den Menschen wohne. Wollte man also den anderen Zug in seinem Wesen hervorheben, den Neid, die Lust, den Menschen zu täuschen, ihnen allerhand Gaukelwerk, wie eben die vergrabenen Schätze vorzumalen, so war Mephistopheles bald zu einer Art Unterteufel gestempelt. — Woher aber die Form Meph*o*stophiles in den ältesten Volksbüchern? Von der Erinnerung an das doppelte o in Christophorus? Dann müsste der Name lauten: Mephist*o*ph*o*lus. Das Wahrscheinlichste ist mir: weil die Form Meph*o*stophiles voller und runder klingt, als das abgeschliffenere und

pfiffigere Mephistopheles oder Mephistophiles. Das fünfsilbige, bombastisch volltönende Wort wäre, wenn der Name von Melanchthons Landsmann und Zeitgenossen herrühren sollte, ganz im Character eines mit einem Teufelsbündniss prahlenden Landstreichers und die Form Mephistopheles (philes), die uns später begegnet, ein Versuch, das Wort in seiner ursprünglichen Gestalt wiederherzustellen. Sabell a. a. O. kommt von der richtigen Spur wieder ab, wenn er Mepho oder Mephi durchaus aus dem Orient erklären will und die Endung el jedenfalls für hebräisch hält, nachdem er doch in der zweiten Hälfte des Worts den Namen Stoffel gefunden hatte. Die älteste Form des Namens, behauptet Sabell, sei Mephostophiel, wie er in Fausts Höllenzwang, dem Staatskalender der Hölle, heisse. Allein Fausts Höllenzwang ist nach Scheible (Kloster 2, 20) trotz der Jahreszahl 1508 erst etwa im ersten Viertel des 18. Jahrhunderts irgendwo in Oesterreich gedruckt worden — zu einer Zeit, setze ich hinzu, wo der Name Mephostophiles längst bekannt war. Da aber im Höllenzwang die Teufelsnamen auf el oder iel ausgehen, so musste auch Mephostophiles, in der Endung wenigstens, hebraisirt werden.

Die Richtigkeit meiner Behauptung kann ich nun freilich nicht beweisen, aber die Unrichtigkeit von Rudolfs Erklärung glaube ich bewiesen zu haben.

II.

Ueber den „Erdgeist“ in lexikalischer Hinsicht.

Der Artikel „Erdgeist“ ist in den grossen Wörterbüchern von Grimm und Sanders bei Weitem nicht erschöpfend behandelt. Grimm hat unter „Erdgeist m. spiritus terrenus, daemon“ nur eine Stelle und zwar aus Schellings Methode des akademischen Studiums, wo der Philosoph von der Einheit des Allem inwohnenden Erdgeistes redet; hier bedeutet das Wort den allgemeinen Geist der Menschheit. Unter „Geist“ 11, e (S. 2649. 50) bringt Hildebrand jetzt wenigstens den Erdgeist, den Faust beschwört, im Gegensatz zum Zeichen und zur Wirkung des Macrocosmus, nennt darauf die Anrede Fausts an den erhabnen Geist und geht zu der neuen philosophischen Naturforschung am Ende des 18. Jahrhunderts über, erinnert dann an die höllischen Erdgeister im 17. Jahrhundert, citirt eine Stelle aus

Körners Leier und Schwert („noch dem Erdgeist ist er preisgegeben, mit dem Staube kämpft der Genius“ aus dem Gedicht „Bei der Musik des Prinzen Louis Ferdinand“) „vom weltschmerzlichen Ringen nach oben“ (aus welchen Worten man nicht klar wird, in welchem Sinn Körner hier den Erdgeist nennt; dem Zusammenhang nach, gemäss den unmittelbar vorangehenden Worten „Es ist nicht der Künste freies Streben, nicht verklärter Geister Weihekuss“ meint Körner den auf der Erde herrschenden bösen Geist, so dass das Wort eher im Sinn einer mythischen Person, als in dem einer bösen Gesinnung steht); zuletzt wird eine Stelle aus Fechners Tagesansicht „im Zusammenhang philosophischer Weltansicht“ angeführt. Hier ist alles Andere eher zu finden, als Ordnung und Zusammenhang, aber auch Vollständigkeit der Bedeutungen wird vermisst. Sanders unter Geist 7 b) nennt überirdische Wesen in den verschiedenen Elementen: Elementar-, Erd-, Feuer-, Luft-, Wassergeister und verweist auf drei Stellen im Faust und eine bei Matthisson.

Das Wort „Erdgeist“ kommt in drei Bedeutungen vor. 1) Im Sinn von irdischer Gesinnung hat Logau „Erdegeist“; vergl. Grimm unter „Erdegeist“. „Erdengeist“ hat in dieser Bedeutung Louise von François in dem Roman: die Stufenjahre eines Glücklichen, wo wir lesen: „dieser Mann war nur ein Halbgenie, denn ihm fehlte jener Bruchtheil von Kraft, mit welchem er die Fesseln des Erdengeistes gesprengt haben würde. Wenn in dieser Bedeutung nur „Erdegeist“ und „Erdengeist“ vorkommen sollten, so halte ich dies für einen Zufall.

2) Die Personification (Verpersönlichung) tritt hervor in der Bedeutung von Geistern, die im Innern der Erde, namentlich der Berge hausen. So sagt Wuttke, deutscher Volksaberglaube 2. Aufl. § 641: „Die Erdgeister wollen dem Menschen den Schatz nicht gönnen.“ Hieher gehören nach Wuttke § 45 auch die Zwerge und die mit ihnen verwandten Kobolde, welche die Bedeutung der Wolken- und der Erdgeister vereinigen, unter der Erde in Bergen wohnen und sehr emsig als Bergleute und Schmiede arbeiten. Der Kobold in der Beschwörungsscene von Goethes Faust ist nach v. Löpers richtiger Erklärung „der der Erde entstiegene Hausknecht der deutschen

Mythologie", der eben als Hausgeist im Dienst des Hauses sich abmüht — nicht, wie Schröer erklärt, der Erdgeist im Unterschied vom Geist der Erde (eine solche Unterscheidung ist nicht im Sinn und Sprachgebrauch des Dichters), der durch mühevoll beflissene Geberde sich kundgeben soll. Mit diesem Kobold, Erd- oder Berggeist, der nachher zum Hausgeist wird, haben wir von nun an nichts zu schaffen. Wir sprachen oben von Geistern; es kommt aber auch der Singular vor, als ob es nur einen Erdgeist gäbe. So bemerkt O. Glaubrecht in „die Schreckensjahre von Lindheim 1846" S. 16: „Der Aberglaube jener Zeit hatte eine Menge Geister erfunden und Luft und Erde mit ihnen bevölkert. Tellusazza war der Erdgeist, der die verborgenen Schätze bewachte. Seinen Aufenthalt entdeckte man durch die Erdspiegel und die Schätze konnten ihm nur durch bestimmte Zaubersprüchlein entrissen werden."

Der Erdgeist oder Geist der Erde bezeichnet aber auch 3) in mythologischer oder mystischer Personification das elementarische Leben des Erdplaneten, die schaffende, erhaltende, zerstörende und neu schaffende Kraft der Erde, in ihrer höchsten Spitze als den in der Menschheit waltenden Geist der Gesammtheit angeschaut. Als böse erscheint dieser Erdgeist z. B. in Novalis' Heinrich von Ofterdingen, wo ein entlegenes Kloster geschildert wird, dessen Mönche eine Art von Geistercolonie bilden. Ueber dem Kirchhof des Klosters findet sich ein Gedicht, dessen Schluss lautet:

> Helft uns nur den Erdgeist binden,
> Lernt den Sinn des Todes fassen
> Und das Wort des Lebens finden;
> Einmal kehrt euch um.
> Deine Macht muss bald verschwinden,
> Dein erborgtes Licht erblassen,
> Werden dich in kurzem binden,
> Erdgeist, deine Zeit ist um.

Damit vergleiche man Wallensteins Tod I, 2:

> Mich (Wallenstein) schuf aus gröberm Stoffe die Natur,
> Und zu der Erde zieht mich die Begierde.
> Dem bösen Geist gehört die Erde, nicht
> Dem guten u. s. w.

Hier wird der Geist der Erde ausdrücklich ein böser Geist genannt. Die falschen Mächte, die unterm Tage schlimmgeartet

hausen, die Lügengeister, von denen Max weiter redet, erinnern deutlich an die Erdgeister des Volksaberglaubens, die den Schatz nur gegen ein schweres Opfer dem Menschen in die Hände liefern. Auch Wallenstein möchte immer reicher und mächtiger werden; er bedient sich dazu des astrologischen Mittels. Der Volksaberglaube ist hier idealisirt.

In gutem Sinn braucht das Wort Schleiermacher in der Weihnachtsfeier 2. Ausg. S. 139: „Was ist der Mensch an sich anders, als der Erdgeist selbst, das Erkennen der Erde in seinem ewigen Sein und in seinem immer wechselnden Werden? — So ist auch kein Verderben in ihm und kein Abfall und kein Bedürfniss einer Erlösung. Der Einzelne aber, wie er sich anschliesst an die andern Bildungen der Erde und sein Erkennen in ihnen sucht, da doch ihr Erkennen allein in ihm wohnt, dieser ist das Werden allein und ist ein Abfall und Verderben, welches ist die Zwietracht und die Verwirrung und er findet die Erlösung nur in dem Menschen an sich. In Christo sehen wir den Geist nach Art und Weise unserer Erde zum Selbstbewusstsein in den Einzelnen sich ursprünglich gestalten. Andacht und Liebe sind sein Wesen" u. s. w. Der Geist der Erde bezeichnet hier das Allgemeine und Ewige, wie es namentlich in der Kirche sich eine Gestalt gibt, im Unterschied von dem Einzelnen, das der Auflösung und Zerstörung anheimfällt.

Als schöpferischer Geist wird der Erdgeist gefeiert z. B. in Uhlands Gedicht: „Auf Wilhelm Hauffs frühes Hinscheiden":

in der Höhle, wo die stille Kraft
des Erdgeists — räthselhafte Formen schafft.

Heinrich Noé in „Post Höhlenstein (über Land und Meer 1877, 3): „Man erfuhr aus einem englischen Werk, dass es dort im Südosten, an der Drau und Piave, Berge von Dolomitgestein gebe, welche durch ihre vielgestaltigen Formen als Thürme, Säulen, Würfel, Obelisken, Zuckerhüte, Sägen, Hörner die Verkörperung einer der wildesten Phantasieen des schaffenden Erdgeistes darstellen." Als zerstörend, vernichtend erscheint dagegen der Erdgeist bei Wilhelm Waiblinger in „die Nacht in St. Peter."

Man weiss, wie donnernd aus erschlossnem Grund
Urweltlich oft von seinem Zorn getrieben

Der Erdgeist bricht durch seinen Flammenmund,
Dass Meere zittern, Berge selbst zerstieben:
So wehts gleich einer finstern Macht empor
Aus tiefster Seele mir, ein einzger Schauer
Vom Herzen steigt es auf, wo's mächtig gohr,
Ein Feuerbild voll schwermuthsvoller Trauer.

Nach beiden Seiten, der schöpferischen und der zerstörenden, tritt der Erdgeist auf bei Waiblinger 4, 37: „Hier (in Michel Angelos Bildern) wohnt nicht die heitere Seele Sancios, in dessen Welt der Gott der Liebe und Schönheit, der Sanftmuth und Ruhe nur im Hauch eines Frühlingswindes fühlbar wird, sondern der ungeborne stürmische Erdgeist, der die schäumenden Meere regiert, der über werdenden Gebirgen ruht, dessen Hauch Orkan ist, der die kreisenden Gestirne zügelt." Hier ist der Erdgeist nahe verwandt, wenn nicht dasselbe mit dem Weltgeist, von dem Waiblinger wenige Zeilen vorher sagt: „Der Weltgeist selbst und der schaffende Gott schwebt ausgebreitet über den Wassern und der werdenden Erde" u. s. w. Wie Welt und Erde oft mit einander verwechselt werden, wie man Weltmeer und Welttheil sagt statt Erdmeer und Erdtheil, so ist auch bei Uhland in „Merlin der Wilde" und in „die Ulme zu Hirsau" der Geist der Welt, den Merlin in des Waldes Grunde erlauscht und der in dem zweiten Gedicht von der Erde hinauf in Licht und Luft ringt, so ziemlich eins mit dem Geist der Erde. — Statt Erdgeist findet sich Erdengeist bei J. G. Fischer, neue Gedichte S. 69: „als ob der Erdengeist verschied um diese dürre Stunde" (um die dritte Stunde des Nachmittags).

In einer eigenthümlichen Bedeutung braucht Herder das Wort Erdengeist = ein Erdgeist, ein irdischer Geist, daemon, spiritus terrenus in den Ideen zur Philosophie etc. V, 6: „Der jetzige Zustand des Menschen ist wahrscheinlich das verbindende Mittelglied zweier Welten. Wenn höhere Geschöpfe auf uns blicken, so mögen sie uns wie wir die Mittelgattungen betrachten, mit denen die Natur aus einem Element ins andere übergeht. So ists auch mit der Menschennatur. Ihr Unförmliches fällt einem Erdengeist schwer auf; ein höherer Geist aber, der in das Inwendige blickt und schon mehrere Glieder der Kette sieht, die für einander gemacht sind, kann uns zwar

bemitleiden, aber nicht verachten“ (vergl. über die hier ausgesprochene Vorstellung einer Stufenleiter von Geistern meine Schillerstudien S. 255).

Lenken wir nun von einem Erdgeist wieder zu dem einen Erdgeist zurück, so können wir hier nach Hildebrands Vorgang Fechner nennen, der mit dem Erdgeist Ernst macht und in der rollenden Erdkugel den Körper sieht für einen Geist, der uns nur unerforschlich ist, ähnlich wie der Körper des Menschen einen solchen Geist verbirgt. Bei Goethe findet sich das Wort Erdgeist ausser im Faust noch in dem Gedicht „Requiem, dem frohesten Manne des Jahrhunderts, dem Fürsten von Ligne“. Er lässt dem Jüngling der Schlachten Ruf, der Prüfung Ruf erschallen.

Das Entsetzen wie das Grauen,
Das Zerstören als ein Bauen
Nur voran mit Geistsgewalt!
Wirbelt Pauke, Drommete schallt.

Der Erdgeist baut und zerstört; seinem ungestüm kriegerischen Wesen steht „der Genius“ gegenüber, der harmonische Geist der Besonnenheit, des Ewigen und Wahren, das im herrlichen Lichte der Sonne wohnt. Offenbar dasselbe Verhältniss, wie zwischen dem Macrocosmus und dem Erdgeist im Faust — worüber der nächste Artikel Aufschluss geben wird.

Als kleines Intermezzo betrachten wir:

4) die Stelle:

Ein garstig Lied! Pfui! ein politisch Lied!
Ein leidig Lied!

Das Fragment von 1790 hat: „Ein garstig Lied! Pfuy! ein politisch Lied ein leidig Lied!“ Dazu bemerkt Schröer, der ursprüngliche Sinn sei: „Ein politisch Lied ist ein garstig Lied.“ Ganz gewiss ist dies der Sinn, ob man so oder so liest; die verschiedene Interpunction thut nichts zur Sache. Schröer bemerkt weiter: „Eine Anspielung auf die Stelle findet sich schon in einem Briefe des Dichters vom 19. Februar 1776 an Johanna Fahlmer: „Liebe Tante ‚ein politisch Lied!‘“ Auch der Herausgeber der Briefe Goethes an Johanna Fahlmer, Urlichs, sagt S. 107: „Aus Faust, den also Johanna gekannt zu haben scheint.“

Es ist aber noch ein Fall möglich, nemlich, dass es zu

jener Zeit eine sprichwörtliche Redensart war, ein politisches Lied sei ein böses, leidiges Lied. Auf diesen Gedanken bringt mich der Anfang von Herders Gedicht: Coalition. Herder sagt hier:

> Politisch Lied, ein böses, böses Lied!
> So sagt das Sprichwort; und du willst, o Freund,
> Dass dichtend unsre Nation sogar
> Politisire?

Herders Gedicht ist jedenfalls nach 1790 entstanden; Herder hat darin in der Verbitterung über das damalige Kriegsgeschrei und den Ausgang der ersten Coalition gegen Frankreich einer einseitig humanistischen Richtung ihren Ausdruck gegeben. Der Schluss des Gedichts, das meines Wissens noch nie als Parallele zu Goethe angeführt worden ist, lautet:

> Sieh, Freund, so spricht die deutsche Politik
> Vom Fernsten immer und vom Weitesten,
> Nur nicht von sich: und lohnt es wohl der Müh,
> Die Musen mit dem Wuste zu entweihn?
> Verbannt aus Deutschland ist die Politik;
> Verbannt sei nur nicht die Menschlichkeit!

Die letzten Worte klingen an das bekannte Epigramm an:

Deutscher Nationalcharacter.

> Zur Nation euch zu bilden, ihr hofft es, Deutsche, vergebens;
> Bildet dafür, ihr könnt's, freier zu Menschen euch aus.

Nach überwiegender Wahrscheinlichkeit ist dieses Xenion von Goethe; seinem Geist und Gehalt nach könnte es aber auch von Schiller sein (vgl. meine Schillerstudien S. 171). Möglicherweise rührt das Epigramm von beiden Dichtern zugleich her; denn, wie wir wissen, machte oft Schiller den Hexameter, Goethe den Pentameter oder umgekehrt. Zum Glück ist Herder sich mit seinem Widerwillen gegen die politische Poesie nicht gleich geblieben; wir haben von ihm mehrere politische Lieder. Aus den Worten vollends, die Goethe in Auerbachs Keller einem halb berauschten Studenten in den Mund legt, folgt nichts für des Dichters eigene Ansicht. Faust ist kein unpolitisches Gedicht; abgesehen vom II. Theil, wo Faust wirklich praktischer Politiker wird, weist schon der Erdgeist, der im Thatensturm hin und her weht, auf die Welt der Politik und Geschichte hin.

Gustav Hauff.

Beiträge zur Geschichte der Pastoraldichtung.

Von

Adolf Kressner.

I.

Einleitung. Montemayors Diana.*

Die Pastoraldichtung ist uralt. Schon in frühester Zeit scheint man den Contrast zwischen den verfeinerten Sitten, welche das Zusammenleben in den Städten erzeugte, und dem urwüchsigen Leben auf dem Lande gefühlt und diesem Gefühl poetisch Ausdruck gegeben zu haben. Viele Stellen der Bibel weisen darauf hin, dass diese Dichtungsart den Völkern des Ostens bekannt war, und das um das Jahr 950 v. Chr. von einem unbekannten Verfasser gedichtete und in den Kanon der Heiligen Schrift aufgenommene Lied der Lieder (Hohelied Salomonis) muss als das erste grössere Erzeugnis der Gattung angesehen werden; es schildert uns in fünf deutlich characterisierten Scenen das Liebeswerben des Salomo bei der Hirtin Sulamith, die aber die Anträge des Königs zurückweist und ihrem Hirten treu bleibt.

Wie bei den Völkern des Ostens, so werden auch bei den

---

* Ursprünglich beabsichtigte ich eine zusammenfassende Geschichte der Pastoraldichtung zu schreiben; da aber die Berliner Kgl. Bibliothek die notwendigen Bücher mir zu übersenden sich weigerte, so will ich mich vorläufig auf einzelne Abhandlungen beschränken. — Anregung und viele wertvolle Hinweisungen verdanke ich Dunlops trefflichem Buche: History of Fiction, deutsch von F. Liebrecht, Berlin 1851.

Griechen die Hirten Musik und Poesie getrieben und gepflegt haben. Schon Homer schildert sie uns, wie sie sich am Klange der Hirtenflöte, der Syrinx, ergötzen:

> *οἱ μὲν τάχα προγένοντο, δύω δ' ἅμ' ἕποντο νομῆες*
> *τερπόμενοι σύριγξι.*

heisst es Ilias XVIII. 525. Zu diesen musikalischen Belustigungen, denen sie sich in ihrer Einsamkeit hingaben, werden wohl bald Gesänge getreten sein, ursprünglich Hymnen an ländliche Gottheiten, an Pan und die dorische Artemis, mit deren Cultus nach den Mitteilungen mehrerer Grammatiker der Ursprung der Hirtendichtung verknüpft ist.

Bald aber drang in diese religiösen Dichtungen ein volkstümlich-humoristisches Element; als echte Naturkinder fassten die Hirten gewisse Vorgänge in der Tier- und Menschenwelt als höchst selbstverständlich auf und trugen kein Bedenken, dieselben in poetischer Form, mit derber Komik gewürzt, zu schildern. Besonders blühte diese volkstümliche Hirtenpoesie auf Sicilien; als ihre Hauptvertreter werden uns drei Männer genannt, Stesichoros, Philoxenos und Sophron, von deren Werken jedoch fast nichts auf uns gekommen ist. Aber wie beschaffen diese Poesie gewesen ist, das können wir erkennen aus den Idyllen des Theokritos, der beglaubigtermassen den Sophron sich zum Vorbilde nahm, aber als der erste unter den Griechen ihr wahrhaft künstlerische Form gegeben hat. Er lebte um das Jahr 260 v. Chr., meistenteils in Syracus; wir haben von ihm dreissig Idyllen, einige im dorischen, andere im ionischen, die drei letzten im äolischen Dialecte abgefasst, welche sich durch genaue Beobachtung des Hirtenlebens, durch lebensvolle Schilderung desselben und durch einen über sie ausgegossenen zart-lyrischen Anstrich auszeichnen, ohne an passenden Stellen eine gewisse, aber nie ins Zügellose gehende Derbheit zu verschmähen. (Theocriti Idyllia, ex recensione Fritzschii. Lipsiae, Teubner 1870. — Von demselben Herausgeber: Theocrits Idyllen mit deutschen Anmerkungen. Leipzig, Teubner. — Die Idyllen des Theokritos, übersetzt und erläutert von Fr. Zimmermann. Stuttgart 1859.)

Nachahmer fehlten dem Theokritos in diesem von ihm ge-

schaffenen Litteraturzweige nicht; die bekanntesten sind Bion aus Smyrna, um 200 v. Chr., von dem wir neben einem längeren Gedichte Ἐπιτάφιος Ἀδώνιδος nur Fragmente besitzen, und Moschos aus Syracus, um 180 v. Chr., von dem kleinere epische Dichtungen und eine Anzahl Fragmente vorhanden sind. (Bionis et Moschi carmina ex codicibus Italis ed. Chr. Ziegler. Tübingen 1868.)

Der bedeutendste aber aller Nachahmer des Theokritos ist P. Vergilius Maro (70—19 v. Chr.) in seinen Bucolica genannten Gedichten. Durch eifrige Lectüre des griechischen Vorbildes hatte er sich trefflich die Behandlungsweise desselben angeeignet; dasselbe warme Gefühl für die Schönheit der Natur und dieselbe naturgetreue Schilderung des einfachen Lebens des Hirtenstandes treffen wir bei ihm. Freilich besteht immerhin ein nicht wegzuleugnender Unterschied zwischen beiden Dichtern. „Während Theokrit als glücklicher Landschaftsmaler uns überall die Scene klar vor die Augen führt, verschwimmen Vergils Landschaftsbilder, ausser, wo er uns die Lage seines eignen Gutes schildert, ins Unbestimmte; während Theokrit als scharfer Beobachter und Menschenkenner überall den rechten Volkston zu treffen weiss, haben Vergils Hirten die Kenntnisse und reden im Tone der gebildeten Römer; während Theokrit endlich auf das glücklichste individualisiert, allegorisiert Vergil auf künstliche Weise“ (Ladewig in der Einleitung zu seiner Ausgabe von Vergils Bucolica und Georgica, Berlin, Weidmann). Zu dieser Allegorie war Vergil gezwungen worden durch seine persönlichen Verhältnisse; als er sein Gut, ja sein Leben durch die politischen Wirren des Landes gefährdet sah, suchte er die Gunst hochgestellter Personen durch seine Lieder, in denen er unter fingierten Namen und Verhältnissen seine eigene Lage schildert, zu erwerben und sie zum Schutze seines Eigentums durch feines Lob anzuregen. Unter seinen Landsleuten wurde Vergil nachgeahmt von Calpurnius Siculus, um das Jahr 60 n. Chr., von dem wir sieben Eclogae übrig haben, und von Decimus Magnus Ausonius, um 350 n. Chr., in seinen Idyllia XX. Aber von dem weitgreifendsten Einfluss waren Vergils Eclogen mit ihren vielfachen Allegorien auf die Hirtendichtung des Mittel-

alters. Denn er gehörte ja bekanntlich zu den Dichtern, dessen Werke zu studieren man selbst in der Zeit der grössten mittelalterlichen Verdummung nicht aufgehört hatte, und als das Morgenrot der Renaissance hereinbrach, da wurden sie ein Gegenstand der höchsten Bewunderung und steter Nachahmung, nicht nur in lateinischer Sprache, sondern auch in verschiedenen modernen Idiomen. Bevor wir aber diese Nachdichtungen besprechen, müssen wir einen Schritt zurückgehen, um die Bekanntschaft eines nicht minder gewichtigen, ja wohl noch einflussreicheren Werkes zu machen, der *Ποιμενικὰ τὰ κατὰ Δάφνιν καὶ Χλόην* (Hirtengeschichte von Daphnis und Chloe) des Griechen Longos. (Ausgabe von Villoison, 2 vol. Paris 1778 — Griechisch und Deutsch von Passow, Leipzig 1811. — Griechisch und lateinisch von Seiler, 1835. 1843. — Uebersetzt von Jacobs, Stuttgart 1832.) Dieses Werk, wahrscheinlich im V. Jahrhundert nach Chr. verfasst, ist insofern Epoche machend, als es die erste romanhaft ausgeschmückte Darstellung von Hirtengeschichten in Prosa ist, wobei wir mit „romanhaft“ die in mystisches Dunkel gehüllte Geburt der beiden Helden, sowie die Wiedererkennung durch ihre Eltern bezeichnen; denn sonst lebt seine Hirtenwelt ebensowenig wie die des Theokritos in einem idealen goldenen Zeitalter, sie ist vielmehr voller Sorge, Mühe und Gefahren; raffinierte Wollust sucht der ländlichen Unschuld zu schaden; Gefangenschaft und Feindesnot tauchen als drohende Gespenster auf und erschrecken das arme Landvolk. Aber über das Ganze liegt eine so heitere Anmut ausgebreitet, die Geschichte der naiven Kinder fesselt, rührt und unterhält uns so, dass, wenn auch einige erotische Scenen der üppigsten Art den Genuss der Lectüre stören, wir doch das Buch mit der grössten Zufriedenheit zu Ende lesen und mit dem Bewusstsein aus der Hand legen können, eines der besten Denkmäler spätgriechischer Litteratur kennen gelernt zu haben. Zugleich aber wollen wir gestehen, dass von allen alten und modernen Hirtenromanen der des Longos der beste, natürlichste und unterhaltendste ist; dass er der einzige ist, in dem die Fabel strict und ohne Umschweife oder langatmige Episoden zu Ende geführt wird; dass er der einzige ist, in dem wahres Leben frisch pulsiert, in dem

nicht eine geschminkte, übertünchte Gesellschaft sich künstlich in einen Urzustand zurückzuversetzen sucht, den sie nie gekannt hat.

Nach dem Erscheinen dieses Werkes des Longos ruhte die Pastoraldichtung lange Zeit; die politischen Stürme der nächsten Jahrhunderte, in deren Wirbel alle west-europäischen Staaten hineingerissen wurden, hinderten die Menschheit, sich der heiteren, leichten Dichtung hinzugeben, und von Sturm und Drang erfüllt, wie sie war, sehnte sie sich vielleicht auch gar nicht nach jenem ruhigen Leben in der Natur.

Erst im XII. und XIII. Jahrhundert begegnen wir bei den Provenzalen und den Nordfranzosen wieder Hirtendichtungen, die jedoch in trivialer Weise fast alle dieselbe Scene schildern: der Dichter geht spazieren, trifft eine schöne Schäferin, macht derselben Liebesanträge, oft in recht handgreiflicher Sprache,* und findet meistens seines Wunsches Gewährung, oder aber er wird durch hinzukommende Hirten verjagt. Bei den Altfranzosen scheint besonders das Schäferpaar Robin und Marion in Ansehen gestanden zu haben, die in treuer Liebe an einander hängen und die ein Ritter vergeblich durch seine Werbung zu trennen sucht. Eine grosse Anzahl längerer oder kürzerer Gedichte betrifft diesen Stoff, der Dichter Adam de la Halle (XIII. Jahrh.) hat ihn sogar dramatisch behandelt. Doch macht die Dichtung, einzelne Stellen abgerechnet, einen wenig erfreulichen Eindruck; interessant ist sie wohl besonders deswegen, weil uns dort Spiele der Hirten vorgeführt werden und wir so einen Einblick in die damaligen Volksbelustigungen bekommen. (Théâtre français au moyen-âge p. p. Monmerqué et Michel. Paris 1874, pg. 31—48; 102 bis 135.)

Als Italien im XIV. Jahrhundert sich der Hirtendichtung bemächtigte, trat dieselbe in eine neue Phase. Die Renaissance

---

* Toza, fi m'eu, gentils fada
vos adastret, quan fotz nada
d'una beutat esmerada
sobre tot' autra vilana.
e seriaus ben doblada
sim vezi' una vegada
sobeiras e vos sotrana. Marcabrus (XII. Jahrh.).

hatte inzwischen ihr aufklärendes Licht über die Menschheit ausgegossen; die alten Schriftsteller wurden von dem Staube der Bibliotheken, der Jahrhunderte lang auf ihnen gelastet hatte, befreit, und die moderne Welt suchte in freudiger Begeisterung ihnen nachzustammeln. Den Reigen beginnt Boccaccios Ameto (herausgeg. v. Sansovino, Venezia 1545), offenbar beeinflusst durch die Dichtungen der Trobadors und durch Vergil; eigentümlich ist diesem Idyll, dem ersten in italiänischer Sprache, die Abwechselung zwischen Prosa und Poesie. Der Ameto diente als Vorbild der Arcadia des Sannazaro (1471—1533). Auch hier finden wir Poesie und Prosa sich abwechselnd, aber noch in gleichem Verhältnisse, während bei den Späteren, die dasselbe Verfahren adoptierten, die Prosa bedeutend überwiegt, und nur gelegentlich zur Ausschmückung ein Sonett, eine Ecloge, ein Villancico eingeschoben wird. Bei Sannazaro zeigt sich besonders der obenerwähnte Einfluss des Vergil; seine Arcadia ist weniger ein Roman, als „eine Schilderung der Beschäftigungen und Zeitvertreibe der Hirten, deren Handlungen und Gefühle der Einfachheit des ländlichen Lebens gewöhnlich recht gut angepasst sind“ (Dunlop). Des Sannazaro Werk ahmte nach, wie er selbst an mehreren Stellen gesteht, der Portugiese Fernão d'Alvarez do Oriente (um 1570) in seiner Lusitania Transformada, eintönigen Schilderungen aus dem Hirtenleben, mit zahlreich eingeflochtenen Allegorien, in denen nur selten das natürliche Gefühl sich geltend macht.

In Italien war es auch, wo die dialogische Form der Ecloge zum Drama ausgebildet wurde; in diese Gestalt kleidete Poliziano (1454—1494) seinen Orfeo, Beccari sein Sacrificio (1554), Lollio seine Aretusa (1563), Agostino degli Arienti seinen Sfortunato (1567), Tasso seinen Aminta (1573); das bedeutendste der italiänischen Hirtendramen ist aber der Pastor fido des Guarini (1537—1612), das ganz Europa pries und zu lesen sich beeiferte.

Auch das Prosawerk des Longos wurde wieder hervorgeholt, übersetzt, nachgedichtet und in der Ursprache studiert. 1559 übersetzte Amyot die Abenteuer des Daphnis und der Chloe, Gambara dichtete dieselben in lateinischen Versen nach

(1569), die erste griechische Ausgabe erschien 1598. Spanien war es, welches zuerst die von dem Griechen gezeigte Bahn einzuschlagen versuchte; aber wir müssen bedenken, dass tausend Jahre dahingegangen waren, seitdem jene reizende Nachblüte griechischer Litteratur das Licht der Welt erblickt hatte; dass die Gesellschaft viele durchgreifende Revolutionen durchgemacht und nicht mehr das richtige Verständnis für arcadische Zustände hatte; dass vor allem das glanzvolle Rittertum über sie dahingestrichen war und nachhaltige Eindrücke hinterlassen hatte. Wenn es also auch unbestreitbar feststeht, dass des Longos Buch den Anstoss zu den Schäferromanen des XVI. und XVII. Jahrhunderts gegeben hat, so darf man sich auch andererseits nicht verhehlen, dass sie eigentlich nur darin übereinstimmen, dass sie die Scene auf das Land verlegen, dass die handelnden Personen Hirten sind und dass hier und da einmal eine antike Anschauung, eine antike Gottheit uns begegnet, die sich allerdings seltsam genug in ihrer modernen Umgebung ausnimmt; die behäbige Schönheit und Naturfrische des Griechen erreichen sie nicht; sie sind im Gegenteil matt, weitschweifig, oft allegorisch, mit romantischen Episoden überladen, die gewöhnlich das ganze Interesse in Anspruch nehmen und die Haupthandlung in den Hintergrund drängen. Daher ist denn auch der Eindruck, den die Lectüre dieser Werke hinterlässt, meist ein recht unerquicklicher; das Streben der überfeinerten Gesellschaft, sich in Zeiten und Gefühle zu versetzen, die ihnen so unendlich fern stehen und fremd sind, das Geschraubte, Stelzenhafte der Ausdrucksweise, die gedrechseltste Ziererei statt wahrer Empfindung lässt uns meist gähnend derartige Werke halbgelesen bei Seite legen. Und doch muss andererseits jeder, der sich auch nur wenig unter den litterarischen Erzeugnissen jener Epoche umgesehen hat, gestehen, dass die Rolle der Pastoralromane in der Litteratur nicht unbedeutend ist, dass ihr Einfluss auf die Bildung der damaligen Gesellschaft nicht unterschätzt werden darf, dass sie bei ihrer Wichtigkeit für die Kulturgeschichte nicht ganz die Verachtung verdienen, mit der die Nachwelt sie gestraft hat, dass bei dem ehrwürdigen Alter der Pastoraldichtung ihnen die Aufmerksamkeit der Litteraturfreunde gebührt.

Der erste Schäferroman, der das Vorbild aller noch zu nennenden wurde, ist die Diana des Montemayor (1520 bis 1561). Dies Werk, sowie seine Fortsetzungen und Nachahmungen, zeigt sogleich die oben berührten Schwächen; die Allegorie steht in schönster Blüte, die Haupthandlung ist auf ein Minimum beschränkt und unser ganzes Interesse wird durch die eingeschalteten Episoden in Anspruch genommen. Die Diana (7 Bücher umfassend) ist von Montemayor nicht beendet worden; Alonzo Perez von Salamanca liess 1564 eine Fortsetzung in 8 Büchern erscheinen, ohne dass auch er zu einem Abschluss gelangte.* Unabhängig von ihm führte Gaspar Gil Polo die Diana in 5 Büchern 1574 zu Ende; seine Fortsetzung scheint besonders den Beifall der Zeitgenossen gefunden zu haben, wenigstens lässt sich dies aus der Scene in Cervantes' Don Quixote schliessen, in der der Pfarrer und der Barbier des Ritters Bibliothek verbrennen; „die Diana des Salamankers," sagte der Pfarrer, „möge die zum Scheiterhaufen verdammten begleiten und ihre Zahl vermehren, die des Gil Polo hingegen muss bewahrt werden, als hätte Apoll selbst sie verfasst." (I, 6.)

Von den spanischen Nachahmungen des Montemayor ist die bekannteste die Galatea des Cervantes, welche 1584 zum ersten Male im Druck erschien und gleichfalls von grossem Einfluss auf die späteren Werke dieser Art war. Ferner sind zu erwähnen Los diez libros de Fortunas d'Amor von Pedro Frasso (1573), El Pastor de Iberia von Bernardo de la Vega, El Pastor de Fílida von Luis Galvez de Montalvo (1582), El Desengaño de Celos von Lope de Enciso (1586), Las Ninfas de Henares von Gonzales (1587).

Montemayors Diana muss sehr bald in England bekannt geworden sein, denn sie hat offenbar Sir Philip Sidney

---

* Dunlop sagt p. 356, dass er nie des Alonzo Perez Fortsetzung gesehen habe; in der Ausgabe von Montemayors Diana, die mir vorgelegen hat (La Diana de George de Monte Mayor. Primera y segunda parte. Agora nuevamente corregida y emendada. En Lisboa, Craesbeeck 1624) war das Buch des Perez unmittelbar dahinter gebunden, mit dem Titel: Segunda Parte de la Diana de George de Monte Mayor. Por Alonzo Perez 1624.

(† 1586) das Muster zu seiner Arcadia (The Countess of Pembroke's Arcadia, London 1590) gegeben. Das Werk hat auch darin mit seinem Vorbilde Aehnlichkeit, dass es unvollendet geblieben, und dass neben dem pastoralen Element sich ein starker Zug nach der bunten Abenteuerlichkeit der Ritterromane in ihm findet.

Im XVII. Jahrhundert wanderte der Hirtenroman nunmehr nach Frankreich, woselbst 1610 der erste Band von D'Urfés Astrée* erschien und sofort das grösste Aufsehen erregte, nicht sowohl wegen des romanhaften Inhalts, als wegen der unter Hirtennamen darin auftretenden wohlbekannten Persönlichkeiten und ihrer Liebeshändel. Sobald indessen spätere Generationen das Verständnis für diese Allegorien und Anspielungen verloren hatten, sank das Ansehen des Buches bald, wozu auch seine Langatmigkeit und die Unnatürlichkeit seiner Begebenheiten nicht wenig beitrugen. Doch ist an vielen Stellen, wo der Dichter von der Allegorie absieht, ein wahrhaft poetisches Gefühl nicht zu verkennen, besonders da, wo er sich in Naturschilderungen ergeht; so lässt es sich denn auch erklären, dass Männer wie La Fontaine und Rousseau das Werk immer wieder mit Freuden lasen.

Auch Deutschland trug im XVII. Jahrhundert sein Scherflein zur Geschichte der Hirtendichtung bei; Opitz (1597—1639) schrieb das armselige Singspiel Daphne, eine Schäferei und die Schäferei der Nymphe Hercynia, und die Nürnberger Pegnitzschäfer erfreuten ihre Zeitgenossen mit arcadischen Süsslichkeiten. Der letzte Ausläufer dieser Richtung in Deutschland ist Salomon Gessner (1730—1788), dessen weichliche, widerlich süssliche Idyllen ihrer Zeit sehr beliebt waren, von denen aber „ein gesundes Gemüt sehr bald sich mit Widerwillen wegwendet“ (Vilmar).

Noch einmal wurde im XVIII. Jahrhundert den Schäferromanen das Wort geredet von dem enthusiastischen Verehrer spanischer Litteratur, dem französischen Dichter Florian (1755—1794), der des Cervantes Galatea in seine Muttersprache übertrug und selber einen Hirtenroman, Estelle, verfasste.

---

* Erst 1647 wurde der Roman vollständig in 5 Bänden herausgegeben.

Aber mit dem zur Neige gehenden Jahrhundert erlosch auch das Interesse für die Hirtenwelt, deren Erlebnisse viele Menschenalter hindurch die Gesellschaft ergötzt hatten, und sie schläft jetzt, in den Staub der Bibliotheken gehüllt, jenen ihr wohl zu gönnenden Schlaf, aus dem sie höchstens alle Decennien einmal die Hand des stöbernden Litterarhistorikers weckt.

In den folgenden Blättern geben wir den Lesern des Archivs eine möglichst übersichtliche Inhaltsangabe von Montemayors Diana, jenem Werke, das, wie wir soeben auseinandergesetzt haben, von so bedeutendem Einflusse auf die späteren Hirtenromane gewesen ist. Die Haupthandlung, die, wie gesagt, unser Interesse weniger erregt als die Episoden, ist in schnellen Umrissen von uns skizziert, woher es denn auch kommt, dass die drei letzten Bücher verhältnismässig wenig Raum einnehmen, während wir auf den besten Teil des Buches, auf die Episoden, möglichst genau eingegangen sind, ja sogar die des IV. Buches meist wörtlich aus dem Spanischen übertragen haben. Auffallend ist, dass die jetzt abgeschlossene Rivadeneyrasche Biblioteca de Autores Españoles das Werk des Montemayor nicht berücksichtigt hat, sondern nur im dritten Bande eben jene Episode des IV. Buches abdruckt. (Historia del Abencerraje y la hermosa Jarifa.) Möge unsere bescheidene Arbeit zur Ausfüllung jener Lücke beitragen.

Jorge de Montemayor stammt aus Portugal; er wurde bei Coimbra, in dem Oertchen Montemor, um 1520 geboren. (Er schildert seine Heimat im Anfange des siebenten Buches der Diana in prächtigen Farben.) In früher Jugend kam er an den spanischen Hof, woselbst er im Dienste von Karls V. Sohn, Philipp, als Musiker ein Unterkommen fand. Als dieser als Philipp II. den spanischen Thron bestieg, blieb Montemayor als Dichter in des Königs Umgebung und verharrte in dieser Stellung bis zu seinem Tode (um 1561). Noch als junger Mann, um 1545, begann er seine Diana, wobei er nicht nur den Zweck verfolgte, einen interessanten Hirtenroman zu schreiben, sondern auch „verschiedene Ereignisse zu erzählen, die sich wirklich zugetragen haben, obgleich sie hier unter der

Hülle einer Hirtendichtung erscheinen" (seine eignen Worte im Argomento). So sollen die Erlebnisse des Silvano eine Jugendliebe des Herzogs von Alba darstellen; mit der Diana soll eine hochgestellte Dame gemeint sein, die er in seinen (dem Roman vorgedruckten) Sonetten Marfida nennt und in die er verliebt gewesen; er fand dieselbe bei der Rückkehr von einer Reise verheiratet und schildert ihre unglückliche Ehe in der Erzählung von der Verbindung der Diana mit Delio, sein eignes Weh aber in dem Unglück des Sireno.

Erstes Buch. Glücklich und zufrieden hatte der Schäfer Sireno gelebt, nur auf seine Schafe bedacht, die schöne Natur geniessend, auf der Stockpfeife und Schalmei spielend und Verse machend, bis die Liebe zu der schönen Hirtin Diana ihm sein Glück und seine Freiheit nahm: „zu Bächen wurden seine Augen, sein Antlitz veränderte sich, sein Herz wurde so vom Unglück eingenommen, dass, wenn das Geschick ihm einigen Trost hätte gewähren wollen, er ein neues Herz gebraucht hätte, um ihn aufzunehmen." Herab steigt er von den Bergen von Leon, an die Ufer des Ezla, und den Ort sehend, wo er zuerst die Treulose erblickt hat, bricht er in Thränen aus und verwünscht sein Gedächtnis, das ihn an all sein verlorenes Glück und an die Untreue der Geliebten erinnert. Sirenos Zuneigung zu der reizenden Diana war nämlich von dieser erwidert worden, und zwar so innig, dass alles, was nicht ihren Hirten betraf, ihr abscheulich und langweilig schien, und alle Zeit schlecht angewendet, wo sie nicht von ihrer Liebe hören oder reden konnte. Trotz alledem hatte Sireno, der sich auf einige Zeit aus seinem Heimatsorte entfernt hatte, bei seiner Rückkehr die Geliebte in den Armen Delios gefunden. Zwar sagte das Gerücht, dass sie mit ihm nicht glücklich lebte, denn Delio war ein Mann reich an Glücksgütern, aber arm an Schätzen, die die Hirten achten, wie da sind Instrumente spielen, singen, tanzen, Wortkämpfe bestehen; er schien nur geboren um zuzuhören und zuzuschauen. Während nun Sireno den Qualen seines Herzens in einem traurigen Liede Ausdruck giebt, naht sich ihm der Schäfer Silvano, früher sein Neben-

buhler, aber seitdem die Liebe Sirenos und Dianas bekannt geworden war, dessen Freund, denn die Zuneigung, die er zu Diana hegte, gestattete ihm nicht, gegen den zu sein, dem sie in Liebe sich zuwandte. Als sie nun in gebundener und ungebundener Rede die verlorene Geliebte beklagen, tritt eine Schäferin zu ihnen aus dem dichten Gebüsch an den Ufern des Ezla. Auf ihre Frage teilen sie ihr die Ursache ihres Kummers mit, worauf jene, nicht minder trostlos, ihre Lebensgeschichte* mit folgenden Worten erzählt:

In dem mächtigen und unbesiegbaren Königreiche Lusitanien giebt es zwei wasserreiche Ströme, welche, müde den grösseren Teil unseres Spaniens zu bewässern, nicht weit von einander entfernt sich in den Ocean ergiessen. An einem derselben, am Duero, liegt mein Heimatsdorf, in dem ein prächtiger Tempel der göttlichen Minerva steht, der zu gewissen Zeiten des Jahres von den angesehensten Hirten und Hirtinnen jener Provinz besucht wird. Nun begab es sich, dass eins der Hauptfeste der Göttin herannahte, welches wir Hirtinnen mit süssen Gesängen und Hymnen feiern, die Hirten aber mit Wettkämpfen untereinander im Laufen, Tanzen, Ringen, Stangenziehen, wobei Kränze von grünem Epheu, hübsche Schalmeien und Flöten, Hirtenstäbe von knorriger Esche, und andere vom Hirtenvolk hochgeschätzte Dinge als Preise für die Sieger ausgesetzt wurden. Als der Tag des Festes gekommen war, zogen wir Hirtinnen unsere gewöhnliche und gemeine Gewandung aus und legten die beste an, die wir hatten, denn wir sollten, wie wir es schon die anderen Jahre gethan hatten, die Nacht vorher in dem Tempel wachen. Während wir uns nun in Gesellschaft unserer Freundinnen in dem Heiligtume befanden, sahen wir eine Schaar von schönen Hirtinnen eintreten, begleitet von einigen Hirten. Nachdem letztere ihre Andacht verrichtet hatten, gingen sie wieder hinaus, denn es bestand die Einrichtung, dass kein Hirt den Tempel betreten durfte, es sei denn um ein kurzes Gebet zu sprechen, und dass er sich dann sofort wieder hinausbegeben musste, bis am folgenden Tage ihnen allen der Eintritt gestattet wurde, damit sie

* Diese Episode hat der italiänische Novellist Celio Malespini in seine Ducento Novelle aufgenommen, und befindet sie sich daselbst im I. Teile unter No. 25.

an den Ceremonien und dem stattfindenden Opfer teilnehmen konnten. Als nun die Hirtinnen, von denen ich eben sprach, ihre Gebete verrichtet und ihre Gaben vor dem Altar niedergelegt hatten, setzten sie sich zu uns anderen, und mein Geschick wollte, dass an meiner Seite sich niederliess eine, durch die ich unglücklich werden sollte alle Tage meines Lebens. Bald bemerkte ich, dass diese ihre Augen nicht von meinem Gesicht abwandte; sah ich sie aber an, so schlug sie den Blick nieder, indem sie sich stellte, als ob sie mich nur dann anzublicken wagte, wenn ich fortsah. Ich hätte zu gerne gewusst, wer sie wäre, und wohl tausend Mal war ich im Begriff sie anzureden, ganz verliebt in ihre schönen Augen, die sie allein unverhüllt trug. Endlich ergriff ich mit aller möglichen Höflichkeit die schönste und zarteste Hand, die ich je gesehen habe, und auch sie ergriff die meine und hielt die Augen darauf geheftet. „Schöne Hirtin," sagte ich zu ihr, „nicht diese Hand allein ist bereit Euch zu dienen, sondern auch das Herz und Gemüt derjenigen, der sie angehört." Ismenia (denn so nannte sich die, welche der Grund aller Unruhe meines Herzens wurde), welche sich schon ausgedacht hatte, mir den Spott anzuthun, den Ihr gleich vernehmen werdet, antwortete mir ganz leise, damit niemand es hörte: „Anmutige Hirtin, dergestalt bin ich Euer, dass ich mich erdreistete zu thun, was ich that. Ich bitte Euch, dass Ihr mir nicht zürnt, dass ich beim Anblicke Eures Antlitzes nicht mehr Macht über mich hatte." Hocherfreut darüber trat ich näher an sie heran und sagte lächelnd zu ihr: „Wie geht es zu, Hirtin, dass, da Ihr doch so schön seid, Ihr Euch in eine andere verliebt, der soviel daran fehlt und ausserdem ein Weib ist wie Ihr?" „Ach, Hirtin," antwortete jene, „das ist die Liebe, welcher am wenigsten ein Ende droht und deren Genuss das Geschick gestattet, ohne dass Schicksalsschläge oder Wechsel der Zeit ihn hindern." Sofort entgegnete ich ihr: „Wenn doch die Natur es mir gegeben hätte, auf so höfliche Worte zu antworten! Aber glaubet mir, schöne Hirtin, dass selbst der Tod nicht im Stande sein wird, mich von meinem Vorsatze, Euch zu gehören, abzubringen." Und dergestalt waren unsere Umarmungen und soviel Liebesworte sagten wir einander und so aufrichtig waren sie

von meiner Seite, dass wir nicht auf die Gesänge der Hirtinnen achteten, noch auf den Tanz der Mädchen sahen, noch auf die anderen Lustbarkeiten, welche im Tempel stattfanden. Da drang ich in Ismenia, dass sie mir ihren Namen sagte und ihre Umhüllung ablegte; sie aber entschuldigte sich deshalb mit grosser Verstellung. Als aber schon Mitternacht vorbei war und ich die grösste Sehnsucht von der Welt hatte, ihr Gesicht zu sehen und ihren Namen zu erfahren, fing ich an mich über sie zu beklagen und sagte, dass es unmöglich wäre, dass die Liebe, die sie zu mir hätte, so gross wäre, wie sie mir durch ihre Worte zu verstehen gegeben; denn, nachdem ich ihr meinen Namen gesagt hätte, verhehle sie mir den ihrigen; wie aber könnte meine Liebe Bestand haben, wenn ich nicht wüsste, wen ich liebte? Meine Worte und meine Thränen halfen mir, das Herz der hinterlistigen Ismenia zu rühren, so dass sie sich erhob, mich bei der Hand ergriff und beiseite führte an einen Ort, wo niemand uns hören konnte, und dann folgende Worte zu mir sprach, wobei sie sich stellte, als ob sie ihr aus dem Herzen kämen: „Schöne Hirtin, geboren zur Unruhe meines Herzens, welches bisher unabhängig gelebt hat, wer könnte es über sich gewinnen, Dir eine Bitte zu versagen, wenn er Dich zur Herrin seiner Freiheit gemacht hat? Die Verkleidung, von der Du wünschest, dass ich sie ablege, siehe, hier lege ich sie ab; dass ich Dir meinen Namen sage, darauf möge Dir nicht viel ankommen, denn vielleicht wirst Du, wider meinen Willen, mich noch öfter sehen, als Dir lieb sein wird.“ Mit diesen Worten legte sie ihre Umhüllung ab, und meine Augen sahen ein Gesicht, das zwar ein wenig männlich schien, dessen Schönheit aber so gross war, dass ich in Erstaunen geriet; und indem Ismenia ihre Rede fortsetzte, sagte sie: „Und damit, o Hirtin, Du das Unheil erfahrest, das Deine Schönheit mir angethan hat, und dass die Worte, welche wie im Spasse unter uns gewechselt wurden, wahr sind, so wisse, dass ich ein Mann bin und kein Weib, wie Du früher dachtest. Jene Hirtinnen, welche Du dort siehst, haben mich des Spasses halber (denn sie sind alle meine Verwandten) auf diese Weise gekleidet.“ Als ich vernommen, was Ismenia mir gesagt hatte, und ihr ins Gesicht schaute und nicht jene Weichheit bemerkte, welche wir

Frauen zum grössten Teil zu haben pflegen, da hielt ich für Wahrheit, was sie mir sagte, und ich war so ausser mir und so bestürzt, dass ich nicht wusste, was ich ihr antworten sollte. Inzwischen betrachtete ich jene mir so offenbarte Schönheit, und wunderte mich über die Worte, die sie mir mit einem solchen Anschein von Wahrheit sagte, dass ich nimmer die Verstellung der listigen und grausamen Hirtin merkte. Es sah mich jene Stunde so eingenommen von Liebe zu ihr und so entzückt darüber, dass auch jene es von mir war, dass ich nicht wüsste, wie ich es hätte mehr sein können. Endlich nahm ich alle meine Kraft zusammen und sprach zu ihr folgendermassen: „O schöne Hirtin, wer könnte dem entgehen, was das Geschick ihm bestimmt hat? Glücklich würde ich mich nennen, wenn Du mit Absicht gethan hättest, was Du durch Zufall thatest; denn wenn Du Dein von der Natur Dir zugewiesenes Gewand gewechselt hättest, um mich zu sehen und mir Deine Wünsche auszusprechen, so würde ich das meinem Verdienst und Deiner Liebe zuschreiben; aber dass Deine Absicht eine andere war, obgleich die Wirkung dieselbe ist, das schmälert mir mein Glück. Und nun wundere Dich nicht über meine so grosse Sehnsucht, denn es giebt kein besseres Zeichen dafür, dass man eine Person von ganzem Herzen liebt, als dass man wünscht, von ihr geliebt zu werden. Aus dem, was Du gehört hast, kannst Du entnehmen, wie sehr Dein Anblick mich fesselt; möge es Gott gefallen, dass Du die Macht, die Du über mich erlangt hast, nie missbrauchst; meine Liebe wird nimmer aufhören, so lange das Leben mir dauern wird.“ Die verschlagene Ismenia wusste mir so gut zu antworten auf das, was ich sagte, dass niemand dem Betruge hätte entgehen können, in den ich verfiel, wenn ihn nicht das Geschick mit dem Faden der Klugheit aus diesem Labyrinth geführt hätte. So verweilten wir, bis es Morgen ward, von Dingen sprechend, welche der sich vorstellen kann, der die wahnwitzige Krankheit der Liebe kennen gelernt hat. Sie sagte mir, dass ihr Name Alanio wäre und Galia ihre Vaterstadt, drei Meilen entfernt von unserem Dorfe. Wir verabredeten, uns recht oft zu sehen. Als der Morgen kam, trennten wir uns mit vielen Umarmungen, Thränen und Seufzen; als ich jedoch den Kopf umwandte, um

zu sehen, ob sie mir nachblickte, sah ich sie lachend davongehen; ich glaubte aber, dass meine Augen mich getäuscht hätten. Nun erfahret, ihr Hirten, dass diese falsche und treulose Ismenia einen Vetter hatte, Namens Alanio, den sie mehr als sich selbst liebte; dieser glich ihr im Antlitz, in den Augen und in allem Uebrigen so, dass, wenn sie nicht von verschiedenem Geschlecht gewesen wären, niemand sie hätte von einander unterscheiden können. Und so gross war die Liebe, die sie zu ihm hegte, dass, als im Tempel ich nach ihrem Namen fragte, und sie nun einen Hirtennamen zu nennen hatte, der erste, der ihr einfiel, Alanio war. Denn nichts steht fester, als dass bei plötzlichen Anlässen das Herz auf die Zunge tritt. Dieser Hirt nun liebte sie zwar sehr, aber doch nicht so sehr, wie sie ihn. Als nun die Hirtinnen aus dem Tempel traten, um zu ihrer Heimat zu gehen, trat er unter die jungen Leute seines Dorfes und beschloss sie zu begleiten (wie er auch that), womit Ismenia nicht wenig zufrieden war. Und ohne zu überlegen, was sie that, erzählte sie ihm, was mit mir vorgegangen war, und wie ich geglaubt hätte, sie wäre ein Mann, und beide lachten viel darüber. Nach Verlauf von acht Tagen, welche mir achttausend zu sein schienen, kam der Verräter Alanio (so muss ich ihn wohl mit gutem Grunde nennen) in mein Dorf und stellte sich so auf, dass ich ihn erblicken musste, wenn ich mit den anderen Mädchen zur Quelle ging. Als ich ihn sah, war ich voller Freude, in dem Gedanken, dass er derselbe wäre, der in Hirtinnenkleidung zu mir im Tempel gesprochen hatte; sogleich gab ich ihm ein Zeichen, dass er nach der Quelle kommen sollte, wo ich hinging, und dies Zeichen zu verstehen war nicht schwer. Er kam und wir schwatzten dort so lange als es möglich war, wodurch die Liebe, wenigstens meinerseits, so fest wurde, dass, obgleich der Betrug in wenigen Tagen entdeckt wurde, ich doch damals keinen Grund hatte, meine Gedanken zu ändern. So pflegten wir mehrere Tage lang unsere Liebe mit dem grössten Geheimnis; aber doch war es nicht so gross, dass die kluge Ismenia nichts gemerkt hätte, und da sie nun sah, dass sie die Schuld hatte, nicht nur, weil sie mich betrogen, sondern auch, weil sie die Ursache gewesen war, dass Alanio, dadurch dass sie ihm

das Vorgefallene entdeckt hatte, mich liebte und sie vergass, wollte sie schier den Verstand verlieren. Entschlossen, den Betrug, welchen sie zu ihrem Unglück ins Werk gesetzt hatte, wieder gut zu machen, schrieb mir Ismenia folgenden Brief:

Brief der Ismenia an Selvagia.

Selvagia, wenn wir die Verpflichtung hätten, die zu lieben, welche uns lieben, so giebt es niemand, den ich mehr lieben müsste, als Dich. Aber ob man die, welche Ursache sind, dass wir vergessen werden, verabscheuen muss, das überlasse ich Deinem Scharfsinne. Ich möchte Dir einige Schuld beimessen, dass Du die Augen auf meinen Alanio geworfen hast; aber was soll ich Unglückliche thun, da ich die ganze Schuld an meinem Unglücke trage? Zu meinem Unheil sah ich Dich, Selvagia; wohl könnte ich entschuldigen, was zwischen uns vorging, aber übertriebene Artigkeit hat in den seltensten Fällen guten Erfolg. Dafür dass ich eine Stunde mit meinem Alanio gelacht habe, indem ich ihm das Vorgefallene erzählte, werde ich mein ganzes Leben weinen, wenn Du kein Mitleiden empfindest. Ich bitte Dich, so sehr ich nur kann: lass diese Worte Dir genügen, vergiss den Alanio und setze mich wieder ein in meine Rechte.

Als ich diesen Brief empfing, hatte mich Alanio schon über den Betrug aufgeklärt, welchen Ismenia mir gespielt hatte, hatte mir aber noch nichts erzählt von der Liebe, welche zwischen ihnen beiden bestand, worauf ich jedoch nicht viel gab, da ich so überzeugt war von der Liebe, welche er mir bewies, dass ich keinen Grund zu sehen vermochte, weswegen er mich verlassen könnte. Und damit mich Ismenia nicht für unhöflich halten sollte, antwortete ich auf ihren Brief folgendermassen:

Brief der Selvagia an Ismenia.

Ich weiss nicht, schöne Ismenia, ob ich mich über Dich beklagen soll oder Dir danken dafür, dass Du mich in eine solche Lage versetzt hast, und nicht eher werde ich wissen, was von beiden ich thun soll, als bis der Erfolg meiner Liebe es mir raten wird. Einerseits thut mir Dein Unglück leid,

andererseits sehe ich, dass Du es Dir selbst zugezogen hast. Frei war Selvagia zur Zeit, wo Du im Tempel sie betrogst, jetzt ist sie dem Willen desjenigen unterworfen, den freizugeben Du bittest. Du sagst mir, ich soll aufhören, den Alanio zu lieben; mit dem, was Du in diesem Falle thun würdest, kann ich Dir antworten. Eins schmerzt mich ausserordentlich, und das ist, zu sehen, dass Du eine Qual erdulden musst, über die Du Dich nicht beklagen kannst. Ich denke an Deine Augen und an Dein Antlitz und es thut mir wehe, dass ein Wesen, das meinem Alanio so gleicht, solche Leiden erduldet. Für die Freigebigkeit, die Du mir erzeigt hast, indem Du mir das köstlichste Kleinod gabst, das Du hattest, küsse ich Dir die Hände. Ich bitte Gott, dass er Dir helfen möge und dass er Dir die Ruhe gebe, die Du ersehnst, wofern es nicht auf Kosten meines Glückes geschieht.

Ismenia konnte diesen Brief nicht zu Ende lesen, denn schon in der Mitte waren der Seufzer und der Thränen, die aus ihren Augen rannen, so viele, dass sie glaubte, weinend das Leben verlieren zu müssen. Ich aber trachtete, so sehr ich konnte, danach, dass sie aufhörte den Alanio zu lieben, und wandte dazu alle möglichen Mittel an, wie z. B. dass ich ihn von allen Orten fern hielt, wo er sie sehen konnte, nicht weil ich sie hasste, sondern damit sie einsähe, dass ich ihr damit einen Teil meiner Schuld bezahlte. Da aber die Not erfinderisch macht, so dass sie sich Mittel verschafft, wo niemand sie zu suchen gedenkt, so verfiel auch die unglücklich liebende Ismenia auf eins (wollte Gott, dass es ihr nie in den Sinn gekommen wäre!). Sie stellte sich, als ob sie einen anderen Hirten, Namens Montano, liebte, der sich schon lange um ihre Gunst beworben hatte, einen Hirten, mit dem sich Alanio sehr schlecht stand; und was sie beschlossen, setzte sie ins Werk, um zu sehen, ob sie mit dieser plötzlichen Wandlung den Alanio nicht zu dem bringen könnte, was sie wünschte. Denn es giebt nichts, dessen Verlust den Leuten nicht ans Herz geht, wenn sie es plötzlich verlieren sollen, mögen sie es noch so gering achten. Als Montano sah, dass Ismenia es für gut hielt, die Liebe zu erwidern, die er so lange für sie gehegt hatte,

kann man sich wohl denken, was er fühlte. So gross war die Freude, die er empfand, so viele Dienste leistete er ihr, in so viele Mühen stürzte er sich ihretwegen, dass dies zusammen mit dem Unrecht, welches Alanio ihr angethan hatte, bewirkte, dass wahr wurde, was die Hirtin im Betrug begonnen: es schenkte Ismenia ihre Liebe dem Hirten Montano mit solcher Festigkeit, dass es kein Wesen gab, das sie mehr liebte, als ihn, und keins, das sie weniger zu sehen wünschte, als meinen Alanio. Und dies gab sie ihm so bald als möglich zu verstehen, in der Meinung sich dadurch für seine Vernachlässigung zu rächen. Obgleich es nun Alanio ausserordentlich schmerzte, Ismenia verloren zu sehen um eines Hirten willen, mit dem er sich so schlecht stand, so war doch andererseits seine Liebe zu mir so gross, dass er es sich nicht merken liess. Als er aber nach Verlauf einiger Tage überlegte, dass er die Ursache wäre, dass sein Feind so von Ismenia begünstigt wurde und die Hirtin seinen Anblick floh, da glaubte er vor Kummer den Verstand verlieren zu müssen und beschloss, Montanos Glück auf jede Weise zu stören. Deshalb fing er von neuem an, auf Ismenia seine Augen zu werfen und mich nicht mehr so öffentlich zu besuchen und nicht mehr so oft von seinem Dorfe abwesend zu sein. Die Liebe zwischen Ismenia und Montano ging ihren Weg, und wenn die meinige mit Alanio rückwärts ging, so war dies nicht meine Schuld, da nur der Tod mich von ihm trennen konnte, sondern die seinige. Nie glaube ich ein wankelmütigeres Wesen gesehen zu haben, denn da die Erbitterung gegen Montano nur durch Liebe zu dessen Ismenia gestillt werden konnte, da ferner das Kommen zu meinem Dorfe ihm sehr hinderlich war und da Abwesenheit von mir in ihm Vergessenheit meiner bewirkte und die Gegenwart der Ismenia grosse Liebe zu ihr, so kehrte er zu seiner ersten Neigung zurück und überliess mich meiner Verzweiflung. Aber trotz aller Dienste, die er Ismenia erwies, trotz aller Geschenke, die er ihr schickte, trotz aller Klagen, die er ihretwegen anstellte, konnte er sie nimmer von ihrem Vorsatze abbringen und nichts von alledem vermochte auch nur um eine Wenigkeit ihre Liebe zu Montano zu erkälten. Während ich nun den Alanio, Alanio die Ismenia, Ismenia den Montano liebte, ereignete es sich,

dass mein Vater in Geschäftsverbindung trat mit Felino, dem Vater des Hirten Montano, und zwar zu einer Zeit, wo Montano, sei es wegen der übertriebenen Gunst, die Ismenia ihm erwies (denn bei Menschen von niedrigem Geiste verursacht dies Ueberdruss), sei es, weil er immer noch eifersüchtig war auf Alanios Bestrebungen, schon ein wenig kälter in seiner Liebe geworden war. Schliesslich, da er mich immer wieder sah, fing er an mich dergestalt zu lieben (wenigstens zeigte er es mir jeden Tag), dass weder ich zu Alanio, noch Alanio zu Ismenia, noch Ismenia zu ihm eine grössere Zuneigung haben konnte. Welch seltsames Liebesspiel! Wenn zufällig Ismenia auf das Feld ging, so folgte Alanio ihr; wenn Montano zur Heerde ging, so folgte Ismenia ihm; wenn ich mit meinen Schafen zum Gebirge zog, so kam Montano hinter mir; wenn ich wusste, dass Alanio in einem Walde war, wo er auszuruhen pflegte, so eilte ich hinter ihm her. Es war das seltsamste Ding von der Welt, zu hören, wie Alanio seufzte: „Ach Ismenia!" und wie Ismenia klagte: „Ach Montano!" und wie Montano seufzte: „Ach Selvagia!" und Selvagia: „Ach mein Alanio!" Nun ereignete es sich, dass eines Tages wir vier uns in einem Gebüsch trafen, welches mitten zwischen beiden Dörfern liegt; die Ursache war, dass Ismenia einige ihr befreundete Hirten besuchen wollte, welche da herum wohnten; als Alanio es erfuhr, machte er sich, gezwungen von seiner veränderlichen Neigung, auf, sie zu suchen und fand sie neben einem Bache, sich ihr goldenes Haar kämmend. Ich, benachrichtigt von einem Hirten, meinem Nachbar, dass Alanio nach dem Buschwerk im Thale gegangen war, nahm eilends ein Paar Ziegen, die neben meiner Hütte in einem Hofe eingeschlossen waren, um nicht ohne Grund zu kommen, und wanderte flugs dahin, wohin mich meine Sehnsucht trieb, und fand ihn weinend über sein Unglück und die Hirtin lachend über seine Thränen und seine glühenden Seufzer verspottend. Als Ismenia mich sah, freute sie sich nicht wenig über mich, obgleich ich nicht über sie, sondern ich hielt ihr die Gründe vor, die ich hatte, zornig zu sein wegen des früheren Betruges. Sie aber wusste sich so bescheiden zu entschuldigen, dass, während ich dachte, sie schulde mir Genugthuung, sie mir mit wohlgesetzter Rede

zu verstehen gab, dass ich die wäre, die ihr verpflichtet wäre. Denn wenn sie sich einen Scherz mit mir erlaubt hätte, so hätte ich mir doch so gut Genugthuung verschafft, dass ich ihr nicht nur den Alanio, ihren Vetter, geraubt hätte, den sie mehr geliebt als sich selbst, sondern ihr auch jetzt den Montano nähme. In diesem Augenblicke kam Montano an, der von einer mir befreundeten Hirtin, Namens Solisa, benachrichtigt worden war, dass ich mit meinen Ziegen zum Gebüsch im Thale gegangen sei. Als wir vier unglücklich Liebende uns zusammenfanden, was wir da empfanden, das lässt sich gar nicht aussagen. Ich fragte meinen Alanio nach dem Grunde seines Vergessens; er bat die verschmitzte Ismenia um Mitleid, Ismenia beklagte sich über die Lauheit des Montano, Montano über die Grausamkeit der Selvagia.* — Hierauf ging ein jeder von uns wieder in seinen Ort, denn es ziemte sich für unsere Ehrbarkeit nicht, bei so verdächtiger Stunde ausserhalb zu sein. Am folgenden Tage schickte mich mein Vater, ohne mir den Grund zu sagen, aus dem Dorfe, und brachte mich in das Eure, in die Hütte der Albania, meiner Tante, welche Ihr sehr gut kennt, woselbst ich nun seit einiger Zeit verweile, ohne den Grund meiner Verbannung zu kennen. Später hörte ich hier, dass Montano sich mit Ismenia verheiratet hat und dass Alanio im Begriff wäre, sich mit einer Schwester von ihr, Namens Silvia, zu vermählen. Möge es Gott gefallen, dass er sich seiner jungen Gemahlin freut; meine Liebe zu ihm erleidet durch diesen meinen Wunsch keinen Abbruch.“

Als Selvagia unter vielen Thränen und Seufzen ihre Geschichte beendet hat, trösten sie Sireno und Silvano und verabreden, am nächsten Tage wieder bei der Quelle sich zu treffen.

Zweites Buch. Am nächsten Tage begiebt sich Selvagia an die Quelle, den Ort des Rendezvous, und sich an den Rand derselben setzend klagt sie in Prosa und Liedern um den treulosen Geliebten. Sie vernimmt der unglückliche Hirt, den die Leidenschaft zu Diana so von Sinnen gebracht hat, dass

---

* An dieser Stelle machen die Liebenden ihrem Gram unter strömenden Thränen in Liedern Luft.

er heut schlecht von der Liebe spricht, morgen sie preist, dass er den einen Tag fröhlich ist und den anderen trauriger, als alle Traurigen, dass er heute den Frauen Böses nachsagt, morgen sie höher als alle Wesen stellt. Er antwortet der Selvagia mit einem Gesange, worauf sie beide Betrachtungen anstellen über den Satz, dass keine wahrhaft gefühlte Leidenschaft richtig durch die Zunge des, der sie leidet, dargestellt werden kann. Noch mit der Discussion beschäftigt hören sie ein Sonett vortragen, und bald stösst auch Sireno mit seiner Heerde zu ihnen. Kaum haben sie sich begrüsst, als ein wunderbarer mehrstimmiger Gesang aus einem benachbarten Lorbeerhain in ihr Ohr dringt; sie nähern sich heimlich demselben und erblicken drei Jungfrauen, so schön, dass in ihnen die Natur einen deutlichen Beweis gegeben zu haben scheint von dem, was sie vermag. Gekleidet sind sie in weisse Gewänder, oben geschmückt mit Blätterwerk von Gold; ihre Haare, die die Sonne an Glanz verdunkeln, sind nach hinten zurückgebunden und mit Schnüren von orientalischen Perlen aufgenommen; diese bilden auf der krystallhellen Stirn eine Schleife, in deren Mitte ein goldener, Diamanten in seinen Klauen haltender Adler sich befindet. Aus dem Gespräch der Jungfrauen, das sie belauschen, erfahren sie den Namen derselben, Dorida, Cinthia, Polidora; sie unterhalten sich von der Liebe des Sireno und der Diana, und Dorida trägt ein langes Lied über dieselbe vor, was dem Sireno neue Thränen entlockt. Da plötzlich springen aus dem hohen Stechginstergebüsch zur rechten Hand des Wäldchens drei Wilde von erstaunlicher Grösse und Hässlichkeit hervor; bewaffnet sind sie mit Harnischen und Helmen von Tigerhaut; als Armschienen haben sie Schlangenrachen, aus denen ihre feisten und haarigen Arme hervorragen; auf dem Helm führen sie furchtbare Löwenköpfe, in den Händen tragen sie Stöcke mit spitzigen, eisernen Stacheln, auf dem Rücken Bogen und Pfeile. Es sind der drei Jungfrauen verschmähte Liebhaber, die jetzt mit Gewalt ertrotzen wollen, was ihnen die Liebe verweigert. Trotz der Zornesworte Doridas, die ihnen die Schmach vorhält, wehrlose Weiber anzugreifen, und ihnen versichert, dass sie eher das Leben lassen würden, als die Ehre, binden die Unholde ihnen die Hände mit der

Schnur ihres Bogens. Da stürzen die beiden Hirten und Selvagia hervor ihnen zu Hilfe und schleudern einen Hagel von Steinen auf die Wilden; die aber stürmen, einen der Ihrigen bei den Gefangenen zurücklassend, mit gezückten Schwertern auf die Angreifer ein, welche verloren gewesen wären, wenn nicht gerade in diesem Augenblicke eine Jungfrau von wunderbarer Schönheit angelangt wäre. Kaum hat diese die kritische Lage der Hirten überschaut, als sie einen spitzigen Pfeil auf ihren Bogen legt und ihn dem einen Wilden tief ins Herz sendet; ein gleiches Schicksal trifft den zweiten. Ehe sie jedoch einen neuen Pfeil auflegen kann, stürzt der dritte Wilde herbei und dringt mit seinem Schwerte auf sie ein; dies aber zerbricht an dem eisernen Stabe der Hirtin in zwei Stücke, worauf sie ihm einen solchen Schlag auf das Haupt versetzt, dass er leblos zusammenbricht. Die befreiten Jungfrauen glauben, dass eine Göttin sich ihrer angenommen, und Dorida dankt in ihrem Namen der unbekannten Helferin mit folgenden Worten: „Sicherlich, schöne Hirtin, wenn Ihr nach dem Mut und der Tapferkeit, die Ihr bewiesen habt, nicht die Tochter des wilden Mars seid, so müsst Ihr nach Eurer Schönheit zu urteilen die der göttlichen Venus und des schönen Adonis sein, und wenn Ihr keiner von beiden Tochter seid, so müsst Ihr die der klugen Minerva sein (denn so grosse Klugheit kann keinen anderen Ursprung haben), obgleich es wohl das sicherste ist anzunehmen, dass die Natur Euch die Haupteigenschaften von allen gegeben hat. Mögen wir einst im Stande sein Euch Eure That zu vergelten.“

Von den Anstrengungen und den Schrecken des Kampfes ermattet lassen sich die Hirtinnen und ihre neuen Bekannten bei der Quelle nieder, während die Hirten nach dem Dorfe eilen, um Speise und Trank herbeizuschaffen. Inzwischen erzählen die drei Jungfrauen ihrer Retterin und Selvagia, dass sie Priesterinnen der Göttin Diana wären, worauf die heldenmütige Kämpferin, die sich Felismena nennt, ihre Geschichte mitteilt. Sie stammt aus der Provinz Vandalia und der Stadt Soldina. Ihre Eltern, Andronico und Delia, blieben lange Zeit kinderlos; endlich jedoch erhörte der Himmel Delias Flehen und sie fühlte sich guter Hoffnung. Nun liebte sie über alles die alte Geschichte, und als sie eines Nachts sich unwohl befand und nicht schlafen konnte,

bat sie ihren Mann, ihr doch etwas vorzulesen. Dieser wählte die Geschichte von dem Urteil des Paris; als sie dieselbe vernommen, war sie der Ansicht, dass Venus den Apfel in ungerechter Weise bekommen hätte, denn wenn der Apfel der Schönsten gegeben werden sollte, so wäre damit nicht körperliche Schönheit, sondern die des Geistes gemeint und folglich gebührte der Preis der Minerva. Andronico widersprach ihr, und nachdem sie eine Zeit lang hin und her gestritten hatten, fiel Delia in einen tiefen Schlaf; in diesem erschien ihr Venus mit drohender Geberde und verkündete ihr, dass die Geburt des Kindes ihr das Leben kosten und dass dies Kind später sehr unglücklich in der Liebe sein würde. Aber gleich darauf hatte sie ein zweites Gesicht; Minerva erschien ihr und beruhigte sie mit der Nachricht, dass ihr Kind sehr glücklich in den Waffen sein würde. Nach einem Monat gebar sie einen Knaben und ein Mädchen, doch, wie Venus ihr vorhergesagt, starb sie bei der Geburt und ihr Mann folgte ihr bald. Die verwaisten Kinder wurden bis zu ihrem zwölften Jahre in einem Nonnenkloster auferzogen, dessen Aebtissin ihre Tante war; dann kam der Knabe an den Hof des Königs von Lusitanien, wo er bald in Folge seiner Tapferkeit eine grosse Rolle spielte, Felismena aber zu einer Grossmutter aufs Land. Hier sah Don Felix sie und verliebte sich sterblich in sie. Durch eine Dienerin schickte er nach langem, stummem Werben einen Brief an sie, die sich bisher immer kalt ihm gegenüber gezeigt hatte. Als die Dienerin das Schreiben überreichte, warf ich es ihr in die Augen mit den Worten: „Wenn ich nicht überlegte, wer ich bin und was man sagen könnte, so würde ich Dein Gesicht, das so wenig Scham hat, so zeichnen, dass es unter allen zu erkennen wäre. Da es aber das erste Mal ist, so mag das Gethane genügen; hüte Dich vor dem zweiten Male.“ Ich glaube die Verräterin Rosina noch zu sehen, wie sie mit freundlichem Gesichte zu schweigen verstand, indem sie ihre wahren Gefühle über meinen Aerger verheimlichte, und mit verstelltem Lachen zu mir sagte: „Ich gab es Euer Gnaden, damit wir zusammen uns darüber lustig machten, und nicht, damit Ihr Euch so darüber ärgert. Wenn es meine Absicht war, Euch zu ärgern, so möge Gott mir mehr Aerger schicken, als je die Tochter

meiner Mutter gehabt hat.“ Und noch viele Worte fügte sie hinzu, um den Zorn zu beschwichtigen, den ich über sie empfand, und sie nahm den Brief und verliess mich. Alsbald begann ich mir Gedanken zu machen, was wohl kommen könnte, und die Liebe legte mir den Wunsch ins Herz, den Brief zu lesen, die Scham aber verbot mir, die Dienerin zurückzurufen, nachdem das, was ich eben erzählt habe, vorgefallen war. So verbrachte ich den Tag bis zur Nacht in mannigfaltigen Gedanken. Als Rosine wieder eintrat, um mich zu entkleiden, Gott weiss, ob ich wünschte, dass sie wieder anfangen sollte mich zu bitten, das Schreiben anzunehmen. Aber sie sprach kein Wort. Um nun zu sehen, ob, wenn ich ihr auf den Weg hülfe, sie fortfahren würde, sagte ich: „So wagt denn, Rosina, der Herr Felix an mich zu schreiben?“ Sie antwortete mir sehr trocken: „Herrin, das sind Dinge, welche die Liebe so mit sich bringt. Ich bitte Euch, mir zu verzeihen; wenn ich gewusst hätte, dass Ihr Euch ärgern würdet, so hätte ich mir eher die Augen ausgerissen.“ Was ich bei diesen Worten dachte, Gott weiss es, und die ganze Nacht quälte mich mein Wunsch und liess mich nicht schlafen. Wahrhaftig, es war für mich die qualvollste und längste Nacht, die ich bis dahin verbracht hatte. Als nun der Tag gekommen war (viel später als ich wünschte), trat die kluge Rosina wieder ein, um mich anzukleiden, und dabei liess sie geschickt den Brief auf den Boden fallen. Als sie ihn nun aufhob, fragte ich: „Was ist es, was dort fiel?“ „Es ist nichts, Herrin!“ sagte sie. „Zeige es mir her,“ entgegnete ich; „mach mich nicht böse, sondern sage mir, was es ist.“ „Jesus, Herrin, warum wünscht Ihr es zu sehen? Es ist der Brief von gestern.“ „Das ist nicht wahr,“ sagte ich, „zeige ihn mir, ich will sehen, ob Du lügst.“ Nicht sobald hatte ich diese Worte gesprochen, als sie ihn mir überreichte und sagte: „Gott thue mir ein Leid, wenn es etwas anderes ist.“ Obgleich ich ihn nun erkannte, rief ich aus: „Wahrlich, dies ist er nicht; ich kenne ihn wohl, und Du bist gewiss in Jemand verliebt; ich will ihn lesen, um doch zu sehen, was man Dir zu schreiben hat.“* — Die Lectüre dieses

* Diese sehr geschickte Scene erinnert an eine ähnliche in Crestiens Chevalier au Lyon ed. Holland, v. 1591 flg.

Briefes erweckte in Felismenas Brust Gegenliebe, und ein Jahr lang lebten beide in grösster Seligkeit, als plötzlich Felix' Vater die Sache erfuhr und den Sohn schleunigst an den Hof der Prinzessin Augusta Cesarina schickte, damit er sich dort zum Weltmann ausbilde. Lange jedoch ertrug Felismena nicht die Trennung; sie beschloss ihm nachzureisen, einerseits da sie ohne seinen Anblick nicht leben konnte, andererseits Gefahr für ihre Liebe fürchtend. Durch eine Freundin verschaffte sie sich Männerkleidung und kam nach einer Reise von zwanzig Tagen bei Hofe an. Gleich in der ersten Nacht hatte sie Gelegenheit, sich von der Untreue ihres Geliebten zu überzeugen; denn während Schlaflosigkeit sie wach erhielt, hörte sie eine Serenade an, die Felix seiner nunmehrigen Geliebten Celia brachte. Um ihm nahe zu sein und zu gleicher Zeit ihn zu überwachen, trat sie als Page in seine Dienste und gewann als solcher bald sein Vertrauen dergestalt, dass er sie in seine Liebe einweihte und ihr alles darauf Bezügliche mitteilte. Nun traf es sich, dass irgend jemand der Celia hinterbracht hatte, dass sie nicht Felix' erste Liebe wäre, sondern dass er schon in seiner Heimat eine Dame bethört hätte; daher nahm sie den Besuch des Ungetreuen nicht mehr an und dieser, trostlos darüber, schickte seinen Pagen mit einem Brief an sie. Kaum aber hatte Celia den zarten Jüngling erblickt, so entbrannte sie in heftiger Liebesglut zu ihm. Dadurch jedoch kam Felismena in ein arges Dilemma; einerseits war es ihr recht, denn auf diese Weise vergass Celia des Felix, andererseits aber ging es ihr sehr nahe, dass Felix sich über die Vernachlässigung seiner Geliebten abhärmte. Ein unerwartetes Ereigniss löste plötzlich alle Zweifel; als nämlich Celia sah, dass der Page ihre Liebe nicht erwiderte, dass er vielmehr zu Felix' Gunsten sprach, schloss sie sich in ihr Zimmer ein und starb dort eines plötzlichen Todes. Bei dieser erschütternden Nachricht verschwand Felix und nun schweift die unglückliche Felismena schon zwei Jahre lang durch alle Lande, um ihn zu suchen.

Kaum hat Felismena ihre Geschichte beendet, da kehren unter Gesängen die Hirten zurück, und nachdem sie alle sich an Speise und Trank erquickt haben, machen sie sich auf den

Rat der drei Jungfrauen nach dem Tempel der Diana auf, um dort Linderung ihres Liebesleides zu finden.

Drittes Buch. Auf ihrer Wanderung nach dem Tempel der Diana kommen die Jungfrauen und ihre Begleiter gegen Abend an einen See, in dessen Mitte eine kleine Insel sich befindet; auf dieser beschliessen sie zu rasten und begeben sich auf einem durch das Wasser geführten Steinweg dorthin. Kaum angelangt werden sie eine Hütte gewahr und entdecken in ihr eine in Schlaf gesunkene Schäferin, deren Schönheit sie in nicht geringeres Erstaunen setzt, als wenn die Göttin Diana selbst vor sie hingetreten wäre. Sie war in ein blaues Gewand gekleidet, das ihre anmutige Büste prächtig hervortreten liess; ihre Haare, strahlender als die Sonne, hingen gelöst und in lieblicher Unordnung um ihr Antlitz, aber nie zierte Ordnung so die Schönheit, als diese Unordnung; in der Sorglosigkeit des Schlafes sah der weisse Fuss aus dem Gewande hervor, doch nicht so weit, dass es den Augen der Schauenden unanständig schien; ihr Gesicht zeigte Spuren von Thränen und ihr Schlaf war von häufigen Seufzern unterbrochen. Plötzlich erwacht sie und die Hirtinnen gewahrend bricht sie in folgende Worte aus: „Wer, glaubt Ihr, lässt das grüne Kraut der Insel spriessen und das Wasser, das sie umgiebt, anwachsen, wenn nicht meine Thränen? Wer, denkt Ihr, bewegt die Bäume dieses schönen Thales, wenn nicht der Hauch meiner Seufzer? Warum, denkt Ihr, singen die kleinen Vöglein auf den Wiesen, wann der goldene Phöbus mitten in seiner Kraft steht, wenn nicht, um mir zu helfen, mein Unglück zu beweinen?“ Mit thränenden Augen reden die anderen ihr Trost ein und auf ihr Bitten erzählt sie ihnen ihre Geschichte:*

In ihrem, Belisas, Heimatsorte lebte ein Schäfer Arsenio, der nach kurzer Ehe seine Gemahlin Florinda verlor, aber nun seine Zärtlichkeit auf seinen einzigen Sohn, Arsileo, übertrug. Fünfzehn Jahre waren bereits seit dem Tode Florindas verstrichen, da verliebte sich Arsenio in Belisa, die jedoch ihm gegenüber sich ziemlich kühl zeigte. Nun traf es sich, dass um

* Diese Geschichte der Belisa hat Celio Malespini in seine Ducento Novelle aufgenommen; es ist die 94. des II. Teiles.

diese Zeit Arsileo von der Universität zurückkehrte, wo er sich besonders der Poesie befleissigt hatte; dies benutzend liess sich Arsenio, ohne seinem Sohne seine Liebe zu gestehen, von diesem durch Vermittlung eines Freundes ein Gedicht auf Belisa anfertigen und übersandte es ihr. Das Poem erweckte nun zwar ihre Zuneigung für Arsenio, aber nicht minder erregte es ihr Interesse für den jungen Dichter. Dieses Interesse aber wurde zur Liebe entflammt, als an einem schönen Sommerabend der thörichte Alte seinen Sohn aufforderte ein Lied zu singen und nun Arsileo einen bezaubernden Gesang anstimmte; bei einem darauf folgenden Gespräch fanden sich ihre Herzen. Ohne daran zu denken, dass der eifersüchtige Arsenio beständig ihr Haus umschwärmte, gab sie dem Jüngling eines Nachts ein Stelldichein; dabei aber wurde er von jenem entdeckt, der den begünstigten Rivalen durch einen Pfeilschuss niederstreckte. Doch an den letzten Worten des sterbenden Arsileo erkannte er seinen Sohn, und vor Schmerz über seine Unthat stürzte er sich in sein Schwert. Von dem blutigen Schreckensbilde gepeinigt hat Belisa schon sechs Monate lang ihre Heimat gemieden und erwartet, einsam auf jener Insel, den Tod, der allein sie von ihren Qualen befreien kann.

Die Geschichte lässt die Thränen der Hörenden reichlich fliessen, und, nachdem sie ihr jeden möglichen Trost gespendet, fordern sie sie auf, mit ihnen zum Tempel der Diana zu gehen, um dort vielleicht Milderung und Heilung ihrer Leiden zu finden.

Viertes Buch. Bei Anbruch des folgenden Tages macht sich die um Belisa vermehrte Gesellschaft auf den Weg und gelangt nach kurzer Wanderung zu einem dichten Walde, den sie unter der drei Jungfrauen Leitung auf einem für das ungeübte Auge kaum wahrnehmbaren Wege passiert. Nachdem sie eine Meile zurückgelegt haben, kommen sie zu einer grossen von zwei wasserreichen Flüssen eingeschlossenen Ebene, in deren Mitte sich ein prächtiger weithin strahlender Palast erhebt; eine Mauer aus weissem und schwarzem Marmor, nach der Weise eines Schachbrettes gefügt, umgiebt ihn; vor demselben dehnt sich ein grosser von Cypressen besetzter Platz

aus, in dessen Mitte ein aus gesprenkeltem Marmor gearbeiteter und mit vier gewaltigen bronzenen Löwen gezierter Brunnen sich befindet. Sie werden von der Vorsteherin dieses Palastes, Felicia, mit der grössten Freundlichkeit aufgenommen, besonders aber scheint Felismena, die mutige Retterin der drei Jungfrauen, ihre Huld zu geniessen. Ein prächtiges Mal wird ihnen aufgetischt und ihr Ohr von der wunderbarsten Musik entzückt. Hierauf wird ihnen das Innere des Palastes gezeigt, das dem prachtvollen Aeusseren vollkommen entspricht. Zunächst kommen sie in einen Hof, dessen Bogengänge und Säulen von gefleckten Marmor sind, mit Capitälen aus Alabaster; die Wände weisen die kostbarste Mosaikarbeit auf. Mitten in dem Hofe befindet sich eine bronzene Statue des Mars, auf deren Sockel Scenen aus der Geschichte zu sehen sind. Da erblickt man Hannibal, Scipio, Horatius, M. Scävola, Varro, Cäsar, Pompejus, Alexander den Grossen, und viele andere ihrer Waffenthaten wegen berühmte Helden, besonders spanische, wie den Cid, Fernando Gonzalez, Bernardo del Carpio, Fonseca, Luys de Villanova. Von hier treten sie in einen kostbaren Saal, aus Elfenbein und Alabaster hergestellt und mit kunstvoll geschnitzten Bildern aus der alten Geschichte geziert. Aber dieser Saal ist „Luft“ gegen den, welchen sie nunmehr betreten; die Wände sind von Gold und der Fussboden von kostbaren Steinen; eine lebensgrosse Statue der Diana und viele Bildsäulen spanischer Frauen zieren ihn. Das Wunderbarste aber in diesem Raume sind vier goldene Lorbeerbäume, zwischen denen eine Quelle reinen Silbers fliesst, eine goldene Nymphe umflutend; an der Quelle sitzt Orpheus, der beim Nahen der Gesellschaft in seine Harfe greift und ein langes Lied zum Preise spanischer vornehmer Damen anstimmt. Jetzt treten sie in einen prächtigen Garten, zwischen dessen Bäumen Mädchen begraben liegen, die trotz aller Gefahren ihre Keuschheit bewahrt hatten; besonders erregt die Aufmerksamkeit der Gesellschaft das Grabmal der Catalina von Aragon, ein schwarzer Marmorblock von vier Erzsäulen getragen. Von hier gelangen sie zu dem grasbewachsenen Platze vor dem Palaste, woselbst Felicia sie erwartet und wo sie sich zur Unterhaltung niederlassen; Sireno und Felicia beginnen ein Gespräch über die

Frage, ob die Liebe von der Vernunft stammt; Silvano und Polidora sprechen über die Qualen eines Verliebten; Selvagia, Belisa und Cynthia erörtern, warum bei Entfernung und Abwesenheit die Liebe meistenteils erkaltet. Nachdem sie ein kostbares Mal zu sich genommen haben, will auch Felismena zur Unterhaltung der Freunde beitragen und erzählt folgende Geschichte: *

Zur Zeit des tapferen Infanten Don Fernando, später König von Aragon, lebte in Spanien ein Ritter, Namens Rodrigo Narvaez, der durch seine mannhaften Eigenschaften im Frieden wie im Kriege alle seine Zeitgenossen überragte. Besonderen Ruhm erntete er, als der genannte Fürst den Mauren die Stadt Antequera abgewann, und gab durch viele Unternehmungen und Waffenthaten zu verstehen, dass im Kriege ein tapferer Sinn, ein unbesiegbarer Mut und Herzensgüte von sicherem Erfolge sind. Daher wurde dieser gute Feldherr nicht nur von seinem Volk, sondern auch von dem fremden hoch geehrt, und Don Fernando übertrug ihm zur Belohnung seiner Dienste, obgleich denselben nicht entsprechend, die Statthalterschaft und Verteidigung der beiden Städte Antequera und Alora. In letzterer Stadt verweilte er mit Vorliebe, umgeben von einer Schar auserlesener Ritter im Solde des Königs, mit denen er manchen kühnen Streifzug unternahm zur Verteidigung des christlichen Glaubens, zur Erwerbung eigener Ehre und zur Befestigung ihres Ruhmes. So brach er in einer schönen Sommernacht, die Musse, welche der Frieden mit sich brachte, verschmähend, in Begleitung von neun tapferen Gefährten auf, um das benachbarte Gebiet der Mauren zu recognoscieren. Als sie nun auf ihrem Ritte zu einer Stelle kamen, wo der Weg sich teilt, beschlossen sie sich zu trennen; fünf von ihnen sollten den linken, fünf den rechten Weg einschlagen, mit der Verabredung, dass, wenn sie sich in Bedrängnis sähen, sie auf ein Hornsignal hin einander zu Hilfe eilen wollten. So ging denn der Statt-

* Auch diese Erzählung hat Malespini für seine Ducento Novelle verwandt; sie steht im II. Teile unter N. 36. — Auch sonst ist der Stoff mehrfach bearbeitet worden; vergl. F. Wolf, Rosa de Romances. Leipzig 1846, p. 107. — Bereits erwähnt haben wir, dass diese Geschichte im dritten Bande der Rivadeneyraschen Sammlung spanischer Autoren aufgenommen worden ist.

halter und vier von ihnen nach der einen Seite, und die anderen fünf nach der anderen. Während nun die Letzteren ihres Weges zogen und von diesem und jenem sprachen und jeder von ihnen ein Ereignis herbeisehnte, um sich auszuzeichnen, hörten sie nicht weit von sich die Stimme eines Mannes, der sehr anmutig sang und bisweilen aus tiefstem Herzen seufzte, wodurch er zu erkennen gab, dass irgend eine Liebesleidenschaft seine Seele erfüllte. Die Ritter verbargen sich in einem am Wege liegenden Gebüsch, und da der Mond hell leuchtete, sahen sie bald einen Mauren auf sich zukommen, einen so schönen Mann und von so edler Gestalt, dass man seine vornehme Herkunft und seine gewaltige Kraft auf den ersten Blick erkennen konnte. Er sass auf einem Grauschimmel, war gekleidet in ein langes Gewand von carmoisinrotem Samt mit silbernem Besatze, und hatte auf dem linken Arm einen Schild, in der rechten Hand eine Lanze von Eisen und im Gürtel einen prächtigen Säbel. Anmutig kam der Maure einher, und als die Ritter auf den Gesang achteten, vernahmen sie folgende Worte:

In Granada einst geboren,
Aufgewachsen in Cartama,
Hab ich, lebend in Alora,
In Coyn mein Herz verloren.

Ob Granada mich gebar
Und ich aufwuchs in Cartama,
Weilt mein Herz doch in Coyn,
All mein Sehnen geht dahin.
Ob ich leb auch in Alora,
Nach Coyn nur steht mein Sinn.

Die fünf Ritter, sei es, dass sie in der Leidenschaft der Liebe wenig Erfahrung, sei es, dass sie deren genug hatten, achteten mehr auf den Vorteil, den eine so gute Beute ihnen versprach, als auf den Liebesgesang des Mauren, und stürmten aus ihrem Hinterhalt hervor. Obgleich nun bis dahin die Liebe seine Gedanken beherrscht hatte, fasste sich der tapfere Maure doch sofort, begann mit der Lanze in der Hand die fünf Christen von sich abzuwehren und gab ihnen in kurzer Zeit zu erkennen, dass er eben so tapfer als verliebt war. Einige, die diese

Geschichte berichten, sagen, dass sie ihn einzeln angriffen; die aber, welche die Wahrheit ergründet haben, melden, dass sie alle zusammen auf ihn losstürzten, und letzteres ist wohl zu glauben, da sie ihn zu fangen beabsichtigten. Er aber verteidigte sich in dieser Not so tapfer, dass er drei der Angreifer niederstreckte und dass die beiden anderen alle ihre Kraft zusammennehmen mussten, um seinem Ungestüm zu widerstehen; denn wenn auch an einem Schenkel, obgleich ungefährlich, verwundet, war sein Mut doch nicht der Art, dass er durch tödliche Wunden hätte geschreckt werden können. Aber in der Hitze des Kampfes verlor er seine Lanze; da gab er seinem Pferde die Sporen, als ob er fliehen wollte, und als nun die beiden Ritter ihm eifrig folgten, warf er sich plötzlich herum, fuhr wie ein Wetterstrahl zwischen ihnen durch, stürmte zu der Stelle, wo einer der drei lag, die er zu Boden gestreckt hatte, liess sich vom Pferde gleiten, ergriff die herrenlose Lanze, und mit grosser Leichtigkeit sich wieder im Sattel zurechtsetzend schickte er sich zu einem neuen Angriffe an. Und so unwiderstehlich war seine Kraft, dass, wenn nicht schleunigst einer der beiden Ritter in das Horn gestossen und damit den Statthalter herbeigerufen hätte, sie den Weg der drei Gefährten gegangen wären, die auf dem Felde leblos dalagen. Als Rodrigo Narvaez ankam und sah, wie tapfer der Maure kämpfte, schätzte er ihn sehr hoch und wünschte sehnlichst, sich mit ihm zu messen. Daher redete er ihn höflich folgendermassen an:* „Sicherlich, Ritter, Eure Kraft und Eure Tapferkeit sind nicht der Art, dass man nicht grosse Ehre gewönne, wenn man Euch besiegte Wenn dies das Glück mir gewährte, so würde ich es um weiter nichts bitten; und obgleich ich weiss, dass ich mich in grosse Gefahr bringe im Kampfe mit einem Manne, der so gut sich zu verteidigen versteht, so werde ich doch nicht unterlassen es zu thun, da schon ihn angreifen viel Ehre einbringen muss.“ Alsbald begann der Kampf zwischen den beiden Rittern, und mit solcher Lebhaftigkeit stachen sie aufeinander los und griffen einander mit so viel Mut an, dass, wenn die

* Die Anrede wird auch im Original ganz regellos bald mit Du, bald mit Ihr gegeben.

frühere Ermüdung und die Wunde, die der Maure davongetragen hatte, ihm nicht hinderlich gewesen wären, der Statthalter nur mit Mühe den Sieg davongetragen haben würde. Aber eben dies und der Umstand, dass sein Pferd sich nicht mehr rühren konnte, versprachen ihn dem letzteren; der Maure jedoch kannte keine Feigheit; sondern als er sah, dass dieser Kampf über sein Leben entscheiden sollte, nahm er alle seine Kraft zusammen und sich in den Steigbügeln erhebend versetzte er dem Statthalter einen gewaltigen Lanzenstoss auf den Schild. Der aber fing den Stoss auf und beantwortete ihn mit einem anderen auf den rechten Arm; dann sich auf seine Kraft verlassend packte er ihn so gewaltig, dass er ihn aus dem Sattel zog und mit ihm zu Boden stürzte. Obgleich nun das Leben des Mauren in seiner Hand lag, tötete er ihn doch nicht, sondern jene Milde walten lassend, die der tapfere Sieger immer dem vom Glück Verlassenen zu bezeugen pflegt, half er ihm auf, verband selber seine Wunden, die nicht so schwer waren, dass sie ihn hinderten das Pferd zu besteigen, und schlug dann mit seiner Beute den Weg nach Alora ein. Wie nun der Statthalter beständig seine Augen auf den Gefangenen gerichtet hielt und seine edle Figur und Haltung bewunderte, schien ihm die Traurigkeit, die jener zeigte, durchaus nicht im Verhältnis zu stehen mit dem grossen Mute, von dem er soeben Proben abgelegt hatte; und da der Maure auch tiefe Seufzer ausstiess, was einen ungewöhnlichen Schmerz verriet, wollte er sich über den Grund dieser Niedergeschlagenheit unterrichten und redete ihn folgendermassen an: „Ritter, denke daran, dass der Gefangene, der in der Gefangenschaft den Mut verliert, das Recht die Freiheit zu erlangen aufs Spiel setzt, und dass man im Kriege sein Unglück mit Seelengrösse ertragen muss. Und es will mir nicht scheinen, dass diese Seufzer der Tapferkeit und dem Mute entsprechen, die Du gezeigt hast; auch sind Deine Wunden nicht so schwer, dass Dein Leben dadurch auf dem Spiele steht, zumal Du doch bewiesen hast, dass Du es nicht so sehr achtest, um es nicht der Ehre wegen preisgeben zu wollen. Wenn aber etwas anderes Dich quält, so sage es mir; denn bei der Ritterehre schwöre ich Dir, dass ich Dir so viel Freundschaft erweisen will, dass

Du Dich nie beklagen sollst, es mir gesagt zu haben.“ Als der Maure die Worte des Statthalters vernahm, die einen edlen und grossen Geist verrieten, und das Anerbieten ihm zu helfen, hielt er es für seine Pflicht, ihm die Ursache seines Leides nicht zu verbergen, und das Antlitz erhebend, das er unter der Last der Traurigkeit geneigt hielt, antwortete er ihm: „Wie heissest Du, Ritter, der Du so viel Mitgefühl mit meinen Leiden zeigst?“ „Das will ich Dir nicht verhehlen,“ sagte der Statthalter, „man nennt mich Rodrigo de Narvaez, ich bin Statthalter von Alora und Antequera, welche beiden Festungen mir von meinem Herrn, dem Könige von Castilien, übertragen worden sind.“ Als der Maure dies hörte, sagte er mit einem etwas heitereren Gesicht, als bisher: „Ich freue mich, dass ich in meinem Unglück noch das Glück habe, in Deine Hände gefallen zu sein, von dessen Kraft und Tüchtigkeit ich schon so viel gehört habe, und ich fühle die Last meines Kummers etwas erleichtert, da ich mich in der Gewalt eines so bedeutenden Mannes weiss. Ich bitte Dich nun, dass Du Deine Ritter sich entfernen heissest, damit Du vernimmst, dass nicht der Schmerz der Wunden und der Unmut darüber, dass Du mich gefangen genommen hast, allein meine Traurigkeit verursacht.“ Als der Statthalter diese Worte des Mauren vernahm, schätzte er ihn sehr hoch, und da er sehr begierig war, den Grund seines Leides kennen zu lernen, befahl er seinen Rittern, ein wenig vorauszuziehen. Als nun beide allein waren, stiess der Maure einen tiefen Seufzer aus und sprach folgendermassen: „Tapferer Statthalter, da Dein Wille mich zwingt, Dir mein Leben zu erzählen, ein Leben, das zu jeder Stunde von tausend Unruhen und Aengsten umgeben ist, von denen die geringste Dir geringer erscheinen wird, als tausend Tode, so wisse, dass ich mich nenne Abindarraez der Junge, zum Unterschiede von meinem Onkel, der denselben Namen führt. Ich bin vom Stamme der Abencerragen von Granada, an deren Unglück man unglücklich zu sein lernen könnte, und da Du wohl weisst, wie gross das ihrige war, so kannst Du einen Schluss auf das meinige machen. Es ist Dir nicht unbekannt, dass in Granada es ein Geschlecht der Abencerragen gab, dessen Thaten, Kriegstüchtigkeit und Klugheit im Frieden und in der Regierung un-

seres Landes sie zu Stützen des Königreiches machten. Die alten sassen im Rate des Königs, und die jungen übten sich in ritterlichen Thaten und Damendienst. Sie waren sehr beliebt bei dem gemeinen Volk, und nicht unbeliebt bei den Vornehmen, die sie in ritterlichen Eigenschaften alle überragten; auch der König schätzte sie sehr hoch; nie begingen sie etwas, was man von ihnen nicht erwartet hätte; so gerühmt wurde ihre Tapferkeit, Freigebigkeit und höfisches Wesen, dass man zum Beispiel sagte: Es kann keinen feigen, knickerigen, unliebenswürdigen Abencerragen geben. Während sie nun sich dieses Glückes erfreuten und in dem wünschenswertesten Rufe standen, da kam das auf die Ruhe und Zufriedenheit der Menschen neidische Geschick und stiess sie aus jener Höhe herab in die traurigste und unglücklichste Lage, die man sich denken kann. Dies aber kam so. Der König hatte zwei Abencerragen eine gewisse Beleidigung zugefügt und diese wurden beschuldigt, sich mit zehn anderen Rittern ihres Stammes verschworen zu haben, den König zu ermorden und das Reich unter sich zu teilen, aus Rache für die erlittene Beleidigung. Die Verschwörung jedoch, mochte sie nun existieren oder nicht, wurde entdeckt, die Teilnehmer gefangen genommen und ohne Weiteres zum Tode verurteilt. Als sie nun zur Richtstätte geführt wurden, da war es kläglich mit anzuhören, wie in der ganzen Stadt aus Mitleid mit den Rittern gejammert und geklagt wurde. Alle liefen zum Könige und wollten seine Verzeihung durch grosse Summen Gold und Silber erkaufen; aber seine Härte machte dem Mitleid nicht Platz. Als das Volk dies sah, da fing es von neuem an zu weinen, es weinten die Ritter, in deren Gesellschaft die Verurteilten zu leben pflegten, es weinten die Damen, denen sie gedient hatten, es weinte die ganze Stadt, sich der Ehre und des Ansehens erinnernd, das solche Bürger ihr verliehen. Der König aber verschloss allen diesen Thränen und Klagen sein Ohr und von dem ganzen Geschlecht blieb ausser meinem Vater und meinem Oheim kein einziger am Leben. Hierauf wurden ihre Häuser niedergerissen, ihre Habe wurde confisciert und der Befehl gegeben, dass kein Abencerrage mehr in Granada leben dürfte, ausser meinem Vater und meinem Oheim, aber auch diese nur mit der Bedingung, dass, wenn

sie Kinder hätten, sie die Söhne sofort ausser Landes schicken müssten, dass dieselben niemals nach Granada zurückkehren dürften, und dass sie, wenn erwachsen, nur ausserhalb des Königreiches sich verheiraten sollten.“ Als der Statthalter diese seltsame Geschichte des Abindarraez hörte, konnte er die Thränen nicht zurückhalten und verriet dadurch sein Mitgefühl, das man ja auch mit einem so unseligen Geschick empfinden musste, und zum Mauren gewandt sagte er: „Sicherlich, Abindarraez, Du hast guten Grund den Sturz Deines Hauses zu beklagen, von dem ich nie glauben werde, dass es einen solchen Verrat begangen hat, und wenn es keinen anderen Beweis gäbe als den, dass ein so tüchtiger Mann wie Du aus ihm hervorgegangen ist, so würde mir der genügen um zu glauben, dass Bosheit unter ihnen keine Wurzel schlagen kann.“ „Diese gute Meinung,“ antwortete der Maure, „die Du von mir hast, Allah möge sie Dir vergelten, und er ist mein Zeuge, dass man dieselbe allgemein von meinen Vorfahren hat. Als ich nun zur Welt kam, schickten mich die Meinigen, um nicht dem Befehle des Königs zuwider zu handeln, in eine Festung, die von den Mauren Cartama genannt wird, indem sie mich dem Befehlshaber derselben anvertrauten, mit dem mein Vater in Freundschaft lebte, einem Manne von bedeutendem Ansehen im Reiche und von grossem Reichtum. Sein schönster Besitz aber war seine Tochter, die das höchste Gut ist, das ich in meinem Leben habe, und Allah möge es mir nehmen, wenn ich irgendwann ausser ihr etwas finde, was mir Befriedigung gewährt. Meine Kindheit verlebte ich mit ihr, die wähnte, wir seien Geschwister, da wir ganz so mit einander verkehrten und ihr Vater mich wie seinen Sohn auferzog. Die Liebe, die ich zu der schönen Xarifa empfinde (denn so heisst die Dame, die über mein Herz und meine Freiheit gebietet), würde nicht gross sein, wenn ich ihr Worte zu verleihen wüsste. Ich nahm zu an Jahren, aber viel mehr noch wuchs meine Liebe, die von ganz anderem Metall war als von dem der Verwandtschaft. Ich erinnere mich, dass eines Tages, als Xarifa im Jasmingarten war, damit beschäftigt ihr schönes Haupt zu schmücken, ich sie erblickte und ganz geblendet dastand von ihrer Lieblichkeit, und das quälende Gefühl, dass sie nur meine Schwe-

ster war, durchdrang mir das Herz. Mit ausgebreiteten Armen eilte ich auf sie zu, und auch sie, sobald sie meiner gewahr wurde, kam mir entgegen, und wir setzten uns zusammen an die Quelle und sie sprach zu mir: ‚Bruder, warum liesset Ihr mich die ganze Zeit allein?‘ Ich antwortete: ‚O meine Herrin, schon lange suche ich Euch, und ich fand Niemand, der mir gesagt hätte, wo Ihr wäret, bis mein Herz es mich lehrte. Aber nun sagt mir, welche Gewissheit habt Ihr, dass wir Geschwister sind?‘ ‚Keine andere,‘ sagte sie, ‚als die grosse Liebe, die ich zu Euch habe, und da ich sehe, dass alle Leute uns Geschwister nennen und dass mein Vater uns beide wie seine Kinder behandelt.‘ ‚Und wenn wir nicht Geschwister wären,‘ fragte ich, ‚würdet Ihr mich ebenso lieben?‘ ‚Seht Ihr denn nicht,‘ antwortete sie, ‚dass, wenn dem nicht so wäre, man uns nicht immer zusammen und allein umhergehen lassen würde, wie man es doch thut?‘ ‚Wenn wir dieses Gutes verlustig gehen sollten,‘ sagte ich, ‚so will ich es gern ertragen, dass wir nur Geschwister sind.‘ Da erglühte ihr schönes Antlitz und sie sprach zu mir: ‚Was verliert Ihr denn dabei, dass wir Geschwister sind?‘ ‚Euch verliere ich,‘ antwortete ich. ‚Ich verstehe Euch nicht,‘ versetzte sie, ‚aber es scheint mir, dass, da wir Geschwister sind, wir uns auch natürlich lieben müssen.‘ ‚Mich,‘ erwiederte ich, ‚zwingt nur Eure Schönheit Euch zu lieben, denn dass wir Geschwister sind macht mich manchmal recht unglücklich,‘ und damit senkte ich die Augen verlegen über das was ich sagte. Da erschaute ich ihr Abbild im Wasser der Quelle, ganz so wie sie war, so dass, wohin ich auch den Kopf wandte, ich sie vor mir sah, und sagte zu mir selbst: Wenn ich mich jetzt in dieser Quelle, wo ich meine Herrin erblicke, ertränkte, wie viel gerechtfertigter würde mein Tod sein als der des Narcissus! O, dass sie mich liebte wie ich sie liebe, wie glücklich würde ich sein, und wenn das Geschick uns gestattete, immerdar zusammen zu leben, wie köstlich würde mein Leben mich dünken! Darauf erhob ich mich, und die Hände zu einem der Jasminsträucher ausstreckend, von denen die Quelle umgeben war, vereinte ich seine Blüten und Myrte zu einem schönen Kranz und setzte ihn mir auf das Haupt. Da schlug sie die Augen freundlicher,

wie es schien, zu mir auf, und mir den Kranz nehmend, setzte sie ihn sich auf; schöner als Venus erschien sie meinen Augen, und das Gesicht mir zuwendend, sagte sie zu mir: ‚Was dünkt Dich jetzt von mir, mein Abindarraez?‘ Ich antwortete: ‚Es scheint mir, als ob Ihr jetzt die ganze Welt überwunden hättet und dass man Euch zur Königin und Herrin derselben gekrönt hat.‘ Da erhob sie sich, ergriff mich bei der Hand und sagte: ‚Wenn das wäre, o Bruder, dann solltet Ihr nichts dabei verlieren.‘ Ohne ihr zu antworten, schritt ich neben ihr her, bis wir den Garten verliessen. Einige Tage später, als der harte Liebesgott mich endlich über mein künftiges Los aufklären wollte, erfuhren wir, dass keine Verwandtschaft zwischen uns bestände, und auf diese Weise wurde unsere Leidenschaft in ihre richtige Bahn gelenkt. All meine Seligkeit war sie, neben ihr erschien mir alles schlecht, überflüssig und nutzlos in der Welt; mit ganz anderen Augen als früher sah ich sie an, mit meinen Blicken verzehrte ich sie und war dabei besorgt beobachtet zu werden; eifersüchtig war ich auf die Sonne, die sie berührte, und obgleich sie mit derselben Freundlichkeit wie bisher mir begegnete, so wollte es mir doch nicht so vorkommen, denn Misstrauen und Zweifel bewegen stets ein wahrhaft verliebtes Herz. Nun ereignete es sich eines Tages, als sie an der hellen Quelle bei dem Jasmingebüsch stand, dass ich zu ihr trat, und als ich mit ihr sprach, da schien es mir, als ob ihre Rede und Haltung nicht mehr wie früher wären; sie bat mich, ich sollte singen, denn das hörte sie sehr gern; ich aber war damals so voller Zweifel, dass ich glaubte, sie bäte mich zu singen, nicht um sich an dem Gesange zu erfreuen, sondern um mir nicht Zeit zu lassen ihr meine Leiden zu gestehen. Doch auf nichts Anderes bedacht als das zu thun, was meine Gebieterin mir auftrug, fing ich sofort in arabischer Sprache ein Lied an, in dem ich mich über die Härte beklagte, die ich bei ihr vermutete. So viel vermochten diese Worte bei der, an die sie gerichtet waren, dass ich eine Thräne fliessen sah, was mir die Seele so bewegte, dass ich nicht sagen kann, ob meine Freude grösser war, als ich ein so wahrhaftiges Zeichen der Liebe meiner Herrin sah, oder mein Schmerz, darüber dass ich ihr Thränen verursacht hatte. Und mich beim

Namen nennend zog sie mich neben sich nieder und sprach folgendermassen: ‚Abindarraez, ob die Liebe, die ich fühle, gering ist, oder derart, dass sie selbst mit dem Leben nicht aufhören kann, das, hoffe ich, werden meine Worte Dich erkennen lassen, bevor wir diesen Ort verlassen. Die Zweifel, die Du hegtest, will ich Dir nicht als Vergehen anrechnen, denn ich weiss, dass Liebe ohne Misstrauen nicht sein kann. Doch als Heilmittel dagegen will ich Dir gestatten Dich als Herrn meiner Freiheit anzusehen, und das soll auch zugleich ein Mittel gegen die Traurigkeit sein, die ich fühlte, wenn ich mich einige Zeit fern von Dir sah.‘ — Doch nur wenige Tage sollte unsere Freude dauern, da sandte der König von Granada Xarifas Vater weit fort von Cartama, an die Grenze, nach Coyn; ich aber sollte, so lautete der Befehl, unter der Gewalt des folgenden Statthalters zurückbleiben. Wehmütig trafen wir uns am Tage vor ihrer Abreise an einem entlegenen Orte, um noch einmal unser Unglück zusammen zu beweinen; ich nannte sie: Meine Herrin, meine Seele, mein einziges Gut, und mit vielen anderen Namen, die die Liebe mir eingab. Weinend sagte ich zu ihr: ‚Wenn Ihr nun fern von mir seid, werdet Ihr auch bisweilen an Euren unglücklichen Ritter denken?‘ Hier erstickten Thränen und Seufzer meine Worte, und als ich mich bemühte noch mehr zu sagen, brachte ich nur einige unzusammenhängende Reden hervor, an die ich mich nicht mehr erinnere, denn meine Herrin hat all meine Denkkraft nach sich gezogen. Unaussprechlich war auch der Schmerz, den meine Gebieterin über die Trennung fühlte; die Worte aber, die sie darauf zu mir sprach, will ich Dir, tapferer Statthalter, nicht wiedersagen, denn wenn Deine Brust nie von der Liebe verwundet worden ist, so würden sie Dir unmöglich erscheinen, und ist sie es je gewesen, so wirst Du begreifen, welche Gefühle sie in mir erregten. Es mag genügen zu sagen, dass sie mir schliesslich mitteilte, dass, wenn sie Gelegenheit hätte, sei es wegen Krankheit oder Abwesenheit ihres Vaters, sie mich rufen lassen würde, damit ausgeführt würde, was zwischen uns verabredet worden war. Mit diesem Versprechen beruhigte sich mein Herz etwas und ich küsste ihr die Hände für die Gnade, die sie mir gewährte. Gleich am nächsten Tage reisten sie ab;

ich aber blieb zurück wie einer, der über steile und unwegsame Gebirge wandert und in dichter Finsternis weilt, nachdem ihm die Sonne untergegangen. Ich fing an, ihre Abwesenheit bitter zu fühlen und suchte jegliches trügerische Heilmittel dagegen auf: ich weilte vor den Fenstern, aus denen sie sich herauszulehnen pflegte, in dem Zimmer, wo sie schlief, in dem Garten, wo sie ruhte und die Siesta verbrachte, bei dem Wasser, in dem sie badete — aber die Erinnerung, die an allen diesen Orten haftete, mehrte nur meine Qual. Nun wollte es mein gutes Schicksal, dass heute Morgen meine Herrin ihr Wort erfüllte, indem sie mich durch eine Dienerin, auf die sie sich wie auf sich selbst verlassen kann, rufen liess, da ihr Vater auf Befehl des Königs nach Granada abgereist war, um Rechenschaft über die Verwaltung seiner Statthalterschaft abzulegen. Freudig erregt durch diese unerwartete gute Nachricht machte ich mich sofort auf den Weg, in die Gewandung gehüllt, in der Du mich getroffen, die heiterste, die ich finden konnte, um meiner Gebieterin die Fröhlichkeit und Zufriedenheit meines Herzens zu zeigen. Ich wanderte von Cartama nach Coyn, eine kurze Tagereise, obgleich die Sehnsucht sie mir viel länger erscheinen liess, der fröhlichste Abencerrage, den man je gesehen; ich ging auf den Ruf meiner Herrin, um meine Herrin zu sehen, mich meiner Herrin zu freuen, mich mit meiner Herrin zu vereinen: nun sehe ich mich verwundet, gefangen und in der Gewalt eines Mannes, von dem ich nicht weiss, was er mit mir thun wird, und das Alles gerade in der heutigen Nacht, in der mein Glück sich erfüllen sollte. Höre also auf, o Christ, mich in meinem Seufzen zu trösten, und wenn Du meine Augen sich mit Thränen füllen siehst, so schreibe es nicht der Feigheit zu.“

Der tapfere Narvaez war tief bewegt durch die Worte des Mauren, und da es ihm schien, dass seiner Liebesangelegenheit nichts mehr schaden könnte als Verzögerung, sagte er zu ihm: „Abindarraez, ich will, dass Du siehst, dass mein Wille mehr vermag, als Dein Unstern, und wenn Du mir versprichst, bis zum dritten Tage in meine Gefangenschaft zurückzukehren, so will ich Dir die Freiheit geben, auf dass Du Deine angefangene Reise weiter fortsetzen kannst, denn es würde mir schwer

auf die Seele fallen, ein solches Unternehmen verzögert zu haben.“ Als der Abencerrage das hörte, warf er sich ihm zu Füssen und sagte: „Statthalter von Alora, wenn Ihr das thätet, so würdet Ihr mir das Leben geben und eine grössere Herzensgüte beweisen, als sie je einer gezeigt hat. Verlangt von mir jede Bürgschaft, die Ihr wollt, ich werde erfüllen, was Ihr festsetzt.“ Da rief Rodrigo Narvaez seine Begleiter und sagte zu ihnen: „Ihr Herren, überlasst mir diesen Gefangenen, ich bürge für sein Lösegeld.“ Alle antworteten sogleich, dass er ganz nach seinem Willen über ihn befehlen sollte. Alsbald ergriff der Statthalter des Abencerragen rechte Hand und sprach: „Ihr versprecht mir bei Eurer Ritterehre, in mein Kastell zu Alora zu kommen und mein Gefangener zu sein innerhalb dreier Tage?“ Er antwortete: „Ich verspreche es.“ „So gehet denn mit gutem Glück, und wenn Ihr irgend einer Sache bedürft, so saget es, sie soll Euch gewährt werden.“ Der Maure dankte ihm und nahm ein Pferd an, das der Statthalter ihm anbot, denn das seine war im Gefecht verwundet worden; und ob er gleich sehr angegriffen und ermüdet war durch den Verlust des Blutes, so kehrte er doch sofort um und schlug in grosser Eile dèn Weg nach Coyn ein. Rodrigo Narvaez dagegen und seine Gefährten wandten sich nach Alora, sich viel über die Tapferkeit und die guten Manieren des Mauren unterhaltend. Bei der Eile, die der Maure anwandte, dauerte es nicht lange, dass er die Festung Coyn erreichte; dann ritt er, wie ihm aufgetragen war, rings um dieselbe herum, bis er eine geheime Thür fand, und als er das Feld recognosciert hatte und sah, dass Alles sicher war, schlug er mit dem Schaft der Lanze an die Thür, denn das war das Zeichen, welches ihm die Dienerin gegeben hatte; sofort öffnete ihm diese und sagte zu ihm: „Herr, Euer Zögern hat uns in grosse Bestürzung versetzt. Meine Gebieterin erwartet Euch schon lange; steiget ab und geht zu ihr hinauf.“ Da stieg er vom Pferde, brachte es an einen sicheren Ort, lehnte Schild, Schwert und Lanze an die Mauer und liess sich leise und vorsichtig über eine Treppe zu dem Gemach Xarifas führen. Sie, welche sein Kommen schon bemerkt hatte, eilte ihm mit der grössten Freude von der Welt entgegen, und in höchster Seligkeit und Lust hielten sich

beide umfangen, ohne ein Wort zu sprechen. Als sie nun wieder zu sich kamen, sagte sie zu ihm: „Wo habt Ihr so lange geweilt, Herr? Euer Zögern hat mich in grosse Angst und Bestürzung versetzt.“ „Meine Gebieterin,“ antwortete er, „Ihr könnt Euch wohl denken, dass es nicht aus Nachlässigkeit meinerseits geschah; aber die Dinge geschehen nicht immer so, wie der Mensch es wünscht; wenn ich also gezögert habe, so seid überzeugt, dass es nicht in meiner Hand gelegen hat, früher zu kommen.“ Sie, seine Rede abschneidend, nahm ihn bei der Hand und führte ihn in ein prächtiges Zimmer, und nachdem sie sich auf einem dort befindlichen Bette niedergelassen, sprach sie zu ihm folgende Worte: „Ich habe gewollt, Abindarraez, dass Ihr sehet und erkennet, in welcher Weise die Gefangenen der Liebe ihr Wort erfüllen; denn von dem Tage an, wo ich sie Euch gestand, als Unterpfand meines Herzens, habe ich nach Mitteln gesucht, sie wieder von Euch einzulösen. Ich liess Euch zu diesem Kastell kommen, damit Ihr mein Gefangener seid, sowie ich die Eurige bin; ich habe Euch hierher berufen, auf dass Ihr mein Herr und Gebieter seid und der der Habe meines Vaters unter dem Namen eines Gatten. Wohl weiss ich, dass ich gegen den Willen meines Vaters handle, der mich einem reicheren Manne geben möchte; ich aber halte Euch für den grössten Reichtum von der Welt.“ Nach diesen Worten senkte sie das Haupt und eine liebliche Verlegenheit zeigte sich auf ihrem Antlitze, darüber dass sie sich soweit erklärt hatte. Der Maure aber schloss sie in seine Arme und bedeckte ihre Hände mit Küssen für die Gnade, die sie ihm erwies, und sprach zu ihr: „Herrin meiner Seele, als Gegengabe für das grosse Gut, das Ihr mir gewährt, habe ich nichts Neues Euch anzubieten, denn ich bin ganz Euer. Nur das schulde ich Euch noch, dass ich Euch zu meiner Gattin mache, auf dass Ihr die Verwirrung der Schamhaftigkeit verlieret, die Ihr zeigtet, als Ihr mich empfingt.“ Und damit legten sie sich in ihr Bett nieder, wo sie das Feuer ihrer Herzen mit neuer Erfahrung entflammten. Hierbei sprachen sie viele Liebesworte und thaten viele Liebeswerke, welche eher die Phantasie sich vorstellen, als die Feder niederschreiben kann. Während jedoch der Maure an ihrer Seite ruhte, überkam ihn plötzlich

ein tiefes Sinnen und sein Verhalten zeigte eine so tiefe Traurigkeit, dass die schöne Xarifa es merkte und ganz bestürzt darüber wurde. Die tiefen Seufzer, die sie ihn ausstossen hörte und die Unruhe, mit der er sich hin und her warf, sah die Dame als Beleidigung ihrer Schönheit und Liebe an, und sich ein wenig im Bette aufrichtend sagte sie zu ihm mit heiterer, obgleich ein wenig zitternder Stimme: „Was ist, Ábindarraez? Es scheint, dass meine Liebe Dich traurig gemacht hat; ich höre Dich seufzen und schluchzen und Herz und Körper viel hin und her werfen. Wenn ich Dein einzig Gut und Deine ganze Lust bin, warum hast Du mir nicht gesagt, weswegen Du seufzst? und wenn ich es nicht bin, warum betrogst Du mich? Hast Du einen Fehler an mir gefunden, so sieh meine Liebe an, welche genügt, um viele zu bedecken. Dienst Du aber einer anderen Dame, so sage mir, wer sie ist, auf dass auch ich ihr diene; drückt Dich sonst noch eine Last, so teile sie mir mit, ich will sterben oder sie von Dir nehmen.“ Und mit diesen Worten packte sie ihn mit ungestümer Liebeskraft und wandte ihn herum. Da glaubte er, dass, wenn er sich nicht erklärte, er ihr Veranlassung zu grossem Verdachte geben würde, und mit einem leidenschaftlichen Seufzer sprach er zu ihr: „Meine Hoffnung! wäre ich allein, so würde ich die Last, die mich drückt, guten Mutes ertragen; aber jetzt, wo sie mich zwingt, mich von Euch zu trennen, habe ich keine Kraft es zu thun, und damit Ihr Euch nicht weiter ängstiget ohne zu wissen warum, so will ich Euch sagen, um was es sich handelt,“ und sofort erzählte er ihr das Geschehene ohne etwas auszulassen, und als er seinen Bericht beendet hatte, sagte er mit vielen Thränen: „Demgemäss, o Herrin, ist Euer Gefangener auch der des Statthalters von Alora; aber ohne Euch leben würde ich für den Tod selbst halten, und so seht Ihr wohl, dass meine Seufzer mehr durch Uebermass der Liebe verursacht werden als durch Mangel an derselben.“ Und damit wurde er ebenso traurig und nachdenkend, wie er es gewesen war, ehe er zu sprechen anfing. Sie aber sprach zu ihm mit heiterem Antlitz: „Grämt Euch nicht, Abindarraez, denn ich nehme es auf mich, Eurem Kummer abzuhelfen, um so mehr, da es doch fest steht, dass jeder Gefangene, der sein Wort

gegeben hat ins Gefängnis zurückzukehren, es erfüllt, wenn er das Lösegeld schickt, das man von ihm verlangen kann. Setzet nun selber die Summe fest, denn ich habe die Schlüssel zu allen Kasten und Reichtümern meines Vaters und ich werde sie alle in Eure Hand geben; schickt davon was Euch gut scheint, dem Rodrigo de Narvaez, dem wackeren Ritter, der Euch die Freiheit gab und der Eure Geschichte kennt. Ich glaube gewiss, dass er darin einwilligen wird, da, wenn er Euch in seiner Macht hätte, er doch nur dasselbe thun könnte, nämlich, Euch gegen ein Lösegeld frei lassen.“ Doch der Abencerrage antwortete ihr: „Es scheint mir, Herrin, dass Eure Liebe Euch keinen guten Rat erteilen lässt. Sicherlich, nie würde ich einen solchen Fehler wie diesen begehen, denn, wenn ich schon verpflichtet war mein Wort zu erfüllen, als ich kam um mich mit Euch allein zu sehen, so erstreckt sich jetzt, wo ich Euer bin, die Verpflichtung weiter. Ich werde nach Alora zurückkehren und mich dem Statthalter stellen, und nachdem ich meine Pflicht gethan, möge das Schicksal thun, was es will.“ „Nie wolle Gott,“ sagte Xarifa, „dass, wenn Ihr zum Gefängnis geht, ich frei bleibe, da ich es ja doch nicht bin. Ich will Euch auf dieser Reise begleiten, denn weder die Liebe, die ich zu Euch hege, noch die Furcht vor meinem Vater, den ich hintergangen habe, würden mich anders handeln lassen.“ Der Maure, vor Freude weinend, umarmte sie und sagte: „Immer mehr Gnade häufst Du auf mich, meine Seele; es geschehe was Du willst, denn dann will ich es auch.“ Mit diesem Beschlusse erhoben sie sich vor Tagesanbruch, und nachdem sie sich mit den für die Reise notwendigsten Sachen versorgt hatten, brachen sie in aller Stille nach Alora auf; und da der Morgen bereits dämmerte, so trug Xarifa das Gesicht bedeckt, um nicht erkannt zu werden. Als sie in Alora ankamen, gingen sie direct zur Burg, die ihnen von dem von allem unterrichteten Wächter sofort geöffnet wurde; der tapfere Statthalter aber selbst ging ihnen entgegen und empfing sie mit grosser Höflichkeit. Abindarraez ergriff seine Frau bei der Hand und zu ihm tretend sprach er: „Sieh, Rodrigo de Narvaez, wie ich mein Wort wohl erfülle; ich versprach Dir, einen Gefangenen zurückzubringen, und ich bringe Dir zwei,

von denen einer genügte um viele zu besiegen. Du siehst hier meine Herrin, urteile, ob ich mit gerechtem Grunde gelitten habe; nimm uns auf als die Deinigen, denn ich vertraue mich und ihre Ehre Deinen Händen an.“ Der Statthalter begrüsste sie mit freundlichen Worten und stellte ihnen sein Haus zur Verfügung, worauf sie sich zum Mahle niederliessen, denn sie waren ermüdet von der Reise und bedurften der Erholung. Der Statthalter fragte den Mauren, wie es denn mit seinen Wunden ginge. „Es scheint,“ sagte er, „dass durch die Reise und durch den Schmerz ich sie mir sehr entzündet habe.“ Sehr bestürzt darüber fragte die schöne Xarifa: „Was giebt es denn, Herr?“ Er antwortete: „Wer die Pfeile Eurer Liebe gefühlt hat, wird alle anderen Wunden für gering achten. Die Thatsache ist, dass bei dem Scharmützel in der Nacht ich zwei kleine Wunden bekam, und die Anstrengung des Weges und der Umstand, dass ich mich nicht kuriert habe, haben mir etwas geschadet; jedoch es ist nicht von Bedeutung.“ „Es wäre gut,“ sagte der Statthalter, „wenn Ihr Euch niederlegtet, und es soll ein Arzt kommen, den ich hier im Castell habe, und Euch heilen.“ Die schöne Xarifa, ganz bestürzt, jedoch mit vieler Ruhe und Freundlichkeit auf dem Gesicht, um ihm keinen Schmerz zu bereiten dadurch dass sie zeigte, dass sie welchen empfinde, hiess ihn sofort sich entkleiden; der Arzt kam und nachdem er die Wunden betrachtet hatte, erklärte er, dass, da sie schräg gingen, sie nicht gefährlich wären und bald heilen würden, worauf er mit einem gewissen Mittel, das er bereitete, den Schmerz milderte; und nach vier Tagen, zumal da er mit vieler Sorgfalt gepflegt wurde, war der Abencerrage gesund. Eines Tages, als sie gespeist hatten, sagte derselbe zum Statthalter: „Rodrigo de Narvaez, bei Deiner Klugheit wirst Du aus der Art und Weise meiner Ankunft wohl schon das Uebrige erraten haben. Ich hege die Hoffnung, dass unsere jetzt so geschädigte Angelegenheit durch Deine Hand geheilt werden wird. Dies hier ist die schöne Xarifa, von der ich Dir erzählte, dass sie meine Herrin und Gattin ist; sie wollte nicht in Coyn bleiben aus Furcht vor ihrem Vater; denn obgleich er nicht weiss, was vorgegangen ist, so fürchtete sie doch, es könnte die Sache herauskommen. Ihr Vater ist jetzt bei dem

Könige von Granada, und da ich weiss, dass der König Dich liebt wegen Deiner Tapferkeit und Tugend, obgleich Du ein Christ bist, so bitte ich Dich es mit seiner Hilfe durchzusetzen, dass er uns verzeiht, dass wir dies ohne seine Erlaubnis gethan haben.“ Der Statthalter antwortete ihm: „Tröstet Euch, ich verspreche Euch als Edelmann, in dieser Sache zu thun, was in meiner Kraft steht,“ und damit liess er Papier und Tinte bringen und schrieb einen Brief an den König von Granada, der folgendermassen lautete:

„Allmächtiger König von Granada! Der Statthalter von Alora, Rodrigo de Narvaez, Dein Diener, küsst Deine königlichen Hände, und teilt Dir mit, dass der Abencerrage Abindarraez, der, in Granada geboren, von dem Statthalter von Cartama auferzogen wurde, sich in dessen Tochter, die schöne Xarifa, verliebte. Später, um dem Statthalter eine Gnade zu erweisen, versetztest Du ihn nach Coyn; die Liebenden jedoch, um sicher zu gehen, verlobten sich heimlich, und der Abencerrage, von Xarifa während der Abwesenheit ihres Vaters zu ihr gerufen, machte sich auf den Weg nach der Festung. Ich begegnete ihm unterwegs, und in einem Scharmützel, das ich mit ihm hatte, in dem er sich sehr tapfer und mutig zeigte, gewann ich ihn als Gefangenen. Als er mir seine Geschichte erzählte, liess ich, gerührt von seinen Bitten, ihn für zwei Tage frei. Er ging und erwarb sich die Gemahlin. Als diese aber sah, dass der Abencerrage in mein Gefängnis zurückkehren wollte, war sie entschlossen mit ihm zu kommen, und so sind sie jetzt alle beide in meiner Macht. Ich bitte Dich, stosse Dich nicht an dem Namen des Abencerragen, da dieser und sein Vater ohne Schuld waren an der gegen Deine königliche Person angezettelten Verschwörung (zum Zeugnis dafür leben sie noch heute). Ich ersuche Deine Hoheit, mit mir die Heilung der beiden Liebenden zu beschliessen; ich werde auf sein Lösegeld verzichten und ihn in Freiheit setzen, und Du befiehl ihrem Vater, da er Dein Vasall ist, dass er ihr verzeihe und ihn zum Sohne nehme; denn abgesehen davon, dass Du mir eine besondere Gnade damit erweisest, wirst Du thun, was von Deiner Tugend und Deiner Grösse man erwartet.“

Mit diesem Briefe schickte er einen seiner Knappen ab;

der König aber, als er erfuhr, von wem er war, freute sich sehr, denn unter allen Christen liebte er den Statthalter allein wegen seiner Tapferkeit und seiner Persönlichkeit. Als er den Brief gelesen hatte, nahm er den Statthalter von Coyn bei Seite und gab ihm denselben mit den Worten: „Lies dieses Schreiben!“ Er las es, und als er sah, was vorgegangen war, geriet er in grosse Bestürzung. Der König aber sagte: „Werde nicht zornig, obgleich Du Grund dazu hast; denn nichts wird mich hindern dem Statthalter von Alora alles zu thun, was in meiner Macht steht, und so befehle ich Dir denn, dass Du ohne Verzug nach Alora gehst, Deinen Kindern verzeihst und sie sofort in Dein Haus einführst; ich werde Dir für diesen Dienst immerdar gnädig sein.“ Dem Mauren ging es sehr nahe, aber da er sah, dass er nicht anders handeln konnte, machte er gute Miene zum bösen Spiel, und sich zusammennehmend so gut als er konnte, sagte er, er werde es thun; darauf brach er so schnell als möglich nach Alora auf, wo man bereits durch den Knappen von dem, was vorging, unterrichtet war und wo er von allen sehr gut empfangen wurde. Seine Tochter und der Abencerrage erschienen vor ihm mit vieler Scham und küssten ihm die Hände, er aber nahm sie freundlich auf und sagte: „Man spreche nicht von vergangenen Dingen. Der König gebietet mir, es zu thun, und ich verzeihe Euch, dass Ihr Euch ohne mein Wissen vermählt habt. Uebrigens, meine Tochter, wähltest Du Dir einen besseren Gatten, als ich ihn Dir zu geben wusste.“ Rodrigo de Narvaez freute sich sehr, als er sah, was vorging, und feierte ihnen zu Ehren viele Feste. Als sie eines Tages gespeist hatten, sagte er zu ihnen: „Ich schätze es so hoch, einen Anteil an dem guten Verlauf der Dinge gehabt zu haben, dass nichts mir mehr Freude bereiten kann. So will ich denn die Ehre, Euch als meine Gefangenen gehabt zu haben, als Lösegeld ansehen. Ihr seid frei, Abindarraez, und habt somit die Erlaubnis zu gehen, wohin es Euch gefällt und wann Ihr wollt.“ Dieser dankte ihm herzlich dafür, und sogleich am anderen Tage schickten sie sich an aufzubrechen, und von Rodrigo de Narvaez begleitet verliessen sie Alora und kamen nach Coyn, wo den Vermählten grosse Feste gefeiert wurden. Als diese vorbei

waren, nahm der Vater sie eines Tages bei Seite und sprach zu ihnen folgende Worte: „Kinder, da Ihr nun Herren meiner Habe seid und der Ruhe geniesst, ist es wohl recht, dass Ihr erfüllt, was Ihr dem Statthalter von Alora schuldet; denn es ziemt sich nicht, dass, nachdem er mit Euch so hochherzig verfahren ist, er sein Anrecht auf Euer Lösegeld verliert; vielmehr, wenn man es recht überlegt, schuldet Ihr ihm noch bedeutend mehr. Ich will Euch viertausend Goldstücke geben, sendet sie ihm und haltet ihn Euch von nun an zum Freunde — denn er verdient es —, obgleich Euer und sein Glaube ein verschiedener ist.“ Der Abencerrage dankte ihm dafür und schickte sie dem Statthalter, nachdem er sie in einen Kasten von mittlerer Grösse gepackt hatte, und um seinerseits sich nicht knauserig und undankbar zu zeigen, übersandte er ihm sechs schöne Pferde mit vollständigem Geschirr, nebst sechs Schildern und Lanzen, deren Metallteile und Beschläge aus reinem Golde waren. Die schöne Xarifa schrieb ihm einen freundlichen und liebenswürdigen Brief, in dem sie ihm vielfach dankte für das, was er für sie und ihre Angelegenheit gethan hatte, und da sie nicht weniger freigebig und dankbar sich zeigen wollte, als die übrigen, so schickte sie ihm einen Kasten aus Cypressenholz, gar schön duftend, und darin viele kostbare weisse Gewandung für seine Person. Der tapfere Statthalter nahm das Geschenk an und verteilte sofort die Pferde und Schilder und Lanzen an die Ritter, welche ihn in der Nacht des Scharmützels begleitet hatten; für sich behielt er nur eine, welche ihm am meisten gefiel, und den Kasten aus Cypressenholz nebst dem, was ihm die schöne Xarifa gesandt hatte, die viertausend Goldstücke aber schickte er mit dem Boten wieder zurück. Darob erntete vielen Ruhm der grossherzige Capitän, dessen Geschlecht noch jetzt in Antequera fortlebt, durch grosse Thaten sich seines Ahnherrn würdig erweisend.

Nach Beendigung ihrer Geschichte, für deren Erzählung Felismena den Dank der ganzen Gesellschaft erhält, begeben sich alle zur Ruhe.

F ü n f t e s B u c h. Am folgenden Tage geht Felicia an die Heilung der Liebenden, mit Ausnahme der Felismena und Belisa, denen sie für später Genesung von ihren Leiden ver-

spricht. Sie erscheint nämlich mit zwei goldenen Pokalen und lässt Sireno, Silvano und Selvagia daraus trinken; sofort verfallen diese in einen totenähnlichen Schlaf, aus dem alles Rütteln und Schreien der Hirtinnen sie nicht erweckt. Als nun Felicia glaubt, dass der Zaubertrank genügend gewirkt hat, berührt sie Sireno mit einem wunderkräftigen Buche, worauf derselbe im Zustande der grössten Gleichgültigkeit gegen seine frühere Liebe erwacht. Um die Anderen davon zu überzeugen, redet Felicia ihn mit folgenden Worten an: „Sage mir, Sireno, wenn Du zufällig die schöne Diana mit ihrem Gatten sähest, wie sie beide in der grössten Zufriedenheit von der Welt leben und lachen über die Liebe, die Du zu ihr gehabt hast, was würdest Du thun?“ — Ohne Besinnen erwidert Sireno: „Sicherlich, das würde mir keinen Kummer machen, im Gegenteil, ich würde ihnen helfen, über meine früheren Dummheiten zu lachen.“ Nicht minder heilkräftig hatte der Trank auf Silvano und Selvagia gewirkt; Silvano, von Felicia berührt, hat beim Erwachen seine Liebe zu Diana vollständig vergessen und entbrennt in höchster Glut zu der noch daliegenden Selvagia, die ihrerseits, ihres Alanio vergessend, Silvanos Liebe erwidert. Die drei kehren hierauf unter Gesprächen zärtlichster Liebe zu ihren Heerden zurück, und so andauernd wirkt der Zaubertrank, dass selbst bei Dianas Anblick ihr Herz kalt bleibt. Hier machen wir zum ersten Male die persönliche Bekanntschaft der Diana; wir sehen sie in einem dichten Myrtengebüsch versteckt unter Thränen an einer Quelle sitzen und eine Romanze singen, in der sie klagt, dass von Geburt an sie das Unglück verfolge; „die Sonne verbarg ihre Strahlen und der Mond verfinsterte sich, es starb meine Mutter bei meiner Geburt, die Magd, die mich säugte, hatte in Nichts Glück. Ich liebte und wurde geliebt, ich vergass und wurde vergessen; als junges Mädchen verheiratete mich mein Vater, mich zu verhasster Ehe zwingend. So lebe ich das unglücklichste Leben.“ Aber ihre traurigen Klagen rühren die Hirten nicht, und Sireno bleibt kalt und ablehnend, als sie zusammen den Weg zu ihrem heimatlichen Dorfe einschlagen.

Felismena war inzwischen in ihrem früheren Jagdgewande auf den Rat der Felicia aufgebrochen und gelangt gegen Son-

nenuntergang in ein schönes Thal, in dem sie eine Hütte bemerkt; sie nähert sich derselben und wird eines jungen Mannes und einer Hirtin gewahr, aus deren Unterhaltung sie erkennt, dass sie den Geliebten der Belisa, den Arsileo, vor sich hat. Er war durch den Pfeilschuss seines Vaters nicht getötet worden, wie Belisa gesehen zu haben glaubte, sondern ein Zauberer Alfeo* hatte, um sich an ihr zu rächen dafür dass sie ihn nicht erhört hatte, zwei Phantome verfertigt, in der Gestalt des Vaters und des Sohnes, und diese das Schauspiel aufführen lassen, das Belisa voller Verzweiflung in die Ferne gejagt hatte. Während Alanio, Arsileos Vater, auf einem Gute zurückgezogen lebte und der Belisa bald vergass, war der Sohn schon sechs Monate umhergeirrt, die Geliebte zu suchen. Felismena tritt nun hervor und weist den Hocherfreuten auf die richtige Spur; eilends macht er sich zu dem Tempel der Diana auf den Weg, wo Polidora ihm die Ersehnte zuführt; selig sinken sie sich in die Arme.

Sechstes Buch. Die sechsmonatliche Anwesenheit des Arsileo hatte einen Zwist zwischen Amarilida und ihrem Geliebten Filemon hervorgerufen, da sie dem trostlosen Fremdling Mut zugesprochen und ihn öfter in seiner einsamen Hütte besucht hatte. Filemon war von grenzenloser Qual ergriffen, während Amarilida ihn floh, weil sie durch ihn und seine öffentlichen Klagen ihre Ehre gefährdet glaubte. Auf Felismenas Bitten und gerührt durch Filemons Thränen giebt Amarilida nach, und ungeteilte Liebe vereinigt die beiden wieder.

Inzwischen leben Selvagia und Silvano ihr glückliches Leben weiter, beneidet von der unglücklichen Diana. Sireno verharrt noch immer im Zustande vollständiger Gleichgültigkeit; nur einmal, als er wieder auf den Gefilden seiner Heimat sich zeigt und die Hunde der Diana, ihn wohl kennend, um ihn herumspringen und die Schafe, wie sie früher gethan, sich um ihn sammeln, scheint das Eis seines Herzens schmelzen zu wollen. Doch der Trank der Felicia wirkt noch zu mächtig, und gleich darauf setzt er sich mit dem grössten Gleichmut mit Diana auseinander, die ihm unter Thränen erklärt, dass nur der Wille

* An drei anderen Stellen Arfeo.

ihres Vaters und ihr kindlicher Gehorsam sie zu der verhassten Ehe getrieben hätte. Er aber giebt seiner Freude Ausdruck, jetzt die Liebe los zu sein, und singt fröhlich über die frühere Thorheit lachend mit Silvano ein Duett aus jener Zeit, wo noch beide um Diana warben. Der Eindruck auf die unglückliche Hirtin ist derartig, dass sie weinend und das schöne Haar raufend sich entfernt.

Siebentes Buch. Nach ihrer Trennung von Filemon und Amarilida gelangt Felismena in eine reiche, fruchtbare Gegend, von einem majestätischen Strome durcheilt und rings von Gebirgen eingeschlossen. Zu ihren Füssen liegt eine prächtige Stadt, deren Anblick sie an ihr heimatliches Soldina erinnert und ihr die Thränen in die Augen lockt. Sie geht den Fluss entlang und belauscht das Gespräch zweier Schäferinnen, aus deren Sprache sie entnimmt, dass sie sich in Portugal befindet. Auch hier wird ihr die Gelegenheit geboten, Liebeshändel zu schlichten. Armia war verliebt in Danteo, der sich aber durch ihr schnippisches Betragen hatte einschüchtern lassen und sich verheiratet hatte. Aber nach kurzer Ehe verlor er seine Frau und wandte sofort seine Liebe wieder der Armia zu, die jedoch trotz der Ermahnungen ihrer Freundin Duarda nichts mehr von ihm wissen wollte. Felismena erfährt dies Alles und dass sie sich in der Nähe von Coimbra befindet, durch die Hirtinnen, die freundschaftlich ihr Mahl mit ihr teilen. Bald findet sich auch der verschmähte Danteo ein,* und eben will Felismena ihr Versöhnungswerk beginnen, als ihre Aufmerksamkeit durch ein unerwartetes Schauspiel in Anspruch genommen wird. Auf einer im Flusse liegenden Insel bemerken sie einen Ritter, der in einem hitzigen Kampfe gegen drei Angreifer begriffen ist; schon liegt einer der drei tot hingestreckt, die beiden anderen jedoch bedrängen ihren Gegner so heftig, dass er in die grösste Gefahr gerät. Aufgebracht über das feige Beginnen ruft ihnen Felismena zu, davon abzustehen, und als sie ihre Warnung nicht beachten, spannt sie ihren Bogen und sendet dem einen einen Pfeil durchs Auge, dem anderen einen durch die Brust, und befreit auf diese Weise den Ritter. Kaum

* Alle Unterhaltungen und Gesänge in diesem Teil des Buches sind in portugiesischer Sprache verfasst.

jedoch hat dieser den Helm abgenommen, als sie ihren Felix erkennt, nach dem sie schon so lange gesucht. Ebenso erkennt er sie wieder und fleht sie um Verzeihung an, die bereitwilligst gewährt wird. Zur rechten Zeit findet sich Dorida, die Abgesandte der Felicia, ein, mit einem silbernen und einem goldenen Becher versehen; aus jenem besprengt sie Felix und er vergisst seine Liebe zu Celia, aus dem goldenen lässt sie ihn trinken und seine im Kampf erhaltenen Wunden heilen. Freudig folgen sie der Einladung der Priesterin nach dem Tempel der Diana, wo ehliche Bande Felismena und Felix vereinen, sowie Selvagia und Silvano, die mit Sireno gleichfalls dort angelangt sind.

Sirenos sowie Danteos und Duardas weitere Erlebnisse beabsichtigt der Verfasser in einem zweiten Teile zu schildern.

Wie bereits bemerkt worden ist, hat Montemayor selbst diesen zweiten Teil nicht verfasst, vielmehr haben Alonzo Perez von Salamanca und Gaspar Gil Polo selbständig das Werk fortgesetzt. Da über diese Fortsetzungen in einer besonderen Abhandlung gesprochen werden wird, so sei hier nur soviel angedeutet, dass in Gil Polos Buch Sireno sich nach und nach von seiner Gleichgiltigkeit gegen Diana erholt. Delio, Dianas Gemahl, verliebt sich in eine Schäferin, die erst vor kurzer Zeit an den Ufern des Ezla angelangt ist; eines Tages jedoch, als er der Schönen in verbrecherischer Absicht nachstellt, erhitzt er sich so sehr, dass er sich den Tod dadurch zuzieht. Nun steht der Vereinigung Dianas und Sirenos nichts mehr im Wege und sie feiern das Fest ihrer Vermählung.

Was die Fortsetzung des Alonzo Perez betrifft, so ist auch sie unvollendet geblieben. Sie schliesst damit, dass Sireno von Felicia einen neuen Trank erhält, um für Diana wieder Liebe zu fassen, die inzwischen durch den Tod ihres Gemahls Witwe geworden war, und um zugleich gegen zwei andere nicht unbegünstigte Liebhaber einen Wettstreit zu unternehmen, dessen Ausfall in einem weiteren Bande erzählt werden sollte. Derselbe ist jedoch nie erschienen.

Ueber die Notwendigkeit
eines systematischen
Unterrichtes in der deutschen Grammatik
in den unteren und mittleren Klassen höherer Lehranstalten
und die für diesen Unterricht vorhandenen, bezüglich zu empfehlenden Hilfsmittel.*

Auf den 46 Direktorenkonferenzen, welche bis zu Anfang des Jahres 1878 im preussischen Staate tagten, ist nicht weniger als 39 mal über den deutschen Unterricht verhandelt worden. Wohl mit keinem anderen Gegenstande haben sich jene Versammlungen so oft und so eingehend beschäftigt, wie mit der Behandlung unserer Muttersprache. In Westfalen finden wir ihn auf den 19 Konferenzen unserer Provinz 12 mal auf der Tagesordnung. In den 39 Konferenzen wurde über den Unterricht des Deutschen in allen Klassen 10 mal, über die Behandlungsweise in den unteren und mittleren Klassen allein 3 mal, über die zu benutzenden Hilfsmittel 5 mal referiert und debattiert. Wenn dieser Gegenstand so oft jene Versammlungen beschäftigt hat; wenn noch im Jahre 1863 in Westfalen ganz ähnliche Punkte besprochen wurden, wie sie an der Spitze unserer Arbeit stehen; wenn eine reichhaltige Litteratur beweist, dass sich überall die Schulmänner mit dieser Sache beschäftigen: so darf man annehmen, — und nach kurzer Ueberlegung werden alle, die es angeht, zustimmen — dass die Frage betreffend den Unterricht in der deutschen Sprache, besonders die grammatische Seite desselben, eine so wichtige und brennende wie schwierige ist, also eine ausführliche Darstellung und gründliche Beantwortung wohl versucht werden darf.

---

* Referat für die diesjährige westfälische Direktorenkonferenz.

Es würde nicht uninteressant sein, darzulegen, wie sich die früheren Direktorenkonferenzen zu der Frage über die Notwendigkeit des grammatischen Unterrichtes im Deutschen und die Hilfsmittel für denselben gestellt haben; aber wir dürfen uns nicht dabei aufhalten. Im allgemeinen sei nur angedeutet, dass Einigkeit nicht zu herrschen pflegt, die Minoritäten sind oft ziemlich gross. Vor Jahrzehnten findet sich eine entschiedene Abneigung gegen den grammatischen Unterricht, mindestens eine Scheu vor demselben, noch im Jahre 1871 wird in der Provinz Preussen die These angenommen: Systematischer Unterricht in der neuhochdeutschen Grammatik ist in keiner Klasse zu treiben. Indessen ist in den letzten Versammlungen der Direktoren doch eine Neigung für den grammat. Unterricht nicht zu verkennen, besonders in der Provinz Westfalen; in Hannover wurde aber ein selbständiger grammat. Unterricht im Jahre 1876 einstimmig für notwendig befunden.

Die Direktorenkonferenzen wie alle dahin gehörenden neueren Schriften sprechen nun als allgemeine Ueberzeugung und Forderung aus, dass bei dem deutschen Unterricht auf allen Stufen die Lektüre der Mittelpunkt sein müsse, um den sich alle anderen Uebungen gruppieren sollen.

Sobald es sich aber um den Unterricht in den unteren und mittleren Klassen besonders handelt, entbrennt alsbald der Streit um die Fragen:

1) Ist ein Unterricht in der deutschen Grammatik nötig?
2) Soll derselbe systematisch sein?

Als Nebenfrage gesellt sich hinzu:

3) Ist dem Schüler ein Lehrbuch in die Hand zu geben?

Diese drei Fragen wird nun auch das folgende Referat zu beantworten versuchen.

Die erste war: Soll in den unteren und mittleren Klassen höherer Lehranstalten deutsche Grammatik gelehrt werden?

Wir sahen oben, dass vor einigen Jahrzehnten diese Frage in der Regel mit Nein beantwortet wurde. Die Gegner des grammatischen Unterrichtes beriefen sich dabei auf bedeutende Autoritäten. Zunächst wiesen sie auf Jakob Grimm hin, und hatten dann meist sofort gewonnenes Spiel. Derselbe sagt nämlich in seiner Grammatik 1. Aufl. S. IX—XI: „Seit man die deutsche Sprache grammatisch zu behandeln angefangen hat, sind zwar bis auf Adelung eine gute Zahl Bücher

und von Adelung an bis auf heute eine noch fast grössere darüber erschienen. Da ich nicht in diese Reihe, sondern ganz aus ihr heraustreten will, so muss ich gleich vorweg erklären, warum ich die Art und den Begriff deutscher Sprachlehren, zumal der in dem letzten Jahrhundert bekannt gemachten und gut geheissenen für verwerflich ja für thöricht halte. Man pflegt allmählich in allen Schulen aus diesen Werken Unterricht zu erteilen ... eine unsägliche Pedanterei, die es Mühe kosten würde, einem wieder auferstandenen Griechen oder Römer nur begreiflich zu machen. Die meisten mitlebenden Völker haben aber hierin so viel gesunden Blick vor uns voraus, dass es ihnen schwerlich in solchem Ernste beigefallen ist, ihre eigene Landessprache unter die Gegenstände des Schulunterrichtes zu zählen. Den geheimen Schaden, den dieser Unterricht, wie alles Ueberflüssige, nach sich zieht, wird eine genauere Prüfung bald gewahr. Ich behaupte nichts anders, als dass dadurch gerade die freie Entfaltung des Sprachvermögens in den Kindern gestört und eine herrliche Anstalt der Natur, welche uns die Rede mit der Muttermilch eingiebt und sie in dem Befang des elterlichen Hauses zu Macht kommen lassen will, verkannt werde. Die Sprache gleich allem Natürlichen und Sittlichen ist ein unvermerktes, unbewusstes Geheimnis, welches sich in der Jugend einpflanzt und unsere Sprachwerkzeuge für die eigentümlichen vaterländischen Töne, Biegungen, Wendungen, Härten oder Weichen bestimmt. ... Wer könnte nun glauben, dass ein so tief angelegter nach dem natürlichen Gesetze weiser Sparsamkeit aufstrebender Wachstum durch die abgezogenen, matten und missgriffenen Regeln der Sprachmeister gelenkt oder gefördert würde. ... Jeder Deutsche, der sein Deutsch schlecht und recht weiss d. h. ungelehrt, darf sich nach dem treffenden Ausdruck eines Franzosen: eine selbsteigene, lebendige Grammatik nennen und kühnlich alle Sprachmeisterregeln fahren lassen."

Grimm behauptet in diesen bekannten Sätzen:

1) Wir haben keinen grammat. Unterricht nötig, weil wir unsere Muttersprache mit der Muttermilch einsaugen und so gleichsam selbst eine lebendige Grammatik sind. Die Griechen und Römer hatten das auch richtig erkannt und trieben keine Grammatik in der Schule. Dasselbe ist von den mitlebenden Völkern zu rühmen.

2) Die damalige Unterrichtsweise schadet sogar der sprachlichen Entwicklung, weil die Lehrbücher und die Lehrmethode schlecht sind.

Beginnen wir mit Nr. 2.

Grimm spricht da gleich einem alttestamentlichen Propheten in heiligem Eifer gegen die schlechten Grammatiken jener Zeit. Und er, der grösste Bahnbrecher auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Erkenntnis unserer Muttersprache, musste so sprechen. Durch die philosophische Grammatik drohte unsere Sprache zu einem Machwerk der pedantischen Sprachmeister zu werden, und ein Veto war höchst notwendig. Nach Grimm und durch ihn aber ist die Sprachwissenschaft so umgestaltet, dass er heute nicht mehr in dieser Weise gegen die besseren Grammatiken auftreten würde. Seine Schüler eben haben Werke verfasst, wie wir weiter unten sehen werden, die ihn gewiss befriedigen würden. Genügten damals einerseits die Grammatiken nicht, so war andererseits die Lehrmethode falsch. Sie wurde auch noch nicht sofort nach ihm anders, ja wir möchten fürchten, sie ist noch nicht überall die richtige. Rud. Hildebrand in seinem überaus anregenden Buche „Vom deutschen Sprachunterricht in der Schule“ erzählt uns S. 2 flg., wie in seiner Schulzeit noch die sich selbst klarsten Lehrer fürs Lernen das Hauptgewicht legten auf Klarheit im Verstehen, für sittliche Dinge auf das Pflichtgefühl, besser auf den Pflichtbegriff, wie man vergessen hatte, dass Gefühl und Phantasie unentbehrliche Helfer des Verstandes sind und der Ausbildung in der Schule eben so sehr bedürfen wie der Verstand, dass die einseitige Herrschaft der Kantischen Verstandesklarheit und des Kantischen Pflichtbegriffes eben so hinderlich, selbst schädlich sei, als ihr berechtigter Einfluss förderlich und unentbehrlich, und dass manche der wichtigsten Mängel unserer Zeit noch in ihrer einstigen Herrschaft wurzeln. Der Hauptfehler der damaligen Methode war, dass man die Muttersprache wie eine fremde unterrichtete. Das aber verwerfen wir auch entschieden. Weiter unten werden wir ausführlicher darüber sprechen. Grimm war also ganz gewiss im Rechte, wenn er gegen die damaligen Grammatiken und die damalige Lehrmethode eiferte.

Anders ist es mit dem zweiten Punkte. Grimm meint da, jeder Deutsche söge mit der Muttermilch, atmete mit der Luft des Vaterhauses unsere deutsche Sprache ein. Das scheint auch vollständig richtig zu sein. Aber der Schein trügt auch hier. Welche Sprache haben wir denn auf der Schule zu treiben? Unsere Schriftsprache, so wie sie sich durch Luther und die grossen Klassiker der zweiten Blüteperiode unserer Litteratur ausgebildet hat. Das ist nun aber nie

und nirgends unsere Muttersprache gewesen und ist es heute nur bei einem winzigen Teile unseres deutschen Volkes. Und dies ist nicht etwa zu beklagen, ist nicht etwa ein Mangel, sondern wie A. Schleicher in seinem Buche „Die deutsche Sprache“ sagt: „Nur deshalb, weil das Neuhochdeutsche keine Mundart ist, weil kein einzelner Stamm ein Recht des Eigentums auf dasselbe hat, besitzt es die Fähigkeit, ein gemeinsames Band — leider fast das einzige (in jener Zeit) — für alle deutschen Stämme zu sein, und somit ist eben das, was die sprachliche Unvollkommenheit des Neuhochdeutschen bedingt, die Quelle seiner hohen, für die Nation unschätzbaren Bedeutung.“

Aber weiter, was für eine Pflicht erwächst der Schule hieraus?

Manche Schüler in Hannover oder Westfalen hören zu Hause nichts als den niederdeutschen Dialekt. Von diesen Schülern kann man denn doch unmöglich verlangen, dass sie gleichsam in sich schon eine neuhochdeutsche Grammatik haben. Ihnen fehlt das Sprachbewusstsein für die neuhochdeutsche Grammatik vollkommen. Sie müssten also jedenfalls Unterricht in derselben haben. Und selbst da, wo Hochdeutsch in den meisten Familien gesprochen wird, giebt es so viele provinzielle Eigentümlichkeiten und Unarten, dass nur ein energischer Unterricht in der Grammatik dieselben beseitigen kann. Wir erinnern hierbei an die Fehler im Gebrauch der Präpositionen, wie sie in Westfalen gäng und gäbe sind. Es kann vorkommen, dass selbst ein Sekundaner sagt: Ich ging von der Schule weg sofort im Garten. Und dabei wird nicht etwa in Hannover und Westfalen besonders schlecht neuhochdeutsch gesprochen, nein, der Mecklenburger, der das liebenswürdige Plattdeutsch oder Missingsch Reuters spricht, wie der Schwabe, dessen „Schwäbeln“ uns „arg nett“ klingt, müssen unsere Schriftsprache in der Schule lernen, müssen grammatischen Unterricht haben. Auch die Städte zeichnen sich da nicht etwa günstig vor dem Lande aus, so dass jeder ihrer Bewohner jene lebendige Grammatik darstellte. Die Sprache des Berliners, Wieners und Frankfurters z. B. hat so viel Unarten in sich aufgenommen, dass auch der Sohn jener grossen Centren nicht des Unterrichts in deutscher Grammatik entraten kann.

Wir treten damit auch Schrader entgegen, der in seiner Erziehungs- und Unterrichtslehre vom Jahre 1868 S. 446 und ebenso in der neusten Auflage meint: „Der Knabe kennt und gebraucht die Formen

der Muttersprache längst, ehe er das Schulzimmer betreten." Wir wünschten, der verdienstvolle Pädagoge hätte recht.

Ferner dürfte einem wiedererstandenen alten Griechen und Römer der Unterricht in der deutschen Grammatik doch nicht so sehr pedantisch und verkehrt erscheinen, wie Grimm es sich vorstellt. Gewiss gab es in den ältesten Zeiten keine Grammatiken, da begleitete der *παιδαγωγός* Jahre lang seinen Schüler oder hatte einen Kreis von Knaben und Jünglingen um sich, der war denn ihnen allen wirklich eine wandelnde, lebende Grammatik und wird es an den nötigen Unterweisungen und Uebungen gewiss nicht haben fehlen lassen. Aber schon bei Platon finden wir die Ausdrücke *γραμματικός*, *γραμματική* (*τέχνη*). Wirkliche Grammatik wird erst in den alexandrinischen Zeiten getrieben, in denen sich überhaupt erst die Wissenschaften, auch die Sprachwissenschaft recht entwickelt haben. Namen von Grammatikern sind: Zenodotos um 280 v. Chr., Aristarchos um 160, Hephaistion, Lehrer des Kaisers Verus, Dionysius Cassius Longinos 250 n. Chr. u. a.

Auch bei den Römern fehlt es nicht an Grammatikern, Cäsar suchte schon die Formenlehre in seinem Werke de analogia zu begründen. Hadrian bringt dann durch seine Begünstigung der Schulen der Grammatiker neuen Schwung in das Studium der Sprache; und wir kennen eine ganze Reihe von Grammatiken von den späteren Zeiten des römischen Kaiserreiches bis weit in das Mittelalter hinein. Angeführt mögen werden Priscianus, Donatus, Probus u. a. m.*

Auch den mitlebenden Völkern ist die Notwendigkeit des gramm. Unterrichtes bald klar geworden. Es ist bekannt, wie gerade den Franzosen die in jedem Einzelnen sich darstellende Grammatik wenig gilt, und dass die Académie die massgebende Instanz ist, nach deren Vorschriften sich jeder Franzose, der zu den Gebildeten gerechnet sein will, genau zu richten hat. Aber auch schon die Anglo-Normannen hatten französische Lehrbücher nötig, und im 17., 18. und 19. Jahrhundert ist eine lange Reihe von Grammatiken geschrieben, so von de Vaugelas, Mayret, Régnier, Desmarais, Shomoud, Gueroult, Girault-Duvivier u. a.

Auch an englischen Grammatiken aus dem 16., 17., 18. und 19. Jahrhundert fehlt es nicht.**

---

* cf. Lübker, Reallexikon des Altertums.

** cf. Bernh. Schmitz, Encyklopädie des phil. Stud. d. neueren Spr.

So möchte sich denn hiernach herausstellen, dass jene Worte von Grimm nicht mehr immerfort von den Gegnern des gramm. Unterrichts angezogen werden dürfen. Grimm selbst hat seinen Ausspruch auch in der 2. Aufl. seiner Grammatik (I, S. XIX) teilweise wieder zurückgenommen, indem er sagt, dass er „die Verschrobenheit der deutschen Sprachlehren auf unseren Schulen, den Unwert der Bücher, die man dabei zu Grunde lege, lebhaft beklagt, nicht aber eine vernünftige Anwendung deutscher Grammatik verredet habe.“ Und das sagen wir mit ihm: wenn der Unterricht in der deutschen Grammatik verschroben ist, wenn die gebrauchten Lehrbücher nichts wert sind, dann ist besser gar kein Unterricht in diesem Fache.

Die zweite gewichtige Stimme, welche unsere Gegner für sich anführen, ist die Phil. Wackernagels. Sein, wie Schrader richtig sagt, „goldenes“ Buch „Der Unterricht in der Muttersprache“, IV. Teil seines Lesebuches, hat ja das grosse Verdienst, nicht nur betont, sondern ausführlich gezeigt zu haben, wie das Lesebuch für die unteren und mittleren Klassen höherer Schulen der Mittelpunkt des Unterrichts im Deutschen sein müsse. Er spricht sich aber dabei auch sehr scharf gegen den Betrieb der Grammatik aus, ja er geht so weit, denselben unmoralisch zu nennen. Er sagt S. 39: „Eine wissenschaftliche Beschäftigung mit der Sprache in diesem (Knaben-)Alter gleicht dem vorwitzigen, unheiligen Aufdecken und Anschauen der Glieder.“ Das eignet sich auch Schrader in seiner Pädagogik an (1. Auflage, S. 445) und nennt deshalb den grammatischen Unterricht in den unteren und mittleren Klassen nicht nur überflüssig, sondern in mehr als einem Betracht geradezu schädlich. Aber jener Vergleich von Wackernagel passt nicht. Es hindert uns alle das Schamgefühl, gewisse Glieder unseres Körpers aufzudecken und anzuschauen, dies Schamgefühl regt sich aber nicht, wenn wir unsere Sprache uns klar zu machen suchen, die Anleitung dazu ist also auch nicht als unheilig zu verwerfen. Im Gegenteil, der Referent hat seit verschiedenen Jahren die Schüler der Untertertia an scheinbar zufällig ihm als zusammenstehend aufstossenden Beispielen die starke und schwache Deklination und Konjugation die Schüler gleichsam selbst entdecken lassen. Da schämten sich die Knaben nicht, sondern sie hatten entschieden Freude über die Entdeckung, dass auch wir Deutsche wie die Lateiner verschiedene Deklinationen und Konjugationen haben. Ferner kann eine verständige Unterweisung über die Anatomie unseres Kör-

pers und entsprechende gymnastische Uebung doch nicht unmoralisch genannt werden. „Eine grammatische Behandlung der deutschen Sprache ist eben so gerechtfertigt wie die Anatomie und Physiologie des menschlichen Körpers als Einleitung in die Zoologie“ (Kassner, Die deutsche Nationalerziehung, S. 125). Wiederum hatte Referent Gelegenheit, vor kurzem bei der öffentlichen Prüfung der höheren Mädchenklasse hiesiger Volksschule zu sehen, dass auch da eine durchaus anständige fördernde Unterweisung über die Glieder des menschlichen Körpers erteilt werden kann.

Endlich ergreift in der weitverbreiteten Encyklopädie von Schmid Heiland das Wort gegen den grammatischen Unterricht. Nachdem er mit Grimm die alten Lehrbücher verdammt, fährt er fort: „Wenn jene alte von Grimm verurteilte Methode die natürliche Sprachentwicklung mehr hemmt als fördert, so ist die Beckersche Manier ein gefährlicher Ueberreiz der Jugend, die sich dabei auf einem ihr durchaus fremden Gebiete bewegt — auf dem der Abstraktion und Reflexion.“ Er weist ferner darauf hin, dass sich das Geistesleben des Knaben im Konkreten bewege, und es um so frischer bleibe, je länger es vor der Abstraktion bewahrt werde; nur leise und behutsam dürfe das Kind aus dem Bewusstlosen zum Bewusstsein erhoben werden. „Am allerwenigsten darf dazu die Muttersprache benutzt werden. Die Aneignung der Muttersprache in den ersten Jahren ist dem Knaben etwas ganz Unbewusstes. Er lernt sie unmittelbar nicht als Sprache, sondern als sein Denken, Wollen und Empfinden. In tiefer Bewusstlosigkeit entfaltet sie sich, und der Knabe lernt, ohne zu verstehen, was. Dieser natürliche Zusammenhang — eben so tief und innig wie das Verhältnis des Kindes zur Mutter — wird nicht ungestraft gelöst, wenn gegen Gottes Ordnung dieser unmittelbaren Bewusstlosigkeit noch eher, als es die Seele des Knaben ertragen kann, die matten Formeln abgezogener Begriffe aufgenötigt werden.“ Wir machen hier darauf aufmerksam, dass dieser letzte Gegner des grammatischen Unterrichtes ähnlich dem ersten, Grimm, die verkehrte Methode angreift. Und die wollen wir ja auch nicht mehr ausgeübt wissen. Aber giebt es denn nicht auch ein Verfahren, welches nicht mit der Abstraktion, nicht mit der toten Formel der Regel, nicht mit abgezogenen Begriffen beginnt? Kann man denn nicht vielmehr, indem man scheinbar absichtslos die Sprache heranzieht, den Sinn für das Allgemeine, für die Definition wecken? Kann man nicht mit dem Kon-

kreten, der dem Knaben geläufigen lebendigen Sprachform beginnen und, indem man Gleichartiges neben einander stellt, stets erfahrungsmässig und praktisch vorgehend, die Regel ableiten und zur Anschauung bringen? Es wird gewiss gehen, dabei wird sich der Knabe nicht gelangweilt, er wird sich nicht fremd fühlen, sondern angeregt und recht eigentlich zu Hause. Und wenn dann Heiland nicht will, dass man dem Knaben, dem zum Jüngling heranwachsenden, seine Muttersprache zur Erkenntnis bringt, so möchten wir nun, nachdem wir die Gegner bisher nur abgewehrt haben, hier den Spiess umdrehen und den ersten positiven Grund für die Notwendigkeit des grammat. Unterrichtes aussprechen.

Wir fragen, was bezwecken wir denn auf unseren Gymnasien und Realschulen anders, als unsern Schülern ein möglichst klares und bewusstes Wissen beizubringen? Wohl mag der Schäfer manches wissen über die Thiere des Feldes und Waldes oder über das Wetter und seine Einwirkungen; aber sein Wissen ist ungeordnet und unklar, es steht oft auf schwachem Grund, allerhand Aberglauben etc.; eine solche Erkenntnis der Natur und ihrer Gesetze soll doch nicht der Abiturient einer Realschule haben, sondern alle Einzelheiten sollen sich ihm zu einem systematischen Ganzen verbinden. Eine solche richtige Erkenntnis des Ganzen erstreben wir ja in allen Disciplinen, in der Religion, in der Mathematik, in der Geographie, warum nicht auch im Deutschen? Es wird wohl ungelehrte Weiber aus dem Volke geben, die unsere Muttersprache sehr beherrschen, ja die Karschin war eine Dichterin, ohne grammatischen Unterricht genossen zu haben; aber das sind immer nur Ausnahmen. Und Referent hatte vor kurzem Gelegenheit, das neueste Manuskript der preisgekrönten schwäbischen Dichterin Henle einzusehen, da gab es aber noch tüchtige grammatikalische Fehler.

Nachdem uns Grimm gezeigt, wie wunderbar schön der Bau unserer Muttersprache ist, muss es das Ziel des deutschen Unterrichtes auf den höheren Lehranstalten jedenfalls sein, die Schüler zur Erkenntnis dessen zu bringen, was sie an ihrer Muttersprache haben. Lange Zeit mag sie wohl die Stelle des Aschenbrödels unter den Wissenschaften innegehabt haben, zeigen wir dem heranwachsenden Geschlechte, dass sie eine herrliche Königsbraut ist. „Ja, wenn sich die Deutschen entschliessen wollten, die so manche fremde Sprache lernen und sich etwas darauf einbilden, so und

so viele fremde Sprachen zu verstehen und mit Gewandtheit zu sprechen, ihre eigene Muttersprache gründlich zu lernen und sich zu vertiefen in ihren Reichtum, ihre Pracht, sie würden erkennen, dass sie bis jetzt stumpf an einem Zauberberge vorübergegangen, der nun vor ihren Augen erschlossen sie hineinblicken lässt in einen Schacht voll eitelen Goldes und leuchtender Edelsteine."* Und wenn die deutsche Sprache mit Recht verglichen ist mit einem Dome, an dem Jahrhunderte gebaut, und der in seiner mannigfaltigen Schönheit jetzt vor uns steht, soll man da nicht auch unserer Jugend den Bau dieses Domes in allen seinen Teilen klar zu machen, zum Bewusstsein zu bringen suchen? Gewiss, die Schule hat diese hohe Aufgabe. Aber diese kann sie natürlich nur in den obersten Klassen lösen. Auch da freilich bisher nur mangelhaft, weil die Stundenzahl für das Deutsche in allen Klassen noch viel zu klein ist.

Auf den unteren Klassen werden wir den Knaben freilich nur leise und langsam hinführen zu dieser Erkenntnis, da wird die praktische Seite der Aufgabe vorwiegen müssen, den Schüler zu erziehen dass er seine Schriftsprache richtig gebraucht.

Damit stimmt im wesentlichen auch der Lehrplan überein, der vom Unterrichtsministerium mitgeteilt ist (Wiese, Verordnungen etc. I):

„Das bis zur Quarta einschl. zu erreichende Ziel ist sicheres, deutliches, sinngemässes, die Interpunktion beachtendes Lesen, richtiges Sprechen und Schreiben."

Sodann S. 56:

„Das Ziel des deutschen Unterrichtes ist bis zu dieser Uebergangsstufe (Tertia einschliesslich) richtige und klare Auffassung des Gelesenen und Gehörten, korrekte und geordnete mündliche und schriftliche Ausdrucksweise."

Korrekter Ausdruck kann aber nur durch grammat. Uebungen erlangt werden.

Wenn wir nun im Vorhergehenden als Freunde des grammatischen Unterrichtes und als Gegner von so hervorragenden Grössen wie Grimm und Wackernagel aufgetreten sind, so könnte es diesen Männern gegenüber doch einigermassen bedenklich scheinen, wenn wir mit solcher unserer Ansicht mehr oder weniger allein ständen. Aber auch

---

* Heussner: Unsere Muttersprache. Kassel 1879. S. 23.

wir haben Namen von gutem Klange auf unserer Seite, und es verlohnt sich wohl, sie und ihre Gründe anzuhören.

Wir wollen mit Rud. v. Raumer beginnen. Derselbe giebt in seiner Abhandlung: „Der Unterricht im Deutschen“ als Anhang zu seines Vaters Geschichte der Pädagogik zunächst einen Ueberblick über die Grammatiken von Frangk bis Grimm. An des Letzteren Vorgänger Adelung zeigt er, wie derselbe „an gewisse allgemeine philosophische Begriffe anknüpfe“, dass er die Sprache selbst wegen ihrer ursprünglichen Roheit verachtet, besonders das Mittelhochdeutsche Homer gegenüber, dass man in Adelungs Werke vergebens nach Tiefe und Probehaltigkeit der Grundansichten suche, und nur eine „trostlose Seichtigkeit“ treffe. Auch Becker gehört dieser Schule noch an. Kein Wunder, dass die Gebrüder Grimm, mit ihrer „Ehrfurcht vor der Geschichte, dem lebendigen Sinn für die Poesie und der warmen Liebe zu allem Deutschen und Vaterländischen“ diese Art, deutsche Grammatik zu treiben, so verwerfen mussten, wie wir es oben ausführten.

Raumer fährt dann fort zu untersuchen, wie sich die Schule zur Muttersprache verhalten solle. Er giebt zu, dass das Deutsche zunächst mit der Muttermilch eingesogen würde. Aber vollständig genügend sei dies unter allen Umständen nicht, die Orthographie müsse zunächst schon immer g e l e r n t werden. Wir könnten uns ausserdem auf den Sprachinstinkt jedes Einzelnen deshalb nicht verlassen, „weil wir eben unsere Muttersprache bereits seit mehr als tausend Jahren nicht bloss s p r e c h e n, sondern auch s c h r e i b e n. Dadurch hat sich eine S c h r i f t s p r a c h e gebildet, die nur selten rein gesprochen wird, die deshalb erlernt werden muss. Vor allem ist das natürlich notwendig in der Volksschule. Die meisten Schüler der höheren Lehranstalten gehören freilich Familien an, in denen sie von Jugend auf eine Sprache sprechen hören, die der Schriftsprache schon nahe steht, aber „eine völlige Sicherheit im Gebrauch derselben erwirbt sich doch nicht ohne die ausdrückliche Hinweisung auf das, was richtig und was unrichtig ist, das heisst, nicht ohne Grammatik (R. v. Raumer, Der Unterricht im Deutschen, 3. Aufl., S. 225. 259).“

Im wesentlichen denselben Standpunkt nimmt Hiecke in seiner Schrift „Der deutsche Unterricht“ S. 153 ff. ein. Er spricht zunächst davon, wie verkehrt es sei, die Muttersprache in derselben Methode zu lehren, wie die alten. Dann erinnert er daran, wie un-

deutlich unsere Sprache durch Zusammenschrumpfen der Endungen in vielen Sätzen geworden, erinnert an die Ununterscheidbarkeit so vieler Formen des Konjunktivs von den entsprechenden des Indikativs, an das Zusammenfallen des Nominativs und Akkusativs Pluralis aller Genera, an die schwache Deklination u. s. w., er meint, dass der ungebildetste Grieche, Römer und Franzose auch verwickeltere Wort- und Satzgeflechte in seiner Sprache leichter verstehen musste und muss, als der Deutsche ähnliche in der seinigen. „Gewiss, mehr als jedes andere der bekannten Völker ist das deutsche auf eine scharfe und bewusste Auffassung der grammatischen Beziehungen schon für das rein praktische Interesse des blossen Verständnisses und des Ausdrucks ganz trivialer Gedanken hingewiesen.“ Aber mehr noch, eine grammatische Beschäftigung mit der Muttersprache, wenn sie zweckmässig betrieben wird, ist für die Bildung und Sprachentwicklung des Knaben höchst förderlich. „Denken ist Unterscheiden, Unterschiede auffassen und fixieren lernen also ist eine Uebung im Denken ... und namentlich ist es geistbildend und des Menschen würdig, über die unmittelbare Daseinsform des menschlichen Geistes, die Sprache, denken zu lernen. Ausdrücklicher grammatischer Unterricht im Deutschen ist also nichts weniger als überflüssig.“

Laas betont endlich in seinem Werke über den deutschen Unterricht S. 233 ff., es sei so zu sagen eine nationale Pflicht, die Muttersprache in ihrer Gesetzmässigkeit zu begreifen. Es sei keine speciell deutsche Pedanterie, die Jugend in der Grammatik der eigenen Sprache zu unterrichten. „Auch die Griechen und Römer haben in den höheren Schulen die heimische Grammatik gepflegt. Es ist auch zu natürlich: wir wissen doch alle, dass grammatische Fehler gemacht werden können. Und wo Fehler möglich sind, ist auch eine Lehre denkbar und nötig, die sie zu vermeiden geschickt macht. Unsere Sprache ist durch das Zusammenwirken von Millionen von Volksgenossen, durch die zum Teil zufälligen und unorganischen Einflüsse von Jahrtausenden so geworden, wie sie ist; das einzelne aufwachsende Kind steht ihr wie einer historisch gewordenen Macht gegenüber; die Formen brechen nicht aus dem unmittelbaren Naturtrieb hervor, das Kind muss sie einfach lernen, und das geht namentlich jenem eigentümlichen Kunstprodukt gegenüber, welches wir Schriftsprache nennen, nicht ohne grammatische Regeln.“

Auf gleichem Standpunkte stehen Tomascheck (Zeitschrift für

österr. Gymn. 1866, S. 389 ff.), Wilmanns (Progr. des Gymn. z. gr. Kl. Berlin 1870 u. Ztschr. f. d. Gymnasialwesen Bd. XXIII, S. 48 u. 802 ff.), L. Geiger (Progr. d. Realschule zu Frankf. 1870), Hoffmann (Vorr. sr. Elementargr.), Heussner (Unsere Muttерspr.) u. a. m. Wir bemerkten auch schon oben, dass auf den Direktorenkonferenzen des preuss. Staates allmählich ein Umschwung zu Gunsten des Unterrichts in der Grammatik sich kund thue.

Aber auf einen Punkt möchten wir zum Schluss noch etwas ausführlicher eingehen.

Ein Erlass des Ministeriums vom Jahre 1861 tadelt, „dass junge Leute, die aus den oberen Klassen abgegangen sind oder den ganzen Gymnasialkursus durchgemacht haben, häufig nicht nur im schriftlichen oder mündlichen Gebrauche der Muttersprache ungewandt sind, sondern sogar der grammatischen Korrektheit, der Sicherheit in der Orthographie und anderen dahin gehörenden elementaren Dingen entbehren.“ Wir möchten uns nicht erkühnen zu behaupten, diese Rüge sei jetzt, nach 20 Jahren, nicht mehr zutreffend. Wir möchten sie sogar verallgemeinern. Es lässt häufig die Schriftsprache heutzutage so viel zu wünschen übrig, dass der Schule das videant consules zugerufen werden muss. Sie ist doch vornehmlich die Hüterin dieses Nibelungenhortes, noch haben wir keine Akademie der deutschen Sprache, die Du Bois-Reymond erhofft (Du B.-R. „Ueber eine Akad. der deutschen Sprache“, Berlin 1874), dass sie unseren schönsten wertvollsten Volksschatz bewahre, so möge die Schule nicht lass werden im Wache halten und abwehren. Und abzuwehren giebt es genug. Da sind zuerst die Massen von täglich erscheinenden Zeitungen. Jedermann liest die langen, langen Spalten, und so wirkt ihr Stil durchdringend wie ein anhaltender Landregen. Dieser Stil ist aber durchaus nicht gut und mustergiltig. Die einfachste Bekanntmachung, eine Todesanzeige, ein Dank wimmeln von groben Vergehen gegen Grammatik und Satzbildung. Noch mehr, die lange Reihe der Roman- und Novellenschreiber, die nur leicht und pikant unterhalten wollen, selbst gute Schriftsteller, die der Mitwelt köstliche Funde ernstester Studien darbieten, sie begehen arge Verstösse, Schriftsteller, die man sonst gern der Jugend in die Hand giebt. Lehmann hat in seinem Buche „Die sprachlichen Sünden der Gegenwart“ uns einen netten Strauss wenig anziehender Blüten zusammengebunden. Solche unschönen Blumen blühen aber unzählige in dem Garten unserer heutigen Litte-

ratur. Man wird sich deshalb auch nicht wundern, wenn ein ganzer Stand, dem es wenig auf die Form, nur auf den Inhalt ankommt, ganz gleichgültig gegen dieselbe wird. Der Geschäftsstil der Kaufleute in ihren Bestell- und Begleitbriefen sowie in Telegrammen ist leider fast erhaben über viele Regeln der deutschen Sprache. Wir geben zu, es ist anerkennenswert, dass die Geschäftswelt kurze prägnante Form für den Ausdruck ihrer Gedanken in Geschäftsbriefen und Telegrammen sucht, aber das sollte doch nicht geschehen auf Kosten unserer schönen Muttersprache. Man kann auch kurz, treffend und doch richtig sprechen und schreiben. Es giebt auch noch Romandichter, die angenehm unterhalten und doch gut schreiben, es giebt Schriftsteller, die gedankenreiche und doch stilvolle Werke verfasst haben. Aber die meisten genügen nicht den Anforderungen, die man an sie stellen muss; und deshalb meint alle Welt, es käme im Deutschen nicht so sehr darauf an, das könne ein jeder schreiben. Das ist aber durchaus nicht so leicht, sondern im Gegenteil schwer genug!

Mit Recht führt Heussner (Unsere Muttersprache, Kassel 1879, S. 18 ff.) diese Verschlechterung, die einzureissen droht, auf eine zu grosse Nichtachtung der Form zurück, auch bei tüchtigen Männern findet er: „Der Inhalt wird reicher, tiefer, aber die Form zersetzt sich und verfällt, und je hastiger die wissenschaftliche Produktion, um so grösser auch hier die stilistische Verwilderung. Als Hauptsünden mag sich wohl zunächst zeigen die fortwährende Verflüchtigung und Verkümmerung der grammatischen Formen, wodurch die Sprache viel von ihrer Plastik und schönen Mannigfaltigkeit einbüsst.“

So scheint der Genitiv auf den Aussterbe-Etat gesetzt zu sein: Präpositionen müssen ihn ersetzen; so schwinden die Konjunktive und werden durch Hilfszeitwörter umschrieben; so schwinden die starken Verbalformen und müssen der Analogie der schwachen folgen. Das ist ja nun freilich im ganzen ein natürlicher Zug der Sprache, „aber es ist doch wohl ein Unterschied, ob ich dem immergrünen Bäumlein die Blätter selber abstreife, damit im Garten ja alles recht hübsch uniform aussehe, oder ob ich dem Processe der Natur zuschaue“ (Xantippus, „Das Wort sie sollen lassen stan“, Schwerin 1873). Weiterhin steigert sich immer noch der Gebrauch der Fremdwörter, deren wir schon eine überreiche Fülle besitzen, und die in juristischen und medizinischen Schriften oft die deutschen Worte zu überwuchern drohen. Dann finden wir bei der Leichtigkeit, mit der die deutsche

Sprache neue Wortbildungen durch Zusammensetzung zulässt, oft ganz monströse Bildungen dieser Art, die einer Platenschen „Froschmoluskenbreinatur“ und einem „Vorzeitsfamilienmordgemälde“ nicht viel nachstehen. Weiterhin sehen wir fortwährend im Wachsen die Zahl der Wörter für abstrakte Begriffe auf -ung, -keit, -heit, -schaft, -nis u. s. w., dagegen ein fortwährendes Verblassen der bildlichen Ausdrücke und Wendungen, und daher so häufige Verstösse bei Anwendung derselben. Wir begegnen ferner der verkehrtesten Wortstellung und Wortbeziehung, fehlerhaftem Gebrauch und verkehrter Konstruktion der Participia, sowie der Apposition, wovon u. a. die Zeitungsannoncen haarsträubende Beispiele liefern, einer vielverzweigten fehlerhaften, besonders unlogischen Verknüpfung durch das Wörtchen und, wovon Lehmann in dem obenerwähnten Buche eine reiche Sammlung giebt, einem über die Massen verschränkten Periodenbau, wovon der Gerichts- und Kanzleistil manche Probe aufweist, und einer Menge syntaktischer Gallicismen, die nach dieser Seite Unklarheit und Störung verursachen.

Wir finden mit Heussner, dass zu diesen Schäden schon lange die Zerrissenheit Deutschlands mitgewirkt und das ausgeprägte Unabhängigkeitsgefühl des Deutschen, der sich nicht gern einer Regel unterordne, sondern gleich Luther sprachgestaltend neue Bahnen wandeln mag. Hinzu kommt der kosmopolitische Drang der Deutschen, der gern alle möglichen fremden Sprachen sich anzueignen sucht, die eigene aber vernachlässigt. Auch die spekulative Philosophie mit ihren abstrakten Begriffen und ihrer dunkeln Kunstsprache, sowie das Festhalten an der Autorität der grossen Klassiker auch in Fehlerhaftem hat dazu geholfen. Die behagliche Breite des alternden Goethe hat den knappen kernigen klaren Stil Lessings verdrängt. Endlich aber fehlt es dem Deutschen entschieden an ausgeprägtem Formensinn, während der Engländer überall im privaten und öffentlichen Leben grossen Wert auf die Form der Rede legt, in Frankreich aber jedes Wort vom Schriftsteller mit Aengstlichkeit gewogen wird, der schönste und reichste Inhalt ohne entsprechende Form keine Anerkennung findet, dagegen „die begeisterte Anerkennung, welche dessen wartet, der mit Kraft, Anmut und Feinheit das durch vieler Geschlechter Arbeit polierte Werkzeug der Sprache zu gebrauchen weiss, der Huldigung zu vergleichen ist, die einst dem olympischen Sieger entgegenkam.“ (Du Bois-Reymond.)

Wir fragen mit ihm: Wer kann da helfen? Nur die Schule. Damit haben wir auch den Schluss unseres ersten Teiles erreicht und sagen: Es ist in den unteren und mittleren Klassen höherer Lehranstalten ein grammat. Unterricht unbedingt nötig aus folgenden Gründen:

1) Unsere Schriftsprache, welche auf den höheren Schulen gelehrt werden muss, ist nicht immer Muttersprache des Knaben, er bedarf also darin einer grammat. Unterweisung.
2) Auch wenn die Schriftsprache Muttersprache ist, also im ganzen richtig gesprochen wird, so giebt es doch noch eine Reihe von Fällen, wo Unsicherheit herrscht. Weiss auch der Geschickte diese gefährlichen Stellen zu umgehen, so muss das Gymnasium oder die Realschule I. O. doch die Zöglinge instand setzen, genau zu wissen, was richtig ist, was falsch.
3) Die Unsicherheit, die Verwilderung macht sich heutzutage sowohl in wissenschaftlichen Werken, als auch besonders in der Unterhaltungslektüre und in der Tageslitteratur sehr bemerkbar, und es ist deshalb Pflicht der Schule, hier Einhalt zu thun und nach Kräften Wandel zu schaffen.
4) Die Beschäftigung mit der Grammatik ist unter Leitung eines tüchtigen Lehrers und nach richtiger Methode nicht unmoralisch, geisttötend und die Sprachentwicklung hemmend, sondern dieselbe fördernd, interessant und bildend, weil an ihr der Knabe Beobachten, Vergleichen und Denken lernt.
5) Es ist eine nationale Pflicht der höheren Lehranstalten, ihre Zöglinge so auszubilden, dass sie nicht unbewusst richtig deutsch sprechen und schreiben, sondern mit vollem Bewusstsein den wundervollen Bau unserer Muttersprache in seiner ganzen gesetzmässigen Schönheit begreifen lernen. Und dazu bedarf es in den unteren und mittleren Klassen des grammatischen Unterrichts.

Nun möchten wir wohl rühmen können, dass alle Freunde des grammat. Unterrichts einerlei Sinnes wären hinsichtlich der Methode desselben; aber es stehen sich auch da verschiedene Ansichten einander gegenüber.

In einem Punkte sind freilich wohl alle wieder einig, dass näm-

lich nicht bloss der Lehrer des Deutschen, sondern jeder Lehrer in jeder Stunde grammatischen Unterricht zu erteilen habe. In allen Disciplinen muss der Lehrende achthaben, dass seine Schüler grammat. richtig sprechen, er darf sich nicht verdriessen lassen, jede falsche Konstruktion, besonders beliebte Fehler der betreffenden Provinz immer wieder zu verbessern oder von anderen Schülern verbessern zu lassen. Neben der deutschen Lektion sind da besonders die Geschichts- und Religionsstunde zu nennen, in denen die Schüler ja angehalten werden, sich länger oder kürzer selbständig über einen von ihnen beherrschten Gegenstand auszusprechen. Aber auch andere Stunden, wie Naturgeschichte und Mathematik können die sprachliche Gewandtheit fördern. Freilich muss zugestanden werden, dass bei den meist grossen Pensen und stark besetzten Klassen es dem Lehrer zunächst und hauptsächlich darauf ankommen wird, dass das, was er gelehrt, dem Inhalte nach richtig aufgefasst und wiedergegeben wird. Er hat nicht immer Zeit, auf die Form genügend acht zu geben; nach Kräften indes hat er doch für Korrektheit im Ausdruck zu sorgen, jedenfalls aber darf er Verstösse gegen die Grammatik nicht durchgehen lassen. Was könnte denn auch in den wenigen deutschen Unterrichtsstunden geleistet werden, wenn nicht alle, und besonders die oben genannten Disciplinen mit hülfen an der schwierigen Arbeit, den deutschen Knaben zum guten Sprechen und Schreiben zu bringen!

Den Unterricht in den fremden Sprachen, ob derselbe fördernd oder hemmend auf die Ausbildung im Deutschen einwirke, wollen wir hier zunächst noch unerwähnt lassen.

Die zweite Frage aber, die wir zu beantworten haben, heisst: Soll der grammatische Unterricht systematisch betrieben werden oder nicht? Wie die Frage zweiteilig ist, so bilden die Freunde der Grammatik auch zwei Gruppen:

1) Die Einen sagen, der Betrieb der deutschen Grammatik soll sich anlehnen
   a) an das Lateinische, oder wo dasselbe nicht unterrichtet wird, an das Französische;
   b) an die deutsche Lektüre.
2) Die Anderen verlangen, dass die Grammatik systematisch oder planmässig nach einem guten Lehrbuche behandelt werden soll.

Die erste Gruppe, unter ihnen besonders Thiersch in seiner Schrift

über gelehrte Schulen vom Jahre 1826, betont nun, dass die klassischen Studien eine gute Wirkung auf die deutsche Sprache haben müssten. Derselbe verlangt auch, dass in den unteren und mittleren Klassen das Lateinische und Deutsche in der Hand ein und desselben Lehrers sein solle, dass die deutsche Grammatik an und mit der lateinischen gelehrt werden möge. Wir geben zu, dass durch das Studium einer fremden Sprache, besonders der lateinischen, der Lernende in mancher Hinsicht auch über die eigene durch Vergleichung grössere Klarheit erlangen wird. Die lateinische Sprache, und auch in etwas die französische, ist so streng systematisch in ihrem Bau und dabei so einfach schön, die verschiedenen Endungen der Konjugation und Deklination mit ihren klangvollen Vokalen machen das Bild derselben so deutlich, dass dadurch gewiss die weniger sich voneinander unterscheidenden Endungen unserer Muttersprache in ein helleres Licht treten. Gewiss übt sich der Knabe im Deutschen, wenn er nacheinander die Formen- und Satzlehre des Lateinischen durcharbeitet. Es mag auch wünschenswert sein, dass ein Lehrer den Unterricht im Deutschen und Lateinischen hat, gewiss wird es Vorteil bringen, wenn der Lehrer des Deutschen über den Gang des lateinischen Unterrichts sich genau informiert, die in der betreffenden Klasse durchzunehmenden Paragraphen in dem eingeführten Lehrbuche auch genau kennen zu lernen sucht; aber eine wirkliche Anlehnung der deutschen Grammatik an die lateinische, so dass das Deutsche mit dem Lateinischen und durch dasselbe gelernt werde, wünschen wir nicht. Wir wollen unsere Gründe aufführen.

1) Unsere Muttersprache ist uns doch zu gut, als dass sie nur gelegentlich als das dienende Aschenbrödel behandelt werde. Wir möchten hier immer noch einen Rest jener Zeit finden, in welcher die lateinische Sprache die eigentliche Herrscherin in der deutschen Schule war. Es ist auch noch nicht lange her, und wir wissen nicht, ob es hie und da an Gymnasien nicht noch vorkommen mag, dass der lateinische Aufsatz den deutschen an Gewicht weit übertraf, dass in den oberen Klassen ein grammatischer Fehler im Lateinischen als eine Todsünde, im Deutschen nur als lapsus calami angesehen wurde. Dadurch übertönte die Stimme des Lehrers im Lateinischen bei Zeugnissen und Versetzungen weit die des Lehrers im Deutschen. Selbstverständlich war dies auch den Schülern nicht unbekannt, und auf den lateinischen Aufsatz wurde deshalb viel mehr Mühe verwandt als auf

den deutschen. Jedenfalls würde es aber den meisten Schülern und dadurch unserm deutschen Volke mehr genützt haben, wenn in den oberen Klassen der deutsche Aufsatz die erste Rolle gespielt hätte. Aber aus den Zeiten sind wir doch gottlob heraus. Grimm und nach ihm unzählige seiner Schüler haben die deutsche Sprache wieder auf den Leuchter gestellt, nun mag sie auch hell leuchten. Die Schönheit ihres Lichtes ist vom deutschen Volke aber noch lange nicht genug erkannt. Dafür hat die Schule zu sorgen, sie muss den Unterricht in deutscher Sprache und deutscher Litteratur noch viel mehr als den Mittelpunkt, als das Wichtigste in ihrem ganzen Organismus erkennen. Wir haben ein deutsches Reich, das nicht mehr in fremden Zungen mit anderen Völkern diplomatisch verkehrt, so sollen wir deutschen Schulmeister uns auch nicht mehr durch den Nimbus lateinischer Gelehrsamkeit bestechen lassen. Unsere Sprache verdient es, um ihrer selbst willen getrieben zu werden. Das Anlehnen bringt sie, wie auf der Direktorenkonferenz zu Hannover richtig bemerkt wurde, in eine schiefe Stellung, also richten wir sie wieder gerade in ihrer ganzen Pracht auf; wir werden es nicht zu bereuen haben.

2) Eine Reihe von positiveren Gründen wider die Verbindung des Deutschen mit dem Lateinischen ist nun schon auf der 15. westf. Direktorenkonferenz hervorgehoben. Es wurde ausgesprochen, dass die Methode, grammatischen Unterricht in der Muttersprache zu treiben, anders sein müsse, als die in einer fremden, einer alten Sprache. Letztere soll vollständig neu gelernt, in der eigenen Sprache soll das Sprachgefühl des Knaben geweckt und ausgebildet werden. Im Lateinischen wird es dem Knaben aber stets nur darauf ankommen, dass er für den gegebenen Begriff oder Gedanken die richtige Form in der anderen Sprache findet, die eigene wird ihm dabei vollständig zurücktreten. Ja durch eine Vermengung beider Sprachen wird die Entwicklung des Sprachgefühls in der Muttersprache vielmehr gehemmt. Dieselbe bringt leicht Unklarheit über die Grundbegriffe aller Sprachen hervor. Die Eigentümlichkeiten der Muttersprache treten lange nicht genügend hervor, im Gegenteil, der Lehrer des Lateinischen wird meist nur da auf das Deutsche besonders hinweisen, wo es mit dem Lateinischen übereinstimmt; zeigt er sofort die Verschiedenheit der Sprachen, so muss er mit Recht fürchten, Verwirrung in den Köpfen hervorzubringen. Wie sehr verschieden ist z. B. der Satzbau der lateinischen Sprache von dem der deutschen! Dort sind ganz feste

Normen, die Endungen des Verbums unterscheiden sich sehr deutlich, hier klingen sie ungemein ähnlich, und eine wunderbare, durchaus nicht fest und starr geregelte Verschlingung der Satzteile ist möglich. An einzelnen weniger klaren und aufmerksamen Schülern wird der Lehrende bald Verwechselung des Lateinischen und Deutschen merken und das Deutsche dann leicht ganz in den Hintergrund treten lassen. Und doch sind gerade die Abweichungen des Deutschen von anderen Sprachen echt deutsch und wohl wert, besonders betont zu werden, ja die Glanzpunkte der deutschen Sprache liegen gerade darin. Wir erinnern an die starke und schwache Deklination und Konjugation, den Umlaut und Ablaut, der den Schülern sehr interessant ist. Eine Hinweisung auf die deutsche Wortbildung, die sehr fördernd ist, weil dadurch der Knabe eine Ahnung davon erhält, wie aus der Wurzel die verschiedenen Wortformen mit verschiedener Bedeutung hervorgegangen sind, wird bei einer durchaus gemeinschaftlichen Behandlung der deutschen und lateinischen Grammatik wohl ganz wegfallen müssen. In den unteren Klassen darf man freilich derartiges noch wenig treiben, den mittleren und oberen ist auf diesem Gebiete das meiste vorzubehalten.

Wir stehen auch hier nicht allein. Direktor Campe ruft auf der 5. pomm. Direktorenkonferenz aus: „Wie wenig ist doch dessen, was der Knabe im Lateinischen von der deutschen Sprache lernt, und wie oberflächlich, wie gedankenlos lernt er dies Wenige! Es ist der reine Zufall, welcher hier herrscht. Das Wesentliche bleibt oft unbeachtet; von einer Erweckung des sprachlichen Gefühls für die Muttersprache, ihre Bildungen, ihre Sprachgesetze, für das Zarte, Innige, aus tiefer Empfindung Hervorgegangene ist gar nicht die Rede.“ Und als auf der 15. westfälischen Direktorenkonferenz gemeint wird, die Syntax des Deutschen werde am besten an einer f r e m d e n Sprache gelehrt, erwidert der verstorbene Schulrat Suffrian: was in unsern Grammatiken fremder Sprachen von deren Syntax gelehrt werde, sei wesentlich nur eine Zusammenstellung dessen, worin die Syntax der betreffenden Sprache von der unserer Muttersprache a b w e i c h e. Ein richtiges Erfassen dieser Abweichungen setze aber eine Kenntnis dessen voraus, was u n s dabei als N o r m gelte, d. h. der Syntax unserer eigenen Sprache, und sei letztere bei dem Schüler auch anfangs nur eine instinktmässige, durch den Usus angeeignete, so sei es doch Sache der Schule, sie durch einen zweckmässigen grammatischen Unterricht

immer mehr in eine bewusste zu verwandeln, und es folge daraus, dass dieser Unterricht in der Muttersprache dem fremdsprachlichen stets wenigstens um eine Stufe voraus sein müsse, nicht aber gelegentlich mit diesem zu erledigen sei.

3) Diese letztere Forderung wurde schon früher von Fr. A. Wolff, Hiecke und R. v. Raumer ausgesprochen. Hiecke sagt in dem oben citierten Buche S. 156: „Wenn man sich mit Recht von der Erlernung des Lateinischen u. s. f. (z. B. des Französischen) eine bedeutende Hilfe für die klare Einsicht in die Muttersprache verspricht, warum nicht umgekehrt? Warum sollen wir nicht, so wie praktisch die Kenntnis derselben vorausgeht, so auch theoretisch die Erkenntnis der wesentlichsten grammatischen Begriffe an den Erscheinungen der Muttersprache der weiteren Ausdehnung dieser Erkenntnis an den fremden vorausgehen lassen? Und ist denn überhaupt ein anderer Gang nur möglich? In der That hat man es an dieser theoretischen Vorbereitung der Erlernung fremder Sprachen in der Schule auch nie ganz fehlen lassen, wenn man darin auch nicht weit genug ging und nicht scharf und genau genug verfuhr. Der Unterschied der Redeteile, der Unterschied von Subjekt, Prädikat und Kopula und ähnliche Grundbestimmungen sind stets den Schülern an der Muttersprache klar gemacht und eingeübt worden. Auch ist es gar nicht anders möglich; denn wenn auch zum ersten Male in seinem Leben der Schüler an dem beliebten mensa est rotunda etwas von Subjekt, Prädikat und Kopula erfährt, so kann er diese Belehrung doch erst verstehen, wenn er die Bedeutung jenes fremden Satzes in seiner Sprache kennt." Gegen diese Worte wird nicht viel zu sagen sein. Bei den Schülern der Sexta ist auch meist in der Elementarschule jetzt schon tüchtig vorgearbeitet. Sie haben schon die Satzteile recht hübsch an der Muttersprache gelernt, ehe sie das Lateinische vornehmen. Wenn also am Anfang des sprachlichen Unterrichts die Unterweisung in der eigenen Sprache der in der fremden einen Schritt voraus ist, wenn dies jedem Lehrer, der das Lateinische wie der Referent in der Sexta unterrichtete, eine wesentliche Erleichterung war, so mag man doch, wie Hiecke mit Recht fordert, auf diesem Wege in schärferer und genauerer Weise fortschreiten. Dem Unterrichte in der eigenen wie in den fremden Sprachen wird das entschieden zu gute kommen. Freilich wird man, wenn Ernst gemacht werden soll, dann wohl in allen Klassen die deutschen Stunden um eine vermehren

müssen. Das scheint aber dem Referenten auch überaus wünschenswert, zumal in Westfalen.

4) Noch wollen wir einige mehr äusserliche Gründe anführen, die gegen eine Anlehnung des deutschen Unterrichts an das Lateinische sprechen. Es ist die Forderung, dass beide Sprachen von ein und demselben Lehrer unterrichtet werden sollen, leichter gestellt als erfüllt. Auf mehreren Direktorenkonferenzen ist auch gesagt, es sei nicht ratsam, den jungen Lehrer, der das Lateinische meist in den unteren Klassen übernehmen müsse, auch im Deutschen unterrichten zu lassen. Von verschiedenen Seiten wurde behauptet, dass gewiegte Elementarlehrer dort mehr am Platze seien. Ferner ist auf den Realschulen I. O. die Zahl der lateinischen Stunden gering genug. Es ist daher lange nicht so viel Zeit, lateinische Grammatik zu treiben, wie auf den Gymnasien. Die Realschule muss also ihrerseits einen besonderen Unterricht in deutscher Grammatik noch mehr wünschen als das Gymnasium. Es sind auch die Pensen im Lateinischen meist so gross, die Klassen so gut besetzt, dass es schwer genug wird, drei Viertel der Anzahl in der fremden Sprache wirklich reif zu machen. Endlich müssten doch alle lateinischen Grammatiken auf diese Art zu unterrichten angelegt sein, dem Referenten ist aber keine derartige bekannt. Auf der 15. westf. Direktorenkonferenz wird ein Versuch im Jahresberichte über das Gymnasium zu Eisleben 1851 von Schmalfeld in seinem „Lehrgange des lateinischen und deutschen Sprachunterrichts in Sexta“ erwähnt. Referent hat diese Arbeit nicht eingesehen, doch ist es bezeichnend, dass Schmalfeld wenig Nachfolger gehabt hat. Lattmann hat einen Leitfaden: „Grundzüge der deutschen Grammatik mit Rücksicht auf den Unterricht im Lateinischen“ verfasst, weil, wie er in der Vorrede zur 4. Auflage sagt, „im grammatischen Unterrichte homogene Schulbücher gebraucht werden sollen.“ In seiner Grammatik schlägt er bekanntlich einen neuen streng wissenschaftlichen und, wie von vielen Seiten gerühmt wird, vortrefflichen Weg ein. Dennoch, obgleich er den Leitfaden charakterisiert als „mit Rücksicht auf den Unterricht im Lateinischen“ angelegt, sagt er wieder in der Vorrede, dass eine eigentliche parallele Behandlung der deutschen und lateinischen Grammatik mit der Stellung, welche die beiden in der Praxis einnehmen, nicht übereinstimme. Die Gründe, die er anführt, sind im wesentlichen von uns oben ausführlich besprochen.

So dürfen wir denn wohl als bewiesen erachten den Satz: Die

deutsche Grammatik soll nicht in Anlehnung an das Lateinische oder Französische gelehrt werden, sondern soll dem Unterrichte in fremden Sprachen stets voraus sein. Wir bemerken hier aber auf Wunsch der Lehrerkonferenz der hiesigen Realschule I. O. noch besonders, dass der Betrieb der lateinischen Grammatik deshalb nicht etwa als wertlos anzusehen sei für die Erkenntnis der Muttersprache, sondern dass wir in der lateinischen Sprache gerade in dieser Hinsicht eine vorzügliche Gehilfin erkennen. Das war ja auch schon oben vorweg festgestellt.

Wir kommen nun zu denen, welche den grammatischen Unterricht im Deutchen an die Lektüre anlehnen wollen. Dieselben befürworten damit wieder eine nur gelegentliche Behandlung desselben. Wir erinnern an das, was wir oben gegen jede Anlehnung geltend gemacht, wir möchten auch hier das Wort Rud. v. Raumers uns zu eigen machen, welches er in der Vorrede zur 3. Auflage seines „Deutschen Unterrichts“ ausspricht, dass der sittliche Wert der menschlichen Thätigkeit darin beruht, dass man recht treibt, was man treibt, möchten den alten deutschen Spruch anführen: Selig der Mann, der recht weiss, was er weiss, und hinzusetzen, der recht thut, was er thut.

In der Lektüre liegt anerkannt der eigentliche Schwerpunkt des deutschen Unterrichtes. Aufgabe und Zweck derselben ist in mustergültiger Weise von Ph. Wackernagel dargelegt. Es kommt bei der Lektüre darauf an, dass der Schüler in den Zusammenhang und das Ganze des Inhalts eingeführt werde. Möglichst vollendete Kunstwerke unserer Litteratur sollen ihm als solche bleibend in die Seele eingepflanzt werden. Auf das Einzelne darf dabei natürlich nur so weit das Nachdenken gerichtet werden, dass dadurch nicht das Unmittelbare, Frische und Volle der Anschauung des Ganzen leide. Denn nur so kann der Knabe und Jüngling zu selbstthätiger Nachbildung angeregt werden; nur so wird sich nach dem Muster des Gelesenen seine eigene Darstellung entwickeln. Und das ist das Zweite, was zu erstreben ist, dass wir den Schüler zur Nacheiferung mustergiltiger Vorbilder anregen. Da dürfen nun natürlich einzelne Begriffe und grammatische Fragen nur in sehr beschränktem Mass besprochen werden. Hiecke meint, das könne in sehr behutsamer, scheinbar absichtsloser Weise geschehen. Aber nur wenige Lehrer werden da taktvoll genug sein, und leicht kann eine rauhe Hand den reinen Genuss des

Inhaltes verkümmern oder zerstören. Ein Substrat der Grammatik darf aber das Lesebuch nimmer werden, das widerstrebt durchaus seiner eigentlichen Bestimmung. Dieselbe ist ja so schön von Wackernagel charakterisiert, wenn er sagt, das Lesebuch soll durch die reiche Abwechslung, die es bietet, durch die Mannigfaltigkeit des Edlen und Schönen seiner kleinen Litteratur die jungen Herzen anmuten wie ein heimeliger Garten mit schönen Blumen und lauschigen Plätzchen, wohin sich der Geist gern zurückzieht, wo Herz und Gemüt sich sammelt. Vergessen wir es nicht in unserer allzu verstandesmässigen Zeit, dass wir hauptsächlich in der deutschen Stunde das Herz des Knaben und Jünglings bilden sollen, das sonst leicht verkümmern möchte unter all der Gelehrsamkeit der vielen andern Lehrgegenstände! Wie horchen die Tertianer still-andächtig auf, wenn uns Lenau im „Postillon“ durch die liebliche Maiennacht führt, und wir die schlafenden Blumen und leise flüsternden Bächlein belauschen, wie fühlen sie es mit, wenn der Schwager des zu früh geschiedenen Freundes gedenkt, sie sehen das Kreuzbild Gottes in stummer Trauer auf dem Kirchhofe stehen und hören die frohen Wandersänge des Posthorns. Da ist es an der Zeit, Geibels: „Der Mai ist gekommen“, oder Eichendorffs: „Wem Gott will rechte Gunst erweisen“ frisch weg, so schön man kann, vorzudeklamieren, womöglich mit den Knaben als Ergänzung „Ich hatt' einen Kameraden“ fröhlich zu singen, nicht aber eine der köstlichen Strophen zu zerpflücken. Eine gelegentliche Bemerkung, z. B. bei dem Verse: Kaum gegrüsst — gemieden, dass das ein verkürzter Satz sei, ist deshalb nicht ausgeschlossen. Aber wenn man bei den Worten: Niemand als der Mondenschein wachte auf den Strassen, sie auf die Personen schaffende Macht der Poesie, an anderen Stellen sie auf den Bilderreichtum der Sprache, auf die mannigfachen Figuren oder den Schatz der Synonyma aufmerksam macht, das weckt, das interessiert. Mit einem Worte, die Lektüre darf durch die Grammatik nicht entweiht werden.

Man wird einwerfen: So nehme man prosaische Stücke bei der Grammatik zu Hülfe. Das ginge schon eher. Aber zunächst giebt es zu diesem Zweck passende Stücke nicht viele. Kellner hat nun eigene Stücke verfasst, um als Grundlage für die Grammatik verwandt zu werden. Aber leicht ist es durchaus nicht, an gegebenen Lesestücken die Regeln klar machen, nur ein sehr tüchtiger Lehrer wird mit ihnen viel ausrichten können. Fast alle Lesebücher sind auch Kellner nicht

gefolgt. Wir wollen freilich nicht verwerfen, dass man hie und da, besonders in den unteren Klassen, einzelne passende Prosastücke, aber nur solche, zur grammatischen Zerlegung und zu grammat. Uebungen benutze. Aber dann dienen dieselben auch nicht mehr dem Zweck der Lektüre, solche Stücke könnten auch in dem grammat. Lehrbuche stehen, dann hilft das Lesebuch der Grammatik, die Grammatik lehnt sich aber nicht an die Lektüre, wird nicht ganz mit ihr getrieben, und darauf kommt es uns an.

Der Hauptgrund hiergegen ist endlich noch, dass eine gelegentliche Behandlung der Grammatik stets lückenhaft bleiben wird, das Zufällige wird ihr anhaften, auf Wissenschaftlichkeit wird sie keinen Anspruch machen können. Während wir also den Bau der fremden Sprachen durch die besten Grammatiken unseren Schülern vor die Augen führen, wird unsere eigene Muttersprache nur so nebenbei, hier ein Stück, da ein Stück, vorgeführt; dass auch sie ein schöner Baum ist in seiner Mannigfaltigkeit und seiner Gesetzmässigkeit, kommt ihnen nie voll und ganz ins Bewusstsein. Und wie viel wird denn bei der gelegentlichen, anlehnenden Behandlung haften bleiben? Die Knaben sind mit ihrer regen Phantasie noch bei den Goten am Grab des Busento oder, wenn das Goethesche Prosastück vorliegt, bei der Kaiserkrönung zu Frankfurt. Da findet der Lehrer eine passende Periode, nun sollen die Knaben plötzlich über Temporal-, Kausal- und Bedingungssätze nachdenken und Bescheid wissen. Nur ungern werden sie jetzt dem Lehrer folgen, während sie vorher an seinen Lippen hingen. Er wird wahrscheinlich nur wenig Früchte seiner grammatischen Anstrengungen sehen; für ihn und für die Schüler wird die Grammatik ein dunkler Punkt in der deutschen Stunde bleiben, beide werden den Betrieb derselben möglichst zu umgehen suchen.

Viel lieber möchten wir den grammat. Unterricht an die Rückgabe der schriftlichen Arbeiten anlehnen. Es lehrt die Erfahrung, dass gewisse Fehler mit Vorliebe in einer bestimmten Provinz oder in einem bestimmten Alter gemacht werden. Bei gleichen Arbeiten kommen auch in den mittleren Klassen oft gleiche oder ähnliche Verstösse gegen Grammatik oder Satzbau vor. Referent hat sich lange Zeit beim Korrigieren der Aufsätze der Untertertianer auf einem besonderen Blatte die wiederkehrenden Fehler notiert. Es fanden sich gewöhnlich kleinere oder grössere Gruppen. Daran knüpfte sich dann passend eine längere Besprechung der betreffenden Teile

der Grammatik, Interpunktion u. s. f. Aber so werden meist immer nur einzelne Ausschnitte aus der Grammatik eingehend behandelt werden. Wir müssen wieder gestehen, das genügt nicht den Ansprüchen, die man an eine höhere deutsche Lehranstalt stellen kann; das deutsche Gymnasium, die deutsche Realschule I. O. fordert gebieterisch eine vollständigere, erschöpfendere Behandlung der Grammatik der deutschen Sprache.

Man missverstehe uns nicht, wir bestreiten nicht, dass der lateinische Unterricht, die lateinische Grammatik sehr die Erkenntnis unser Muttersprache fördern, wir verlangten eben, der Lehrer des Deutschen solle sich mit der eingeführten lateinischen Grammatik und den Klassenpensen bekannt machen, wir wünschen auch sehr, dass der Lehrer des Lateinischen uns unterstütze; wir geben ferner zu, dass bei manchen Lesestücken grammatische Erörterungen wohl angebracht sind, dass sie zuweilen geradezu nicht umgangen werden können; wir halten es endlich für sehr ratsam, bei Rückgabe der Aufsätze Ausschnitte aus der Grammatik durchzunehmen und einzuprägen — aber neben diesen gelegentlichen Besprechungen wünschen wir noch eine besondere systematische Behandlung der deutschen Grammatik.

Ein System ist nun ein in sich abgeschlossenes Ganzes, ein systematischer Unterricht will dieses Ganze dem Schüler so vorführen, dass er in Besitz desselben gelange. Die Sprache, auch unsere Muttersprache, ist ein in sich schön gegliederter Organismus, und dieser Organismus, der ganze schöne Bau der deutschen Sprache, muss in einer Klasse den Knaben vollständig vor Augen geführt werden. Streng systematisch sind Disciplinen wie Mathematik, Naturbeschreibung, Religionslehre. In ihnen wird mit dem Einfachen begonnen, was dem betreffenden Alter des Schülers angemessen ist und eine Grund legende Stellung in der ganzen Wissenschaft einnimmt. Auf diesen einfachen Grundlagen baut sich dann das Schwierigere und Zusammengesetztere nacheinander auf, der Bau wächst mit den Jahren, bis die obersten Klassen, die Universitäten und Akademieen ihn vollenden. Nach diesem Muster muss auch unsere Sprache gelehrt werden. Der ganze Bau derselben soll allmählich vor den Augen der Schüler erstehen, nicht nur abgerissene Teile sollen von ihm erkannt werden, die in ihrer Abgerissenheit auch wenig zur Geltung kommen und bald vergessen werden, sondern alles soll auf das Ganze hin unterrichtet und von ihm erfasst werden. Man stösst sich nun wohl an dem Aus-

drucke systematisch, man hat davor eine gewisse Scheu, weil man fürchtet, die Muttersprache solle wieder wie zur Zeit der philosophischen Grammatiker als eine fremde gelehrt und gelernt werden. Statt systematisch mag man aber auch gern methodisch oder zweckmässig geordnet sagen, es kommt uns nur darauf an, dass der Unterricht bezweckt, schliesslich ein Ganzes vorzuführen, und dass dies einmal auf einer höheren Lehranstalt geschehe. Das wurde auch schon auf der 15. westf. Direktorenkonferenz (S. 48) verlangt: „Der Lehrer soll nach einem Plane fortschreiten, vom Leichteren zum Schwereren übergehen, stets an das Frühere anknüpfen und so nach und nach ein Ganzes aufbauen, endlich aber in einer besonderen Stunde den gewonnenen Schatz den Schülern als Ganzes vorführen.“ Dabei ist es nun nicht etwa notwendig, dass man, wie es die wissenschaftliche Grammatik auf der Universität verlangt, mit der Lautlehre beginne und durch die Flexions- und Wortbildungslehre hindurch zur Syntax fortschreite. Denn gerade die Lautlehre ist nicht leicht und interessant genug für den Sextaner, sie muss einer höheren Stufe vorbehalten bleiben. Wir wünschen nur, mögen die einzelnen Teile der Grammatik in den unteren Klassen auch nicht streng wissenschaftlich nacheinander vorgenommen werden, dass in der Obertertia noch einmal die deutsche Grammatik als Ganzes vorgeführt, in der Sekunda Abschnitte daraus wiederholt werden. Auch in der Prima, nachdem das Mittelhochdeutsche in Obersekunda hinzugekommen ist, wird man noch gern einzelne besonders schwierige Kapitel wieder ins Gedächtnis zurückrufen.

Diese Methode hat sich auch auf der Iserlohner Realschule I. O. seit einer Reihe von Jahren durchaus bewährt. Nur genügt der hier eingeführte Leitfaden von Wendt nicht berechtigten Ansprüchen.

Ausdrücklich wollen wir hier noch einmal bemerken, dass wir mit der Forderung systematischer Methode nicht etwa wieder zu Wurst und Becker zurückzukehren gedenken. Die Paragraphen der Grammatik dürfen nicht wie im Fromm oder Plötz durchgenommen, erklärt und aufgegeben werden; man darf nicht Regeln, Namen und Paradigmen auswendig lernen und hersagen lassen; sondern der Lehrer des Deutschen soll nie vergessen, dass er keine fremde, sondern eine dem Knaben zugehörende, seine Muttersprache unterrichtet. Der einzuschlagende Weg ist aber bei der letzteren ein ganz anderer als bei ersterer. Bei der fremden Sprache geht der Knabe

von dem Worte aus und setzt sich aus den einzelnen Worten den Satz zusammen. Im Deutschen hat er in sich den Satz schon fertig und soll nun erst die einzelnen Teile kennen lernen. Der Satz: „Der Tisch ist rund“ steht dem Knaben gleich vollständig vor der Seele, er denkt dabei auch gar nicht an die einzelnen Worte, sondern an den runden Tisch, womöglich an einen bestimmten in der Schule oder im Hause. Bei mensa est rotunda muss er erst lernen, was mensa, dann was rotunda und est heisst, nun erst kann er den Satz zusammensetzen.

Es ist auch natürlich, wie oft gesagt ist, die Forderung, deutsche Grammatik systematisch und gründlich zu treiben, cum grano salis zu verstehen. Sie darf nicht übertrieben werden, so dass der Schüler damit übersättigt werde. Denn dann könnte leicht der Knabe die Liebe zur deutschen Sprache verlieren, und so wäre der Schaden, den man durch die Grammatik angerichtet hätte, grösser als der erreichte Nutzen. Wir wollen deshalb auch nicht, dass den grammatischen Uebungen mehr als etwa eine halbe Stunde jede Woche eingeräumt würde. In den untersten Klassen, wo die Stundenzahl im Deutschen grösser ist, kann es etwas mehr sein. Auch wird man wohl ein Mal einige hinter einander liegende Stunden ganz oder doch zum grössten Teile der Grammatik widmen, damit man ein vollständiges Bild entwerfen und dies einprägen könne. In der Regel aber soll nur eine halbe Stunde der Grammatik gehören.

Wir denken uns das etwa so:

Nachdem in der ersten Hälfte der deutschen Stunde ein Gedicht deklamiert oder vorgeführt, eine Erzählung gelesen und wiedererzählt worden, kündigt der Lehrer an, dass jetzt Grammatik getrieben werden solle. Meist werden die Schüler das Lehrbuch wegzulegen und das grammatische Lehrbuch aufzuschlagen haben; aber man kann auch an einen oder zwei Sätze, die eben gelesen, anknüpfen, ja man wird nicht selten in den unteren Klassen ein passendes, womöglich schon vorher gelesenes Prosastück anziehen können; jedenfalls muss sich der Betrieb der Grammatik als solcher deutlich kennzeichnen, und der Rest der Stunde ihr gewidmet werden. Natürlich mag man auch die Grammatik die erste halbe Stunde nehmen und als freundliche Erholung dann Lektüre, Deklamation u. s. w. folgen lassen. Man mag auch vorher Aufsätze zurückgeben, oder einzelne ausgewählte Arbeiten der Schüler mitbringen bezüglich mitbringen lassen, immer aber wird an einem bestimmten Tage der Woche Grammatik getrieben. Dabei

wird man nun auch nicht wohl umhin können, Einzelnes wörtlich einzuprägen und zum Auswendiglernen im Hause aufzugeben. Einige feste Regeln können wir auch in unserer Muttersprache nicht entbehren, besonders wir Niederdeutschen nicht, da die Schriftsprache ja nicht eigentlich unsere Muttersprache ist. Referent erinnert sich auch noch ganz wohl aus seiner Schülerzeit, dass er selbst als Primaner bei seinen schriftlichen Arbeiten zuweilen den bekannten Vers: Bei durch, für, ohne, um u. s. w. deshalb leise vor sich hin sagte, weil ihm z. B. die Präposition um und ihr Kasus hie und da ein unbehagliches Gefühl verursachte.

Was in den einzelnen Klassen zu treiben ist, die Pensen der deutschen Grammatik, bestimmt die Konferenz der Lehrer des Deutschen. In Iserlohn hat sich folgende Verteilung im allgemeinen bewährt:

Sexta. Unterscheidung der Redeteile; Analyse des einfachen Satzes (Subjekt, Prädikat, näheres und entfernteres Objekt); Erlernung der Präpositionen. Alles mehr oder weniger im Anschluss an das Lesebuch und das Lateinische.

Quinta. Erweiterung des einfachen Satzes durch Attribut, Apposition und adverbiale Bestimmungen. Allgemeines über Haupt-, Neben- und Zwischensätze. Zur Einübung der Satzlehre Zergliederung einzelner Abschnitte aus dem Lesebuche. Uebungen in der Anwendung der üblichsten Präpositionen.

Quarta. Abschluss der Satzlehre: Koordinierte und subordinierte Sätze; Substantivsätze und Adverbialsätze, besonders Temporal-, Final- und Konsekutivsätze. Einübung der Satzlehre durch Analysen geeigneter Sätze und Perioden. Genauere Behandlung der Interpunktion. Einübung des Gebrauches der Präpositionen.

Untertertia. Repetition der Satzlehre; Behandlung der schwierigeren Arten der Nebensätze. Uebung, adverbiale Bestimmungen in Nebensätze zu verwandeln respektive zu erweitern, und Nebensätze zu adverbialen Bestimmungen zu verdichten. Die Interpunktionslehre und der Gebrauch der wichtigsten Präpositionen wird hier zur völligen Sicherheit gebracht. Abschluss der Formenlehre, starke und schwache Deklination und Konjugation.

Obertertia. Bisher nach dem ausführlichen Lehrplan der Schule: Grammatische Repetitionen gelegentlich bei der Lektüre und bei der Besprechung der Aufsätze. Nach dem Beschluss der Lehrerkonf. vom 11. Juni 1881, in welcher vorstehendes Referat vorgetragen

und besprochen wurde, fällt in diese Klasse von jetzt an die systematische Vorführung der ganzen Grammatik unserer Muttersprache.

Wer nun anerkennt, dass systematischer Unterricht in unserer Muttersprache an den höheren Lehranstalten erteilt werden muss, wird auch gezwungen sein zuzugeben, dass ein Leitfaden nicht entbehrt werden kann. Vor nicht langer Zeit stemmten sich freilich noch viele gegen diese Forderung, auch auf den Direktorenkonferenzen macht sich erst in neuerer Zeit ein entschiedener Umschwung zu Gunsten eines Lehrbuches geltend. Erst gab man zu, er müsse in den Händen der Lehrer sein, damit nach einheitlichem Plane unterrichtet würde. Das ist und bleibt nun auch immer der durchschlagendste Grund. Ohne Lehrbuch wird Plan und Ordnung nicht in den Unterricht zu bringen sein, ohne denselben können sogar die Termini in verschiedenen Klassen verschieden sein. Sehr wahr sagt Hermes in der Vorrede zu seinem Lehrbuche (Unsere Muttersprache ...): „Dazu kommt, dass nirgend mehr als beim deutschen Unterrichte, (den ja bekanntlich als eine selbstverständliche Sache jeder auch ohne besondere Vorbereitung zu geben im Stande ist, oder zu sein glaubt) subjektive Ansichten vorgetragen werden, die sich der Schüler mühsam zu eigen macht, um sie beim folgenden Lehrer mit einer anderen zu vertauschen. Ein Leitfaden giebt dem Unterrichte Halt und Uebereinstimmung und verhütet bei planmässiger Verteilung seines Stoffes die Erfahrung, dass sich kein Lehrer auf die Leistungen seines Vorgängers stützt, dass jeder von neuem und zugleich am gesamten Gebäude und jeder nach seinem Stile baut. Welchen Gewinn kann ein solcher zusammenhangloser Unterricht bringen! und wie gering wird die Lernfreudigkeit des Schülers werden, dem vielleicht auf allen Stufen das Lieblingsthema vom Satze vorgetragen und dagegen auf keiner Stufe die Einführung in die anziehende Wortbildung gegönnt worden, weil für diesen Abschnitt subjektive Ansichten nicht ausreichen und eine besondere Neigung für ihn daher oft nicht vorhanden ist. Dem allen hilft aber ein gemeinsam zu Grunde gelegtes Lehrbuch ab, das nebenbei dem Lehrer schon der Beispiele wegen, die einem nicht immer gleich zu Gebote stehen, bequem ist, während es dem Schüler zugleich die ganze Schulzeit hindurch eine Zufluchtsstätte ist, aus welcher er, von Zweifeln bewegt, sich Rat holen mag.“ In den letzten Worten hat Hermes die Anschuldigung widerlegt, es stelle sich der Leitfaden als etwas Totes zwischen den Lehrer und den Schüler. Wir meinen,

wenn er gut ist, wird er beiden ein lieber Freund und Helfer sein. Ja, wir möchten, wie wir weiter unten eingehender darlegen wollen, dass ein ausführlicher Leitfaden noch über die Schule hinaus dem Schüler ein Freund und Ratgeber bleibe. Wir wollen zugeben, ein alter gewiegter Lehrer — und man rühmt da von den Elementarlehrern, dass sie die besten seien — er wird besonders in den beiden untersten Klassen den Schülern kein Lehrbuch in die Hand zu geben brauchen; jüngere Lehrer können dasselbe aber bei ihrem Unterrichte nicht entbehren. Und auch der ältere, er wird doch leicht zum Leitfaden übergehen. Wir nehmen an, er hat seinen Plan, selbst die meisten seiner Beispiele fest im Kopfe und treibt sein Pensum in bester Weise mit seinen Schülern. Da möchte er doch, dass auch bei den schwächeren derselben etwas haften bliebe, er fängt an die Regeln, die er aufgestellt hat, zu diktieren und ist somit schon beim embryonischen Leitfaden angekommen. Und dies Diktierte! das wird meist schlecht und unsauber in die Kladde eingeschrieben, da fährt plötzlich Rechnen oder sonst etwas hinein, die Kladde zerreisst, in der nächsten Klasse ist alles verschwunden. Ja wenn es noch so schön geschrieben wäre, so übersichtlich und daher behaltlich ist es doch nicht wie ein Lehrbuch. Und wie viel Zeit geht so verloren, die man schon zum Einüben und Erklären hätte verwenden können! Nein, das Diktieren wird wohl niemand mehr verteidigen, alle werden eingestehen müssen, jedenfalls von Quarta an muss ein Lehrbuch in den Händen der Lehrer und Schüler sein.

Wir haben damit den zweiten Hauptteil unserer Arbeit vollendet und wollen im Folgenden die Resultate desselben vorführen:

1) Die deutsche Grammatik soll sich nicht an das Lateinische anlehnen; weil uns das Deutsche zu gut dazu ist; weil die Grammatik einer fremden Sprache ganz anders getrieben werden muss, als die der Muttersprache; weil bei gelegentlicher Behandlung nicht alle Teile ihres Baues zur Geltung kommen; weil eine solche Behandlung unwissenschaftlich ist; weil endlich keine passenden Lehrbücher vorhanden sind, und sehr schwer beide Disciplinen in eine Hand gelegt werden können.
2) Der Betrieb der deutschen Grammatik soll vielmehr vor der Grammatik der fremden Sprache möglichst um einen Schritt voraus sein; das Lateinische besonders wird dann immer als helfend und fördernd nachfolgen.

3) Anlehnung der deutschen Grammatik an die Lektüre ist nicht ratsam, weil sich beider Zweck und Methode nicht deckt, vielmehr die Lektüre durch die Grammatik entweiht wird, die Grammatik ihrerseits dann leicht langweilig und überflüssig erscheint.
4) Die Rückgabe der schriftlichen Arbeiten empfiehlt sich eher zu grammatischen Besprechungen, doch wird auch so Vollständigkeit meist vermisst werden.
5) Daneben ist deshalb jedenfalls ein zusammenfassender systematischer Unterricht in der Grammatik nötig. Bei demselben ist indes Mass zu halten und besonders zu beachten, dass keine fremde Sprache gelehrt wird.
6) Für Lehrer und Schüler ist jedenfalls von Quarta an ein Lehrbuch nicht zu entbehren.

Da wir uns also entschlossen haben, ein Lehrbuch zu benutzen, so werden wir gefragt:

III. Welche Hilfsmittel für den grammatischen Unterricht sind vorhanden, und welche sind unter ihnen besonders zu empfehlen?

Bei Beantwortung dieser Frage können wir Rud. v. Raumers Stossseufzer recht mitfühlen, da er in der Vorrede zum „Deutschen Unterricht“ 3. Aufl. S. 133 sagt: „Die Litteratur der deutschen Grammatiken ... ist zu einer beinahe unübersehbaren Flut angeschwollen ... Obwohl ich mir,“ fährt er fort, „selbst eine ziemliche Anzahl hierher gehöriger Bücher angeschafft und ausserdem mehrere gut ausgestattete Schulbibliotheken benutzt habe, bin ich doch weit entfernt, mich einer vollständigen Kenntnis des Materials zu rühmen. Ich glaube auch nicht, dass irgend jemand dies thun darf.“ So sprach Raumer schon damals; heute möchte sich der Verfasser dessen sicher noch viel weniger rühmen. Denn die Flut der Grammatiken und Leitfäden ist noch höher gestiegen, besonders in den letzten Jahren.

Das Januarheft des Centralblattes für die gesamte Unterrichtsverwaltung in Preussen führt unter dem Titel Grammatiken nicht weniger als 56 Nummern auf. Wahrlich keine kleine Zahl! Hiervon sind freilich 13 Nummern in Abzug zu bringen, welche Rechtschreibung, mittelhochdeutsche Grammatik, Litteraturgeschichte und Interpunktion behandeln; es bleiben also noch übrig 43 Grammatiken der neuhochdeutschen Sprache. Merkwürdigerweise suchten wir darunter

vergebens die Bücher von Kleinsorge, Peters, Bauer und Koch, die auf früheren Direktorenkonferenzen empfohlen waren. Es mag ausserdem noch manches gute Buch vorhanden sein, das in ausserpreussischen Schulen gute Dienste thut; aber wir haben uns nach mehr Titeln sächsischer oder bayrischer Leitfäden nicht umgesehen, weil wir unter den auf preussischen Schulen schon eingeführten Büchern fanden, was wir suchten.

Von deutschen Schulgrammatiken und Leitfäden haben wir uns über 20 verschafft. Es liegen vor uns die Bücher von Hoffmann, Wilmanns, Hermes, Traut, Koch, Bardey; Schwartz, Hoff und Kaiser, Wendt, Hopf und Paulsiek, Brinkmann, Bauer, Bardey, Koch, Heinrichs, Buschmann, Lüben, Lattmann, Sommer und Jütting. Wenn wir diese nun in Gruppen bringen sollen, so möchte es am einfachsten scheinen, sie einzuteilen in gute und schlechte; die schlechten streicht man dann, und von den guten empfiehlt man das beste zum Gebrauch. So leicht ist das aber nicht. In dem einen Buche ist dieser Abschnitt gut, in dem andern jener, hier zeichnet sich die Formenlehre aus, dort lässt sie zu wünschen übrig, die Satzlehre aber ist musterhaft. Nach unserer Aufzählung haben wir die fraglichen Bücher aber schon in zwei Gruppen gebracht, die uns zur endgültigen Beurteilung derselben behilflich sein werden. Die ersten sechs sind nämlich ausführlichere Elementargrammatiken der deutschen Sprache, die letzten vierzehn kurzgefasste Leitfäden. Wie stehen wir nun hiezu? Sollen wir einen Leitfaden empfehlen, oder ziehen wir eine ausführlichere Elementargrammatik vor? Die Antwort ist leicht. Wir wünschen, dass beide Bücher eingeführt würden. Auch die Lehrerkonferenz der Iserlohner Schule stimmt mit uns hierin vollkommen überein. Wir möchten dem Schüler der unteren und mittleren Klassen einen kurzen übersichtlichen Leitfaden in die Hand geben, daran er das Wichtigste der deutschen Grammatik lernt. In der Sekunda soll aber ein ausführlicheres Buch benutzt werden, welches tiefer in die Sprache einführt, welches auf die geschichtliche Entwicklung der neuhochdeutschen Sprache, also auf das Mittelhochdeutsche gebührend Rücksicht nimmt, welches dadurch den Untersekundaner gleichsam gespannt macht auf diesen Unterricht, den Obersekundaner und Primaner aber dann, nachdem das Mittelhochdeutsche hinzugekommen, endlich die deutsche Sprache im Lichte der historischen Wissenschaft zeigt. Wir möchten wünschen, dies Buch würde auf der Schule schon ein rechter Freund der Jünglinge, dies

Buch ginge mit in die werdenden Bibliotheken der zu Männern heranwachsenden deutschen Knaben; wir würden es jedenfalls an Empfehlungen nicht fehlen lassen. In dieser Grammatik müsste dann auf die Schwierigkeiten der deutschen Sprache, auf die Konstruktionen mancher Verben etc., bei denen leicht Unsicherheit herrscht, die daher gewöhnlich klüglich umgangen werden, auf diese müsste ganz besonders aufmerksam gemacht, diese müssten besonders klar gestellt werden. Und dies Buch könnte dann ein Ratgeber werden für das ganze Leben. Wie oft mag es vorkommen, dass ein sonst durchaus gebildeter Mann zweifelhaft ist in unserer eigenen schönen Muttersprache! Wie gern würde er sich, da ihm dies selber unangenehm ist, mehr noch, wenn seine Kinder, sein Weib zu ihm kommen und fragen um Rat, Auskunft holen in einem mässig ausführlichen Buche! So wollen wir also danach streben, dass ein solches Buch zum Studieren und Nachschlagen in die Hand des Jünglings komme, dass er in der Jugend darin heimisch werde, im Mannesalter es ihm ein treuer Freund und Ratgeber sei. Wir hören, dass man uns einwirft: also noch zwei Bücher mehr werden gewünscht, noch mehr Ausgaben für die Eltern, noch mehr zu tragen, noch mehr durchzuarbeiten für die Schüler? Wo soll das hin? Gewiss, wir fühlen mit, die grosse Anzahl der Hilfsbücher, die in unsern Schulen gebraucht werden, ist Eltern und Kindern eine Last, unsere Väter hatten sie nicht; wenn aber die fremden Sprachen, wenn die anderen Disciplinen gebieterisch und mit Recht diese Hilfsmittel verlangen, so legen wir eine Lanze ein für unsere Muttersprache, dass sie nicht zurückstehe. Und wenn durch die Hilfsbücher im Deutschen auch nur in etwas sich die Liebe und Pflege unserer Muttersprache mehrte und besserte, so wäre Geld und Mühe sicher nicht vergebens angewandt.

Doch zurück zu unsern Grammatiken. Barday und auch wohl Koch und Wilmanns scheinen nun, wie wir oben wünschten, bei der Anlage ihrer Bücher den Plan gehabt zu haben, gesonderte Lehrbücher für die unteren und für die oberen Klassen herzustellen. Alle drei haben nämlich einen kürzeren Leitfaden und eine ausführlichere Grammatik verfasst. Barday und Koch haben den Leitfaden gesondert drucken lassen, bei Wilmanns geht er der Grammatik vorher, ist aber in denselben Band gebunden. Wir möchten aber nicht schon die Schüler der unteren Klassen mit einer ausführlicheren Grammatik beschweren. Nichtsdestoweniger gefällt uns der zweite Teil der

Grammatik von Wilmanns am besten. Dieser zweite Teil derselben könnte ja auch leicht gesondert hergestellt werden.

Doch wollen wir hier bei Beurteilung der Lehrbücher vorweg bemerken, dass wir uns in der letzten Zeit nicht so eingehend dem Studium derselben hingeben konnten, wie wir es wünschten. Die vorliegende Arbeit wuchs uns unter den Händen zu ungewohnter Ausdehnung, so fehlte es uns schliesslich an Zeit. Bei Empfehlungen von Lehrbüchern wird auch nur der eine wirklich gewichtige, einflussreiche Stimme haben können, der nach dem fraglichen Lehrbuche schon längere Zeit unterrichtet hat. Denn nur beim Unterricht können Mängel und Vorzüge eines Lehrbuches recht erkannt werden. Hier an der Schule wird aber nur Wendt benutzt. Derselbe genügt indes nach verschiedenen Seiten hin nicht mehr, sämtliche Fachlehrer wünschen ein besseres Buch.

Und deren giebt es unter den oben aufgezählten nach dem im ganzen mit uns übereinstimmenden Urteile auch der älteren Herren Kollegen und Lehrer des Deutschen an hiesiger Realschule I. O.

Für die unteren und mittleren Klassen höherer Lehranstalten empfehlen wir nämlich in erster Linie Schwartz, dann Hoff und Kaiser. Beide haben die mässige aber genügende Ausdehnung von etwa 50 Seiten. Beide zeichnen sich aus durch schönen Druck, gute sich von einander abhebende Lettern und übersichtliche Anordnung. Das alles sind nicht zu unterschätzende Vorzüge. Beide haben einen billigen Preis, und Verleger wie Verfasser sind gern bereit, berechtigte Wünsche anzuhören und nach Kräften zu erfüllen. Beide führen die Grammatik der deutschen Sprache im ganzen korrekt vor, in der Satzlehre scheint uns Hoff und Kaiser Schwartz zu übertreffen, doch wäre da vielleicht eine etwas ausführlichere Behandlung in einer neuen Auflage des letztgenannten Buches zu erreichen. Schwartz ist nächst dem Wendt wohl am meisten an norddeutschen Schulen eingeführt, ein Beweis mehr für die Brauchbarkeit des Leitfadens; denn derselbe hat sich also in der Neuzeit Bahn gebrochen und bewährt. Er empfiehlt sich auch besonders durch seinen Anhang. In der Untersekunda kann man gar nicht ohne einen Ueberblick der Redefiguren und der Poetik fertig werden. Selbst bei Einführung einer solchen Uebersicht wird noch viel zu viel Unsicherheit bleiben, weil selbst bei wöchentlich drei Stunden die Aufsätze und die notwendigste Lektüre einiger Meisterwerke unserer Litteratur kaum noch Zeit für dies sehr interessante

und wissenswerte Kapitel übrig lassen. Dazu kommen die Deklamationen und Vorträge, die besonders in Westfalen durchaus notwendig und entschieden fruchtbringend sind. Ja, könnten uns doch vier Stunden wöchentlich für den deutschen Unterricht überlassen werden! Er würde sehr dadurch gewinnen! Aber etwas muss der abgehende Untersekundaner doch von Figuren und Poetik gehört haben; so ist es denn sehr vorteilhaft, dass das Nötigste hiervon dem Schwartzschen Buche angehängt ist. Deshalb scheint uns Schwartz der praktischste und beste Leitfaden zu sein.

Von den ausführlicheren Elementarbüchern ist Hofmanns Elementargrammatik und Hermes' „Unsere Muttersprache in ihren Grundzügen" längst als vortrefflich bekannt. Auch Koch hat seine Vorzüge. Aber er bringt uns doch allzu viel Gotisch und Althochdeutsch. Für den Lehrer wird er Nutzen bringend sein, für den Schüler aber zu gelehrt. Lehrer und Schüler gleicherweise fördernd, anregend und unterstützend scheint uns Wilmanns 2. Teil. Da giebt es viele treffende, feine Bemerkungen, die den Lernenden die Augen öffnen und Freude bereiten müssen, da giebt es passende Hinweisungen auf das Mittelhochdeutsche sowie auf Provinzialismen und die Sprache des gewöhnlichen Lebens, die nicht selten manche versteckte Perle unserer bilderreichen kräftigen Muttersprache birgt. Da sind die Schwierigkeiten des Deutschen nicht übergangen, zweifelhafte Konstruktionen etc. klar gemacht. Nur wünschten wir, dass dieser zweite Teil keine Aufgaben, sondern nur Beispiele enthielte. Der erste Teil des Wilmannsschen Buches gefällt uns aus mehreren Gründen nicht so sehr. Doch wäre es sehr verdienstlich, wenn der Verfasser einen anderen ähnlichen ausarbeitete, mit den Redefiguren und der Poetik versähe und besonders erscheinen liesse.

So kommen wir denn zum Schluss, indem wir als Leitfaden vornehmlich den von Schwartz (oder Hoff und Kaiser), als ausführlichere Elementargrammatik die von Wilmanns (oder Hofmann) als gute Hilfsmittel für den deutschen Unterricht auf den höheren Lehranstalten Preussens empfehlen.

Iserlohn. Dr. Julius Köster.

Zur französischen Grammatik und Lexikographie.

Wenn ich die nachfolgenden Aufzeichnungen — die Ausbeute einer drei Monate lang getriebenen Lectüre der République française — hiemit veröffentliche, so thue ich das in der Hoffnung, diesem oder jenem Fachgenossen einen, wenn auch nur unbedeutenden Dienst damit zu erweisen. Es sind das theils lexikalische, theils grammatische Einzelheiten, die in den bedeutenderen Wörterbüchern (Sachs, Dictionnaire de l'Académie; leider war Littré mir nicht zur Hand) und Grammatiken (Mätzner, Schmitz etc.) entweder nicht verzeichnet resp. erwähnt oder, wenn das, so doch nicht erschöpfend behandelt sind. Als Einzelheiten wollen sie auch genommen werden: denn auf Grund derselben allgemeine Gesichtspunkte aufzustellen oder Folgerungen zu ziehen, die diese oder jene grammatische Regel modifiziren würden, lag zwar in einigen Fällen nahe und ist dort auch von mir angedeutet worden; im Grossen und Ganzen jedoch habe ich mich dessen absichtlich enthalten, weil mir die Belegstellen nicht zahlreich genug zu Gebote standen. Erst wenn man über eine grössere Anzahl und zwar nicht bloss aus Zeitungen geschöpfter verfügt, wird man diesen Versuch mit mehr Aussicht auf Erfolg machen können.

I. Lexikalisches.

L'au delà als Substantiv = das Jenseits: à cette heure suprême où l'esprit ... commence à entrevoir les mystères de l'au delà. 3484, 12.*

Baise-pieds = der Fusskuss beim Pabste: Le pape

---

* Diese abgekürzte Bezeichnung bedeutet hier wie bei den folgenden Citaten: République française. Nr. ..., Spalte ... — Wo nichts besonderes bemerkt ist, fehlen die besprochenen Wörter sowohl bei Sachs (S.) wie in der Académie (A.).

répond à cela qu'il n'en doute pas; puis après l'offrande et le baise-pieds, on se sépare. 3485, 12.

Bateau-citerne = ein Boot, das Trinkwasser führt. Un bateau-citerne de 140 tonnes lui a porté l'eau douce qui faisait défaut. 3449, 6; vgl. auch ebendas. 7.

Beylical: Le gouvernement beylical = die Regierung des Bey (von Tunis). 3449, 1.

Boc = Bierseidel d. h. mit Bier gefülltes Glas (fehlt in diesem Sinne in S. und A.): des battements de mains et d'enthousiastes roulements des bocs sur les tables. 3501, 10.

Bonneteau, le jeu de bonneteau = ein Kartenspiel mit drei Karten, das ähnlich wie unser Kümmelblättchen von den Bauernfängern zu ihrem Gewerbe benutzt wird. Da ich letzteres nicht kenne, vermag ich nicht zu sagen, ob es dasselbe Spiel ist; das französische jeu de bonneteau wird an der betr. Stelle folgendermassen beschrieben (S. und A. kennen nur bonneteur): Bien souvent des poursuites ont été exercées contre les individus qui, sur les places publiques et surtout dans la banlieue de Paris, amassent le public et lui font jouer le jeu de bonneteau. Ce jeu se compose de trois cartes, que l'on montre au public; l'une d'elles est plus spécialement désignée et lorsque les cartes sont reposées devant le joueur, il semble qu'on puisse immédiatement l'indiquer; mais celui qui a manié les cartes a, par un tour de main, déplacé la carte et le joueur qui se croyait sûr du gain se trouve avoir perdu. La cour de Paris vient de décider qu'il y avait dans ces faits une escroquerie.... 3469, 18. — Deux voyageurs ... ont eu l'imprudence de jouer au bonneteau ... avec des individus qu'ils ne connaissaient pas et qui avaient commencé à parier entre eux.... 3458, 18.

Brochordurette = Broschüre: M. de Lacombe ... tira de sa poche quelques exemplaires des petites brochordurettes de M. Ségur, quand le vieillard tout à coup ... 3449, 13.

Courant = die öffentliche Meinung, die Strömung im Volk. S. und A. schreiben diese Bedeutung dem Worte nur zu in Verbindung mit opinion (le courant d'opinion); aber es wird auch schon alleinstehend so gebraucht: On reproche au scrutin de liste de déterminer les grands courants. Mais le scrutin de liste n'existait ni en 1830 ni en 1848 et pourtant à ces époques le courant a été assez fort pour faire une révolution. 3483, 12.

Droitier = der im Parlament rechts Sitzende, also der Monarchist, resp. Legitimist, überhaupt der Conservative.

Fehlt in dieser Bedeutung in S. und A.: Cela a fourni à M. Hervé de dire qu'il y avait entre les deux militaires en question „la différence d'un soleil à un phare“, calembour d'un haut ragoût que l'honorable droitier a répété avec d'autant plus de complaisance. 3460, 9. — C'était en 1873 et le mois d'août où s'opéra la fusion que l'on sait et où nos bons drotiers de l'Assemblée de malheur, les Broglie, les Buffet ... s'agitèrent si fort pour le rétablissement de la monarchie.... 3449, 13.

Endivisionner = einer Division zuweisen, nach Divisionen abtheilen: L'armée disposera en outre ... d'un groupe de batteries non endivisionnées. 3417, 7.

Heur = Glück. Nach S. nur noch gebräuchlich in zwei von ihm angeführten sprichwörtlichen Redensarten. Die A. führt ausserdem an: il est satisfait puisqu'il a l'heur de vous plaire. Aehnlich folgende Stelle: quand ces puissances n'ont pas l'heur de lui plaire. 3447.

Intransigeant, intransigeance. Das erste dieser beiden Worte, die sich weder bei S. noch auch in der A. finden, scheint, obgleich erst in den letzten Jahren wahrscheinlich auf spanischem Boden entstanden, mehr und mehr in internationalen Gebrauch zu kommen; Belege für dasselbe anzuführen, ist daher unnöthig. Für das zweite sehe man: Que diront les feuilles de l'intransigeance blanche? Das genaue Citat (Angabe der Zeitungsnummer) ist mir leider verloren gegangen.

Laïciser, laïcité, laïcisation. Eine präcise und doch die französischen Ausdrücke möglichst deckende Uebersetzung dieser in S. und A. fehlenden, neuerdings aber vielgebrauchten Wörter ist ebenso schwer zu geben, als ihr Verständniss leicht ist. Von vielen Beispielen einige: les projets de la Chambre touchant la magistrature, la liberté de la presse, la gratuité, l'obligation et la laïcité de l'instruction primaire ... 3451, 2. — les écoles ont été laïcisées. 3458. — et même en laïcisant ... un certain nombre d'établissements hospitaliers ... 3455. — la laïcisation complète des hôpitaux. Ibd.

Légitimard = Legitimist, von dem gewöhnlichen légitimiste durch die dem Suffix —ard eigene Bedeutung der Geringschätzung verschieden. Man sehe auch die Verwendung dieses vielgebrauchten Suffixes bei dem weiter unten folgenden ebenfalls bei S. und A. fehlenden pèlerinard. C'était en 1873 et le mois d'août où ... M. de Lacomte, légitimard de la plus belle poussée, faisait sa petite tournée dans les campagnes du Puy de Dôme. 3449, 13.

Libéral. Die Wörterbücher fassen die Bedeutung des Wortes zu eng, und mit den von ihnen gegebenen deutschen Uebersetzungen ist in vielen Fällen nichts anzufangen, in andern sind sie unrichtig. „Les arts libéraux“ sollen die „freien Künste“ sein, während der französische Ausdruck viel umfassender ist und noch heute (mit Bezug auf die Gliederung der Gesellschaft nach dem Beruf) gebraucht wird (im Gegensatz zu les arts méchaniques), was man von dem deutschen nicht behaupten kann. Die A. und nach ihr S. sagt: une éducation libérale = une éducation qui forme l'esprit et le cœur; libéral = ce qui est digne d'un homme libre. Es entspricht aber auch oft geradezu unserm deutschen „studirt, gelehrt, klassisch gebildet“ etc. und bezeichnet in Verbindung z. B. mit profession, éducation, carrière etc. die Bildung, den Beruf, die Karriere, die (in Deutschland) durch das Studium auf einer Universität oder Akademie ermöglicht wird: Le volontariat d'un an est nécessaire, dit-on, au recrutement des carrières libérales; mais dans une démocratie il ne doit pas y avoir de distinction entre les arts libéraux et les arts méchaniques. 3487, 15. — ... pour mettre leurs enfants en demeure de se préparer à une profession libérale. Progr. du collège fr. Berlin 1879, pag. 3.

Libre-pensée = die Freidenker, das Freidenkerthum. Belegstellen zahlreich. On va déposer aux pieds du pape une adresse où il lui est affirmé, dans un style épileptique, que la libre-pensée agonise et que les temps sont proches. 3485, 12. — La question ... nous touche ... tous, tant que nous sommes, adeptes convaincus de la libre-pensée. 3484, 12; ferner 3452, 13 und 14 etc.

Lune in dem, wie es scheint, phraseologischen Charakter tragenden rejoindre les vieilles lunes, das wohl bedeuten muss: der Vergangenheit angehören. S. und A. geben keine Auskunft. Non, les choses anciennes sont passées; les vieux romans, les vieilles passions belliqueuses sont allés rejoindre les vieilles lunes. 3458, 2.

Monarchie-cléricaillerie bezeichnet die Verquickung des monarchistischen und klerikalen Parteigetriebes. Depuis dix ans ce groupe (de St. Michel) fait à bien bon compte la joie de la monarchie-cléricaillerie. 3469, 10.

Non-valeurs = Leute, die nicht mitzählen, nicht mit in Betracht kommen: ... et, dans ce cas, ils (scil. les congréganistes) constituent des non-valeurs qui ne peuvent conserver l'importante mission d'enseigner. 3458, 9. S. und A. kennen dies

Wort, auf Personen angewendet, nur von Leuten, die, zum Heere gehörig, doch weder im Felddienst noch im Kriege mitzählen (Spielleute, Ordonnanzsoldaten); es zeigt sich also in dem obigen Beispiel eine Verallgemeinerung dieses Gebrauches.

Noncrédulité = das Nichtglauben, verschieden von incrédulité = die Ungläubigkeit, der Unglaube: Attendez tout de ce domaine de la forte éducation des sciences physiques et chimiques et ne craignez rien d'elles; car c'est leur grandeur et leur force d'enseigner la noncrédulité sans enseigner le scepticisme. 3483, 9.

Opportuniste, opportunisme = Opportunist, opportunistisch, Opportunismus. Diese erst in neuerer Zeit entstandenen und vielgebrauchten Worte bedürfen weder der Belege noch der Erklärung.

Pèlerinard = Pilger mit verächtlicher und geringschätzender Nebenbedeutung. Vgl. oben légitimard. Tous les ans, au mois de mai, ... un groupe de pèlerinards prend le chemin de Rome. 3475, 12. — ... et fouillant dans la poche aux bénédictions, il en a comblé les pèlerinards. Ibd.

Plébisciter = durch Plebiscit abstimmen. On nous a dit, hier, il est vrai qu'en écartant le projet de la Chambre le Sénat n'avait d'autre but que de le soumettre au vote du pays lui-même, qui aurait à plébisciter sur le mode de scrutin qu'il préfère. 3483, 1.

Plénier. S. „fast nur gebräuchlich mit cour und indulgence im Sinne von vollständig, zahlreich.“ Ebenso A. Es scheint aber auch unserm Plenar — in Zusammensetzungen wie Plenarversammlung zu entsprechen. La salle Gerson était comble à la dernière des réunions plénières du congrès (scil. des sociétés de secours mutuels). 3486, 8.

Plurinominal, uninominal. Du temps du suffrage restreint ... les esprits les plus libéraux ... demandaient ... le remplacement du vote uninominal par le vote plurinominal. 3414, 4. — On soupçonnait les vieux républicains ... d'avoir rayé de leur programme le principe du vote plurinominal ... 3417, 4. Diese bei den Debatten um das Listenscrutinium viel gebrauchten und auch wohl da erst entstandenen Adjective bezeichnen zwei sich gegenüberstehende Wahlmodi, nach deren einem der Wähler sämmtliche Namen der in seinem Departement zu wählenden Abgeordneten auf den Wahlzettel schreibt, während nach dem andern er nur einen zu wählen hat.

Porte-sandales = Sandalen tragend, Bezeichnung für die Geistlichkeit überhaupt, specieller für die Mönche. Le jour où il sera bien avéré que le rôle de porte-veine (siehe dieses weiter unten), assigné à tort dans ces derniers temps au „cher ange" de Monsolet, appartient à la réalité à la gent porte-sandales, ce jour là personne ne voudra plus se mettre en route sans un moine dans son bagage. 3447, 13.

Porte-veine. Dies Wort, zu dem man das Citat unter porte-sandales nachlesen wolle, bildet die Ueberschrift (Les nouveaux porte-veine) eines satirischen Artikels gegen die Arroganz des Klerus; in demselben wird gesagt, dass man auf allen Reisen, wenn sie ohne Unfall ablaufen sollen, am Ende noch wird einen Mönch als porte-veine mitnehmen müssen; das soll doch wol heissen: als „Glückbringer". Wenigstens führt S. unter veine an: „fig. (Spiel) Schwein, Glück, être en veine, mauvaise veine Pech."

Pourtraicturer = porträtiren. S. hat nur das Substant. portraicture. Et comme on se pourtraicture beaucoup entre amis peintres, leur physionomie devenant parisienne et connue, les femmes les regardent passer. 3502, 15.

Simplicite, Synonym von simple und dessen Bedeutung verstärkend: Les philosophes ... peuvent adopter de pareilles théories: mais le pays qui est plus simple, plus simplicite, si vous voulez, ... ne l'acceptera jamais. 3474, 13.

Su in au su = mit dem Wissen, indem ... weiss. De tout cela M. Wilder conclut que Beethoven et Schiller ont voulu faire, et cela au su d'un certain nombre de contemporains, une hymne à la liberté. 3416, 16. Fehlt in A.; S.: fast nur gebräuchlich in „au vu et au su de tout le monde.

Territoriaux, les = il faut que les jeunes soldats, que les réservistes, que les territoriaux soient encadrés. 3486, 6. — Fehlt in S. als Substantiv; die Bedeutung des Wortes ergiebt sich aus dem, was die A., die ebenfalls nur das Adjectivum kennt, unter armée territoriale sagt: troupe non soldée, composée des hommes qui ont fait leur temps de service dans l'armée active et dans la réserve, et destinée à la défense intérieure du territoire. Also eine Art Bürgerwehr.

Torpilleurs = Bedienungsmannschaft beim Torpedowesen. En ajoutant aux troupes d'infanterie ... les effectifs des sapeurs, des mineurs, des pontonniers, des torpilleurs etc. 3417, 8.

Transfèrement = Uebertragung. S'il s'agit seulement

de voter par oui ou par non sur le transfèrement à l'État du budget de la préfecture ... qu'on le dise! 3447, 4. — S. und A. kennen nur die Bedeutung „Ueberführung" eines Gefangenen an einen andern Ort.

Uninominal. Siehe oben unter plurinominal.

Triste mais exacte! = Traurig aber wahr! 3469, 10.

Poste pour poste = mit umgehender Post. Poste pour poste, saint Louis répliqua ... 3475, 13.

Von den folgenden Wörtern ist es mir nicht gelungen weder mit den lexikalischen und sonstigen mir zu Gebote stehenden Hülfsmitteln noch aus dem Zusammenhange ihre Bedeutung mit Bestimmtheit zu ermitteln:

Ascariâtre. La „Patrie" s'évertue à consoler M. Vacherot de sa déconvenue; mais elle ne peut s'empêcher de railler quelque peu l'ascariâtre philosophe. 3429, 1.

Bals de barrière: In dem Bericht über eine Gerichtsverhandlung heisst es von dem Angeklagten: Revenu à Paris, il n'a pas tardé à dissiper le produit de ses vols et s'est remis à jouer du cornet à piston sur des bals de barrière. 3479, 26. Es scheinen damit Tanzlustbarkeiten der niedrigsten Art in den Vorstädten von Paris bezeichnet zu werden; wenigstens könnte darauf führen, was die A. unter barrière sagt: Il se dit encore, par extension, surtout à Paris, des Portes d'entrée de la ville, soit qu'il y eût ou non des barrières.

Courrier de terre: Une lettre, datée du 4 mai, que je reçois par un courrier de terre du colonel Delpech, commandant les troupes d'occupation de Tabarka. 3449, 6.

Tête de Turc: „L'Union de l'Ouest" trouve que les candidats conservateurs auxquels reviendra le périlleux honneur de servir de tête de Turc aux élections prochaines et d'encaisser les rigueurs du suffrage universel, auront ... 3451, 4.

Schliesslich erwähne ich noch den überaus häufigen Gebrauch von il est für il y a; Beispiele setze ich nicht her, weil ich sonst ganze Seiten damit füllen müsste. ... Dass ein Unterschied gemacht würde in der Anwendung beider, ist mir nicht aufgefallen, vielleicht nur, weil ich nicht darauf geachtet habe.

II. Grammatisches.

A) Einzelne Punkte.

Aussitôt mit folgendem Part. passé anstatt aussitôt que mi folgendem Verb. finit. Diese an die Freiheiten englischer Wortaus-

lassung erinnernde Construction, die ich ausser in Sachs Wörterbuch auch in der franz. Grammtik von Schmitz erwähnt finde, scheint neuerdings mehr um sich zu greifen. Uebersetzen lässt sie sich fast immer durch „sofort nach" mit folg. Substantiv. Il tenait encore dans sa main gauche un flacon de chloroforme qu'il avait essayé de respirer aussitôt blessé. 3479, 26. — M. Baragnon demandait même que les élections municipales furent recommencées aussitôt le sectionnement voté. 3495, 5. Sir Charles Dilke dit qu'aussitôt reçu la copie des lois ... le gouvernement examinera ... 3466, 3.

Ce statt cela, in der Stellung eines Pronom personnel conjoint: Mais la majorité de l'Assemblée le repoussa, songeant, elle, à ne pas troubler l'Équilibre du système constitutionnel: en ce faisant, elle a établi entre les deux chambres une harmonie qui tient à une sorte de compensation. 3483, 12.

Devoir de mit folg. Infinitiv = schuldig sein zu: Sans doute ce double concours prend-il sa source dans quelque ancien pèlerinage; mais je dois à la vérité d'avouer [aber ich bin es der Wahrheit schuldig zu gestehen] que l'immense quantité des promeneurs ... n'ont d'autre préoccupation que d'y aller manger sur l'herbe une tranche à viande. 3414, 11.

En tant que adverbiell im Sinn von quant à gebraucht. La Campagne touche donc à sa fin en tant qu'opérations d'ensemble. 3463, 7.

Ne pas — que = nicht nur (non seulement). Diese, soweit mir bekannt, in den Grammatiken nicht erwähnte eigenthümliche Verbindung ist auch in dem von Sachs unter „pas" am Ende mitgetheilten Beispiel „il n'y a pas que vous qui ayez" enthalten, wird aber von ihm als incorrect und regelwidrig bezeichnet. Dass sie im letzten Grunde dies ist, kann keine Frage sein; ihre Anwendung scheint aber derartig um sich zu greifen, dass sie bald als durch den Sprachgebrauch legitimirt wird gelten müssen. Man sehe folgende Beispiele: M. Bardoux ne connait pas que nous ..., il a des relations plus hautes. 3435. — Mais ce n'est pas par cette voie seulement qu'on arrive à instruire la jeunesse qui peuple les lycées; l'armée ne comprend pas que d'anciens élèves de St. Cyr; combien d'officiers supérieurs ont gagné leurs épaulettes par l'étude comme à la pointe du sabre? 3458, 4. — Mais ce n'est pas tout. Il n'y a pas que les élections qui s'achètent; il y a le candidat qu'on refoule. 3462, 9.

Ne pouvoir pas ne pas + Infinitiv = nicht umhin

können zu (ne pouvoir s'empêcher de): M. Jouin parle en faveur de l'amendement; il promet de n'avoir aucune parole irritante, car il croit à la bonne foi de ses adversaires, mais il ne peut pas ne pas dire qu'ils sont dans une erreur complète. 3487, 13. — Je ne veux pas revenir sur ce point, que j'ai déjà indiqué; cependant je ne puis pas ne pas dire qu'on a vu en Angleterre, sinon des ladies, du moins des mistresses prendre part à des exécutions musicales ... 3493, 19. Dieser Gebrauch ist weder in den Grammatiken noch in den Wörterbüchern angegeben; Sachs citirt als veraltet (bei Mol., Corn. und Laf.) „ne pouvoir pas que ... ne“.

Rien que = schon. Zu den bei Schmitz, Gr. pag. 305 unter „rien mit que (nur)“ mitgetheilten und den von S. angeführten Beispielen dieses immerhin seltenen Ausdruckes füge man: La majorité sénatoriale, rien qu'à la première lecture, fait rentrer le curé dans l'école (schon gleich bei der ersten Lesung). 3490, 1.

Qui — qui = die einen — die andern: De loin en loin on aperçoit dans les rues de New-York une escouade ou deux de bonshommes étiquetés et ankylosés, armés qui d'une pioche, qui d'un balay et accompagnés ... 3447, 12. Auch von S. und A. angeführt, von letzterer jedoch mit dem Zusatz: „il vieillit dans cette acception; cependant on fait encore usage quelquefois dans la poésie familière.“

Tel adverbiell gebraucht im Sinne von: so (ainsi): Heureusement un des intéressés eut une inspiration. Telle une lueur, jaillissant d'une allumette de la régie, émeut et surprend l'assistance. (So ergreift ein Lichtschein . . .) 3469, 10. — Tout à coup un bruit effroyable se fait entendre: les lumières s'éteignent, les banquettes se brisent, et les infortunés pèlerins roulent en tous sens les uns sur les autres. Telles les pralines bondissent ... dans le chaudron du confiseur. (So springen die gebrannten Mandeln ...) 3447, 14. Sachs und die Grammatiken sagen nichts über diesen prädicativen Gebrauch des Adj. tel anstatt eines Adverbiums der Art und Weise; die A. bemerkt: Il s'emploie quelquefois en poésie, au lieu de la conjonction „ainsi“ (soll heissen des Adv.) pour indiquer une comparaison. „Tel Hercule filant rompait tous les fuseaux“ pour „Ainsi Hercule...“

Très = statt bien oder beaucoup beim Verbum: Le service de 40 mois mis en pratique par M. le ministre de guerre a été très-critiqué. 3491, 12. Der adjectivische Charakter des Ptcp. critiqué tritt hier noch weniger hervor als in dem von Schmitz, Gr. 363 und Mätzner, Gr.[2] 443 angeführten Beispiel.

B) Wortstellung.

1) Adjective und adjectivisch gebrauchte Participien abweichend von dem gewöhnlichen Sprachgebrauch vor das Substantiv gestellt

a) ohne nähere Bestimmung.*

Absolu: En allant au Bardo nous avons cédé à une absolue nécessité. 3458, 1.

Clérical (S. „nur nach dem Subst."): Nous serions surpris qu'aux moyens proposés par la clericale assemblée nos ouvriers ne préférassent pas le vote pur et simple du projet de loi... 3453, 2.

Cuisant: Quand l'incertitude du diagnostic ... et la crainte de s'être trompé suscitent de cuisants regrets ... 3476, 5.

Chrétien (S. „meist nach dem Subst."): Son amendement protecteur d'une chrétienne ignorance porte que ... 3489, 1.

Cordial (S. „meist nach dem Subst."): ... qui vous attendent pour vous faire le plus respectueux et cordial accueil. 3479, 6.

Définitif (S. „nur nach dem Subst."): On trouvera que la seule base d'une réorganisation des forces économiques et matérielles ... c'est leur définitif affranchissement intellectuel et moral par l'école et la science. 3437, 5.

Enthousiaste: Des battements de mains et d'enthousiastes roulements de bocs sur les tables. 3501, 10.

Expansif (S. „nur nach dem Subst."): ... ceux que l'expansif curé Verduron traitait si allègrement ... 3444, 2.

Feint: L'orateur a obtenu un grand succès de feinte indignation et de pudique révolte. 3474, 4.

Fringant (S. „nur nach dem Subst."): ... quelques députés que l'éloquence incisive du fringant orateur... semblait électriser. 3474, 6.

Funèbre: A midi, le funèbre cortège (scil. de M. Littré) s'est dirigé vers l'Église Notre-Dame-des-Champs. 3478, 16.

Industriel (S. „nach dem Subst."): Lorsqu'un industriel père de famille emploie ses enfants avec d'autres dans un grand atelier. 3457, 4.

---

* Vgl. hiezu die denselben Punkt behandelnde Zusammenstellung von O. Schulze in „Beiträge zur franz. Grammatik und Lexikographie", Central-Organ f. d. Int. d. Realsch. VII, 577 ff. Die obigen Beispiele, die bis auf eins sämmtlich Adjective enthalten, die von Schulze nicht belegt sind, können theils zur Bestätigung, theils zur Modificirung der von Schmitz, Gr. pag. 142 ff. (wie in vielen so auch in diesem Punkte ein sehr gutes Buch) als massgebend für die Vor- oder Nachstellung der Adjectiva aufgestellten Gesichtspunkte dienen.

Infortuné (S. „nach dem Subst.“): Ces abominables affaires qui nous montrent d'infortunées petites créatures soumises à d'odieuses tortures par leurs parents. 3466, 3. — Vgl. ferner das Beispiel oben II. unter tel (les infortunés pèlerins).

Humain: Et cependant ainsi est faite l'humaine nature que ... 3483, 6.

Malencontreux (S. „nach dem Subst.“): M. Freppel a eu la malencontreuse idée de venir se défendre à la tribune. 3418, 2.

Rafraîchissant (S. „nur nach dem Subst.“): On s'est séparé sur cette rafraîchissante impression. 3474, 7.

Regretté: Avant que cette tombe se referme à jamais sur les restes de notre regretté compatriote, je viens dire un dernier adieu. 3475, 8.

Royal: Un jour l'empereur Baudouin écrit de Constantinople à son amé et royal ami. 3475, 12.

Saisissant (S. „nach dem Subst.“): Un étrange et saisissant dialogue. 3474, 4.

Sémillant (S. nach dem Subst.“): Que pense-t-il, ce sémillant houzard du politicien qui a le nom général Lamarque? 3479, 13.

Stupéfiant (S. „nach dem Subst.“): Mais la pensée que la relique allait produire ... le ramena bientôt à là stupéfiante réalité. 3475, 12.

Trompeur: Car malgré les trompeuses apparences Littré est mort comme il a vécu sans contradictions. 3478, 16. (Vgl. dagegen Schmitz, Gr. pag. 150, 10.)

b) mit einer näheren Bestimmung. (Vgl. hiezu Schmitz, Gr. pag. 149, 7 und Mätzner, Gr.[2] pag. 572, δ. δ.)

Tant: Et il faut cette tant calomniée révolution du 4 septembre pour restituer ... 3448, 6.

Trop: Elle fait d'elle-même justice des bruits alarmants dont certains journaux ont été les trop complaisants échos. 3440, 1.

Peutêtre: Le Reichstag a écarté de son prochain et peut-être dernier ordre du jour. 3488, 2.

Plus que: Nous avons raconté hier dans un fait-divers le plus que facheuse aventure arrivée à Mme Warren. 3476, 3.

2) Adverbiale Bestimmungen, wie auch ganze Sätze eingeschoben zwischen Hülfsverb und Participium.

Ueber diesen Punkt hat O. Schulze in der Zeitschr. f. neufranz. Spr. II, 465 ff. einen besonderen Artikel veröffentlicht; zu den von

ihm zahlreich mitgetheilten Belegen füge ich folgende hinzu: On a pendant le premier trimestre de l'année dépensé 15 millions environ. 3468, 8. Ce congrès a, dit M. Ferry, dépassé toutes nos espérances. 3437, 11. — Il n'a pas comme sous l'empire qui avait créé pour son usage les sociétés anonymes, cherché le trompe-l'œil des circonscriptions. 3469, 9. — La chambre leur a, mardi, préféré ceux de la commission. 3483, 6. Les ouvriers demandent que l'entretien des jardins publics soit donné à des associations par eux formées. 3485, 5.

3) Adnominale Bestimmungen, eingeschoben zwischen ein Substantiv und den von diesem abhängigen Genitiv.

Verzichtend auf die Anführung von Beispielen, wie sie in Schmitz, Gr. 153, 4 und Mätzner, Gr.² 575, 3 mitgetheilt sind, in denen die eingeschobene adnominale Bestimmung mit dem voraufgehenden Substantiv so eng zusammenhängt, dass man sie oft durch ein zusammengesetztes Hauptwort oder durch Adjectiv + Hauptwort übersetzen kann, wie z. B. l'avènement au trône de Philippe = die Thronbesteigung oder: L'acceptation sans réplique et sans délai du drapeau rouge = die unweigerliche und unverzügliche Annahme der rothen Fahne, absehend von diesen weniger auffallenden Beispielen, theile ich hier einige mit, die eine Freiheit der Wortstellung und, was das wichtigere ist, der Beziehungsmöglichkeit zeigen, wie sie in diesem Punkte weder der deutschen noch der englischen Sprache zu Gebote steht. Besonders interessant ist das erste und dritte Beispiel wegen der doppelten adnominalen Bestimmung, die eingeschoben ist.

L'adoption, par la Chambre, en première lecture, de la loi sur ... a eu lieu. 3484, 4. — Mais la jonction, sous les murs mêmes de Mateur, des deux colonnes venues de Bizerte ... a eu raison des intentions hostiles ... 3463, 7. — Cette consécration solennelle de notre œuvre, sanctionnée en ce moment par la présence au milieu de nous en qualité de président d'honneur, du grand patriote qui ..., cette consécration. 3434. S'il s'agit seulement de voter par oui ou par non sur le transfèrement à l'État du budget de la préfecture, en laissant ... 3447, 3.

K. Foth.

Jacques d'Amiens, L'art d'aimer.

Vergleichung des Pariser und Dresdener Textes

von

Robert Reinsch.

Welchen bedeutenden Einfluss Ovid auf die deutsche mittelalterliche Literatür ausgeübt hat, geht aus K. Bartsch's Buche über Albrecht von Halberstadt, Quedlinburg 1861, hinreichend hervor. Aber auch auf die altfranzösische Literatur hat derselbe Dichter nachhaltig gewirkt, wobei nur auf Chrestien's von Troyes im Roman de Cliget erwähnte Commandemens d'Ovide und desselben Ars d'amors en romans, auf Philipp von Vitry, auf den umfassenden „Ovide en vers" in der Arsenalhs. 5069, auf den Roman de Cristal et de Clarie u. a. hingewiesen sein möge. Entfernter von römischem Einfluss sind Minnedichtungen wie die von W. Förster 1880 bekannter gemachte De Venus la deesse d'amor. Von französischen zum Theil auf Ovid beruhenden, zum Theil freier bearbeiteten Gedichten ist einiges Material bereits gedruckt, einiges nur handschriftlich vorhanden. Um von handschriftlichen Bearbeitungen der Ovid'schen Ars amandi nur eine anzuführen, möge an „L'art d'aimer en vers français" in der Libri Hs. 117 erinnert werden, welche jetzt Eigenthum des Lord Ashburnham in Ashburnhamplace ist. Ebenso wäre L'art d'amors von Maistre Elie hervorzuheben, ein Werk, das demnächst eingehend untersucht werden wird; bekanntlich sagt de la Rue, Essais historiques sur les bardes, Caen 1834, III p. 150—151 in dem Artikel über Hélie de Winchester et Adam le clerc: „Nous avons une traduction en vers français de l'art d'aimer d'Ovide par maître Hélie, mais je ne sais pas

si cet Hélie est celui de Winchester, ou un autre Trouvère." Von Hélie de Winchester befindet sich eine Hs. in Cambridge im C. C. C. 405; vgl. Fr. Michel, Rapports p. 90. Eine andere Ars amandi in frz. Versen von Oudars Lavache kennt Gröber, Zeitschrift für roman. Philologie Bd. IV, p. 460 in einer Arsenalhs. Weiter ist zu nennen das allegor. Gedicht L'art d'amour von Guiart, nach der Histoire littéraire de la France t. XXIII „resté inédit".

Im Druck erschien um den Anfang des 16. Jahrh. in Genf ein unvollständiges Werk, Li ars d'amors, 2160 Verse enthaltend, wovon nur ein einziges Exemplar sich in Paris in Privatbesitz befinden soll. Im Jahre 1866 hat der † Pariser Buchhändler Edwin Tross in Lyon ein in der Genfer Ausgabe Chef d'amours betiteltes Gedicht neu drucken lassen unter dem Titel: La Clef d'Amour, poème publié d'après un ms. du XIV siècle. Avec une introduction et des remarques par M. H. Michelant. Ein Prosawerk ist bekannt gemacht im 2. Bd. von Jules Petit, Li ars d'amour, de vertu et de boneurté (par Jehan le bel). Publié pour la première fois d'après un ms. de la Bibliothèque royale de Bruxelles. Bruxelles 1867—69.

Zwei andere hierher gehörige neuere, ohne Zweifel durch L. Holland, Crestien de Troies, Tübingen 1854, p. 34—35 angeregte Publicationen sind von Gustav Körting, L'art d'amours und Li remedes d'amors. Zwei altfz. Lehrgedichte von Jacques d'Amiens. Nach der Dresdener Hs. zum ersten Male vollständig herausgegeben. Leipzig, W. Vogel, 1868. Weiter von demselben Herausgeber Körting, — welcher soeben eine hübsche Broschüre: Gedanken und Bemerkungen über das Studium der neueren Sprachen auf den deutschen Hochschulen, Heilbronn 1882, hat erscheinen lassen, ein höchst beachtenswerthes Buch, – Altfranzösische Uebersetzung der Remedia amoris des Ovid. (Ein Theil des allegorisch-didactischen Epos „Les échecs amoureux".) Nach der Dresdener Hs. herausgegeben. Leipzig, Fues, 1871.

Das in letzterem Werke veröffentlichte Gedicht aus dem Ende des 14. Jahrh. enthält in 35 Abschnitten Regeln, welche eine Anweisung zur Heilung der Liebe geben. Die Varianten einer Hs. der San Marco-Bibl. zu Venedig sind hier im Anhange p. 94—101 von Sundby mitgetheilt. Während Körting hier Hs. O. 66 der kgl. öffentlichen Bibliothek zu Dresden zu Grunde gelegt hat, ist das von dem Herausgeber L'art d'amors betitelte Gedicht des Jacques d'Amiens der Hs. O. 64 derselben Bibliothek entnommen. Uebersehen worden ist

von Körting, L'art d'amors, Einleitung Seite XXX, dass noch eine zweite Hs. in Paris vorhanden ist; dieselbe ist allerdings nicht vollständig am Anfang und Schluss, kann aber dazu beitragen, manche schlechten Lesarten der Dresdener Hs. zu berichtigen. Wie K. im Nachtrage p. 94 bemerkt, ist in Utrecht in einem Pindarcodex noch ein Fragment einer zweiten Hs. aufgefunden worden, das er p. 95 bis 100 nach der Abschrift des Bibliothekars Vermeuler zum Abdruck bringt. Diese Pariser dem Ende des 13. Jahrh. zuzuweisende, der Nationalbibliothek gehörige Hs. ist Ms. fr. 25545, älter N. D. 274bis [$N_2 = O_{18}$], deren Inhalt schon von Le Roux de Lincy, Essai sur les fables indiennes et sur leur introduction en Europe par A. Loiseleur Deslongchamps suivi du Roman des sept Sages de Rome en prose, Paris 1838, p. XXXIII angegeben worden ist. Es soll unsere Aufgabe sein, die Pariser dialectisch wenig abweichende Hs. mit Körtings Texte der Dresdener, angeblich dem Ende des 13. oder Anfange des 14. Jahrh. angehörenden Hs. zu vergleichen; dabei wird u und v, i und j als Vocal und Consonant gegen die Hs. unterschieden werden. Zur Abkürzung diene P = Pariser Hs., D = Dresdener Hs.

P beginnt erst mit V. 412; also Abschnitt I—VIII über die Gründe, die den Dichter zur Abfassung bewogen, über die drei Theile der Liebe, die Regeln, eine Geliebte zu gewinnen, mit ihr Umgang zu pflegen, über das Verhalten zum Manne der Geliebten, über die Bewahrung des Geheimnisses der Liebe, die Anweisung, die Geliebte nicht beim Kerzenlicht zu erküren, die Regel, die nicht spröden Frauen um Liebe zu bitten, fehlen ganz in P und Abschnitt IX über das Verhalten des Liebhabers zum Gesinde, insbesondere dem Kammermädchen theilweise. Gegen Ende dieses neunten Abschnittes setzt P ein.

V. 412 P baissele. D baissielle. P enversee. D enviersee. 413 chose sera. D coze en sera. 414 et. D car. — tuit. D tout. 415 ta dame seront tuit retrait. D ta dame te seront retrait. 416 sens faucete. D sans fausete. 417 qu'a. D c'a. — tout. D bien. 418 Wo nichts bemerkt ist, findet Uebereinstimmung der 2 Hss. statt. 419 toi et li malgre en saroit. D por voir grant maugre t'en saroit. 421 [d]amer pucele est mult grant chose. D amer pucelle est m. g. coze. Diese Zeile ist in P eingerückt geschrieben. 422 douteuse. D doutee. 423 et detraiens et engoissense. D mult destraigniaus[e] et anieuse. — Der Vers ist vom Herausgeber nicht corrigirt. In den

Noten schlägt K. destraigniause vor. In P ist hier kein Abschnitt. Bei Körting beginnt Abschnitt X mit der Regel, die heitere Laune der Geliebten zur Liebeswerbung zu benutzen. — 424 Tu redois mult bien esgarder. D Tu te dois mult tres bien gaitier. 425 dois a li parler. D tu le dois proier. 426 prier la dois. D proier li dois. — P ele. D elle. 427 jolie. D joieuse. 428 t'entendera. D i entendra. 429 proiere. D parolle. 430 an tristece. D en destrece. 431 ou an anuit ou an destrece. D et en dolour et en tristrece. 432 mauvoisement y. D mauvaisement i. 433 P hat ꝯ für c'on. dolors. D dolours. 434 aucune fois. D a cief de fois. P entroblier. D entroublier. 435 n'arrier. D n'arier. 436 P hat statt et nur t. Für ähnliche Fälle wird im Folgenden [e]t geschrieben werden. 437 la ou ele veut si fait faire. D la, u elle naist et trait saire [offenbar ist s'aire zu lesen, wie K. in den Noten bemerkt]. 438 nouvelement. D novielement. 439 trestout anuit entroblier. D tous'anuis fait entrelaisier. 440 car amors. D c'amors. P avec. D avocques. 441 por ce. D porcou. 442 anui. D air. P corrous. D courous. 443 la ou ele son geu atire. D la, u s'en vient priemiers a tire. 444 si. D ains. P liez. D lies. 445 envoisiez. D ennoisies. 447 doucor. D doucour. 450 por ce. D por cou. 451 sez bien qu'ele. D ses, que elle. 452 qu'adont la puez. D c'adont le pues. 453 amors mettre. D amor metre. 454 qu'amors ne veut. D c'amors ne quiert. 455 chanter et jouer. D canter, enuoisier. 456 et si la redois assaillir. D Adont la dois tu assaillir. 457 ele. D elle. P d'acoupir. D d'acopir. [Diese Stelle führt u. a. Godefroy im Dictionnaire de l'ancienne langue fr. an, wie denn das ganze Gedicht wegen der feinen psychologischen Beziehungen reiche lexikalische Ausbeute gewährt.] 458 li. D soi. P pourchace. D porcace. 459 qu'a. D c'a. P autretel face. D autel reface. 460 adont la te lo acointier. D et si te loc de li coitier. 461 l'ire. D s'ire. P. apaier. D abaissier. 462 l'ire. D s'ire. 463 si tost n'i entenderoit mie. D espoir si tost n'entendroit mie. 464 proiere. D proyere.

Mit V. 466 beginnt in D Abschnitt XI [bei Körting verdruckt X] mit der Lehre über die Art und Weise, wie man die Dame um Liebe bittet.

466 Der Initial, welcher jedenfalls nachträglich hat künstlerisch sollen verziert werden, ist vergessen in P. avant t'ai dit. D t'ai avant dit. 467 dou. D del. P sens mentir. D sans respit. 469 vou-

drai. D voel ie. P enseingnier. D ensegnier. 470 mult sagement. D bien plainement. 471 plaisemment et entendemment. D biel et bien et entendanment. 472 dame gente, plaisans biax bras. D dame, gent cors, cler vis, bias bras. 475 rens. D renc. P en tous. D a t. 476 vostre hom . vostre. D vos hom . vos. 478 vos. D vous. P sens ja movoir. D sans removoir. 479 en vos sont tuit mi bon espoir. D k'en vous sont tout mi boin espoir. 480 tuit. D tout. 481 nule. D nulle. 482 vos dame. D vous biele. 483 vos . par tens merci. D vous . par tans mierci. 484 et se. D que se. P secoure. D sekeure. 485 cort si soure. D keurt si seure. 486 qui. D et. 487 nuit et jor angoisseusement. D et nuit et ior estroitement. 488 que je nen sai que devenir. D que ie ne puis aillors penser. 489 fehlt in P. 490 pour ce m'estuet a vos venir. 491 In D steht nur der Initial c, wo sich der Schreiber offenbar verschrieben hat. Es ist kein Grund eine Lücke anzunehmen, wie sich aus dem Sinne und dem Zusammenhange ergiebt. Auch P hat nichts weiter, sondern fährt nach 490 mit 492 der Dresdener Hs. fort.

492 merci. D mierci. 493 ou . suis . sens delaier. D u . sui . sans recouvrier. 494 bele. D bielle et. 495 vers. D viers. P airez. D aires. 496 que. D se. P weil. D voel. 497 m'aist . cler oeil. D m'ait . biel . oel. 498 resgars. D regars. 499 douce jouvence. D bielle samblance. 501 et vostre douce compeingnie. D plaine de douce conpaingnie. 502 vostre. D ceste. 503 cel. D cest. P pencer. D pense. 504 ja n'istrai mais. D dont n'isterai ia. 505 tant soupire. D tant souvent souspir. 506 je. D iou. 507 souvant suis. D souvent sui. 508 amistiet. D amiste. 509 helas dolens. D las, caitis. P gie. D ge [steht im Reime]. 510 dame se vous m'escondissiez. D se vos, dame, m'escondissies. 511 chose. D coze. P sachiez. D sacies. 512 amie se vostre amor n'ai. Umstellung in D. 514 et si em porrai . mourir. D et se poroie . morir. 515 tex. D teux. P porroit. D poroit. 516 de mal. D d'anui. P de mouvement. D de mautalent. 517 de courrous et de maltalent. D et de couroue tout ensement. 518 on. D hom. P sachiez. D iugies. 519 dame. D Ciertes. P se. D ce. P pechiez. D pecies. 520 mouroie. D moroie. P ainsis. D ensi. 521 suis. D sui. 522 dame. D bielle. 523 porrez toujors tous. D poes tous iors tos. 524 non. D moi. P me verrez. D ne veres. 525 que [Hs. q̄]. D qui. P escouter. D conmander. 526 et certes [Hs. c'tes]. D ciertes.

ia fehlt in P. 527 plainne. D douce. 528 que ja ne face sens mentir. D que ie puisse faire pour vous. 530 fehlt in P. 531 lairiez vos. D lairies vous. 532 vos vos pouez aidier. D vos poes bien aidier. 533 sens nul grever ne coutangier. D et dont poes avoir mestier. 534 aucuns tens. D aucun tans. 535 ce. D cou. P est il bien. D est bien. 536 doiez. D voellies. 537 a vostre ami por vos servir. Hier folgen noch zwei in D nicht stehende Zeilen:

si vos em proi merci amie
pour deu que ne m'obliez mie.

538 car. D que. P Rome. D Roume. 539 vous jur que el monde n'a homme. D je iur, k'en cest siecle n'a home. 540 qui si se mete. D qui si voelle estre. 541 a vos servir a vo talent. D a vous siervir entirement. 542 com je ferai . ce. D conme je voel . cou. 543 recevez. D retenes. 544 ou. D u. 545 et. D que. P suis . sor. D sui . sour. 546 que la vostre amor sens faucer. D ke vostre amor et sans fauser. Interpunction! 547 porrai . amans. D vaurai . amis. 549 n'aten ge solas. D ja n'atenc iou soulas. 550 de vostre amor. D de vous seule. 551 poing tenez. D puing tenes. 553 tenez. D tenes. 554 saurai le quel qu'il vos plaira. D j'arai le quel qu'il vous p. 555 dex plait. D diu plaist. 556 bele. D biele. 557 dont dex et li mondes vos hace. D coze, dont Ihesucris le hace. 558 m'aviez. D m'avies. 559 par tous drois en seriez blamee. D a droit en series blasmee [fol. 172, alte Zählung fol. 157]. 560 vos. D vous. 561 que feissiez. D que vous fesissies. P vilonnie. D tel folie. 562 bele. D biele. 563 sage et cortoise et bien parlans. D sage cortoise et entendans. 564 que. D ke. P vos iert. D vous ert. 565 que. D ke. P faciez. D facies. 566 que laissiez. D con laissier. 567 et que il n'ait en vos merci. D et en vous defalir mierci. 568 car vo biaute. D c'avoec b. 569 ansamble. D ensamble. 570 pitiez et sens et cortoisie. D pities, doucors et c. 571 orguex cruautez vilonnie. D orguix, cruautes felounie. 572 n'avient pas bien avec b. D n'avint onques avoec b. 574 por ce est drois. D por c'est bien drois. P vostre. D vos. 575 truisse an vos pitiez et mercis. D truist en vous pities et miercis. 576 grant biautez. D grans biautes. 577 qu'ele d'amors. D et que d'amours.

Mit V. 578 beginnt Abschnitt XII, eine andere Anweisung der Liebeserklärung enthaltend.

578 Es können weiterhin grösstentheils nur die Varianten von P aufgeführt werden.

P les poins . del prier. D des poins . de proyer. [In den Anmerkungen will K. despons corrigirt wissen.] 579 ci aprendre. D ici savoir. 580 et en carois la meteras. 581 a t'amor. D en amor. D liest richtig in 580 u. 581, die in P umgestellt sind. 582 [p]roier. guise. 583 vaillentise. D vaillandise. 584—587 fehlen in P. 588 cele emprier. 589 cuidera que sens fausser. 590 l'aimmes adonc si porras dire. 591—592 fehlen in P. 593 comment que se. 594 ha fehlt in P. je. 596 um pou. D un poi. P chose . sai [D pens]. 597 souvant suis a grant esmai. 598 dout . maltalant. 599 Hs. aptement. 600 et se vos . donnez. 601 vos . m'asseurez. 602 qu'au mains malgre ne m'an sarois. 603 ne que vous pis ne m'en vaurrois. 604 pouez . donner. 605 se . vous . grever [D couster]. 606 qu'a consoil . veil ci. 607 arez. D vaures. 608 n'escouteroie. 609 se dont pis valoir ne porroie. 610 et si em porrez. 611 qu'au mains porrez vos ja savoir. 612 ce que devant ne saviez mie. 613 se il vos plait . ammie. 614 sel retenez. 615 si ne vous plait sel getez puer. 616 [d]ame nen aiez duel ne ire. 617 force sachiez le me fait dire. 618 u. 619 fehlen in P. 620 que je ne sai ou trestorner. 621 a vos en vieng merci c. 623 m'atalente. 624 sens vos. 625 nel voi. 626 nule . damoisele. 627 bele. 628 ne me puet plaisir ne seoir. 629 n'est qui me gest de ce vouloir. 630 de ce desir de ce penser. 631 m'amors ne me porroit navrer. K. will sui navres für si navres lesen. 632 plus. D si. 633 si me tient angoisseusement. 634 fors. D el. 635 se je nen rai aucun c. 636 souffrez . aimme. 637 por ma dame vos taing et claimme. 638 porrez. 640 dame se je vous veil amer. 641 et si ne vous en doit peser. 643 que ja ne m'en descouvrerai. So die Hs. 645 ne dont parole puist issir. 646 nou cuidiez ja amie gente. 647 ne dites que ja m'en repente. 648 ne ja vous faille en nule guise. 649 par nule rien. D por nient seroit. 652 ains en sai mon cuer mult bon gre. 653 qu'an si haut a mis mon pence. 654—655 fehlen in P. 658 c'est mes deduis c'est mes depors. 659 et mes solas et mes confors. 656 u. 657 folgen in P nach 659. 656 ele est ma joie vraiement. 657 quant j'ai pense si hautement. 660 c'est ma joie c'est ma leesce. 661 mal ne tristece. D nulle tristrece. 662 dame quant de vous me souvient. 663 car errant quant devant me vient. 664 biautez . remem-

brance. 665 bele contenence. 666 gens . clers. 667 vo dous resgars vostre dous ris. D et vostre douc regart, vocis [So ohne Sinn in D. Körting meint in den Anmerk. p. 89: vocis sei wol eine des Reimes wegen gebildete Form für voici (wenn nicht etwa zu schreiben wäre: vo cis)]. 668 au cuer en ai si tres grant joie. 669 ne lui . nou porroie. 670 ce . peinne perdroit. 671 chastieroit. 672 nel pencez ja. 673 que je m'en parte ainsois morra. 675 geht 674 voraus in P. 675 mes cuers ne s'en repentiroit. 674 l'en. D li. 676 et qui plus le me blasmeroit. 677 et vous plus amer me feroit. 678 pouoit. 679 porroit. 680 certes plus grans estre ne p. 681 ain. D aim. 682 por nul chastoi ne efforcier. 683 ne amonter ne abaissier. 684 ma. D la. P croistre porroit. 686 vos . daingniesiez. 687 ꝯ statt por . appeler. 688 ou por vostre ammeor retenir. 689 por vos honnourer et servir. 690 ainsis. 691 que est. Mit 692 beginnt Abschnitt XIII über die dritte Art des Liebesantrags an Mädchen. 692 [s]e . veus. 693 ce . ele est et jone et bele. 694 prier la dois. 695 aussis comme. 696 bele . iez. 697 gente de cors et avenans. 698 cointe jolie et amoureuse. 699 nule . couvoiteuse. 700 tout ades miex sentir vaurroie. 702 deu . t'ain se cuit. 703 qu'ades m'ies devant. 704 fame . te vaille. 705 qu'a toi prise. 706 ne de valor ne de b. 708 soies pas desdaingneuse. 709 fiere vers moi ne orguilleuse. 711 car autrement ne porriez f. 712 chose dont vos fussiez louee. 713 ne par amors d'autrui amee. 714 [d]ois . t'aimme. 715 t'appele amie . claimme. 716 puis que de moi as non amie. 717 dont. D si. 718 iez bele. 719 sens . pucele. 720 saura ne bien ne joie. 721 s'en amant son jouvant n'enploie. K. schlägt emploies vor. 722 n'est ne joie. 723 cele. 724 biau. D gent. P ambracier. 725 bouche bien faite por baisier. 726 seuffre que te baise. 727 por fines amors je t'em pri. 728 emporte. 729 et je t'en amerai tous t. 730 ne ja n'aies. 731 que tollir te veille t'onnour. 732 m'aist. 733 ocirre. D escorcier. 734 ne doutez pas tres d. a. 735 je ne le te querroie mie. 736 fors. D mais. P m'ammez. 737 bel . moustrez. 738 or vos souffrez. 739 et a la foye baisier. 740 car ja de ce pis ne vaurrez. 741 reproche . auerez. 742 einsis puez dire ton talent. 743 a pucelete voirement. 745 et a la fois au doit mener. D et a la folie mener. Hier beginnt Abschnitt XIV, die Gegenrede einer ihrem Gemahle treuen Dame und die Entgegnung des Ritters enthaltend. 746 Initial fehlt in P. dou. D de.

748 responces. t'enseingnerai. 749 ce que j'en sai et je pourrai. 750 responderont. D te respondront. 751 einsis com lor cuers divers ont. 752 se proies dame qui ait marit. [Hs. q̄ it marit.] 753 tost te respondera ainsinc. 754 [c]ertes biax sire marit ai. 755 et por ce autrui n'ammerai. 756 veil ne n'ai use. 757 et si seroit encontre de. 758 [d]ons dois respondre belement. 759 tant pouez vous plus seurement. 760 et mult plus volentiers amer. 761 covrir. 762 car. D que. 763 sor . geteriez. 764 [p]ar aventure sens ire. 765 dira taissiez vos ca messire. 766 m'aimme mult et fait grant honnor. 767 si feroie mult grant foulor. Hier folgen in P noch 2 Zeilen:

et laidement m'espranderoie
se de lez autre ami avoie.

768 et tant me siet quanques il fait. 769 que je ne veil faire autre plait. 770 Initial fehlt. 771 'essaiez. D aprendes. 772—773 fehlen in P. 775 clers. D hom. 776 se il vous deporte. 777 vos . honnor. 778 fix. D fiex. 781 me merveil. 782 volez. 783 m'aist. 784 dame. D espoir. P il ne vos. 785 aillors tous ses solas.

Mit V. 786 beginnt in D Abschnitt XV, den Einwand der Dame, welche von den Leuten getadelt zu werden fürchtet, und den Einwurf des Liebhabers enthaltend. 786 In P fehlt wieder der Initial. 787 vourroie. 788 d'autrui nommee. D d'oume blasmee. 789 car j'en seroie trop blamee. 790 biaus dous sire. 792 et c'est malvais et mesdisans. D et s'est mais trop de mesdisans. 793 mal parliers et aparcevans. D de mesparliers, de males gans. 794 a peinnes se puet. 795 ce . laissier. 796 [h]a . creez ja mie. 797 despuplie. D pulye. Körting will publie lesen. 799 eu. D eut. 800 qu'ains ne fu lor amors seue. D c'ainc n'en fu l'uevre conneue. 801 ne parole contee en rue. D ne parolle dite aval rue. 802 nus. D s'on. 803 mais le fait puet on bien celer. D le savoir puet on bien enbler. 804 pour daviner ne por c. 805 ja amors laissier. 807 laissiez a daviner. 808 fox. 809 por ce que la gent adavinent. 810 le jangler. D lor gengler. 811 mais le fait puet on bien covrir. 812 se vous povez le fait c. 813 ne vos chaille de lor jangler. — Mit V. 814 beginnt in D Abschnitt XVI, in welchem die Dame dem Liebhaber die Untreue der Männer entgegenhält. 814 Initial fehlt in P. 815 venteors. D gengleors. 816 traitors . losangiers. 817 prieurs . renoiers. 818 an. D de. P fier. D gaitier. 819 tuit . angignier. D cuncyer. 820 guiller. D ghiller. 821 ce . ne quier je ja amer. 822 iestes . jangleor.

823 homme . et si manteor. 824 que tantost c'on lor. 825 tantost aillors le conteront. 826 si n'ai mais soing de tel mestier. 827 est ce trop grans pechiez. 828 ce . ne m'entremetroie. D cou . ne m'en melleroie. 829 chose ou m'arme. 830 et se je de vos bons faisoie. 831 mult bien avant savoir vourroie. 833 sachiez bien. 834 m'ame et mon cors ne perderoie. 835 por riens que je ancores voie. 836 Initial fehlt. tex paroles orras. 837 joie a ton cuer oir porras. 838 celes . ainsis. 839 mult bien lor corages. 840 qu'a. 841 il n'y a fors que l'enchaucier. 842 et dou respondre. 843 a cesti diras belement. 844 ma. D ha. -- doutez. 845 ja certes ce ne m'avenra. 846 truissiez. 847 vos m'essaiez. 848 ainsis . vos vaurrez. 849 et quant vos esprouve m'aurez. 850 si me retenez a ammi. 851 jel vous pri. 852 sachiez . sens faucer. 853 que . convient [Hs. cōuient]. D estuet [fol. 159, ältere Zählung 174]. 854 que je ja vous face ne die. 855 chose qui tort a vilonnie. D cose qui cort a vilonnie. 856 ne a blasme ne a reprovier. 857 je me lairoie aincois noier. D ne a nul vilain reprocier. 858 certes de ceuz ne suis je mie. 859 qui se ventent c'est grans folie. 860 ont. D on. K. conjicirt richtig. — volentez. 861 d'enfer. D d'imfier. — embrasez. 862 ains . venta. 863 ne de li. 864 car por un fol sont mescreant. D que maint loial jont perdu. 865 cent loial et par lui perdut. D et por un faus sunt mescreu. 866 lor tens, lor sens et lor avoir. 867 a. D par. — je bien savoir. 868 que por les faus me mescreez. 869 dame por deu ja ne pencez. 870 que je faus ne venterres soie. 871 sachier. 872 que je ja . ventasse. 873 ne envers vos d'amors guillasse. 874 et sis pechiez. 875 dit . penitans. D resoignans. 876 tenez. 877 que tout le pechiet praing sor moi. 878 volez . jouiax. D juiaus. 879 robes ne deniers ne anniax. 880 averez volentiers [Hs. auerez]. 881 suis li vos hom entiers. 882 et se que j'ai certainnement. 883 commendement. 884—885 fehlen in P. 886 Initial fehlt. suis. Mit 886 beginnt Abschnitt XVII, der die Antwort der über die Liebeserklärung unwilligen Dame und die Gegenrede des Liebhabers enthält. [Die falsche Interpunction kann hier nicht berücksichtigt werden.] 887 qui m'aportez tele. 888 deceue. D deveue. K. corrigirt in den Noten richtig. Aber qui ist richtig. 889 chose aie maintenue. 890 de ce dire n'est pas valors. 891 fuiez de cialez aillors. 892—893 fehlen in P. 894 vourroie estre . feu [D fu]. 896 grant honte faire. 897 plus. D mais.

— an. 897 geht 896 voran in P. 898 fi en mal'eur com grant despit. 899 aior de ce que m'avez dit. 900 tenez. 901 je nou vaudroie . cote. 902 veniez vos or pour ce saiens. 903 certes j'ammeroie miex c'uns chiens. 904 mangiez trestous. 905 mult fustes voir hardis. 906 vous vint. 907 qui me requesistes. 908 folgt nach 909 in P. 908 ses chans. 909 se deussiez estre querans. 910 Initial fehlt. ceste . humblement. 911 et bel et affaitiement. 912 ha bele douce chiere amie. 913 deu . effraez. 914 vaing . d'amors. 915 m'aist . valors. 916 biautez. 917 tous ambrasez. D si alumes. 918 bele . avenans. 919 simple et. D et bien. 920 s'em porroit. 921 connoistroit. 922 fas . ne vos proiast. 923 jamais. D ja voir. — P ne vos amast. 924 vos . veist. 925 n'a vos amer ne se quesist. 926 comtesses. D ducesses. 927 duchesses. D contesses. 928 beles. D autres : proion. 929 comment tenir s'em porroit on. 930 lor grandes biautez. 931 volentez. 932 œil sont . ambler. 933 plaisant riant a l'assambler. 934 vi . merci ne truis. 935 voir fehlt in P. 936 savez. 937 aimment par ci et par aillors. 938 vous vaing. 939 dame ne vos doit anuier. 940 car force d'amors le fait faire. 941 qui . lait. 942 por dieu aiez de moi merci. 943 ou je morrai sachiez de fi. Hier beginnt in D Abschnitt XVIII über die Rede und den Rath einer andern klugen Dame nebst Bemerkungen des Dichters. 944 Initial fehlt. 945 belement. 946 un fehlt in P. consoil. 947 certes vos. 948 a moi. D de ce . parlissiez. 949 de ce que vos tens perderiez. 952 et. D si. P consoil . qu'an. 953 alez porchacier. 954 ne weil pas que vos entendez. 955 a moi n'en ce ne vos grevez. 956 Init. fehlt. [l]a. D li. P ainsis t'escondira. 957 ce . t'esmaier. 958 aimme. 959 la. D li. — hons. 960 lu. D le. — quant ele si prant. 961 et sages hom [Hs. hō]. 962 se met plus tost a bonne amor. 963 quant treuve dame de valor. 965 li grans biens et la vaillantise. 966 que il treuvent les fait amer. 967 veillent ou non tout sens faucer. 968 mais li fol ne garderont ja. 969 ou. 970—971 fehlen in P. 972 ce . acoillir. 973 sote ne sot mais aus fuir. 974—979 fehlen in P. 980 car. D et. 981 a. D en. P honnor de monteplie. 982 assise . hautesce. 983 en sens en bien et en largesce. 984 ades . honnor. 985 bien. D sens. valor. D baudor. Hier fängt Abschnitt XIX an mit der Rede einer Bedenken tragenden Dame, welche zu gewinnen der Dichter dem Liebhaber Rathschläge ertheilt. 986 Init. fehlt. alez biller. D biaus sire

ciers. 987 rien. D nient. P de tel mestier. 988 biax dous sire laissiez m'en pàis. 989 de ce ne me parlez jamais. 990 car. D que. — se. D ce. 991 et si criem [Hs. criē] trop le siecle et honte. 992 vos honnie m'aviez. 993 quel preu quel bien y averiez. 994 ce vos proi. 995 ne me requerez vilonnie. 996 se poise moi quant vos connuis. 997 car je ne sai mais ou je suis. 998 jor . ou. 999 me samble ades que je vos voie. 1000 icele qui respont ainsis. 1001 ele est vaincue jel te dis. 1002 l'ambracier. 1003 et d'acoler et de baisier. 1004 cele est vaincue sens mentir. 1005 em . plaisir. D valoir. 1006 aprochier la dois belement. D aprevissier tout doucement. 1007 et ambracier mult doucement. 1008 l'aras . ambraciee. 1009 souvant et mult de fois baisiee [fol. 160, alt 175]. 1010 plus de toi. 1011 et plus tost a toi acordee. 1012 au premier se deffendera. 1013 ce . geu fait n'aura. 1014—1015 fehlen in P. 1016 ne onques a li ne jouas. D c'onques mais a li ne i vas. 1017 ce. 1018 belement . sens. 1019 bele n'aiez. 1021 m'aist . ne vos ferai. 1022 chose qui vos grieve. 1023 ains ge de tout mon cuer. 1024 et cil qui est vos dous amis. 1025 et se vostre cuer avez mis. 1026 anuier. 1027 de vos acoler ne baisier. 1028 [a]insis a li t'acointeras. 1029 et a li t'apriviseras. 1030 l'aras. 1031 dou sorplus me veil or taisir. 1032 suis . matiere. 1033 repairier me convient. et fehlt in P. 1035 quant dou geu dou lit parlerai. D quant des secres vous p. Hier folgt in D Abschnitt XX mit dem Rath, Ausdauer bei Liebeswerbungen zu behalten. 1036 --1041 fehlen in P. 1043 porsiu. D maintieng. 1044 les hardis souvant aie. 1045 dout. 1046 au chief de fois je le te di. 1047 c'om i conquiert tost. 1048 se. D ce. 1050 qui le fait par droit de mesure. 1051 et si fait on en aventure. 1053 amor. D honor. — souvant se dist on. Zwischen der ersten und zweiten Spalte unterhalb ist in P ein Elephant mit einem Thurm auf dem Rücken gemalt. 1054 por ce ne doit on resoingnier. K. vermuthet falsch dois st. doit on. 1055 ne honte . approchier. D deproier. 1056 car quant tu l'averas proie. 1057 mult. D bien. 1058 lors commancera . pencer. 1059 ses paroles a escouter. 1060 et qui plus a toi p. 1061 et plus de toi li souvenra [Hs. souuēra]. 1062 pancers . la remambrance. 1063 to chose te haste et avance. D le feroit entrer en esrance, wo K. feront lesen will. 1065 tous dis l'acointe et la semon. D tous iors le koite et le semon. Hier folgen in P noch 2 Zeilen:

s'aler y pues tu dois aler
la ou tu la puisses trover.

1066 espoir honteuse se fera. 1067 ou . te. D t'en. 1068 et ne vourra a toi parler. 1069 par aventure n'esgarder. 1070 si te fera tost grant dongier. 1071 ou d'esgarder ou d'araisnier. 1072 - 1073 fehlen in P. 1074 mais bel li iert . proiere. 1075 face. D moustrie. 1076 et ades en iert en effrois. 1077 pour ce esmaier ne te dois. In der Dresdener Hs. fehlt V. 1077 ganz. P hat die richtige Stellung. 1078 Initial fehlt. porra. 1079 sens. 1080 une autre se vandra remuer. D la, u te vaurra eskiver. 1081 et tes paroles eschuer [für eschiver]. D et se parolle ensi veer. 1082 cele a pense ne tant ne quant. 1083 savoir le pues a son samblant. 1084 cele t'esgarde. 1085 saches qu'ele. 1086 va. D en. — grief. 1087 et parole a li de rechief. 1088 et se ne pues a li parler. 1089 ou te. D tu e [also D verschrieben für u te]. 1090 ou . loing . ou. 1091 de l'ueil dou chief l'aclingne ades. 1092 encore. D encoe verdruckt. 1093 nes. D nel. 1094 aussi . em priant merci. 1095 et que morir doies por li. 1096 plorer. 1097 et de mult parfont sonpirer. 1098 tex choses mult . la. 1099 amolir mult et torneront. 1100 a ce qu'ele . merci. 1101 encor te lo. 1103 des chanconnetes et des dis. 1104 yce la puet bien esmouvoir. 1105 cele te veut oir et voir. 1106 espoir tost te remandera. 1107 aucune chose et rescrivera. 1108—1111 fehlen in P. 1111 c'ele rescrit mult bon sera. 1112 ou mal ou bien te mandera. 1113 celonc ce. 1114 se sez qu'elle weille jouiaus. 1118 por qu'ele veut dou. 1119 te pues attendre. 1120 ele. D k'elle. — desservir. 1121 se de guiller ne veut servir. 1122 bis 1129 fehlen in P. 1130 promet assez et richement. 1131 car le prometre te comment. 1132 et. D que. — fox . prometre. 1133 lait la besoingne avant metre. 1134—1135 fehlen in P. 1136 [p]or povres amans enseingnier. 1137 racueil mon livre et mon rainnier [Hs. rainier]. 1138—1141 fehlen in P. 1142 sagement te dois maintenir. 1143 a point parler a point taisir. D a point aler et revenir. 1144 car qui sa dame fait irier. 1145 et n'a doint la puisse apaissier. 1146 en dangier estre l'en convient [Hs. ꝯuient]. 1147 se sagement ne ce maintient. 1148 se il. D cil ki. — assez donner. 1149 n'a cure de lui si garder. 1150 qui le grant don porte a son plait. 1151 mult plus tost sa besoing ne fait. 1152 lieu puet ou proier. 1153 ou on n'aimme. 1154 avenans. D entendans. 1155

ne sera ja a ce beans. 1156 ains.a s'amor tost otroie. 1157 la ou voit sens et cortoisie. 1158 dame qui puet et assez vaut. 1159 nule. 1160 doit esgarder . cuit. 1161 la ou puist. 1162 bien souef et celeement. 1163 a son voloir cortoisement. 1164 riche povre soit bas ou haut. 1165 doit on querre. 1166 car li riches honor ne porte. 1167 mais li povres hom se deporte. Hier folgen in P noch 2 Zeilen:

en amor faire et cortoisie
et en servir en gre s'amie.

1169 souvant. 1168 et en li faire tout son bon. In P geht 1169 V. 1168 voran. 1170 a t'amie fai son desir. 1171 se tu. 1172 a t'amie fait tout son gre. 1173 se l'auras. Nach V. 1173 folgt in D Abschnitt XXI mit dem Rath, dass, wenn die Dame verlangt, der Liebhaber ihr Geschenke nicht verweigern darf; sie zur höchsten Gunst zu bewegen, darf er durch ihre Sprödigkeit sich nicht zurückhalten lassen. 1174 c'ele . et tu li donnes. 1175 se resoingne [fol. 161, alt 176]. 1176 estre. 1177 sens . donner. 1178 ele . a. D ait. 1179 et s'en auras double loier. 1180 si que double gre t'en saura. 1181 et ainsis miex. 1182 si qu'elle iert a ta volente. 1183 et c'ele t'i voit point aver. D et s'elle i trueve escarsete. 1184 cuidera estre. 1185 et que de foy ne l'aimmes mie. 1186 si charra. 1187 qui forment te porra grever. 1189 ce . lo. 1190 que par mon consoil n'est ce mie. 1191 que tu li faces vilenie. 1192 Init. fehlt. qu'a. 1193 et de trestout si habandonne. 1194 sens demender sens prandre rien. 1195 servir la doit et amer bien. 1196 se il . la truisses. 1197 gardes . l'angoisses. 1198 si que tu la puisses baisier. 1199 sorplus . auras. 1200 te. D en. — assentir. 1201 troveras sens. 1202 gre. l'otroiera. 1203 ou ele s'en desfendera. 1204—1205 fehlen in P. 1206* et la honteuse mult fera. 1207 mult ammera. 1208 sont. 1209 ce. 1210 cele seule sor soi s'embat. 1211 ele est outree sens debat. 1212 y. 1213 ta. D sa. 1214 car. D que. — vouldra. 1215 force. D n'aime. 1216 deffendroit. 1217 qui contre son gre li feroit. 1218 la. 1219 attendre. 1222 celle . ne se va deffendant. 1223 Init. fehlt. [s]e tu apercois tant ne quant. 1220—1221 folgen in P nach V. 1223. 1221 qui soufrir weille ton talent. 1223 ne delai n'i met tant ne quant. 1225 que plaist et agree. 1226 et cele nou veut consentir. 1227 y. 1228 que. D c'a. 1229 que sens force soit eschapee. 1230 car. D et. P d'iluec . eschaper. 1231 sens . sens li bouter. 1233 ce estre ne n'i venra. 1234 ou la . efforcier.

1235 ains t'en fera mult de dongier. 1237 et por ce efforcier la dois. 1238 et puis . est outree. 1239 te. D t'en. — abandonnee. 1240 d'iluec . sens dongier. 1241 porras a li esbanoier. 1242 Init. fehlt. pas. D mie. — P adont. D adies. 1243 tu vois. D veras. — que il en est leus. 1244 cour. D keurt. — enragiez. 1245 qui ne le taingne a mauvaistiez. 1246 car quant eschaper la laisson. 1247 si la. D tost les. 1248 ou . ele en est. 1249 ele . correcie. 1250 apres ce t'en. 1251 et a la gent escharnissant. 1252 por. 1253 qu'en apres nen. 1255 pour ce. 1256 ne l'en feras. 1257 mais ades joie demenant. 1258 baise. D baisse. 1259 que [D car] . est plus grans deli. 1260 apres . la r. 1261 tant que tu le bon. Hier ist in D Abschnitt XXII über die Weisung, wie die Geliebte nach gewaltsam errungener Gunst zu beruhigen ist. 1262 [d]ex se j'estoie . tel. 1263 qu'a ma dame me fusse joins. 1264 et je . la. 1265 com joians et liez en seroie. 1266 les larmes ou je les verroie. 1267 de ma languor atenderoie. 1269 nostres. 1270 et mult. 1271 bele . et coie. 1272 dieu . pri . plorez. 1273 vous. 1274 vos voudrez. 1275 suis . asseurez. P fährt hier abweichend fort mit 1280 plus qu'avant sachiez por verte. 1281 et je vous tenrai loiaute. Hier folgen in P 1276 or n'ai ge mais de vos paour. 1278 or est affermee l'amour. 1282 car a . m'avez. 1283 suis . vostre. 1284 vos. 1285 tenez . tant com vivrai. 1286 ainsis . la. 1287 t'amie quant plorer la vois. 1288 et de rechief la puez baisier. 1289 bien. D tres. — ambracier. Hier schliesst sich in D Abschnitt XXIII über Bewahrung der Liebe an. 1290 Init. fehlt. enseingniet. 1292 affaire. 1293 veil. 1294 sauras. 1295 et comment joie en averas. 1296—1297 fehlen in P. 1298 grans sens grans valors y afiert. 1299 de bien garder ce qu'an conquiert. 1300 je te desfen que cure. 1301 d'amors retenir par charaies. 1302 Init. fehlt. amors. 1303 tex. 1305 amors ne. 1306 car biautez petit te vaurroit. 1307 se autre bien en toi n'avoit. 1308 cortois. 1309 vaurras . an tous androis. 1310—1313 über Ulysses fehlen in P. 1314 biautez va mult. 1315 dure. D remaint. — jusqu'a. 1316 biax . a. D viers. 1317 en toi soit sens et courtoisie. 1318 vers . chose. 1319 chose. 1320 et de raconte la nouvele. 1321 quant tu vois que t'amie est bele. 1322 quant viens la ne fai pas l'irier. 1324 le sorparlier ne l'anvieus. 1325 ne le trop mu ne le honteus. 1326 liez . envoisiez. 1327 iriez. 1328 n'en devroies faire samblant. 1329 avoir. D faire [f. 162, alt 177].

1330 et amie. D t'amie. 1331 se li dois f. chiere. 1332 a li ne choses ne combates. 1333 la bates. 1334 vos . mie . ansamble. 1335 se. D ce. 1336 por ce t'en porras departir. 1338—1343 fehlen in P. 1344 aussis m'est il ja avenut. Der Init. fehlt. 1345 ferut. 1346 et. D u. 1347 ou par les tresces. 1348 ou . la chosai. D l'acolai. 1349 a escient. 1350 ou petit me meffaisoit. 1351 fors qu'espoir en tel leu. 1352 ou demouroit. 1353 a desmesure. D et par droiture. 1354 car mal m'y. 1355 mais j'en faisoie lait samblant. 1356—1357 fehlen in P. 1358 si la. D et le. — P la. 1359 maltalent. 1360 par le culbeu mal y alastes. D a la rue por coi alastes. 1361 et a celui mar y parlastes. Hier folgen in P noch 4 Zeilen:

dont commencera a plorer,
a fremir et a garmenter
et dira par mult tres grant ire,
se ne deussiez vos pas dire.

1362 feme qui ci se tient em pais. 1363 d'onques nus hom nen parla mais. 1364 dont t'i pues et croire et fier. 1365 la . verras . crier [D plorer]. 1366 ce . l'auras. 1367 ou. 1368 et ele te demaudira. 1369 et la forcenee fera. 1370 qu'ele . mengeroit. 1371 celle povoit. 1372 Init. fehlt. quant. D et. — l'orras ainsis plorer. 1373 crier detordre et dementer. 1374 ne te par ainsis de li mie. 1375 delez. D dales. 1376 et soupire fort et fai le dolent. 1377 et maudit toi mult durement. 1378 tout devant li si qu'ele l'oie. K. wünscht croie. 1379 certes . qu'ele le croie. D et k'elle t'oie. 1380 ore . avenut. 1381 com ai ore mon sens perdut. 1382 ge . grant dyablie. 1383 et grant outrage et grant f. 1384 cheitis . malleures. 1385 com je suis de fort eure nes. 1386 c'est dammages quant je. 1387 m'en. 1388 mult. D tres. — desservi. 1389 ce jour hui ajorner mar vi. 1390 por le cuer beu [D cuer diu] por qu'ai ferue. K. will gelesen wissen: por c'oi ferue, Mon cuer, m'amie ne batue. 1391 ma douce amie ne batue. 1392 celui qu'aim plus . C . tens que moi. 1393 quoi. 1394 m'en. D me. 1395 laissiez. 1396 ge . laisse veoir [D moustre le moi]. 1397 je morrai de duel . se. D ie. 1398 me. D te. 1399 Init. fehlt. la dois. D le va. 1400 quant tu la verras miex plorer. 1401 et doulouser et garmenter. D plaindre forment et dolouser. 1402 l'estrain. 1403 la bouche li baise et la face. 1404 ou veille ou non l'embrace et baise. 1405 oublier li fai la mesaise. 1406 bele. 1407 m'aist . iriez. Nach 1408 ist in D

eine Lücke. K. zählt den fehlenden Vers nicht. 1409ª lautet in P: je croi ce m'a fait jalousie. Diese Zeile fehlt in D. D hat 1408 je ne sai par quel dyablie. 1409ᵇ — 1418 lauten in P:

> car tant vos ain que ne vos croi
> la ou vos sens et tien et voi.
> tant la va ainsis rapsiant
> son vis et sa bouche baisant,
> que tu en face ton plaisir
> s'une fois pues a li gesir.

In P fehlt 1415, indem dort baissant ohne Reim steht. 1419 pardonnez. D oublies. 1420 meffais oubliez. 1421 la. D le 1422 s'apres les chevox te detire. 1423 et cele. 1424 seuffre . ce. D que. — y afiert. 1425 ainsis acroire. D en tel maniere. 1426 que tu jalous de li seras. 1427 si croira. 1428 l'aimmes sens tricherie. 1429 [u]ne dame. 1430 donnai ge nel tenez a truffe. 1431 mult em plora. 1432 a occirre me commanda. K vermuthete me. 1433 consoil priveement. 1435 est [D ot]. tout [D tost] . changie. 1436 son. D le. 1437 suis . ele. 1438 que il m'aimme a desmesure. 1439 einsis ne me touchast. 1440 se de moi mult ne se fiast. 1441 m'ammast. 1442 n'eust de moi. 1443 or le voi je et sai de fit. 1444 qu'ainsi piour samblant ne me fist. 1445—1446 fehlen in P. 1447 encor fis ge apres l'irous. 1448 mult bien corrous. 1449 et dongier fis d'a li parler. 1450 et par samblant bien li moustre. 1451 que je de li cure n'avoie. 1452 si me doint dex honnor et joie. 1453 et s'en avoie grant. 1455—1464 fehlen in P. 1465 or jugiez se je y m'espris. 1466 einsis m'avint et ainsis fis. 1467 ist ein Absatz einer Zeile und Raum zum Initial freigelassen. 1467 [s]e ta dame . orguillouse. 1468 et trop parliere et trop voiseuse. D noiseuse. 1469 seuffre li. 1470 en. D a. 1471 a ton voisin et a t'amie. 1472 garde sa pais par cortoisie. 1473 pou est de gens ou il n'ait ire. 1474 ce. 1475 n'estriver. 1476 t'em. 1477 veulent . honnourer. 1478 cherir servir prisier douter. 1479 ele joue. 1480 a esciant fai je t'em proi. 1481 adont joue plenierement. 1482 si qu'ele bonnement. 1483 et cele . me. 1484 erramment . sens essoingne y va. 1485—1488 lauten in P kürzer:

> en quel leu qu'ele en ait mestier,
> a ton povoir li dois aidier.

1489 ne n'an soies ja pericous. 1490 trestous. D tous iors. 1491 bis 1492 fehlen in P. 1493 peresce. 1494 ains veut avoir mainte

destresce. 1495 et fehlt P. 1496 [fol. 163, alt 172] et souvant en grant aventure. 1497 maint grant peril et maint labor. 1498 souvant seufre . jor. 1499 mais trestout ce doucor me sambloit. 1500 apres. 1501 ou. 1502 dont en r. menoit joie. 1503 la ou ses cuers estoit dolens. 1504 de ma honte et de mes tormens. 1505—1506 fehlen in P. 1507 apres bien. 1508 or t'en souveingne je t'empri. 1509—1520 fehlen in P. 1521 [c]om ele chante ou ele plore. 1522 dex ja . secore. 1523 trop vos. 1524 samble. 1525 chose . vos. 1526 plaisemment. D naitement. — affaitiez. 1527 la. 1529 [e]t se vois son pis et ses mameles. 1530 di que mult sunt plaisans et beles. 1531—1532 fehlen in P. 1533 ou ait tant. 1534 t'aist. 1535 voit apercevant. 1536 ce . la. 1537 les. D le. — apercevoit. 1538 li deduis mult mains en vaurroit. 1539 et avec toi se m'est avis. 1540 se deduiroit plus a envis. 1541 cele croit que tu voir li dies. 1542 ele en sera plus envoisie. 1544 averas tu ton solas. 1545 plus que tu ne le penseroies. 1546 si que tu la voies. 1547 et qu'ades . paroles. 1549 et fait souvant . dongier. 1550 la ou tu en as grant desirrier. 1551 dont la feras tu eschaufer. 1552 se un pou te fais desirrer. 1553 esprandre. 1554 mais tu ne dois pas trop atendre. 1555 car. D que — longue demouree. 1556 feroit tost autre destinee. 1557 mais on se doit arriere traire. 1558 au chief de fois por le miex plaire. 1559—1560 fehlen in P. 1561 et quant . trop demora. 1562 trop Helene Paris ama. Hier nach V. 1562 setzt K. für 1563—1564, weil in D fehlend, Puncte in den Text; aber in P ist kein Zeichen einer Lücke. 1565 [Qu]ant feme cuide estre acoupie. 1566 por li vengier est tost changie. 1567—1568 fehlen in P. 1569 maltalent de couperie. 1570 faist on tost grande dyablie. 1571 neporquant . veil moustrer. 1572 qu'acune fois la dois douter. 1573 com autre ne veille acointier. 1574 et por autrui t'amor laissier. 1577—1578 fehlen in P. 1579 saches qu'ainsi sonvant. 1580 et si m'en a on fait grant plait. 1581 liez . m'en. 1582 le. D mon. 1583 batus ai este et pelez. 1584 ribaus fis a putain clamez. 1585 souffroie. 1586 quant bien estoit . si [D li] . disoie. 1587 forcene. 1588 or as un pou bordes trovees. 1589 a fehlt in P. 1590 songie . est ce. D ceste. 1591 vos . mescreez. 1592* doingne. 1593 vers . m'esprandre me face 1594 dont vostre cuers nul jor me hace. 1595 bis 1596 fehlen in P. 1597 tenez . jel. 1598 baise . dou vis. 1599 rapaie. 1600 sera [D l'auras] . correcie. 1601 [o]r enten bien

et sagement. 1602 n'aler ja t'amie espient. 1603 je le te di . tout a droiture. So hat der Vers die richtige Silbenzahl. 1604 male. 1605 veut . aimme. 1606 souvant . cheitis. D dolant. — claimme. 1607 se tu veus ta h. 1608 puez. 1609 don. 1610 qu'ele aint . nule. 1610 geht 1609 voraus in P. 1611 ains croi. D que toi . qu'ele morroit. D ancois m. 1612 je cuit s'uns autres li faisoit. 1613 oroilles. 1614 on . la . mescroiras. 1615 vermuthet K. richtig eschiver. 1615 eschuer. 1616 bien. D duel. 1617 s'aucun o li trouver cuidoies. 1618 ja aler la tu ne d. 1619 pou. 1620 fusses. D estre. 1621 car. D que. — auroies . wictance. D viutance. 1622 prandoies . vengence. 1623 s'em. 1624 sens . honnir . dammagier. 1625 miex vaut tu le saches tous seus. 1626 qu'autre le sache c'est tes p. 1628 lo ge sor. 1629 samblant . nel. D n'en. — saches. 1630 chose . chiere. 1631 ele . aura. 1635 et plus pres se vorra gaitier. 1636 tormenter. 1637 lo. Init. fehlt. 1638 ou pale ou noire. 1639 ou . a ou . bouche. 1640 mesestant . reprouche. In P folgen hier noch 2 Zeilen:

encor soit ele de toi pire
garde pour ce ne la despire.

1641 sa grasse char pas ne li donte. 1642 a terre nen charroit la honte. Dieser Vers ist von späterer Hand unterstrichen und lautet in D a tiere ne giront ti koute. 1644 est a main et plus acceptable. 1645 cele est longue et a grant eschine. 1646 cele resamble une roine [D chuine]. K. wünscht nach resamble ein a einzusetzen; aber P hat richtig roïne. 1647 cele est com vache grasse et grosse. 1648 c'est uns foans qui n'a nule osse. D c'est uns touniaus, elle n'a osse. 1649 com ele est. D claime le. 1650 blanche. D palle . com ele est. D, claime le. — blanchete. 1651 ainsis dois tu ades torner. 1652 les vices c'om y puet trover. 1653 et ele. D et s'elle. — et envoisie. D u soursalie. 1654 ceste est et mignote. 1655 et cele est . tien la sage. 1656 tout. D bien. 1657 tous les lais qu'an li troveras. 1658 en lit ou primes les verras. 1659 apren les a acoustumer. 1660 ou on ne t'en porra grever. 1661 qui veut les cuirs taner veoir. 1662 sa grant puour. sent fehlt in P. 1663 a premerains quant il y vient. 1664 selonc y est. 1665 Dieser Vers steht auf fol. 163[b] zuletzt und nochmals fol. 164[a] . longue. 1667 t'amie seuffre volentiers. 1668 se le gris te samble a premiers. 1669 Hier beginnt Abschnitt XXIV über das Benehmen des Liebhabers bei Er-

langung der höchsten Gunst. Init. fehlt. parlet . c'or suis [D que sui]. 1670 ou . son. D le. 1671 et fehlt in P. honteus. D tex. 1672 geus. 1673 qui tant est desirrez affaire. 1674 dou sorplus me vorrai or taire. 1676 ou . sens. 1677 me. D m'en. 1678 ma main metre . la. 1679 veut . covrir. 1680 pou. 1681 cele . et bele et blanche. 1682 hanche. 1683 que nel veisse a descouvert. 1684 et sor le cou tout en apert. 1685 suis combatus. 1686 porveoir tant qu'ere batus. 1687 donnet. 1688 lecheour . clammet. 1689 Initial fehlt. veil ge. 1690 ne fehlt in P. dois bien h. 1691 leu. 1692 seuffre que face son p. 1693 t'amie et trestout son talent. 1694 acorder t'i dois bonnement. 1695 faciez . ansamble. 1696 ainsis vos plaira se me s. 1697 mais se tu as pou de s. 1698 de demourer as paour. 1699 tu. D te. t'en. D te. 1700 ce. 1701 Hier beginnt Abschnitt XXV über die Weisung, für den Liebhaber gut gekleidet und wohl geschmückt zu gehen. Init. fehlt. 1702 pour . t'enseingneroie. 1703 fors que je te vaurrai m. 1704 atorner. 1705 et s'avent parle. 1706 matiere coupee. 1707 bel apparilliez. 1708 si bel vestuz si bel chauciez. 1709 povoir si plaisemment. 1710 que plaire doies a. 1711 reoingnier. D roengnier. 1712 de b. souvant. 1713 ades nes. D bien nais tos. 1714 se tu tiens m. 1715 et tout ades . courtois. 1716 biax . car ce est drois. D en tous androis. 1717 Init. fehlt. weil. 1718 vaurrai. Hier beginnt Abschnitt XXVI, in dem der Dichter den Damen lehrt, treulose Liebhaber zu fliehen, und die Zeit der Liebe nicht verstreichen zu lassen. 1719 vorrai . enseingnier. In P steht keine Bemerkung am Rande. 1720 comment nes pourra engingnier. 1721 guiller. 1722 ce . weil . endoctriner. 1723 qu'eles . sachent . deffendre. 1724 c'om nes puist trair ne souprendre. 1725 vorroie . qu'eles. 1726 qui. 1728 venteors. D menteors. 1729 honni. 1730 losangier. D menteor. autresi. D escarni. 1731 et. D ha. cognoissoit. D le savoit. 1732 qui l'aimme de c. et savoit. 1733 li moustreroit. D m'otroieroit. 1734 et si harroit l. 1735 qui . painne. 1736 et la bee dou tout honnir. 1737 je ne. D iou s'i. — sa honnor non. 1738 sens faire nule m. 1739 Init. fehlt. ce . qu'est . losangiers. 1740 hommes. D dames. 1741 qu'eles. 1742 loiaus amans. 1743 d'ommes guilleors. 1744 mult par ma foi. D trop endroit moi. 1745 Init. fehlt. [p]ou . dames . guiller. 1746 ains veulent loiaument donner. 1747 amors . sens. 1748 qu'ades se d. 1749 eles. 1750 fox . qui. 1751 cele . il y a r. 1752 l'amor . hon.

1754 quant vilains a dame engroissie. 1755 d'un. D par un. — traitor. 1756 ou d'un ort vilain mescreant. 1757 qui si se veut errant venter. 1758 por pou. 1759 dou . qu'en. 1760 que un en cognui. Hier folgen in P noch 2 Zeilen:

dont au cuer ai si grant anuit
que j'en soupir et jour et nuit.

1761 et si en ai si g. dolor. 1762 qui me fait teindre la color. 1763 bis 1766 fehlen in P. 1767 si qu'il n'et dolors ne angoisse. 1768 ceste. 1769 Init. fehlt. [p]our ce lo dames a g. 1770 qui lor amors weulent laissier. 1771 au mains si qu'ele s. 1772 si nen iert ja nule blasmee. 1773 Init. fehlt. [s]elavenoit que dame amast. 1774 en tel leu ses amors donnast. 1775 et je ne bee sa honnor non. 1776 sens faire nule mesprison. 1777 [p]or ce qu'est tant de losangiers = wie oben. 1739—1774 mit den angeführten Lesarten kehren hier in P nochmals wieder. — 1775 qu'il fust c. et bien v. 1776 si n'iert pas li blasmes si grans. 1777 car li h. ne puet a. 1778 ne la dame t. enhaucier. 1779 Init. fehlt. esgarder. 1780 qui est . la proie. 1781 guise. 1782 y . barat. D ghille. 1785 l'aimme. 1786 il. D s'il. — vers. 1783—1784 fehlen in P. 1787—1792 fehlen in P. 1793 ains se metra sens repentir. 1794 a son povoir a li servir. 1795 bien se doit d. a son amant. 1796 son talent. D biel samblant. 1797 ainsis d'amors joir. 1798 a celui qui bien l'amera. 1799 Init. fehlt. tens . et soi di. D mettre et. 1801—1802 fehlen in P. 1803 qu'ele. 1804 sage cortoise et a. 1805 seuffre. 1807 la prie d'ammer. 1808 tens. 1809 jouvante. 1810 mette. 1812 qui tant atant. 1813 qu'adont . la priera. 1814 quant ele se dementera. 1815—1816 fehlen in P. 1817 ce . lo. 1819 [fol. 165] car quant sera vielle et chenue. 1821 lors . espanisse . pechiez. 1822 ce est bien raisons ce sachiez. 1823 dont doit on faire en sa jouvente. 1824 qu'an sa viellesce s'en repente. Weil in D der Reim fehlt [iouvente: villece], so vermuthete K. eine Lücke von 2 Zeilen, zählt aber, da ihm der Zusammenhang genügt, die fehlenden Verse nicht. P ergiebt die richtige Lesart. 1825 et d. pechie n'aura. Nach 1826 folgen in P noch:

et dex dist, vos le savez bien:
gardez amor sor toute rien.

1827 adonques dames bien amez. 1828 sens avez. 1830 biautez est en vente. 1831 quant on le vos prie et requiert. 1832 car adont

amors y affiert. Hier folgt Abschnitt XXVII über abschlägigen Bescheid an einen Liebhaber. 1833 [e]t gardez. D Esgardes . bien. D dame. 1834 cilz est . prier. 1835 se vos veez que il nou vaille. 1836 donnez li tost congie si faille. 1837 longues. 1838 ce. D cose. — dont on ne puet amander. 1839 si ne doit on riens acoillir. 1840 que. 1841 ne li dois pas d. 1842 errant. D molt tost. 1843 penser . sa. D son. 1844 ui. D n'i. — aist. 1845 onques ne li fai bel. 1846 ne l'esgarde ne t. 1847 s'apres ce le resgardoies. 1848 metroies. 1849 si revenroit a toi a. 1850 de rechief. 1851 em porroies. 1852 blasmes t'en porroit estre dis. 1853 ne seuffre sor toi blasme traire. 1854 por homme . que faire. D afaire. 1855 si te lo que nen aies c. 1856 et s'il revient. D et il te vient. 1857 por toi proier. 1858 sens delaier. 1859 fuiez . apertement. 1860 cure . de vo parlement. 1861 vos y veoie. D venant vos truis. 1862 ci venir por deu l'uis clorroie. 1863 toute voie. 1864 ne l'escouter. D sans arriester. 1865 widier. 1866 se. D si. Hier folgen in P noch:

> et si li di apertement:
> par amors, sire, alez vous ent!
> je n'ai cure de vos paroles,
> de vos genz ne de vos escoles;
> a courtes paroles li di
> et gardes que vers lui ne ri.

1867—1882 fehlen in P. Nach 1882 folgt in D Abschnitt XXVIII: Rath, den aufrichtigen Liebhaber zu fesseln und ihm, wenn er erprobt ist, die Liebe zu schenken. 1883 [e]t se tu amer le voloies. 1884 tout aussi dire li porroies. 1885 a la fois por lui esprover. 1886 se il te veut de cuer amer. 1887 mais au partir por rapeler. 1888 dois rire et puis . i . pou gaber. 1889 tout coiement se qu'il le voie. 1890 si li ratempre . i . pou sa voie. 1891 car ne dois pas trop eschuer. 1892 celui dont tu te veus aidier. 1893 ains t'i dois si bel acointier. 1894 que tu nen aies destorbier. Hier folgen weiter in P:

> [h]umble dois estre et debonnaire,
> pran ades garde a ton affaire.

1895 si que por fole ne te claimmes. 1896 et c'om ne sache se tu l'aimmes. Von hier weiter ist P V. 1897—1942 abweichend:

> par ton engien, par ton savoir
> fai c'om ne puist aparcevoir,
> qui est tes amis ne qui non
> nou laisse savoir se ti non:

car sens faille amors est perdue,
puisque ele est aperceue.
a chascun dois moustrer samblant,
que tu l'aimmes devant la gent.
[m]ais quant tu viens priveement:
ton amis, diras doucement, [lies: bon]
dous amis, je suis vostre amie
loiaument, ne le doutez mie.
adout puez parler baudement
et dire tout hardiement.
ansi fai souvant devant gent:
car li aucun aimment souvent
la fame baude de parler,
que chascuns puist rire et gaber.
por ce qu'an cel point te tenras,
a ton ami plaire porras.

1943 [j]e . veil mie d. 1944 comment dois a chascun. K. will tu tilgen. 1945 car par devant en ai dit tant. 1946 que bien le puez. 1947—1948 fehlen in P. 1949 et. D car. 1950 mon livre trop en lateroie. 1951—1956 fehlen in P. 1957 envers ton ami te contien. 1958 si bel que ades le retien. 1959 et cil estort vers toi sa brace. 1960 seuffre que . i . petit t'embrace. 1961 ce estre sens. 1962 te vaurra on apres baisier. 1963 qu'avant proier. 1965 toute voies . soufferre. 1966 sache. 1967—1968 fehlen in P. 1969 puis moustre qu'a force l'emport. 1970 et di sire vous avez tort. 1971 ce que voulez. 1972 tenez . jel vous. 1973 [l]i . sagement. 1974 qui pria saura doucement. 1975 or. D car. — m'otroiez. 1976 un baisier par vo cortoisie. 1977 ainsis m'aurez tout retenu. 1978 et a vo dru ist von späterer Hand unterstrichen. 1979 adonc bel. 1980 cortoisement. 1981 biax . sachiez. 1982 que je vos ain en bonne foi. 1983 ce . bel . m'em priez. 1984 vos . vos . prȩingniez. 1987 suis. 1988 tous . sens nule. 1989 li bel . plaisant. K. corrigirt das verdruckte Ji in Ti. 1991 qu'il t'ammera tant durement. 1992 talent. 1993 car nule chose si n'afole. 1994 d'omme . parole. 1995 cil. 1996 se. D si. 1996 et fehlt in P. par ton bel atraire. 1997 sez faire. 1999—2002 fehlen in P. 2003 ce. 2004 donner. D souffrir. — baisier. 2005 adonques . navrez. 2006 souffrir. D espris. — embrasez. D alumes. 2007 sorplus . deffen. 2008 n'otroiez . nule. [fol. 166.] 2009 l'averez. 2010 maintes guises et torne. 2011 [e]n tel maniere demenras. 2012 vaurras. 2013 porsiut. 2014 ou . sa voie aquieut. D et te poursuit. 2015 feste. 2016 s'il t'aimme foi que doi ma teste. 2017 tous leus ou . saura. 2018 et ou sens . aler porra. 2019 saches . ades. 2020 car. D que. — ou est. D et oel.

— si vient de pres. 2021 ou . cuers. D iex. 2022 ou cil ne bee a autre chose. 2023 s'abandonne. 2024 dou tout a toi servir se donne. 2025—2028 fehlen in P. 2029 saches . t'aimme sens faucer. 2031 et a. D c'a . borce . se . vis. 2032 puet on s. qui est amis. 2033 ainsis honnoure ta maisnie. 2034 si que chascuns de toi bien die. 2035 mais que ne te puisse decoivre. 2036 ne l'amor ne puist aparcoivre. 2037 s'il avient que chanteour sont. 2038 la ou tu iez qui a toi sont. 2039 et se tes amis fait proesce. 2040 ou . aucune noblesce. 2041 en bien p. 2042 vilonnie. 2043 ainsis . l'auras. 2044 t'amour. 2045 bel. 2046 qu'il t'en aint et prist d. 2047 bien et bel. 2048 ce. D celui. — cuide. D puet. Der von V. 2049 bis 2106 reichende Abschnitt XXIX, worin die Regel gegeben wird, dass die Dame dem Liebhaber den Zutritt möglichst erschweren soll, fehlt in P an dieser Stelle. Derselbe findet sich ausser in D auch in dem Utrechter Fragment, wiewohl in veränderter Gestalt [vgl. Körting, L'art d'amors p. 97—98], folgt jedoch in P später. Mit V. 2107 hebt Abschnitt XXX an, in welchem der Dichter die Frage aufwirft, ob die Dame Geschenke vom Liebhaber nehmen dürfe. 2107 Init. fehlt. 2108 se tu li dois riens demander. 2109 tout a droit t'en consoillerai. 2110 loiaument et de cuer verai. Mit Zeile 2111 beginnt das Utrechter Fragment, zeigt jedoch gegen D veränderten Text [Körting p. 95 fg.], während V. 2111 in P gegen U [= Utrechter Fragment] nur die Variante sens = sanz [in U] hat. 2112 P pou. D pau. U pou. P auroit. D aroit. U auroit. 2113—2114 fehlen in P. 2116 P qu'autant aillors fait averas. D k'ensi aillors fait averas. U qu'autant aillors fet en auras. 2117 P si. D tu. P çe. D ie. P cuit. D quit. U stimmt wieder zu P. 2118 voloir. D plaisir. 2120 P li deduis que de toi aura. P = U. 2121 P s'ammer et servir le vouloies. 2122 avant. D ancois. — ne. D n'en. 2123 et millor. 2124 s'em. 2126 que ce te face faire ammors. 2127 liez. 2128 ammors. 2130 traitors . pugnais. D pusnais. 2131 vos savez . aincois. 2132 et larges . cortois. 2133 lo. D loge. — quant en prenez. 2134 qu'apres . alez. 2135 y. 2136 le. D de. — donner ont mult. 2137—2138 fehlen in P. 2139 noiant . torne. 2140 pren . pour . essaier. 2143 qu'au . porras repairier. 2144 si te plaist tost et de legier. 2146 doucement dire li devroies. 2147 Init. fehlt. amis. D sire . compains chiers. 2148 ma joie et mes desirriers. 2149 sachies . malgre. 2150 par la foi que devez a de. 2151 je. 2152 certes .

me. D m'en. 2153 je nen eusse fait noiant. Hier folgt in P: mais j'en avoie mestier grant. 2154 ne le fis pas por vostre argent. Hier folgt in P: retenir sachiez vraiement. 2155 les . randrai. 2156 com povoir. D que pooir. 2157 vendrai . vins. D pois. — blez. 2158 ou de ma terre les rammez. 2159 vos voulez. 2160 raurez vos. 2161 qu'a . ne les retenroie. 2162 malgre. 2163 cil. Init. fehlt. barestez. 2164 ce qu'il en . gabez. D ghilleres. 2165 douce amie rendez les moi. 2166 mais je te lo en bonne foi. 2167 qu'au. ne fehlt in P. une alloingne. 2168 et. D lors. — sens nule. 2169 vous fehlt in P. raverez. 2170 est or encombrez. 2171—2172 fehlen in P. 2173 vos . raverez mult tres b. 2174 s'il estoient or lige. 2175—2176 fehlen in P. 2177 ainsis mult b. blandiras. 2178 et de paroles la paistras. 2179 esploit. D voloir. 2180 sez. D veus. — qu'il est. D et t'est. 2181 Init. fehlt. [p]our itant que je ne veil m. 2182 que se taingne a mal consillie. 2183 de. D par. — enseingnement. 2184 lo que praingne. 2185 qu'apres ne l'en puit on g. 2186 ne pour fole et sote c. 2187 cele . tele. 2188 monnoie. 2189 tex . sens. 2190 on. D il. 2191 tex y . qui n'ont. D u n'a. 2192 mais li deduit ne sont p. 2193 cele. 2194 s'en. D se. — hontoier. 2195 Hier setzt der dritte Abschnitt des Utrechter Fr. ein [Körting p. 98—100] und in D der XXXI, welcher von den Geheimnissen der Liebe handelt.

Nach 2194 folgen in P noch:

> et dire: sire, je n'ai cure
> de vos deniers par aventure:
> car mult tost blasmee an se[r]oie
> de vos deniers se resprovoie

Hier schliesst sich nun in P V. 2049 fg. der Dresdener Hs. an = dem zweiten Abschnitt im Utrechter Fragment [Körting p. 97—98]. 2049 [s]e jor li mes que a toi viengne. 2050 sez . souvaingne. Hier folgen in P noch:

> et si ne le met en oubli.
> or t'en souvaingne, je t'em pri.

2051 la ou ne li dois l'uis ouvrir. 2052 mener li dois et recoillir. Hier folgen in P noch:

> et si fai aussi que ne sache
> par ou il vient ne qu'il porchace.

2053 et si tien l'uis petit estroit. 2054 si qu'il y past a grant destroit. Hier folgen in P noch:

de tant com il plus avera
d'angoisses et plus t'amera.

Hierauf fehlen 2055—2059 in P. Der Schluss der Hs. folge von hier an ganz; die Hs. bricht zuletzt unvollständig ab.

2060 [E]ncor je te veil devisier,
s'un pou le fais a l'uis muser
et luec soit une piece au vent,
ja ne li grevera noiant.
ains qu'il y entre a la pluie,
2065 riens ne feras que li anuie.
se le faisoies maintenant
iluecques mourir en estant:
car qui d'amors sa joie atant
trestout en gre et en bon prant.

2070—2080 fehlen in P [fol. 167]. Auf diesem Bl. folgen nur noch Bruchstücke:

2081 ne t'en s[oit ja une escaloigne]
mais que bien [face la besoigne]
de mal d'an [ui qu'il ait eu]
mais que ne soit [aparceu.]
2085 [Q]vant avenra que tu [venras]
au lieu que mis li averas
dire li dois: biax amis dous,
certes li cuers me tremble to[us],
dous amis mult vos ain et crien,
2090 quant por vostre amor yci vien,
n'est hom por cui je le feisse
ne tele chose consentisse.
bonnement te seuffre baisier,
souef estraindre et ambracier
2095 et cil del plus faire s'efforce.
fai aussis com l'emport afforce.
la ou tu mult bien le vourras,
un petitet t'en contendras.

2099—2209 fehlen in P. Auf der zweiten Spalte ist noch lesbar:

2210 qui i . . . . . . [D: qu'i reposer le laisseroit. U: qui reposer le lesseroit.]
et qu'il se gerra a . . . . . [D: qu'il se gist trestous cois ius. Lies: que il. U: et qu'il se tendra touz cois ius.]
[A]donc li dois tu corre sus
et tes jambes sor li geter
et embracier et retorner
2215 et par deseur son cors weutrer
2216 por grant ammor a lui moustrer.

2217—2378 fehlen in P. Auf der ersten Spalte der Rückseite fol. 167 stehen nur noch wenige Worte:

2379 . . . . ci [D: se par tans n'a de moi mierci. U: si elle n'a de moi merci.]

2380 . . . . ment li pri. [D: quant ie si bielement li pri. U: qui si tres doucement li pri.]

2381 toute voies salus li mans. [D: Toute voies salus li manc. U: Totes voies salus li mant.]
2382 et dou tout a li me commans. [D: et del tout a diu le conmanc. U: et du tout a lie me commant.]

Von späterer Hand ist in P noch Amen und Explicit darunter geschrieben. Also P schliesst mit V. 2382 der Dresdener Hs., so dass wir das ganze Werk des Jacques d'Amiens besitzen.

Dass die Hs. hier abbricht, ist nicht zu verwundern, da ein christlicher Schreiber Bedenken tragen mochte, die Stelle eines Gedichtes zu reproduciren und so weiter zu verbreiten, welches fast die Grenze des Erlaubten überschreitet und stellenweise an die glühenden Farben eines Gottfried von Strassburg erinnert.

Als Hauptresultat der Vergleichung der Ueberlieferung der Pariser und Dresdener Hs. ergiebt sich, dass Körting, so verdienstlich seine Ausgabe ist, in der Dresdener Hs. einen ziemlich schlechten Text zum Abdruck gebracht hat, welcher an vielen Stellen mit Hülfe des Pariser Textes bei einer neuen Ausgabe zu corrigiren wäre; denn die Versuche des Herausgebers, einen kritischen Text zu construiren, sind in den Anmerkungen nicht immer gelungen.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Shakespeare's Centurie of Prayse; being Materials for a History of Opinion on Shakespeare and his Works, A. D. 1591—1693. By C. M. Ingleby. Second Edition, revised, with many additions, by Lucy Toulmin Smith. London, Trübner & Co., 1879. New Shakspere Society. Series IV. No. 2. XXIII u. 471 p.

Die Publicationen der New Shakspere Society bilden schon eine stattliche Anzahl von Bänden bedeutsamen Inhalts; so erschienen 1874, von den Verhandlungen abgesehen, von P. A. Daniel herausgegeben, die Parallel-Text-Edition von Romeo and Juliet nach den beiden Quartos von 1597 und 1599 und der erste Theil von Dr. Ingleby's Shakspere Allusion-Books, enthaltend: Greene's Groatesworth of Wit; Henry Chettle's „Kind-Harts Dreame"; Englandes Mourning Garment; A Mournful Dittie, entituled Elizabeth's Losse, together with A Welcome for King James etc. Das Jahr 1875 brachte P. A. Daniel's Revised Edition of the second, or 1599, Quarto of Romeo and Juliet, collated with the other Quartos and the Folios, dazu von demselben Herausgeber The Tragicall Historye of Romeus and Juliet, written first in Italian by Bandell, and nowe in Englishe by Ar[thur] Br[ooke], 1562, und The goodly history of the true and constant loue between Rhomeo and Julietta; from Painter's Palace of Pleasure, 1567. Im Jahre 1876 folgten The Two Noble Kinsmen, by Shakspere and Fletcher im Neudruck nach der Quartoausgabe von 1634 nebst berichtigter Ausgabe mit Anmerkungen von Harold Littledale; ferner erschien von F. J. Furnivall, Tell-Troths New-yeares Gift, vom Jahre 1593; John Lane's Tom-Tel-Troths message, and his Pens Complaint, 1600; Th. Powell's Tom of all Trades 1631; The Glasse of Godly Loue; endlich von dem letztern Herausgeber: W. Stafford's Compendious or briefe Examination of certayne ordinary Complaints of diuers of our Countrymen in these our Dayes, A. D. 1581, with an Introduction by F. D. Matthew. Von Texten wurde 1878 in parallelem Abdruck herausgegeben King Henry V. nach der ersten Quartoausgabe von 1600 und nach der ersten Folioausgabe von 1623 durch Dr. B. Nicholson mit einer Einleitung von P. A. Daniel; gleichzeitig erschien eine verbesserte Ausgabe des Stückes durch W. G. Stone. In demselben Jahre verliess das vorliegende in zweiter Ausgabe von Lucy Toulmin Smith besorgte Buch die Presse. Dasselbe macht zwar auf Vollständigkeit keinen Anspruch, übertrifft aber die Sammlungen von Garrick, Drake und Malone bei weitem; neue Beiträge wird Dr. Grosart's Buch über zeitgenös-

sische Meinungen von Shakespeare bringen. Obiges Werk beginnt mit den ältesten Anspielungen auf Shakespeare vom Jahre 1592; dieselben sind chronologisch geordnet und reichen bis 1693. Die neue verbesserte Ausgabe ist wesentlich vermehrt worden, indem die Zahl der beigebrachten Stellen mit Anspielungen auf Shakespeare von 228 auf 356 gestiegen ist, ohne alle zu erschöpfen; allerdings sind einzelne darunter (25) noch zweifelhaft und von L. T. Smith mit einem Sternchen versehen worden. Die Aufgabe, in diesem Buche eine möglichst vollständige und kritische Sammlung von theils in Handschriften, theils in Drucken zerstreuten Bemerkungen über Shakespeare aus dem Zeitraume von 1592—1693 zu geben, war keine leichte auch in der zweiten Ausgabe, wo es galt, einzelne Angaben Ingleby's zu berichtigen, Stellen zu ergänzen oder auszuscheiden, bibliographische Notizen einzufügen und sich mit dem gegenwärtigen Standpunkte der Shakespeareforschung vertraut zu zeigen. L. T. Smith, wohlbewandert in der Literatur des Zeitalters der Königin Elisabeth, hat keine Mühe gescheut, um correcte Auszüge und Bemerkungen, deren einzelne von Furnivall, Spedding, Nicholson, Dowden, Littledale, Daniel, Halliwell, Aldis Wright, G. Stone, Kingsley, Grosart, Paul Meyer u. a. beigesteuert sind, zu liefern; so sind die meisten Auszüge zweimal nach dem Original collationirt worden. Diese Stellensammlung, welche entweder auf Shakespeare selbst und seine Stücke Bezug hat oder seinen Einfluss auf Zeitgenossen erkennen lässt oder Anspielungen auf Ort und Zeit der Darstellung Shakespeare'scher Stücke enthält, ist insofern besonders wichtig, weil sie einen Anhalt zur Datirung der Dramen gewährt. Die erste Periode von 1591—1616 (Seite 1—122) wird eröffnet mit Edmund Spenser; S. 93 wird genannt Hans Jacob Wurmsser von Vendenheym (1610); die zweite Periode (1617—1642) reicht von S. 123—240; die dritte (1642—1660) von S. 241—310; die vierte (1660 bis 1693) von S. 311—420. Hieran schliessen sich von S 421—460 vier Appendices: 1) über fälschlich als Anspielungen aufgefasste Stellen und Anspielungen in unechten Werken; 2) über Shakespeare's Einfluss auf andere Schriftsteller; 3) über ein handschriftlich im British Museum vorhandenes Werk „The New Metamorphosis"; 4) über Ergänzungen zu den gegebenen Auszügen. Endlich folgt noch S. 461—468 ein Generalindex und S. 469 bis 471 als Schluss ein Verzeichniss der erwähnten Stücke Shakespeare's.

R.

Dichtungen von Alfred de Musset, übersetzt von Otto Baisch. Bremen 1880.

Das vorliegende Bändchen, welches eine reichere Auswahl aus den Musset'schen Dichtungen als die bisher erschienenen Uebersetzungen enthält, ist zwar ein neuer erfreulicher Beweis dafür, dass sich die Verehrung für Musset in Deutschland fortwährend steigert, allein an sich betrachtet kann das Buch wenig Lob beanspruchen. Wenn Paul Lindau in seiner bekannten Studie über Musset auf die ausserordentlichen Schwierigkeiten hinweist, die dieser Dichter den Uebersetzern darbietet, und wenn er bemerkt, dass seine natürliche Einfachheit in der Uebersetzung leicht charakterlos und trivial wird, so finden wir diese Beobachtung in der Uebersetzung, die uns vorliegt, aufs Neue bestätigt. Ausserdem aber ist dieselbe noch reich an Schwächen, welche sich nicht durch die speciell bei einer Uebersetzung Musset's in Betracht kommenden Schwierigkeiten entschuldigen lassen, sondern die lediglich dem Mangel an poetischem Feingefühle oder auch einer handwerksmässigen Nonchalance zuzuschreiben sind. Bei Uebersetzungen aus einer unbekannteren Sprache würden wir den Massstab der Kritik weniger streng anlegen, da wir hier dem Uebersetzer in erster Linie dafür Dank schuldig sind, dass er uns überhaupt etwas uns weniger leicht Zu-

gängliches vermittelt hat; bei Uebertragungen dagegen aus einer Sprache, die für jeden nur einigermassen Gebildeten verständlich ist, sind wir berechtigt höhere Anforderungen an den Uebersetzer zu stellen, da für uns lediglich der ästhetische Wert der Uebersetzung in Betracht kommt.

Was die Auswahl der wiedergegebenen Stücke betrifft, so will ich in meiner Besprechung davon absehen. Nur soviel sei erwähnt, dass Herr Baisch zu den Gedichten auf pag. 155 und 158 ff. hätte bemerken sollen, dass dieselben nur Bruchstücke aus den beiden grösseren Gedichten Lettre à Lamartine und Espoir en Dieu sind. Ganz unbegreiflich ist es mir, warum die schöne Stelle Doux mystère etc. am Schlusse der Elegie „Lucie“ weggelassen ist. Ueberhaupt hat der Uebersetzer oft sehr willkürlich „mit Kleister und Scheere“ an dem Originale herumgearbeitet. Einem sich darbietenden Reime zu Liebe wird ohne Bedenken eine poetische Figur des Dichters geopfert und durch eine neue — oft nichts weniger als poetische — ersetzt. Namentlich in Gedichten, wo der Uebersetzer statt des Alexandriners den fünffüssigen Iambus gebraucht, wie in „Les vœux stériles“ und „Namouna“ werden ganze Gedanken unterdrückt.

In der „Mainacht“ ist die Stelle weggelassen, wo die Muse dem Dichter eine Reihe von griechischen Orten nennt, wohin sie ihn einlädt ihr zu folgen. Herr Baisch hat dabei nicht bedacht, dass diese Stelle mit bezeichnend ist für die Verehrung, die Musset für das klassische Alterthum hegte — ein Zug, den er mit dem grossen Repräsentanten der Weltschmerzdichtung in Italien, mit Leopardi gemein hat. Derselbe Vorwurf gilt in noch höherem Masse der Uebertragung folgender Verse (Seite 98):*

> Grèce, ô mère des arts, terre d'idolâtrie,
> De mes vœux insensés éternelle patrie,
> J'étais né pour ces temps où les fleurs de ton front
> Couronnaient dans les mers l'azur de l'Hellespont.

Herr Baisch lässt den Anfang der dritten Zeile ganz weg, obwohl derselbe einen Lieblingsgedanken des Dichters enthält, jenes schmerzliche Zurücksehnen nach dem Alterthum, verbunden mit dem Unbehagen in der Gegenwart zu leben; man erinnere sich der Stelle in Rolla: Je suis venu trop tard dans un monde trop vieux.

In dem Gedichte auf den Tod der Malibran begeht der Uebersetzer einen ähnlichen Fehler:

> Ces pleurs sur tes bras nus, quand tu chantais „le Saule“,
> N'était-ce pas hier, pâle Desdemona?
>
> Dass dir auf nacktem Arm die Thräne ruhte,
> O Desdemona, war es gestern nicht?

Die Anspielung auf das Lied von der Weide hätte wiedergegeben werden sollen, da gerade dieses Lied (Othello, Akt 4, Scene 3) auf Musset eine bedeutende Wirkung hervorgebracht haben muss, wie aus den beiden Gedichten „Le Saule“ und „A Lucie“ hervorgeht.

Ungenau sind unter anderen folgende Stellen übersetzt:

> Où tout était divin jusqu'aux douleurs humaines
>
> Da (im Alterthume) götterähnlich waren sogar der Menschen Schmerzen (39)

Mit divin ist die Personificirung abstrakter Begriffe des Schmerzes bezeichnet; „götterähnlich“ passt also nicht.

> Saturne est au bout du sang de ses enfants,
> Mais l'espérance humaine est lasse d'être mère.

* Die Citate beziehen sich sämmtlich auf die Seitennummern der Uebersetzung.

Die letzten seiner Kinder will just Saturn verzehren,
Und müde wird die Hoffnung ihm neue zu gebären (42).

Durch die Auslassung von humaine wird der Sinn dieser Stelle unklar.

Folgende Stelle hat Herr Baisch ganz falsch aufgefasst:

Il (= Rolla) la (= la mort) relèvera, la jeune fiancée,
Il la regardera dans l'espace élancée,
Porter au Dieu vivant la clef d'or de son cœur.

Er schickt hinauf die Braut,
Er folgt ihr mit den Blicken, wenn sie das All durchdringt,
Und Gott zu ihrem Herzen den goldnen Schlüssel bringt (60).

Es muss heissen „zu seinem Herzen"; denn son bezieht sich auf Rolla nicht auf la jeune fiancée (= la mort).

Auch ist hier zu beanstanden, dass der Tod als Braut personificirt ist, was im Deutschen wegen des verschiedenen Geschlechtes der beiden Substantive unstatthaft ist. Ein analoger Fehler findet sich S. 63: „König der Welt, o Sonne." Hätte doch Herr Baisch auch in anderen Fällen so ängstlich am Originale festgehalten!

Manche Stellen sind in der Uebersetzung so unverständlich wiedergegeben, dass es dem Leser gewiss lieb wäre, wenn der Verfasser die Originalstelle als Commentar beigesetzt hätte.

Man lese z. B. folgende Verse:

O Machiavell, noch hallen deine Schritte
In San Cascianos öden Pfaden nach,
Wo deine Hand in heisser Gluten Mitte
Umsonst die ausgedörrte Scholle brach (96).

Wie klar dagegen ist das Original:

O Machiavell! tes pas retentissent encore
Dans les sentiers déserts de San-Casciano.
Là, sous des cieux ardents dont l'air sèche et dévore,
Tu cultivais en vain un sol maigre et sans eau.

Einige Zeilen weiter heisst es:

Wer bin ich, schriebst du (Machiavell), lasst mich Felsen rollen,
Hinweg den Frieden, der um Gräber blüht!

Die letzte Zeile ist so zweideutig, dass mancher Leser anfangs stutzen wird, bis er den richtigen Sinn erfasst.

Auch hier ist das Original vollständig klar:

Qui suis-je? écrivais-tu; qu'on me donne une pierre,
Une roche à rouler; c'est la paix des tombeaux
Que je fuis.

Wie matt ist folgende Stelle wiedergegeben:

Il n'existe qu'un être
Que je puisse en entier et constamment connaître . . .
Un seul. — Je le méprise. — Et cet être, c'est moi.

Auf Erden ist ein einzig Wesen,
In dessen Innern ich genau gelesen . . .
Dies eine — dies verächtliche — bin ich.

p. 125: Partout, où j'ai, comme un mouton,
Qui laisse sa laine au buisson,
Senti se dénuer mon âme . . .

Das Bild ist schon im Originale kühn, da das tertium comparationis nicht deutlich genug hervortritt. Dem Uebersetzer aber ist die Stelle noch nicht dunkel genug; er übersetzt also:

> Und wo ich immer, gleich dem Lamm,
> Das sich verfing am Dornenstamm,
> Nackt werden meine Seele fühlte ...

Haarsträubend ist folgende Uebertragung (154):

> Et quel faucheur aveugle, affamé de pâture,
> Sur les meilleurs de nous ose porter la main?
>
> Welch blinder Schnitter haust auf unsern Weiden
> Und mäht die Besten gierig hin ins Grab?

„Wir" (= die Menschheit) sind also identisch mit „unseren Weiden"! Oder vergleicht Herr Baisch die „Besten unter uns" mit Weiden, welche die übrigen Menschen mit Futter versorgen?

In dem Dialog zwischen Dupont und Durand spricht ersterer das nihilistische Problem aus:

> J'abolis la famille et romps le mariage.
> Voilà. Quant aux enfants, en feront qui pourront.

Herr Baisch übersetzt:

> Wer Kinder schaffen will, der schaffe Rat.

p. 22: Dir, Laforêt,* die nicht verstand zu lesen,
Dir stellte Molière vor die jungen Wesen,
Die seine kühne Muse ihm gebar.
Da wuchs dem Krittlerstaub ein scharfer Besen
In deinem derben Lachen, schlicht und klar,
Das jener Neugebornen Taufe war.

Die letzten Verse lauten im Original:

> Quel mépris des humains dans le simple et gros rire
> Dont tu lui baptisais ses hardis nouveau-nés.

Der Uebersetzer hat die Stelle missverstanden. Durch mépris des humains ist die Menschenverachtung bezeichnet, welche die Haushälterin Molière's dadurch kundgibt, dass sie den die Menschheit geisselnden Stücken des Dichters Beifall zollt. Und in welch elegantes Bild hat Herr Baisch seine Auffassung von der Stelle eingekleidet!

Es mögen noch einige andere Perlen aus des Verfassers eigenem poetischen Schatze folgen:

p. 41: Du plus pur de ton sang tu l' (= la terre) avais rajeunie.
Jésus, ce que tu fis, qui jamais le fera?
Nous vieillards, nés d'hier, qui nous rajeunira?

Du hast, sie zu verjüngen, sie bis ans Kreuz geliebt.
Doch wer wird nun den Boden mit Opferblute düngen?
Uns Greisenvolk von gestern, o wer wird uns verjüngen?

p. 48: cette branche bénite
Qui se penche en pleurant sur ce vieux crucifix.

Dort ein geweihtes Zweiglein, das thränenvollen Blicks
Geneigt ist über jenes ehrwürdige Crucifix.

* Molière's Haushälterin.

Gewiss ist ein Zweiglein mit einem thränenvollen Blick ein ganz neues Bild. Und dieses Bild verdanken wir dem Reim. Rabener hat Recht, wenn er sagt:

> Wie oft, wie glücklich zerrt des Reims geheime Macht
> Den schönsten Einfall her, an den man nie gedacht.

Auch die folgende Uebersetzung enthält ein originelles Bild:

> Silence! quelqu'un frappe; et sur les dalles sombres,
> Un pas retentissant fait tressaillir la nuit.
>
> Doch still! es klopfte Jemand, und auf dem Hausflur macht
> Ein hallender Schritt erbeben das leise Ohr der Nacht (50).

Herr Baisch darf sich gewiss rühmen zuerst die Nacht mit einem Ohre versehen zu haben, was um so origineller ist, als das Ohr zwei ganz besondere Eigenschaften besitzt: Es ist leise und es erbebt, ist also auch elastisch. Vielleicht hat der Herr Uebersetzer ein Eselsohr im Auge gehabt?

> C'est un enfant qui dort sous ces épais rideaux

ist übersetzt:

> Ein Mädchen ist es, schlummernd hinter des Vorhangs Last (48).

Wer das Gedicht „Rolla“ zum ersten Male nach dieser Uebersetzung liest, der vermutet vielleicht an dieser Stelle, die Geschichte werde damit enden, dass „des Vorhangs Last“ auf das arme Mädchen herunterfallen wird, bis der gespannte Leser Seite 69 erfährt, dass der schwere Vorhang ein leichter Vorhang war:

> O ist es nicht beim Himmel ein wahres Engelsbild
> Das unterm leichten Vorhang mir schimmert hold und mild?

Als Muster einer poetischen Sprache mögen folgende Stellen gelten:

> 190: Adieu! je crois qu'en cette vie
> Je ne te reverrai jamais.
> Dieu passe, il t'appelle et m'oublie.
>
> Gott ruft dich und vergisst mich ganz daneben.

> 70: Ruiné, ruiné? vous n'avez pas de mère?
> Pas d'amis? de parents? personne sur la terre?
> Vous voulez vous tuer? pourquoi vous tuez-vous?

Hören wir, wie diese einfach-pathetische Stelle wiedergegeben ist!

> Sie ruinirt? Und haben Sie keine Mutter mehr,
> Nicht Freunde, nicht Verwandte, Niemand der Ihnen gut?
> Und wollen gleich (Flickwort!) sich tödten? Ach! dass man so was thut!

> 68: Je ne sais ce qu'avait cette femme endormie
> D'étrange dans ses traits, de grand, de „déjà vu“.
>
> Ein Eignes, schon Geschehnes, ein „Weiss nicht was“ für ihn
> In ihren Zügen hatte dies jugendliche Weib.

> 106: Eh bien! m'amour, sans flatterie,
> Si ma rose est un peu pâlie,
> Elle a conservé sa beauté.
> Enfant! jamais tête espagnole
> Ne fut si belle, ni si folle. (scil.: que toi)
>
> Nie zeigte mir ein spanisch Köpfchen
> Solch tolles, herziges Geschöpfchen.

111: Je regardais Lucie. — Elle était pâle et blonde.
„Da sass sie blond und bleich"

scheint mir etwas kühn ausgedrückt.

Es finden sich noch viele andere sprachlichen Verstösse und Härten:

66: So haben deine Ketten, o Rolla, heut gekracht.
130: Ich hab' nicht Heils- noch Unheilsmächte
(Je ne suis ni dieu ni démon).
132: Und bleiben wird dir nichts von all den Erdenglücken.
135: Mir, die dich geliebt gleich einer einzgen Einen
(Et moi qui t'aimerai comme une unique amie).
136: Vergiss was da war! Nur voran dein Gesicht!
(de marcher toujours et toujours oublier).
136: Mag ... unhemmbar hernieder mein Thränenquell fliehn.
162: Und sterben geht nur noch der Tod.
179: Verschönend kam der Schlummer sie weilen.
134: Und er (der Vogel) ging doch den Morgen loben.

In den drei letzten Stellen ist der bekannte Gallicismus ins Deutsche herübergenommen, obwohl er sich in den betreffenden Originalstellen nicht findet. Natürlich geschah dies bloss um den Vers auszufüllen. Denselben Zweck hat „gar" in dem Verse: Die Sonne ist bleiern gar (p. 46), „eben" in dem Verse: Betrachtest du mich denn als einen Herbstwind eben? „Nun" findet sich häufig als Flickwort (p. 50, 113 etc.).

Noch einige Fehler im sprachlichen Ausdrucke:

143: Auf einmal, wo inmitten des Genistes
(au milieu de l'étroite ruelle)
Das Gässchen läuft, erhebt ein Schritt sich sacht.

163: Mânes de mes aïeux, quel embarras mortel!
J'invoquerais un dieu, si je savais lequel.
Ihr Väter-Manen, weh den Leidenskelchen!
Ich riefe einen Gott an, wüsst' ich: welchen?

171: Zu einem Kupferstecher kam ich dann,
Der die gewisse Sorte von Romanen
Mit angemessnen Zeichnungen versah.

231: Darf doch Jeder in dein Ohr beim Walzen
Girren oder balzen
Mit verliebtem Schein.

Wie poetisch sind die Diminutiva „Thränlein" (112) oder gar „Augenblickchen" (204), ferner substantivische Bildungen wie die folgenden:

„Das ganz vom alten Freimut lassen" 196,
„Jedes still sich Kränken" 203,
„Der Welt am Staube Kleben" 204,
„All dein Schlimm-Ergehen" 214,
„Dies moderne Sich-Umnachten" 229.

Auch metrische Härten finden sich in grosser Anzahl. Ich will nur wenige Beispiele anführen.

Alexandriner:

Begehren, schmachten, sich umarmen, zärtlich sein. 133.

Wer weiss, wie viel ein Kind versteht und sagt in deinen
Erhabnen Seufzern, die der Luft entsprungen scheinen. 112.

Nibelungenverse:

Wer von uns, wer von uns wird zu einem Gotte werden? 42.
Vernichte deines Lebens Trümmer nun! Reiss im Lauf ... 67.
Das Auge Marions aber, schwermüthig blickend, lief
Ueber die schöne Marion, die ruhig weiter schlief. 52.

Das Gedicht „Rolla", aus dem die letzten Stellen entnommen sind, ist in metrischer Hinsicht oft ganz ungeniessbar. Die Nibelungenverse, die der Uebersetzer statt des im Originale befindlichen Alexandriners gebraucht, klingen manchmal geradezu wie Knittelverse.

Zum Schlusse warne ich Jeden, der die Dichtungen Musset's kennen lernen will, dieselben nicht in der entstellten Form zu lesen, in welcher sie uns Herr Baisch wiedergibt.

München. A. Englert.

---

1. Elementargrammatik der französischen Sprache. Mit Uebungen. Von E. Gerlach. Leipzig, Veit & Co., 1880.
2. Schulgrammatik der französischen Sprache. Mit Uebungen. Von demselben Verfasser. Leipzig, Veit & Co., 1879.
3. Uebungen zur französischen Syntax. Von demselben Verfasser. Leipzig, Veit & Co., 1876.

Die Gerlach'sche Elementargrammatik unterscheidet sich von ähnlichen Büchern durch ihre mehr zum Nachdenken anregende Darstellungsweise. Von den ersten Lektionen an wird der Anfänger in fasslicher Weise mit den im fremdsprachlichen Unterricht der untersten Stufen häufig nur zu sehr vernachlässigten grammatischen Grundbegriffen bekannt gemacht. Für den nicht Latein lernenden Schüler, der die französische Sprache ein oder zwei Jahre früher beginnt als der Latein Lernende, und sie als erste fremde Sprache lernt, sind in Folge dessen die in der Elementargrammatik gestellten Anforderungen nicht gering, aber doch zu erfüllen. Freilich würde die Absolvirung derselben in einem Jahre in der lateinlosen Schule nicht möglich sein. Sie enthält Stoff für zwei Jahreskurse solcher Schulen, nämlich für Sexta § 1—21 Aussprache, Artikel, Substantiv, Adjektiv, Zahlwörter, Pronomina — hier auch schon die Uebereinstimmung des mit avoir zusammengesetzten partic. passé mit dem régime direct — und auf § 6—21 vertheilt die Hilfsverben avoir und être; und für Quinta in § 22—32 das regelmässige Verb in Verbindung mit der Lehre von den Satzarten. Zu den gut gewählten französischen und deutschen Uebungssätzen kommen von § 22 an noch zusammenhängende „Uebungen", d. h. Erzählungen und Beschreibungen, und fünf Seiten Lesestücke, die nach Duruy's petite histoire grecque so bearbeitet sind, dass ihre Lektüre nicht zu grosse Schwierigkeiten bietet. Die Vokabelverzeichnisse für die französischen und für die deutschen Uebungssätze, für die Uebungen und die Lesestücke sind gesondert.

Bei der Abfassung der Schulgrammatik hat der Verfasser, obwohl er die Erreichung der Sprachfertigkeit nicht aus dem Auge lässt, sich bemüht, „auf wissenschaftliche Durchdringung und systematische Abrundung des grammatischen Stoffes hinzuarbeiten." Die Aussprache- und Lautlehre ist auf den ersten 27 Seiten eingehender als in ähnlichen Lehrbüchern behandelt und möchte Manchem für Schulzwecke zu umfangreich erscheinen; indes ist die erstere für den Lehrer geschrieben, die letztere bloss zur

Orientierung gegeben, nicht zum Erlernen bestimmt; nur die in § 195 gegebenen Lautregeln sind für die Einübung der unregelmässigen Verben genau einzuprägen.

Bei der Behandlung des Verbs folgt der Verfasser der Einteilung in regelmässige, für die er drei Konjugationsformen je nach der Infinitivendung unterscheidet, und unregelmässige, für deren Gruppierung der Ausfall des Endkonsonanten des Präsensstammes und der Ablaut des stammbetonten Vokals als charakteristische Merkmale aufgestellt werden. Auf diese Weise werden, abgesehen von *aller*, sämmtliche unregelmässigen Verben einschliesslich derer auf oir in zehn Gruppen geordnet, die geeignet sind, dem Schüler, unter Zuhilfenahme einiger Lautregeln, grössere Sicherheit in dem Gebrauche der unregelmässigen Formen zu verschaffen, als sie bei der herkömmlichen Einteilung nach den vier Konjugationen in der Regel erzielt wird.

Die Syntax beginnt mit der Tempus- und Moduslehre und lässt dann das Verbum finitum, die Wortstellung, den Artikel, das Subjekt und Prädikat, die Uebereinstimmung der Satzteile, die Kasuslehre, die Pronomina, Adverbia und Präpositionen folgen. Es lässt sich nicht verkennen, dass praktische Bedürfnisse eine derartige Anordnung wünschenswert machen können Ref. hätte jedoch gerade für diejenigen Anstalten, denen die grammatische Schulung durch die lateinische Sprache abgeht, einen streng systematischen Aufbau der Syntax und das Wesen des Satzes als solchen als Einteilungsprincip zu Grunde gelegt zu sehen gewünscht, wie es A. Schröer in seiner Schulgrammatik der lateinischen Sprache gethan hat.

Die den zweiten Theil des Buches bildenden französischen und deutschen Uebungen umfassen 122 Seiten. Ausser einer Sammlung französischer und deutscher Uebungssätze enthalten die Lektionen fortlaufende, der alten Geschichte entlehnte Lesestücke, die einesteils den Zweck haben, zur Anbahnung der Konversation zu dienen — also die Einführung eines anderen Lektürestoffes in den unteren und mittleren Klassen unnötig machen —, die aber auch dem Schüler das für ihn nötige Sprachmaterial zuführen sollen, denn die Phraseologie jener Stücke kehrt in den Uebungen wieder. Ein Anhang enthält eine Anzahl von Gedichten.

Die Uebungen zur französischen Syntax geben auf 35 Seiten Uebungssätze zu bestimmten Gruppen von Regeln, von S. 37—83 zusammenhängende Uebungen über je dieselben Gruppen, und von 84 bis 162 Anekdoten, kleine Erzählungen, Legenden, Geschichtliches, Literaturgeschichtliches und Geographisches. Diesen Stücken sind keine bestimmten Regeln untergelegt. Ein brauchbares Verzeichnis der in den Uebungen enthaltenen Synonymen macht den Schluss.

Den Stoff hat der Verfasser nur zum Teil französischen Autoren entlehnt. Dadurch ermöglicht er es, Stoffe heranzuziehen, welche das Nationalgefühl zu wecken und zu bilden geeignet sind, wie z. B. die Geschichte des deutsch-französischen Krieges, die nach David Müllers Geschichte des deutschen Volkes bearbeitet worden ist.

Ref. empfiehlt die Gerlach'schen Lehrbücher der Beachtung.

Freiburg i. B. Dr. Garlipp.

Nouvelle grammaire française versifiée. Neue französische Grammatik in Versen zur schnellen und gründlichen Erlernung der grammatikalischen und orthographischen Regeln der französischen Sprache von Th. Straube. Jena, Costenoble, 1881. XII u. 174 S.

Die Idee, eine französische Grammatik in Versen zu schreiben, ist keineswegs neu; denn schon im 13. Jahrhundert begegnen wir Versuchen

dieser Art; vgl. Stengel über die ältesten Anleitungsschriften zur Erlernung der französischen Sprache in der Zeitschrift für neufranzösische Sprache. Obiges Werk bietet dem Anfänger in einem kurzen Auszuge das zur Erlernung des Französischen nothwendigste Material in Versen, wenn man die hier zusammengestellten grammatischen Regeln Verse nennen darf. Der erste Theil (S. 1—8) enthält Regeln über das Alphabet, die Nasallaute, die Arten des e, die Accente, die gleichlautenden nur durch den accent circonflexe sich unterscheidenden Wörter, die Cedille und das c, die Interpunctionszeichen, den Apostroph, und die Wortarten („Wörterklassen"). Der zweite Theil (S. 9—129) behandelt in 11 Kapiteln die Lehre vom Artikel, Substantiv, Adjectiv, Zahlwort, Fürwort, Verhältnisswort, Zeitwort, Particip, Umstandswort, Bindewort, Empfindungswort. Der dritte Theil (S. 129—152), welcher mit Kapitel XII beginnt und schliesst, umfasst die gebräuchlichsten Regeln der Syntax; sodann verabschiedet sich der Verf. mit den Worten:

Bornons ici cette carrière,
Loin d'épuiser les matières.

Das beigegebene alphabetische Inhaltsverzeichniss (S. 152—174) soll eine Ergänzung zu den Versen bilden und in jenen ausgelassene Wörter und Redensarten kennen lehren; dasselbe beginnt mit dem Worte „abgedroschen", welches, wie der Verf. meint, „sonderbarer Weise unter mehr als tausend Wörtern in der natürlichen Rangordnung die Prädomination erworben hat"; um z. B. dieses Wort in der Versgrammatik aufzufinden, ist daneben gedruckt: „Eigenschw. im plr. ban. Seite 51." Dort findet man in der zweiten Zeile von unten banals. Allbekannte Regeln hat der Verf. weggelassen, weil man sie in jeder Prosagrammatik nachlesen könne. In der in französischer Sprache und in schwerfälligem Deutsch geschriebenen Vorrede, welche aus dem Jahre 1871 stammt, während die nachfolgenden Bemerkungen über die in dem Buche vorkommenden Anmerkungen mit dem Jahre 1880 ohne Ort unterzeichnet sind, so dass also das Horazische nonum prematur in annum erfüllt ist, erklärt der Verf., um das Erscheinen seiner in Verse gebrachten Grammatik zu rechtfertigen, dass er die mnemotechnische Methode für die praktischste halte, da viele Menschen Regeln in Versen schneller auffassen und besser behalten als solche in Prosa; „den Studirenden, welche die allzu umfangreichen Grammatiken entmutigen", sollen die Gedächtnissreime ein zusammenhängendes Ganze in übersichtlicher Darstellung geben (!). Zugleich will der Verf. mit seinem Buche die Deutschen im praktischen Gebrauch des Französischen üben, hält es indessen nicht für nothwendig, dass alle Regeln wörtlich auswendig gelernt werden. Um seine Arbeit zu empfehlen, geht der Verf. so weit, sein Werk „als Ergänzung zu den zahlreich vorhandenen Grammatiken" hinzustellen, „weil es nicht immer möglich ist, sich bei den Leuten im Lande selbst zu erkundigen" (!). Dem Fortschritt in der Entwicklung der deutschen Orthographie wird dies Werk insofern gerecht, als nach dem Regelhefte des „Chefs" des Ministeriums für Unterrichtsangelegenheiten, wie in den Bemerkungen erörtert wird, die neue Schreibweise in die Anmerkungen unterhalb der Verse verwiesen wird. Wir verzichten darauf, an dieser Stelle eine Probe der französisch-deutschen, meist schwer verständlichen Reimerei zu geben, deren Lectüre kein Genuss ist. Die häufige Wiederkehr männlicher Reime in den Versregeln rechtfertigt St. mit der Stelle aus Boileau: C'est en vain qu'au Parnasse un téméraire auteur etc.

1. R. Wilcke, Materialien zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Französische. Für obere Klassen höherer Schulen. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1878. VI u. 142 S.

2. R. Wilcke, Materialien zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Englische. Für obere Klassen höherer Schulen. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1880. VI u. 157 S.

In den beiden vorliegenden Büchern werden nicht kleinere, abgerissene Sätze geboten, um einzelne grammatische Regeln einzuüben, sondern jedes von beiden enthält 100 zusammenhängende, französischen und englischen Schriftstellern entlehnte Stücke historischen und literarhistorischen Inhalts nebst einigen Anekdoten, Fabeln, Schilderungen, Beschreibungen, Briefen und Reden. Bei der hier getroffenen Auswahl hat es der Herausgeber vorzugsweise darauf abgesehen, dass der Schüler in der historischen Prosa eine gewisse Fertigkeit erlangt; eine Ausbildung desselben in allen Stilgattungen hält er bei der beschränkten Stundenzahl nicht für möglich. In den Stücken selbst, welche ohne grammatische Bemerkungen nicht nach zunehmender Schwierigkeit geordnet sind, ist auf keine bestimmte Grammatik verwiesen; seltenere Vokabeln sind im Texte in Klammern beigefügt worden. Ein unvollständiger Index zu den Uebersetzungsstücken aus dem Deutschen ins Englische weist dem Lehrer einzelne Regeln der Syntax nach; in den Materialien zum Uebersetzen ins Französische fehlt ein Index und ein Inhaltsverzeichniss in beiden Büchern. Die Zahl der Stücke über das klassische Alterthum, ca. 15—30, hätte beschränkt werden sollen, während es an Schilderungen französischer und englischer Zustände fehlt. Auch sind zu viel Eigenheiten des fremden Idioms sowie Unrichtigkeiten im Text stehen geblieben, z. B. in den Materialien zum Uebersetzen ins Französische: S. 7 Stück 6 Zeile 2: „den Krieg führen"; S. 10 Z. 3: in Händen habend; S. 20: väterl. Erbportion; S. 23: die Uneinigkeit; S. 25: sich inthronisiren lassen; S. 32: Kenterbury u. ö.; S. 44: Johann neben Jean; S. 117: Zusammenkunft (entervue) etc. In der Vorrede zum zweiten Buche, die mit der im ersten grösstentheils übereinstimmt, empfiehlt der Herausgeber die Bearbeitung von Scott's Tales und Irving's Columbus für die Schule; dies ist inzwischen geschehen durch E. Schridde und E. Pfundheller. Vgl. Kölbing's Engl. Studien III, 3, p. 504—530. Zugleich theilt der Herausgeber mit, dass „den Herren Collegen auf direktes Verlangen die Uebersicht der Quellen franco übersandt werden wird."

Dr. John Wilkins, Repetitorium der englischen Sprach- und Litteraturgeschichte mit besonderer Berücksichtigung der altenglischen (angelsächsischen) und mittelenglischen Periode für Candidaten und Studierende der modernen Philologie. Berlin, Verlag von W. H. Kühl, 1881. IV u. 28 S. 8°.*

Dieses Werkchen zerfällt in fünf Kapitel. Das erste behandelt die Geschichte der englischen Sprache, das zweite die Geschichte der altenglischen Litteratur, das dritte die Geschichte der mittelenglischen Litteratur, das vierte die Geschichte der neuenglischen Litteratur; das fünfte endlich enthält „Fragen aus der historischen Grammatik der englischen Sprache".

Ich will es nur gleich offen heraus sagen: dieses Repetitorium ist ein so elendes Machwerk, wie es nur je auf den Büchermarkt gekommen ist. Den Namen des Verfassers halte ich für ein Pseudonym. Ich hoffe, dass mir wenigstens der Nachweis gelingt, dass der Verfasser der Bildung nach kein Engländer oder Amerikaner sein kann. Höchstens würde ich seinen

* Referat erstattet in der Sitzung der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen am 8. Nov. 1881.

Doctortitel als amerikanisch gelten lassen, er könnte allenfalls in Philadelphia erworben sein.

Dass wir es mit keinem Engländer oder Amerikaner der Bildung nach zu thun haben, kann man, meine ich, eigentlich schon daraus sehen, wie er die Titel, die er anführt, schreibt. Ein gebildeter Engländer oder Amerikaner würde nicht schreiben *The lay of the last minstrel* oder *The lady of the lake.* Wenn man mir einwerfen sollte, dass die Nichtanwendung der grossen Buchstaben in der üblichen Weise ja eine Marotte des Verfassers sein könnte, so würde ich weiter auf die Schreibung *Wawerley*, *Rob. Roy*, *Abbotford* in demselben Paragraphen (S. 24) hinweisen, ferner auf zweimaliges *Vaubrugh* (S. 17 und 21), endlich auf *Criquet on the heart* (S. 26). Glaubt jemand, dass *qu* ein Druckfehler für *ck* sein könnte? Wer immer noch nicht überzeugt sein sollte, dass ich Recht habe, den bitte ich mir zu sagen, ob er es für möglich hält, dass irgend ein gebildeter Engländer oder Amerikaner nicht wissen sollte, dass Wordsworth kein Gedicht mit dem Titel *The excursions*, Goldsmith kein Drama mit dem Titel *The stoops to conquer* geschrieben hat. Oder sollte jemand auch hier noch die Annahme von Druckfehlern für möglich halten? Nun, auch dieser wird mir (davon bin ich fest überzeugt) nicht mehr länger opponieren, wenn er erfährt, dass der Verfasser aus dem weltbekannten *John Gilpin* auf S. 22 macht *The gilpin.*

Nein, der Verfasser kennt die neuenglische Litteratur nur aus irgend einem Compendium, das er für sein Machwerk in der flüchtigsten Weise excerpiert hat. Dieses Compendium muss schon aus früherer Zeit stammen, da neuere Schriftsteller, wie z. B. Browning, Morris, Arnold, Swinburne und vor allem G. Eliot gar nicht genannt sind. Dafür hat aber der Verfasser das Verdienst, einen Dramatiker entdeckt zu haben, den uns alle seine Vorgänger vorenthalten haben. Dieser bisher unbekannte Mann heisst *Tagloo* (S. 27). Indessen dürfte es doch wohl gerathen sein, an die Existenz dieses *Mr. Tagloo* vorläufig noch nicht allzufest zu glauben. Er soll nämlich nach dem Verfasser ein Drama *Artevelde* geschrieben haben. Nun trifft es sich sonderbar, dass die Vorgänger des Verfassers ein Drama *Philip van Artevelde* recht wohl kennen, es aber nicht dem *Mr. Tagloo*, sondern *Sir Henry Taylor* zuschreiben.

Indem ich nachgewiesen habe, dass der Verfasser, mag er heissen, wie er wolle, der Bildung nach kein Engländer oder Amerikaner sein kann, ist zugleich klar geworden, was das Kapitel, in welchem er die neuenglische Litteratur bespricht, werth ist. Vielleicht sind aber die übrigen Kapitel nur um so besser? Vielleicht gehört er zur Kategorie derjenigen, die, wie Dr. Asher in der Schrift sagt, über die ich vor 14 Tagen referiert habe, „wohl hübsche Kenntnisse im altenglischen besitzen mögen, dem neuenglischen aber nicht gewachsen sind“? O nein, auch „Dr. Wilkins“ macht keine Ausnahme von meiner bei jener Gelegenheit formulierten Regel, dass, wer sich mit seinem neuenglisch blamiere, das mit seinem mittel- und altenglisch erst recht fertig kriege. Auch hier ist, so unglaublich das klingen mag, die neuenglische Partie immer noch die beste.

Wenden wir uns zunächst zu dem ersten Kapitel. „Fünf Elemente lassen sich in der englischen Sprache wiedererkennen: keltisch, lateinisch, germanisch, scandinavisch, normännisch-französisch.“ Der Verfasser scheint also das scandinavische nicht für germanisch zu halten. Im dritten Absatz rechnet er Armenien zu Europa, nennt unter den italischen Sprachen wohl oskisch und umbrisch, vergisst aber ganz und gar das lateinische und zählt unter den slavischen Sprachen das serbische an einer Stelle auf, die es als unzweifelhaft erscheinen lässt, dass er es mit dem sorbischen für identisch hält. Auf derselben Seite lesen wir ferner: „587 war das Christenthum [in England] eingeführt.“ Er meint offenbar 597, wo die Missionäre nach England kamen. Ebenda: „Aethelstan besiegt sie [die Dänen] 941 bei Brunan-

burg.“ Er hat das Todesjahr Aethelstans (von manchen wird allerdings 940 als solches angesetzt) mit dem Siegesjahr (937 oder 38) verwechselt. Nach S. 2 scheint ihm unbekannt, dass man auch in der Bretagne noch keltisch spricht.

Ebenda lesen wir den Satz: „Das lateinische ist noch an Culturwörtern zu erkennen, wie *chestre* (*castra*), *-coln* (*colonia*) u. s. w.“ Bei diesem Satze, wenn ich nicht irre, kam mir zuerst der, wie ich bald sah, durchaus begründete Verdacht, dass der Verf. ein in meinen Vorlesungen schlecht nachgeschriebenes Collegienheft benutzt habe. Ich pflege nämlich in der Einleitung zur englischen Grammatik auszuführen, dass man annehme, das lateinische habe auch indirect durch Vermittlung des keltischen auf das englische Einfluss geübt, speziell werde behauptet, dass in den Ortsbezeichnungen auf *-coln*, *-chester* oder *-cester* und in *street* sich durch das keltische hindurch das lateinische *colonia*, *castra* und *strata* erhalten habe; dass aber diese Annahme wenigstens in Bezug auf *street* wenig glaublich sei, da die Uebereinstimmung des ae. *strǣt* mit dem alts. *strâta* und ahd. *strâza* dafür zu sprechen scheine, dass die germanischen Eroberer Britanniens dieses Wort schon aus ihrer Heimat mitgebracht; denn schon vor der Auswanderung der Angeln, Sachsen und Jüten seien unzweifelhaft Wörter aus dem lateinischen ins germanische eingedrungen, hauptsächlich Culturwörter, indem man mit der vorher unbekannten Sache auch das Wort kennen gelernt und angenommen habe. Aus diesem allen nun, so schien mir sofort, ist jener orakelhafte Satz erwachsen: „Das lateinische ist noch an Culturwörtern zu erkennen, wie *chestre* (*castra*), *-coln* (*colonia*) u. s. w.“

Alles, was auf dieser Seite noch folgt, ist im wesentlichen aus jenem Hefte geflossen, freilich bin ich z. B. nicht für die Behauptung verantwortlich, dass das westgermanische „im Gen. der Fem. der *a*-Deklination die Endung *nan*, ostgerm. nur *an*“ hat.

Auch, was der Verf. über die ae. Dialecte auf S. 3 sagt, stammt aus derselben Quelle. Doch ist da wesentliches übersprungen, und es passiert dem Verf. das Missgeschick, dass er als nordhumbrische Denkmäler unter Nr. 4 „Glossen zum sog. Durhambook“ anführt und unter 5 „Evangelien, ed. von Kemble und Hardwick, Cambr. 1858“, ohne zu wissen, dass jene Glossen eben hier abgedruckt sind und ohne hinzuzufügen, dass Skeat dem einen Band mit Matthäus drei mit Marcus, Lucas und Johannes hat folgen lassen.

Auch, was die Compilation über die ae. Litteratur sagt, stammt der Hauptsache nach aus einem bei mir nachgeschriebenen Hefte; doch ist es „Dr. Wilkins“ gelungen, das unsinnigste Zeug fertig zu bringen. So lesen wir bei ihm über den Namen *Beowulf*: „wie *Gotolf*, *Irginolf* u. s. w. zu erklären, d. h. Held nach Art des myth. Gottes *Beowar*.“ Ich habe nach Müllenhoff von *Gôzolf*, *Irminolf* und *Bêowa* gesprochen, und es ist mir natürlich nicht in den Sinn gekommen, den letzteren einen mythischen Gott zu nennen. Die Schreibung „*britisch museum*“ sei nur so nebenbei erwähnt. „1705 von Wanley mitgetheilt“ kann man doch nur dahin verstehen, dass W. den ganzen Beowulf hat abdrucken lassen. „Der Däne Thorkelin lässt es 1786 abschreiben.“ Erstens Th. war kein Däne, sondern ein in Kopenhagen lebender Isländer, zweitens liess er nicht nur den Beowulf abschreiben, sondern fertigte eine zweite Abschrift selbst an. „1809 in Kopenhagen beim Bombardement verbrannte das Manuscript.“ Man sollte meinen, das Manuscript des Beowulf, glücklicherweise aber verbrannte nur das Druckmanuscript Thorkelins; übrigens 1807, nicht 1809. Von einer „deutschen Edition“ des Beowulf von Leo weiss die Welt nichts, dagegen von mancher anderen, die nicht erwähnt wird. Nach S. 4 findet sich das Gedicht vom Kampf in Finnesburh „als Interpolation im Beowulf V. 1018 ff.“ Die Zahl ist falsch und der ganze Satz mindestens schlecht ausgedrückt. *Waldere* ferner „geht auf das allemannische Gedicht Walther von Aquitanien zurück“.

Dazu dann noch die Anmerkung: „Es gibt noch eine fränkische und eine slavische Bearbeitung des Stoffes.“ Ich habe in der Vorlesung natürlich nur davon gesprochen, dass die Sage von Walther in drei verschiedenen Gestalten vorliege, einer allemannischen, einer fränkischen und einer slavischen. Ebenfalls eine Verballhornisierung des von mir vorgetragenen ist es, wenn es S. 5 bei der Genesis heisst: „Interpolation aus dem alts. Heliand.“ Das ist der Extract, den „Dr. Wilkins“ aus meiner Bemerkung gewinnt, dass sich in der Genesis eine Interpolation finde, die nach Sievers aus einem sonst verlorenen, ursprünglich in altsächsischer Sprache abgefassten alttestamentlichen Werke des Helianddichters herrühre.

Ich möchte ferner gern wissen, wie sich „Dr. Wilkins“ das möglich dachte, dass Grimm Andreas und Elene im Jahre „1815“ herausgeben konnte, während, wie an derselben Stelle bemerkt wird, die einzige Handschrift, welche diese zwei Gedichte enthält, erst acht Jahre später entdeckt wurde. Es ist erstaunlich, dass jemand die Dreistigkeit haben kann, ein solches Repetitorium herauszugeben, ohne von Grimms Andreas und Elene, einem der kanonischen Bücher der englischen Philologie, auch nur so ungefähr zu wissen, wann es erschienen ist (1840).

Als Reste der heidnischen Lyrik erwähnt er S. 6 „Zaubersprüche, Bienensegen, Walkyrensegen“. Ich habe bei Besprechung der Zaubersprüche erwähnt, dass viele Gelehrte einen Theil eines Bienensegens für eine Anrufung der Walküren gehalten haben. Einer der bezeichnendsten Paragraphen ist der dritte unter Lyrik. „Psalmen, aus einer Pariser Handschrift von Thorpe 1835 herausgegeben; vgl. Hallenser Dissert. von Meister 1877, die Flexion im Oxforder Psalter; Haupt's Zeitschrift IX u. XXII.“ Der Candidat oder Studierende kann lange suchen, ehe er die gemeinten Stellen findet. Ja, um zu begreifen, wie der Verf. dazu kommt, den 22. Bd. der Zeitschrift zu citieren, muss man wissen, dass ich im Anschluss an die von Thorpe herausgegebenen Psalmen auch über den zuerst von Dietrich aus einer Londoner Handschrift veröffentlichten 50. (resp. 51.) Psalm gesprochen habe und dabei zur Berichtigung der gewöhnlichen Annahme, dass die Handschrift noch aus der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts stamme, auf Zs. 22, 225 f. verwiesen. Dagegen den Hinweis auf die Hallenser Dissertation hat „Dr. Wilkins“ nicht aus dem Hefte, sondern er ist sein vollständiges Eigenthum. Freilich dürfte der Ruhm, den ihm diese Zuthat eintragen wird, kaum sehr gross sein, sintemal der Oxforder Psalter, über den Meisters Dissertation handelt, leider altfranzösisch ist.

Bei Nr. 4 der gelehrten Didactik (S. 7) hat der Verf. zwei ganz verschiedene Gedichte zusammengeworfen. Bei Besprechung der Sachsenchronik, über welche auf derselben Seite gehandelt wird, hat der Nachschreiber des „Dr. Wilkins“ vorliegenden Heftes gehört, dass der Anfang der englischen Annalistik in der Sitte zu suchen sei, am Rande der Ostertafeln Notizen über Ereignisse der einzelnen Jahre zu machen. Daraus macht nun der Verf.: „Sachsenchronik ist eine Zusammenstellung von Randbemerkungen an den Ostertafeln eines jeden Jahres“. Er scheint zu glauben, dass man sich, wie das jetzt mit dem Kalender geschieht, jedes Jahr neue Ostertafeln kaufte. Auf derselben Seite gelingt Dr. Wilkins eins seiner schönsten Stücklein. Wer Orosius war, dessen Werk König Aelfred bearbeitete, habe ich in der Vorlesung nicht gesagt. „Dr. Wilkins“ will dies als gründlicher Mensch aber wissen und findet denn auch etwa bei ten Brink S. 94 die Notiz, dass Orosius ein spanischer Presbyter war und sein Geschichtswerk „auf Anregung des h. Augustin“ schrieb. Daraus macht dann „Dr. W.“: „Orosius war Presbyter beim heiligen Augustin.“ Aber damit hat er noch nicht genug. Er fragt: wer war denn der heilige Augustin? Auch diese Frage gelingt es ihm zu seiner Zufriedenheit zu beantworten, und so fügt er in Klammern hinter Augustin bei: „598 Erz-

bischof von Canterbury, † 607"; d. h. er verwechselt zwei ganz verschiedene Persönlichkeiten gleichen Namens.

Von den Blickling Homilies, die „Dr. W." S. 8 erwähnt, behauptet ten Brink S. 131, sie seien „ohne alle Frage ein Erzeugniss der durch Dunstan, Aethelwold und ihren Anhang hervorgerufenen geistigen Richtung." Daraus macht „Dr. W.": „Sie wurden unter der Autorität der Kirchenväter Dunstan und Aethelwold verfasst". Woher aber (und das sei meine letzte Bemerkung über dieses Kapitel) — woher „Dr. W." die Nachricht hat, dass Aelfric, der Verf. der *Homiliae catholicae* u. s. w., Erzbischof („Dr. W." schreibt das Wort mit ff) von Canterbury war, kann ich nicht sagen. Aus ten Brink stammt sie nicht, da dieser diese veraltete Annahme gar nicht erwähnt: aus dem öfter erwähnten Hefte könnte sie aber nur dann geflossen sein, wenn in diesem das hier sehr wesentliche Wörtchen „nicht" vor Erzbischof ausgefallen wäre.

Der Uebersicht über die mittelenglische Litteratur ist, wie auch der über die neuenglische, ein historischer Ueberblick vorangeschickt, der auf sich beruhen möge. Für die mittelenglische Partie ist „Dr. W." hauptsächlich einem in meinen Vorlesungen über Grammatik nachgeschriebenen Hefte gefolgt: hier führe ich natürlich nur die hauptsächlichsten Denkmäler an, die für die mittelenglischen Dialecte in Betracht kommen, ohne auf ihren Inhalt einzugehen. „Dr. W." hat sich nun verpflichtet gefühlt, das zu ergänzen theils durch Zusätze bei den aus meiner Vorlesung entlehnten Werken, theils durch Hinzufügung von Schriften, die ich übergangen. Man hätte nun erwarten sollen, dass er die letzteren, bei deren Auswahl ich übrigens kein Prinzip entdecken kann, unter die einzelnen Dialecte einreihte, aber das ging offenbar über seine Kräfte: deshalb fügte er sie hinten an. Die Jahreszahlen, die er nach dem Hefte gibt, zu verificieren fällt ihm nicht ein Er schreibt ferner *Hali Meidenhead... an alliterative homily by Cockayne*, was natürlich nur bedeuten kann, dass Cockayne der Verfasser des Werkes ist. Unter den westmittelländischen Denkmälern führt er sodann richtig die *Early English Alliterative Poems ed. Morris* 1864 nach dem Hefte an. Dieselben Gedichte figurieren aber auch (ich weiss nicht, wie er dazu kommt) unter seinen nördlichen Stücken, wo es unter Nr. 5 heisst: „Die Perle mit den Theilen (!) *Clannesse* (Unschuld) und *Patience* (Ergebung). Vgl. *Early English Alliterative Poems ed. by Morris, London* 1869." In diesem Jahre erschien die zweite Auflage der Morris'schen Ausgabe, die aber genau dieselben drei Gedichte enthält, wie die erste. Das *Ayenbite of Inwyt* stammt aus dem Hefte, „Dr. W." fügt aber den überraschenden Zusatz bei, dass dies Werk ein Gedicht sei. Was er über *Guy of Warwick* sagt, ist mindestens irreführend. Die Angabe, dass meine Ausgabe der einen Version dieser Romanze in Cambridge erschienen sei, erklärt sich daraus, dass die Handschrift in Cambridge ist. Dass auf derselben Seite *Wheatby* statt *Wheatley* und *Dobel* statt *Dobet* zu lesen steht, will wenig sagen. Unter „Assonanz" scheint „Dr. Wilkins" das zu verstehen, was andere Sterbliche „Allitteration" nennen, da er S. 14 Peter den Pflüger als „ohne Reim, aber mit Assonanzen" geschrieben characterisiert. Die Bemerkung, dass dieses Werk „um 1370 verfasst" sei, kann nur jemand machen, der von ihm nichts weiss. Auch von Gower weiss nichts, wer ihm zuschreibt „ein allegorisch-moralisches Gedicht mit franz., lat. und englischem Theil". Von Chaucer heisst es „geb. 1340 zu London, studierte zu Oxford und Cambridge." Der Jahreszahl ist wenigstens ein „um" oder „etwa" hinzuzufügen, die Bemerkung über Oxford und Cambridge aber ganz zu streichen, da man darüber absolut nichts weiss. Dass Kochs Aufsatz über Chaucer in den Engl. Studien über dessen Leben handle, kann auch nur sagen, wer ihn nicht kennt. Von Dunbar endlich führt „Dr. W." die Titel dreier Gedichte in einer Weise an, dass man glauben muss, das sei alles oder nahezu alles, was er geschrieben.

Ich bin fast nur auf Begehungssünden eingegangen, und nicht einmal auf alle. Wollte ich von den Unterlassungssünden auch nur die hauptsächlichsten monieren, so hiesse das Ihre Geduld auf eine zu harte Probe stellen. Ich will nur noch einen raschen Blick auf die das fünfte Kapitel bildenden 35 Fragen aus der historischen Grammatik (S. 28) werfen. Sie sind nach dem in meinen Vorlesungen nachgeschriebenen Hefte gemacht, doch muss ich die Vertretung ihrer Form dem „Dr. Wilkins“ überlassen. Ich bin z. B. daran unschuldig, wenn Nr. 11 lautet: „Nenne Beispiele der Lautverschiebung beim Uebergang aus dem altenglischen ins hochdeutsche.“ Ich bin unschuldig an den vielen falschen Quantitäten und an Formen, wie *seohan*. Ich versichere, dass ich lehre, dass in den Wörtern *father* und *mother* das *th* erst am Anfang des 16. Jahrh. für älteres *d* eintritt, und also von einem ae. „*fæther*“ oder „*mothor*“ ebenso wenig rede, wie vom „Comperativ.“

Dieser „Comperativ“ erinnert mich an die „Pegnitsschäfer“ (S. 18), die „*T*ronbesteigung“ (S. 8) und die „Chrestoma*t*ie“ (im Vorwort). Man könnte ja meinen, die Weglassung des *h* in diesen Wörtern beruhe auf phonetischer Schreibung, aber man würde sich irren; denn „Dr. Wilkins“ schreibt noch th selbst da, wo sogar die officielle Orthographie das h weglässt.

In welcher Verblendung über sich und sein Wissen muss „Dr. Wilkins“ befangen sein, da er sich nicht scheut, sich als schriftlichen Exameneinpauker anzubieten?

J. Zupitza.

Molières Leben und Werke. (Französische Studien Bd. II.) Von Dr. Mahrenholtz. Heilbronn, Gebr. Henninger, 1880. 25 Bogen gross 8.

Das eben erschienene Werk enthält eine Uebersicht der wichtigsten Forschungen, die bisher von den französischen Kritikern und Commentatoren auf dem Gebiete der Molière-Philologie gemacht worden sind und eine Zusammenfassung dessen, was der Verf. früher in einer Reihe von Einzelaufsätzen publicirt hatte. Das ästhetische und kulturhistorische Element ist gleichmässig berücksichtigt und die Auffassung eine durchaus selbständige, nirgends von der Tradition beeinflusste. Neues bringen vor Allem die der Arbeit hinzugefügten fünf Excurse, die seltene Schriften über Molière betreffen. Der Abschnitt „Bibliographisches“ gibt mancherlei Nachträge und Vervollständigungen zu Lacroix. Eingehenderes Studium ist namentlich der an Molière's: Ecole des femmes, D. Juan und Tartuffe sich knüpfenden Polemik, sowie der Fameuse comédienne und Grimarest gewidmet worden, auch die ältere Molière-Literatur kurz, aber in scharfen sprechenden Zügen skizzirt. Der Abschnitt: „Nachahmer und Interpreten Molière's“ widerlegt viele vorgefasste und gedankenlos nachgesprochene Meinungen Anderer. Es ist die erste kritische Biographie Molière's auf deutschem Boden.

Wittenberg. C. Löschhorn.

Mit dem Bleistift. Geschichten und Skizzen von Ferd. Gross. Leipzig, C. Reissner, 1881.

Diese Sammlung interessanter feuilletonistisch gehaltener Aufsätze verdient auch an dieser Stelle lobende Erwähnung, da sie mancherlei feine Bemerkungen in sehr hübscher Darstellung über moderne Sprachen und Literaturen beibringen. Besonders lesenswerth sind die Artikel über Daudet als Lyriker, Shakespeare und die Frauen, Uebersetzungssünden, eine Kir-

mess in Brüssel und Germanismen im Pariser Argot. In dem Aufsatze über Shakespeare sucht der Verf. nachzuweisen, dass der Dichter sehr weit von jenem Frauencultus entfernt sei, den man ihm fälschlich zuschreibe; er habe einzelne edle Frauengestalten geschaffen, aber mit der ausdrücklichen Verwahrung, dass sie Ausnahmen seien, und selbst an diesen Ausnahmen lasse er noch immer manche Fehler und Schattenseiten der Regel haften. Die edlen Frauen, welche er gegeben, seien passiv edel, die schlechten dagegen zeigten eine sehr active Schlechtigkeit. Etwas zu weit scheint der Verf. zu gehen, wenn er behauptet, dass sich Shakespeare's Anschauung über die Frauen dahin definiren lasse, „gute Frauen sind solche, die noch nicht schlecht waren.“ Höchst amüsant ist die Schilderung der Brüsseler Kirmess, und der Leser begleitet den Verf. mit Vergnügen von dem Grand Hôtel bis zur Foire, die sich wie eine Reise von Frankreich nach Flandern darstellt und um so merkwürdiger ist, da man sie gleichsam über das Pariser Quartier latin zu machen hat. Erfreulich ist es, dass der Verf. in recht gründlicher Weise auf eine Purification des Uebersetzerwesens hinzuwirken strebt. Keine Nation hat zwar im Allgemeinen bessere Uebersetzer als die deutsche, aber leider ist man schon seit längerer Zeit bei uns in ein sehr schlimmes Extrem verfallen. „Heute ist, wie Hr. Gross sagt, uns nichts mehr zu schlecht, zu geringfügig, um ins Deutsche übertragen zu werden, und wir haben uns daran gewöhnt, ein gut Theil dieser Uebertragungen von den erbärmlichsten Handwerkern ausgeführt zu sehen.“ Diesen Uebelständen soll gesteuert, nicht aber etwa unser Zusammenhang mit der ausländischen Literatur gelockert werden.

Die angeführten Beweise und Beispiele sind überzeugend, und jeder Unbefangene wird gern solchem Ankämpfen gegen die Uebersetzungsseuche beipflichten. — Daudet wird in anmuthiger Weise als Lyriker charakterisirt, wobei natürlich die in Deutschland leider nur wenig bekannten, aber ausserordentlich graziösen Amoureuses in den Vordergrund treten. Der Aufsatz über den Pariser Argot bringt mancherlei Neues, dessen Kenntniss den Lesern moderner franz. Romane willkommen sein wird.

Die Praxis der Schweizerischen Volks- und Mittelschule, hrsg. von J. Bühlmann. 1. Heft. Zürich, Orell, Füssli & Co.

Dieses neue Archiv für Unterrichtsmaterial bringt in seiner ersten Nummer eine Reihe schätzbarer Beiträge für specielle Methodik und hat die Tendenz, die nationale Schweizerschule durch vereinigte Kräfte zu fördern. Den gesammten Unterricht soll der nationale Geist durchdringen und ein möglichst grosser Theil des Unterrichts ein nationaler sein. Unter den verschiedenen Aufsätzen des Heftes machen wir auf zwei vorläufig aufmerksam: „Barbarismen im Unterricht“ und „Allotria im deutschen Sprachunterricht.“ In dem ersten dieser beiden Aufsätze wird alles dasjenige als Barbarismen im Unterrichte bezeichnet, was der Lehre von der Aperception, von dem Interesse, von der ursprünglichen und willkürlichen Aufmerksamkeit, von der Gedächtniss- und Willensbildung und schliesslich der Praxis unserer pädagogischen Klassiker zuwider ist.

A. Wiemann, Englische Schüler-Bibliothek. Heft 3—7. Gotha bei G. Schlössmann.

Die neuesten Hefte dieser hübschen Sammlung, welche Erzählungen aus W. Irving's Alhambra, die Tales of a Grandfather, The three cutters und sehr gut gewählte Abschnitte aus Markham's History of England enthalten, schliessen sich recht verdienstlich den ersten Theilen der Schülerbibliothek an und werden dem Unternehmen gewiss manche neue Freunde erwerben. Es kann nur gelobt werden, dass sich die erklärenden Noten

auf wirkliche Schwierigkeiten, namentlich sachlicher Art beschränken und dass der Verfasser nicht Grammatiken und synonymische Handbücher ausschreibt, wie das leider in letzterer Zeit so sehr Mode geworden ist. Nur in den Three Cutters erscheinen die Noten etwas zu dürftig, während andererseits die dem siebenten Hefte beigegebene englische Formenlehre als entbehrlich anzusehen ist.

Deux pages inédites de la vie de Frédéric le Grand. (Extrait de la nouvelle Revue du 15 avril 1881.) Paris, J. Baur.

Die beiden interessanten Stücke, welche wir Herrn Charles Henry, Bibliothekar bei der Sorbonne, verdanken, bestehen aus einer Ansprache, welche der König an den Prinzen von Hessen rücksichtlich seines Religionswechsels gehalten haben soll und aus einem Berichte über eine Unterredung, welche zwischen Friedrich dem Grossen und dem Professor Gellert in Leipzig stattfand. Der Herausgeber hat sie in einem Manuscripte der Nationalbibliothek in Paris (Fonds français, No. 13084) bei den ex libris der Gräfin von Boisgelin entdeckt, welches ausser den beiden genannten Stücken unter anderen noch eine Copie der Matinées du roi de Prusse enthalten. Das Gespräch mit Gellert nimmt Bezug auf die deutsche und französische Literatur und deren Werthschätzung; der Discours an den Prinzen von Hessen lautet folgendermassen:

„Vous jugez bien, mon prince, que c'est avec une peine infinie que j'ay appris votre changement de religion. Hélas! il était aisé de prévoir les suites funestes qui en résulteraient. On a voulu que je vous parlasse. Cependant je ne sais si à chose faite il y a du remède. Bon Dieu! quel motif peut vous avoir déterminé à cette démarche? Quel qu'il soit, je suis persuadé, mon cher cousin, que, pour peu que vous vous fussiez fait représenter à quel point cela affligerait votre vieux père, votre digne épouse, vos sujets futurs et en général toute l'Europe protestante, vous ne l'auriez jamais fait. Non, en vérité, aucune raison n'est capable de faire renoncer un cœur qui sent, qui a de l'humanité et de l'honneur à l'amour de ses parents, à la confiance de ses peuples et à l'estime du public.

„Je sais fort bien que quand il est question de faire son salut, il faut passer par-dessus toutes les considérations du monde; mais il est impossible que la religion qui en indique les moyens ne soit fort unie et fort simple. Oui, il est impossible que Dieu fasse dépendre le bonheur éternel d'une croyance compliquée. Les ecclésiastiques disputent, dogmatisent et se déchirent mutuellement. Le chrétien s'attache à aimer Dieu et son prochain, sans soumettre sa raison aux décisions d'un chef d'Église ou d'une assemblée de quelques ecclésiastiques. La conviction n'admet d'autre tribunal que la conscience. Le ciel ne sera jamais la récompense des dogmes et des opinions. Examinez et vous trouverez toutes les inconséquences de la religion catholique romaine; elles sont si manifestes qu'encore que vous préfériez de raisonner sur Dieu à la douceur de l'aimer, vous n'y trouverez pas de quoi satisfaire votre goût. Indépendamment de tout cela, si j'avais été à votre place je me serais dit: Il est impossible que Dieu puisse vouloir que je me sauve par un chemin qui me conduit à accabler ma famille et à blesser le plus essentiel de mes devoirs.

„Il me semble cependant que j'entrevois comment vous avez été induit à ce parti. Quand on est jeune, on fait souvent bien des sottises; je ne m'en excepte pas; le temps vient qu'on s'en repent. Une conscience timorée trouble le repos de nos jours. Vous cherchez à calmer vos remords; arrivent des gens qui vous assurent que Dieu ratifie l'absolution d'un prêtre qui vous passe la main sur la tête (moyen assez aisé de se sauver); on le choisit avec plaisir; il est trop attrayant pour qu'on examine combien peu il est sûr, on ne se permet pas même d'en douter."

Ce fut ici que le prince interrompit le roi en lui disant que c'était là précisément son cas.

Le roi poursuivit:

„Eh bien! il faut donc que vous sachiez, mon prince, que cette absolution qui vous rend le cœur si léger et que vous affectionnez tant vous est vendue bien cher. La même bouche qui vous annonce la grâce du ciel prononcera contre vous l'anathème le plus foudroyant si vous ne prenez le glaive en main pour établir l'autorité de l'Église romaine, si vous ne permettez qu'on tyrannise les consciences et si vous n'abusez de votre autorité pour forger des fers à vous et à vos sujets. C'est la source la plus féconde des plus tristes inconvénients. On ne connaît que trop les artifices du clergé catholique. Ayez les yeux ouverts sur les pièges qu'on vous tend, consultez la vérité, écoutez les sentiments de votre cœur, voyez ce que vous dicteront votre honneur et votre conscience éclairée.

„Vous ne sauriez blâmer votre père, qui doit veiller au bonheur de ses peuples; vous ne sauriez blâmer les princes qui composent le corps évangélique en Allemagne d'avoir, à l'occasion de votre changement, pris de sages précautions contre les maximes pernicieuses d'un clergé entre les mains duquel vous serez toujours un prince à qui personne ne pourra se fier. Ce n'est pas vous qui agirez, c'est la prêtraille qui dominera.

„On a tâché d'en prévenir les dangereuses suites en vous liant les mains, je l'avoue, d'une manière un peu humiliante; j'aurais voulu qu'on eût pu s'en dispenser; je voudrais encore que toutes les précautions fussent inutiles, que vous rompissiez les entraves qui ont été fatales à tant de souverains et à des États entiers. Songez-y, mon prince, et si ma sincérité est allée trop loin, sachez que l'amitié en a été l'unique source."

Cours normal de Langue allemande par D. Springer, ancien professeur de l'Université. 3 parties. Paris, Firmin-Didot et C[ie]. Brunswick, H. Meyer.

Aeusserst spärlich waren in früherer Zeit wirklich brauchbare Lehrmittel zum Unterrichte von Ausländern in der deutschen Sprache, und nur der niedrige Bildungsstand oder die Bequemlichkeit und Gedankenlosigkeit vieler Lehrer macht es erklärlich, dass ihrem Bedürfniss Lehrbücher à la Ollendorf, Ahn u. s. w. genügen konnten. Die mehr wissenschaftliche Behandlung des gegenwärtigen Sprachstudiums hat auch für den Schulunterricht eine wirkliche Vertiefung zur Folge gehabt, und so konnten denn die älteren ziemlich oberflächlichen Grammatiken nicht mehr recht befriedigen. Unter den mancherlei Versuchen, welche in Beziehung auf das Deutsche von Franzosen gemacht worden sind, verdient das obengenannte Werk rühmend genannt zu werden. Man bekommt sofort den Eindruck, dass der Verf. eine gründliche Kenntniss der Sprache besitzt und in methodischer Beziehung ein durchaus tüchtiger Lehrer sein muss. Das bedeutungsvolle Wort Gréard's in seinem bekannten Berichte an die Académie des sciences morales et politiques bezeichnet gleichsam in symbolischer Weise den Charakter unseres Buches, indem er sagt: „En éducation, la méthode est tout. Ce qu'elle exige avant tout, c'est un travail incessant de l'intelligence chez l'élève, et de la part du maître, une intervention discrète, mais toujours active. Les livres eux-mêmes doivent servir à seconder la parole du maître, non à la remplacer." Als Einleitung des Ganzen giebt der Verf. eine Art Fibel oder Abécédaire; er will weder die sogenannte altklassische, noch auch die empirische Methode und verhält sich ablehnend zu der in Frankreich vielfach gebräuchlichen méthode mixte, weil dieselbe das Erlernen neuerer Sprachen nicht wesentlich erleichtere und in pädagogischer Beziehung viel zu wünschen übrig lasse. So lernt denn in dieser Fibel der Schüler nicht nur lesen und schreiben, sondern beginnt schon im eigent-

lichen Sinne des Worts ganz unmerklich das Studium der deutschen Sprache. Durch Vermittelung des Ohres werden die Elemente des Wortes beigebracht, und es können diese Sprech- und Gehörübungen ganz vorzüglich genannt werden, die sich frei halten von den banalen Redensarten der gewöhnlichen Questionnaires und nur Fragen an den Schüler richten, die er wirklich beantworten kann. Besonderes Lob verdienen dann auch die verschiedenen Abschnitte, welche der Recapitulation und Repetition des durchgearbeiteten Stoffes gewidmet sind.

Die eigentliche Grammatik wird nach heuristischer Methode in drei Büchern gelehrt, welche Ref. gelegentlich eingehend besprechen wird. Die beigefügten Aufgaben erscheinen äusserst zweckmässig; sie sind inhaltreich und schreiten fort vom Leichten zum Schweren. Schliesslich sei das Werk bestens empfohlen.

Goethe en Italie. Étude biographique et littéraire par Théophile Cart. Paris et Neuchatel, Sandoz.

Obiges Werk, welches ursprünglich als Dissertation der faculté des lettres in der Akademie von Lausanne vorgelegen hat, sucht die Lösung eines psychologischen Problems: Un homme connu, pris à une époque déterminée de son développement intellectuel — Un pays également bien connu — Quelle sera l'action de celui-ci sur celui-là? Die äusserst gründliche, mit unverkennbarer Liebe angestellte Untersuchung, von welcher der Verf. einen sehr gefälligen lichtvollen Bericht giebt, überzeugt den Leser, wie sich in dieser beschränkten Reife-Periode ein herrliches Miniaturbild von dem Leben Goethe's abspiegelt. Der Verf. kennt und beherrscht das ganze literarische Material und begleitet mit vollster Ort- und Sachkenntniss den Dichter auf seiner Wanderung Schritt für Schritt, und wenngleich man vielleicht nicht in allen Punkten dem Verf. beistimmen kann, so muss ihm doch ohne Rückhalt zugestanden werden, dass es ihm gelungen ist, das Leben des Dichters als ein harmonisches Kunstwerk darzustellen.

1. La jeunesse de G. Washington, suivie d'un petit recueil de ses lettres à sa famille par M. Guizot. Im Auszuge und für die Schule bearbeitet von Dr. G. Geilfus. Zürich, Schulthess.
2. James Watt par M. Fr. Arago. Im Auszuge und für die Schule bearbeitet von Dr. G. Geilfus. Zürich, Schulthess.
3. La vie de Lazare Nicolas Marguerite Carnot par Fr. Arago. Im Auszuge und für die Schule bearbeitet von Dr. G. Geilfus. Zürich, Schulthess.

Der Herausgeber vertritt in der Veröffentlichung der obigen Schriften die gewiss sehr richtige Ansicht, dass die Biographie hervorragender Männer, wie sie uns von der Geschichte aufbewahrt wird, einen Stoff für die Lectüre liefert, welcher noch immer zu wenig benutzt wird. Sie schliesst sich zum grossen Theile der Fassungskraft des Schülers an und vermag in ihm Wohlgefallen am Guten und Wahren zu wecken. Es gilt dieses unstreitig von dem in den drei vorliegenden Heften enthaltenen Stoffe, und man kann sagen, dass sich bei Anfertigung des Auszuges die Geschicklichkeit des Bearbeiters in rühmlichster Weise bekundet. Jede einzelne Biographie wird die jugendlichen Leser interessiren, die Sprache ist leicht und gefällig und die Erläuterungen, welche nach Ansicht des Referenten etwas zu viel geben, werden selbst eine cursorische Lectüre gestatten.

Voltaire am Abend seiner Apotheose von H. L. Wagner. Heilbronn, Gebr. Henninger.

Es ist ein sehr verdienstliches Unternehmen, dass die rühmlichst bekannte Verlagshandlung, der wir bereits eine nicht geringe Anzahl trefflicher Hilfsmittel für das Studium der neueren Sprachen verdanken, den Entschluss gefasst hat, deutsche Literaturdenkmale des 18. Jahrh. durch Dr. Bernhard Seuffert, Privatdocent an der Universität Würzburg, in Neudrucken herausgeben zu lassen. Erschienen ist bereits ausser der oben genannten Schrift das Trauerspiel Otto von F. M. Klinger und es werden nun nachfolgen: 3. Maler Müller, Faust's Leben und 4. Gleim, Preussische Kriegslieder von einem Grenadier. Wir werden somit für einen geringen Preis und in vortrefflicher Ausstattung mancherlei seltene Originalausgaben von deutschen Schriften des 18. Jahrh. erhalten, und der Herausgeber gedenkt ausser werthvollen metrischen und prosaischen Dichtwerken auch wichtige kritische Anzeigen und Abhandlungen über Poesie zu veröffentlichen.

Die kecke Satire Wagner's, welcher weit über das Ziel hinausschoss, ist nur einmal gedruckt worden und gegenwärtig äusserst selten. Die K. Bibliothek in Berlin besitzt noch ein Exemplar, welches der Herausgeber benutzt hat. In der sehr beachtungswerthen Einleitung schildert er die damalige Voltaireverachtung, zeigt dass die Angabe des Titels, dieselbe sei aus dem Französischen übersetzt, nur eine Fiktion ist und charakterisirt die Ungerechtigkeit in der Beurtheilung des franz. Dichters, dessen philosophisches und historisches Schaffen, sowie seine Herabwürdigung Shakespeare's allerdings Tadel verdienen.

Französische Syntax in Beispielen, nach der heuristischen Methode von Dr. A. Wiemann. Gotha, G. Schlössmann.

Das kleine Büchlein soll den Grund legen zu einer allgemeinen Kenntniss der Syntax; es ist so eingerichtet, dass der Schüler aus zwei einander gegenüberstehenden Sätzen die betr. Regel finden soll und kann. Die wichtigsten syntaktischen Schwierigkeiten kommen zur Behandlung und beanspruchen in dankenswerther Weise die Selbstthätigkeit des Schülers. Da das Büchlein nur ein paar Groschen kostet, so dürfte es sich neben jeder anderen Grammatik sehr wohl zur Benutzung bei Repetitionen empfehlen.

The prisoner of Chillon, by Lord Byron. Mit Lebensbeschreibung des Dichters, Einleitung und erklärenden Anmerkungen von Dr. Karl Meurer. Köln, Römke.

Der durch seine synonymischen Handbücher wohl bekannte Herausgeber veröffentlicht hier eine Ausgabe jenes herrlichen Gedichtes, welche sich für die Privatlectüre sehr empfehlen lässt. Die Erklärungen sind sachgemäss, erscheinen aber für die Klassenlectüre entbehrlich; fast in allen besseren englischen Chrestomathien für die oberen Klassen ist der Prisoner of Chillon abgedruckt, und auf dieser Lehrstufe dürfte die Erläuterung der Dichtung kaum dem Lehrer besondere Schwierigkeit machen.

Wie ich mein Wörterbuch der franz. Sprache zu Stande gebracht habe. Eine Plauderei von E. Littré. Leipzig, W. Friedrich.

Den Lesern dieser Zeitschrift wird das interessante Original: Comment j'ai fait mon Dictionnaire de la langue française bekannt sein und Ref. kann

sich deshalb auf die Bemerkung beschränken, dass sich die Uebersetzung gut liest und nur zu wenigen kleinen Ausstellungen Veranlassung giebt. Sie ist übrigens mit einem sehr ähnlichen Bildnisse des Verfassers ausgestattet und verdient noch insofern ganz besondere Empfehlung und Verbreitung, als der volle Reinertrag der internationalen Littré-Stiftung zufliessen wird.

Ausgewählte Scenen aus Molière's Lustspielen. Zum Schulgebrauch zusammengestellt von Ferd. Schwarz. Basel, C. Detloffs Buchhandlung.

Der Herausgeber hat solche Scenen ausgewählt, die sich durch Korrektheit, Einfachheit und Verständlichkeit auszeichnen; die Lectüre derselben soll den Schülern zur Aufmunterung dienen und als angenehme Unterbrechung im ernsten Unterrichte und Ref. glaubt, dass sie auch zu Memorirübungen recht wohl geeignet sind.

Konjugations-Muster für alle Verba der französischen Sprache, regelmässige wie unregelmässige, mit Angabe der Aussprache von G. Langenscheidt. Berlin, Langenscheidt, 1881.

Wir erhalten hier eine Separat-Ausgabe der dritten Beilage zu den bekannten Toussaint-Langenscheidt'schen franz. Unterrichtsbriefen, und es verdient Anerkennung, dass der Verf. bei den Paradigmen jene Fortschritte sorgfältig weiter ausgebeutet hat, welche in den von Sachs und Langenscheidt dem grossen Wörterbuche beigegebenen Remarques détachées nach dieser Richtung erzielt worden sind. Die ausserordentlich mühevolle Arbeit ist namentlich in typographischer Beziehung bewunderungswerth. H.

R. von Gottschall, Die deutsche Nationallitteratur des 19. Jahrhunderts. Litterarhistorisch und kritisch dargestellt. Fünfte vermehrte und verbesserte Auflage. Breslau, Eduard Trewendt, 1881.

Vor uns liegen die beiden ersten bisher erschienenen Bände der fünften Auflage des obigen Werkes, denen die beiden letzten in kurzer Zeit folgen dürften. Längst hat die Kritik anerkannt, dass uns in Rudolf von Gottschalls Werk von allen über die deutsche Litteratur unseres Jahrhunderts erschienenen das vollständigste, eingehendste und geistvollste Handbuch entgegentritt. Dasselbe umfasst nicht nur die Poesie, sondern alle Seiten des geistigen Lebens und bietet so zugleich ein treffliches Kulturgemälde des 19. Jahrhunderts. Liebevoll und unparteiisch ist jede litterarische Strömung innerhalb des gezogenen Kreises gewürdigt worden, überall gewahren wir die Hand des scharfsinnigen Litterarhistorikers und Kritikers und des feinfühligen Aesthetikers. Niemand, weder der Litteraturforscher noch der nach einer umfassenden allgemeinen Bildung Ringende wird des Buches entbehren können. Es ist ein überaus anziehendes Studium, die gewaltigen geschichtlichen Umwälzungen unseres Jahrhunderts in ihrem inneren Zusammenhange zu verfolgen, aber diese Kenntnis wird nur eine einseitige bleiben, wenn wir nicht auch den Geistesäusserungen unseres Volkes unsere Blicke zugewandt haben. Die Kultur, die Litteratur insbesondere, ist der Gradmesser der geistigen Höhe eines Volkes; das Studium der deutschen Nationallitteratur *unseres Jahrhunderts* wird uns erst den Inhalt, den

Charakter derselben in seiner Totalität offenbaren. Und hierfür können wir das Gottschall'sche Werk allen Fachgenossen und allen Litteraturfreunden aufs wärmste empfehlen.

C. Trog, Dramatische Festspiele, geeignet zur Aufführung. Essen und Leipzig 1881.

Anschliessend wollen wir hier noch des verzeichneten kleinen Werkchens Erwähnung thun, welches patriotischen Festen eine Fülle trefflichen Stoffes zur Aufführung darbietet. Die Festspiele sind originell und durchhaucht von wohlthuender Frische und Vaterlandsliebe.

Hamm. Dr. O. Weddigen.

Die Prosodie oder richtige Silbenbetonung der französischen Sprache. Gegründet auf die Quantität der Silben nach Lévisac und Dubroca. Eine unentbehrliche Zugabe für alle französischen Grammatiken (!!). Nebst einer Geschichte der Entstehung der französischen Sprache etc. etc. Aus dem Nachlasse des Prof. der neueren Sprachen zu Paderborn G. Reiche. Bearbeitet von Erwin Martin, Director eines von der hohen k. k. Statthalterei autorisirten Institutes für franz. Sprache etc. Böhm. Leipa 1880?

Unter diesem hochtrabenden Titel liegt mir ein Machwerk vor, wie ich es elender kaum gesehen habe; es wäre eigentlich für jede Minute schade, die man mit der Besprechung desselben vergeudet; aber ich halte es für die Aufgabe der gesunden Kritik, durch energische Blossstellung derartiger Stümpereien dahin zu wirken, dass sie unschädlich bleiben, und dass wir vielleicht nach und nach vor ähnlichem Zeug verschont bleiben. Um kurz zu sein, wollen wir sofort die Blumenlese beginnen!

Schon die Vorrede giebt uns einen Vorgeschmack des blühenden Unsinnes, der uns in der Folge geboten werden soll; da erklärt der Verfasser: „Es ist endlich einmal Zeit, dass die allgemein befolgte Gewohnheit, den Ton immer auf die letzte Silbe zu legen, aufhört, und dass man im Französischen wie im Lateinischen drei Arten von Silben annimmt, nämlich:

a) syllabes longues lange Silben;
b) syllabes brèves kurze Silben;
c) syllabes douteuses, schwankende Silben, welche bald lang, bald kurz sind, und im Lateinischen ancipites genannt werden." Der erste Teil, noch der vernünftigste im Buche, enthält Dinge wie folgt: p. 14 „Das stumme e ist immer sehr kurz, z. B. la bouche." p. 18 „inhérent; l'inhérence, welche man ausspricht: ängehrang, ängehranss (sic!), und in welchen das i als Nasenlaut ausgesprochen wird." p. 20, 9 stehen unter der Regel: „Oi lautet wie ein kurzes o ohne a" auch poitrail, poitrine, poitrinaire. p. 21 soll in guide, Guise das „u" gesprochen werden! p. 25 „aill ohne folgenden stummen (!!) e ist lang in:"; wir haben es hier nicht etwa mit einem Druckfehler oder einer Flüchtigkeit zu thun, denn dasselbe kehrt genau p. 26, 15 und p. 47 wieder; überhaupt ist Herr Martin ein äusserst gewandter Stylist; er sagt consequent „im Anfang der Wörter" st. „am Anfang (p. 29, p. 31, p. 35 etc.), in dieser Stelle st. an dieser Stelle u. s. f.

Viel unterhaltender ist was uns im II. Kapitel „Von dem Silbenaccent oder der Betonung der Silben der französischen Sprache" dargeboten wird.

Unter den allgemeinen Regeln steht unter Anderem: „Die kurzen einsilbigen Wörter, z. B. seul, pris, en, nous u. s. w. haben für sich genommen keinen Accent (!), weil die Stimme auf ihnen nicht steigen und sinken kann.“ „Alle Wörter von 2, 3, 4 und mehreren (!) Silben haben einen Accent, aber nur einen, so lang auch das Wort sein mag, und dieser Accent kann nur auf der letzten, vorletzten oder vorvorletzten Silbe ruhen.“ p. 49 wird betont: la *cou*sine, la *mon*tagne, in der Mehrheit aber: les cou*sines*, les mon*tag*nes (!!). Welch herrliche Entdeckung! Ferner: „Der Accent verändert seine Stelle, wenn man an die Wörter einsilbige Wörter anhängt, z. B. cette at*ten*tion diese Aufmerksamkeit; cette atten*tion*-là jene Aufmerksamkeit.“

Das nun folgende III. Kapitel enthält eine praktische Anwendung all des Unsinnes, welcher uns bisher unter dem Namen von Regeln aufgetischt wurde. Es genügt vollständig, wenn ich die ersten zwei Zeilen mit der Aussprache resp. Betonung wiedergebe: „Ca*ly*pso ne *pou*vait se con*so*ler du d*é*part d'*U*lysse. Dans sa *dou*leur, elle se *trou*vait malheu*reu*se d'être immor*tel*le.“ Dazu giebt es aber selbstredend noch zahlreiche Erklärungen, unter denen ich nur einige schnell herausgreife. Seite 51 ist wörtlich zu lesen: „In Télémaque kann man den Accent 1) auf Té legen, wenn man Té als lang betrachtet, also: *Té*lémaque; 2) auf lé, wenn man lé als lang betrachtet, also: Té*lé*maque; 3) auf maque, wenn man alle drei Silben als kurz betrachtet, also: Télé*maque*.“ Ist das nicht köstlich? Auf derselben Seite finden wir: „Man bemerke, dass ré*son*ner mit scharfem s wiedertönen heisst, und dass résonner mit weichem s wiederhallen bedeutet, welches in (!) dieser Stelle der Fall ist.“ (Es soll offenbar der Unterschied zwischen resonner und résonner hervorgehoben werden.) p. 55 kommt nochmals Télémaque zur Sprache, die Regel ist nur eine Variante der oben gegebenen; bei 2) aber Té*lé*maque ist hinzugefügt: „Diese Accentuation stimmt mit dem griechischen *Τγτέμαχος* (sic!!) überein.“ p. 68 „Arri*vé* kann man zwar auch ar*ri*vé accentuiren, je nachdem man das *é dou*teux als lang oder kurz betrachtet, jedoch ist arri*vé* besser, um dasselbe vom Infinitiv ar*ri*ver zu unterscheiden.“ So geht es fort. Das Grossartigste aber wird unter der Rubrik: „Geschichte der Entstehung der französischen Sprache“ geleistet, welche auf 4 Seiten eine Auslese von Albernheiten enthält. Dass es eine lingua romana rustica gab, ersieht man nach M. lediglich daraus, „dass das römische Volk einmal verlangte, auch in seinem Dialecte, der lingua rom. rust., Schauspiele aufgeführt zu sehen.“ p. 75 „Nach und nach wurde das verdorbene Latein noch mehr verdorben, so dass sich aus demselben in Frankreich zwei Sprachen entwickelten; eine im Süden, eine im Norden. I. Im Süden entwickelte sich die feine und harmonische provenzalische Sprache. — Von derselben existiren noch zwei (sic!) kostbare Denkmäler: 1) 257 Verse eines Gedichtes über Boèce, Minister des Königs Theodorich. In diesem Gedichte wird Boèce auf Befehl des Königs Th. ins Gefängniss gesetzt und getröstet durch die wunderbare Erscheinung einer Dame, welche die göttliche Gerechtigkeit darstellt. Dieser Boèce ist jedoch hingerichtet worden (!!).“ 2) Ein anderes merkwürdiges Gedicht —. 3) (oben heisst es 2!) einige Fragmente der Troubadours. —“ p. 76 findet sich weit gedruckt: „Aus der langue d'oïl entstand also das jetzige Französisch am Ende des XIII. Jahrhunderts; in der Mitte des XIV. Jahrhunderts war es schon in voller Kraft. *Ma*rot, *Mal*herbe, *Mon*taigne und *Bal*zac schrieben zuerst das Französische mit Reinheit.“ Giebt es noch etwas Gelungeneres? Die „Bemerkungen über die (sic!) französischen Gedichte“ enthalten unter Anderem: „6. Ehemals wurden die Verse beim Lesen scandirt (!), jetzt liest man sie wie Prosa.“ „7. Rhythmus ist bei französischen Versen nicht erforderlich“ (!!). Einen würdigen Abschluss bildet eine ganz nichtige „Erklärung der drei Accente oder Tonzeichen (!): des Apostroph, der Cédille etc.“ p. 82 soll der Apostroph in

grand'mère u. s. w. den Ausfall eines „e" anzeigen, das doch gar nie dagewesen ist.

Welche hohe Meinung der Verfasser dieses lächerlichen Buches von seinem Opus hat, ersieht man daraus, dass er in der Vorrede sagt: „Den Herren Directoren und Professoren der Mittel- und Bürgerschulen, sowie auch den Vorstehern und Vorsteherinnen der Erziehungsanstalten wird diese Abhandlung vorzüglich zu einer geneigten Aufnahme empfohlen", und daraus dass er sich ausdrücklich alle Rechte vorbehält. Das sollte man doch kaum für möglich halten!

Augsburg. G. Wolpert.

Zeitschriftenschau.

Göttinger Gelehrte Anzeigen.

Stück 41. 12. Oct. 1881. p. 1281—1294: G. Meyer, Griechische Grammatik. Bibl. indogerman. Grammatiken. Leipzig 1880 (Leo Meyer). 1305 bis 1312: K. Stejskal, Hadamar's von Laber Jagd. Wien 1880 (K. Bartsch).

Stück 42. 19. Oct. 1881. p. 1337—1344: K. Kinzel, Der Junker und der treue Heinrich. Ein Rittermärchen. Berlin 1880 (K. Bartsch).

Romania ed. P. Meyer & G. Paris.

No. 37—38. Janvier bis Avril 1881. Tome X. 1—35: P. Rajna, Una versione in ottava rima del libro dei sette savi. 36—62: G. Paris, Phonétique française. 63—74: A. Thomas, La chirurgie de Roger de Parme en vers prov. 75—99: J. Cornu, Études sur le poème du Cid. 100—116: Z. Consiglieri Pedroso, Contribuiçoes paraum Romanceiro e Cancioneiro popular portuguez. 117—193: E. Cosquin, Contes populaires lorrains. 194—211: V. Smith, Chants populaires du Valay et du Forey. 212—245: Mélanges. 1. Le Juif errant en Italie au XIIIe siècle (A. d'Ancona). 2. Cument Comment = Qva Mente. 3. De l'influence regressive de l'atone sur les voyelles toniques (J. Cornu). 4. La keuce lait, si prant l'estrain (J. Cornu). 5. Une épître fr. de saint Étienne copiée en Languedoc au XIIIe siècle (G. P.). 6. Mélanges catalans (Paul Meyer). 7. Deux mss. Gonzague. 8. Sur un prétendu fragment inédit de Desclot (Morel-Fatio). 9. Creviche, Crevuche (Ch. Joret). 10. Notes sur la langue des farsas y eglogas de Lucas Fernandez (Morel-Fatio). 11. L'énigme, conte mentonais (B. Andrews). 12 Le prisonnier de Rennes (A. Orain). 246 bis 257: Corrections (J. Stürzinger). 258—294: Comptes-Rendus. H. Hormel, Chronique ascendante. Marburg 1880 (G. P.). P. Schulzke, Retontes e + i und o + i in der norm. Mundart. Halle 1879 (Ch. Joret). E. Levy, Guilhem Figueira. Berlin 1880. M. von Napolski, Ponz de Capduoill. Halle 1880 (P. M.). L. Constans, La légende d'Œdipe. Paris 1880 (G. P.). Recull de eximplis e miracles, gestes e faules e altres ligendes ordenades per A. B. C. [Barcelone 1881.] (Morel-Fatio). E. Picot & Chr. Nyrop, Nouveau recueil de Farces fr. des XVe et XVIe siècles. Paris 1880 (G. P.). E. Rolland, Faune populaire de la France. Paris 1877—81 (James Darmesteter). 295—312: Périodiques. 313—320: Chronique.

No. 39. Juillet 1881. p. 321—333: A. Thomas, Extraits des archives du Vatican pour servir à l'histoire littéraire. 334—345: J. Cornu, Études de grammaire portugaise. 346—364: A. Lambrior, Essai de phonétique roumaine. 365—396: E. Legrand, Chansons populaires. 397—410: Mélanges (G. Paris, J. Cornu, J. Fleury, P. Meyer, A. Thomas). 411—439: Comptes-Rendus. K. Hofmann u. F. Muncker, Joufrois. Altfranz. Rittergedicht. Halle 1880 (G. P.). A. Tuetey, Journal d'un bourgeois de Paris, publ.

d'après les mss. de Paris et de Rome. Paris 1881 (P. M.). Frédéric Godefroy, Dict. de l'ancienne langue française et de tous ses dialectes. Paris 1880 (Arsène Darmesteter). 440—449: Périodiques. 450—464: Chronique.

Zeitschrift für romanische Philologie. 1881.

V. Bd. 1. Heft. p. 1—48: P. Rajna, Il Cantare dei Cantari e il Serventese del Maestro di tutte l'Arti. 41—50: L. Stünkel, Flexion der Verba in der Sprache der Lex Romana Utinensis. 51—63: G. Wolpert, Eine bisher unbekannte afz. Hs. des Lebens der heil. Margaretha. 64—100: Miscellen. 1. Die Heimath des lat. Hymnus auf den Cid (G. Baist). 2. Zur Chronologie von Jean de Mairet's Dramen (A. Gaspary). 3. Noch einmal Boccaccio's Brief an Francesco Nelli (G. Körting). 4. Zum Cancionero General de Nagera (C. Michaëlis). 5. Zum Cancioneiro Geral (C. Michaëlis). 6. Zum Laberinto amoroso (K. Vollmöller). 7. Zu Marc. Gall. IV (E. Kölbing). 8. Zu den Bruchstücken der Geste des Loherains (E. Stengel). 9. Zu Bartsch, Die prov. Liederhs. Q. (G. Gröber). 10. Romanische Etymologien: aboyer, ruisseau, hâve, haver, houe, hoche, hocher, rancune, zotico, plais, goccia, brivido (W. Förster). 11. Afz. Estrumelé (A. Gaspary). 12. Franz. gilet (H. Schuchardt). 101—180: Recensionen und Anzeigen. W. Storck, Luis de Camoens' Gedichte. Paderborn 1880 (C. Michaëlis). Theophilo Braga, Bibliographia Camoniana. Lisboa 1880; Bibliographia Camoniana. Porto 1880 (C. Michaëlis). E. de Olavarria y Huarte, Tradiciones de Toledo. Madrid 1880 (F. Liebrecht). F. Godefroy, Dictionnaire de l'ancienne langue française et de tous ses dialectes du IXe au XVe siècle. Paris 1880 (A. Tobler). L. Constans, Essai sur l'histoire du sous-dialecte du Rouergue. Montpellier 1880 (Aymeric). A. Reinbrecht, Die Legende von den Siebenschläfern und der agn. Dichter Chardri. Göttingen 1880 (H. Varnhagen). Romania 1880 (G. Baist, M. Gaster, R. Köhler, H. Suchler, G. Gröber, E. Stengel). Litterarische Notizen.

G. Körting u. E. Koschwitz, Französ. Studien. Heilbronn 1881.

I. Bd. 2. Heft. 127—260: R. Grosse, Der Stil Crestien's von Troies.

I. Bd, 3. Heft. p. 261—314: W. Hannapel, Poetik Alain Chartiers. 315 bis 360: G. Marx, Ueber die Wortstellung bei Joinville. 361—425: H. Soltmann, Der Infinitiv mit der Präposition à im Altfranzösischen bis zum Ende des 12. Jahrhunderts. 426—432: Index I u. II. 433—468: H. Heine, Corneille's Médée.

E. Kölbing, Engl. Studien.

IV. 3. Heft. 1881. 373—514: F. Bobertag, Zu John Dryden. I. R Thum, Anmerkungen zu Macaulay's History III. W. Münch, Die Frage des englischen Aufsatzes in Realprima. — K. Körner, Einleitung in das Studium des Ags. Heilbronn 1880 (O. Brenner). Grein, Kurzgefasste ags. Grammatik. Kassel 1880 (O. Brenner). E. Müller, Etymol. Wörterbuch der engl. Spr. II. Aufl. Köthen 1878—79 (W. Vietor). A. Würzner, Ueber Chaucer's lyrische Gedichte. Steyr 1879 (F. Lindner). R. Döhn, Aus dem amerikan. Dichterwald. Leipzig 1880 (O. Hopp). Justin Mc Carthy, A History of our own times 1879 (R. Thum). M. Wolff, John Ford, ein Nachahmer Shakespeare's. Heidelb. Diss. 1880 (Kölbing). R. P. Wülcker, Altengl. Lesebuch. Halle 1874—80 (Kölbing). Literar. Notizen, B. Schmitz, Encyklopädie. Leipzig 1879—81; E. Mätzner, Engl. Grammatik. III. Aufl. 1880. M. Heyne, Uebungsstücke zur Laut- und Flexionslehre der altgerm. Dialekte. Paderborn 1881 (Kölbing).

Programmenschau.

E. Friese, l'Enseignement secondaire en France, II. Programme du Collège Royal français. Berlin 1880. 34 S.

Seit dem verhängnisvollen Jahre 1870 hat sich in Frankreich die Regierung des sehr im Argen liegenden Unterrichts mit grösster Energie angenommen. Es erschienen Flugschriften über Flugschriften, die eine gründliche Reform immer dringender verlangten; gefeierte Gelehrte wie Bréal erhoben gleichfalls ihre gewichtige Stimme;* Gesellschaften wurden gegründet, um die Einrichtungen der benachbarten Staaten, vorzugsweise Deutschlands, eingehend zu studieren** und besondere Kommissäre ausgesandt. Die praktischen Resultate all dieser Anstrengungen sind jedoch kaum nennenswert; trotz der Reformen Jules Simons ist der französische Gymnasialunterricht noch sehr reformbedürftig und hat sich von den Banden mittelalterlicher Jesuitenpädagogik noch nicht zu befreien vermocht.

Dies im einzelnen nachzuweisen ist die Aufgabe, die sich Friese gestellt und zu deren Lösung ihn ausser eingehenden Studien der einschläglichen Ministerialrescripte auch mehrmalige Besuche in Paris besonders befähigten. — Zunächst wird das Fehlen der sogen. Realschulen konstatiert. Das humanistische Gymnasium ist in Frankreich noch alleinherrschend, bietet aber denjenigen Schülern, die sich in den Realien weiter ausbilden wollen, um in die Kriegs-, See-, Forstschulen und in die École Polytechnique eintreten zu können, durch eine auf die Obersecunda folgende classe de mathématiques préparatoires, die der Prima einer deutschen Realschule I. O. entspricht, hinreichend Gelegenheit zur Vorbereitung. Der deutschen Realschule II. O. und der süddeutschen Höheren Bürgerschule ohne Latein entspricht dann ein innerhalb des Gymnasiums gegründetes enseignement secondaire spécial mit fünfjährigem Kursus, das die Schüler bis zum 16.—17. Jahre für einen praktischen Beruf vorbereiten soll. Haben nun die Schüler, die dieses enseignement spécial absolviert haben, Lust und Liebe zum Studium gefasst, so ist es ihnen durch einen einjährigen cours complémentaire ermöglicht, sich zum baccalauréat-ès-sciences vorzubereiten. — Der Vorteil, den dieses enseignement spécial

---

* M. Bréal, Quelques mots sur l'instruction publique en France, Paris, Hachette 1872.

** Am rührigsten war im Jahre 1877 die Société pour l'étude des questions d'enseignement supérieur, 15, rue des Saints-Pères.

vor der deutschen Realschule ohne Latein hat, besteht darin, dass es, obwohl es wie diese die höheren Schulen von den lästigen Schülern befreit, die von vornherein die Absicht haben, nur einige Jahreskurse zu absolvieren, den Schülern den Weg zum eigentlichen Studium offen lässt. Freilich gehört grosser Fleiss und glückliche Begabung dazu, um dieses Ziel zu erreichen.

Im zweiten Abschnitt wendet sich Friese der Frage des Internats zu, das den französischen Gymnasien die Hälfte der Schüler zuführt und Napoléon dem I. seine Organisation verdankt. Hier sieht der Verf. entschieden zu schwarz. Man kann die Schattenseiten dieser militärisch-klösterlichen Einrichtung nicht hinwegleugnen (Bréal hat sie pag. 281—316 trefflich beleuchtet); aber der Ref. kann aus eigner und Anderer Erfahrung versichern, dass Frieses Behauptung „une éducation rationnelle (??) est à peu près impossible dans ces conditions-là, et l'on ne peut pas s'empêcher de plaindre ces pauvres créatures qui, détachées du foyer de la famille, sont condamnées à passer des années si importantes pour leur développement etc. etc." entschieden übertrieben ist. Richtiger ist die mit dem Internat zusammenhängende Existenz der maîtres d'études, der sogen. pions, charakterisiert, die sich aus den nämlichen Elementen rekrutieren wie in Deutschland die Hauslehrer adliger Häuser und am Gymnasium in untergeordneter Stellung ihr Dasein fristen, weil es ihnen an den Mitteln zum Studium gebricht. Trotz Jules Simons Verbesserungen ist die Stellung dieser jungen Lehrer bemitleidenswert. Wenig musterhaft ist ferner auch die Verwaltung des französischen Gymnasiums durch proviseur, censeur und économe.

In Abschnitt III wird das aus dem Jesuitenkollegium adoptierte komplizierte Belobungs- und Belohnungssystem eingehend erörtert und die Verwerflichkeit der Uebertreibung des Aemulationsprinzips vom pädagogischen Standpunkte aus erwiesen. Das System gipfelt bekanntlich in dem alljährlichen Concours général (cf. Friese pag. 13—19), an dem nur auserlesene Schüler sämtlicher Pariser Gymnasien teilnehmen, eine Einrichtung, die in anderen Akademiebezirken Frankreichs Nachahmung gefunden hat. Zweck dieses hochwichtigen Examens ist festzustellen, welcher Gymnasiast unter allen Mitschülern des Akademiebezirks z. B. im lateinischen oder französischen Aufsatz, welcher im Anfertigen lateinischer Verse, welcher in Mathematik u. s. w. der beste ist; die Gesamtzahl der möglichen Fächer (composition), an denen ein Kandidat teilnehmen könnte, beträgt 41. In der Regel aber beteiligt sich der Einzelne nur an 1 bis 4 compositions. Der Sieger im Concours général wird hoch gefeiert, erhält alle möglichen Stipendien, sein Name geht durch alle Blätter u. s. w.

Diese Einrichtung, auf die die Franzosen so stolz sind, richtet sich selbst,* wenngleich nicht einmal der rücksichtsloseste Kritiker des französischen Schulwesens, M. Bréal, das ehrwürdige Institut anzutasten gewagt hat.

Im folgenden Abschnitt wird der Lehrplan der französischen Gymnasien klar dargelegt und mit Recht die veraltete Methode des lateinischen Unterrichts, mit der Jules Simon vergeblich aufzuräumen suchte, ebenso wie die oberflächliche Behandlung des Griechischen, einer scharfen Kritik unterzogen. Friese giebt zu, dass der lateinische Unterricht den ersten Platz im Lehrplane des Gymnasiums behalten müsse, aber nur „à la condition d'être renouvelé d'après les besoins des temps modernes." Was das heisst, ist dem Unterzeichneten nicht recht klar. — Andererseits kann jeder, der in Quarta und Tertia unterrichtet hat, dem Verf. beistimmen, wenn er Bréals

---

* Reybaud giebt in seinem köstlichen Roman Jérôme Paturot à la recherche d'une position sociale (Paris 1846) im Cap. XXIX ein drastisches Bild von dem Einexerzieren des einzelnen Schülers auf den concours général.

Anforderungen an einen wissenschaftlichen lateinischen Unterricht übertrieben findet.

Im letzten Teil geht der Verf. auf die vielerörterte Examinaplage, die das französische Schulwesen so schwer schädigt, ausführlicher ein. Auch hier kann sich Referent den Ansichten Frieses nur anschliessen, namentlich betreffs der grossen Anforderungen, die in Philosophie und Naturwissenschaften an die bacheliers gestellt werden, sowie betreffs der programmartigen minutiösen Bestimmung der Abschnitte eines jeden Klassikers, die im Examen ausschliesslich vorgelegt werden sollen. Daher ist auch das gewerbsmässige Einpauken im höchsten Flor, daher auch die häufig wiederholten Versuche der abgewiesenen Kandidaten; daher endlich die traurige Thatsache, dass kaum ein Drittel der Kandidaten das Examen besteht.

Was den Stil betrifft, so wäre er als fliessend und gut zu bezeichnen, wenn nicht gar zu viele Germanismen stehen geblieben wären und der Ausdruck vielfach als zu allgemein gehalten an Unklarheit litte. Man vergleiche z. B. la vie propre des établissements (pag. 1): les hommes positifs (pag. 7); le sentiment d'appertenir (so statt appartenir) à un tout bien disposé et de recevoir leur vie d'un centre commun (pag. 7). — Als Germanismen sind u. a. zu rügen: laisser tomber une organisation (3); le vœux public et les besoins des temps nouveaux semblaient nécessiter etc. (4); les questions pendantes (8); concentrer ses forces etc. sur un seul objet (18); la meilleure gymnastique qu'on puisse faire subir à l'esprit juvénil (20). L'esprit juvénil kehrt wieder pag. 23; der nicht sehr elegante Ausdruck sauter aux yeux gar an drei Stellen (6. 10. 17). — Falsch ist die Anwendung von légitimité statt légalité pag. 13, die Form Vergile pag. 6. Die Stelle pag. 11: Les Français, qui de nos jours ne s'occupent guère beaucoup de pédagogie etc. ist hoffentlich durch einen Druckfehler entstellt.

G. Hane, Sur le rôle de l'accent latin dans la formation de la langue française. Braunsberger Gymnasium. — Programm 1880. 19 S.

Die Hälfte der vorliegenden Schrift (1—9) besteht aus einer Einleitung, in der die Geschichte und die Hauptprinzipien der französischen Wortbildung auseinandergesetzt werden. Schuchardts „Vokalismus" und Brachets kleine histor. Grammatik sind einzige Quellen; aus der letzteren finden sich zahlreiche stilistische Reminiscenzen.

Die Abhandlung selbst giebt nach des Verfs. eigener Aussage die bereits bekannten Ansichten der berühmtesten Philologen wieder (pag. 9). Für welches Publikum die Arbeit berechnet ist, ist nicht recht ersichtlich. Dass Hane an die Wissenschaftlichkeit seiner Leser keine gar zu hohen Anforderungen stellt, beweist der Satz pag. 9: Il semble être utile de remarquer que l'accent dont je m'occupe ici n'a aucun rapport avec ce que l'on appelle ordinairement les accents (grave, aigu, circonflexe). Ces accents-ci sont des signes purement grammaticaux ou orthographiques et ne touchent point l'accent tonique ou étymologique.

Das Schriftchen wäre also etwa für Gymnasiasten von Nutzen, die sich in der historischen Grammatik des Französischen kurz orientieren wollten, wenn auch für diesen Zweck eine klarere Disposition wünschenswert wäre. Dann aber müsste ein gewandter Stil einigen Ersatz bieten für die fehlende Wissenschaftlichkeit. Zur Charakteristik desselben mag der Anfang des Schriftchens hier reproduziert werden.

La grammaire comparée des langues a évidemment démontré, par une abondance de preuves palpables et incontestées, que c'est le latin populaire qui a donné naissance aux langues dites romanes etc. etc. Ce fait histo-

rique, admis aujourd'hui par tout le monde, donne à cet humble idiome que les écrivains latins ont eu coutume d'appeler avec dédain la langue de la populace, des paysans et des soldats, latin vulgaire, rustique et sordide, une importance qu'on ne s'est point imaginée auparavant, et qui mérite sans doute l'intérêt que des savants renommés de nos jours ont pris à en révéler l'histoire. — Il y en a qui, pour expliquer la scission positive de la langue latine, une à l'origine, en langue noble et langue populaire, ont eu recours à la différence de la localité. D'autres, et il faut le dire, la plupart soutiennent qu'on ferait mieux d'en chercher la cause dans le fait que la société romaine etc. etc.

T. Merkel, Der französische Wortton. Programm der Höheren Bürgerschule zu Freiburg i. B. 1880. 39 S.

Vorliegende Abhandlung enthält auf 12 Seiten den Wortlaut eines Vortrags, den der Verf. am 13. Januar 1873 vor einer Gesellschaft gebildeter Laien in Freiburg hielt, und dem er als „neue Gabe" 22 Seiten Anmerkungen und Zusätze anfügte. Der Ton der Abhandlung selbst ist demnach feuilletonartig. Es ist hier nicht der Ort darüber zu entscheiden, ob ein populärer Vortrag überhaupt dazu geeignet ist, eine so wichtige und brennende Frage zu behandeln; ferner haben die Ansichten des Verf. bereits durch J. Storm eine kompetente Aburteilung erfahren (germ.-rom. Litteraturblatt 1880, Sp. 59), mit welcher Ref. sich einverstanden erklärt. Interessant ist es jedoch zu erfahren, dass Herr Prof. Merkel zur Lösung seiner Zweifel eine Reise in die französische Schweiz machte, und dass der Umgang mit einem jungen Mediziner aus Besançon ihn in seiner Ansicht bestärkte, dass die französischen Wörter auf der ersten Silbe zu betonen seien. Ob die Schweiz und die Franche-Comté die Quellen sind, aus denen das reine Französisch fliesst, braucht nicht erst entschieden zu werden. Man vergleiche dazu, was der Verf. von seinem ersten französischen Sprachlehrer sagt (pag. 6).

Die am Schlusse der Anmerkungen für dieses Jahr angekündigte Arbeit des Verf. über deutsch-französische Aussprache ist dem Unterzeichneten nicht zur Hand.

G. Felgner, Ueber Eigentümlichkeiten der Ronsardschen Phraseologie. Gothaer Gymnasium. Progr. 1880. 9 S.

Vorliegende Schrift enthält eine philologische Untersuchung der Sprache des vielgeschmähten und erst von Sainte-Beuve und den Romantikern wieder zu Ehren gebrachten Hauptes der Pléïade. Die scheinbaren Ungereimtheiten und Trivialitäten in den Werken des kühnen Reformators werden hier mit Recht zum Teil auf Rechnung des damaligen Sprachgebrauchs gesetzt, zum Teil dem nicht immer glücklichen Streben zugeschrieben, die Begriffssphäre einzelner Wörter zu erweitern sowie durch Bildung neuer Wörter den Schatz der alternden Sprache zu bereichern. Dann folgt ein Verzeichnis der auffallenden Wörter, die der Verf. mit dankenswertem Fleisse aus der grossen Ausgabe des Jahres 1623 zusammengestellt hat. Solche in der klassischen Philologie häufigen Arbeiten sind in unserer Wissenschaft leider noch selten und daher mit aufrichtiger Freude zu begrüssen.

Neuhoff, Rabelais. Programm des Gymn. zu Eisleben 1880. 25 S.

Die Einleitung dieser Monographie über eine der interessantesten Erscheinungen der Renaissance enthält buntgemischte Sätze über das sech-

zehnte Jahrhundert, die Reformation, die Kelten und ihre destinée d'être toujours esclaves und den französischen Volksgeist. — S. 4 geht der Verf. auf das Thema ein und schickt folgende Disposition voraus: I. Rabelais vis-à-vis de la noblesse et de la royauté, II. de l'Église et de la science, III. du tiers-État * Politische Andeutungen sieht N. nur an zwei Stellen (I. 39 u. III. préf.), von denen die letzte ironisch zu verstehen ist. Dass unter der Maske von Grandgousier und Gargantua die Könige Ludwig XII und Franz I., unter Picrochole der Herzog von Piémont erkennbar sind, glaubt Ref. noch, trotz N.s Frage, ob nicht Franz I. mehr Aehnlichkeit mit Picrochole habe als mit Gargantua. — Weniger schonend ging der Landpfarrer von Meudon mit seinen geistlichen Kollegen und dem Mönchtum um; die Beschreibung des vom reckenhaften Klosterbruder Jean errichteten „phalanstère" enthält in derbster Sprache sein Glaubensbekenntnis, die Pilgerszene I. 46 seine Ansicht über die Wallfahrten; die Reisen und Erlebnisse Panurges geben uns von dem damaligen kirchlichen Leben ein anschauliches Bild. — Im dritten Abschnitt weist N. nach, dass in Panurge Rabelais nicht nur sich selbst, sondern den Bürger überhaupt habe darstellen wollen.

Die Arbeiten seiner Vorgänger ignoriert der Verf. ganz; nur Demogeot wird vorübergehend als „un connaisseur de littérature française (!)" erwähnt. Sainte-Beuve und Géruzez existieren so wenig als Tissot. Der charakteristische pädagogische Abschnitt, den Tissot eingehend behandelt hat (Leçons de litt. I. 147 ff.), ist ganz übergangen.

Der Stil ist nachlässig. Man vergleiche nur die auf jeder Seite wiederkehrenden Fragesätze und die beliebten Wendungen mit quant à (pag. 8 2 mal, pag. 12, 13 u. ö.), sowie die nicht minder beliebte Voranstellung des betonten Satzgliedes; pag. 1: Les grandes découvertes etc., pag. 3: Que ce peuple; pag. 19: Quel était l'état etc. —

Eine kleine Blütenlese von Germanismen und Latinismen mag folgen:
pag. 22. de l'un côté (cf. pag. 7: l'une fois).
„ 21 les peuples qui sont visités etc. sont décrits etc.
„ 20 briser avec (!!) les préjugés.
„ 19 en a assez trahi (hat genug davon angedeutet).
„ 15 Chap. 53 a l'inscription (= inscribitur).
„ 14 Ulisse statt Ulysse.
„ 12 Ce moment qui entre (= eintritt).
„ 9 Ce réformateur tire (= schleppt) devant son tribunal.
„ 4 Laquelle des trois positions possibles prit l'auteur. (!!)

Ohne die Druckfehler berühren zu wollen, an denen es nicht fehlt, schliessen wir mit einer Musterkarte sonstiger Fehler, welche jedoch auf Vollständigkeit keinen Anspruch macht.

1) Die falsche Anwendung des passé antérieur pag. 17 où les savants Grecs eurent sauvé und il eut découvert.
2) il s'en rappelle statt il en appelle, pag. 18.
3) ne pas que (!!) = nicht nur, pag. 22 am Ende.
4) Falsche Anwendung des einfachen de, wo der Artikel hinzukommen sollte, pag. 5. l'héritière de Bretagne, und pag. 21 unten connaisseur de litt. frç.

A. Reissig, Pierre Corneille. Ein Beitrag zur Förderung des Studiums dieses Dichters. Programm des städt. Gymn. zu Greiz 1881. 18 S.

Der Verf. dieses Schriftchens ist identisch mit dem der Lebensbilder Molières und Rousseaus, die vor etlichen Jahren in der biographischen

* Dieser letztere Ausdruck passt für Rabelais' Zeit durchaus nicht.

Bibliothek erschienen. Diesen Schriften schliesst sich die vorliegende in Anlage und Zweck* völlig an und bringt auf 18 Seiten das Wissenswerteste über Leben und Werke von Pierre Corneille, wobei ausser Eberts Entwickelungsgeschichte der franz. Tragödie, Nisard und Lotheissen, besonders Taschereaus ausgiebige Monographie als Quelle diente. Im Schlusswort berührt der Verf. die oft aufgeworfene naive Frage, wer grösser sei, Corneille oder Racine, und schliesst sich an La Bruyères bekanntes Urteil an; dem Ref. scheint auch hier der alte Laharpe die treffendste Antwort gegeben zu haben in der berühmten Stelle:** „Corneille dut avoir pour lui la voix de son siècle dont il était le créateur; Racine doit avoir celle de la postérité dont il est à jamais le modèle. Les ouvrages de l'un etc. etc.“

Hoffentlich wird der strebsame Verf. auch anderen Litteraturgrössen seine nützliche Thätigkeit angedeihen lassen.

Ad. Dühning, Ueber Racines auf antiken Stoffen ruhende Tragödien und deren Hauptcharaktere. Programm des kgl. Gymn. zu Quedlinburg 1880. 17 S.

Dühning giebt auf S. 1—6 zunächst eine Charakteristik des franz. Dramas, seines Verhältnisses zu den Alten und den drei Einheiten, dann der Stellung Racines zum Begriffe des wahrhaft Tragischen, wie sie aus den Vorreden zu Bérénice und Iphigénie hervorgeht. Die Bedenken, die D. gegen Reichart vorbringt (Archiv XLIV, pag. 7), kann Ref. nur billigen; Britannicus, Alexandre und vor allen Bérénice können nie als Tragödien bezeichnet werden. Zur Stütze seiner diesbezüglichen Ansicht hätte D. noch den Umstand erwähnen können, dass Corneille für seine Bérénice die Bezeichnung comédie héroïque gewählt hat.

Mit pag. 7 beginnt die Untersuchung der einzelnen Stücke und ihres Verhältnisses zu dem antiken Vorbild. Laharpe, St. Evremond, A. W. v. Schlegel, Ste. Beuve hat D. fleissig studiert und somit für dieses Thema ähnliches geleistet wie Reissig für Corneilles Leben und Werke. An eigenen Ansichten fehlt es natürlich nicht; doch will es den Unterzeichneten dünken, als habe D. hie und da die „Kehrseite der Medaille“ zu streng hervorgehoben, was übrigens der Lobrednerei Laharpes gegenüber begreiflich erscheint. Trotz seiner Strenge kann indes D. nicht umhin, der „Phèdre“ vor dem euripideischen Stücke den Vorzug einzuräumen, eine Ansicht, der wir freudig zustimmen; nur möge er hier die Frage gestatten, ob er H. Steierts zwei Offenburger Programme (1878 und 1879) nicht kennt oder ob er sie als zu unbedeutend absichtlich ignoriert.

S. 13 geht der Verf. zu den dramatisierten Episoden über und behandelt Alexandre, Britannicus, Bérénice und Mithridate mit verständiger und massvoller Kritik. Für das zweite Stück unterschreibt er das Urteil von Ste. Beuve und von Maass (Archiv XIX, 454 ff.).*** Wie

* Die Tendenz der Abhandlung ist in der ersten Anmerkung klar ausgesprochen: „Ich würde jedoch meine volle Befriedigung finden, wenn durch diese Arbeit bei diesem oder jenem Leser nicht nur eine Anregung zur Lektüre der C.schen Dramen, sondern der dram. Werke unseres Nachbarvolkes überhaupt gegeben würde.“

** Obige Stelle notierte sich Ref. vor Jahren aus Laharpes Cours de Litt., ver mag aber jetzt Band und Seite nicht anzugeben, da ihm hier alle litterarischen Hilfsmittel fehlen.

*** Die Phrase: „Die Tragödie Brittannicus hat unsere Blicke auf das grösste Ungeheuer gelenkt, das je einen Tron (sic!) innegehabt etc.“ würde man gerne in der tüchtigen Arbeit entbehren.

frei Berenicens Charakter von Racine behandelt worden, zeigt D. durch Anführung der Stellen Joseph, Antiq. Jud. 20, 7 ed. Oberthür und Juven. Sat. 6. 156 ff.; aber Lessings Auseinandersetzungen über das Verhältnis des tragischen Dichters zur historischen Wahrheit (Hamb. Dramat. 32. Stück) dürften ihm ein milderes Urteil eingegeben haben, wenn er sie berücksichtigt hätte. Von Bérénice gilt vorzugsweise das, was der Verf. eingangs seiner Abhandlung von lyrischer Malerei und feiner Charakterzeichnung sagt, und diese Eigenschaften haben selbst Voltaire die unverhohlenste Bewunderung für das Stück eingeflösst.

Wilke, Ce que Molière doit aux anciens poètes français. Programm des städt. Gymn. zu Lauban 1880. 21 S.

Die Molièrelitteratur hat in neuester Zeit einen solchen Umfang angenommen, dass nur Spezialkenner sie ganz überblicken können; darum kann Ref. nicht sagen, ob W. neues vorgebracht oder nicht. Jedenfalls aber haben Arbeiten wie die vorliegende für Nichtmolièristen unzweifelhaften Nutzen, vorausgesetzt nur dass sie praktischer angelegt sind; W. stellt nämlich die Liste seiner Gewährsmänner in einer Anmerkung zusammen und begnügt sich an den einzelnen Stellen damit, den betr. Band von Barbazan und von Legrand zu zitieren, was die Kontrolle erschweren muss.

Der Stil sticht vorteilhaft ab von dem der sub 2 und 5 besprochenen Schriften, wenn auch einige Bedenken erregt werden durch Ausdrücke wie: récompenser sévèrement (pag. 6); citoyens statt bourgeois (ebenda); il siérait mal au sujet de vouloir expliquer (pag. 12); Molière a quasi confondu les deux nouvelles de Boccace (= gewissermassen ineinandergearbeitet, pag. 14); tromper qn par ce qu'on le fait (dadurch dass man) traiter de malade (pag. 11); porter dans la clinique (pag. 15); réduire dans l'état d'une chienne (pag. 19); mettre une grande importance à un récit (pag. 19); ce que la femme voulait de lui (pag. 20); ce fabliau était présent à l'esprit du poète en composant le Malade imaginaire (pag. 21); pour comprendre succinctement (= zusammenfassen, pag. 21).

Von Druckfehlern erwähnt Ref. nur zwei störende: pag. 16, Z. 7 v. u. muss es heissen Mais l'archer statt le mercier; pag. 15 ist pro*mm*ettent stehen geblieben.

Bloemer, Vie et Satires de Mathurin Régnier. Programm des Gymn. zu Montabaur 1880. 23 S.

In der Einleitung zu seiner offenbar pädagogische Zwecke verfolgenden Monographie versucht der Verf. eine kurze Uebersicht über Régniers Vorgänger auf dem Gebiete der Satire zu geben. Nachdem er des Roman de Renart, der Fabliaux, des Roman de la Rose gedacht und Villon nebst Rabelais erwähnt, geht er zu der Pléiade über, deren Einfluss die Ménippée zu verdanken sei, und die dem liebenswürdigen Régnier die Wege geebnet. Ungern vermisst man neben der Ménippée die Pamphletenlitteratur und Agrippa d'Aubigné; überhaupt wäre ein ganz kurzer Auszug aus Lenient* und vielleicht auch aus Demogeots gediegenem Aufsatze im

* Lenient, la Satire en France au moyen-âge, Paris, Hachette 1877 (neueste Auflage) XIV u. 435 S. — Derselbe, la Satire en France ou la littérature militante du XVIème siècle. ibid. 1878. — XVI, 324 u. 559 S.

Junihefte des Jahrgangs 1846 der Revue des Deux Mondes angezeigt gewesen, wenn doch eine Uebersicht über die Satire vor Régnier beabsichtigt war.

S. 5—8 behandelt der Verf. das vielbewegte Leben Régniers und die Herausgabe der Satiren wenige Jahre vor dessen frühzeitigem Tode, ohne auf Jannets* interessanten aber wenig fruchtbaren Versuch, die einzelnen Satiren chronologisch zu ordnen, sich einzulassen.

S. 9 beginnt die Charakteristik von R.s Satiren. Seine Belesenheit in den Werken der Alten stellt die Gelehrsamkeit Rabelais' in Schatten; Juvenal ist sein Vorbild, da er meint, Horaz sei „trop discret pour un homme picqué“ (Sat. II, 16—17). Dass R. ausserdem dem Ovid und der Bernischen Schule, die der Verf. unbestimmt als „les poètes italiens de la Renaissance“ bezeichnet, manches verdanke, geht für den Kenner Régniers fast aus jeder Satire hervor. Seine Stellung zur Pléiade und zu dem von ihm verteidigten Ronsard wird S. 11 kurz erwähnt; dass R. vielmehr den vielgeschmähten Clément Marot zu Ehren brachte, als er Ronsards Sache verfocht, hätte hinzugefügt werden können (cf. Demogeot, hist. de la litt. frç., 15. Aufl. pag. 348 ff.). Die Urteile von Scudéry, Sainte-Beuve u. A. sind genugsam bekannt und übrigens von Poitevin in der Einleitung zur grossen Ausgabe der Satiren pag. 27—31 dargelegt; was uns der Verf. aus dem reichen Schatze von Régniers ätzendem Witze an Mustern vorführt, ist geschickt ausgewählt und gewährt ein klares Bild von des Dichters Bedeutung; mit Recht ist dabei auf die Macette, aus der Molière manchen Zug für seinen unübertrefflichen Tartuffe erborgte, besonderer Nachdruck gelegt. Bei seiner Beurteilung des Stiles von R. schliesst sich der Verf. der Ansicht von Gérusez an (Hist. de la litt. frç. I, 479 der 12. Auflage); bei der seines Charakters nimmt er den aufrichtigen Wüstling in Schutz gegen übertriebene Vorwürfe und weist nach, dass im Gegensatz zu Rabelais unser Satiriker wirkliches religiöses Gefühl gehabt (cf. Poitevin, ibid. pag. 314), was unser Urteil etwas lindern müsse, zumal da die damalige Zeit eine schärfer gewürzte litterarische Kost verlangte als wir. Zum Schlusse legt der Verf. die politischen und religiösen Ansichten R.s dar, der bekanntlich kein Anhänger der Reformation gewesen, und setzt auseinander, dass des Dichters gerader und unabhängiger Charakter die Ursache war, weshalb er niemals auf einen grünen Zweig kam.

Der Stil der vorliegenden Abhandlung ist weniger fehlerhaft als der der meisten oben besprochenen. Doch erregen folgende Stellen nicht geringe Bedenken:

Pag. 4. Pendant que le 15ème siècle, statt tandis que.

Ibid. Le mouvement des esprits (?) qui eut commencé en Italie déjà au 14ème siècle, statt avait comm. und dès le. (Das passé antérieur ist gleichfalls unrichtig pag. 11.) — Verstösse gegen die Tempuslehre sind ausserdem pag. 8: Une guerre relig., non moins terrible que celle qui, de 1618 à 1648, dévastait l'Allemagne, menaçait la Fr. etc., und ibid.: on croirait que le jeune M., doué etc., se fût déclaré partisan etc. — Ferner sind als Germanismen zu rügen dire le même (pag. 9); il serait inutile si nous voulussions prendre (pag. 15); en portant un jugement sur R., ils l'ont séparé de la connexion qui existe entre lui et son temps (ibid.). — Endlich fehlen auch die übrigens bei Abhandlungen, die an kleineren Orten gedruckt werden, zu entschuldigenden Druckfehler nicht. Pag. 9 sind allein deren drei zu zählen.

* cf. Pag. XV der Vorrede zur grossen Ausgabe, Paris 1869.

Pforzheim. Dr. Joseph Sarrazin.

A comparative study of Saxon-English, by H. Baumann, M. A., Lond. (Programm der Deutsch-englischen Knabenschule zu Brixton, SW., London). London, Aug. Siegle, 1880. 30 Seiten.

Diese Programmabhandlung verdankt ihren Ursprung einer Vorlesung, welche vor jungen Engländern behufs deren Einführung in die deutsche Sprache gehalten worden ist. Dieselbe ist in fliessendem Englisch geschrieben und zerfällt in drei Abschnitte, welche mit zahlreichen Beispielen erläutert sind: der erste handelt von den Worten deutschen Ursprungs, welche im Englischen verloren gegangen sind oder die Bedeutung geändert haben; der zweite von der äusseren Veränderung und Verwandtschaft der englischen und deutschen Laute; der dritte von der Flexion. Der Verfasser, welcher erst jüngst an dieser Stelle in einer hübschen kleinen Skizze über engl. Pensionate und Schulagenten Vielen aus der Seele gesprochen, zeigt sich in dieser Vergleichung des Englischen und Deutschen mit den neueren Ergebnissen der Forschung wohl vertraut; doch darf man neue, eigenartige Resultate in einem Programm dieser Art nicht suchen. Der Druck ist, von wenigen Versehen wie S. 7 ags. paec st. þaec; canges st. changes u. a. abgesehen, correct. R.

Miscellen.

Metrische Uebersetzungen von Dr. Otto Weddigen.*

Wohl lacht der Lenz mir froh entgegen.

(Nach dem provenzalischen Original Bertrand de Borns.)

Wohl lacht der Lenz mir froh entgegen,
Der Laub und Blumen wiederbringt,
Wohl hüpft mein Herz in lauten Schlägen,
Wenn Vogelsang süss zu ihm dringt;
Doch mehr erfreut, wenn auf dem Plane
Ich sehe aufgepflanzt die Fahne,
Ein lustig schwebend Kriegeszeichen;
Und wenn flugs über Berg und Thal
Hin eilt der Rosse stolze Zahl,
Die rings der Erde Grund erweichen.

Wie jauchzt das Herz, wenn schnelle Reiter
Zur Flucht jäh zwingen Mensch und Tier!
Und welch ein Blick, wenn tapfre Streiter
Die Lanzen brechen am Visier!
Wenn von der Burgen festen Türmen
Die Pfeile schwirr'n, Soldaten stürmen
Die Mauern, die zu Boden sinken;
Wenn mutig kämpfend fällt der Held,
Von seinem Blut sich färbt das Feld,
Wenn überall die Schwerter blinken.

Hei! mir gefällt der tapfre Ritter,
Der vorderst schreitet in den Krieg,
Der furchtlos schaut ins Schlachtgewitter,
Des Ziel ist sterben oder Sieg;
Er mag nach rechts nach links hin gehen
Ein jeder eifert ihn zu sehen,
Begleitet ihn, wohin er schreitet.
Nicht die Geburt verleiht den Ruhm,
Allein ein edles Heldentum;
Des Name glänzt, der tapfer streitet.

---

* Aus den demnächst erscheinenden neuen Dichtungen des Verfassers.

Ich sehe Schwert und Schild zerspalten —
Der Schild erzittert und sich biegt —
Den Helm, den Busch emporgehalten,
Triumph! Der Feind am Boden liegt;
Die Pferde röcheln noch im Sterben,
Rings herrschet tödliches Verderben.
Wohlan! mögt euch mit Blut berauschen!
Trennt mir vom Rumpfe gleich das Haupt!
Denn die der Waffen sind beraubt,
Sie mögen Totenliedern lauschen.

Fürwahr! nach Trink- und Festgelagen
Stehn minder mir mein Herz und Sinn;
Doch wo Alarm die Trommeln schlagen,
Dort lenken sich die Schritte hin;
Hei! wenn die tödlichen Geschosse
Den Reiter stürzen von dem Rosse!
Wenn lauter die Fanfaren schallen,
Und auf dem Boden rinnt das Blut,
Wenn wilder tobt des Kampfes Wut:
Dann jauchzt das Herz in Wohlgefallen.

Winterlied.

(Nach dem mittelhochdeutschen Original Walthers von der Vogelweide.)

Es plagt uns schon lange der Winter so kalt,
Es stehen rings öde die Heide, der Wald,
Wo sonst der Gesang, der liebliche, hallt.
Erst wenn auf der Strasse das Mägdelein ballt,
Dann wieder der Vögelein Lied dort erschallt.

Ich möchte verschlafen im Winter die Zeit!
Und wach' ich 'ne Weile, so plagt mich der Neid,
Dass ihm ist Gewalt, ach! so breit und so weit;
Doch weichet er sicher dem Maien im Streit,
Der uns statt des Reifes die Blumen verleiht.

Mein Leben Du.

(Nach dem schottischen Original Robert Burns'.)

Willst du sein mein süsses Leben?
Wenn dein Herz bekümmert zagt,
Darf ich frohen Trost dir geben?
Bei dem Heile meiner Seele,
Das ist meiner Liebe Streben!
Und ich schwör's, dass du allein
Ewig bleibst mein süsses Leben;
Du, ich schwör' es, du sollst sein
Ewiglich mein süsses Leben.

Sag, dass du mich liebst, mein Leben,
Oder, wenn du mich nicht liebst,
Zeig mir nicht dein Widerstreben;
Willst und kannst du nimmermehr
Mir dein Herz zu eigen geben,

Ach, so lass mich sterben gleich,
Glaubend doch, du seist mein Leben;
Teure, lass mich sterben gleich,
Glaubend doch, du seist mein Leben.

Matrosenlied.

(Nach dem französischen Original Emile Souvestres.)

Wohlauf zum Gesang und das Glas in die Hand,
Nicht lange mehr sind wir Matrosen am Land!
Ihr Berge, lebt wohl, es dreht sich der Wind,
Wir segeln gleich morgen, Matrosen geschwind.
Der Himmel ist klar und die Segel sich blähn,
Seht glänzend am Himmel die Sonne dort stehn:
Drum auf! zum Gesang, dass er weithin erschallt
Und hoffet, wir stehen in Gottes Gewalt.

Wenn wilder die Wogen umpeitschen das Schiff,
Verderben ihm drohet das felsichte Riff,
Dann singet im Maste der Schiffsjung' noch laut
Und furchtlos hinaus in die Ferne er schaut.
Was kümmern die Fluten, des Sturms wilde Macht,
Die Wogen, die Felsen, die düstere Nacht?
Nur Hoffnung! wir stehen in Gottes Gewalt,
Drum auf! zum Gesang, dass er lauthin erschallt.

Landlied.

(Nach dem schottischen Original John Stuart Blackies.)

Fort, fort vorm Geschrei, vorm Gerassel,
Vorm Staub und Getöse der Stadt,
Wo leben heisst streiten und kämpfen,
Bis nieder der Schwache sinkt matt;
Fort, fort zu den grünenden Hügeln,
Die glänzen im Sonnenschein mild,
Das Herz ihrer Waldungen zittert
Beim Vogelsang, der sie erfüllt.

Fort, fort vor dem Schmauch und dem Rauche,
Der alles verschleiert dicht hat,
Dem Drängen, dem Stossen, dem Lärmen,
Der Enge, den Fesseln der Stadt.
Fort, fort, wo der Himmel sanft blauet,
Erfrischend die Lüfte rings wehn,
Wo nahe den dunkelen Tannen
Die Birken, die luftigen, stehn.

Fort, fort vor dem Wälzen und Wirbeln,
Dem Zischen in Tiefe und Höh,
Hier kann der Gedanke nicht rasten,
Kaum denkt man an menschliches Weh;
Fort, fort, wo der klare Bach rieselt,
Das Jagdhorn des Jägers erschallt,
Das Farnkraut voll Anmut entkräuselt
Die Blätter im duftigen Wald.

Fort, fort nach der traulichen Hütte,
Umgeben vom lieblichsten Grün,
Es folget die Frau meines Herzens,
Sie sorget im freundlichen Mühn;
Ein Schatz, dem auf Erden nichts gleichet:
Die Mutter, zwei Knäblein so hold;
Das jüngste verziehet die Lippen —
Wie süss es dem Vater schon schmollt!

Drum fort vorm Geschrei, vorm Gerassel,
Vorm Staub und Getöse der Stadt,
Wo leben heisst streiten und kämpfen,
Bis nieder der Schwache sinkt matt.
Fort, fort, wo das grüne Laub winket
Im duftigen Atem des Mai,
Die Blumen dem Rasen entspriessen,
Im Zweige der Vogel singt frei.

Minnelied.

(Nach dem mittelhochdeutschen Original Kaiser Heinrichs VI.)

Ich grüsse mit Gesang die Süsse,
Die meiden ich nicht will und mag,
Ich möchte wohl des Herzens Grüsse
Ihr senden jeden neuen Tag.
Und wer dies Liedchen singt vor ihr,
Die schmerzlich ich vermisse hier,
Es sei Weib oder Mann, der habe sie gegrüsst von mir.

Mir sind viel Länder unterthan,
Wenn ich bei der Geliebten bin,
Doch wenn ich von ihr scheide, dann
Fahr'n Reichtum, meine Macht dahin:
Ich dann, ach! Schmerz und Kummer habe,
Geh selten noch am Freudenstabe,
Ich will in Lust und Leid sie lieben bis zum Grabe.

Nun, da so herzlich ich sie liebe,
Sie stets in meinem Herzen trage,
Und meines Herzens warme Triebe
Sich mischen oft mit bittrer Klage —
Was giebt sie mir dafür zum Lohne?
Ob ich auch ihr im Herzen wohne!
Doch eh ich sie verlör', verlör' ich lieber meine Krone.

Es irret sehr, der es nicht glaubt,
Ich könnte leben manchen Tag,
Wo nicht die Krone trüg' mein Haupt,
Schlägt mir nur ihres Herzens Schlag.
Verlör' ich sie, was hätt' ich dann?
Ich taugte weder Weib noch Mann,
Es wäre dann mein Trost, wär' ich in Acht und Bann.

Wie dem Vogel in den Zweigen.

(Nach dem französischen Original Charles Fournels.)

Wie dem Vogel in den Zweigen,
Dringt aus meiner Brust das Lied,

Wenn Natur rings um mich lächelt,
Blau Gewölk am Himmel zieht;
In das Herz dringt dann die Hoffnung,
Aufwärts der Gedanke schweift,
Der Beglückte singt ins Weite,
Oder wie die Amsel pfeift.

Still verborgen im Gebüsche,
In des Laubes dunklem Grün,
Schallt mein Liedchen ungekünstelt,
Bis die Freuden mir entfliehn.
Und was kümmert's, wenn ein Wandrer,
Der des Wegs vorübergeht,
Lauschend, nur mit spött'schem Lächeln
Meinem Liedchen Antwort steht!

Nun! dem schallt des Vogels Weise,
Der ihm setzt' des Lebens Ziel,
Weiss er, ob sie einem andern
Als dem Schöpfer selbst gefiel?
So mit mir! will keiner lauschen
Meinen Liedern zart und rein —
Meinen Kräften sie entsprechen —
Gott auch werden sie erfreun.

Liebeslied.

(Nach dem griechischen Original der Sappho.)

Reinsten Glückes voll, wie die Götter, dünkt mich,
Welchem dir ins Auge zu schaun vergönnt ist,
Welcher, trinkend süssesten Hauch, am Zauber
Deines Gesprächs hängt,

Deines herzerfreuenden Lachens. — Doch mir
Fährt das Herz im Busen vor jähem Schreck auf,
Schau ich dich nur an, versagt die Stimme
Jeglichen Laut mir.

Jedes Wort erstirbt auf der Zunge; plötzlich
Rinnt mir's durch die Glieder wie Feuergluten,
Vor den Augen flirrt es, und ein Brausen
Klingt in den Ohren!

Kalter Schweiss befällt mich, ein heftig Zittern
Mein Gebein; und fahler als welkes Gras wird
Meine Farbe — wenig fehlt, dass nieder
Sink' ich in Ohnmacht.

An den Sperling der Lesbia.

(Nach dem lateinischen Original Katulls.)

Sperling, meiner Geliebten, süsse Freude,
Du, mit welchem sie spielt, und den sie liebkost,
Dem sie, naht er sich, reicht die Fingerspitze,
Den zum mutigen Biss sie pflegt zu reizen;

Wenn es meinem Verlangen, strahlend schönen,
Einfällt munteren, trauten Scherz zu treiben,
Also Linderung suchend seines Schmerzes
Und wohl auch noch zu kühlen heisse Gluten:
Könnt' ich spielen mit dir, so wie sie selber,
Und erleichtern des schweren Herzens Sorgen!
Ach! es wär' mir so lieb als jenem flinken
Mädchen, wie man erzählt, der goldne Apfel,
Der den Gürtel, den lang verschlossnen löste.

Des Seemanns Kind.

(Nach dem Englischen.)

Der Sturm wühlt auf das tiefe Meer,
Die Woge schlägt das Schiff
Und alle Herzen werden schwer,
Es droht das Felsenriff.

Das Kind des Seemanns steht allein
Im wilden Sturm am Bord,
Sein Antlitz leuchtet froh und rein —
Da tönt zu ihm das Wort:

„O Knabe, spotte nicht so sehr,
Es droht das Felsenriff!"
„Was soll der Fels?" erwiedert er,
„Mein Vater lenkt das Schiff!" —

So wenn auf Erden Hoffnung schwand
Auf Rettung in der Not,
Schützt uns noch Gottes gnäd'ge Hand
Vor Elend und vor Tod.

Er hört der Menschen frommes Flehn,
Macht leicht das arme Herz;
In Freude wandelt er die Thrän',
Die bang entrinnt dem Schmerz.

Drum kannst du nur zu ihm aufschaun,
Wenn droht das Felsenriff;
Und gleich dem Knaben hab' Vertraun,
Er lenkt das Weltenschiff.

Sophokles.

(Aus dem Griechischen.)

Sanft umschliesse den Hügel des Sophokles, rankender Epheu,
Sanft, und breite umher wallendes, grünes Geflecht;
Auch die Rose erschliesse den Kelch, und die schwellende Rebe,
Früchteschwer, streu' des Geranks üppige Fülle rings aus,
Weil er in goldenen Worten, als ein Liebling der Grazien und Musen,
Treffliche Lehren so süss tief in das Herz uns geflösst.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

C. Abel, Ueber den Ursprung der Sprache. 2. Ausg. (Berlin, Liepmannsohn.) 1 Mk. 50 Pf.

F. Müller, Grundriss der Sprachwissenschaft. II. Bd. 2. Hälfte. (Wien, Hölder.) I u. II. 22 Mk.

O. Weddigen, Studien und Erinnerungen. (Essen, Silbermann.) 2 Mk.

D. Asher, Ueber den Unterricht in den neueren Sprachen, spezieller der englischen, an den Universitäten und höheren Schulen. (Berlin, Langenscheidt.) 80 Pf.

Lexicographie.

J. ten Dornkaat-Koolman, Wörterbuch der ostfries. Sprache. 13. Heft. (Norden, Braams.) 2 Mk.

T. Lohmeyer, Beiträge zur Etymologie deutscher Flussnamen. (Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.) 2 Mk.

D. Sanders, Beiträge zur deutschen Synonymik. (Berlin, Abenheim.) 4 Mk.

J. u. W. Grimm, Deutsches Wörterbuch. 6. Bd. 8. Lfrg. bearb. von M. Heyne. (Leipzig, Hirzel.) 2 Mk.

H. Berghaus, Sprachschatz der Sassen. Wörterbuch der plattdeutschen Sprache in den hauptsächlichsten ihrer Mundarten. 15. Heft. (Berlin, Eisenschmidt.) 1 Mk. 50 Pf.

Grammatik.

A. Puls, Untersuchung über die Lautlehre der Lieder Muscatblüt's. (Kiel, Lipsius & Tischer.) 2 Mk.

G. Marx, Ueber die Wortstellung bei Joinville. 1. Theil. (Heilbronn, Henninger.) 1 Mk.

H. Soltmann, Der Infinitiv mit der Präposition à im Altfranzösischen. (Heilbronn, Henninger.) 1 Mk.

Literatur.

R. Dürnwirth, Zwei Bruchstücke aus altdeutschen Dichterwerken. A. Aus dem jüngeren Titurel. B. Aus Ottackers Reimchronik. (Klagenfurt, Heyn.) 1 Mk. 20 Pf.

Aeltere tirolische Dichter hrsg. v. J. E. Wackernell. 3. Bd. (Innsbruck, Wagner.) 12 Mk. 80 Pf.
Deutsche Literaturdenkmäler d. 18. Jahrh. hrsg. v. B. Seuffert. Inhalt: Faust's Leben vom Maler Müller. (Heilbronn, Henninger.) 1 Mk. 50 Pf.
W. Grimm, Kleinere Schriften. Hrsg. v. Gust. Hinrichs. 2. Bd. (Berlin, Dümmler.) 10 Mk.
O. v. Leixner, Illustrirte Geschichte der fremden Literaturen in volksthümlicher Darstellung 8.—11. Lfrg. (Leipzig, Spamer.) à 50 Pf.
O. v. Leixner, Illustrirte Literaturgeschichte in volksthümlicher Darstellung. 36.—39. Lfrg. (Leipzig, Spamer.) à 50 Pf.
C. Redlich, Lessing-Festblatt zum 8. September 1881. (Hamburg, Strumper.) 1 Mk.
M. R. v. Waldberg, Studien zu Lessings Stil in der Hamburgischen Dramaturgie. (Berlin, Kühl.) 3 Mk.
C. Müller-Frauenrath, Die deutschen Lügendichtungen bis auf Münchhausen dargestellt. (Halle, Niemeyer.) 3 Mk.
K. Th. Gädertz, Gabriel Rollenhagen, sein Leben und seine Werke. (Leipzig, Hirzel.) 2 Mk. 80 Pf.
W. Buchner, Ferd. Freiligrath. Ein Dichterleben in Briefen. (Lahr, Schauenburg.) 1 Mk. 25 Pf.
J. Claassen, G. E. Lessing's Leben und ausgewählte Werke im Lichte der christichen Wahrheit. (Gütersloh, Bertelsmann.) 5 Mk
J. Braun, Schiller und Goethe im Urtheile ihrer Zeitgenossen. (Leipzig, Schlicke.) 15 Mk.
G Brandes, Moderne Geister. Literarische Bildnisse aus dem 19. Jahrh. (Frankfurt a. M., Literar. Anstalt.) 9 Mk.
H Dederich, G. E. Lessing, der Apostel der Denkfreiheit. (Leipzig Morgenstern) 1 Mk. 70 Pf.
H. Düntzer, Lessing's Leben mit Illustrationen. (Leipzig, Wartig.) 9 Mk.
K. Gödeke, Grundriss der Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen. 12. Heft. (Dresden, Ehlermann.) cpl. 4 Mk. 60 Pf.
H. Flaschel, Die gelehrten Wörter in der chanson de Roland. (Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.) 1 Mk. 20 Pf.
R. Schoch, Ueber Boner's Sprache. (Halle, Niemeyer.) 1 Mk. 60 Pf.
Messire Thibaut, Li romanz de la poire; hrsg. v. F. Stehlich. (Halle, Niemeyer.) 4 Mk.
Das mittelenglische Poema morale, hrsg. von H. Lewin. (Halle, Niemeyer.) 2 Mk.
R. Grosse, Der Stil des Crestien v. Trois. (Heilbronn, Henninger.) 1 Mk.
M. Hannapel, Poetik Alain Chartiers. (Heilbronn, Henninger.) 1 Mk.
Jehan de Taim, Li hystore de Julius Cesar. Eine altfranz. Erzählung in Prosa, hrsg. v. F. Settegast. (Halle, Niemeyer.) 9 Mk.
C. H. Heine, Corneille's Médée in ihrem Verhältniss zu den Medea-Tragödien des Euripides und Seneca. (Heilbronn, Henninger.) 1 Mk.
W. Kulpe, Lafontaine. Sein Leben und seine Fabeln. 2. Aufl. (Leipzig, Friedrich.) 3 Mk. 60 Pf.
A. Barbou, Victor Hugo und seine Zeit. Nach dem Franz. von Otto Weber. 10. Lfrg. (Leipzig, Thiel.) à Lfrg. 50 Pf.
P. Lindau, Aus dem literarischen Frankreich. (Breslau, Schottländer.) 5 Mk.
M. Moltke, Shakespeare's Hamlet-Quellen zusammengestellt, mit Einleitung und Nachträgen von Gericke. (Leipzig, Barth.) 3 Mk.
J. Thümmel, Vorträge über Shakespeare-Charaktere. (Halle, Niemeyer.) 4 Mk.
Sammlung englischer Denkmäler in kritischen Ausgaben. 3. Bd. (The Erl of Tolous and the Emperes of Almayn. Hrsg. v. G. Lüdtke.) (Berlin, Weidmann.) 6 Mk.

J. Schipper, Englische Metrik, in historischer und systematischer Entwickelung dargestellt. I. Theil. Altenglische Metrik. (Bonn, Strauss.) 13 Mk. 50 Pf.
Juan de Valdés, El salterio, traduzido del hebreo en romance castellano. (Bonn, Weber.) 10 Mk.
G. Göbel, Dante Alighieri. Sechs Vorlesungen. (Bielefeld, Velhagen & Klasing.) 3 Mk.
G. Boccaccio, Dekameron. Aus dem Ital. v. D. W. Soltau. Mit Illustrationen. 3 Bde. (München, Bibl. Institut.) 10 Mk.
A. Bartoli, Geschichte der italienischen Literatur; übers. v. C. v. Reinhardstöttner. I. Bd. (Leipzig, Voss.) 4 Mk.
G. Bornhak, Lexikon der allgemeinen Literaturgeschichte. Die Literatur der ausserdeutschen Völker aller Zeiten in geschichtl. Uebersichten und Biographien, zugleich Lexikon der Poetik. (Leipzig, Bibliograph. Institut.) 5 Mk.

Hilfsbücher.

K. Hartung, 170 Themata zu deutschen Aufsätzen f. d. mittleren und oberen Klassen. (Bremen, Heinsius.) 2 Mk. 25 Pf.
C. Tumlirz, Tropen und Figuren, nebst einer kurzgefassten deutschen Metrik. (Prag, Dominicus.) 1 Mk. 12 Pf.
W. Herbst, Hilfsbuch f. d. deutsche Literaturgeschichte zum Gebrauche f. obere Klassen. 2. Theil. (Gotha, Perthes.) 80 Pf.
J. Durmayer, Grundzüge der Poetik für Mittelschulen. (Nürnberg, Korn.) 1 Mk.
W. Schramm, Deutsche Literaturgeschichte, nebst einer mnemotechnischen Anleitung zur leichten Aneignung literarhistor. Zahlen. (Brünn, Epstein.) 1 Mk. 60 Pf.
Lober, Knab & Kobmann, Uebungsstoff für den Unterricht im Deutschen. 5. u. 6. Heft. (Nürnberg, Korn.) à 45 Pf.
K. Hoffmann, Deutsche Sprachlehre. Ein method. Leitfaden f. Mittelschulen. 2. Theil. Wortlehre. Mit 221 Uebungsaufgaben. (Giessen, Roth.) 60 Pf.
W. Hahn, Poetische Mustersammlung. Erklärungen und Beispiele zu den Gattungen der Poesie. (Berlin, Hertz.) 3 Mk.
F. Pfalz, Literaturgeschichtliche Lebensbilder. (Leipzig, Siegismund & Volkening.) 1 Mk. 20 Pf.
Aus deutschen Lesebüchern. Dichtungen in Poesie und Prosa, erläutert für Schule und Haus. 1. Bd. (Berlin, Th. Hofmann.) 5 Mk.
H. Herzog, Beispielsprichwörter. (Aarau, Sauerländer.) 70 Pf.
R. Dihm, Hilfsbuch zur Erlernung des Wortschatzes der franz. Sprache in einer genealogischen Uebersicht des franz. Wortgebäudes. Hrsg. v. H. Hoburg. (Frankfurt a. M., Sauerländer.) 1 Mk. 20 Pf.
R. Dihm, Franz. Vocabular. 2. Aufl. (Frankfurt a. M., Sauerländer.) 1 Mk. 60 Pf.
W. Bertram, Gramm. Uebungsbuch; im Anschluss an Plötz' franz. Grammatik. Heft 1—5. (Bremen, Heinsius.) 1 Mk. 70 Pf.
E. Walther, Französische Uebungsstücke für höhere Lehranstalten. (Nördlingen, Beck.) 1 Mk. 80 Pf.
d'Hargues, Lehrbuch der franz. Sprache. Unterstufe. (Berlin, Oehmigke.) 1 Mk.
J. Westenhöffer, Die Regeln der franz. Aussprache. 2. verb. Aufl. (Mülhausen i. E., Bufleb.) 50 Pf.
A. Wiemann, Franz. Chrestomathie. (Gotha, Schlössmann.) 1 Mk.
Voltaire's Mérope, erklärt v. Sallwürk. (Berlin. Weidmann.) 1 Mk. 20 Pf.
Racine's Phèdre, erkl. v. Döhler. (Berlin, Weidmann.) 1 Mk. 50 Pf.

Barante, Hist. de Jeanne Darc, erklärt v. F. Hummel, (Berlin, Weidmann.) 1 Mk. 50 Pf

J. de La Fontaine, Fables, erklärt v. E. O. Lubarsch. (Berlin, Weidmann.) 1 Mk. 50 Pf.

R. Wilcke, Anleitung zum englischen Aufsatz. (Berlin, Bornträger.) 1 Mk.

H. Berger, Prakt. Lehrgang zur schnellen und leichten Erlernung der engl. Sprache. (Wien, Hölder.) 1 Mk. 20 Pf.

A. Wiemann, Materialien zum Uebersetzen ins Englische. 1. Bändchen. Bilder aus der Geschichte. (Gotha, Schlössmann.) 40 Pf.

J. Green, History of the english people. The Stuarts, erklärt v. L. Lion. (Halle, Gesenius.) 2 Mk. 20 Pf.

The Teacher, Unterhaltungsblatt zum Zwecke d. gründl. Erlernens der engl. Sprache. Red. v. Heinrig. I. Jahrg. 12. Heft. (Leipzig, Reissner.) à 50 Pf.

Longfellow's Evangeline, erklärt v. Schmick. (Leipzig, Lenz.) 75 Pf.

H. Buchholtz, Italienische Sprachlehre. (Hannover, Helwing.) 2 Mk.

A. Müller, Grammaire générale des sept principales langues à l'usage des commençants. (Mainz, Diemer.) 12 Mk.

B. Arkossy, Lehr- und Lesebuch der spanischen Sprache. 2 Kurse und Supplement. (Leipzig, Breitkopf & Härtel.) 8 Mk.

Dr. Fassano, Viaggio a Roma. Praktisches Handbuch der italien. Umgangssprache. (Berlin, Herbig.) 1 Mk. 25 Pf.

J. Dihrik, Erster Unterricht in der russischen Sprache. (Leipzig, Köhler.) 2 Mk. 70 Pf.

